



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

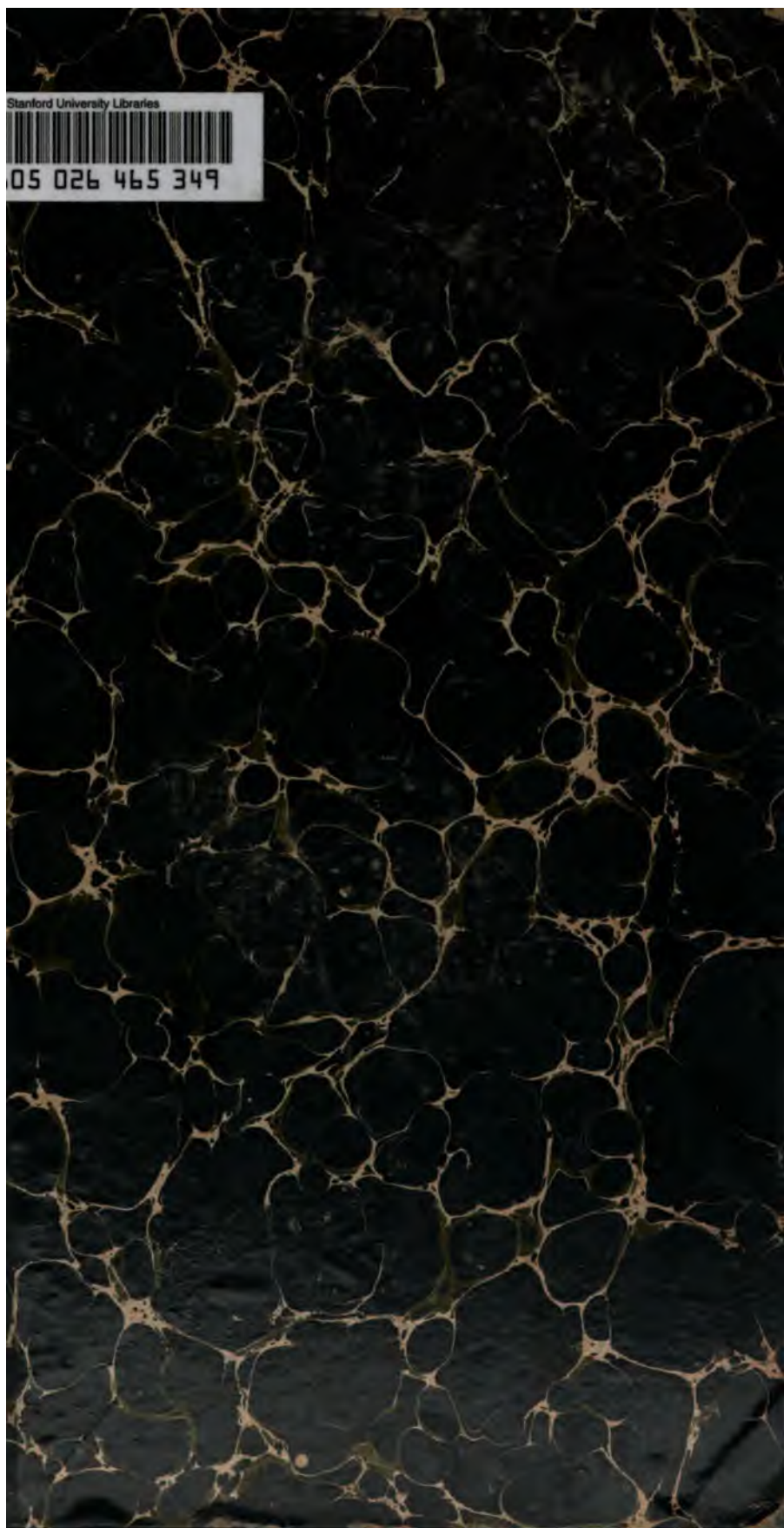
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries



05 026 465 349

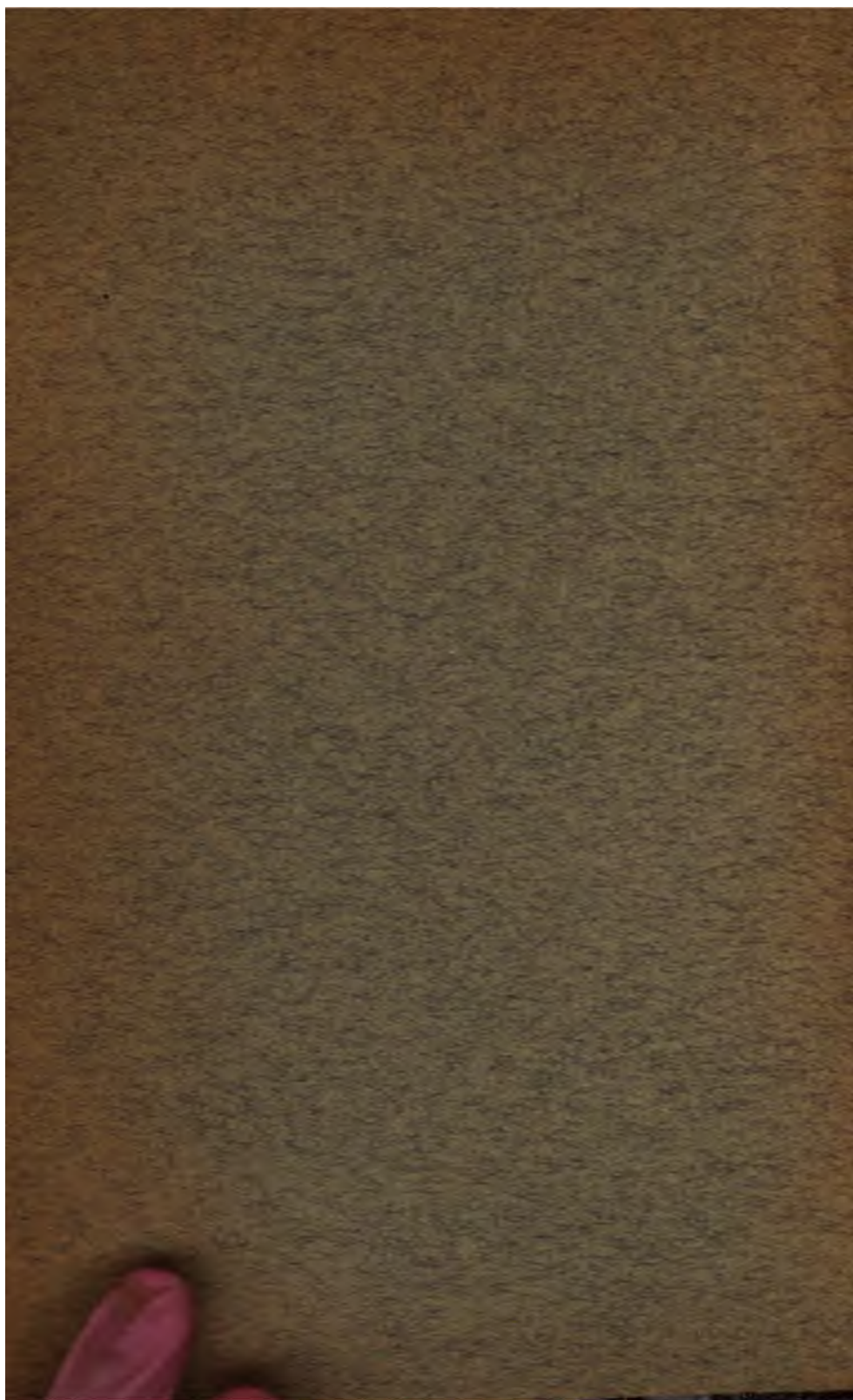


405

7-97





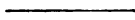




©
ZEITSCHRIFT
FÜR DIE
ÖSTERREICHISCHEN
GYMNASIEN.



VERANTWORTLICHE REDAKTEURE
J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.



VIERUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1903.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN
I., BARBARAGASSE 2.

138211

YIABU
RORU. GORHATZ GAA. U
YIABU

Inhalt des vierundfünfzigsten Jahrganges
 der
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
 (1903.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

	Seite
Keine Beiträge zur lateinischen Grammatik. Von J. M. Stowasser	1
Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Breuer	9
Chaeronea. Von A. Kromayer	97
Heldensage und Namengebung. Von K. Schiffmann	198
Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik. Von J. M. Stowasser	201
Zu Theophrast. Von A. Zingerle	202
Kant in Österreich vor 100 Jahren. Von K. Wotke	289
Zur indogermanischen Altertumskunde. Von R. Meringer	385
Die neuen Bruchstücke der Sappho und des Alkaios. Von H. Jurenka	481
Sprachpsychologische Spähne. Von F. Stolz	491
Der neugefundene Timotheos-Papyrus und die Editio princeps. Von H. Jurenka	577
Das hexagonale Skalenoeder und seine ihm ein- und umschriebenen Rhomboeder vom volumetrischen Standpunkte. Von Cajetan Lippitsch	588
Zwei Eigentümlichkeiten des Taciteischen Stiles. Von R. Wimmerer	673
Kant in Österreich. Von M. Ortner	713
Einige Bemerkungen über Landkartenprojektionen. Von N. Herz	721
Reiseeindrücke und Kulturbilder aus Makedonien und Altaerbien. Von E. Fait	865
Der irreduzible Fall der kubischen Gleichung in algebraischer Behandlung. Von A. Breuer	961
Gymnasium und Realschule. Von N. Herz	1057
Ein letztes Wort über „Kant in Österreich“. Von K. Wotke	1084

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Arendt R., Grunzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet. 8. Aufl. Nach dem Tode des Verf. bearbeitet von L. Köhler. Hamburg und Leipzig, L. Veß 1903, angez. von Joh. A. Kail	1125
--	------

	Seite
Asbach J., Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. Berlin, Weidmann 1902, angez. von C. Patsch	140
Ásbóth O., Russische Chrestomathie für Anfänger. 2., verb. Aufl. Leipzig, F. Brockhaus 1903, angez. von M. Rešetar	756
Asher D., Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 8. Aufl. herausgeg. von P. Hangen. Dresden, L. Ehlermann 1902, angez. von J. Ellinger	50
Assmann W., Geschichte des Mittelalters von 375 - 1517. Zur Förderung des Quellenstudiums für Studierende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete. 3., neu bearb. Aufl. herausgeg. von L. Viereck. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. Loserth	757
Astronomischer Kalender für das Jahr 1903. Herausgeg. von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 65. Jahrgang, der neuen Folge 22. Jahrgang. Wien, K. Gerold 1903, angez. von S. Oppenheim	777
Bachof E., Erläuterungen zu Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch herausgeg. 1. Heft. Buch I-III. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1901, angez. von J. Golling	317
Badstüber H., Heinrich von Kleist. Sein Leben und seine Werke. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1902, angez. von W. Duschinsky	323
Baldamus A. s. Weber G.	
Barbelenet D. s. Mélanges.	
Bardey E., Aufgabensammlung, methodisch geordnet, mehr als 8000 Aufgaben enthaltend über alle Teile der Elementararithmetik. Für Mittelschulen nach der 9. Auflage bearbeitet von F. Schiffner und G. Wagner. Wien, K. Graessr & Cie. 1903, angez. von J. G. Wallentin	763
—, Aufgabensammlung. Neue Ausgabe, nach der 26. Aufl. bearb. von F. Pietzker und O. Presler. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1902, angez. von F. Hübner	148
Barth W., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der griechischen Sprache. II. Kursus. Leipzig, Haberland, angez. von F. Hanna	750
Barwiński A. s. Zakrzewski V.	
Baumann F., Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht. Berlin, Weidmann 1902, angez. von A. Würzner	222
Baumgartner S. J., Nordische Fahrten, Skizzen und Studien. Freiburg i. Br., Herder 1902, angez. von J. Miklau	584
Bayard L., De gerundivi et gerundii vi antiquissima et usu recentiore. Insulis, typis Lefebure-Ducrocq 1902, angez. von J. Golling	318
Becher F. s. Draeger A.	
Becker A. s. Mayer J.	
Bekk A., Shakespeare. Des Dichters Bild, nach dem Leben gezeichnet. Paderborn, Schöningh 1902, angez. von J. Ellinger	912
Benedict S., Die Gudrunsaage in der neueren deutschen Literatur. Klostock, Warkentien 1903, angez. von A. Bernt	39
Benischke G., Die Grundgesetze der Wechselstromtechnik. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin	1123
Berdrow W. s. Lassar.	
Berghaus s. Sohr.	
Besser E. s. Henty G. A.	
Biel B., Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten. Ausgabe für Gymnasien. I. Teil: Die Unterstufe. Leipzig, Freytag 1903, angez. von F. Hübner	438

	▼
	Seite
Biese A., Griechische Lyriker in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Teil: Text. 2. verm. und verb. Aufl. Wien, Tempky 1902, angez. von H. Jurenka	739
Bjerkness V., Vorlesungen über hydrodynamische Fernkräfte nach C. A. Bjerkness Theorie. II. Band. Leipzig, J. Barth 1902, angez. von J. G. Wallentin	629
Blass F., Die Rythmen der attischen Kunstprosa: Isokrates-Demosthenes-Platon. Leipzig, Teubner 1901, ang. von H. Schenkl	203
Blochmann R. H., Licht und Wärme, gemeinfaßlich dargestellt. Leipzig, C. Poeschel 1902, angez. von F. Lukas	770
Böttger H. s. Schroedler F.	
Brakman C., Frontoniana I., II. Traiecti ad Rhenum 1902. Typis expressit J. J. M. Molijn, angez. von E. Hauler	32
Brandeis A., Über Körpererziehung und Volksgesundheit. Vortrag, gehalten auf der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad (S.-A. aus „Gesunde Jugend“, II. Jahrg. 5/6. Heft). Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von L. Burgerstein	980
Brandi K., Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1903, angez. von R. Böck	786
Brandt M. v. — Schurtz H. — Weule K. — Schmidt E., Weltgeschichte. II. Bd. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1902 (auch unter dem Titel: Weltgeschichte unter Mitarbeit von....., herausgeg. von H. J. Helmholt), angez. von J. Loserth	627
Breitinger H., Die Grundzüge der französischen Literatur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische. 8. Aufl., neu bearbeitet, berichtigt und ergänzt von E. Leitsmann. Zürich, Schultheß & Co. 1902, angez. von F. Wawra	752
Brettschneider H., Wiederholungstabellen für den Unterricht in der Geschichte. Halle, Waisenhaus 1902, ang. von A. Zeehe	758
— —, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte an höheren Lehranstalten. VII. Teil. Vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. 2. verb. Aufl. Halle, Waisenhaus 1901, angez. von A. Zeehe	332
Brandt P., P. Ovidi Nasonis de arte amatoria libri tres. Erklärt. Leipzig, Dieterich 1902, angez. von A. Zingerle	315
Budde E. s. Kiesling J.	
Burguet A. s. Zünd	
Bürger E., De ovidi carminum amatoriorum inventione et arte. Guelferbyti apud Iulium Zwißler 1901, ang. von H. Sedlmayer	30
Castner J. s. Lassar-Cohn.	
Cauer P., Homers Ilias. Schulausgabe. 2. berichtigte und durch Beigaben vermehrte Auflage. Wien, Tempky 1902, angez. von A. Kornitzer	312
— —, Homers Odyssee. Schulausgabe. 3. Aufl. Wien, Tempky 1902, angez. von A. Kornitzer	312
— —, Palaestra vitae. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin, Weidmann 1902, angez. von G. Heidrich	306
Chatelain A., Uncialis scriptura codicum Latinorum novis exemplis illustrata. 2 Teile. Paris, Welter 1901 und 1902, angez. von W. Weinberger	740
Christ A. s. Müller J.	
Chwolson O., Lehrbuch der Physik. I. Band. Übersetzt von H. Pflaum. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin	764

VI

	Seite
Clement W. K., Elmers Treatment of the Prohibitive — A rejoinder. Reprinted from the American Journal of Philology, Vol. XXII (1901), Nr. 1, angez. von J. Golling	216
Cohn a. Lassar.	
Cook F. A., Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolarregion. Deutsch von A. Weber. Kempten, J. Kösel 1903, angez. von J. Miklau	997
Crescenzo V. de, Studi sui fonti dell'Eneide. Pius Aeneas. Torino, Loescher 1902, angez. von A. Primožić	31
Dannemann F., Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. I. Bd. Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten. 2. Aufl. Leipzig, W. Engelmann 1902, angez. von F. Noë	67
Darwin G. H., Ebbe und Flut sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der zweiten englischen Aufl. von A. Pockels. Mit einem Einführungswort von G. v. Neumayer. Leipzig, Teubner 1902, angez. von J. G. Wallentin	341
De la Ville de Mirmont, M. Tullii Ciceronis in M. Antonium oratio Philippica prima. Texte latin publié avec appareil critique, Introduction bibliographique historique et Commentaire explicatif. Paris, C. Klincksieck 1902, angez. von A. Kornitzer	501
Der römische Limes in Österreich. Heft IV. Wien, Hölder 1902 (Bericht des Vereines Carnuntum für das Jahr 1901), angez. von A. Gabeis	1093
Detter F.-Heinzel R., Sæmundar Edda. Mit einem Anhang, herausgeg. und erklärt. Leipzig, G. Wigand 1903. Bd. I: Text. Bd. II: Anmerkungen, angez. von W. Golther	618
Deutschbein K., Kurzgefaßte englische Grammatik und Übungsbuch für Gymnasien, Ausgabe B. Nach der induktiven Methode. Cöthen, O. Schulze 1903, angez. von J. Ellinger	987
Draeger A., Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe. II. Bd. Vierte, verb. Aufl. von F. Becher. 2 Hefte. Leipzig, Teubner 1899, angez. von F. Zöchbauer	120
Dressel L., Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite verm. und vollst. umgearb. Aufl. I. Abteilung. Freiburg i. Br., Herder 1900, angez. von J. G. Wallentin	537
Ebeling M., Lehrbuch der Chemie und Mineralogie. Für höhere Lehranstalten. I. Teil: Unorganische Chemie. Berlin, Weidmann 1902, angez. von Joh. A. Kail	1007
Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. Neu bearb. von M. Seyffert und W. Fries. 46. Aufl. Berlin, Weidmann 1902, angez. von J. Golling	510
Elmer H. C., Is there still a Latin Potential? A reply to Professor Hale: American Philological Association. Proceedings for July 1901, angez. von J. Golling	216
—, Ne emisses, ne poposcisses, and similar expressions. Reprinted from Studies in honor of Basil Lanneau Gildersleeve, angez. von J. Golling	216
—, On the Subjunctive with Fortisan. Extracted from the Transactions of the American Philological Association, Vol. XXXII (1901), angez. von J. Golling	216
Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus, angez. von J. Ellinger	905
Ëykman L. P. s. Marryat C.	

	Seite
Falkenegg A. v. Baron, Abessinien. Wissenswertes über Land und Leute der „afrikanischen Schweiz“. Berlin, Boll & Pickardt 1902, angez. von J. Miklau	432
Fenkner H. s. Schaik W. C.	
Fiderer E., Chrestomathie aus Xenophons Schriften. Herausgeg. und mit einem Wörterbuch versehen (Polnisch). 3. Aufl. Lemberg, Verlag des galizischen Mittelschullehrervereines 1902, angez. von Z. Dembitzer	409
Fischer M., Pokornys Naturgeschichte des Pflanzenreiches für höhere Lehranstalten. 21. Aufl. Leipzig, Freytag 1902, angez. von H. Vietorf	69
Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller, angez. von J. Ellinger	326
Fricke R. s. Perry J.	
Fricke R., Hauptsätze der Differential- und Integralrechnung. 3. Aufl. Braunschweig, Vieweg 1902, angez. von K. Zindler	63
Friedmann S., Grammatica Tedesca con Esercizi., Letture e Vocabulario. Torino, Loescher 1902, angez. von J. Vettach	138
Fries W. s. Ellendt-Seyffert.	
Fuchs R. s. Rätzsch H.	
Gajdeczka J., Maturitäts-Prüfungsaufgaben aus der Mathematik. Zusammengestellt u. mit Auflösungen versehen. Wien, F. Deuticke 1893, angez. von F. Hübner	536
Geitel H., Über die Anwendung der Lehre von den Gasen auf die Erscheinungen der atmosphärischen Elektrizität. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1901, angez. von J. G. Wallentin	64
Gerdes P., Einführung in die Elektrochemie. Halle a. S., W. Knapp 1902, angez. von J. A. Kail	446
Gleichen A., Lehrbuch der geometrischen Optik. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von J. Wallentin	149
Golling J., Chrestomathie aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus. Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben. Wien, A. Hölder 1903, angez. von F. Kunz	412
Grein H., Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen. Mit einem Vorworte von G. Körting. Kiel, R. Cordes 1902, angez. von R. Sonnleithner	988
Gröber G., Grundriß der romanischen Philologie. II. Bd., 1. Abteil. Straßburg, Trübner 1902, 2. Abteil. 1897, 3. Abteil. 1901, angez. von W. Meyer-Lübke	51
Gruber Ch., Deutsches Wirtschaftsleben; auf geographischer Grundlage geschildert. Leipzig, Teubner 1902, angez. von L. Smolle	143
Grumme A., Kritisches und Exegetisches zu Cicero's Sestiana. Gera 1903, angez. von A. Kornitzer	744
Gudeman A., P. Cornelii Taciti De vita et moribus Cn. Jul. Agricola'e liber. Berlin, Weidmann 1902 (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Begründet von M. Haupt u. H. Sauppe), angez. von J. Golling	31
— — The Sources of Plutarch's Life of Cicero. (Publications of the University of Pennsylvania. Series in Philology and Literature. Vol. VIII., N. 2.) Philadelphia 1902, angez. von H. Schenkl	735
Günther S., Astronomische Geographie (Sammlung Göschen, 92. Band). Leipzig, angez. von J. Müller	918
Halforn M. v. s. Johnston H., Sir.	
Hammelrath H., Stephan C., Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschluß an die Lektüre. III. Heft. Übungsstücke im Anschluß an Sallust, Tacitus, Cicero. Berlin, Weidmann 1921, angez. von J. Fritsch	37

	Seite
Hangen Ph. s. Plate H.	
Hangen P. s. Asher D.	
Hardin W., Die Verflüchtigung der Gase, geschichtlich entwickelt. Übersetzt von J. Traube. Stuttgart, F. Enke 1901, angez. von J. G. Wallentin	632
Hau P., Lateinisches Lese- und Übungsbuch. 1. Teil: Sexta. Köln, M. du-Monte Schauberg 1901, angez. von H. Bill	220
— — Lateinisches Lese- und Übungsbuch. II. Teil: Quinta. Köln, M. du Mont-Schauberg 1901, angez. von H. Bill	320
Häusser E., Lebendige Grammatik. Potsdam, A. Stein 1902, angez. von A. Würzner	223
Heiderich F., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1902, 4. Heft. angez. von J. Müllner	145
— — Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1903. 1. und 2. Heft, angez. von J. Müllner	435
Heimerl A., Schulfiora von Österreich (Alpen und Sudetenländer, Küstenland südlich bis zum Gebiete von Triest). Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, angez. von H. Vieltorf	779
Heinichen F., Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. 7. verb. Aufl., bearb. von C. Wagener. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von J. Golling	984
Heinemann K., Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fach- gelehrter herausgeg. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) 5.—7. und 13. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1901, angez. von S. M. Prem	322
Heinzel R. s. Detter F.	
Hellen E., von der, Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Stuttgart u. Berlin, Cottas Nachfolger, angez. von R. F. Arnold	1116
Helmolt H. J. s. Brandt M. v.	
Hemmelmayer F. v. — Leitenberger H., Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für die IV. Klasse der Mädchen-Lyzeen. Wien, Tempsky 1903, angez. von F. Noë	782
Henniger K., Chemisch-analytisches Praktikum behufs Einführung in die qualitative Analyse. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. Kail	542
Hense J., Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehr- anstalten. Zweiter Teil: Dichtung der Neuzeit. 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1902, angez. von R. Löhner	903
Henty G. A., Wulf the Saxon. A story of the Norman conquest. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausg. von R. Besser. Wien, Tempsky 1903, angez. von J. Ellinger	910
Hérz N., Die Fortschritte der Naturwissenschaften im XIX. Jahr- hundert. (Separatabdruck aus dem Progr. der Staats-Oberreal- schule in Wien, XV. Bez.) 1902, angez. von F. Lukas	773
Hesse R., Abstammungslehre und Darwinismus. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 39. Bdch.) Leipzig, Teubner 1902, angez. von T. F. Hanaušek	447
Hevesi L., Geschichte der modernen Kunst. Bd. 2 und 3: „Öster- reichische Kunst 1800—1848“ und „Österreichische Kunst 1848 bis 1900“. Leipzig, E. Seemann 1903, angez. von R. Böck	787
Heynacher M. s. Spieß.	
Heynacher, Dr., Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Cäsars gallischen Krieg. Buch I—VII. Essen, G. Baedeker 1902, angez. von Dr. Polaschek	511

Hoffer E., Lehrbuch der Tierkunde für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 2., nach biologischen Grundsätzen bearb. Aufl. Prag, Wien, Leipzig, Tempsky und Freytag 1902, ang. von F. Noë	244
Höfler A., Grundlehren der Logik und Psychologie. Mit einem Anhang: Zehn Lesestücke aus philosophischen Klassikern. Wien, Tempsky 1903, angez. von E. Martinak	783
Holzmüller G., Elemente der Stereometrie. 4. Teil. Fortsetzung der schwierigen Untersuchungen. Leipzig, Göschen 1902, angez. von E. Grünfeld	341
Hornemann F., Zur Vereinfachung des französischen Elementarunterrichtes. Vorschläge des Vereins für neuere Sprachen in Hannover, nebst einem Begleitworte. Hannover, K. Meyer (G. Prior) 1901, angez. von A. Würzner	992
Huber B. — Mann F., Neusprachliche Reformbibliothek. Leipzig, A. Rosenberg 1902, angez. von P. Pejscha	380
Hütter F., Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. Miklau	337
Hunsiker R. s. Müller G. H.	
Hasmann A. s. Koppe K.	
Hülse Ch., Wandplan von Rom. Maßstab 1:4250. Berlin, D. Reimer 1901, angez. von J. Müllner	61
Hüter L., Schülerkommentar zu Sophokles' Aias. Wien, Tempsky 1903, angez. von H. Jurenka	891
Jellinek A. s. Junker K.	
Jerusalem W., Lehrbuch der Psychologie. 3. vollständig umgearb. Aufl. des Lehrbuches der empirischen Psychologie. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1902, angez. von E. Gschwind	245
Jodl F., Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. 2. Bd. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchhandlung 1903, ang. von E. Gschwind	639
Johnston H. Sir, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Halfern. Heidelberg, K. Winter 1903, angez. von J. Miklau	431
Julius V. A., Der Äther. Vortrag, gehalten am 8. April 1902 zu Utrecht im Ferienkurse für Gymnasial- und Realschullehrer. Aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. Leipzig, Quandt & Händel 1902, angez. von S. Oppenheim	926
Junker K. — Jellinek A., Österreichische Bibliographie. Herausg. vom Verein der österr.-ungar. Buchhändler. 1. Jahrgang 1900, angez. von S. Frankfurter	71
Jurenka H., Archilochos von Paros. Aus den Fragmenten dargestellt (Separatabdruck aus dem Progr. des Maximilian-Gymn. in Wien 1900), angez. von E. Kalinka	500
— — Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. III.: Auswahl aus den römischen Lyrikern mit griechischen Parallelen. Herausg. und erklärt. 2 Hefte (Text und Kommentar mit Einleitung). Wien, K. Graeser 1903, angez. von K. Mraz	980
Just K., Kirchengeschichtlicher Unterricht. I. Teil: Das Christentum und das Römische Reich. (Präparationen) angez. von G. Juritsch	1121
— — Kirchengeschichtliches Lesebuch. I. Teil. Altenburg, H. Pierer 1903, angez. von G. Juritsch	1121
Kampers F. s. Schell H.	
Kares s. Plate.	

	Seite
Kauffmann F., Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 3. Aufl. Marburg, N. Elwert 1902, angez. von J. Seemüller	126
Kellner L. s. Thieme F.	
Kern O., Über die Anfänge der hellenischen Religion. Berlin, Weidmann 1902, angez. von E. Kalinka	611
Kirchhoff A., Erdkunde für Schulen nach den für Preußen geltigen Lehrzielen. II. Teil. Mittel- und Oberstufe. 8. verb. Aufl. Halle a. S. 1901, angez. v. J. Müllner	62
Kirchner J., Prosopographia Attica. Vol. II. Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri 1903, angez. von K. Swoboda	1090
Kissling J., Leitfaden für den Unterricht in der Experimentalphysik an Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien. Nach dem Lehrbuche der Physik von Budde. Berlin, P. Parey 1902, angez. von J. G. Wallentin	921
Klapperich J., Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Glogau, C. Flemming 1902, angez. von J. Ellinger	418
Kleiber J., Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. München, R. Oldenbourg 1901, angez. von J. G. Wallentin	66
Klöpper C., Französisches Real-Lexikon. Lief. 19—30. (II. Band: Couchettes—Névet; III. Band: Neveu—Zythogale. Anhang: Annales, Annaires, Archives, Bibliographie, Bulletin, Dictionnaires, Possessions françaises. Unter Mitwirkung von Aymeric. Leipzig, Becker. Eberfeld u. a.) Leipzig, Rengersche Buchhandlung 1902, angez. von F. Wawra	55
Knöll P., Sancti Aureli Augustini Retractationum libri duo. (Corpus script. eccl. Vol. XXXVI.) Vindobonnae apud Tempsky. Lipsiae apud Freytag 1902, angez. von F. Wehrich	118
Koppe K., Anfangsgründe der Physik mit Einschluß der Chemie mathematischen Geographie. Für höhere Lehranstalten nach den preußischen Lehrplänen von 1901 bearb. von A. Husmann. Ausgabe B. II. Teil: Hauptlehrgang. Essen, G. Bädeker 1902, angez. von J. G. Wallentin	919
Köhler L. s. Arendt R.	
Königsberger L., Hermann v. Helmholtz. I.—III. Bd. mit drei Bildnissen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von N. Herz	157, 774
König W. s. Lommel E.	
Körting G. s. Grein H.	
Kraß M.—Landois H., Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. 6., nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1903, angez. von T. F. Hanausek	1009
Kuehlewein H., Hippocratis opera quae feruntur omnia. Vol. II ex codicibus Italicis edidit. Lipsiae in aedibus Teubneri 1902 (Bibliotheca Teubneriana), angez. von H. Schenk1	734
Kükental W. s. Sievers W.	
Lampert K., Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. 2. Band. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, angez. von J. Müllner	761
Landgraf G., Historische Grammatik der lateinischen Sprache. III. Bd. Syntax des einfachen Satzes. 1. Heft. Leipzig, Teubner 1903, angez. von K. Kunst	1095
Landois H. s. Kraß M.	

	Seite
Landsberg B.-Schmeil O.-Schmid B., Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen. I. Band. Berlin und Leipzig, Teubner 1902, angez. von T. F. Hanausek	242
— — — — II. Band. Heft 1.—4. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von T. F. Hanausek	778
Lange O. s. Weber G.	
Langfeldt W. s. Nansen F.	
Lanner A., Naturlehre. Wien, J. Roth 1902, angez. von A. Fichler	344
Lassar-Cohn-Castner J., Buch der Erfindungen. Volks-Ausgabe in einem Bande. Bearb. von W. Berdrow. Leipzig, O. Spamer 1901, angez. von J. G. Wallentin	155
Lattmann H., Grundzüge der deutschen Grammatik, nebst Regeln der Rechtschreibung und dem Wichtigsten aus der Rhetorik von J. Lattmann. 8. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1902, angez. von J. Lunzer	231
Latzel R. s. Pokorny.	
Lavissee E., Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Revolution. Tome IV par Ch. Petit-Dutaillis, Tome V par H. Lemonnier. Paris, Hachette et Cie. 1902—1903, angez. von J. Loserth	993
Lehmann E., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Nach der Anschauungsmethode mit Bildern bearb. 4. gänzlich neu bearb. Aufl. Mannheim, J. Bensheimer 1902, angez. von J. Ellinger	624
Lehmann F. s. Lorscheid J.	
Leitenberger H. s. Hemmelmayr F. v.	
Leitsmann E. s. Breitingner H.	
Lemonnier H. s. Lavissee E.	
Ley J., M. Tullii Ciceronis Cato Maior sive de senectute. Schulausgabe. 2. Aufl. bes. von F. Ulrich. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1903, angez. von A. Kornitzer	616
Liebmann A., Stotternde Kinder. Berlin, Reuther & Richard 1903, (VI, 2. aus: Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie, herausg. von Ziegler u. Ziehen), angez. von L. Burgerstein	930
Linde K., Platons Phädon, für den Schulgebrauch erklärt. Gotha, Perthes 1902, angez. von J. Kohn	28, 891
Lindsay W. M., Ancient editions of Martial. (St. Andrews University publications, Nr. II.) Oxford, Parker 1903, angez. von J. M. Stowasser	615
Lion C. Th., The Alhambra by Washington Irving. Mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen in Auswahl herausg. 2. gänzlich umgearb. Aufl. Berlin, Weidmann 1902, angez. von J. Ellinger	910
Lommel E. v., Lehrbuch der Experimentalphysik. 8. und 9. neu bearb. Aufl. Herausg. von W. König. Leipzig, J. Barth 1902, angez. von J. G. Wallentin	445
Lorentz H. A., Sichtbare und unsichtbare Bewegung. Unter Mitwirkung des Verf. aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin	769
Lorscheid J., Kurzes Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundriß der Mineralogie. 15. Aufl. von F. Lehmann. Freiburg i. B., Herder 1902, angez. von J. A. Kail	158

	Seite
Ludwig Amadeus v. Savoyen, Herzog der Abruzzen, Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899 bis 1900. Leipzig, F. Brockhaus 1903, angez. von J. Miklau	433
Maas P., Studien zum poetischen Plural bei den Römern. Von der Münchener philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift. (Sonderabdruck aus dem Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik. XII. Bd.) Leipzig, Teubner 1902, angez. von J. Golling	219
Macaulay, History of England. Erklärt von F. Meffert. 7. Heft. I. Kapitel: Die Zeit bis zur Restauration im Jahre 1660. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1902. Hierzu ein Heft mit Anmerkungen, angez. von J. Ellinger	416
Mann F. s. Huber B.	
Marheineke F., La Classe en Français. Hannover und Berlin, C. Meyer (G. Prior) 1902, angez. von A. Seeger	414
Marryat C., The Grano Series. II. The Children of the New Forest. Annotated by L. P. Eykman and C. J. Voortman. Groningen, P. Nordhoff 1902, angez. von J. Ellinger	417
Marshall W., Die Tiere der Erde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, angez. von F. Noë	1128
Martus H., Astronomische Erdkunde. Ein Lehrbuch angewandter Mathematik. Kleine Ausgabe. 2. Aufl. Dresden und Leipzig, C. Koch, angez. von S. Oppenheim	145
— —, Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den obersten Klassen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an deutschen höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt und mit Hinzufügung der Ergebnisse zu einem Übungsbuch vereinigt. IV. Teil. Ergebnisse der Aufgaben des III. Teiles. Dresden und Leipzig, C. Koch 1901, ang. von J. G. Wallentin	439
Mascart E., Traité de Magnétisme terrestre. Paris, Gauthier-Villars 1900, angez. von J. G. Wallentin	443
Matthias A., Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. 2., umgearb. und verm. Aufl. München, Beck 1903, angez. von J. Hnemer	785
Mayer J.-Becker A.-Rusch G., Geographische Grundbegriffe, erläutert an Wien und Umgebung. Ein methodisches Hilfsbuch mit Benützung des I. Teiles von Becker und Mayer, Lernbuch der Erdkunde. Wien, F. Deuticke 1902, angez. von L. Smolle	436
Meffert F. s. Macaulay.	
Meillet A., Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes. Paris, Hachette et Cie. 1903, angez. von F. Stolz	732
Mélanges linguistiques offerts à M. Antoine Meillet par ses élèves D. Barbelenet etc. Paris, C. Klincksieck 1902, angez. von F. Stolz	114
Merkle S. s. Schell H.	
Mesk J., Isokrates' Panegyrikos. Herausgeg. und erklärt. 2 Hefte. Wien, K. Graeser 1903, angez. von F. Slameczka	737
Methner R., Untersuchungen zur lateinischen Tempus- u. Moduslehre mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichtes. Berlin, Weidmann 1901, angez. von J. Golling	123
Metze O. s. Schneider J.	
Meyer L., Handbuch der griechischen Etymologie. IV. Bd. Wörter mit dem Anlaut σ, ς, η, ρ, λ. Leipzig, S. Hirzel 1002, angez. von F. Stolz	28

Meyer-Lübke W., Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. Heidelberg, Winter 1901 (I. Band der Sammlung romanischer Elementarbücher ⁴), angez. von M. Friedwagner	518
Michaelis G., Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren? Marburg, Elwert 1902, angez. von A. Würzner	222
Mueller C., C. Plini Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum ad Traianum liber panegyricus. Lipsiae in aedibus E. Teubneri 1903, angez. von K. Burkhard	407
Müller G. H., Sophokles' Philoktetes. Erklärt. 2. Aufl. von R. Hunziker. Gotha, Perthes 1903, angez. von H. Jurenka	890
Müller H. J. s. Ostermann.	
Müller J., Die Historien des P. Cornelius Tacitus. Für den Schulgebrauch bearb. von A. Christ. Wien, Tempeky 1903, angez. von J. Golling	746
Müller J. v. s. Wissowa G.	
Müller M. s. Weissenborn G.	
Müller O. s. Fischer G.	
Müllner J., Die Vereisung der österreichischen Alpenseen in den Jahren 1894/95 bis 1900/01 (Pencks Geographische Abhandlungen. VII. Heft 2). Leipzig, Teubner 1903, angez. von B. Imendörffer	1122
Nansen F., Eskimoleben. Aus dem Norwegischen übersetzt von W. Langfeldt. Leipzig und Berlin, G. Meyer 1903, angez. von J. Miklau	999
Naumann J., Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze. 7. Aufl. 3 Teile. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von R. Löhner	904
Navarre O., Essai sur la rhétorique grecque avant Aristote. Paris, Hachette 1900, angez. von K. Burkhard	213
Neubauer F., Kanon geschichtlicher Jahreszahlen. Halle, Waisenhaus 1902, angez. von A. Zeehe	759
— —, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. V. Teil: Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Zeit. 2. Aufl. Halle, Waisenhaus 1901, angez. von A. Zeehe	334
Neumayer G. v. s. Darwin G. H.	
Neville K., The Case-Construction after the Comparative in Latin. Ithaca N.-Y., The Macmillan Company 1901 (A. u. d. T.: Cornell Studies in Classical Philology. Edited by Charles Edwin Benett and George Prentice, Bristol. No. XV. Published for the University by the Macmillan Company 1901), angez. von J. Golling	125
Nilsson M., Studia de Dionysiis Atticis. Lundae 1900, angez. von E. Kalinka	499
Nož F. s. Pokorný.	
Nož F., Elemente der Geologie für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. Wien, F. Tempeky 1903, angez. von L. Burgerstein	1008
Nonnenmacher E., Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest und Leipzig, Hartlebens Verlag (ohne Jahreszahl). 61. Bändchen der Kunst der Polyglottie, angez. von M. Friedwagner	513
Notkola U., Tuclidide. L'epitafio di Pericle. Con note italiane. Milano, Albrighi 1902, angez. von A. Lutz	736

	Seite
Ostermanns Lateinische Übungsbücher in neuer Ausgabe von H. J. Müller. Teil IV für Tertia und Untersekunda. Teil V für Sekunda und Prima mit Phraseologie. Leipzig und Berlin, Teubner 1901, angez. von A. Kornitzer	414
Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 124, 125, 126, 127, 128. Leipzig, W. Engelmann 1902, angez. von J. G. Wallentin	634
— — Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 129—133. Leipzig, W. Engelmann, angez. von J. G. Wallentin	920
Ostwald W., Grundlinien der anorganischen Chemie. Leipzig, W. Engelmann 1900, angez. von J. G. Wallentin	440
Pahde A., Erdkunde für höhere Lehranstalten. III. Teil: Mittelstufe, zweites Stück. Glogau, K. Flemming 1901, angez. von J. Müllner	236
— —, Erdkunde für höhere Lehranstalten. IV. Teil: Mittelstufe, drittes Stück. Glogau, K. Flemming 1902, angez. von J. Müllner	762
Pernter J. M., Meteorologische Optik. I. und II. Abschnitt. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1902, angez. von S. Oppenheim	686
Perry J., Höhere Analysis für Ingenieure. Autorisierte deutsche Bearbeitung von R. Fricke und F. Stüchtling. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von J. G. Wallentin	151
Petersdorff R., Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschlusse an die Germania des Tacitus und Homer. Wiesbaden, C. Kunzes Nachfolger 1902, angez. von A. Kornitzer	975
Petit-Dutaillis Ch. s. Lavisse E.	
Pfaff K., Heidelberg und Umgebung. 2., erweiterte Aufl. Heidelberg, J. Hörning 1902, angez. von J. Müllner	144
Pflaum H. s. Chwolson O.	
Pfuhl F., Der Unterricht in der Pflanzenkunde durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt. Leipzig, Teubner 1902, angez. von H. Vieltorf	68
Pfurtscheller P., Zoologische Wandtafeln. Gezeichnet und herausgegeben. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn 1902, angez. von H. Vieltorf	638
Pichon R., De sermone amatorio apud Latinos elegiarum scriptores. Paris, Hachette et Co. 1902, angez. von A. Zingerle	1091
Pietzker F. s. Bardey E.	
Pipper O., Österreichische Burgen. I. Teil. Wien, Hölder 1903, angez. von J. Müllner	628
Plate H., Englische Übungs-Bibliothek. Nr. 4. Gutzkow, „Zopf und Schwert“. Lustspiel in 5 Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet. 5. verb. Aufl. von Ph. Hangen. Dresden, L. Ehlermann, angez. von J. Ellinger	50
Plate-Kares, Lehrgang der englischen Sprache. II. Teil. Oberstufe zu den Lehrgängen. Neu bearb. von G. Tanger. Mit einem Plane von London und Umgebung. Im Anhang: Kurze, systematische Formenlehre der englischen Sprache. Leipzig, Dresden und Berlin, Ehlermann 1902, angez. von J. Ellinger	47
Pockels A. s. Darwin G. H.	
Poestion J. C., Norwegisches Lesebuch. Lesestücke in der norwegischen Reichssprache. Mit einem Anhang von Lesestücken im „Landsmaal“ nebst grammatikalischen Vorbemerkungen über das „Landsmaal“ und zwei Glossaren. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben, angez. von R. F. Arnold	42

- Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches.** Für die unteren Klassen der Mittelschulen neu bearb. von R. Latzel. 26., nach biologischen Gesichtspunkten umgearb. Aufl. Wien, Tempky 1903, angez. von H. Vieltorf 780
- **Naturgeschichte des Mineralreiches.** Für die dritte Klasse der Gymnasien bearb. von F. Noë. 20. umgearb. Aufl. Wien und Prag, Tempky 1902, angez. von H. Vieltorf 159
- Polle F. s. Siebelis J.
- Presler O. s. Bardey E.
- Ratzel F., Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde.** II. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1902, angez. von J. Müllner 759
- Rätzsch H., Lehrgang der Stenographie nach F. X. Gabelsbergers System.** Nach den Berliner Beschlüssen von 1902 neu bearb. von R. Fuchs. Dresden, G. Haendcke 1903, ang. von Dr. Biach 789
- Regel E., Eiserner Bestand. Das Notwendigste aus der englischen Syntax in Beispielen zur Repetition an höheren Schulen und militärischen Vorbereitungs-Anstalten.** 2. verb. Aufl. Leipzig, Langhammer 1902, angez. von J. Ellinger 49
- Reisch A. s. Schenkl C.
- Remas K., Die Naturkunde als Kräftelehre.** Ostrowo (Bezirk Posen), Selbstverlag, angez. von F. Lukas 772
- Reutsch F., Faks about English Life.** Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Seitenstück zu *Cours de français* von G. Stier. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbstunterrichte. Cöthen, O. Schulze 1902, angez. von J. Ellinger 625
- Reusch A., Ein Studienaufenthalt in England.** Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Marburg, N. Elwert 1902, angez. von A. Seeger 133
- Roesse Ch., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache.** Leipzig, Haberland o. J. Brief I (Umfang des ganzen Werkes 45 Briefe. Alle 14 Tage erscheint ein weiterer Brief), angez. von J. Golling 747
- Rohrbach C., Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln.** 3. Aufl. Gotha, E. Thienemann 1902, ang. von E. Grünfeld 64
- Rohrbach P., Vom Kaukasus zum Mittelmeer.** Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Teubner 1903, angez. von J. Miklau 235
- Rosenberg E., Studien zur Rede Ciceros für Murena.** Hirschberg in Schlesien 1902, angez. von A. Kornitzer 896
- Rösiger F., Platons Apologie und Kriton, nebst Abschnitten aus Phaëdon und Symposion.** Text. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von J. Kohm 892
- Rusch G. s. Mayer J.**
- Sapper K., Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1838—1900.** Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. Miklau 535
- Schaar F., Naturgeschichte für die erste Klasse der Mädchen-Lyzeen.** A. Tierkunde. B. Pflanzenkunde. Wien, F. Deuticke 1902, angez. von H. Vieltorf 928
- Schaik W. C. van, Wellenlehre und Schall.** Autorisierte deutsche Ausgabe bearb. von H. Fenkner. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin 239
- Scharizer R., Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für Oberrealschulen.** 2. Aufl. Wien, Tempky 1902, angez. von F. Noë 1127

	Seite
Schell H., Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Christus (Weltgeschichte in Charakterbildern herausgeg. von F. Kaspers, S. Merkle und M. Spahn). Mainz 1908, angez. von G. Juritsch	420
Schenckendorff E. v.-Schmidt A., Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. XI. Jahrgang. Leipzig, Voigtländer 1902, angez. von J. Pawel	69
Schenkl C.-Reisch A., Philostrati minoris imagines et Callistrati descriptiones. Lipsiae, Teubner 1902, angez. von J. Jüthner	109
Schiff J., Stenographisches Übungsbuch (System Gabelsberger). I. Teil: Korrespondenzschrift. II. Teil: Satzkkürzung. 6., umgearb. Aufl. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1902, angez. von F. Barta	247
Schiffner F. s. Bardey E.	
Schlecht J. s. Schumacher P.	
Schmeil O. s. Landsberg B.	
Schmid B. s. Landsberg B.	
Schmidt A. s. Schenckendorff E. v.	
Schmidt E. s. Brandt M. v.	
Schmidt J., Schülerekommentar zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg. Für den Schulgebrauch herausgeg. 3., durchgesehene Aufl. Wien und Prag, Tempaky 1901, angez. von Dr. Polaschek	410
Schneider J. F., Jean Pauls Altersdichtung: Fibel und Komet. Ein Beitrag zur literar-historischen Würdigung des Dichters. Berlin, B. Behr (E. Bock) 1901, angez. von J. Minor	985
Schneider J.-Metze O., Hauptmerkmale der Baustile. Leipzig, F. Hirt & Sohn 1903, angez. von H. Röver	347
Schroeder O., Vom papierenen Stil. 5., durchgesehene Auflage. Leipzig, Teubner 1902, angez. von J. Lunzer	46
Schroedler F., Buch der Natur. 23., vollständig neu bearb. Aufl. II. Teil, 2. Abteil.: Mineralogie und Geologie von B. Schwalbe unter Mitwirkung von E. Schwalbe beendet und herausgeg. von H. Böttger. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. G. Wallentin	1005
Schubert H., Niedere Analysis. I. Teil. Leipzig, Göschen 1902 (Sammlung Schubert), angez. von E. Grünfeld	437
Schuchter J., Kurzgefaßte empirische Psychologie. Wien, Hölder 1902, angez. von J. Loos	448
Schulz J. G., Attische Verbalformen. Mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasialklassiker zusammengestellt. 2. Aufl. Prag, A. Storch & Sohn 1902, angez. von A. Kornitzer	893
Schumacher P.-Schlecht J., Das Leben Jesu. Wien, Verlag der österr. Leo-Gesellschaft 1902, angez. von V. Grimmich	139
Schurtz H. s. Brandt M. v.	
Schwalbe B. s. Schroedler F.	
Schwalbe E. s. Schroedler F.	
Schwyzer E., Die Weltsprachen des Altertums. Berlin, Weidmann 1902, angez. von P. Kretschmer	402
Seeliger O., Tierleben der Tiefsee. Leipzig, K. Engelmann 1901, angez. von F. Noë	637
Seibert A., Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. II. Teil für den 3. Jahrg. 7., im wesentlichen unveränderte Aufl. Wien, Tempaky 1902, angez. von J. Müllner	339
Seidenberger J. B., Grundlinien idealer Weltanschauung aus O. Willmanns „Geschichte des Idealismus“ und seiner „Didaktik“. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von F. Lukas	772

	Seite
Sewera E., <i>Lysias' Reden gegen Eratothenes und über den Ölbaum. Herausgeg. und erklärt. 2 Hefte. Wien, K. Graeser 1903, angez. von F. Slameczka</i>	737
Seyffert M. s. Ellendt.	
Sickinger A., <i>Preußisches oder badisches Schulturnen? Eine Klarstellung. Karlsruhe, Braun 1903, angez. von J. Pawel</i>	929
Siebelis J.-Polle F., <i>P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit erläuternden Anmerkungen. 2. Heft, B. X—XV. 14. Aufl. besorgt von O. Stange. Leipzig, Teubner 1902, angez. von K. Mas</i>	506
Siebert G. s. Lorentz H. A.	
Siebert G. s. Julius V. A.	
Sieger R. s. Zehden K.	
Sievers W.-Kükenthal W., <i>Australien, Ozeanien und Polarländer. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1902, angez. von J. Müllner</i>	338
Simrock K., <i>Das Nibelungenlied übersetzt. 56. Aufl. Stuttgart und Berlin, Cotta's Nachfolger 1902, angez. von A. Bernt</i>	225
Sohr-Berghaus, <i>Handatlas. 9. Aufl. Lief. 2, 3 und 4. Glogau, K. Flemming 1902/03, angez. von J. Müllner</i>	996
Spahn M. s. Schell H.	
Spieß-Heynacher, <i>Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe B für Quarta und Untertertia, umgearb. von M. Heynacher. Essen, G. Bädker 1902, angez. von H. Bill</i>	748
Stange O. s. Siebelis J.	
Stark J., <i>Die Elektrizität in Gasen. Leipzig, J. Barth 1902, angez. von J. G. Wallentin</i>	153
Steinmüller G., <i>Ansahl von 50 französischen Gedichten. Für den Lehrgebrauch zusammengestellt und erläutert nebst einem Wörterbuch. 2. Aufl. München und Berlin, R. Oldenbourg 1902, angez. von L. Wurth</i>	528
Stephan C. s. Hammelrath H.	
Strigl J., <i>Übungsbuch zur Einübung der lateinischen Satzlehre. Für die III. und IV. Klasse österreichischer Gymnasien im Anschluß an die lateinische Schulgrammatik. Linz a. d. D., Ebenhöch (H. Korb) 1902, angez. von J. Golling</i>	1113
Sturtevant E., <i>Dissertationes Americanae. Classical Philology No. 2. Contraction in the Case Forms of the Latin <i>eo-</i> and <i>sa-</i> stems and of <i>deus is</i> and <i>idem</i>. Chicago, Scott, Foresman and Company 1902, angez. von F. Stolz</i>	503
Süchting F. s. Perry J.	
Sütterlin L., <i>Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu W. Wundts Sprachpsychologie. Heidelberg, Winter 1902, angez. von J. Golling</i>	509
Swillus F., <i>Ein Beitrag zur Jahrfeier am 15. Oktober 1902, dem 50jährigen Todestage des deutschen Turnvaters. 4. Auflage. 10. Tausend. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1902, angez. von J. Pawel</i>	928
Sybel L., <i>Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Grundriß. Zweite, verb. Aufl. Marburg, N. Elwert 1903, angez. von R. Böck</i>	915
Tanger G. s. Plate.	
Thieme F., <i>Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 18. Aufl., vollständig neu bearb. von L. Kellner. I. Teil. Englisch-Deutsch. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. Ellinger</i>	753
Thiergen O., <i>Methodik des neuphilologischen Unterrichts. Leipzig, Teubner 1902, angez. von F. Pejscha</i>	912

XVIII

	Seite
Thomé Dr., Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. 2. Aufl. Gera, F. v. Zeszschwitz 1903, angez. von H. Vieltorf	927
Tischer G., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Für die Einübung der gesamten Syntax; bearb. von O. Müller. 5. Aufl. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1901, angez. von H. Bill	901
Toureau de Marney E. A., First Step to English Conversation. Sprechübungen für Anfänger im Anschluß an die Vorfälle des Tages, erläutert durch ideographische Zeichen. Leipzig, E. Haberland 1903, angez. von J. Ellinger	626
Töpfer K., Die sogenannten Fragmente des Sophisten Antiphon bei Jamblichos. Eine kritisch-exegetische Studie. Progr. des Obergymn. in Arnau 1902 (Separatabdruck), angez. von H. Schenk	610
Traube J. s. Hardin W.	
Tropfke J., Geschichte der Elementar-Mathematik in systematischer Darstellung. I. Band: Rechnen und Algebra. Leipzig, Veit & Comp. 1902, angez. von E. Grünfeld	147
Ulrich F. s. Ley J.	
Valk J. van der, De Lucretiano carmine a poeta perfecto atque absoluto. Disputatio litteraria, quam summis in philosophia honoribus consequendis publico examini submittet. Campis apud Ph. Zalsmann 1902, angez. von J. Fritsch	898
Vendryes J., Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en Latin. Paris, C. Klincksieck 1902, angez. von F. Stolz	113
Vetters K., Lehrbuch der darstellenden Geometrie. Hannover, Gebr. Jänecke 1902, angez. von F. Schiffner	1000
Viereck L. s. Assmann W.	
Vietor W., Sammlung neuphilologischer Vorträge und Abhandlungen. Leipzig, Teubner 1902. I. Michael Jouffret, De Hugo à Mistral. V. Robert Schindler, On certain Aspects of Recent English Literature. III. W. Vietor, Die Methodik des neusprachlichen Unterrichtes, angez. von A. Würzner	137
Visser M. W. de, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam. Luguni Balavorum apud G. Los 1900, angez. von E. Kalinka	611
Vollprecht H., Das Rechnen eine Vorbereitung zur allgemeinen Arithmetik. Regeln und Formen des Rechnens. Vergleiche mit der allgemeinen Arithmetik und Hinweise auf Geometrie und Physik für Lehrer und Schüler der mittleren und unteren Klassen höheren Lehranstalten zusammengestellt. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von E. Grünfeld	238
Voortman C. J. s. Marryat C.	
Voretzsch K., Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zum Selbstunterricht für den Anfänger. Halle a. S., Niemeyer 1901 (I. Band der „Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen mit Literaturen“), angez. von M. Friedwagner	530
Wagener C. s. Heinrichen F.	
Wagner F. v., Schmarotzer und Schmarotzertum in der Tierwelt. Leipzig, G. Göschen 1902, angez. von H. Vieltorf	780
Wagner G. s. Bardey E.	

Warnecke G., Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhange. Leipzig, E. Seemann 1902, angez. von J. Kubik	450
Weber A. s. Cook F. A.	
Weber G., Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 21. Aufl. Vollständig neu bearb. von O. Lange. Leipzig, Engelmann 1903, angez. von Ch. Würfl	532
— — Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Aufl. Unter Mitwirkung von R. Friedrich, E. Lehmann, F. Moldenhauer und E. Schwabe neu bearb. von A. Baldamus. II. Band: Mittelalter. Leipzig, Engelmann 1902, angez. von J. Loserth	56
Wecklein N., Äschylos, Sieben gegen Theben. Mit erklärenden Anmerkungen. Leipzig, Teubner 1902, angez. von H. Jurenka	502
Weigand H., Der Geschichtsunterricht nach den Forderungen der Gegenwart. 2 Teile. Erster Teil. 2. Aufl. Hannover und Berlin, C. Meyer 1900, angez. von A. Zeehe	758
Weiler W., Physikbuch mit in den Text eingedruckten farbigen Abbildungen. Ein Lehrbuch der Physik für den Schulunterricht und zur Selbstbelehrung. 1. Bd.: Magnetismus und Elektrizität. 2. Bd.: Mechanik. 3. Bd.: Schwingungen und Wellenakustik. Esslingen, München, J. F. Schreiber 1902, angez. von J. G. Wallentin	1002
— — Physikalisches Experimentier- und Lesebuch. In demselben Verlage 1902, angez. von J. G. Wallentin	1002
Weiß J. E., Grundriß der Botanik. Ein Leitfaden für den botanischen Unterricht zum Gebrauch an Mittelschulen und zum Selbstunterricht. 4. verm. und verb. Aufl. München und Berlin, B. Oldenbourg 1902, angez. von T. F. Hanausek	346
Weissenborn G., Titi Livi ab urbe condita libri. Editio altera, quam curavit M. Müller. Pars. I. Fasc. II. Lib. IV—VI. Leipzig, Teubner 1902, angez. von A. Zingerle	978
Welter N., Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Marburg, Elwert 1902, angez. von W. Meyer-Lübke	135
Wertheim G., Anfangsgründe der Zahlenlehre. Mit den Bildnissen von Fermat, Lagrange, Euler und Gauss. Braunschweig, Vieweg & Sohn, angez. von E. Grünfeld	546
Wessner P., Aeli Donati quod fertur commentum Terenti, accedunt Eugraphi commentum et scholia Bemina. Vol. I. Lipsiae in aedibus B. Teubneri 1902, angez. von J. Endt	116
Weule K. s. Brandt M. v.	
Weyde J., Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich geltigen Regeln bearb. Wien und Leipzig, Tempsky und Freytag 1902, angez. von J. Lunzer	131
Wickenhagen H., Das Rudern an den höheren Schulen Deutschlands. Ein Bild aus dem Schülerleben der Neuzeit. Rendsburg, C. Sicke 1903, angez. von J. Pawel	1011
Wimmer K., Lehrgang der französischen Sprache. I. Teil: Die vollständige Formenlehre. Nach den neuesten Lehrplänen und der neuesten französischen Sprachreform. Zweibrücken, F. Lehmann 1902, angez. von F. Wawra	530
Wissova G., Religion und Kultus der Römer. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausg. von J. v. Müller. V. Band, 4. Abteilung). München, Beck 1902, angez. von J. Oehler	403

	Seite
Wolf fromm A., La Question des méthodes. (Revue de l'enseignement des langues vivantes Avril 1902, Paris, H. Didier 1902), angez. von A. Würzner	223
Zakrzewski V., Allgemeine Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. Bd.: Geschichte des Altertums. Aus der 3. Aufl. des polnischen Originals ins Ruthenische übersetzt von A. Barwiński. Lemberg 1900, angez. von W. Biłeckyj	57
Zehden K., Handelsgeographie. 9. Aufl., mit Benützung des vom Verf. gesammelten Materials durchgesehen und ergänzt von E. Sieger. Wien, Hölder 1903, angez. von J. Müllner	629
Zerbst M., Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung, Dresden, K. Klinger 1902, angez. von F. Lukas	771
Zingerle A., T. Livi ab urbe condita libri. Pars VII, Fasc. III. Liber XLIII. Editio maior. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1902, angez. von A. M. Schmidt	215
Zöhrer F., Österreichisches Fürstenbuch. Neunzig Erzählungen aus dem Regentenleben der Babenberger und Habsburger. 2. verb. Aufl. Wien und Teschen, K. Prochaska, angez. von G. Juritsch	232
Zupitza J., Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. 6. verb. Aufl. Berlin, W. Gronau 1901, angez. von J. Seemüller	129
Zünd-Burguet A., Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française. Paris, Gymnase de la voix, rue de Rome 48. Genève, H. Kündig. Marburg, Elwert 1902, angez. von F. Pejscha	135

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Beispiele für den Unterricht in der Psychologie aus Xenophons Schrift „Ἰερω“. Von H. Löwner	73
Zur Förderung des neusprachlichen Unterrichtes. Von A. Stangl	77
Mey O., Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwicklung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. 2. vollst. umgearb. und wesentlich vermehrte Aufl. Leipzig, Teubner 1901, angez. von S. Frankfurter	80
Zepf J., Wie können die Methoden naturwissenschaftlicher Forschungen für den Unterricht fruchtbar gemacht werden? Leipzig, Teubner 1901, angez. von H. v. Hoepflingen	82
Lehrzustände an den Mittelschulen Rumäniens. Von N. v. Putnoky	161
Aly F., Humanismus oder Historismus? Marburg, Elwert 1902, angez. von A. Frank	171
Thumser V., Schule und Haus. Populäre Vorträge, gehalten an den Elternabenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien. Unter Mitwirkung von F. Umlauf, E. Dressler, E. Feichtinger und K. Haas. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1902, angez. von E. Gschwind	173
Die neue französische Mittelschule und die Schulreform in Preußen. Von C. F. Vrba	249

	Seite
Riegel J., Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Cöthen, O. Schulze 1903, angez. von A. Seeger	280
Die neuere deutsche Literatur im Lehrplan der Mittelschule. Von F. Bauer	353
Über Ferienreisen mit Schülern	371
Beyer O. W., Deutsche Schulwelt des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild. Leipzig und Wien, Pichlers Witwe & Sohn 1903, angez. von J. Loos	372
Naturwissenschaft und Erziehung. Von G. Ficker	452
Beiträge zur Ausgestaltung der Jugendspiele. Von A. Petak	547
Lehrmittel-Ausstellung: Katholische Religion. Von W. Kuttig	554
Das höhere Unterrichtswesen in Österreich im Jahre 1903. Von H. Löwner	642
Ein neuer Beitrag zur Praxis des Prüfens. Von J. Tominišek	647
Der Wert des Skioptikons als Lehrmittel im Anschauungsunterricht. Von A. Keller	654
Köpke R.-Matthias A., Monatsschrift für höhere Schulen. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Schulmänner, Universitätslehrer und Verwaltungsbeamten. Berlin, Weidmann 1902, angez. von A. Frank	657
Bericht über den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag. Von J. Zycha	793
Ansichtskarten und Schule. Von H. Mužik	842
Diviš J., Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluß der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. XVI. Jahrgang 1903. Wien, Tempsky 1903, angez. von H. Löwner	847
Zur Lehre vom griechischen Perfektum. Von W. Weinberger	931
Die Privatlektüre in den klassischen Sprachen. Von H. Schickinger	932
Lehrmittel-Ausstellung: Geographie. Von F. Umlauf	943
Ausstellung von Diapositiven im Schulgebäude. Von W. Weinberger	949
Münch W., Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Berlin, G. Reimer 1903, angez. von J. Loos	950
Die Erziehung zum Schauen in der Schule. Von J. Perkmann	1013
Willmann O., Didaktik als Bildungslehre. Nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. 3. verb. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1903, angez. von J. Loos	1019
Lehrmittel-Ausstellung: Naturgeschichte. Von E. Scholz	1129
Sybel L. v., Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Marburg, Elwert 1903, angez. von J. H.	1140

Vierte Abteilung.

Missellen.

Mathematische Aphorismen. I. Von F. Hromádko	282
Konferenzen in Angelegenheiten des Mittelschulwesens	463
Mathematische Aphorismen. II. Von F. Hromádko	851

Literarische Miscellen.

- Bardachzi F.-Baßler H., Deutsches Lesebuch für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. II. Bd. Wien, A. Hölder 1903, angez. von R. Löhner 953
- Bardey E., Anleitung zur Auflösung eingekleideter algebraischer Aufgaben. 2. völlig umgearb. Aufl. von F. Pietzker. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von E. Grünfeld 665
- Baßler H. s. Bardachzi F.
- Bauerreiß H., Ferienaufgaben aus der Planimetrie. Zur Nachhilfe und als Übungstoff gegeben nebst Anleitung zur Lösung. Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt (Stahelsche Sammlung von Prüfungsaufgaben), angez. von E. Grünfeld 182
- Baur L., Wiederholungs- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geographie in Frage und Antwort, nebst Aufgaben. Stuttgart, Muth 1903, angez. von J. Müllner 664
- Biel B., Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten. Ausgabe für Realanstalten. I. Teil: Die Unterstufe. Leipzig, G. Freytag 1903, angez. von E. Grünfeld 664
- Borks H., Mathematische Hauptsätze. 1. Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. 2. Ausgabe für Gymnasien. Nach dem Tode des Verfassers herausgeg. von M. Rath. I. Teil. Leipzig, Dürr 1903, angez. von E. Grünfeld 855
- Braun K. s. Krafft.
- Bülbring K. D., Altenglisches Elementarbuch. I. Teil: Lautlehre. Heidelberg, K. Winter 1902, angez. von A. Würzner 1024
- Deiter H. s. Freund W.
- Dessoir M., Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 2., völlig umgearb. Aufl. II. Halbband. Berlin, K. Duncker, angez. von O. Gramzow 953
- Die Donau von Passau bis zum schwarzen Meere. Wien, Verlag der k. k. priv. Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft 1903, angez. von J. Miklau 1025
- Donath B., Physikalisches Spielbuch für die Jugend. Zugleich eine leichtfaßliche Anleitung zu selbständigem Experimentieren und fröhlichem Nachdenken. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin 856
- Dorenwell K., Orthographisches Übungsbuch. Methodisch geordnete Beispiele, Lehrsätze, Aufgaben und Übungstoffe. 4. nach der Neubearbeitung der Regeln für die deutsche Rechtschreibung veränderte Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1902, angez. von R. v. Muth 180
- Effert G., Mathematische Geographie für Gymnasien. Würzburg, Stahel 1903, angez. von J. Müllner 85
- Freund W., Wie studiert man Philologie? Ein Ratgeber für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen. 6. verm. und verb. Aufl., unter besonderer Berücksichtigung der Vorschriften über Staatsprüfung und Promotion bearb. von H. Deiter. Stuttgart, Violet 1903, angez. von J. Golling 1148
- Fritzsche H. s. Krafft.
- Führer A., Übungstoff zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlusse an Ciceros Reden (für S. Roscius über den Oberbefehl des Pompeius und für den Dichter Archias). Münster i. W., Aschendorffsche Buchhandlung 1902, angez. von J. Fritsch 467

Gedenkbuch an die fünfhundertjährige Jubiläumsfeier der Erneuerung der Jagellonischen Universität zu Krakau 1400—1900 (Polnisch). Krakau, Universitäts-Buchdruckerei 1901, angez. von Z. Dembitzer	180
Graetz L., Kurzer Abriß der Elektrizität. 2. verb. Aufl. Stuttgart, Engelhorn 1900, angez. von J. G. Wallentin	377
Gurlitt L. s. Krafft.	
Hammelrath H.-Stephan Ch., Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschluß an die Lektüre. IV. Heft: Wörterverzeichnis. Berlin, Weidmann 1908, angez. von J. Fritsch	468
Harmuth Th., Textgleichungen geometrischen Inhalts. Für den Gebrauch beim Unterricht entworfen. 2. verb. und verm. Aufl. Berlin, Springer 1900, angez. von J. G. Wallentin	469
Heller Th., Lehrbuch der Arithmetik nebst Übungsaufgaben. I. und II. Teil. Kempten, Kösel 1902, angez. von E. Grünfeld	469
Hermes O. s. Jochmann E.	
Hořevar F., Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Unter-gymnasien. 6. umgearb. Aufl. Wien, Tempsky 1902, angez. von E. Grünfeld	569
Hofmann K., Die radioaktiven Stoffe nach dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschungen. Leipzig, J. Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin	954
Hupe A. s. Müller H.	
Jochmann E. - Hermes O., Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Elementarphysik. Für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten herausgeg. von Hermes O. und Spies P. 2. verb. und verm. Aufl. Berlin, Winkelmann & Söhne, angez. von J. G. Wallentin	560
Jurenka H., Wörterverzeichnis zu H. St. Sedlmayers Ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. Wien, Tempsky 1902, angez. von F. Kunz	84
Kanzler A., Hilfsbüchlein für den Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache. Karlsruhe, J. Lang 1902, angez. von A. Würzner	179
Killing W., Lehrbuch der analytischen Geometrie in homogenen Koordinaten. II. Teil: Die Geometrie des Raumes. Paderborn, Schöningh 1901, angez. von F. Schiffner	183
Klodewey F., Jugendgedichte des Humanisten Joh. Caselius. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgeg. Braunschweig, J. Meyer 1902, angez. von K. Müllner	85
Kopacz J., De Horatii rectae vitae praeceptis. Seorsum impressum ex commentariis soc. phil., quibus inscribitur „Eos“, vol. VII. Leopoli 1902, angez. von F. Kunz	374
Krafft-Bankes Präparationen für die Schullektüre. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1902. Heft 84 von W. Reeb, Heft 86 von W. Soltan, Heft 72 von L. Gurlitt, Heft 69 von H. Fritzsche, Heft 71 von K. Braun, angez. von F. Kunz	466
Kreuschmer Dr., Der Universal-Winkelmeßapparat im Dienste der Schule und der Praxis. Breslau, F. Hirt 1903, angez. von E. Grünfeld	955
Kukula B. C., Mémoires d'un collégien par André Laurie. Édition autorisée suivie d'un commentaire et d'un répétiteur. Vienne, K. Graeser 1902, angez. von A. Würzner	1024

	Seite
Lengauer J., Die Grundlehren der ebenen Trigonometrie. Ein Leitfaden für den Unterricht mit Übungsaufgaben. 2. verm. und verb. Aufl. Kempten, J. Köselche Buchhandlung 1901, angez. von E. Grünfeld	183
Lesser O., Hilfsbuch für den geometrischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Berlin, O. Salle 1902, angez. von E. Grünfeld	377
Mach E., Populärwissenschaftliche Vorlesungen. 3. vermehrte und durchgesehene Aufl. Leipzig, J. A. Barth 1903, angez. von J. G. Wallentin	855
Machadek F., Gletscherkunde. 154. Bd. der Sammlung Göschen. Leipzig 1902, angez. von J. Müllner	376
Mayer J. E., Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien. Heft I: Progressionen, Zinsszins- und Rentenrechnung. Freiburg i. Br. und Leipzig, F. P. Lorenz, angez. von E. Grünfeld	665
Meyer P., Livius. Für den Schulgebrauch herausgeg. (Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. (Herausgeg. von H. Müller und O. Jäger). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, angez. von J. Golling	176
Mickl J., Plus Ultra. Ein lateinisches episches Gedicht. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgeg. von P. R. Schmidtmayer. Wien, Verlag der österr. Leo-Gesellschaft 1902, angez. von K. Müllner	85
Müller A., Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Hannover und Berlin, C. Meyer 1903, angez. von F. Kunz	854
Müller H., Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen B II Oberstufe, Abteilung 2. Unter Mitwirkung von A. Hupe. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von E. Grünfeld	181
Peucker K., Drei Thesen zum Ausbau der theoretischen Kartographie. (Sonderabdruck aus Hettners Geogr. Zeitschr. VIII.) 1902, angez. von J. Müllner	181
Pietzker F. s. Bardey E.	
Pirig J., Übungsbuch und Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die oberen Klassen, vorwiegend im Anschluß an die Lektüre bearb. Glogau, K. Flemming 1902, angez. von J. Fritsch	1144
Podivinsky J., Die alten Klassiker und die Bibel in Zitaten. Brixen 1901, angez. von F. Wehrich	88
Próchnicki F., Lateinisches Übungsbuch für die III. Klasse (Polnisch). 4. Aufl. Lemberg, Verlag des pädagogischen Vereins 1903, angez. von Z. Dembitzer	952
Ranke s. Krafft.	
Rath M. s. Bork H.	
Reeb W. s. Krafft.	
Reich F., Präparation zu Ovids Metamorphosen. Gotha, Perthes 1902. 1. Heft: I. und II. Buch. — 2. Heft: III. Buch (Kadmus, Pentheus und Bacchus), angez. von J. Golling	178
Rohrbach P., Im Lande Jawehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. Tübingen und Leipzig, J. Mohr (P. Siebeck) 1901, angez. von J. Miklau	376
Sachs H., Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Aus „Natur und Geisteswelt“. 32. Bdch. Leipzig, Teubner 1901, angez. von F. Noë	667

	Seite
Schenk A., <i>Vive le Bire! Recueil de Jeux de Mots d'Épigrammes d'Amusettes, de Rébus et d'Attrapes. A l'Usage des Écoles et des Familles. Avec des Notes et un Index.</i> Kiel, R. Cordes, angez. von F. Wawra	179
Schlöpfer R., <i>Naturwissenschaftliches Repetitorium, umfassend Zoologie, Botanik, Mineralogie, Botanik, Physik und Chemie. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Privatstudium.</i> 2. verm. und verb. Aufl. Davos, H. Richter 1903, angez. von F. Müller	858
Schmidtmayer P. s. Mickl J.	
Schulze E., <i>Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limekastell Saalburg.</i> 36. Heft der Gymnasial-Bibliothek, herausgeg. von H. Hoffmann. Güterloh, C. Bertelmann 1903, angez. von A. Gaheis	1023
Schwertassek K., <i>Schüler-Kommentar zu H. St. Sedimayers Ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso.</i> 2. umgearb. Aufl. Wien, Tempsky 1902, angez. von J. Golling	177
Sieger R., <i>Sechs Vorträge aus der allgemeinen physikalischen Geographie. Begleitworte zu einer Diapositivsammlung.</i> Wien, R. Lechner 1903, angez. von J. Müllner	1145
Sievers W., <i>Süd- und Mittelamerika.</i> 2. neu bearb. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 1. Lieferung. 1903, angez. von J. Müllner	469
Simon J., <i>Präparation zu Cäsars Bürgerkrieg in Auswahl.</i> Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1902. Heft 82 der Präparationen für die Schullektüre von Kraft und Ranke, angez. von Dr. Polaschek	236
Simon W., <i>Die Knospen der bekanntesten deutschen Laubbäume und Sträucher.</i> Marburg, N. Elwert 1902, angez. von H. Vietorf	858
Soltan W. s. Kraft.	
Spies P. s. Jochmann E.	
Tegge Dr., <i>Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso.</i> Berlin, Weidmann 1902, angez. von J. Golling	177
Thieme H., <i>Leitfaden der Mathematik für Realanstalten. II. Teil: Die Oberstufe.</i> Leipzig, Freytag 1902, angez. von E. Grünfeld	559
<i>Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1901. Vol. XXXII. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston,</i> angez. von J. Golling	283
Uppenkamp A., <i>Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Tacitus.</i> I. Teil: Text, II. Teil: Übersetzung. Münster. i. W., Aschendorff 1902, angez. von J. Fritsch	1022
Vogel A., <i>Ausführliches deutsches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlichsten Fremdwörter und Angabe der schwierigen Silbentrennungen. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Nach der neuesten für Deutschland, Österreich und der Schweiz geltenden Orthographie von 1902.</i> Berlin, Langenscheidt 1902, angez. von R. v. Muth	375
Waals van der J. D., <i>Die Kontinuität des gasförmigen und flüssigen Zustandes. II. Teil: Binäre Gemische.</i> Leipzig, J. Barth 1900, angez. von J. G. Wallentin	470

	Seite
Waltenhofen A. v., Die internationalen absoluten Maße, insbesondere die elektrischen Maße für Studierende der Elektrotechnik in Theorie und Anwendung dargestellt und durch Beispiele erläutert. 3., zugleich als Einleitung in die Elektrotechnik bearb. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1902, angez. von J. G. Wallentin	666
Weinholdt E., Leitfaden der analytischen Geometrie. Leipzig und Berlin, Teubner 1902, angez. von E. Grünfeld	286
Weise O., Meisterstücke der deutschen Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Leipzig und Berlin, Teubner 1903, angez. von F. Kunz	1145
Weitzenböck G., Lehrbuch der französischen Sprache. I. Teil. 4. Aufl. Wien, Tempsky 1902, angez. von F. Wawra	663
Witlaczil E., Naturgeschichte in Lebensbildern. Einteilige Ausgabe für Bürgerschulen. Wien, A. Hölder 1902, angez. von H. Vieltorf	857
Wohlrab M., Ästhetische Erklärung von Goethes Iphigenie auf Tauris (Ästhetische Erklärung Goethescher Dramen). Berlin, Dresden und Leipzig, L. Ehlermann 1903, angez. von S. M. Prem	1023
Zimmermann E., Übungsbuch im Anschluß an Cicero, Sallust, Lävius, Tacitus zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. II. Teil. 1. Abteilung: Übungstücke im Anschluß an Sallusts Verschwörung Catilinas. — 2. Abteilung: Übungstücke im Anschluß an Ciceros Catilinarische Beden. Berlin, M. Gärtner 1902, angez. v. J. Fritsch	663

Programmenschau.

Adamek L., Oberitalienische Großstädte. Progr. des Gymn. in Reichenberg 1902, angez. von J. Oehler	561
Adler A., Konstruktion einer Fläche zweiten Grades aus neun gegebenen Punkten. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1901, angez. von F. Schiffner	87
Banholzer F., Die Frage nach dem Erdinnern und die Geographie. Progr. des I. deutschen Gymn. in Brünn 1902, angez. von J. Müllner	474
Baran A., Ein vollständiges Theaterstück aus der Zeit des Jesuitengymnasiums in Krems 1697. Progr. des Gymn. in Krems 1901, angez. von A. Nagele	184
Binder S., Geschichte Abessinians vor der Einführung des Christentums (10 bis 350 n. Chr.). Progr. des Privatgymn. in Duppan in Böhmen 1902, angez. von J. Miklau	472
Binn M., Die geographische Lage, die geologischen und klimatischen Verhältnisse von Böhm.-Leipa. Progr. des Obergymn. in Böhm.-Leipa 1902, angez. von J. Müllner	862
Brandl L., Engels „Herr Lorenz Stark“ und Smollets „Humphry Clinker“. Progr. der Realschule im I. Bezirke von Wien 1902, angez. von J. Ellinger	957
Brommer J., Versuch einer Morphometrie der pyrenäischen Halbinsel. Progr. des Gymn. in Cilli 1902, angez. von J. Müllner	473

	Seite
Chevalier L., Das Entstehen und Werden des Selbstbewußtseins (III. und IV.). Progr. des Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1900 und 1901, angez. von J. Schmidt	189
Eysank J. v., Einige Aufgaben aus der analytischen Geometrie. Progr. der Realschule im IV. Bezirke Wiens 1902, angez. von E. Grünfeld	1030
Fencel J., Die Schilde homerischer Helden (öechisch). Progr. des Kommunalgymn. in Beneschau 1901, angez. von A. Fischer	1027
Franz A., Die Sudeten, Bau und Gliederung des Gebirges. II. Teil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Leipnik 1902, angez. von J. Müllner	862
Freund E., Elemente der Differential- und Integralrechnung. Progr. der deutschen Realschule in Pilsen 1902, angez. von E. Grünfeld	1030
Führich J. R. v., Ein Gedenkblatt von Professor L. R. v. Kurz. Progr. des ersten Gymn. in Graz 1902, angez. von R. Böck	959
Gallina J., Die wichtigsten Antiken von Venedig und Florenz. Eine Anleitung zum Besuche der betreffenden Kunstsammlungen. Progr. des Gymn. in Mähr.-Trübau 1902, angez. von J. Oehler	668
Grassmann s. Strakosch G.	
Gschwind E., Anschauungsunterricht auf dem Gymnasium und Verteilung der Bealerklärung aus der römischen Altertumswissenschaft auf die einzelnen Klassen des Obergymnasiums. Progr. des Gymn. in Prag-Altstadt 1900, ang. von J. Oehler	378
Haselbach J., Die Verflüssigung der Gase. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1902, angez. von J. A. Kail	1150
Hefter A., Hauseritne Seneca in dialogo secundo e Ciceronis de finibus tertio et Tusculanarum disputationum quinto libro. Progr. des Stiftsgymn. der Benediktiner in St. Paul (Kärnten) 1901/02, angez. von K. Hubik	955
Hromada A., Die Krankheiten des Willens. I. Psychologie des Willens. Progr. des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt (Graben) 1902, angez. von J. Schmidt	854
Hochwallner P. R., Über Schülerausflüge. II. Teil. Progr. des Obergymn. der Benediktiner zu Seitenstetten 1900, angez. von J. A. Kail	561
Jahn A., Westarabien. Eine geographische Skizze nach den Berichten der Reisenden. I. Teil. Progr. der Oberrealschule in Olmütz 1902, angez. von J. Müllner	862
Jerovšek A., Die römischen Katakomben. Progr. der Oberrealschule in Marburg 1902, angez. von A. Lutz	1025
Jirka J. E., Isokrates, Über den Frieden; Enagoras, Helene. Ins Böhmische übertragen. Zwei Progr. des Komm.-Gymn. in Königinhof 1900 und 1901, angez. von A. Fischer	1145
Kalousek V., Die Erläuterungen zu Homer und seinen Gedichten in der V. und VI. Klasse unserer Gymnasien (öechisch). Progr. des Real- und Obergymnasiums in Prag (Křemencgasse) 1900, angez. von A. Fischer	1026
Karásék J., Schülermessungen (öechisch). Progr. des I. Gymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Brünn 1900, angez. von M. Guttmann	189

XXVIII

	Seite
Kauer R., Studien zu Pacianus. Progr. des Gymn. im XIII. Bez. in Wien 1902, angez. von A. Lutz	1146
Kiebel A., Ein Jahr astronomischen Unterrichtes im Freien. Progr. des Obergymn. in Mies, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1901/2, angez. von S. Oppenheim	868
Klar M., Die Klarballspiele. Unter Zugrundelegung der Hohlballbewegung zusammengestellt und erprobt. Progr. der Landes-Realschule in Wr.-Neustadt 1900, angez. von M. Guttman	563
Knittl M., Kaiser Ferdinand I. Für die Schule bearb. Progr. der Realschule in Görz 1902, angez. von J. Loserth	1151
Kobylański J., Über die Bildung der ästhetischen Gefühle am Gymnasium. Progr. des zweiten Gymn. in Czernowitz 1902, angez. von R. Böck	958
Kolisek A., Einige Erinnerungen an die böhmische Heimat in Italien. Schluß (öchisch). Progr. der böhm. Landes-Oberrealschule in Göding 1900, angez. von V. J. Dušek	1029
Komatar F., Die Teilnahme Hans Katzianers an den Kämpfen gegen Zápolya im Jahre 1527. Progr. der Realschule in Laibach 1902, angez. von J. Loserth	1150
Kowal A., L'Art poétique des Vauquelin de la Fresnaye und sein Verhältnis zu der Ars poética des Horaz. Progr. der Realschule im III. Bezirke Wiens 1902, angez. von F. Wawra	1149
Kunz F., Inhalt und Gliederung Ciceronischer Reden mit Rücksicht auf die Schullektüre zusammengestellt. Progr. des Gymn. in Wr.-Neustadt 1902, angez. von A. Kornitzer	668
Kurz L. R. v. s. Führich J. R. v. Kurzwernhart H., China, Land und Leute. Ein geographisches Charakterbild (mit einer Kartenskizze). Progr. des niederösterr. Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1902, angez. von J. Miklau	473
Lehner F., Homerische Göttergestalten in der antiken Plastik. Zum Anschauungsunterrichte. Progr. des Gymn. in Linz 1902, angez. von R. Böck	957
Linhardt F., Frankstadt und Umgebung bis Ende des XIV. Jahrhunderts (öchisch). Progr. des böhm. Gymn. in Mistek 1891, angez. von V. J. Dušek	1029
L'I. R. Ginnasio superiore di Capodistria 1848—1900. Progr. dell I. R. Ginnasio superiore di Capodistria 1901, angez. von A. Nagele	185
Lippitsch K., Die Unverträglichkeits-Relation des Satzes vom goldenen Schnitte mit dem Gesetze der rationalen Indices, nachgewiesen am Bantendreißigflächner und regelmäßigen Pentagondodekaëder. Progr. des Gymn. in Leoben 1902, angez. von F. Noß	1031
Lorenz K., Das Rechnen mit unvollständigen Dezimalbrüchen. Progr. des niederösterr. Landes-Realgymn. zu Waidhofen a. d. Thaya 1902, angez. von E. Grünfeld	1030
Mattauch J., Eine windschiefe Fläche dritten Grades. Progr. der Realschule in Böhm.-Leipa 1901, angez. von F. Schiffner	186
Mattel Viktor, Eine Reise nach den Kykladen. Progr. des II. deutschen Staatsgymn. in Brünn 1903, angez. von J. Oehler	1151
Mayer J., Die Klosterpolitik Ottos I. Progr. des deutschen Gymn. in Ungar.-Hradisch 1900/01 u. 1901/02, angez. von J. Loserth	1148
Meusburger K., Calcium-Carbid und Acetylen. Progr. des Gymn. in Brixen 1900, angez. von J. A. Kail	475

	Seite
Müller A., Über die Berücksichtigung der Geologie im geographischen Unterrichte der VIII. Gymnasialklasse. II. Teil. Progr. des Gymn. in Oberhollabrunn 1900, angez. von J. Müllner	475
Némešek H., O chromoforech strojených bářvio organických. Progr. Kommunal-Realschule in Laun 1900, angez. von J. A. Kail	476
Oehm V., Karl IV. weist die Vorschläge des römischen Tribuns Cola di Rienzi zurück (öechisch). Progr. des Real- und Obergymn. in Pfibram 1900, angez. von V. J. Dušek	1028
Ostermann H., Zur Aussprache fremder geographischer Namen in der Schule. Progr. des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt 1902, angez. von J. Müllner	474
Pordhorsky F., Reisebilder aus Italien und Griechenland. Progr. des Gymn. in Pola 1902, angez. von J. Oehler	669
Prokeš H., Über die Normalenflächen der Flächen zweiten Grades längs ebener zu einer Hauptebene dieser Flächen senkrechter Schnitte. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1901, angez. von F. Schiffner	186
Pühringer A., Ein Ausflug nach Carnuntum. Progr. des Stiftsgymn. zu Melk 1901, angez. von J. Oehler	477
— Ein Schulausflug nach Krems. Progr. des Stiftsgymn. zu Melk 1903, angez. von J. Oehler	1151
Richter L., Über den Numerus des englischen Anredepronomens im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Progr. der Kaiser Franz Joseph-Realschule in Plan 1902, angez. von J. Ellinger	957
Romanovsky A., Der internationale Briefwechsel an unserer Anstalt. Progr. der gr.-or. Realschule in Czernowitz 1901, angez. A. Würzner	86
Rotter B., Das Sehnenviereck in rationalen Zahlen. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Mähr.-Schönberg 1902, angez. von E. Grünfeld	1030
Roubík P., Johann Giskra von Brandeis. Ein biographisches Bild (öechisch). Progr. der Oberrealschule in den Kön. Weinbergen 1900, angez. von V. J. Dušek	1029
Schally O., Die Natur des Urteils. Eine historisch-kritische Darstellung ihrer Lehre (II. Teil). Progr. des Komm.-Gymn. in Aussig 1902, angez. von J. Schmidt	188
— Zur Charakteristik des Raumbegriffes. Progr. des Komm.-Gymn. in Aussig 1900, angez. von J. Schmidt	188
Schiller W., Die römischen Altertümer an unseren Gymnasien. Progr. des evangel. Gymn. A. B. zu Hermannstadt, angez. von J. Oehler	471
Schneider K., Die Charakteristik der Personen in Aliscans. Progr. der n.-ö. Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs 1902, angez. von F. Wawra	1149
Schönberger F., Aufgaben über die Grundlehren der Astronomie. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn 1902, angez. von S. Oppenheim	863
Schwarz P. Th., Resultate aus den im Jahre 1899 auf der Sternwarte zu Kremsmünster angestellten meteorologischen Beobachtungen. Progr. des Gymn. der Benediktiner zu Kremsmünster 1900, angez. von S. Oppenheim	187
Sigmund A., Verzeichnis der Minerale Niederösterreichs. Progr. des Gymn. im XVII. Bez. von Wien 1902, angez. von F. Noš	1031

	Seite
Šorn J., Weitere Beiträge zur Syntax des M. Junianus Justinus. Progr. des Gymn. in Laibach 1902, angez. von A. Lutz	1147
Stangl A., Karl Dickens. Beiträge zur Kennzeichnung seiner dichterischen Eigenart. Progr. der Realschule in Reichenberg 1902, angez. von J. Ellinger	1028
Steinschneider G., Neue französische Lyrik. Progr. der I. deutschen Realschule in Prag 1902, angez. von F. Wawra	1148
Strakosch-Grassmann G., Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Progr. des städt. Realgymn. in Korneuburg 1902, angez. von A. Nagele	184
Streinz F., Urkunden der Iglauer Meistersinger. I. Teil. Progr. des Gymn. im III. Bez. von Wien 1902, angez. von J. Seemüller	670
Szczurat B., De infinitivi Homericı origine casuali. Progr. des Rudolfs-Gymn. zu Brody 1902, angez. von F. Stolz	561
Szymanski Z., Comparaison du théâtre de Racine avec celui de Corneille. Progr. des Gymn. in Nowy Sacz 1901, angez. von W. Duschinsky	471
Teuber V., Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert. Progr. des Kommunal-Obergymn. zu Komotau 1898 und 1899, angez. von J. J. Ammann	859
Thumser V., Sokrates als Vorbild der studierenden Jugend. Vortrag für die Schüler des Obergymn., gehalten am 28. Mai 1902. Progr. des Gymn. im VI. Bez. von Wien 1902, angez. von H. St. Sedlmayer	667
Vavronšek F., Die sprachgeschichtlichen Grundlagen der neugriechischen Orthographie. I. Teil. Progr. der Oberrealschule in Bielitz 1902, angez. von J. Ellinger	956
Vojtíšek F., Über die von Schülern der Anstalt in den Ferien 1899 ausgeführten Reisen (tschisch). Progr. der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite 1900, angez. von M. Guttmann	562
Wanka O. Edler v. Rodlow, Beiträge zur Beurteilung der Zollpolitik König Albrechts I. Progr. des deutschen Gymn. in Kgl. Weinberge 1902, angez. von J. Loserth	1150
Winkler A., Über die internationale Schülerkorrespondenz. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1901, angez. von A. Würzner	86
Wittek J., Gedenkblatt zum 2. Dezember 1899. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei Wien 1900. Mit Ansicht, Situationsplan und Grundrissen, angez. von L. Burgerstein	286
Želak D., Tieck und Shakespeare. Progr. der Realschule in Tarnopol 1901, angez. von W. Duschinsky	472
Zimmert K., Tageno und der Brief Dietpolds, Bischofs von Passau. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1902, angez. von J. Loserth	1150
Zirngast K., Die Gesundheitsverhältnisse der Schüler des Mähr.-Schönberger Gymnasiums. Eine statistische Darstellung. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Mähr.-Schönberg, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1900, angez. von L. Burgerstein	1081

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Gesetz vom 18. Oktober 1902, betreffend die Realschulen in Vorarlberg	565
Erlaß des Min. für K. und U. vom 20. März 1903, Z. 9098, betreffend den Gebrauch verschiedener Auflagen der für Mittelschulen zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel	569
Verordnungen des Min. für K. und U., betreffend die Rigorosenordnungen	1034
Verordnung des Min. für K. und U. vom 23. Mai 1903, Z. 17.541, betreffend die Maturitätsprüfungen an den Gymnasien und Realschulen	1034
Verordnung des Min. für K. und U. vom 28. Mai 1903, Z. 10.563, mit welcher der Unterricht in der böhmischen Rechtschreibung geordnet wird	1035
Verordnung des Min. für K. und U. vom 20. August 1903, Z. 23.822, betreffend die Vorschrift über die Prüfungen der Kandidaten für das Lehramt des Gesanges an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten	1035
Verordnung des Min. für K. und U. vom 21. August 1903, Z. 28.852, betreffend die Regelung der Unterrichtszeit und der Weihnachtsferien	1035
Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes und Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses	569, 1036

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen	570, 1037
Auszeichnungen	575, 1052
Nekrologie	575, 1053

Der XIII. internationale Orientalisten-Kongreß in Hamburg 1902.	
Von C. Wessely	87
Entgegnung. Von A. Becker. — J. Mayer	93
Erwiderung. Von R. v. Muth	96
Berichtigung.	96
Zeitschriftenschau Nr. 1	I—XXVI
Entgegnung. Von P. T. Scharnagl	191
Erwiderung. Von A. Nagele	192
Eingesendet	192
Der VIII. Deutsch-österreichische Mittelschultag	288
Ausstellung neuerer Lehr-Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten	288
Eröffnung der Lehrmittel-Anstellung für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten	379
Der „Wohlfahrtsverein für Hinterbliebene von Angehörigen des Mittelschullehramtes in Wien“	382
Eingesendet	384

XXXII

	Seite
Professor Otto Hirschfeld. Von S. Frankfurter	477
Entgegnung. Von G. Schneider	479
Erwiderung. Von G. Hergel	480
Anastellung der Minerale Niederösterreichs im Naturhistorischen Hofmuseum	564
Eingesendet	672
Zeitschriftenschan Nr. 2	I—XV
Entgegnung. Von H. Kurzwernhart	959
Erwiderung. Von H. Miklau	860
Erster internationaler Kongreß für Schulhygiene	960
Eingesendet	1054
Preisauschreibung der Wiener Urania pro 1904	1055
Berichtigung. Von H. Vietorf	1056
Eingesendet	1152



Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

XII. Einige Fälle nachgestellter Präposition.

Als ich vor zwei Jahren für meine Nerven in dem schlesischen Bade Johannisbrunn Heilung suchte, hatten mir zwar die Ärzte jegliches Lesen verboten; aber sei's Zufall, sei's Schickung: in meinem Gepäck fand ich eine Ausgabe von Ciceros Schrift *de officiis*, die ich denn während der Kur dreiundzwanzigmal durchlas. Dabei führte das Grübeln über diese und jene Stelle zu allerlei Exkursen in sprachlicher Hinsicht. Und vornehmlich kehrte ich immer wieder zu dem Satze zurück:

hic alio ducit ratio, alio voluntas.

Er wurde der Ausgangspunkt der ganzen auf den folgenden Blättern abgesponnenen Gedankenreihe; denn an ihm zeigte sich mir zuerst die Unmöglichkeit, auf dem bisher beschrittenen Wege zur Erklärung der Erscheinungen zu gelangen. Von ihm aus kam die Erkenntnis langsam in mir zur Reife, die ich hier in Thesenform an die Spitze meiner Arbeit stelle:

Eine ganze Reihe adverbialer Formen, die nach der Auffassung der Sprachvergleichung isolierte Kasusformen sein sollen, lassen diese Erklärung tatsächlich nicht zu, sondern sie sind aufzufassen als Kontraktionsprodukte aus einer Kasusform mit nachtretender vokalisch anlautender Präposition.

Selbst ein erbitterter Gegner könnte es mir nicht verargen, wenn ich bei der Behandlung der in Rede stehenden Frage frischweg die Literatur beiseite lasse; denn — es gibt keine, und ich darf die Worte des Horaz von mir gebrauchen:

libera per uacuum posui uestigia princeps.

Gewiß: „Im klassischen Latein geht die Präposition dem Substantiv voraus, während sie in der älteren Literatur häufig nachsteht. Auch im Umbrisch-Oskischen ist Nachstellung häufig“, sagt Lindsay 622 der Übersetzung. Nene II^o 942 ff. hat Belege (nicht

alles) gesammelt, Degering (Beitr. z. hist. Synt. d. lat. Spr., Erlangen 1898) über die Dialekte gesprochen, Leo und Studemund einiges über Plautus beigebracht; aber an der Fülle der hier zu besprechenden Erscheinungen ist man achtlos vorübergegangen; denn man haftete am Äußerlichen, dachte nicht konsequent genug und erkannte die Wirkungen des Sandhi nicht. Darum mag also zuerst daran erinnert werden, daß die Präposition ursprünglich in ihrer Stellung ganz unbeschränkt sich in der Voranstellung an das Substantivum, in der Nachstellung jedoch meist an das folgende Verbum anlehnte und so zur Entstehung der sogenannten Verba composita führte. Ein Beispiel genügt. Wenn der Ablativ ursprünglich den *terminus ex quo* allein zu bezeichnen im Stande war und nur zu näherer örtlicher Angabe *ex, de, ab* hinzutreten konnte, so ward sowohl in *de mensā cedere* als in *mensā de cedere* jenes Substantiv zu *de* gehörig empfunden; allein in der Aussprache des Volks schloß sich *decedere* zur Einheit, zum neuen Wortkörper zusammen. Nicht anders ist *ad aram ire* und *aram adire* = *aram ad ire* im wesentlichen identisch (Umbrisch *asamad*). Wer diese einfachen Verhältnisse mit klarem Auge durchschaut hat, wird meinen Anseinandersetzungen kaum ohne Beifall folgen. Ich gehe zuerst an die

Formen vom Typus *ALIO*.

Wir besitzen eine Reihe von Pronominaladverbien nach dem Typus *eo, eodem, quo, quocunque, aliquo, alio, utro, utroque, neutro*, denen häufig noch *worsum* angehängt erscheint: *alicuorsum, quorsus, horsum* u. dgl. Dasselbe Bildungselement finden wir auch in *retro, citro, ultro, contro*, kaum in *porro*, da in der Inschrift der pränestinischen Ciste (*Mél. arch.* 1890, S. 303) das *feri porod* unterdessen durch Minton Warren eine andere, gewiß richtige Lösung erfahren hat. Vgl. Plaut. Poen. 819 *is me autem porro* (d. h. mit dem Stocke) *uerberat, incursat pugnīs, calcibus*.

Während sich nun Lindsay p. 653 bloß des nichtssagenden Ausdrucks „Suffix *ō*“ bedient, nennt er dieselben Wörter S. 633 „offenbar Ablativformen“.

Dem stelle ich scharf das Wort entgegen: Alles andere; aber niemals Ablativformen! Denn wenn der Ablativ, wie alle Sprachen lehren, den *terminus ex quo* ausdrückt, d. h. ursprünglich ausgedrückt hat, wie wäre es möglich, daß er gerade hier und nur in diesen Pronominaladverbien die direkt entgegengesetzte Funktion ausübte, den *terminus in quem* anzuzeigen? Richtig ist, daß die Formen lautlich völlig gleich erscheinen; aber das berechtigt uns nicht, sie auch sprachgeschichtlich zu identifizieren. Vielmehr muß der Latinist umgekehrt schließen: Da die Funktion dieser Pronominaladverbia der des Ablativs diametral entgegensteht, so ist der Gedanke an eine Ablativableitung unbedingt aufzugeben.

Dazu kommt vom formellen Standpunkt, daß eine etwaige Ablativform auf *d* seit Warrens Auslegung des inschriftlichen *porod* für diese Formen nicht nachweisbar ist. Machen wir also mit dem Irrtum *tabula rasa* und gehen wir ohne Vorurteil an die Betrachtung der Formen selbst.

Wie läßt sich die Wohinfunktion dieser Wörter lautlich mit dem auslautenden *ō* vereinigen? Solange man sie für isolierte Kasusformen hält, wird man dies Rätsel nicht lösen; es sind vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach Wortgruppen, in denen dem durch die syntaktische Beziehung geforderten Acc. (neutr. plur.) die Präposition *ob* nachtritt, und mit ihm unter einem Hochtone ebenso verwächst wie im Deutschen 'darauf', 'darum', 'darin' u. dgl. Denn nach Paul. Fest. 193. 7. T. hat das Altlatein mit *ob* die Bedeutung von 'gegen', 'zu' verbunden, wie in dem Verse des Ennius:

ob Romam noctu legiones ducere creuit.

Diesem *ob* entspricht das hier nachstehende *ō* ganz so, wie sich *ā* neben *ab* stellt, *ē* neben *ex*. Damit wäre auch Lindsays Zweifel (S. 663) gelöst, da nunmehr *ō* = *ob* in einer Reihe von Fällen nachgewiesen wäre.

Wenn ich diese nun gewonnene Einsicht auf Beispiele aus der Literatur anwende, so wird auf den ersten Blick sich ergeben, daß *eo* = *ea ob* = *ob ea*, *alio* = *alia ob* = *ob alia* usw. ist. In den Formen wie *introuorsus* u. dgl. ist *intera ob uorsus* = *ob intera uorsus* voranzusetzen, *controuorsia* aber wird sachgemäß in *contr-ōuorsia* (= **obuorsia*) zu teilen sein. Denn wie *ā-uerto* zu **ab-uerto* steht, wird wohl zu *ob-uerto* ein **ō-uerto* gedacht werden dürfen (vgl. *o-mitto*, *o-mentat*), womit auch die lautliche Frage endgültig beantwortet ist. Denn das Weitergreifen der einmal festgewordenen Form ist eben Wuchern der Analogie.

Wenn demnach der Fuchs beim Lucilius zum kranken Löwen sagt:

*quid sibi uolt, quare fit, ut introuorsus et ad te
spectent atque ferant uestigia se omnia prorsus?*

so hätte der alte Dichter ebensogut schreiben können:

*quid sibi uolt, quare fit, ob intera uorsus ut ad te
spectent e. q. s.*

und wir könnten getrost auch *intr(ā) *ōuorsus* uns geschrieben oder gedruckt denken. Die Worte des Palinurus im *Curculio* (v. 70)

si deōs salutes, dēxtrouorsum censeo

werden mit leichtverständlicher Ellipse sich auch so schreiben lassen:

*si deōs salutes, dextr(am) *ouorsum censeo.*

Erst nachdem in solchen Verbindungen der Lautbestand erstarrt war, konnte nach dem Muster von *oblisci* = *obliuisci*, *audisse* = *audiuisse* die Vereinfachung eintreten, wie in den *puppēs sinistrorsum citas* des Horaz, oder in *horsum, quorsum*.

Was aber diese ebengenannten Formen selbst betrifft, so zeigt ein Blick auf *quōquōuorsus* (Caes. b. G. III 23. 8 u. a.), daß *quorsum* aus **quōuorsum* vereinfacht sein muß, und daß demgemäß auch *horsum* (Plaut. Mil. 304, Rud. 175, Ter. Eun. 219, Hec. 450) aus **houorsum* vereinfacht ist, daß also hier **hō* ohne deiktisches *ce* steht, wie Lindsay 654 ahnte und ich es nachgewiesen habe für die „Interjektion“ *eho* (d. h. *ei ho* = *ī hūc*), in dieser Zeitschr. 1901, S. 869. Wenn dies aber wahr ist, dann ist es völlig unrichtig, was Lindsay S. 638 erklärt, daß nämlich hier Akkusative *hod-c(e)*, *istod-c(e)*, *illod-c(e)* vorliegen. Im Gegenteil. Das Nebeneinander von *hōc* und *hūc* zeigt einfache lautgesetzliche Entwicklung (L. 654) und *hō*, *istō*, *illō* sind analog den anderen Formen zu erklären *ill(a)-α(b)*, *ist(a)-α(b)*, *qu(ā)-α(b)* und endlich **h(a)-α(b)*; denn nur in dieser unerweiterten Urform müssen und können wir das Pronomen denken.

Erst an das fertige *hō* trat deiktisches *ce*, wie es an fertiges *hum* und *ham* (vgl. *eccum*, *eccam*, zuerst von mir verstanden im Programm des Franz Joseph-Gymnasiums 1891, S. XV f.), an fertiges *his* oder *horum* trat (vgl. weiter unten das über **him* = *hinc* Gesagte).

Da hinlänglich klar geworden sein wird, wie ich die in Rede stehenden Formen auffasse, so gehe ich an die

Formen vom Typus *contrā*, *extrā*.

Lindsay 633: „*ā* zur Angabe der Richtung, Art und Weise usw. (??): z. B. *quā*, *eā*. Ablativformen wie *quo*, *eo* (altlat. *arvorsum ead*) und nicht Instrumentale wie gr. τῆ, ταύτη, πάντη.“

Das will soviel sagen als: Durch die Stelle des S C de Baccanalibus: *sei ques esent, quei aruorsum ead fecisent* sei festgestellt, daß *eā* ein Ablativ sei. Unberechtigt und unlogisch; denn wer verbürgt uns für das S. C. d. B. die erforderliche Quantität *eād*? Wer gibt uns die Gewißheit, daß in demselben S C (CIL I 196) *extrād Urbem* zu lesen ist? Selbst osk. *ehtrad* beweist das nicht. Und ebenso ist *suprad* auf derselben Bronzeplatte in seiner Quantität ganz ungewiß. Äquivalent ist umbrisch *sobra tudero* (= *supra fines*). Ich erkläre nun ganz offen, daß ich die Lesung *extrād*, *suprād*, *eād* für falsch halte.

Richtig erscheint mir *eād*, *suprād*, *extrād*, u. zw. auf Grund des Oskischen. Denn in dem Gesetze von Bantia heißt es: *suas pis contrud exeic fefacust* (lateinisch *si quis contra hoc fecerit*); in diesem Wortlaut will man *contrud* mit langem *ū* lesen und mit *contrō* identifizieren. Allein nach der oben von mir vorgebrachten Auffassung von *contro* wird dies hinfällig. Ich erkläre daher *contrūd* genau nach dem Muster von *apūd*, über das ich in dieser Zeitschr. 1901, S. 868 gehandelt habe. Schon Otto Keller hat erkannt, daß hier eine lautlich geschwächte Form von *ad* in Zu-

sammensetzung vorliegt; demgemäß ist mir *contr-ūd* und alle seine Verwandten nichts als Anfügung von *ad* an eine vorausgehende Pronominal- oder Adjektivform. Damit wird zuerst klar, woher es kommt, daß die in Rede stehenden Wörter beim Akkusativ eintreten; denn wie *ad te*, *ap-ūd te* begreift sich auch *contr-ūd te* u. a. m.

Alles andere sind Sandhi-Erscheinungen. Wenn zunächst umbrisch *sobra tuderō* betrachtet wird, so verbürgt uns nichts die Quantität des *a*. Allein dasselbe begegnet uns im Umbrischen anderswo. Bekanntlich sind *asamād* und *asama* (mit unsicherer Quantität) im Umbrischen völlig identisch (Lindsay p. 95), daraus ergibt sich aber für den konsequent Denkenden, daß auch **sobrād* neben *sobra* im Umbrischen denkbar war und daß lateinisch nur der Satz gilt und gelten darf: Das lange *extrā* steht antekonsonantisch für *extrād*.

Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß bei dem altlateinischen Monokonsonantismus, der bekanntlich durch Ennius beseitigt wurde, *d* vor konsonantischem Anlaut der Assimilation erlag und unter der monokonsonantischen Schreibung völlig schwand. Die Länge von *ā* in den genannten Formen ist also nicht Naturlänge, nicht Ablativlänge, sondern Ersatzlänge, genau so wie in *āc* (= *ādque* = *acc*).

Nun aber teilen sich die hier in Rede stehenden Formen der Stellung der Präposition nach in zwei Gruppen. Denn es steht die Präposition *ad* zunächst zwischen Eigenschaftswort und Hauptwort, wie z. B. *hanc ob causam, quam ob rem, magno cum metu, medios inter hostes, summum ad montem*, in denen die Prägnanz des Attributbegriffs die Voranstellung fordert.

Daher gibt eine Formel wie *extera ad moenia* und dergleichen zunächst *ext(e)rammoenia*, woraus durch monokonsonantische Schreibung und Ersatzdehnung *extrā moenia* begreiflich wird. In

Iliacos intra muros peccatur et extra

sehen wir die Form schon analogisch erstarrt auf ein falsches Geschlecht übertragen.

Auch für singulare Fügungen lassen sich Beispiele ersinnen. Man wird mir natürlich gestatten, mit den Adjektiven **conter*, **citer*, **exter*, **infer* u. dgl. frei zu schalten. Dann ergibt sich aber: *Vicus situs est citra montem* ist eine Vereinfachung von ursprünglichen *citerum ad montem* = *citrammontem*, *supra pontem* = *sup(e)r(um) a(d) pontem*, *contra te* = *cont(e)r(um) a(d) te*, wenn nicht noch einfacher ursprünglicher Nominativ vorliegt; denn auch *vicus citer ad montem, fossa exter(a) ad muros, castellum super(um) ad Spartam* führt deutlich zu *citra*, *extra*, *supra*.

Es kann aber auch der andere Fall eintreten, daß die Präposition tatsächlich dem zu ihr gehörigen Pronominalbegriff nachtritt und mit ihm zur Einheit des gesprochenen Wortes verschmilzt.

Nichts anders als *quo-cum*, *quo-de* ist ja auch bekanntlich *quoad* gefaßt, das bei Cäsar u. a. einfach *quod* wird. Von ihm aus wird man also leicht begreifen, wie ein neutrales *ea-ad*, *qua-ad* (vgl. *quem ad* Plaut. Bacch. 176, *quam ad* Terent. Phorm. 524 u. a.) zu *eād quād* werden mußte, aus dem dann nach dem obigen Muster durch Assimilation und Ersatzdehnung bei monokonzonantischer Schreibung das bekannte *eā*, *quā* hervorging, das also ursprünglich auf antekonzonantische Stellung beschränkt gewesen sein muß.

Und in diesem Sinne fällt neues Licht auf die oben zitierte Stelle des S. C. de Bacc. *sei ques esent, quei aruorsum ead fecisent*. Das sagt nicht mehr und nicht weniger, als wenn man in klassischem Latein *aduersum ad ea* mit wiederholter Präposition gesagt hätte.

Daß natürlich diese Nachstellung, wie üblich, nur hinter Pronominalformen eintritt, brauche ich kaum erst ausdrücklich erwähnen.

Ich bin aber in der angenehmen Lage, bei dieser Gelegenheit einen sehr ansprechenden Gedanken meines verehrten Kollegen Dr. V. Hintner dem gelehrten Publikum vortragen zu dürfen. Denn als wir einmal *συμφιλολογοῦντες* umherwandelten und ich ihm von dem hier Vorgebrachten Mitteilung machte, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf die aller Sprachvergleichung unerschließbaren Formen *MED*, *TED*, *SED*. Daß sie Akkusative sind, zeigt ihre Verwendung in uralten Zeiten CIL I 54: *Nouios Plautios med Romai fecid* (vgl. Nene II⁸ S. 353). Erklärt sind sie bis heute nicht; Ritschl und Bergk haben zu erklären versucht. Vielleicht ließe sich, meint Hintner (und ich mit ihm), die Sache so erklären, daß aus ursprünglichem *ad me ad uenit* mit doppelt gesetztem *ad* wie in *aruorsum ead* ein *ad med uenit* geworden ist, das dann seine Funktionen erweitert und auf den reinen Objektsakkusativ übertragen hätte. Bei Plautus sind diese Formen bequemes Mittel zur Hiatusdeckung geworden. *Iudicent docti*.

Ich muß aber hier noch auf eine andere Form zu sprechen kommen, die ich schon einmal behandelt habe. Es ist *circā* (vgl. meinen Aufsatz in den Wiener Studien 1899 über *circum* und *circa*). Ich habe daselbst bekanntlich die Scheideformen *circum* und *circa* in dem Sinne besprochen, daß ich energisch gegen die Auffassung, *circum* sei ein Akkusativ von *circus*, mich wandte und *circ-um* als eine Weiterbildung von *am* (*ambi*, *ἀμφί*, *umbe*) erklärte. *Circā* selbst deutete ich als eine auf der Schlußsilbe hochtonige Doublette von *circum*, entstanden durch Ersatzdehnung bei monokonzonantischer Schreibung vor anlautendem *M*. Wenn aber die oben gegebene Erklärung richtig ist, wenn *extra*, *infra*, *intra*, *citra*, *supra* in ihrem Auslaut-A einen Rest der Präposition *ad* zeigen, wie umbrisches *asam-a*, so wird man auch *circa* einfacher deuten dürfen als ein unter gleichen Voraussetzungen um-

gestaltetes *circ(o) a(d)*. Denn offenbar stellt sich folgender Lautwandel ein: *circo ad milia X* = *circ' am milia X* = *circā milia X*. Darnach wäre das a. a. O. Gesagte nicht zu berichtigen, sondern nur um einen Schritt zurück zu bereichern. Jedenfalls aber darf ich hier einer anderen Wortform nicht vergessen, der unsere Kompendien so weit aus dem Wege gehen, daß sie überhaupt keine Erwähnung findet. Es ist das aus Varro (*De re rustica*) und Tacitus bekannte QVA-AD. Indem man dies einfach als vielleicht vulgäre Nebenform von *quoad* faßte, verwischte man unabsichtlich den Tatbestand; denn offenbar ist in *quā-ad* nichts anderes zu sehen als *ad qua* (= *quae*, altes Neutrum wie in *aliqua*), also jene Form, die wir als Grundlage für *quā* oben erschlossen haben.

Demgemäß ist also auch **ha-ad* = **hā*, an das ganz nach Analogie des vorhin besprochenen *ho, hōc, hūc* das deiktische *ce* tritt: *hā-c'*. Das *aduersus hac* im Plebiszit bei Festus 322, 8 Th. deckt sich also buchstäblich mit dem *aruorsum eud* im SC. de Bacc. Und in einem Worte wie *hactenus, quatenus* tritt die Grundbedeutung des präpositionalen Bestandteiles doch klar genug hervor. Horaz z. B. schreibt: *est quadam prodire tenus, si non datur ultra*. Er hätte getrost auch schreiben dürfen *est quā ad dam prodire tenus, si non datur ultrā ad*.

Ich breche diesen Teil meiner Erörterungen ab, da ich klar genug gewesen zu sein glaube, und wende meine Aufmerksamkeit auf die vielgeplagten

Adverbia auf IM.

Als das Archiv f. l. L. die Frage nach der Geschichte dieser Wortgruppe anschnitt, hoffte ich Aufklärung. Die Aufstöberung des spätlateinischen Materials ist für den Lexikographen zwar nicht wertlos, sprachwissenschaftlich aber sind die Funkschen Artikel ohne Bedeutung, ebenso wie ja auch Lindsay 630 u. 633 nichts von Belang zu sagen weiß. Über das bisher Vorgebrachte kann ich hier kurz und bündig sein, indem ich auf Funk verweise.

Ich erkenne in diesen sogenannten Adverbien auf *im* Verbindungen präpositionaler Art, in denen das präpositionale Element dem zugehörigen Worte nachtritt.

Deutlich scheiden sich nämlich zwei Gruppen solcher Bildungen von einander. Neben den pronominalen **him-hinc, istim-istinc, illim-illinc*, an die sich offenbar auch Formen wie *interim, extrin-secus*, vielleicht auch *transuersim* schließen, steht die weitaus zahlreichere Gruppe, die an Supinstämme, d. h. wohl eigentlich an Verbalsubstantive der U-Deklination die „Endung“ *im* treten läßt. Dieses „Suffix“, wie die Sprachvergleicher sagen, ist völlig unerklärt. Bopp-Corssens von Funck und Lindsay wiederholte Auffassung (Stamm **rapti* = **raption*, adverbialer Akkusativ) muß

schon darum zurückgewiesen werden, weil derartige Stämme nirgends im Latein zu erweisen sind, die völlig gleichartigen Bildungen beider Gruppen dann ganz auseinandergerissen werden und zur Hälfte unerklärt bleiben. Man wird doch nicht an einen Stamm **illi* = **illion*, **isti* = **istion* glauben.

Und doch liegt die Erklärung dieser Formen einfach auf der Hand. Deutlich zeigen ja **him-hinc*, *illim-illinc*, *istim-istinc* ablativische Bedeutung, deutlich identifiziert sich aber auch *partim* mit *ex parte*, *transuersim* ist völlig identisch mit *ex transuerso*, so daß auch hier die reine Ablativnatur der Wörter unverkennbar zutage tritt.

Demgemäß braucht man nur daran zu erinnern, daß es im Oskischen eine „Präposition“ *en* gibt, die an den Ablativ tretend in der Bedeutung von *ab* oder *ex* erscheint, und zwar immer postpositiv. Wenn daher oskisch *imad-en* richtig lateinisch gegeben wird durch *ab ima* oder *ex ima* (natürlich ohne *parte*, sondern einfach substantiviert wie *ύγρη* u. dgl.) „aus der Tiefe“, wenn unwidersprochen in derselben Sprache *eisuc-en ziculud* (= *ex hoc dieculo*) ist, so wird folgende Annahme gerechtfertigt erscheinen:

Das oskische postpositive *en* (= *ab*, *ex*) hat seinen lateinischen Vertreter in einem gleichfalls postpositiven *in*, das infolge der bekannten Sandhivorgänge in der ausgebildeten Sprache durch Übertragung von nachfolgendem Labialanlaute aus als *im* erscheint.

Das Oskische erweist nun, daß dieses *en* an Ablative antritt. Demgemäß ist genau nach dem Muster von *eisuc-en*

$$\begin{aligned} *h\langle o \rangle - im &= *him \\ ill\langle o \rangle - im &= illim \\ ist\langle o \rangle - im &= istim, \end{aligned}$$

an die dann das deiktische *ce* antritt, *hinc*, *illinc*, *istinc*.

Auch *partim* ist nicht als Akkusativ zu deuten, sondern richtig als Ablativ *part(e)-im*, d. h. *ex parte*, *inter-im* (= *ex intero*), *transuersim* (= *ex transuerso*), *altrin-secus* (= *ex allero*, und was dergleichen mehr ist.

Für die scheinbar verbalen Ableitungen ist jedoch als Mittelstufe stets das U-stämmige Verbalsubstantiv anzunehmen; das beweisen Formen wie *raptim*, *statim*, die doch von *raptus-ūs*, *status-ūs* untrennbar sind. Die ablativische Funktion liegt auch hier klar zutage, man muß sie nur erkennen wollen. Wie weit die Analogiebildungen gegriffen haben, das mag man im A. f. l. L. nachlesen.

Die kubische Gleichung in neuer Behandlung.

Obwohl die trigonometrische Lösung der kubischen Gleichung im sogenannten irreduziblen Falle den Bedürfnissen der Praxis vollauf genügt, so läßt sie dennoch den Theoretiker aus mehreren Gründen unbefriedigt.

Erstens benötigt man dabei goniometrische und logarithmische Tafeln und ist damit auf die Genauigkeit der letzteren beschränkt. Zweitens bleiben dabei die Aufgaben, aus den Funktionen eines Winkels φ die gleichartigen Funktionen von $\frac{1}{3}\varphi$ direkt zu finden, ungelöst. Wenngleich dieses Problem der Dreiteilung des Winkels anderweitig ausführlich behandelt wurde, so empfindet man doch das Vorhandensein einer Lücke in der algebraischen Behandlung der kubischen Gleichung, welche bisher nur durch Anwendung des allgemeinen binomischen Lehrsatzes auf die Cardanische Formel ausgefüllt worden ist. Die hierdurch erhaltenen Reihen sind aber zumeist so wenig konvergent, daß sie für die numerische Berechnung der Wurzeln nicht taugen.

Deshalb schien es mir der Mühe wert, nach einer Methode zu forschen, welche von den Tafeln unabhängig ist und eine beliebig große Genauigkeit gestattet.

Dieses Ziel ist nicht nur erreicht worden, sondern es haben sich bei der neuen Behandlung auch noch viele Kennzeichen für das Vorhandensein rationaler Wurzeln ergeben, wodurch deren Aufsuchung leichter als bisher möglich ist. Da sich aber gerade in der neuesten Zeit viele Artikel in den Fachzeitschriften mit der Auffindung etwaiger rationaler Wurzeln befassen, so dürfte meine Arbeit auch in weiteren Leserkreisen willkommen sein.

In dieser Voraussicht war ich bemüht, die nachfolgenden Lehren auch für Nichtfachleute möglichst leicht verständlich zu entwickeln.

Bei der reduzierten kubischen Gleichung

$$x^3 - bx + c = 0 \dots\dots\dots 1)$$

wird, um in der Folge weitläufige Diskussionen zu vermeiden, $c \geq 0$ vorausgesetzt. Wäre c negativ, so schreibt man $x = -\chi$ und erhält

$$\chi^3 - b\chi - c = 0,$$

womit dieser Fall auf den vorigen zurückgeführt erscheint. Bezüglich des Koeffizienten b wird vorläufig keine Annahme getroffen. Die Wahl des negativen Vorzeichens wird sich später als zweckdienlich erweisen.

Setzt man

$$x^3 - bx + c = \eta$$

10 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Brewer.

und läßt man dann x alle reellen Werte von $-\infty$ bis $+\infty$ durchlaufen, so variiert die Veränderliche η ebenfalls von $-\infty$ bis $+\infty$ u. zw. ohne Unterbrechung. Denn da b und c als reelle endliche Zahlen vorausgesetzt sind, so überwiegen anfänglich die negativen und schließlich die positiven Werte von x^3 . Bei diesem stetigen Wertübergange muß η notwendig mindestens einmal den Wert Null annehmen. Bezeichnet man das zugehörige x mit x_1 , so hat man

$$x_1^3 - bx_1 + c = 0, \dots\dots\dots 2)$$

und x_1 ist dann eine Wurzel der Gleichung 1). Nun ergibt die Division

$$(x^3 - bx + c) : (x - x_1) = x^2 + x_1x + (x_1^3 - b) \dots 3)$$

den Rest $(x_1^3 - bx_1 + c)$, welcher nach 2) verschwindet. Die Probe derselben lautet hiemit:

$$(x - x_1) [x^2 + x_1x + (x_1^3 - b)] = x^3 - bx + c = 0. \quad 4)$$

Diese Gleichung wird außer durch

$$x - x_1 = 0 \dots\dots\dots 5)$$

noch durch folgende quadratische Gleichung erfüllt:

$$x^2 + x_1x + (x_1^3 - b) = 0. \dots\dots\dots 6)$$

Sind nun x_2 und x_3 die Wurzeln der letzteren, so genügen sie gemäß 4) auch der kubischen Gleichung 1), und diese besitzt zufolge 2), 5) und 6) folgende drei Wurzeln:

$$x = x_1, \quad x = x_2 \quad \text{und} \quad x = x_3,$$

wobei

$$x_{2, 3} = -\frac{1}{2}x_1 \pm \frac{1}{2}\sqrt{4b - 3x_1^3} \dots\dots\dots 7)$$

Substituiert man hierin gemäß 2)

$$x_1^2 = b - \frac{c}{x_1}, \dots\dots\dots 8)$$

so folgt ferner

$$x_{2, 3} = -\frac{1}{2}x_1 \pm \frac{1}{2}\sqrt{b + \frac{3c}{x_1}} \dots\dots\dots 9)$$

Setzt man

$$b + \frac{3c}{x_1} = z_1^2 \dots\dots\dots 10)$$

und demnach

$$x_1 = \frac{3c}{z_1^2 - b}, \dots\dots\dots 11)$$

so geht 9) über in

$$x_{2, 3} = -\frac{1}{2}x_1 \pm \frac{1}{2}z_1 \dots\dots\dots 12)$$

Führt man den Wert 11) von x_1 in 2) ein, so resultiert nach entsprechender Rechnung und Weglassung der Indices:

$$z^3 - 3bz + \sqrt{4b^3 - 27c^2} = 0 \dots\dots\dots 13)$$

Hierin wurde bloß das positive Vorzeichen der Quadratwurzel beibehalten, da in 10) und 9) ohnehin schon auf die Zweideutigkeit von z Bedacht genommen ist.

Die neue Unbekannte z steht gemäß 10) und 11) mit x in innigem Zusammenhange, und deshalb möge 13) die adjungierte Gleichung zu 1) genannt werden. Unter Einführung der Abkürzungen:

$$3b = b_1 \quad \text{und} \quad \sqrt{4b^3 - 27c^3} = c_1 \dots\dots\dots 14)$$

verwandelt sich 13) in

$$z^3 - b_1 z + c_1 = 0, \dots\dots\dots 15)$$

und man erhält aus 14)

$$\frac{c^3}{b^3} + \frac{c_1^3}{b_1^3} = \frac{27}{4} \dots\dots\dots 16)$$

Sucht man in analoger Weise zu 15) die adjungierte Gleichung, deren Unbekannte ξ heißen möge, so erhält man

$$\xi^3 - 3b_1 \xi + \sqrt{4b_1^3 - 27c_1^3} = 0$$

oder

$$\xi^3 - 9b\xi + 27c = 0. \dots\dots\dots 17)$$

Vergleicht man diese Gleichung mit 1), so findet man

$$\xi = 3x. \dots\dots\dots 18)$$

Für den speziellen Fall

$$4b^3 - 27c^2 = 0$$

oder

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{4} \dots\dots\dots 19)$$

liefert 13)

$$z_1 = 0 \quad \text{und} \quad z_{2,3} = \pm \sqrt[3]{3b}.$$

Hierin ist wegen 19) $b > 0$, und man erhält aus 11)

$$x_1 = -\frac{3c}{b} \quad \text{und} \quad x_{2,3} = \frac{3c}{2b} \dots\dots\dots 20)$$

Ist dagegen in 1) $c = 0$, so findet man für $b > 0$

$$\left. \begin{array}{l} x_2 = 0 \quad \text{und} \quad x_{1,3} = \mp \sqrt[3]{b}, \\ x_1 = 0 \quad \text{und} \quad x_{2,3} = \pm i \sqrt[3]{-b}, \end{array} \right\} \dots\dots\dots 21)$$

wenn man $\sqrt{-1} = i$ setzt und schon jetzt die in der Folge angewandte Bezeichnung platzgreifen läßt. Aus 10) folgt sodann unter Bezug auf 8) für $b < 0$

$$z_1^3 = 4b \quad \text{und} \quad z_{2,3}^3 = b.$$

Dieselben Werte würden sich, da gemäß 16)

$$\frac{b_1^3}{c_1^3} = \frac{27}{4} \dots\dots\dots 22)$$

ist, analog 20) direkt aus 15) mittels 14) ergeben, u. zw.:

$$z_1 = -\frac{3c_1}{b_1} = -2\sqrt[3]{b} \quad \text{und} \quad z_{2,3} = \frac{3c_1}{2b_1} = \sqrt[3]{b} \dots\dots 23)$$

12 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Breuer.

Will man umgekehrt mittels dieser Werte x aus 11) rechnen, so findet man

$$x_1 = 0 \quad \text{und} \quad x_{2,3} = \frac{0}{0}.$$

Diese Unbestimmtheit verschwindet aber in Anbetracht von 7).

Man erblickt demnach in 19) und 22) die Bedingungen für das Auftreten zweier gleicher Wurzeln unter 20), resp. 23) der Gleichungen 1) und 15).

Wenn

$$2b^3 = 27c^3$$

ist, so hat man nach 16)

$$\frac{b^3}{c^3} = \frac{b_1^3}{c_1^3} = \frac{27}{1} \dots \dots \dots 24)$$

Für diesen Fall lautet 18):

$$z^2 - 3bz + b\sqrt{2b} = 0$$

oder

$$[z(z + \sqrt{2b}) - b](z - \sqrt{2b}) = 0.$$

Setzt man die Faktoren dieser Gleichung einzeln gleich Null, so erhält man

$$z_{1,2} = \frac{1}{2}\sqrt{2b}(-1 \pm \sqrt{3}) \quad \text{und} \quad z_3 = \sqrt{2b}.$$

Damit ergeben sich nach 11)

$$x_{1,2} = \frac{3c}{2b}(-1 \mp \sqrt{3}) \quad \text{und} \quad x_3 = \frac{3c}{b} \dots \dots \dots 25)$$

Dies ist, nebenbei bemerkt, einer der wenigen Fälle, in welchen sich die Cardanische Formel algebraisch direkt behandeln läßt, wenn darin komplexe Größen auftreten.

Wenn x_1 rational ist, so können gemäß 12) x_2 und x_3 nur dann ebenfalls rational sein, wenn z_1 reell und rational ist. Dann muß aber in 18)

$$4b^3 - 27c^2 > 0$$

oder

$$\frac{b^3}{c^2} > \frac{27}{4} \dots \dots \dots 26)$$

und $(4b^3 - 27c^2)$ eine Quadratzahl sein, denn sonst enthielte diese Gleichung einen Widerspruch. Da x_1 rational ist, so ist nach 18) auch $\xi_1 = 3x_1$ rational. Nun ist aber die zugehörige Gleichung 17) adjungiert zu 15), resp. 18), und demzufolge müssen alle drei Werte von z rational sein.

Für die Gleichung

$$x^3 - 19x + 30 = 0,$$

welche die Wurzeln $-5, 2$ und 3 besitzt, findet man

$$4 \cdot 19^3 - 27 \cdot 30^2 = 56^2.$$

Die obige Bedingung für das Rationalsein aller drei Wurzeln tritt aber erst in Kraft, wenn eine Wurzel als rational bekannt ist. Ein negativer Beleg hierfür ist die Gleichung

$$x^3 - 9x + 9 = 0,$$

worin

$$4 \cdot 9^3 - 27 \cdot 9^2 = 9^3 = 27^3$$

ist, obwohl alle drei Wurzeln kubisch-irrationale sind.

Analog verhält es sich mit der Gleichung

$$x^3 - 3x + 1 = 0.$$

Sucht man zu dieser Gleichung die adjungierte, so ergeben sich die Koeffizienten der vorhergehenden.

Für die Rationalität nur einer Wurzel x_1 ist es nicht erforderlich, daß $(4b^3 - 27c^3)$ eine Quadratzahl ist. Ein Beispiel dieser Art ist die Gleichung

$$x^3 - 5x + 2 = 0,$$

welche die Wurzeln

$$x_{1,2} = -1 \pm \sqrt{2} \quad \text{und} \quad x_3 = 2$$

enthält. Man findet

$$4 \cdot 5^3 - 27 \cdot 2^3 = 392,$$

also keine Quadratzahl.

Wenn

$$4b^3 - 27c^3 < 0$$

oder

$$\frac{b^3}{c^3} < \frac{27}{4} \dots\dots\dots 27)$$

ist, so setzt man in 13) $z = i\xi$ und erhält

$$\xi^3 + 3b\xi - \sqrt{27c^3 - 4b^3} = 0.$$

Da diese Gleichung eine reelle Wurzel ξ_1 haben muß und weil $z_1, 2$ reell ist, so ergibt sich x_1 aus 11) als reeller Wert. x_2 und x_3 sind dann gemäß 12) komplex, und folglich sind nach 10) z_3 und z_2 , sowie ξ_2 und ξ_3 ebenfalls komplex. Als Beispiel diene die Gleichung

$$x^3 - x + 6 = 0,$$

worin $x_1 = -2$ und $x_{2,3} = 1 \pm i\sqrt{2}$ ist.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die obigen Beispiele vorläufig bloß zur Rückwärtsprüfung von x auf z bestimmt sind. Um zu einer Methode für die faktische Auflösung zu gelangen, setzt man

$$x = \frac{c}{b} \left(1 + \frac{1}{n} \right), \dots\dots\dots 28)$$

worin n eine neue Unbekannte bedeutet, entwickelt sodann x^3 und x^2 aus 1), indem man zugleich rechter Hand den obigen Wert von x substituiert. Dadurch ergeben sich die Identitäten:

14 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Breuer.

$$x = \frac{c}{b} \left(1 + \frac{1}{n}\right) = \pm \sqrt[3]{\frac{b}{n+1}} = \sqrt[3]{\frac{c}{n}}. \dots 29)$$

Hieraus folgen $(n + 1) x^3 = b \dots\dots\dots 30)$

und $n x^3 = c. \dots\dots\dots 31)$

Eliminiert man x aus den beiden letzten Beziehungen, so resultiert:

$$\frac{(n + 1)^3}{n^3} = \frac{b^3}{c^3}. \dots\dots\dots 32)$$

In dem speziellen Falle $b = c + 1$ ist $n = c$ und $x = 1$. Für

$$b = c = \frac{(n + 1)^3}{n^3}$$

ist $x = 1 + \frac{1}{n}.$

Behufs Berechnung von n setzt man abkürzungsweise

$$\frac{b^3}{c^3} - 3 = w \dots\dots\dots 33)$$

und erhält damit aus 32) für n die Gleichung

$$n^3 - w n^2 + 3n + 1 = 0. \dots\dots\dots 34)$$

Diese Gleichung kann auch dadurch erhalten werden, daß man die Ausdrücke unter 29) in 1) substituiert. Sie ist zwar auch vom dritten Grade, kann aber unter gewissen Voraussetzungen durch folgenden Kunstgriff gelöst werden.

Da nach 34)

$$\frac{1}{n} = \frac{1}{w} \left(1 + \frac{3}{n^2} + \frac{1}{n^3}\right) \dots\dots\dots 35)$$

ist, so darf man die Substitution

$$\frac{1}{n} = \frac{1}{w} + \frac{3}{w^3} + \frac{\alpha}{w^4} + \frac{\beta}{w^5} + \frac{\gamma}{w^6} + \frac{\delta}{w^7} + \dots\dots\dots 36)$$

anwenden. Daraus erhält man durch gewöhnliche Multiplikation

$$\frac{1}{n^2} = \frac{1}{w^2} + \frac{6}{w^4} + \frac{2\alpha}{w^5} + \frac{9 + 2\beta}{w^6} + \dots$$

und

$$\frac{1}{n^3} = \frac{1}{w^3} + \frac{9}{w^5} + \frac{3\alpha}{w^6} + \dots$$

Setzt man die letzten drei Ausdrücke in 35) ein, so folgt

$$\alpha + \frac{\beta}{w} + \frac{\gamma}{w^2} + \frac{\delta}{w^3} + \dots = 1 + \frac{18}{w} + \frac{9 + 6\alpha}{w^3} + \frac{27 + 3\alpha + 6\beta}{w^5} + \dots$$

Für $w = \infty$ erhält man hieraus $\alpha = 1$. In analoger Weise findet man sukzessive die vorher unbestimmten Koeffizienten $\beta = 18$, $\gamma = 15$, $\delta = 138$ u. s. f. Mithin ergibt sich aus 28)

$$x_{1,2} = \frac{c}{b_i} \left(1 + \frac{1}{w} + \frac{3}{w^3} + \frac{1}{w^4} + \dots \right) \dots\dots 37)$$

Hiebei gilt der Index 1 für $b < 0$ und der Index 2 für $b > 0$.

In dem speziellen Falle

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{1} = 13 \cdot 5,$$

also nach 38) $w = 10 \cdot 5$, erhält man mittels der ersten drei Glieder

$$x_2 = 1 \cdot 0978 \frac{c}{b}.$$

Hiermit stimmt der unter 25) entwickelte Wert

$$x_2 = \frac{3c}{2b} (-1 + \sqrt{3}) = 1 \cdot 0981 \frac{c}{b}$$

auf drei Dezimalen überein, wenn der Quotient $\frac{c}{b}$ als Einheit gewählt wird, denn der Unterschied beider Werte beträgt bloß $0 \cdot 0003 \frac{c}{b}$. Wenn eine größere Genauigkeit verlangt wird, so muß man in 37) vier oder mehr Glieder in Rechnung ziehen. Für $w > 10 \cdot 5$ konvergiert diese Formel noch viel rascher, und man kann oft mit den ersten drei Gliedern vollkommen ausreichen, abgesehen davon, daß später noch weitere Vorteile zur Anwendung gelangen werden.

Wenn $\frac{b^3}{c^2} < \frac{27}{1}$, also $w < 10 \cdot 5$ ist, so hat man in der adjungierten Gleichung 13), resp. 15) $\frac{b_1^3}{c_1^2} > \frac{27}{1}$ oder $w_1 > 10 \cdot 5$. Demnach rechnet man hier leicht z_2 und dann nach 11) x_2 , wobei die Quadratwurzel in c_1 wegfällt.

Ist auf diese Art die absolut kleinste Wurzel x_2 gefunden, so ergeben sich die beiden anderen Wurzeln x_1 und x_3 aus 9), worin man bloß die Indices 1 und 2 zu vertauschen braucht. Für $c = 0$ erhält man $x_2 = 0$ und $x_{1,3} = \mp \sqrt{b}$ wie in 21).

Mithin ist der Casus irreducibilis, für welchen die Bedingung 26) besteht, vollkommen erledigt.

Ganz analog kann der reduzible Fall, für welchen die Bedingung 27) gilt, behandelt werden, indem man für $b < 0$ die ursprüngliche Gleichung 1) und für $b > 0$ die adjungierte Gleichung 13), resp. 15) löst. Das Imaginärsein der Quadratwurzeln in der letzteren hindert dabei bekanntlich nicht, weil man in 11) nur z^2 verwendet. Für $\frac{b^3}{c^2} = 3$, also $w = 0$ gibt die adjungierte Gleichung

$$\frac{b_1^3}{c_1^2} = -\frac{27}{1} = -5\frac{2}{3},$$

also $\omega_1 = -8\frac{2}{3}$, womit die bei direkter Anwendung von 37) auftretende Divergenz behoben wird. Ebenso verfährt man bei anderen Werten von $\frac{b^3}{c^2} > 0$.

Nur konvergieren die Reihen nicht immer so rasch wie im vorigen Falle. Für das Intervall

$$-1 < \frac{b^3}{c^2} < +1$$

wird die Formel 37) entweder wegen allzu schwacher Konvergenz oder geradezu wegen Divergenz unbrauchbar, was man aus dem Beispiele $b = 0$, $\frac{b^3}{c^2} = 0$, also $\omega = -3$, sofort ersieht, für welches 36) den Wert $\frac{1}{n} = -1$ liefern müßte, wie es 1) und 29) verlangen.

Um auch dieses kritische Intervall zu beherrschen, setzt man in 32)

$$n = m - 1 \dots\dots\dots 38)$$

und erhält

$$\frac{m^3}{(m-1)^2} = \frac{b^3}{c^2},$$

oder

$$m^3 = \frac{b^3}{c^2} (1 - 2m + m^2). \dots\dots\dots 39)$$

Führt man die Abkürzung

$$\frac{b^3}{c^2} = h^3 \text{ oder } h = \frac{b}{\sqrt[3]{c^2}} \dots\dots\dots 40)$$

ein, so läßt sich gemäß 40) m in folgender Art ausdrücken:

$$m = h (1 + \alpha h + \lambda h^2 + \mu h^3 + \nu h^4 + \dots).$$

Entwickelt man hieraus m^3 und m^2 , so ergibt 40) nach der schon einmal benutzten Methode der unbestimmten Koeffizienten unter Bezug auf 38)

$$n_1 + 1 = h (1 - \frac{2}{3}h + \frac{1}{3}h^2 - \frac{10}{11}h^3 + \frac{1}{11}h^4 - \dots). \quad 41)$$

Für $b = 0$ ist nach 40) auch $h = 0$, und aus 41) folgt

$$n_1 = -1,$$

womit 29) liefert:

$$x_1 = -\sqrt[3]{c}.$$

Mittels 9) ergeben sich

$$x_{2,3} = \frac{1}{2} \sqrt[3]{c} (1 \pm i \sqrt{3}),$$

woraus man ersieht, daß jede Kubikwurzel dreiwertig ist.

Ist $b < 0$ und $c = 0$, so ist nach 40) $h = -\infty$ und nach 41) $n_1 = -\infty$. Damit erhält man $x_1 = 0$. Da aber nach 32) auch $n_{1, 2} = 0$ sein kann, so ergeben sich die schon in 21) berechneten Werte von x_2 und x_3 . Dieselben Werte von n erhält man auch, wenn man 32) in der Form

$$n \left(1 + \frac{1}{n} \right)^3 = \frac{b^3}{c^3}$$

schreibt. Analog verhält es sich unter der Bedingung 26) bei $b > 0$ und $c = 0$. Nur ist diesfalls

$$n_2 = \infty \text{ und } n_{1, 3} = 0;$$

Die obigen Fälle lassen sich bekanntlich durch Zerlegung der Gleichung 1) in Faktoren auch direkt behandeln.

Für $b = 0$ ist

$$(x + \sqrt[3]{c}) (x^2 - x \sqrt[3]{c} + \sqrt[3]{c^2}) = 0,$$

und für $c = 0$

$$(x^3 - b) x = 0.$$

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß man in dem schon besprochenen Falle $\frac{b^3}{c^3} = 3$ oder $w = 0$ die Gleichung 34) analog 1) nach 37) direkt lösen kann. Man erhält

$$n_1 = -\frac{1}{3} \left(1 - \frac{1}{30} - \frac{3}{30^3} + \frac{1}{30^4} - \frac{18}{30^5} + \dots \right).$$

Da die Berechnung der Wurzeln unter der Bedingung 27) mittels der Reihen 37), resp. 41) im allgemeinen keine Vorteile bietet und bloß ein theoretisches Interesse besitzt, so geht man hier lieber nach der Cardanschen Formel vor. Nach 1) ist

$$x (x^2 - b) = -c.$$

Setzt man hierin

$$x_1 = u + v \dots \dots \dots 42)$$

und

$$b = 3uv, \dots \dots \dots 43)$$

so folgt

$$u^3 + v^3 = -c \dots \dots \dots 44)$$

und

$$u^3 v^3 = \frac{b^3}{27}.$$

Hieraus erkennt man, daß $u^3 = \eta_1$ und $v^3 = \eta_2$ die Wurzeln der nachstehenden quadratischen Gleichung sind:

$$\eta^2 + c\eta + \frac{b}{3} = 0.$$

Diese liefert

$$\eta_{1, 2} = -\frac{c}{2} \pm \sqrt{\frac{c^2}{4} - \frac{b^3}{27}},$$

und demnach ist

18 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Brewer.

$$\text{und } \left. \begin{aligned} u &= \left(-\frac{c}{2} + \sqrt{\frac{c^2}{4} - \frac{b^3}{27}} \right)^{\frac{1}{3}} \\ v &= \left(-\frac{c}{2} - \sqrt{\frac{c^2}{4} - \frac{b^3}{27}} \right)^{\frac{1}{3}} \end{aligned} \right\} \dots\dots\dots 45)$$

Hier sind die Kubikwurzeln im absoluten Sinne gemeint.

Mittels 45) folgt aus 42) die Cardansche Formel. Setzt man in 9) für b und c die Werte aus 43) und 44), so folgt

$$x_{2,3} = -\frac{1}{2} x_1 \pm \frac{i}{2} (u - v) \sqrt[3]{3}. \dots\dots\dots 46)$$

Dieses Resultat kann auch aus der Dreiwertigkeit der Kubikwurzeln in 45) gewonnen werden, indem man gemäß 42) mit Rücksicht auf 43) je zwei solche Wurzeln verbindet, die ein reelles Produkt liefern.

Für die weiteren Entwicklungen ist die Kenntnis der Relationen zwischen den drei Wurzeln nötig. Gemäß 6) und 8) ist

$$x^2 + x_1 x - \frac{c}{x_1} = 0 \dots\dots\dots 47)$$

Zwischen den Wurzeln x_2 und x_3 dieser quadratischen Gleichung bestehen bekanntlich die Beziehungen:

$$x_2 + x_3 = -x_1 \dots\dots\dots 48)$$

oder

$$x_1 + x_2 + x_3 = 0 \dots\dots\dots 49)$$

und bei Einbezug von 8)

$$x_2 x_3 = -\frac{c}{x_1} = x_1^2 - b. \dots\dots\dots 50)$$

Hieraus folgt

$$x_1 x_2 x_3 = -c. \dots\dots\dots 51)$$

Außerdem ergibt 50)

$$2 x_2 x_3 = 2 x_1^2 - 2 b$$

oder

$$(x_2 + x_3)^2 - x_2^2 - x_3^2 = 2 x_1^2 - 2 b.$$

Damit erhält man unter Benützung von 48)

$$x_1^2 + x_2^2 + x_3^2 = -2 b. \dots\dots\dots 52)$$

Quadriert man 49) und subtrahiert dann hiervon 52), so resultiert

$$x_1 x_2 + x_2 x_3 + x_3 x_1 = -b. \dots\dots\dots 53)$$

Aus 1) ergibt sich durch Einsetzung aller drei Wurzeln und durch Addition der erhaltenen drei Identitäten mit Rücksicht auf 49)

$$x_1^3 + x_2^3 + x_3^3 = -3 c \dots\dots\dots 54)$$

Die Relationen 49), 53) und 51) liefern schließlich

$$x^3 - b x + c = (x - x_1) (x - x_2) (x - x_3) = 0 \dots 55)$$

Soll nun die allgemeine kubische Gleichung

$$y^3 + A y^2 + B y + C = 0 \dots\dots\dots 56)$$

gelöst werden, so setzt man

$$y = x - \frac{1}{3} A, \dots\dots\dots 57)$$

ordnet nach den Potenzen der neuen Unbekannten x und erhält die Gleichung 1), wenn man die Symbole

$$a = 0, b = \frac{1}{3} A^2 - B \text{ und } c = \frac{2}{27} A^3 - \frac{1}{3} AB + C \text{ 58)}$$

einführt. Die drei Wurzeln von 56) sind dann nach 57)

$$y_1 = x_1 - \frac{1}{3} A, y_2 = x_2 - \frac{1}{3} A \text{ und } y_3 = x_3 - \frac{1}{3} A.$$

Damit ergeben sich mittels 58) aus 49), 58) und 51) die Relationen

$$\left. \begin{aligned} y_1 + y_2 + y_3 &= -A, \\ y_1 y_2 + y_2 y_3 + y_3 y_1 &= B \\ y_1 y_2 y_3 &= -C. \end{aligned} \right\} \dots\dots\dots 59)$$

und

Mittels dieser entwickelt man leicht:

$$y^3 + A y^2 + B y + C = (y - y_1)(y - y_2)(y - y_3) = 0. \text{ 60)}$$

Die obigen Relationen dienen zur Bildung numerischer Gleichungen. Für $B = \pm A$ und $C = \pm 1$ spaltet sich 58) in

$$\begin{aligned} (y \pm 1) [y^2 \mp y + 1 + A y] &= \\ (y \pm 1) [y^2 + (A \mp 1) y + 1] &= 0. \end{aligned}$$

Mithin ist

$$y_1 = \mp 1 = \frac{1}{y_1},$$

und

$$y_2, 3 = -\frac{1}{3} (A \mp 1) \pm \sqrt{\frac{1}{3} (A \mp 1)^2 - 1} = \frac{1}{y_2, 3}.$$

Diese Gleichung heißt deshalb eine reziproke.

Schreibt man 1) in der Form

$$\frac{1}{x^3} - \frac{b}{c} \cdot \frac{1}{x^2} + 0 \cdot \frac{1}{x} + 1 = 0, \dots\dots\dots 61)$$

so ergeben sich aus 59) für $y = \frac{1}{x}$, $A = -\frac{b}{c}$, $B = 0$ und $C = 1$ hübsche Korollarien zu den Sätzen 49) 58) und 51) für die reziprok genommenen Wurzeln der Gleichung 1).

Gleichung 34) liefert speziell die Beziehungen

$$\begin{aligned} n_1 + n_2 + n_3 &= w, \\ n_1 n_2 + n_2 n_3 + n_3 n_1 &= 3, \\ n_1 n_2 n_3 &= -1. \dots\dots\dots 62) \end{aligned}$$

und

Dividiert man die zweite durch die dritte, so folgt noch

$$\frac{1}{n_1} + \frac{1}{n_2} + \frac{1}{n_3} = -3. \dots\dots\dots 63)$$

Mittels 62) und 63) kann man die Identitäten unter 29) leicht nochmals bestätigen und erhält dabei 51) und 49). Die übrigen Relationen 52), 53) und 54) ergeben sich erst mit Hilfe der aus 61) entwickelten Korollarien.

Setzt man in 61) gemäß 57)

20 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Brewer.

$$\frac{1}{x} = y + \frac{b}{3c}, \text{ also } x = \frac{3c}{3cy + b}, \dots\dots\dots 64)$$

so folgt

$$y^3 - \frac{b^2}{3c^2}y + \frac{1}{c} \left(1 - \frac{b^2}{3c^2}\right) = 0. \dots\dots\dots 65)$$

oder

$$y^3 - b_2 y + c_2 = 0. \dots\dots\dots 66)$$

Hier ist $w_2 = \frac{b_2^3}{c_2^2} - 3$, und man erhält mittels 37) daraus einen Wert von y , woraus sich x nach 64) berechnen läßt. Für $\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{1}$ ist $c_2 = 0$, und man erhält $y_2 = 0$, also $x_2 = \frac{3c}{b}$ wie in 25). Die anderen Werte x_1 und x_3 folgen dann aus

$$y_{1, 2} = \pm \frac{b}{3c} \sqrt{3}.$$

In diesem Falle ist aber nach 33) $w_2 = \infty$ und die Anwendung der Formel 37) auf die Gleichung 64), bezw. 65) liefert daher in der Nachbarschaft dieses Wertes $w_2 = \infty$ eine sehr starke Konvergenz. Für $\frac{b^3}{c^2} = 9 = \frac{27}{3}$ erhält man $\frac{b_2^3}{c_2^2} = 27$, also $w_2 = 24$. Die adjungierte Gleichung 13), bezw. 15) liefert nach 16) ebenfalls $\frac{b_1^3}{c_1^2} = 27$, also $w_1 = 24$.

Wenn $\frac{b^3}{c^2} = 27$ ist, wird ebenfalls $\frac{b_2^3}{c_2^2} = 27$; demnach ist $w_2 = 24$. Dabei ist c_2 negativ.

Mithin kann man die Gleichung 61), bezw. 62) mit großem Vorteil verwenden, wenn in der ursprünglichen Gleichung 1)

$$9 < \frac{b^3}{c^2} < 27$$

ist.

Für

$$6.75 < \frac{b^3}{c^2} < 9$$

leistet dann die adjungierte Gleichung 13), bezw. 15) vortreffliche Dienste.

Für

$$27 < \frac{b^3}{c^2} < \infty$$

läßt sich die Formel 37) direkt auf die Gleichung 1) anwenden. Demnach wird man mit dieser Formel im allgemeinen mit drei Gliedern eine zufriedenstellende Genauigkeit erhalten.

Bei der Diskussion der Gleichung 1) unterscheidet man die teilweise schon besprochenen drei Hauptfälle, je nachdem erstens alle drei Wurzeln reell und verschieden sind, zweitens unter den reellen Wurzeln zwei gleiche vorkommen oder drittens bloß eine Wurzel reell ist.

I. Hauptfall (*Casus irreducibilis*).

Wenn alle drei Wurzeln reell und verschieden sind, so folgt aus 49), daß nicht sämtliche positiv sein können. Setzt man voraus, daß

$$x_1^2 > x_2^2 > x_3^2 \dots\dots\dots 67)$$

ist, dann müssen x_2 und x_3 gleiche Vorzeichen besitzen.

Die Relationen 53) und 51) verwandeln sich mittels 48) in

$$x_2^2 + x_2 x_3 + x_3^2 = b \dots\dots\dots 68)$$

und

$$x_2 x_3 (x_2 + x_3) = c \dots\dots\dots 69)$$

Weil nun $c > 0$ angenommen wurde, so müssen nach 68) und 69) x_2 und x_3 positiv sein, während x_1 das negative Vorzeichen hat. Aus 68) folgt demnach, daß $b > 0$ sein muß.

Das Reellsein von x_2 und x_3 erfordert nach 9)

$$0 < \frac{b}{8} + \frac{c}{x_1} \dots\dots\dots 70)$$

Nun ist nach 8)

$$x_1^2 = b - \frac{c}{x_1}$$

Diese beiden Beziehungen liefern durch Addition

$$x_1^2 < \frac{4}{3} b \dots\dots\dots 71)$$

Aus 70) folgt die in absolutem Sinne gültige Ungleichheit

$$-\frac{c}{x_1} < \frac{b}{8}$$

und daher ist

$$9 \frac{c^2}{b^2} < x_1^2 \dots\dots\dots 72)$$

Man hat also nach 72) und 71)

$$9 \frac{c^2}{b^2} < x_1^2 < \frac{4}{3} b$$

Daraus ergibt sich für das Reellsein aller drei Wurzeln übereinstimmend mit 26)

$$\frac{b^3}{c^2} > \frac{27}{4} \dots\dots\dots 73)$$

Für die absolut größte Wurzel x_1 erhält man außerdem die Grenzen

$$8 \frac{c}{b} < -x_1 < 2 \sqrt{\frac{b}{8}} \dots\dots\dots 74)$$

Wenn $\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{4}$ wird, so fallen diese Grenzen zusammen. Setzt man in 68) statt x_3 den kleineren Wert x_2 , so folgt

$$0 < x_2^2 < \frac{b}{8}$$

Ersetzt man hierin x_2^2 aus 8), so ergibt sich

22 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Brewer.

$$\frac{c}{b} < x_2 < \frac{3c}{2b} \dots\dots\dots 75)$$

Hier wird für $\frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{4}$ die obere Grenze erreicht.

Durch Multiplikation von 74) und 75) folgt

$$\frac{3c^2}{b^2} < -x_1 x_2 < 3 \frac{c}{b} \sqrt{\frac{b}{3}}$$

Substituiert man hierin $-x_1 x_2$ aus 51), so resultiert

$$\sqrt{\frac{b}{3}} < x_3 < \frac{b^2}{3c} \dots\dots\dots 76)$$

Diese Wurzel erreicht für $\frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{4}$ die untere Grenze. Aus 68)

erhält man noch $x_2 < \sqrt[3]{\frac{c}{2}} < x_3$.

II. Hauptfall.

Für diesen ist, da die Quadratwurzel in 9) verschwinden muß,

$$x_2 = x_3 = -\frac{1}{2} x_1 = \frac{3c}{2b}$$

Ferner hat man gemäß 68) und 69)

$$x_2^2 = x_3^2 = \frac{b}{3}, \text{ also } x_2^6 = \frac{b^3}{27}$$

und

$$x_2^3 = x_3^3 = \frac{c}{2}, \text{ also } x_2^6 = \frac{c^3}{4}$$

Hieraus schließt man auf die schon in 19) enthaltene Bedingung

$$\frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{4} \dots\dots\dots 77)$$

Ferner ergeben sich die bereits in 20) berechneten Wurzeln, die auch aus der Cardanschen Formel leicht hervorgehen,

$$\left. \begin{aligned} x_2 = x_3 = \frac{3}{2} \frac{c}{b} = \sqrt{\frac{b}{3}} = \sqrt[3]{\frac{c}{2}} \\ x_1 = -3 \frac{c}{b} = -2 \sqrt{\frac{b}{3}} = \sqrt[3]{-4c} \end{aligned} \right\} \dots\dots 78)$$

Vergleicht man diese Werte mit 29), so findet man

$$n_2 = n_3 = 2 \text{ und } n_1 = -\frac{1}{2} \dots\dots\dots 79)$$

III. Hauptfall.

Da hier x_2 und x_3 komplex ausfallen sollen, so muß in 9)

$$b + \frac{3c}{x_1} < 0$$

sein. Hieraus findet man durch eine ganz analoge Schlußweise wie beim ersten Hauptfall für die einzige reelle Wurzel x_1 die Grenzen

$$\frac{4}{3} b < x_1^2 < \frac{9c^2}{b^3} \dots\dots\dots 80)$$

Wenn $b > 0$ ist, so folgt hieraus die auch schon in 27) enthaltene Bedingung

$$\frac{b^3}{c^3} < \frac{27}{4} \dots\dots\dots 81)$$

Ist $\frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{4}$, so fallen die beiden komplexen Wurzeln in eine reelle zusammen, deren Wert unter 78) angegeben ist, woselbst auch x_1 berechnet erscheint. Für $b > 0$ ergibt 80), da in 51) die konjugiert komplexen Wurzeln x_2 und x_3 ein positives Produkt ergeben und x_1 deshalb negativ ist, die Grenzen

$$2\sqrt{\frac{b}{3}} < -x_1 < 3\frac{c}{b} \dots\dots\dots 82)$$

Diese Grenzen fallen zusammen, wenn die komplexen Wurzeln in einer reellen aufgehen.

Falls $b < 0$ ist, dann gilt die Bedingung 81) von selbst. Hierbei können die komplexen Wurzeln nicht zusammenfallen. Ferner darf in 80) linker Hand nicht radiziert werden.

Man erhält also

$$0 < -x_1 < 3\frac{c}{b} \dots\dots\dots 83)$$

Allenfalls könnte man noch aus 80) unter Benützung der oberen Grenze mittels 8) die Ungleichheit entwickeln:

$$\frac{b^2 c}{9c^2 - b^3} < -x_1 \dots\dots\dots 84)$$

Da nun die Wurzelgrenzen für alle Fälle bekannt sind, so ist es leicht, nach eventuell vorhandenen rationalen Wurzeln der Gleichung 1) zu suchen.

Wenn b und c ganze Zahlen sind, dann können die Wurzeln ebenfalls ganze Zahlen sein, oder sie müssen irrationale Werte haben. Gebrochene Wurzeln sind diesfalls ausgeschlossen; denn die Annahme $x = \frac{f}{g}$, worin f und g relative Primzahlen bedeuten, führt gemäß 1) auf den Widerspruch

$$\frac{f^3}{g^2} - bf + cg = 0.$$

Sind jedoch b und c rationale Brüche, dann können einzelne oder alle Wurzeln ebenfalls rational-gebrochene Zahlen sein.

Nun liefern die Cardansche Formel, die trigonometrischen Lösungen sowie die Reihen die gesuchten Wurzeln immer nur als Näherungswerte. Wenn die Wurzeln ganze Zahlen sind, dann erscheinen sie in den Formen $e \cdot 9999 \dots$ oder $\varepsilon \cdot 0000 \dots$ und daraus sind die Grenzwerte $(e + 1)$ oder ε leicht zu erkennen, welche hier ganze Einheiten vorstellen. Wenn aber die Wurzeln rationale Brüche sind, dann treten sie als periodische Dezimalzahlen auf. Da man aber nur eine beschränkte Anzahl von Dezimalstellen entwickeln kann, so sind die Perioden oft schwer oder gar nicht zu erkennen.

Deshalb muß man eine neue Unbekannte ξ einführen, welche als ganze Zahl gedacht ist. Man setzt

$$x = \frac{\xi}{d} \dots \dots \dots 85)$$

Dabei ist in der Regel d das kleinste gemeinschaftliche Vielfache k der Nenner von b und c . Wenn ein Primfaktor in diesen Nennern je zweimal vorkommt, so kann er aus k einmal ausgeschieden werden. So ist z. B. in der Gleichung

$$x^3 - \frac{57}{49}x + \frac{56}{49} = 0$$

$$k = 49 \text{ und } d = \frac{k}{7} = 7.$$

Folglich ist

$$\xi^3 - 57\xi + 56 = 0.$$

Dabei ist

$$x_1 = -\frac{3}{7}, x_2 = \frac{1}{7} \text{ und } x_3 = 1,$$

und daher

$$\xi_1 = -8, \xi_2 = 1 \text{ und } \xi_3 = 7.$$

Dasselbe gilt, wenn ein Primfaktor im Nenner von b zweimal, im Nenner von c aber nur einmal enthalten ist. Z. B.

$$x^3 - \frac{13}{8}x + \frac{1}{8} = 0,$$

$$k = 36, d = \frac{k}{2 \cdot 3} = 6,$$

$$\xi^3 - 18\xi + 12 = 0.$$

$$x_1 = -\frac{2}{3}, x_2 = \frac{1}{3} \text{ und } x_3 = \frac{1}{3},$$

$$\xi_1 = -4, \xi_2 = 1 \text{ und } \xi_3 = 3.$$

Kommt ferner ein Primfaktor im Nenner von c dreimal, im Nenner von b aber nicht öfter als zweimal vor, so darf er zweimal aus k ausgeschieden werden. Z. B.

$$x^3 - \frac{3}{8}x + \frac{30}{8} = 0,$$

$$k = 343, d = \frac{k}{7^2} = 7,$$

$$\xi^3 - 19\xi + 80 = 0.$$

$$\begin{aligned} x_1 &= -\frac{2}{3}, & x_2 &= \frac{2}{3} & \text{und} & x_3 &= \frac{2}{3}, \\ \xi_1 &= -5, & \xi_2 &= 2 & \text{und} & \xi_3 &= 3. \end{aligned}$$

Eine einzige gebrochene Wurzel kann vermöge 49) nicht existieren.

Wie die obigen Beispiele zeigen, verwandelt sich 1) durch die Substitution 85) allgemein in

$$\xi^3 - b d^2 \xi + c d^3 = 0. \dots\dots\dots 86)$$

Diese Gleichung ist bruchfrei, wenn die Gleichung 1) rational- gebrochene Wurzeln besitzt. Wenn x als Dezimalzahl berechnet wurde, dann muß

$$d x = \xi \dots\dots\dots 87)$$

nahezu eine ganze Zahl sein. — Aus dem Gesagten erhellt, daß das Aufsuchen der rationalen Wurzeln mittels der Formeln viel zu zeitraubend ist.

Man schlägt deshalb besser nachstehendes Verfahren ein und unterscheidet dabei die bekannten drei Hauptfälle.

Ist $\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{4}$, so sind die Wurzeln

$$x_1 = -3 \frac{c}{b} \text{ und } x_2, 3 = \frac{2}{3} \frac{c}{b}$$

rational, da b und c rational sind. Etwaige ganzzahlige Wurzeln ergeben sich durch Division sofort.

Wenn $\frac{b^3}{c^2} \geq \frac{27}{4}$ ist und b sowie c verhältnismäßig kleine ganze Zahlen sind, so prüft man die aus 1) entnommene Gleichung

$$x(b - x^2) = c \dots\dots\dots 88)$$

auf ganze Wurzeln. Da x und $(b - x^2)$ Maße von c sind, wobei auch negative Zahlen als Maße gelten, braucht man nur diese und ihre Quadrate in die obige Gleichung einzusetzen. Wird sie dadurch identisch, so hat man eine Lösung gefunden.

Für $b < 0$ kann es nur eine reelle Lösung geben. Ebenso ist für $b > 0$ und $\frac{b^3}{c^2} < \frac{27}{4}$ nur eine reelle Lösung in ganzen

Zahlen möglich. Wenn aber $b > 0$ und $\frac{b^3}{c^2} > \frac{27}{4}$ ist, dann können drei ganzzahlige Wurzeln vorkommen, wenn zugleich $(4b^3 - 27c^2)$ eine Quadratzahl ist.

Sind b und c größere ganze Zahlen, so probiert man nur jene Maße von c in die Gleichung 88), welche innerhalb der jeweiligen Wurzelgrenzen von x liegen. (Siehe 74), 75), 76), 83) und 84). Damit ist die Anzahl der Versuche auf das Äußerste beschränkt.

Hat man im ersten Hauptfalle eine ganze Wurzel x_1 gefunden und ist $(4b^3 - 27c^2)$ eine Quadratzahl, so ergeben sich die beiden anderen Wurzeln x_2 und x_3 rasch aus 9) als rationale Zahlen. Trifft die letztere Bedingung nicht zu, so sind diese zwei Wurzeln quadratisch-irrational.

26 Die kubische Gleichung in neuer Behandlung. Von A. Breuer.

Wenn b und c gebrochene Zahlen sind, so könnte man die Gleichung 86) auf die obige Art bezüglich etwaiger ganzzahliger Werte von ξ untersuchen. Doch wäre auch dies zu mühsam.

Da in 28) n eine rationale Zahl sein muß, wenn x rational sein soll, so setzt man

$$n = \frac{p}{q}, \dots\dots\dots 89)$$

wobei p und q relative Primzahlen vorstellen.

Ist nun

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{r}{s}$$

der möglichst abgekürzte Wert dieses Bruches, so ergibt 32)

$$\frac{(p+q)^3}{p^2 q} = \frac{r}{s} \dots\dots\dots 90)$$

die Gleichungen

$$(p+q)^3 = r \dots\dots\dots 91)$$

und

$$p^2 q = s. \dots\dots\dots 92)$$

Mithin muß

$$r = t^3. \dots\dots\dots 93)$$

eine Kubikzahl sein. Man hat also

$$p+q = t. \dots\dots\dots 94)$$

Wenn s eine absolute Primzahl ist, dann folgt aus 92)

$$p = 1 \text{ und } q = s.$$

Z. B.

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{2^3}{7} = \frac{3^3}{2} = \frac{t^3}{r},$$

$$p+q = 3, \quad p = 1, \quad q = 2, \quad n = \frac{1}{2},$$

$$p^2 q = 2. \quad x = 3 \frac{c}{b}.$$

Dieser Fall ist bereits unter 24) und 25) behandelt worden.

Oft lassen sich die Gleichungen 94) und 92) leicht im Kopfe lösen. Z. B.

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{1^3 \cdot 5}{2^2 \cdot 7} = \frac{5^3}{2^2 \cdot 7} = \frac{t^3}{r},$$

$$p+q = 5, \quad p = 2, \quad q = 3, \quad n = \frac{2}{3},$$

$$p^2 q = 2^2 \cdot 3, \quad q = 3, \quad n = \frac{2}{3}.$$

Hat man p gefunden, so geht 28) nach 89) und 94) über in

$$x = \frac{c}{b} \frac{t}{p}. \dots\dots\dots 95)$$

Wenn s und t größere Zahlen sind, so entnimmt man aus 92) und 94) die Beziehungen:

$$p^2 (t-p) = s \dots\dots\dots 96)$$

und

$$(t-q)^2 q = s. \dots\dots\dots 97)$$

Diese liefern

$$p^3 - t p^2 + s = 0 \dots\dots\dots 98)$$

und

$$q^3 - 2 t q^2 + t^2 q - s = 0 \dots\dots\dots 99)$$

Aus 96) ersieht man, daß p^3 und $(t - p)$ Maße von s sein müssen. Um hier Versuche zu ersparen, schreibt man 98) in der Form

$$\frac{1}{p^3} - \frac{t}{s} \cdot \frac{1}{p} + \frac{1}{s} = 0 \dots\dots\dots 100)$$

Hierin müßte $\frac{1}{p}$ ein Stammbruch sein. Durch Anwendung der Wurzelgrenzen unter 74), 75), 76), 83) oder 84) findet man für $p > 0$

$$j < \frac{1}{p} < l,$$

also

$$\frac{1}{j} > p > \frac{1}{l}.$$

Für die Aufsuchung der ganzzahligen Wurzeln der Gleichung 1) bietet dieses Verfahren keine Vorteile, denn es ist nach 31) und 30)

$$n = \frac{c : x}{x^2} = \frac{b - x^2}{x^2}, \quad p = \frac{c}{x} = b - x^2, \\ q = x^2.$$

Mithin kommt man dabei auf die ursprüngliche Gleichung 1) zurück.

Wien.

Adalbert Breuer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

L. Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie. **Vierter Band.** Wörter mit dem Anlaut σ , ν , μ , ρ , λ . Leipzig, S. Hirzel 1902. 608 SS.

Über diesen abschließenden Teil unseres Handbuches gilt genau dasselbe, was über die früheren drei Teile in dieser Zeitschrift, Jg. 1901, S. 507 f. und 1902, S. 22 und 203 ff. und in der Berliner Philol. Wochenschrift, Jg. 1901, Sp. 1205 ff. und 1902, Sp. 210 f. und 758 f. gesagt worden ist. Ich halte es für überflüssig, durch Eingehen in das Einzelne, wie ich es hinsichtlich des dritten Teiles a. o. a. O. ausgeführt habe, mein ablehnendes Urteil neuerdings zu begründen, und will nur darauf hinweisen, daß auch A. Th(umb) im Literarischen Centralblatt 1902, Sp. 1249 ff. sich veranlaßt gesehen hat, ein mit dem meinigen übereinstimmendes Urteil über den wissenschaftlichen Wert von L. Meyers Handbuch der griechischen Etymologie abzugeben.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Platons Phädon. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Linde. Gotha, Perthes 1902. VI und 118 SS.

Das Erscheinen einer neuen Schulausgabe von Platons Phädon hat stets in gewissem Sinne eine prinzipielle Bedeutung; denn es führt vom neuen zu der Frage, ob der bisher am Gymnasium verpönte Phädon — kein Geringerer allerdings als Bonitz hat ihm sein Urteil gesprochen — nicht doch in die Gymnasiallektüre aufgenommen werden könnte. Linde tritt mit warmen Worten für unseren Dialog als Lektüre in Prima ein, und wenn auch hier nicht der Ort ist, diese Frage des näheren zu erörtern, so kann ich mir doch die kurze Bemerkung nicht versagen, daß auch mir zum mindesten die Lektüre ausgewählter Partien des Phädon in der obersten Klasse recht gut durchführbar erscheint und daß ein

tüchtiger und dabei fein durchgebildeter Lehrer mit einer gut geschulten Klasse wohl auch die Lektüre des ganzen Werkes wagen kann. Und soll Phädon wirklich von der Lektüre in der Schule ausgeschlossen bleiben, so wird er immer noch tüchtigen Schülern zur Privatlektüre empfohlen werden können. Alles in allem: eine Schulausgabe des Phädon ist gewiß ein berechtigtes Unternehmen, zumal wenn der Herausgeber seine Aufgabe in so trefflicher Weise löst, wie es bei Lindes Ausgabe der Fall ist. Den Anfang macht eine 'Darstellung der Grundlagen der Beweisführung', indem eine Reihe teils gemeingriechischer, teils speziell platonischer Fundamentalsätze in leicht faßlicher Weise wiedergegeben wird; besonders sei hier die klare Darstellung der für das Verständnis des Phädon so wichtigen Ideenlehre hervorgehoben. Daran reiht sich eine Erörterung der Komposition des Dialoges, die mit einer nur ganz allgemein gehaltenen Disposition schließt. Es folgt nun der Text mit den erklärenden Noten; zwischen beiden findet sich fortlaufend eine Entwicklung des Gedankenganges und eine ins einzelne gehende Disposition, ohne daß man sich aber über die in unseren Schulausgaben jetzt so beliebte geistige Gängelung des Schülers wird beklagen können: bei der großen Schwierigkeit des Gegenstandes bleibt für den Schüler zu der häuslichen Vorbereitung und auch für den Lehrer in der Schule noch genug zu tun; ja es hätte in diesem Punkte vielleicht noch etwas mehr geschehen können. Vielleicht wäre auch noch eine zusammenhängende Entwicklung des Gedankenganges, wie sie sich z. B. bei Wohrab in der Einleitung findet, angezeigt. Freilich werden zum mindesten fähigere Schüler sich dieselbe nach den bei den einzelnen Kapiteln gegebenen Bemerkungen wohl auch selbst zusammenstellen können. — Die erläuternden Noten sind knapp, doch nicht zu knapp; so oft man im Texte auf eine schwierigere Stelle stößt und einen Blick unter den Strich tut, wird man gewiß die für den Schüler nötige Erklärung finden. Den Schluß der Ausgabe bildet eine kurze *adnotatio critica*, die einige ganz beachtenswerte Konjekturen des Herausgebers bringt. So streicht Linde wohl mit Recht c. 16 (71 E) die Worte *εἰσὶν ἄρα αἱ ψυχαὶ ἡμῶν ἐν Αἴδου. εἰκεν* als eine störende Interpolation; möglich übrigens auch, daß sie nur von ihrem richtigen Platze gekommen sind und an den Schluß des Kapitels (nach *οὕτως ἔχειν*) gehören. Trefflich und eine wirkliche Emendation ist auch c. 19 (74 D) die Ergänzung von *βούλεσθαι, ἀλλ' οὐ δύνασθαι* nach *τὸ ἴσον* mit Beibehaltung des überlieferten *ἐκείνου*.

Wir gestatten uns zum Schluß noch eine kleine Nachlese zu den, wie schon erwähnt, im allgemeinen trefflichen Noten des Kommentars. Zu c. 1 könnte vielleicht noch ergänzt werden, warum während der Delien niemand hingerichtet werden durfte; es wurde nämlich während dieser Zeit die Stadt entschont, und da jeder Todesfall wieder ein *μιασμα* bringt, so mußte wenigstens jede

gewaltsame Tötung hintangehalten werden. — c. 5 ist wohl eine orientierende Bemerkung über Philolaos nötig. — c. 8 ist es zweifelhaft, ob sich das Verhalten des Henkers als Mitgefühl und Besorgnis um Sokrates deuten läßt. Derselbe Mann benimmt sich c. 66 nichts weniger als zartfühlend gegen den Sterbenden; der Grund seines Verhaltens in c. 8 ist wohl der, daß der Henker die Kosten für das Gift selbst bestreiten mußte, also größere Auslagen hatte, wenn er dem Delinquenten zwei oder gar drei Portionen reichen mußte. — c. 14 ist die Bemerkung über Sokrates als Figur der Komödie wohl etwas zu kurz; für den Schüler wird es kaum verständlich sein, warum die Verspottung des Sokrates „im Wesen des altattischen Lustspieles“ begründet war. — Ist c. 63 *διδιχάσαντο* nicht in passiver Bedeutung gebraucht? Mit der gewöhnlichen Auffassung „sich Recht sprechen lassen“, wie sie die Lexika bieten, kommt man an dieser Stelle wohl nicht aus. Ebenda ist *κατὰ τὸν Κακυτόν, κατὰ τὸν Πυριπλάγέθοντα* weniger „in den K., in den P.“ als vielmehr „den K., den P. entlang.“ — c. 65 liegt in *καταγνώσομαι σοῦ* vielleicht mehr als bloß „erfahren, erleben“; die stärkere Betonung des *κατὰ* führt wohl zu „vorwerfen, beklagen“.

Das gediegene Werk Lindes sei hiemit auch unseren Gymnasien, an denen der Phädon wenigstens privat gelesen werden kann, angelegentlich empfohlen.

Ricardus Bürger, De Ovidi carminum amatoriorum inventione et arte. Guelpherbyti apud Iulium Zwissler. MDCCCCL. 131 SS. 8°.

Der Verf. beginnt mit den *Amores* und weist nach, daß Ovid bei aller Abhängigkeit von Tibull und Propertius seine Originalität in der glänzenden, stark von der Rhetorik beeinflussten Form bekundet. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit den Heroiden; als Resultat der Untersuchung ergibt sich, daß sich Ovid an der bekannten Stelle *Ars III*, 346 mit vollem Rechte die Originalität auch den Griechen gegenüber zuschreibt, da er als erster den Brief in die elegische Dichtung einführte; im Verlauf der Darstellung wird der Sapphobrief gewiß mit Unrecht kurzweg als *deperdita* abgetan. Die Reihenfolge der Abfassung denkt sich der Verf. so, daß Ovid zuerst die *Am. II*, 18 erwähnten Heroiden dichtete, durch die Propertius *Arethusa* (5, 3) inspiriert wurde; nach der *Arethusa*, u. zw. an einzelnen Stellen von ihr beeinflusst, seien die übrigen Heroiden entstanden, die *Am. II*, 18 nicht erwähnt werden und darum von Lachmann an bekannter Stelle für unecht erklärt wurden. Besonders verdienstvoll ist der dritte Teil der Abhandlung, der die Quellen der *ars amatoria* nachweist. Eine eingehende Analyse des Gedichtes ergibt das überraschende Resultat, daß die *Ars* zum großen Teil griechischen und römischen Vorbildern nachempfunden ist, unter den letzteren häufig den Komikern. Leider bricht die

Untersuchung, die für die Interpretation der *Ars* von hervorragendem Werte ist, bei II, 814 ab.

Die anregende, inhaltreiche Abhandlung ist in einem flüssigen, leicht verständlichen, nur hier und da vielleicht etwas zu modernen Latein geschrieben.

Wien.

H. St. Sedlmayer.

Vincenzo de Crescenzo, Studi sui fonti dell' Eneide. Pius Aeneas. Torino, Loescher 1902. 39 SS. Preis Lire 1-50.

In der obigen Abhandlung unternimmt es der Verf., die Originalität der Konzeption der Vergilschen Äneis nachzuweisen und so die Vorurteile einzelner Kritiker „der deutschen Schule“ (Teuffel, Niebuhr u. a.), welche Vergil Mangel an Originalität und seinem Epos die nationale Basis absprachen, zu widerlegen. Zu diesem Zwecke vergleicht Crescenzo den Haupthelden der Äneis mit Äneas bei Homer und bei den sonstigen ältesten griechischen Schriftstellern, weiters mit Äneas bei Naevius, Ennius, bei den römischen Annalisten sowie bei Dionys von Hal. und findet, daß der „Protagonist“ der Äneis eine originelle Schöpfung Vergils sei. Erst Vergil hat die Äneassage zu einer echt römischen, nationalen gemacht, indem er den Äneas zum Träger des Hauptcharakters des römischen Lebens, der *pietas* im weiteren Sinne (*p. in deos, in patriam, in parentes*) machte. Weder das Epitheton *pius*, noch der Charakter der *pietas* des Äneas, die im ganzen Epos in den Vordergrund tritt, war bei den Vorgängern des Vergil, welche die Äneassage behandelt hatten, auch nur annähernd in gleicher Weise zum Vorschein gekommen.

Die von Crescenzo eingeschlagene Methode der Untersuchung ist gewiß anzuerkennen und in nicht geringem Maße geeignet, die Frage betreffs der Originalität der Vergilschen Äneis zu fördern; sie endgiltig zu entscheiden, dürfte sie kaum hinreichen, selbst wenn dieses Thema mit noch größerer Gründlichkeit behandelt würde.

Wien.

Dr. A. Primožić.

P. Cornelii Taciti De vita et moribus Cn. lul. (sic!) Agricolaë liber. Erklärt von Alfred Gudeman. Mit einer Karte. Berlin, Weidmann 1902. (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Begründet von M. Haupt und H. Sauppe). VI und 117 SS. 8°. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Vorliegende Ausgabe des Taciteischen *Agricola* ist im wesentlichen eine Wiederholung der oben 1900 S. 749—752 angezeigten englischen Ausgabe, nur daß Zweck und Plan der Haupt-Sauppe-

sehen Sammlung gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Auch hat nun der Herausgeber Gelegenheit genommen, die inzwischen von seinen Kritikern vorgebrachten Bemerkungen, vor allem aber O. Leuzes Kollation des *Toletanus* (Philol. Suppl. VIII 6; 1901) zu verwerten. Bei dieser Sachlage hat Ref. nichts Wesentliches zu bemerken. Ein sonderbares Versehen ist es, daß die Schrift des Ambrosius, aus welcher zu c. 45 eine Stelle entlehnt ist, *de vit. pat. et de excessu fratris* genannt wird.

Wien.

J. Golling.

Frontoniana I, II. scripsit C. Brakman I. f. Traiecti ad Rhenum 1902. Typis expressit J. J. M. Molijn. 8°. 48 und 42 SS.

Die mir soeben mit einem Begleitschreiben des Verfassers zugehende Dissertation enthält in zwei Teilen, von denen der erste im März v. J. abgeschlossen war, zahlreiche Lesungsversuche B.s auf Grund eigener Einsicht in den Palimpsest, dazu Vermutungen zum Frontotext und schließlich einen Aufsatz über die Chronologie der Briefsammlung, in dem Ansätze Th. Mommsens (Herm. VIII, 198 ff.) meist mit größerer Schärfe als wirklich ausreichenden Gründen bekämpft werden.

Was die mich besonders interessierenden neuen Lesungen und Vorschläge zum Texte anlangt, so hat B. auf ein ihm von der Utrechter philologischen Gesellschaft verliehenes Reisestipendium im Winter 1900/1 die 106 Vaticanischen, dann (abgesehen von einer ganz kurzen Frist am Schluß seiner Reise) in einigen Sommerwochen des verflossenen Jahres die schwierigen 282 Ambrosianischen Seiten durchgesehen. Das Erblickte bringt er nun zum Abdruck und sucht es in der Regel zu begründen. Der überwiegende in kleineren Lettern gesetzte Teil dieser Bemerkungen bezieht sich auf die von Mai, Du Rieu und Naber vielfach übergangenen Orthographica, genauere Scheidung der Hände und leichte Versehen der Herausgeber; der kleinere durch größeren Satz hervorgehobene bringt fast durchaus Lesungen oder Vermutungen, die den Frontotext selbst betreffen.

Da der Verf. wußte, daß ich für die mir von der Berliner Akademie übertragene Ausgabe nicht nur über die Studemundsche Vergleichung des Vaticanus, sondern auch über selbständige seit einigen Jahren nach Maßgabe meiner beschränkten Muße vervollkommnete Kollationen aller Blätter verfüge, wäre es m. E. angemessen und besonders für ihn selbst vorteilhaft gewesen, sich mit mir ins Einvernehmen zu setzen; denn gerne hätte ich ihm zu genauerer Revision Teile des Palimpsestes überlassen, die bei günstigem Sommerlichte zu sehen und völlig zu erledigen ich bisher noch nicht in der Lage war: ich hätte ihn so vor dem *acta agere* und vor allerlei Versehen und Verstößen bewahren können.

Da der Verf. seine Vergleichung des Vaticanischen Teiles bereits vor den ganz neu gereinigten, geglätteten und aufgespannten Blättern machen durfte, so hatte er vor Studemund und vor mir, als ich die erste Nachkollation machte, einen bemerkenswerten Vorteil voraus. B. spricht sich über diese von dem sachkundigen und umsichtigen Präfekten P. Ehrle durchgeführte Restaurierung folgendermaßen aus: *Confitendum quidem est aliqua verba glossarum, quae plurimae scriptae exstant in parte superiore aut inferiore paginarum, ubi naturaliter corruptio membranas minaciter grassabatur, salutari remedio resecaudi aut tegendi perdita esse. Sed non magni momenti est haec iactura, cum praesertim adhibita materia perlucida non ita rara (lies raro) effectum sit, ut litterae per copercula legi possint. Gravius vero est aliud damnum; nonnulla enim folia tenuia parvisve foraminibus mutilata, oblita sunt glutine puro, cui admixtum erat elementum quod dicitur „formol“, quo facto natus est splendor quidam, qui lectionem difficiliorem reddit, interdum plane impedit. Non opus est dicere diligentem librorum manuscriptorum conservatorem in conclamatis solum partibus membranae, necessitate cogente, ad hanc rationem agendi confugisse usw.* Ich weiß nicht, ob gerade der Verf., der die Blätter nur in ihrem jetzigen Zustand gesehen hat, zu dieser Beurteilung berufen war. Denn ich kann, nachdem ich die Blätter während der letzten Osterferien wieder eingesehen habe, versichern, daß die überwiegende Mehrzahl an Deutlichkeit und Lesbarkeit ganz erheblich gewonnen hat.

Ferner klagt der Verf. über das sehr ungünstige Licht, das während der Monate Dezember und Jänner 1900/1 in Rom und auf der Vaticana herrschte und ihm in seinen Lesungen schädigte. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, daß er mit seinen Befürchtungen ganz recht hat. Noch immer habe ich gefunden, daß bei ungünstigem Licht gemachte Palimpsestlesungen fast wertlos waren; ich würde mich deshalb durch nichts verleiten lassen, solche zu veröffentlichen. Überdies hat der Verf. bei diesem offenbar ersten Entzifferungsversuche sich in der Zeit überaus beschränken müssen. Um alle Seiten besichtigen zu können, hat er es nach seinen eigenen Aufzeichnungen bis zur Erledigung von 12 schwierigen Seiten während der wenigen täglichen Arbeitsstunden gebracht. Ich hatte aber oft mit einer einzigen Seite mehrere Tage zu tun. Freilich wollte B. keine kritische Ausgabe veranstalten, für die jedes Blatt mit gleich peinlicher Sorgfalt und bei dem verschiedensten Licht durchgeprüft und alles Erspähbare sorgfältig verzeichnet werden muß. Es wird daher genügen, wenn das von ihm Aufgelesene, Vermutete oder an seinen Vorgängern Ausgesetzte sich im wesentlichen als stichhältig erweist. Wir wollen gleich die zuerst behandelten Stellen uns daraufhin *nunc ira et studio* ansehen.

S. 4, 10 (Naber): *At ego ubi animus meus sit nescio: nisi hoc scio, illo nescio quo ad te profectum cum esse* will der Verf. das sicher überlieferte *illo nescio quo* durch *modo nescio quo* im Sinne von *quomodo nescio* ersetzen und gibt dazu außer einer nicht sonderlich einleuchtenden paläographischen noch folgende sprachliche Begründung: *Non est cur offendaris verborum collocatione in putidissimo scriptore*¹⁾, *qui fortasse de industria substantivum 'modo' interposuit duobus verbis inter se contrariis 'scio' et 'nescio', ut speciem perspicuitatis haberet.* Zunächst hat B. nicht bedacht, daß der so hart getadelte Schreiber gar nicht Fronto, sondern Marc Aurel ist. Wie soll ferner das in Verbindungen wie *quomodo* bekanntlich enklitische *modo* vor *nescio* und *quo* treten können? Einen Beleg oder auch nur einen analogen Fall kann der Verf., der sogar behauptet *talia noster adamat*, überhaupt nicht beibringen; denn die von ihm aus Frontos Briefen angeführten Stellen sind entweder anderer Art oder schon in der Handschrift selbst (was der Verf. bezüglich des Beispiels 74, 10 auch auf S. 18 übersehen hat) oder von den Herausgebern und Kritikern längst verbessert. Jacobs und Klussmann (*Emend. Fronton.* p. 19) hatten in ihren den gleichen Sinn ergebenden Konjekturen wenigstens das überlieferte *illo* und die Stellung von *quomodo* gewahrt; daß sie Studemund durch die leichtere Vermutung *qui* überholt hatte, ist dem Verf. ebenso entgangen, wie daß nach Fr. Leos Note zu Plant. Trin. 598 wohl überhaupt keine Änderung nötig ist. Denn mit *illo* wird eine bestimmte Richtung in die Ferne, mit *nescio quo* ein unbestimmtes und mit *ad te* das bestimmte Ziel bezeichnet ganz so wie an der zitierten Plantusstelle. — Darauf will B. zu 6, 3 *Dies hic est alter: quique prope exactus est* gelesen haben. Studemund hatte in der *Epist. crit. X: qui. . . . prope* als wahrscheinlich bezeichnet. Mit dieser, wie ich auf Grund genauer Nachvergleichung behaupten kann, hinsichtlich der fehlenden *Hastā* sicheren Angabe ist jene Lesung unvereinbar, da im Codex *que* durch *q.* (wie auch B. hier angibt) abgekürzt zu werden pflegt, also der Raum hiedurch nicht ausgefüllt wäre. Mir erschien *qui iam p.* als ziemlich sicher. — 6, 5 schreibt der Verf. folgendermaßen: *Quid enim ego possum iucundius, quid blandius, quam tu scripsisti, mihi praecari? Atque id gaudeo.* Gesehen hat er *scripsisti mihi pro | c. . . . q. id gaudeo |* (wobei *p.*, *q.*, *α* unsicher sein sollen). Er begründet seine Lesung mit den Worten *Fieri potest ut librarius postremas litteras horum duorum*

¹⁾ Trotz dieser strengen Beurteilung der Schreibweise Frontos sucht man beim Verf. vergebens den gerade von jenem gepflegten Kult der Form. Ich will nur ein Beispiel aus der den ersten Teil eröffnenden Danksagung B.s an seine Lehrer und Förderer herausgreifen: *At licet mihi grato cum animo in numerum magistrorum referre vos quoque PEIERSEN HUELSEN MAU DOERPFELD, viri illustrissimi, quibus aut in Italia aut in Graecia multum operae dabam.*

versuum inter se permutaverit, ita ut dederit 'pro' et 'gaudeae' ubi debebat 'prae' et 'gaudeo'. Ohne zu kritisieren, will ich lieber gleich meine Fassung hersetzen: *Quid enim ego possim | iucundius, quid blandius, quid amantius qua(m) | tu scribisti mihi proponere, unde gaudea(m), | quod ingratum me | et referendae gratiae | imparem facias?* usw. Irreführend ist es, daß B. die schon von Mai gelesenen zwei Worte *quid amantius* ohne Zeichen einer Lücke einfach wegläßt. — Daß in 6, 15 *Ne cotidianis quidem istis officiis circa te praeter ceteros fungitur et gratis, verum vel iis satis infrequens* das nach B. angeblich überlieferte *et gratis* unpassend ist, springt in die Augen. Ich habe nichts dergleichen erspäht, sondern halte unter dem Vorbehalt einer neuerlichen Einsicht *e(s)t* (für überliefertes *et*) | *inmo sectator vel is sa|tis infrequens* für sehr wahrscheinlich. — Das starke Staunen B.s, daß Fronto nach 8, 7 *rationi nec simulacrum nec aram usquam consecratam* nichts vom Kult der *Mens* oder *bona Mens* wisse, ist unberechtigt, da *ratio* nicht mit (*bona*) *Mens* identisch ist. — Zu 8, 25 wird behauptet, im Palimpsest stehe *epistulaealuego* (worin das letzte *l* und *u* fraglich seien) *Ita in codice legitur; ergo Studemund fallitur affirmans 'revera legi in fine versus. Servanda igitur est lectio Naber. Illud 'valeo' a correctore suprascriptum est litteris 'alue': nemppe repetuntur in seruo ordine ultimae litterae praecedentis vocabuli.* Das soll wohl heißen, daß der Schreiber (*epistulae* zu *alue* verballhornt wiederholt habe. Will aber nicht B. mit Naber das schließende *e* zu dem angeblich folgenden *go* ziehen und was soll dann das dem *valeo* nachhinkende *ego*? Ich kann nach wiederholter Einsicht dieser Partien versichern, daß *epistulaearesuera* von erster Hand überliefert ist, das zweite *a* und das *s* aber vom Korrektor getilgt sind, so daß Studemund völlig richtig *revera* gelesen hat. Das überschriebene *valeo* ist davor einzuschalten. — 9, 10 greift B. auf Mais Vorschlag *ἐπιχειρήματα <ποικ>ίλα* mit der widerspruchsvollen Begründung zurück *spatium vacuum optime capere potest ΠΟΙΚ, praesertim cum forte hic arte scriptum sit.* Mir scheint bei der doch gleichmäßigen Schreibung seitens der ersten Hand der Raum hierfür nicht auszureichen. Ich habe gar keinen Anlaß, von meiner in den Wiener Studien XXII, 140 fg. begründeten Lesung abzugehen. — Von den in kleineren Lettern folgenden minder wichtigen Bemerkungen ist gleich die erste zu 10, 4 *Propter Studemund moneo priorem manum dedisse ΘΤΗΑΑΑ, secundam ΘΤΕΑ·ΑΑ* unzutreffend; denn der Pal. bestätigt Studemunds Angabe *Θυλλα* mit überschriebenem *ε*. Ebenso sind die Bemerkungen B.s zu 12, 7. 10; 13, 17; 14, 5. 6. 7. u. v. a. nicht richtig. Ich kann von den bis zu S. 20 (bei Naber) vorgebrachten Bemerkungen nur die zu 10, 18 (Korrektur eines von diesem ungenau angesetzten Seitenanfanges) als zuverlässig anerkennen. Auch im folgenden sind unter den Angaben zum eigent-

lichen Frontotexte nur wenige wirklich befriedigend (so werden zu 42, 4 und 45, 3 Klusmanns Vermutungen richtig aus dem Pal. bestätigt). Etwas zahlreicher sind die Verbesserungen leichter Versehen der Herausgeber hinsichtlich der Rechtschreibung und der Glossen¹⁾. Hierher gehört die Angabe zu 20, 9 (diese Zahl ist I, S. 6 durch ein Druckversehen ausgefallen); 21, 15; 25, 23; 26, 14. 21. 22; 27, 1. 23. 24; 28, 11 u. a. Ich brauche aber wohl nicht eigens zu bemerken, daß diese Kleinigkeiten entweder von Studemund oder von mir schon längst gefunden und gewissenhaft gebucht waren.

Wie viel Wesentliches aber B. übersehen hat, das wird meine hoffentlich in diesem Jahre zum Abschluß gelangende Ausgabe dartun. Ich verweise nur beispielshalber auf die paar von B. (I, 27) zu den Seiten 109—111, 3 Nabers gemachten wenig bedeutenden Ausstellungen²⁾ am Texte dieses, während es mir, wie aus meinem im Rhein. Museum LIV (1899), 161—170 veröffentlichten Aufsätze 'Sallusticitate bei Fronto', der dem Verf. offenbar unbekannt geblieben ist, hervorgeht, bereits 1898 gelungen war, nicht bloß manches im einzelnen zu bessern, sondern auch die Aufeinanderfolge der Seiten festzustellen und mehrere Spalten Sallusttext dazuzugewinnen. Meine Behandlung von S. 137, 11 ff. in den Wiener Studien XXIV, 232 hat der Verf. nicht mehr einsehen können; daß sein Vorschlag *ita fessum me malis, permulsam recreatumque tamen* weder in der Handschrift begründet, noch sonst sich halten läßt, ist wohl nicht erst näher auszuführen. Sonst verhält sich B. zu meinen ihm bekannt gewordenen Lesungen meist zustimmend. Wenn er aber II, 11 als Schlußwort der S. 252 des Ambrosianus *celebra* angibt und das übrigens von mir in den *Serta Harteliana* S. 266 nicht als sicher bezeichnete, auf S. 269 eingeklammerte *emeritis* bestreitet, so hat er übersehen, daß das Wort erst von zweiter Hand (wohl aus dem von mir ursprünglich vermuteten) korrigiert ist. In den vier bei dieser Gelegenheit von ihm notierten, aber keinerlei Sinn ergebenden Zeilen ist statt der Wörter *gratias | teretes caius al. pe: r. | tores triumphos celebra* m. E. zu lesen: *spoliis | feroces, quos saepe uic | tor et (m.²; -es m.¹) triumphos celebrans* (so nach m.²) usw. Daß er ferner die von mir zu S. 206, Z. 1—10 gegebenen Lesungen nicht

¹⁾ Daß man aber auch hierbei gut tut, gegenüber den von B. oft mit Sicherheit vorgetragenen Lesungen Vorsicht zu beobachten, geht u. a. aus der (I, S. 8) zu 38, (22) gegebenen Bemerkung hervor: '*Ignis proximos alluit et longinquis lucet*'. *Haec est vera et notabilis lectio in margine a me inventa*. Der Pal. weist aber statt *alluit* (wofür Mai aus dem Frontotexte selbst *amburit* zwar sinngemäß, aber gegen den vorhandenen Raum eingesetzt hatte) vielmehr *adurit* auf.

²⁾ Von diesen ist zudem die letzte zu 110, 36: *Sine illo negotio legi potest in margine sinistro superiore voluptatib.* (= *voluptatibus*) unrichtig; denn es ist *voluptatiba* (= *-iva*) überliefert (vgl. Rhein. Mus. LIV, 163).

verifizieren konnte, kann ich teilweise daraus erklären, daß die entsprechende Palimpsest-Seite seit meiner ersten genauen Revision tatsächlich ein verändertes Aussehen gewonnen hat. Die bezeichneten Zeilen sind weit dunkler, dafür aber andere etwas lichter geworden. Von den drei Abweichungen, die B. aus solchen leichter lesbar gewordenen Zeilen vorbringt, kann ich aber nur eine, nämlich *satis inpigro* anerkennen. Doch ich muß abbrechen, behalte mir aber vor, auf einzelne weitere Angaben oder Aufstellungen B.s an einem anderen Orte einzugehen.

An nicht verzeichneten Druckfehlern ist kein Mangel; so ist gleich I, 1 in der zweiten Zeile die Nummer des Vaticanischen Palimpsestes unrichtig mit 5950 (statt 5750) angegeben.

Ich bedauere sehr, nichts Günstigeres über diese Arbeit sagen zu können. Ich hatte gehofft, aus ihr über noch gar manche zweifelhafte und unsichere Stelle belehrt und sonst angeregt zu werden. Sie bestätigt aber nur wieder meine Überzeugung, daß aus diesem so schwierigen und umfangreichen Palimpsest nichts bloß oberhin abgeschürft oder abgeschöpft werden kann. Das Neue, das bestehen bleiben soll, läßt sich nur durch vollste Hingebung und einen hohen Einsatz an Augenlicht und Zeit den vielen bösen Blättern zumal des Mailänder Teiles abringen. Dazu muß eine genaue Kenntnis der Sprache des Autors und seiner älteren Gewährsmänner treten. Herr B. wußte aber offenbar die Wahrheit des alten *Σκευδα βραδείως* und des Hesiodischen *πλέον ἡμῶν παντός* nicht gehörig zu schätzen.

Wien.

Edmund Hauler.

Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschluß an die Lektüre. Von Dr. Hans Hammelrath und Dr. Christoph Stephan. III. Heft. Übungsstücke im Anschluß an Sallust, Tacitus, Cicero. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1902. 8°. 62 SS.

Lateinische Übungsbücher für Oberklassen sind, so wird mir jeder Einsichtige zugoben, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur dann gut verwendbar, wenn in ihnen sowohl die Schullektüre in gebührender Weise berücksichtigt erscheint, als auch den Schülern nicht zuviel stilistische Fertigkeit zugemutet wird.

Von diesem Standpunkte beurteilt, dürfte das obgenannte Übungsbuch seinen Zweck gut erfüllen; denn es enthält einerseits eine Auswahl von Stücken, die sich an gewisse, in der Schule schon übersetzte Partien aus Sallust (*bell. Cat.* und *Iug.*), Tacitus (*Agr.*, *Ann.*, *Hist.*) und Cicero (*or. Verr. IV*, *epp. ad fam.*) anschließen, und bietet andererseits, was grammatisches Gefüge und Periodenbau betrifft, selbst mittelmäßigen Schülern keine allzugroßen Schwierigkeiten. Nicht nur hinsichtlich des Anschlusses

an die Schulantoren, die weder zu getreu wiedergegeben noch allzu frei paraphrasiert sind, sondern auch in stilistischer Beziehung ist das Richtige getroffen; im allgemeinen sind nämlich Satzkolosse und komplizierte Sätze vermieden, wenn sich auch vereinzelt einige umfangreichere, durch Ineinanderschachtelung entstandene Perioden vorfinden (man lese z. B. den Anfang von Nr. 5 [p. 6] oder Nr. 8 [p. 42], Z. 16 ff.). Die geforderten Konstruktionen können, wie schon gesagt, sogar von schwächeren Schülern getroffen werden. Dagegen scheinen manche der gebrauchten Wendungen und Wörter auf den ersten Blick zu schwierig, ja völlig unbekannt¹⁾ zu sein; sie sind es aber in der Regel bloß für denjenigen, welchem der Wortlaut der betreffenden Klassikerstelle — die beste Handhabe für eine korrekte Übersetzung — nicht vorschwebt. Freilich hätte es hie und da nicht geschadet, wenn unter die den einzelnen Stücken angefügten Bemerkungen noch dieser oder jener Wink²⁾ für die Übertragung ins Lateinische aufgenommen worden wäre. Gewiß erfreulich ist die Tatsache, daß das „Deutsch“, in welchem die Übungsstücke abgefaßt sind, wenigstens nach des Referenten Meinung, ein ganz erträgliches³⁾ genannt werden kann, was sich bekanntlich nicht von allen Erzeugnissen ähnlicher Art behaupten läßt. Orthographie, Druck und äußere Ausstattung des Büchleins lassen nichts zu wünschen übrig.

Somit eignet sich der neue Lehrbehelf in jeglicher Weise für den Gebrauch in den obersten Klassen reichsdeutscher Gymnasien und dürfte wohl auch bei uns bei der Auswahl von Stellen für die schriftliche Maturitätsprüfung gute Dienste leisten.

¹⁾ Das gilt z. B. von folgenden Wendungen: Die geheimen Mächtschaften hatten einen so unerfreulichen und schmählichen Verlauf genommen (p. 6), er ließ sie über die Klinge springen (p. 10), er erntete in dem rein bürgerlichen Kreise durch gewandtes Auftreten allgemeines Lob (S. 16), sich an einen fremden Prozeß herandrängen (S. 37), das Ansehen der Familie hatte ihm eine glimpfliche Behandlung sichern müssen (S. 48), ich will keine Störung des guten Einvernehmens eintreten lassen (S. 50) usw.

²⁾ Ich denke dabei an Ausdrücke wie: Umtriebe Kat. (S. 5), Strafen androhen (S. 9), es kommt zu offenem Aufruhr (S. 25), in ehrlichem Latein (S. 39), Rechtsverletzungen sich zu Schulden kommen lassen (S. 42/43), unerschwingliche Beiträge einziehen etc. — Dagegen sind etliche Noten wohl entbehrlich, so etwa S. 3, Anm. 2: auf jemandes Seite stehen = *stare ab aliquo*; S. 8, Anm. 2: Neffe = *filius fratris*; S. 38, Anm. 1: z. B. = *ut, velut* u. a. m.

³⁾ Minder gefällt mir freilich die Fügung: 'Die Legion, von der man glaubte, daß sie...' (S. 35) und der Gebrauch des Adiectivums ungesorgt' (S. 28, Z. 6: 'ein ungesorgtes Alter').

Benedict Siegm. Dr., Die Gudrunsaage in der neueren deutschen Literatur. Rostock, Warkentien 1902. 118 SS.

Der Verf. bespricht nach einer Einleitung zu seinem Thema in drei Hauptabschnitten *a*) die Übersetzungen, *b*) die freien Umdichtungen, *c*) die dramatischen Bearbeitungen des Gudrunstoffes. Zum ersten und dritten Abschnitte tritt eine kurze Zusammenfassung des Ergebnisses. Im ersten Teile (s. 8—22) behandelt Benedict 19 Übersetzungen des Epos. Nur wenigen kann er Lob spenden und auch diesen nicht unbedingt. So hebt er die Übertragungen von P. Vogt 1885, H. Kamp 1890, ²1897, H. Löschhorn 1891, ²1896 anerkennend hervor. Die meisten leiden an dem Fehler jeder Übersetzung überhaupt, daß der Geist und das Wesen der alten Dichtung verloren ging. Daneben wirken die Bemühungen der Übersetzer, die alte Strophenform oder überhaupt eine Strophenform (die Nib. Str.) durchzuführen, zerstörend auf den dichterischen Geist und die sprachliche Form, da Versschema und Reimzwang die freie Entfaltung hindern. Nebenabsichten, wie der Versuch, volkstümlich und altertümlich zu schreiben, oder die Rücksicht auf die Verwendung in der Schule beeinträchtigen öfter die Gesamtwirkung. Manchen Übersetzern fehlt überhaupt das poetische Empfinden und richtiges ästhetisches Gefühl. — Im zweiten Teile (s. 23—89) behandelt B. die freien Umdichtungen, u. zw. Gervinus, San Marte, Niendorf, Keck, Stecher, Weitbrecht, Engelmann, Schmidt und Baumbach. Er betrachtet poetische Auffassung, Stoffgestaltung und dichterische Form, hebt als anerkennenswert die Arbeiten von Weitbrecht, Engelmann und Schmidt hervor, vereinigt jedoch alles Lob auf Baumbachs „Horand und Hilde“; diese Dichtung ist ihm das Ideal einer freien Nachschaffung des alten Stoffes. Bemerkenswert ist, daß die Mehrzahl der Bearbeiter die Form freier Romanzen nach Art von Tegnens Fritbjofsage wählte. — Im dritten Teile (S. 40 bis 118) bespricht B. eingehend und mit genauer Darlegung des jeweiligen Inhaltes wiederum in chronologischer Reihenfolge die dramatischen Bearbeitungen des Stoffes. Wir finden die Opern von Mangold, Reißmann, Niemann, Draeseke, Vogel, Gluth und die Schauspiele von Strauß, Schöpf, Rutenberg, Grosse, Wesendonck, Caro, Linde, Raabe, Buseler, Boller mann ausführlich nach Stoffgestaltung, Auffassung und Charakterisierung sowie nach Sprache und rhythmischer Form behandelt. Als dichterische Arbeit von einigem Werte zeigt B. uns nur das fünfaktige Schauspiel von Mathilde Wesendonck 1868, der er poetisches Empfinden zuspricht, zugleich aber ihre Beeinflussung durch B. Wagners Musikdramen nachweist, in dessen Spuren übrigens noch mancher der genannten Bearbeiter wandelt. Neben Wesendonck schreibt er dem Schauspiele Caros (1877) Bühnenwirksamkeit und ebenso dem Schauspiele Buselers (1898) geschickte Verknüpfung der Handlung und gute Charakterisierung zu. Unter den Opern weiß er nur die Arbeit Niemanns (1882)

einigermaßen zu loben, der dem alten Stoffe eine eigenartige innere Ausgestaltung gab; auch dieser steht im Banne Wagners. Doch findet der Verf. auch unter den dramatischen Gestaltungen der Sage kein Werk von wirklich künstlerischem Eigenwerte. Die Mehrzahl sind „Dramatisierungen“ eines Stoffes, der schon in der epischen Form den ihm angemessensten Ausdruck gefunden hatte, kein Kunstwerk, das die alte Sage von innen heraus weitergebildet hätte.

Wir müssen dem Verf. neben dem erstaunlichen Fleiße, den die Bewältigung einer so ausgebreiteten Lektüre erforderte, Geschmack und richtiges poetisches Empfinden zuerkennen. Der Hauptvorzug der Arbeit besteht darin, daß alle einschlägigen Bearbeitungen des Gudrunliedes hier zum erstenmale vereint und ausführlich von einem einheitlichen Standpunkte mit trefflichem Verständnisse charakterisiert und nach ihrem Werte eingereiht wurden. Das Büchlein muß als durchaus einheitliche Sichtung einer gewaltigen Stoffmasse und als zuverlässlicher Ratgeber in der Frage nach dem Fortleben der Gudrunsaage in modernem Gewande mit Dank begrüßt werden¹⁾.

Man wünschte aber, daß der Verf. in einem Schlußteile die Ergebnisse insoweit zusammengefaßt und dann auf Grund der eingehenden Kritik, die er an allen Übersetzungen, epischen und dramatischen Bearbeitungen geübt, Grundsätze aufgestellt hätte, die er bei einer Übersetzung der Gudrun oder bei Übersetzungen mhd. Dichtungen überhaupt für entscheidend hielt. Ebenso wünschte man, daß er zusammenfassend angäbe, welche Bedingungen eine Nachdichtung erfüllen solle, welcher poetischer Vorteile sich ein solcher Bearbeiter versichern und welchen Gefahren und Nachteilen er aus dem Wege gehen müsse. Aus solcher Erhebung über die Stoffmasse, die sich bei dem umfassenden kritischen Material der Abhandlung ergeben müßte, hätten sich vielleicht allgemeine Gesichtspunkte für die Verwertung alter Dichtungen und Sagenstoffe durch Übersetzung und Nachdichtung überhaupt gewinnen lassen.

Bruchstücke solcher Betrachtung schließt Ref. an. Der Verf. spricht sich nicht aus, in welcher Form er die Übersetzung eines mhd. Werkes sehen möchte. Er konstatiert jedesmal, daß die Übersetzung durch die Wahl der Strophenform, durch den Zwang des Reimes usw. sich selbst jeden höheren poetischen Schwung und das innige Nachschaffen der mhd. Gedanken abschnitt, unterläßt es aber, Folgerungen zu ziehen, wenn er auch J. Grimms und Pfeiffers Gegnerschaft gegen jede Übersetzung mhd. Gedichte verzeichnet (S. 21). Ich stimme in diesem Punkte mit der ebenda

¹⁾ Von Druckfehlern verzeihe ich: S. 83, 7. Zeile v. u. der Beistrich nach „schon“ zu streichen. S. 109 in der Mitte muß es statt 1889 heißen 1899.

zitierten Ansicht K. Rudolphi¹⁾ völlig überein, der in einer Prosaübertragung, für die der Erzählerstil der Gebrüder Grimm vorbildlich sein müßte, die geeignetste Übersetzungsform sieht, wenn auch Rudolph selbst nur die Verwendung dieser Übersetzung für Schulen im Auge hat, in welcher Einschränkung ihm Benedict zustimmt. Krichenbauer (Die Gudrunübersetzungen. Progr. Arnau 1900 und 1901), dessen Arbeit B. öfter verwertet, empfiehlt die ältere Nibelungenstrophe mit frei wechselndem klingenden und stumpfen Reim und sonstigen Freiheiten als bestes Versmaß. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß als Ersatz der mittelalterlichen Dichtung nur eine metrische Form dienen könne. Diese Meinung scheint mir das Ziel zu verfehlen. Die mittelalterliche Dichtung kann durch eine Übersetzung überhaupt nicht ersetzt werden. Ich unterscheide Schulzwecke, gelehrte Zwecke und poetische Zwecke. Für wissenschaftliche Zwecke sind Übersetzungen ohnehin nicht bestimmt. Wer sich mit der Gudrun beschäftigen will, muß mhd. lesen können; aber auch ihm wird eine wörtliche und dem Geiste des Alten nachgeschaffene, aber modernem Sprachempfinden entsprechende Übersetzung nutzbar sein. Dieselbe ist 2. für den Unterricht in der Schule die einzig mögliche Form und 3. für den poetischen Zweck des Ergötzens und der Erbauung läßt sich eben keine Übersetzung verwenden, sondern nur eine künstlerisch freie Nachdichtung.

Wenn der Verf. für die Tatsache, daß sich unter den zahlreichen (16) dramatischen Bearbeitungen der Gudrunsage nicht eine einzige findet, die die alte Sage von innen heraus künstlerisch weitergebildet hätte, den Grund darin sucht, daß sich die Heldin eben durch ihr Nichthandeln auszeichne, also in ihrem innersten Wesen undramatisch sei, und bemerkt, daß der Stoff nur eine einzige plastische Szene enthalte, das Wiedersehen Gudruns mit ihrem Bräutigam am winterlichen Strande (S. 118), so bemerke ich vorerst gegen letzteren Satz, daß dieses stimmungsvolle Wiedersehen an sich überhaupt nicht dramatisch, sondern lyrisch-episch ist, wenn auch sein Stimmungsgehalt im Drama wirksam wird, daß aber diese Szene von einem dramatischen Künstler gewiß auch zu einem dramatischen, vielleicht sogar tragischen Angelpunkte gemacht werden könnte, wenn es eben gelänge, gleich Baumbachs „Herand und Hilde“ neue treibende Motive tragischer Art aus dem altepischen Stoffe herauszuentwickeln. Denn überhaupt ist die Bemerkung, daß die Gudrun wegen ihres leidvollen Nichthandelns kein Gegenstand dramatischer Verwertung sei, zu scholastisch und gewiß unzutreffend. Es würde sich auch aus diesem Stoffe ein ergreifendes Drama schaffen lassen. Wie z. B. wenn man in weiterer Entwicklung des durch das Epos gegebenen Motivs, daß Gudrun

¹⁾ Über die geeignetste Form einer Nibelungenübersetzung. Progr. des Köllnischen Gymn. Berlin 1890.

an dem lebenswerten Freier Hartmut Gefallen findet, diese in einem Liebeszwiespalt, der ihr ganzes Wesen ergreift, entführt werden ließe und in einem Pflichtenkonflikt sondergleichen sie zu sich selber kommen und nach diesem Höhepunkte in starrer Treue die Rettung durch ihren Bräutigam Herwig ersehnen und diese endlich eintreten sähe?

Ich gebe nur einen Gedanken, der vielleicht für allzu modern gelten wird; aber Iphigenie ist ja auch in Goethes Sinne modern gefaßt. Doch sieht man sogleich, wie in solcher Auffassung, durch die die äußeren Vorgänge keine einschneidende Änderung erfahren müssen und die ganze Handlung verinnerlicht wird, alles Geschehene ein neues Leben gewinnt und die großen epischen Szenen der Sage ein ganz neues tragisches Licht erhalten.

Leitmeritz.

Alois Bernt.

Norwegisches Lesebuch. Lesestücke in der norwegischen Reichs-
sprache. Mit einem Anhang von Lesestücken im „Landsmaal“ nebst
grammatikalischen Vorbemerkungen über das „Landsmaal“ und zwei
Glossaren. Von J. C. Poestion. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens
Verlag. (Die Kunst der Polyglottie. 74. Teil.)

Ist es nur ein Zufall, oder lassen sich volks- und zeit-
psychologische Gründe dafür ausfindig machen, daß dem gesamten
deutschen Publikum die Vermittlung dänischer, norwegischer,
schwedischer, isländischer Literatur und Sprache in auffällig
hohem Grade von Österreichern besorgt wird? Seit etwa 1880
sind hierzulande so zahlreiche Übersetzungen aus den nordischen
Sprachen ausgearbeitet worden, daß der Fernerstehende sich leicht
zu dem irrigen Glauben an das Bestehen einer planmäßig arbeiten-
den Schule verbreiten lassen könnte. Marie Franzos (Geijerstam,
Hallström, Mörner, Key, Lagerlöf), Hugo Greinz (Ibsen), Otto
Hauser (Björnson, Kielland, Lyriker), Marie Herzfeld (Björnson,
Lie, Jacobsen, Hansson, Garborg, Hamsun, Malling, Michaelis),
O. L. Jiriczek (Lie, Gjellerup, Sophus Müller), Ferd. Knüll (alt-
isländische *sögur*), Heinrich v. Lenk (Ch. Leffler, C. Ewald, Tschudi,
Gyllembourg-Ehrnsvärd, A. Meyn, *sögur*), W. Nothnagel (C. Ewald),
Mathilde Prager (Lie, Heidenstam, Tschudi, Strindberg), Emilie
Stein (Nordenswan), der Ref. (Jacobsen u. a. Lyriker) — die Reihe
wird in Zukunft gewiß noch vermehrt werden.

Josef C. Poestion, ein Sohn der Obersteiermark, nunmehr
seit Jahren in Wien beamtet, hat gerechtfertigten Anspruch auf
die oberste Würde in jener kleinen und doch verhältnismäßig
großen Gemeinde tätiger Freunde der nordischen Literaturen. Zu-
nächst schon aus chronologischen Gründen; denn seine älteste
einschlägige Arbeit datiert bereits mehr als zwei Jahrzehnte
zurück und seine Bemühungen haben viele der Obgenannten, wo

nicht alle, zu eigenen Versuchen anregt. Sodann aber auch insofern, als er sich nicht auf wohlgelungene prosaische und metrische Eindentschungen (altisländische Fridthjofssaga, A. Chr. Bang, Kielland, Elster, neuisländische Märchen und Lyrik, Thóróddsen, Andersen, Rudolf Schmidt, Drachmann, Ibsen, Banditz) beschränkt hat, sondern auch kultur- und literarhistorisch und mit noch größerem Erfolge praktisch-pädagogisch an der Erschließung des Nordens gearbeitet hat. Wir denken hiebei insbesondere an das große Werk „Isländische Dichter der Neuzeit“ (1897), in dem P. das von ihm sozusagen entdeckte reiche Geistesleben der Neuisländer mit rührendem Fleiße dargestellt hat, und an die drei, sämtlich bereits in zweiten, erheblich ausgestalteten Auflagen vorliegenden Grammatiken des Dänischen, Schwedischen und Norwegischen (1888, 1889, 1890; 1898, 1897, 1900); der letztgenannten erscheint nunmehr das in Rede stehende „Lesebuch“ angegliedert.

Stünde dem Ref. überhaupt ein Urteil in nordisch-grammatischen Dingen zu, so könnte er wahrscheinlich darauf verzichten, an dieser Stelle von der Anerkennung Akt zu nehmen, mit welcher Adolf Noreen und Johann Storm, um statt vieler nur zwei Namen zu nennen, die Sprachlehrbücher Poestions begrüßt haben, die Tatsache zu verzeichnen, daß an der Universität Upsala die dänische und die norwegische Grammatik eines Österreicherers den Prüfungscandidaten amtlich als Studienbehelf vorgeschrieben worden sind, sowie *pro domo* mitzuteilen, daß er nach vieljähriger Beschäftigung mit den drei Hauptliteraturen Skandinaviens zu den Poestionschen Grammatiken greifend, aus ihnen über Formen- und Satzlehre, Lautwert der Schriftzeichen, Tonfall und andere Besonderheiten der Umgangssprache mühelos so vieles kennen gelernt hat, daß er sich dem Verf. schon für die Sammlung wertvollen, in skandinavischen Fachzeitschriften weitum verstreuten und schwer erreichbaren Materials dankbar verpflichtet fühlt. Anderes beabsichtigt die geschichtliche Grammatik, anderes das auf den Durchschnittsgebildeten berechnete „Lehrbuch für den Selbstunterricht“; daß der Verf. allen an das letztere billig zu stellenden Anforderungen entsprochen, ja hier vielleicht sogar etwas zu reichlich gespendet hat, darin stimmen Fachmänner mit dem Ref. und anderen lernbegierigen Laien überein.

Was nun das vorliegende norwegische Lesebuch anlangt, dessen Zusammenstellung ja wie die einer jeden Chrestomathie aus literarhistorischen und ästhetischen Gesichtspunkten erfolgt ist, so kann es als ein vortreffliches Supplement zu des Verf. norwegischer Grammatik, welche nur S. 164—178 für Lesestücke frei hatte, bezeichnet werden. Politische, soziale und kulturelle Einflüsse haben gegen Ende des Mittelalters zusammengewirkt, um das Altnorwegische aus der bis dahin behaupteten Stellung einer Amts- und Literatursprache zu verdrängen und durch das Dänische zu

ersetzen, so daß dann drei bis vier Jahrhunderte hindurch die Schriftsprachen und Literaturen Dänemarks und Norwegens für den ersten Augenschein gänzlich vermischt in einem Bette fortströmen und erst der Kieler Frieden und die Eidsvolder Verfassung die beiden Nationen nicht nur politisch, sondern auch literarisch wieder scharf sondern. Wie bekannt, hat sich seit jener Epoche die norwegische Schriftsprache (*dansk-norsk*) anfangs unmerklich, dann unter bewußtem Einwirken von Dichtern und Gelehrten immer augenfälliger vom Dänischen entfernt, indem sie der faktischen Aussprache orthographisch immer mehr entgegenkam, ihren Wortschatz aus den Dialekten (der Städter, *bymaal*, und der Bauern, *bygdemaal*, den mehr oder minder direkten Nachfahren jenes entthronten Altnorwegischen) verjüngte und vermehrte und auch in der Satzfügung andere Wege einschlug als das Schrift-dänische: Eigenheiten, welche die Existenz schriftnorwegischer Grammatiken und Lesebücher vollauf rechtfertigen.

Hat man sich diesen Begriff des Neunorwegischen klar gemacht, so begreift man sofort, daß P.s Lesebuch — davon ganz abgesehen, daß es als Glied einer langen Reihe quantitativ gleichmäßig eingeschränkter Publikationen gebundene Marschroute hatte — solche Norweger, die wie Holberg oder Tullin vor jener Abspaltung des *dansk-norsk* dichteten, und selbst die bewußt nationalen Lyriker des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts wie Johan N. Brun, Edv. Storm, die beiden Friman unberücksichtigt läßt, gleichsam als ältestes Sprachdenkmal des Norwegischen S. 113 acht Paragraphe des berühmten, vielbesungenen, noch heute geltenden *grundlov* von Eidsvold abdruckt und von da an bis auf die Gegenwart die literarische Entwicklung Norwegens durch wohlgewählte Proben illustriert. In zwei mir vorliegenden lyrischen Anthologien der Norweger Kristofer Randers (1886) und Kristian Winterhjelm (1891) erscheint die zeitlich obere Grenze ebenfalls bei 1814 gezogen.

Die Erwägung, wie schwer nordische Autoren in der Ursprache dem mäßig Bemittelten erreichbar sind, steigert unsere Befriedigung über eine Veröffentlichung, die zum bekannt niedrigen Einheitspreis der Hartlebenschens Sprachbücher dem Lernbegierigen und Kunstfreudigen so viele Texte in die Hand legt. Proben aus der Dichtung der Antipoden Wergeland und Welhaven, ein Kinder- und Hausmärchen aus der Sammlung Asbjørnsens, von Bjørnson ein Fragment der schönen Dorfgeschichte *En glad gut*, dann Akt 1, Sz. 1—4, Akt 1, Sz. 2 (nicht 1, wie S. 33 steht) von *En fallit* und zwei Gedichte, von Ibsen die ersten beiden Akte des „Bundes der Jugend“, die Grabrede für den Selbstverstümmelter aus *Peer Gynt* und 2 Lyrica, sodann Repräsentanten moderner und modernster Prosa: Kielland, seit langem ein Liebling des Verf., Lie, V. St. Lerche, G. Heiberg, S. Obstfelder. Die Auswahl rechtfertigt sich ohne weiteres. Ref. sähe allerdings in der wohl zu gewärtigenden Neuauflage nicht gerne soviel des ohnehin kargen Raumes durch

die beiden Akte des Ibsenischen Schauspiels in Beschlag genommen; sollte es sich nicht empfehlen, wenigstens statt des 2. Aktes aus literarhistorischen wie sprachpädagogischen Gründen einige Szenen, z. B. aus „Hedda Gabler“ abzudrucken? Da in diesem wie in allen späteren sozialen Dramen Ibsens das konventionell-stilisierte Gespräch, wie es z. B. die Fjeldbo und Stensgård im „Bund der Jugend“ führen, durch eine vielleicht den deutschen Naturalisten nachgebildete, fast phonographische Wiedergabe der wirklichen Alltagsrede, auf die ja P.s Grammatiken mit Recht so großen Wert legen, ersetzt erscheint, könnten so dem Leser zugleich literarhistorischer, ästhetischer und sprachlicher Gewinn vermittelt werden. Vielleicht bietet ein neuer Abdruck auch Raum für einen der Vorläufer der Aera Welhaven-Wergeland, für Bjerregaard oder Hansen und läßt von den großen Schriftstellerinnen Norwegens mindestens die kräftige Bergenserin Amalie Skram zu Worte kommen.

Die letzten 20 Seiten des Lesebuchs führen uns durch grammatikalische Vorbemerkungen und gut zusammengestellte Proben in das merkwürdige *landsmaal* der Norweger ein, eine am grünen Tisch erfundene Nationalsprache, ein auf zwei Millionen Menschen berechnetes Volapük. Stellen wir uns etwa vor — jeder Vergleich hinkt, doch dieser nicht allzusehr — dem 1866 gegründeten norddeutschen Bund hätte sich ein süddeutscher gegenübergestellt und in diesem das oberdeutsche Stammesbewußtsein danach gestrebt, der politischen Unabhängigkeit vom Norden auch die sprachliche und literarische beizugesellen. Gelehrte und Dilettanten hätten sich zusammengetan, aus den tatsächlich gesprochenen bayerisch-österreichischen, alemannischen, fränkischen Mundarten und dem Alt- und Mittelhochdeutschen eine Art Gemein-Oberdeutsch herausgerechnet und diese künstliche Schöpfung hätte sich nun Jahrzehnte hindurch der Gunst der Regierungen und der Parlamente, der Förderung durch begeisterte Patrioten und hervorragende Schriftsteller, durch Schulmänner und Geistliche zu erfreuen gehabt — wir könnten gleichwohl solchem Homunculus kein langes Leben unter normal gezeugten Lebewesen weissagen. Ähnlich nun ist noch unter Oskar I. in den fünfziger Jahren das norwegische *landsmaal* aus dem *bygdemaal* und dem Altnorwegisch-Isländischen entwickelt worden, ähnlich hat es sich zu behaupten versucht und fristet dank der enthusiastischen Energie seiner Anhänger noch immer ein Scheinleben. P. hat den im *landsmaal* geschriebenen Lesestücken wie den schriftnorwegischen je ein sorgfältiges Glossar beigegeben; das letzterwähnte gehört gleichzeitig auch zur Grammatik und bezieht sich wiederholt auf die Paragraphe derselben, wodurch die Branchbarkeit des Lesebuchs noch erhöht wird¹⁾. Lehr-

¹⁾ Eine Neuauflage berichtigt wohl den Druckfehler S. VII, Z. 6 v. u.: 118 in 113 und ergänzt die in beiden Glossaren fehlenden Vokabeln *orke* oder *aarke* (S. 17) und *föget* (S. 83).

reicher als das *landsmaal*, das wir nicht anders denn als eine Kuriosität zu betrachten vermögen, wären Lesestücke aus den lebenden Volksmundarten gewesen. Allerdings findet sich eine Probe des hauptstädtischen Dialekts in der Grammatik und auf S. 168 des Lesebuches ein achtzeiliges ostländisches Gedichtchen; vielleicht erweitert der Verf. in Zukunft dies allzu bescheidene Material, am besten nicht durch kunstmäßige Dialektdichtungen, etwa des alten Edvard Storm oder Wergelands, sondern aus dem Schatze wirklicher Volksdichtung, wie ihn die *Gamle norske folkeviser* S. Bugges anhäufen. Indes wo bliebe bei Anthologien u. dgl. dem subjektiven Empfinden eines Beurteilers nicht dies und das zu wünschen oder zu vermissen übrig?

Hoffentlich gesellt P. der vorliegenden bald eine dänische und eine schwedische Chrestomathie von nicht geringerer Verdienstlichkeit bei.

Wien.

Robert F. Arnold.

Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. Fünfte, durchgesehene Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1902. VIII u. 102 SS.

Das schöne Buch ist auch heute noch jung im besten Sinne und der Kampf, den es gegen Übelstände im Gebrauch unserer Sprache führt, ist heute so notwendig wie je. In und außer der Schule können wir lesen: 'mit sich einander berührenden Fingerspitzen' oder 'in v. Ledebur's 'Neues Allgem. Archiv', immer wieder findet man 'derselbe' gebraucht, wo 'er', 'dieser' richtig wäre, 'derjenige, welcher' scheint immer noch vielen schön und nötig, etwas 'zwingt mich, sagen zu müssen', etwas anderes 'erlaubt mir, sagen zu können', 'ich glaube, fürchten zu müssen' finden wir noch oft geschrieben und gedruckt, die 'eitle Vorliebe für die stelzbeinigen Passivformen' ist so wenig ausgestorben wie die 'devote Nachstellung des Pronomens der redenden Person' nach 'und'. Der Aufsatz 'Der große Papierne' könnte heuer verfaßt sein, höchstens der Satz 'Bücherstaub und Frauen werden hoffentlich einander immer feind bleiben', erinnert uns, daß er schon im Jahre 1886 niedergeschrieben ist. Doch nein — dass 'zwischen den Labialen in erlaubt und Haupt, den Dentalen in bot und Brod, den Stammvokalen in 'Sätzen und setzen' in der Aussprache kein Unterschied zu bestehen hat, ist ja inzwischen durch die maßgebenden und glücklicherweise für das ganze deutsche Sprachgebiet geltenden Vereinbarungen anerkannt worden und auch die Formen buk und stünde, deren sich Schroeder annimmt, sind in ihr Recht eingesetzt; auch 'Goethe's Werke' schreiben wir fortan nicht mehr. Gerade Schroeder dürfen diese Fortschritte mit Genugtuung erfüllen. — 'Unser Satzbau ist immer schlichter' geworden, je mehr wir gelernt haben, deutsch zu reden' und 'Es

stände schlimm um unsere Bildung, wenn wir nicht Latein lernen könnten, ohne dadurch unser Deutsch zu verderben, das sind Worte, denen jeder Lehrer des Deutschen und des Lateinischen von Herzen zustimmt. — Man begreift Schroeders warme Verehrung für Herder: in Herders Bahnen arbeitet er selbst.

Wien.

Dr. Instus Lunzer.

Englische Lehr- und Übungsbücher.

Lehrgang der englischen Sprache. II. Teil. Oberstufe zu den Lehrgängen von Plate-Kares und Plate. Neu bearbeitet von Prof. Dr. G. Tanger, Oberlehrer an der VII. Realschule in Berlin. Mit einem Plane von London und Umgebung. Im Anhang: Kurze, systematische Formenlehre der englischen Sprache. Leipzig, Dresden, Berlin, Ehlermann 1902. VIII u. 343 SS. Anhang: 51 SS.

Dieser zweite von Dr. Tanger bearbeitete Teil des Lehrganges von Plate-Kares enthält einen überaus reichen Übungsstoff, der für den zweiten und dritten Jahrgang des englischen Unterrichtes bestimmt ist. Den Anfang und zugleich den Kern des ganzen Buches bilden zusammenhängende, zur Einübung der Syntax dienende, längere Stücke (S. 1—73), die in kürzere, abwechselnd englische und deutsche Übungsabschnitte zerlegt sind. Diese Übungstücke handeln über London, England und seine Kolonien, englische Geschichte unter der Königin Victoria und die Vereinigten Staaten von Nordamerika (New York, Thomas Edison); sie sind sämtlich guten modernen Schriftstellern entnommen. Daran schließen sich verschiedene praktische Zutaten, wie „Letters“ (S. 73—101), „Lesestücke“ (S. 101—135), „Stoffe zu freieren Übungen“ (auch als deutsche Lesestücke zum Übersetzen ins Englische zu verwenden, S. 136—145), „Conversational Phrases“ (S. 145—158), „Gedichte“ (S. 159—180). Was den Inhalt der „Lesestücke“ anlangt, so behandeln die ersten in einer dem jugendlichen Verständnis angemessenen Darstellung die wichtigsten Grundbegriffe des gewerblichen Lebens und der Volkswirtschaftslehre (*Wealth, Capital, Profit, Value, Price, Wages, Supply and Demand, Strikes*); die anderen sind literarhistorischen Inhalts (*William Shakespeare, The Waverley Novels*), teils bringen sie Proben aus wichtigen Werken berühmter Schriftsteller (*The Angler* aus *The Sketch Book* von Washington Irving, *The Revolution* aus *Macaulays History of England, David makes himself known to his aunt* aus *David Copperfield* von Charles Dickens, *The last days of Colonel Newcome* aus *The Newcomes* von Thackeray).

Den zweiten Teil des Buches bildet eine systematische „Satzlehre“. Die Regeln werden aus einer genügenden Anzahl von eng-

Die Fehler der Deutschen beim mündlichen Gebrauch der englischen Sprache. Übungsbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Von Dr. David Asher. 8. Aufl., herausgegeben von Dr. Ph. Hangen, ord. Prof. an der techn. Hochschule zu Darmstadt. Dresden, L. Ehlerman 1902. kl. 8°, VIII u. 75 SS. Preis geb. 1 Mark.

Das kleine Buch, dessen Beliebtheit aus dem Vorhandensein der 8. Auflage zur Genüge erhellt, bringt in 72 Abschnitten eine große Anzahl von längeren und kürzeren deutschen Sätzen, die zum Übersetzen ins Englische bestimmt sind und in denen irgend eine Schwierigkeit aus dem Gebiete der Syntax oder der Synonymik zu bewältigen ist. Die Anordnung der einzelnen Übungstücke ist vorzüglich; nur sollte der Abschnitt IV (*some* und *any*), der jetzt mitten in den Übungen, die dem Gebrauche des Artikels gewidmet sind, steht, nach dem Abschnitte XXX, der über die Indefinita *each*, *every*, *any*, *all* handelt, verlegt werden.

Da zu diesem Übungsbuche auch ein Schlüssel („*Key to the Exercises on the habitual mistakes of Germans in English conversation*“) erschienen ist, so kann es nicht nur in Schulen, sondern auch im Privatunterrichte mit Nutzen verwendet werden.

Englische Übungs-Bibliothek. Nr. 4. Gutzkow, „Zopf und Schwert“. Lustspiel in fünf Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von H. Plats. 5., verb. Aufl. von Dr. Ph. Hangen. Dresden, L. Ehlermann. kl. 8°, 124 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Dieses Bändchen ist ebenso eingerichtet wie die drei ersten Bändchen der „Englischen Übungs-Bibliothek“, die von uns in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1901, S. 785 f. besprochen worden sind. Die Fußnoten und das „Wörterbuch“ in Nr. 4 sind mit derselben Sorgfalt wie in den Nummern 1—3 ausgearbeitet. Natürlich bleibt auch hier für den Lehrer manches zu tun übrig. So hätten folgende Stellen eine Note verdient: S. 1 „Wir wissen schon, sag' ich“; S. 5 „daß Sie nimmermehr wissen können, wem Sie es recht machen sollen“; S. 101 „ist mein altes Herz zufrieden und wünscht nur noch, daß man hinzufügt“. Es muß dem Schüler gesagt werden, daß „ihm“ in dem Satze „statze ihm seinen männlichen, kräftigen Bart“ (S. 2) unübersetzbar ist, ferner daß der Artikel vor den Wörtern „Vater“, „Mutter“, „Bruder“ (S. 5) durch ein Possessivpronomen wiedergegeben werden muß. Endlich deckt sich der Übersetzungsvorschlag *that the road to liberty passed close by (shaved) the scaffold* nicht mit dem deutschen Texte „daß der Weg zur Freiheit, die er jetzt errungen, dicht am Schafott vorüberführte“ (S. 5).

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Grundriß der romanischen Philologie. Herausg. von G. Gröber. II. Bd. 1. Abteil. Straßburg, Trübner 1902. 1286 SS.; 2. Abteil. 1897. 496 SS.; 3. Abteil. 1901. 603 SS.

Nun das monumentale Werk, dessen erste Lieferungen in dieser Zeitschrift 1897, 182 besprochen worden sind, abgeschlossen ist, verlohnt es sich, nochmals darauf zurückzukommen. Der erste Band bringt außer der Metrik und der Geschichte der lateinischen Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1850 nun die französische Literatur von Gröber, u. zw. von den Anfängen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Hatte G. Paris in seinem *Manuel d'Ancien Français, La littérature française au moyen âge* auf gedrängtem Raume das Wichtigste für Studierende besprochen und durch knappe Literaturangaben die weitere Orientierung ermöglicht, Suchier in der vom Bibliographischen Institute veranlaßten französischen Literaturgeschichte die Interessen eines weiteren Publikums vertreten, so gibt Gröber die erste, alles Gedruckte und mancherlei Ungedrucktes umfassende, durchweg auf selbständigen Quellenstudien beruhende, philosophische Tiefe und allgemeine Gesichtspunkte mit großer Detailkenntnis paarende Darstellung; überall fördernd und nicht minder durch die gewissenhafte Erwähnung aller einigermaßen wertvollen Einzeluntersuchungen weitere Arbeit ungemein erleichternd. Neu und eigenartig ist die ganze Anlage und das ist keineswegs die leichteste Arbeit, wie ja jeder weiß, der einmal, statt nach altgewohnter Schablone zu arbeiten, selber zu bauen versucht hat. Es ist vielleicht manchem erwünscht, eine Übersicht darüber zugleich mit den Seitenzahlen zu bekommen, da dadurch die gelegentliche Benutzung des Werkes, das allerdings verdient, von Anfang bis Ende studiert zu werden, erleichtert wird.

I. Zeitabschnitt bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts	441
A. Geistliche Literatur	442
1. Dichtung, 2. Prosa	
B. Volkslied	444
1. Liebeslied, Tanzlied, 2. Zeitgedicht, 3. Erzählende Dichtung, 4. Heldendichtung.	
II. Zeitabschnitt von der Mitte des 11. bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts	458
A. Dichtung	461
I. Erzählende Dichtung	
1. Epische Dichtung (a. Vaterländische Heldendichtung 461, b. Epik auf keltischer und dänisch-englischer Grundlage 469, c. Kreuzzugepik 471), 2. Geschichtsdichtung, 3. Tierdichtung.	
II. Lyrik	
1. Weltliche Lyrik, 2. Religiöse Lyrik	475
III. Legende	478
IV. Lehrhafte Dichtung	480

1. Geistliche und weltliche moralische Dichtung, 2. Naturlehre, 3. Bibeldichtung.	
B. Prosa	484
III. Zeitabschnitt von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis um 1240	485
A. Dichtung	
I. Erzählende Dichtung	491
1. Höfische Epik (<i>a. Tristandichtung 492, b. Artus- epen- und Graaldichtung 495, c. Artus- und Graalepen- dichtung nach Chrestien 511, d. Schicksalsdichtung 588</i>), 2. Vaterländische Heldendichtung (I. Mero- wingerepos 537, II. Karolingisches Epos [<i>a. Geste du Roi 538, b. Geste de Doon 546, c. Geste de Guil- laume au court nes 552</i>], III. Vasallenepen 562. [<i>a. Burgunder, b. Lothringer, c. Raoul von Cambrai, d. Saint Gilles, e. Geste von Blaye</i>], IV. Anglofran- zösische Chanson de Geste 572, V. Kreuzzugepen 574), 3. Gelehrte Epik und ihre Ausflüsse 578, 4. Vers- erzählung (<i>a. Antike Stoffe 492, b. Lais 593, c. Orientalische Rahmenerzählung 604, d. Schwank 610, e. Schelmenroman 625, f. Tierschwankdichtung 625, g. Fabel 632</i>), 5. Historische Dichtung 634 (<i>a. Verserzählung, b. Reimchronik</i>), 6. Erzählende religiöse Dichtung (<i>a. Legende 640, b. Mirakeldich- tung 648, c. Bibeldichtung 655</i>).	
II. Lyrische Dichtung.	
A. Weltliche Lyrik	659
(1. Nationale, volkstümliche Lyrik 665, 2. Hö- fische kunstmäßige Lyrik 667).	
B. Religiöse Lyrik	685
III. Liturgische Dichtung.	687
IV. Lehrhafte Dichtung.	689
A. Religiöses und religiös-moralisches Lehrgedicht, B. Spruchdichtung 699.	
V. Satirische Dichtung	902
A. Moralische Satire, B. Politische Satire, C. Lite- rarische Satire.	
VI. Beschreibende Dichtung	707
VII. Dramatische Dichtung	712
B. Prosa	714
I. Übersetzung von Bibel und Predigt	714
II. Geistliche erzählende Prosa	717
III. Weltliche erzählende Prosa	718
1. Geschichtsschreibung, 2. Prosaroman, 3. No- vellenbücher.	
IV. Belehrende Prosa	727
IV. Zeitabschnitt von ca. 1240 bis um 1356	738

A. Dichtung	738
I. Romandichtung	738
1. Weltliche, allegorisch-didaktische Romandichtung,	
2. Moralische, geistliche und geistlich-allegorische Romandichtung 746, 3. Wissenschaftsdichtung 757,	
4. Reimbibel und Heiligenleben 759, 5. Geschichtsdichtung, Reimchronik 762, 6. Heldenroman (<i>a.</i> Höfische Epik: 1. Schicksalsdichtung 770, 2. Abenteuerroman 775, 3. Artusepos 785; <i>b.</i> Nationale Epik: 1. Karolingischer Epenkreis, Königsepen 782, Geste de Doon 788, Guillaume- und Aimeriepen 806, 2. Vasallenepen: Burgunder 808, Lothringer 808, 3. Franko-italienische Ependichtung 810, 4. Kreuzzugsepen 815; <i>c.</i> Gelehrte Epik 817).	
II. Ditsdichtung	819
1. Dits von bekannten Dichtern, 2. Dits von nur genannten und von ungekannten Dichtern 858; <i>a.</i> Liebe und Liebeskunst, <i>b.</i> Standeserziehung und Erziehung des Laien 861, <i>c.</i> Spruchdichtung 862, <i>d.</i> Religiöse Dits, Sittenlehre 864, <i>e.</i> Beschreibende Dits 873, <i>f.</i> Scherz- und Spottgedichte 876, <i>g.</i> Satirische Gedichte, <i>h.</i> Historische Dits 885.	
III. Verserzählung	895
1. Tierdichtung (<i>a.</i> Fabel 895, <i>b.</i> Tierschwank 897, <i>c.</i> Allegorisch-satirische Fuchsdichtung 899).	
2. Weltliche Verserzählung (<i>a.</i> Schwank, <i>b.</i> moralische Erzählung 912, <i>c.</i> romantisch-heroische Verserzählungen 910).	
3. Geistliche Verserzählungen (<i>a.</i> Mirakeldichtung 914, <i>b.</i> Legende 941, <i>c.</i> Bibeldichtung 934).	
III. Lyrik	985
1. Weltliche Lyrik (<i>a.</i> Volksmäßiges Lied 941, <i>b.</i> Kunstmäßiges Tanzlied und Scherzlied 941, <i>c.</i> Die höfischen Lieddichter 947, <i>d.</i> Weltliches Stimmungsgedicht 949).	
2. Religiöse Lyrik und liturgische Dichtung	971
IV. Dramatische Dichtung	977
B. Prosa	984
I. Geistliche belehrende und erzählende Prosa (1. Bibel, Predigt, Christenlehre 984, 2. Bibellegende, Heiligenleben 986).	
II. Weltliche erzählende Prosa	991
1. Fabel 991, 2. Novelle 992, 3. Roman 996 (<i>a.</i> Artus- und Graalromane 996, <i>b.</i> Nationaler Heldenroman 1010).	
III. Geschichtsschreibung	1011
IV. Erziehung, Unterricht und Moral	1022

V. Erbauliche und theologische Prosa	1025
VI. Weltliche Wissenschaften und Künste	1028
1. System, Enzyklopädie, Naturkunde, Artes, Technik	
2. Jurisprudenz	1033
3. Medizin	1036
V. Zeitabschnitt von ca. 1350 bis auf König Karl VII. oder bis ca. 1484	1037
A. Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts	1042
I. Dichter und Schriftsteller an den Höfen (1. Luxemburg 1042, 2. Brabant 1027, 3. Paris 1056, 4. Savoyen 1075, 5. Orléans 1076);	
II. Dichter und Schriftsteller außerhalb der Höfe	1078
B. Das 15. Jahrhundert	1090
I. Die Höfe im 15. Jahrhundert (1. Paris 1090, 2. Orléans 1109, 3. Anjou 1120, 4. Bourbon 1114, 5. Burgund 1124, 6. Bretagne 1155);	
II. Die Literatur außerhalb der Höfe (1. Paris 1159, 2. Die Provinz 1108, 3. Anonyme Didaktik, Lyrik und Prosa 1179);	
III. Bühne und Drama seit der Mitte des 15. Jahrhunderts	1197
A. Geistliches Drama, Mirakel und Mysterien	1202
(1. Marienmirakel, 2. Heiligenmirakel 1218, 3. Mysterie 1226);	
B. Historisches Drama	1237
C. Allegorisches Drama, Moralité	1238
D. Komisches Drama, Lustspiel, Dialog und Monolog (1. Farce und Sotie 1241, 2. Monolog, Sermon, joyeux Dialog 1246).	

Den Schluß der zweiten Abteilung bildet die leider Torso gebliebene spanische Literaturgeschichte von G. Baiet; sie schließt mit Lope de Vega und Calderon, begnügt sich aber gerade bei diesen größten Dramatikern mit wenigen Titeln und Namen. Hoffentlich findet der Verf. bei einer zweiten Auflage die Zeit zu einer ausführlicheren Weiterführung.

Die dritte Abteilung eröffnet T. Casinis Italienische Literaturgeschichte, eine umsichtige, gründliche, bis 1890 führende Darstellung, dann als ganz neue die rhätoromanische von Decurtins und die rumänische von Gaster, beide nicht zum wenigsten dadurch wertvoll, daß die Verf. sehr viel seltenes und nur wenigen zugängliches Material verarbeiten und bekannt machen konnten, ein Umstand, der denn auch den gar breiten Raum, den das Rumänische einnimmt, bis auf einen gewissen Grad entschuldigen mag.

Endlich die Grenzwissenschaften. O. Bresslau verzeichnet 'Die Quellen und Hilfsmittel zur Geschichte der romanischen Völker im Mittelalter'; wie dieser Abschnitt, so ist auch der 'Zur romanischen Kulturgeschichte' von A. Schulz hauptsächlich wegweisend, jener

die Hilfsmittel, dieser die Probleme und die Mittel zur Lösung angehend, wogegen die 'Romanische Kunstgeschichte' von A. Schulz und die 'Wissenschaftsgeschichte der romanischen Völker' von W. Windelband wieder mehr darstellend sind.

So liegt ein Werk vor, das, entworfen und geleitet von einem Deutschen, fast durchweg ausgeführt von Deutschen, ein stolzes Denkmal deutscher Wissenschaft ist und allen, jungen und alten, die sich mit Romanistik beschäftigen, fortwährend eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung bleibt.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

Französisches Real-Lexikon. Lieferung 19—30. (II. Band: *Couchettes-Névet*. 960 SS. III. Band: *Neveu-Zythogale*. Anhang: *Annales, Annuaires, Archives, Bibliographie, Bulletin, Dictionnaires, Possessions françaises*. 929 SS. Unter Mitwirkung von Aymeric-Leipzig, Becker-Elberfeld u. a. herausgegeben von Dr. Cl. Klöpffer, Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1902. Lexikon 8^o.

Aus der großen Zahl gehaltvoller Artikel, welche die letzten zwölf Lieferungen des „Französischen Real-Lexikons“ enthalten, führen wir nur an: *Louvre, Musées, Peinture française* wegen des kunstgeschichtlichen, *Musique* wegen des musikalisch-geschichtlichen Interesses und den das Jagdwesen eingehend behandelnden Artikel *Vénerie*, wohl den längsten des ganzen Werkes. Zu erwähnen ist auch, daß überall die Literatur über den behandelten Gegenstand gegeben wird. Besonders stark ist in diesen Lieferungen wieder das sprachliche Material vertreten: Worterklärungen, Redensarten, Sprichwörter usw. Wollten wir die ein besonderes sprachliches oder sachliches Interesse bietenden Artikel auch nur aufzählen, so müßten wir den uns hier zu Gebote stehenden Raum beträchtlich überschreiten. Um so weniger können wir auf einzelnes eingehen. Nur hätte unseres Erachtens *pataquès* eine Aufnahme verdient und unter den (übrigens selten vorkommenden) Druckfehlern heben wir nur zwei hervor: *Mademoiselle* (III S. 252 unter *Ebus* gegen Ende), welches dem „Rebus“ zufolge ohne i figurieren muß, und das als Titelkopf eines Artikels besonders störende „*Volonto*“ für „*Volonté*“. Da der Charakter des Werkes derselbe geblieben ist, so verweisen wir, um nicht bereits Gesagtes wiederholen zu müssen, auf unsere früheren Anzeigen in dieser Zeitschrift: Jahrgang 1898, S. 770; 1899, S. 839; 1901, S. 326 f. Wir bemerken nur noch, daß das mit der 30. Lieferung zum Abschluß gekommene, nun in drei stattlichen Bänden vorliegende Werk Herausgeber wie Mitarbeiter mit Stolz erfüllen kann: ist es doch das Ergebnis eines mit Umsicht und Beharrlichkeit durchgeführten glücklichen Gedankens.

W. r. - Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Georg Weber, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage, unter Mitwirkung von R. Friedrich, E. Lehmann, F. Moldenhauer und E. Schwabe neu bearbeitet von A. Baldamus. 2. Band. Mittelalter. Leipzig, 1902. Engelmann. 786 SS. und 15 Stammtafeln.

Es ist nun gerade 56 Jahre, seitdem Webers Lehrbuch der Weltgeschichte erschienen ist. Nachdem es fast für zwei Generationen eine „Hauptquelle ihrer geschichtlichen Kenntnisse“ gewesen, erscheint es in neuer, zeitgemäßer Gewandung. Die letzte, noch vom Verf. selbst revidierte Auflage entsprach den Anforderungen nicht mehr, die man heutzutage an ein derartiges Buch zu stellen berechtigt ist. Eine durchgreifende Neubearbeitung tat dringend Not. Vieles, was bisher fehlte, mußte in die Darstellung aufgenommen und vor allem der Kulturgeschichte ein breiterer Raum als bisher zugewiesen werden. So ist denn aus dem bisherigen zweibändigen Weberschen Lehrbuch ein vierbändiges Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte geworden, das alle die Vorzüge des alten Weber beibehalten hat und den Leser durchaus mit den Ergebnissen der neuesten Forschung bekannt macht. Erschienen ist vorläufig der zweite Band, der die Geschichte des Mittelalters enthält und der bis auf einzelne Kapitel, die von Friedrich und Lehmann herrühren, von Baldamus abgefaßt ist. Die Gliederung des Stoffes hätte ich wohl anders gewünscht, als es die ist, die uns hier geboten ist. Sie muß aus der Sache selbst herausgenommen werden und sich ohne Zwang von selbst ergeben. Hier wird — und schon die bloße Anführung wird ersichtlich machen, daß die Gliederung keine ganz einwandfreie ist — das gesamte Mittelalter in acht Bücher geteilt. Das erste behandelt das Aufkommen der neuen, die Geschichte des Mittelalters beherrschenden Mächte. Das Mittelalter beherrschen das Imperium (im Sinne Karls des Großen) und das Sacerdotium. Die Geschichte der Karolinger wird aber erst im zweiten Buche erzählt: der staatliche und kirchliche Zusammenschluß des Abendlandes, der Gedanke der kaiserlichen und päpstlichen Weltherrschaft bis etwa 918. Von einer päpstlichen Weltherrschaft kann trotz Nikolaus I. in dieser Partei noch nicht gesprochen werden. Das dritte Buch schildert die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaisertums im Abendlande und seinen Zusammenstoß mit dem Papsttume (919—1125) und die Anfänge Frankreichs und Englands. Ich hätte es vorgezogen, den Gegenstand bis 1197 zu führen, bis zum Tode Heinrichs VI., mit dem die Vorherrschaft der deutschen Kaiser zusammenbricht. Auch die nächsten Bücher danken nicht etwa einem in der Sache selbst liegenden Teilungsmotiv ihr Entstehen, sondern sind mehr zufälligen Gründen entnommen. Das vierte Buch schildert das byzantinische Reich und den Islam vom VIII. bis XIII. Jahrh. und die Anfänge der Pyrenäenstaaten; das fünfte den Zusammenstoß zwischen Abend- und Morgenland in den Kreuzzügen und das Zeitalter der Hohen-

stauen etwa 1100—1300; das sechste den Verfall des Kaisertums und Papsttums, der bisher führenden zentraleuropäischen Mächte, die Entstehung starker Nachbarstaaten (etwa 1273—1500), das siebente das Erstarken der peripherischen Staaten Europas und der achte den europäischen Orient, Asien und Nordafrika. Sieht man von dieser Gliederung, die als eine zutreffende nicht angesehen werden kann, ab, so wird man der Darstellung im einzelnen seine Zustimmung nicht versagen können. Ich habe für die Partien des XII. bis XV. Jahrh., die ich einer genaueren Nachprüfung unterzogen habe, die angenehme Beobachtung gemacht, daß der Herausgeber den Gegenstand in der Tat auf die Höhe der heutigen Wissenschaft gebracht hat, und daß in dieser Beziehung nur wenig irrige Ansichten begegnen. Solche kommen allerdings noch vor; die Geschichte der kirchlichen Bewegung in England im XIV. Jahrh. wird nach den vielen und großen Arbeiten, die hierüber seit 1884 erschienen sind, sachgemäßer darzustellen sein. Im allgemeinen scheinen die culturhistorischen Partien sorgsamer ausgearbeitet zu sein als die politischen. Immerhin geben aber auch diese ein richtiges Gesamtbild und so dürfte das treffliche Buch auch in seiner neuen Gestalt ebenso belebend auf den historischen Unterricht einwirken als in seiner alten.

G r a z.

J. Loserth.

Winkentij Zakrzewskyj, Wsešwitna istorija dla wysszych klas sereдных szkil. Tom I. Starynna istorija. Z III—ho polskoho wydania perełožyw Ołeksander Barwiński. U Lwowi 1900. (Vinz. Zakrzewski, Allgemeine Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. Band. Geschichte des Altertums. Aus der dritten Auflage des polnischen Originals [ins Ruthenische] übersetzt von Alexander Barwiński. Lemberg 1900.)

Man kann wohl mit Recht verlangen, daß die Lehrbücher möglichst korrekt bearbeitet und herausgegeben werden. Um so mehr ist zu bedauern, daß der Übersetzer des vorliegenden Lehrbuches entweder seiner Aufgabe nicht gewachsen war, oder eine unqualifizierbare Haast bekundet hat. Es sind ihm grobe Mißverständnisse und Übersetzungsfehler in großer Zahl begegnet; ja wir stehen einer beispiellosen Verfälschung und Entstellung des Originals und einer unverzeihlichen Sprachverballhornung gegenüber! ... Aus der Unzahl grober Fehler führe ich im nachfolgenden die auffallendsten an, wobei ich bemerke, daß kein einziger von denselben in den „Berichtigungen“ zu finden ist... 8. 8: Die Ägypter stellten sich die Götter in Menschengestalt mit dem Kopfe eines ihm (!) geweihten Tieres vor. — S. 16:

„Babylon wurde abhängig“, statt: „Bab. wurde unabhängig“.

S. 27: „Es kam zu inneren Umwälzungen oder zur Revolution“, statt „es kam zu inneren Umwälzungen oder Revolutionen“. Der Übersetzer hat die Flexionsform des polnischen Substantivs nicht zu unterscheiden vermocht. S. 28, Z. 15 v. u. ist nach dem Worte „na“ (= auf) das Wort „more“ (= Meer) ausgelassen.

S. 31: „Die Arier glaubten, der Kampf werde von diesen lichten Gottheiten geführt“, statt: „Die Ar. glaubten, der Kampf werde von lichten Gotth. geführt.“ S. 32: „Wajma“ (sic!), st. „Vaisjas“.

S. 34: Das Wort „kolyba“, welches „Schäferhütte, Hirtenbude“ bedeutet, gebraucht der Übersetzer in der Bedeutung von „Wiege (im figürlichen Sinne)“ oder „Ursitz“.

S. 35: „Wann Zoroaster dort („tam“) gelebt hat“, st. „Wann Zor. selbst („sam“) gelebt hat“.

S. 44: „Die Länder und dessen (sic!) Einwohner“. S. 49: „Von dort gingen sie über die See, wo sie keinen Platz mehr hatten“, st. „als sie keinen Platz mehr hatten“.

S. 53: „Die Kolonisten schickten Geschenke für die Tempel oder die Metropolen“, st. „für die Tempel der Metropolen“.

S. 54: „Die Griechen gewöhnten sich („sia“) an ihre Sitten“, st. „Die Gr. gewöhnten sie („jich“) an ihre Sitten“!; S. 57. Die Gerusie beriet alle Gegenstände vor dem Entscheiden der Volksversammlungen, welches (!) die Anträge annahm, oder verwarf (!) und die Geronten wählte (!). Ib.: „Diese Mahlzeiten hießen andreia. Jeder Teilnehmer steuerte zu derselben (sic! „do nei“ statt „do nych“) bei“.

S. 59: „Die Spartaner schlossen einen Vertrag mit Elis und den Eliern und erkannten ihnen die Leitung der Spiele zu“, st.: „Die Spart. schl. einen Vertrag mit Elis und erkannten den Eleern die Leit. d. Spiele zu“.

S. 62. Das Substantiv, welches dem deutschen „die Eumeniden“ entspricht, hält der Übersetzer für ein Masculinum! S. 63, Z. 18 v. o.: Auf ein Substantiv gen. fem. im Sing. bezieht sich ein Pronomen pers. im Plural.

S. 66: „Das Orakel drang in die Spartaner, daß sie sich vom Tyrannen (= Hippias) befreien“, statt: den Tyrannen zu vertreiben“.

S. 69: „in Griechenland wurden neben untergeordneten Gottheiten lauter („sami“) Hauptgottheiten verehrt“, statt: „in Griechenland wurden . . . dieselben („ti sami“) Gottheiten verehrt“.

S. 75, Z. 2 v. o.: statt des Akkusativs steht der Ablativ! S. 77: „Am schönsten häuften sich die Reichtümer“, statt: „Am frühesten usw.“

S. 78: „Die Lage war nicht glücklich“ statt: „Die Lage war nicht unglücklich“.

S. 82, Z. 19 v. o.: Auf ein Substantiv gen. masc. bezieht sich ein Pronomen gen. fem.

S. 92: „Perikles, Sohn des Xanthippus, Ankläger des Miltiades und des Siegers von Mykale“, st.: „Per. S. des Xanthippus, Anklägers des M. und Siegers von Mykale“.

S. 94, Z. 17 v. o. ist das Wort „raziw“ (= „Male“), welches am Anfange der Zeile stehen sollte, ausgelassen. S. 106: „Auf die

Anklage der Athener hin“, statt: „Auf die Anklage der Corinthier hin“. S. 109: „Gelon und Hieron, Sieger der Erbgegner der Griechen, Karthager und Etrusker“, statt: „G. und H., Besieger der Karthager und Etrusker, Erbgegner der Griechen.“ S. 114: „Die Sophisten erregten Mißvergnügen; sie beschuldigten diese Leute (welche?), daß sie die Religion untergraben“, statt: „man beschuldigte diese Leute, daß sie. . . untergraben usw.“ S. 117: „Der berühmte Pelopidas“ st.: „Der kühne Pel.“ S. 123: „Die Phokier begannen es zu bebauen“, statt: „Die Ph. beg. sie (dieselben) zu bebauen“. S. 127: „Außer der Burg und den Tempeln blieb vermutlich nur ein Haus Pindars, um das Andenken des Dichters zu ehren“, st.: „Außer der Burg und den Tempeln verschonte Alexander d. Gr. vermutlich nur das Haus Pindars, um das Andenken des Dichters zu ehren“. S. 129: „Alexander durchzog verschiedene Gebiete“, st.: „große Gebiete“. S. 131: „Die Statthalter der Provinz, die sogenannten Diadochen“, st.: „Die Statth. der Provinzen usw.“ (siehe auch S. 169, 195 und 237). S. 139: „einem so kleinen Teil“, st.: „nur einem kleinen Teil“. S. 149: „Auch („takož“) teilten sie den Acker“, statt: „Solch einen („takie“) Acker teilten sie“. S. 157: „als („jak“) sie ihnen nicht widerstehen konnten“, statt: „welche („jaki“) ihnen usw.“ S. 168: „Sie hatten Zutritt zu den Priestern“, statt: „Sie hatten Zutritt zu den Priestertümern. S. 172: „Hannibal verlockt („zamanenyj“) in immer engeren Grenzen“, statt: „H., eingeschlossen („zamknenyj“) usw.“ S. 175—176: „Nobilitas schloß dieselben („jich“) immer enger zusammen“, st.: „Die Nobilität schl. sich („sia“) immer enger zus.“ S. 184: „Eine direkte Steuer ist aufgehoben worden“, statt: „Die einzige indirekte Steuer (= *tribusium*) usw.“ S. 186: „*toga candida*“, statt: „*toga candida*“; ib.: „In Rom betrachtete man die Provinzen als Güter des römischen Volkes, von denen nicht nur der Staat Einkünfte bezog, sondern ein jeder Römer von demselben (sic!) Nutzen ziehen konnte“. S. 190, Z. 15 v. u.: „ale“ (= „aber“), st.: „a“ (= „und“). S. 207: „Die Parteien wandten sich an Pompeius, als er st.: „welcher“) sich für die Pharisäer erklärte“. S. 214: „Cäsar besiegte Ariovistus, den germanischen Herrscher von jenseits des Rheins, und wurde dadurch Herr von Mittelgallien oder Belgien“ (sic!). Im Originale steht nach „Mittelgallien“ folgendes: „Sodann spielte er den Krieg nach Nordgallien oder Belgien usw.“ S. 218: „Der Sieg wird ihm diese Macht bringen“, statt: „Der Sieg wird ihm die ganze Macht bringen“. S. 220: „Außer den Denkwürdigkeiten über den gallischen und über den Bürgerkrieg zeichnete sich (!) Cäsar durch klaren Stil aus, verfaßte auch Gedichte usw.“, statt: „Außer den Denkwürdigkeiten über den gallischen und über den Bürgerkrieg, welche sich durch klaren Stil auszeichnen, verfaßte Cäsar auch Gedichte“. S. 226: „Octavianus befahl, das

Testament des Antonius zu erzählen“, statt: „zu veröffentlichen“. S. 227: Auf ein Substantiv gen. fem. im Sing. bezieht sich ein Pronomen personale im Plural! S. 227—228: „Der Adel begann die Regierung für sein ausschließliches Vorrecht zu halten, sammelten (!) Reichtümer und schlossen sich ab hörten zu sorgen auf.“ S. 230: „Einige Jahre nach der Schlacht bei Actium, 27, erklärte Octavianus feierlich, daß er die Regierung in die Hände des Senates und des Volkes niederlege, denn er trug Rechnung der Empfindsamkeit des Senates und des Volkes, deren Mißachtung vonseiten Cäsars sein Verderben herbeigeführt hatte, dazu war es sein Verlangen, legitime Basis zu erlangen, während bisher seine Macht vorzugsweise beim Abschluß des Triumvirats usurpiert war, er gab schließlich dem heftigen allgemeinen Drängen nach, welches zum Teil richtig war, denn man befürchtete eine Rückkehr der Wirrnisse, nahm wieder einen Teil der Macht an und teilte dieselbe mit dem Senat“. Wie sproß solch eine Stilblüte hervor? Im Original war diese interessante Periode in zwei Perioden geteilt, welche allerdings auch sehr schwerfällig sind; die zweite begann mit den Worten: „Er gab schließlich“. Der Übersetzer aber bildete aus diesen zwei Perioden — ein stilistisches Monstrum! S. 236, Z. 4—8 v. u. Auf ein Substantiv im Singular, welches aber im Plural stehen sollte, beziehen sich fünf Pronomina personalia im Plural. S. 237: „Die Einkünfte flossen in die Kasse . . . es nahmen ihn (!) kaiserliche Prokuratoren ein“ (das ruthen. Wort, welches dem deutschen „Einkommen“ entspricht, ist gen. masc.). — S. 245: Hier ist als ein abgeschlossenes Ganzes folgendes zu lesen: „Zwar ahnten die namhaftesten griechischen Philosophen einen einzigen Gott und glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, zwar lehrte die stoische Schule die Welt verachten und deren Zauber geringschätzen“! ib. Z. 7 v. u.: „bei allem“, st. „trotzdem“. S. 246: „Die Freigelassenen regierten ganz unglücklich“, statt: „Die Freigel. reg. ziemlich glücklich“. S. 253: „Hadrian, geboren in Italien“, statt: „. in Spanien“. S. 262: „Die Goten begannen Dacien und im allgemeinen die Provinzen am Rhein (statt: „an der Donau“) zu überfluten“. S. 266: „Die Bischöfe nahmen (auf dem Konzil zu Nicäa) das Konzil (statt: „das Glaubensbekenntnis“) an“. S. 271: „Es kam zur Schlacht, in dem (!) mit solcher Heftigkeit gekämpft wurde“ . . . S. 278: „bei Metaurns“, st.: „am Metaurus“.

Außer diesen groben Fehlern habe ich in diesem Lehrbuche 206 Druckfehler (die Zahl der Interpunktionsfehler, die weit größer ist, die der stilistischen Härten und der orthographischen Inkonssequenzen nicht mit eingerechnet) gefunden. Davon hat der Übersetzer im ganzen 29 (sage neunundzwanzig) berichtet! In den „Berichtigungen“ selbst habe ich zwei Druckfehler gefunden.

Dieses Lehrbuch hat der k. k. galizische Landeschulrat mit Erlaß vom 14. November 1900, Z. 20 800 zum Unterrichtsgebrauche an Gymnasien ruthenischer Unterrichtssprache zugelassen.

Barwiński hat auch die Geschichte des Mittelalters desselben Verf.s übersetzt. Diese Übersetzung ist noch bei weitem nachlässiger bearbeitet und im Drucke überwacht. Trotzdem stand auch dieses Lehrbuch bereits im eben verfloßenen Schuljahre im Gebrauche an ruthenischen Gymnasien, bevor es approbiert worden war; der k. k. Landeschulrat hat dasselbe mit Erlaß vom 17. Juni 1902, Z. 7503 förmlich zum Unterrichtsgebrauche zugelassen, obwohl ich in meinen in ruthenischen Zeitschriften veröffentlichten Rezensionen (das Lehrbuch ist in zwei Teilen erschienen) zur Evidenz bewiesen hatte, daß das interessante Lehrbuch mit einer — gelinde gesagt — ungläublichen Flüchtigkeit bearbeitet und herausgegeben worden ist.

Lemberg.

W. Biłeckyj.

Hülsen Christian, Wandplan von Rom. Maßstab 1:4250. Berlin, Dietrich Reimer 1901. Preis in Umschlag 9 Mk. Größe der aufgezogenen Karte 180:140.

Die Hauptkarte stellt Rom zur Kaiserzeit dar. Das Terrain ist durch Schummerung wiedergegeben. Die öffentlichen Gebäude und die Beschreibung sind schwarz. Die von Privatgebäuden besetzten Flächen erscheinen in violetter, Gärten und Haine in grüner Farbe. Ein ziemlich dichtes Straßennetz vervollständigt das anschauliche Bild. Namen und Gebäude der republikanischen Zeit heben sich durch rote Farbe ab. Die Forschungsergebnisse sind bis zur Gegenwart berücksichtigt. Die Schrift ist einige Male schwer leserlich, so besonders bei *Forum holitorium* und *templum Fidei*. Die Deutlichkeit der Beschreibung hätte überhaupt gewonnen, wenn in der Schraffierung ein Raum für die Namen ausgespart geblieben wäre. Übereinanderdruck wie bei *fagatal* und *vicus sceleratus* sollte vermieden sein. Auch die Anbringung der Maßstäbe ist nicht zu billigen. Zum mindesten sollten die Nullpunkte der Skalen genau übereinander liegen, um einen Vergleich des Meter- und römischen Fußmaßes zu ermöglichen. Die Länge des Maßstabes der linken Nebenkarte entspricht nicht dem Reduktionsverhältnisse. Die rechte Nebenkarte zeigt in vier Farben und einer grünen Grenzlinie das Wachstum der Stadt von der urbs palatina an bis zu den 14 Stadtbezirken der Augusteischen Zeit. Die Schrift der Regionszeichnungen ist wenig gefällig. Die zweite Nebenkarte veranschaulicht die Mitte der Stadt im doppelten Maßstabe der Hauptkarte. Auch

sie bringt neben den schwarz gehaltenen Baulichkeiten der Blütezeit in roter Farbe die Örtlichkeiten des republikanischen Rom. Zwischen ihr und der Hauptkarte bestehen einige Abweichungen. In ersterer stößt die Nordecke der *Basilica Constantini* an das *Forum Pacis*, in der Hauptkarte nicht. Diese schreibt *templum Castoris*, jene *Castorum*. Auch in der Gegend des *Forum holitorium* stimmt die Zeichnung beider Karten nicht überein. Die Nebenkarte enthält auch einen *arcus Tiberi*. Mit Ausnahme des Namens *carcer* finden sich auf der Karte wohl alle in der Lektüre und im Geschichtsunterrichte vorkommenden Örtlichkeiten, so daß sie vermöge ihres großen Maßstabes und der Deutlichkeit ihrer Zeichnung im Unterrichte die besten Dienste leisten wird.

Kirchhoff A., Erdkunde für Schulen nach den für Preußen gültigen Lehrzielen. II. Teil. Mittel- und Oberstufe. 8. verb. Aufl. Halle a. d. Saale. 1901. 327 SS.

Die neue Auflage dieses in jeder Hinsicht vortrefflichen Lehrbuches, bei dessen Durchsicht man nur das eine Bedenken nicht unterdrücken kann, ob denn die Fülle des dargebotenen Stoffes auch wirklich im Unterrichte zu bewältigen ist, unterscheidet sich von der früheren durch die Hinzufügung eines Überblickes und Vergleiches der deutschen Kolonialmacht mit der anderer Staaten. Veranlaßt wurde diese Erweiterung durch die neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen“ vom Jahre 1901, welche die Behandlung dieses Gegenstandes der Untertertia zuweisen. Die Kartenentwurflehre wurde durch die Erörterung der Azimutalprojektion bereichert und dem Buche ein alphabetisches Register beigegeben. Sternchen neben den Zeilen weisen auf Veränderungen gegenüber der vorhergehenden Auflage hin, Klammern auf neue Text einschaltungen. Unter den portugiesischen Besitzungen vermißt man S. 12 Portug. Guinea und die Kolonien in Vorderindien. Wenn auch Konrad II. im Jahre 1034 zu Genf neuerdings als König von Burgund gekrönt wurde, so gehört der Anfall des Landes doch schon in das Jahr 1032 oder wenigstens in das Jahr 1033, in welchem die erste Krönung zu Peterlingen stattfand. Seite 77 wird der Hallstättersee irrtümlich als Ursprungsstelle der Traun angesehen. Das Sternchen bei Brünn S. 78 war nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung zu ändern. Die Einwohnerzahl von Ofen-Pest ist zu klein, die von Kalkutta zu groß. Befremdlich erscheint die Aussprache von Niagara S. 105, von Aden S. 138, und von Kalkutta S. 147. Die Angabe der Wahabitenhauptstadt konnte wegbleiben. Dagegen fehlt S. 189 der Leontes und S. 144 ein Hinweis auf die Annexion Beludschistans

Fricke, Hauptsätze d. Differential- u. Integralrechnung, ang. v. Zindler. 63

durch die Engländer. Die transkaspische Bahn führt seit 1898 bis Taschkend. Seite 268 soll es statt 14 wohl 46 Tage heißen. Die größte Meerestiefe beträgt nahezu 9650 Meter bei der Insel Guam. Außer den im Buche angegebenen „Berichtigungen“ finden sich noch Druckfehler auf S. 49, 75, 155 und 263. Seite 137, oben 5. Zeile mangelt das Prädikat. Ein Satz wie „Bayonne, wonach die Bajonette den Namen führen und in dessen Gegend die Schweine mit Kastanien gemästet werden“, sollte in einer künftigen Auflage ebenso vermieden werden, wie die phantastische Erdkugel auf dem Einbände.

Wien.

J. Müllner.

Robert Fricke, Hauptsätze der Differential- und Integralrechnung. 3. Aufl. Braunschweig, Vieweg 1902. XV u. 218 SS.

In kurzer Zeit hat dieses Werk seine dritte Auflage erlebt; da die erste Auflage im Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift besprochen wurde, können wir uns darauf beschränken, die wichtigsten Änderungen anzuführen, die seither erfolgt sind. Neu aufgenommen sind folgende Gegenstände: Die einfachsten Eigenschaften der hyperbolischen Funktionen samt ihrer graphischen Darstellung und ihrem Zusammenhang mit den Flächen der Hyperbelsektoren, die angenäherte Berechnung bestimmter Integrale, die Rektifikation der Raumkurven. Der Abschnitt „Komplexe Zahlen und Funktionen komplexer Variablen“ wurde in den Anhang verwiesen und erweitert, nämlich bis zur Definition der bestimmten Integrale zwischen komplexen Grenzen geführt. Die durchgreifendste Änderung besteht darin, daß die Einteilung in drei Hefte aufgelassen wurde, die ursprünglich die Einteilung des Stoffes an der technischen Hochschule in Braunschweig zum Ausdruck brachte.

Das Werk ist im Vergleich zum mäßigen Umfang sehr reichhaltig; wir halten es zum Gebrauch neben einer ausführlicheren Vorlesung oder zur Wiederholung vorzüglich geeignet.

Innsbruck.

. Konrad Zindler.

C. Rohrbach, Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln. 8. Aufl. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann 1902. Preis kart. 80 Pf.

Nach einer Einleitung, in welcher der Gebrauch aller in dem Buche enthaltenen Tabellen mit hinlänglicher Deutlichkeit auseinandergesetzt wird, und Vorführung verschiedener geometrischer und arithmetischer Formeln auf S. 2—5 folgen auf S. 6—9 die vierstelligen Mantissen der Zahlen 0—1000 mit den zugehörigen partes proportionales, mit Hilfe welcher die Mantissen der Zahlen mit mehr als $\left\{ \begin{matrix} 8 \\ 4 \end{matrix} \right\}$ Ziffern bestimmt werden können. Seite 10 enthält die goniometrischen Funktionen aller Winkel des ersten Quadranten, sowie Bogen und Sehnen für alle Winkel des Halbkreises von Grad zu Grad. Auf S. 11—19 befinden sich die Logarithmen der goniometrischen Funktionen für die Winkel des ersten Quadranten von 6 zu 6 Minuten. Dabei ist diese Tafel so eingerichtet, daß der Winkel entweder in Minuten oder in Dezimalteilen des Grades ausgedrückt werden kann. Weil bekanntlich $\log \sin$ und $\log \operatorname{tg}$ für Winkel nahe an 0° , desgleichen $\log \cos$ und $\log \operatorname{ctg}$ in der Nähe von 80° eine einfache (lineare) Interpolation nicht gestatten, sind auf S. 20—21 die Logarithmen dieser Funktionen von $\frac{1}{100}$ zu $\frac{1}{100}^\circ$ und auf S. 22—23 von Minute zu Minute gegeben; für sehr kleine Winkel sind besondere Formeln zu verwenden, die unter den auf S. 5 gegebenen zu finden sind. S. 24 bis 25 bringen eine Tafel der Neperschen oder natürlichen Logarithmen der Zahlen 1—1000, S. 26—27 die Quadrate der Zahlen von 1—1000. S. 28 enthält die siebenstelligen Mantissen für die in der Zinseszinsrechnung oft gebrauchten Zahlen von 1·000 bis 1·110 und S. 29 einige Potenzen und Wurzeln, sowie sonstige wichtigere Zahlenwerte. Dann folgen bis S. 34 verschiedene, sehr wertvolle, auf die Physik und Astronomie bezügliche Konstantentabellen; den Schluß bildet eine graphische Darstellung der goniometrischen Funktionen mit $\pi/4$ als Änderung des Argumentes. Soweit Ref. durch Stichproben sich überzeugen konnte, sind die Tabellen fehlerfrei. Die Ausstattung derselben ist geradezu musterhaft und der kleinste angewandte Druck noch mit Leichtigkeit lesbar.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Über die Anwendung der Lehre von den Gasiomen auf die Erscheinungen der atmosphärischen Elektrizität. Von Prof. Dr. Hans Geitel, Oberlehrer am herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel. Braunschweig, Friedrich & Sohn 1901. Preis 60 Pf.

Über den im Titel genannten Gegenstand hielt der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Luftelektrizität, Prof. Geitel, in der

Gesamtsitzung der wissenschaftlichen Hauptgruppe der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg einen Vortrag, der nunmehr — mit ergänzenden Zusätzen und Literaturnachweisen versehen — zum Abdrucke gelangte.

Man hat schon in den letzten Jahren Studien über das Verhalten der Gase angestellt, welche zu dem bemerkenswerten Ergebnisse geführt haben, daß man unter der Annahme der Existenz freier Ionen in elektrisch leitenden Gasen auch die verwickelten Erscheinungen dieses Gebietes erklären kann.

Es lag der Gedanken nahe, die experimentell beobachteten Erscheinungen mit den Phänomenen der Lufterlektrizität in Verbindung zu bringen und auf Grund mehrfacher Übereinstimmung in den beiden Erscheinungsgruppen eine Jonentheorie der atmosphärischen Elektrizität aufzustellen.

Der Verf. macht in der vorliegenden, fesselnd geschriebenen Abhandlung zunächst den Leser mit den wesentlichen Erscheinungen der Lufterlektrizität bekannt und geht erst dann, gestützt auf den experimentellen Nachweis freier Ionen in der Luft, dazu über, die Erscheinungen der Lufterlektrizität auf Grund der Jonentheorie zu ordnen.

Es wird gezeigt, daß die Luft um so besser leitet, je durchsichtiger sie ist, d. h. je weniger Fremdkörper sie suspendiert enthält.

Ferner wird der durch Beobachtung erhärtete Satz aufgestellt, daß auf Bergspitzen ein bedeutendes Überwiegen der Zerstreuung für negative Elektrizität sich ergibt, wodurch erwiesen ist, daß die Luft an solchen Orten nicht elektrisch neutral ist, sondern positiv geladene Massen enthalten muß. Im elektrischen Felde einer Bergspitze kann eine einseitige Entladung negativer Elektrizität beobachtet werden und diese Erscheinung kann auch experimentelle Nachahmung finden. Es ist danach die Elektrizitätszerstreuung so aufzufassen, daß die in der Luft normalerweise in gleicher Anzahl vorhandenen positiven und negativen Ionen in dem Kraftfelde des elektrischen Körpers sich bewegen, wobei die gleichnamigen sich entfernen, die ungleichnamigen aber mit dem Körper in Berührung gelangen und diesem einen Teil seiner Ladung entführen. Bei Abwesenheit von Fremdkörpern haben die Ionen bei ihrer Bewegung keine Hindernisse zu überwinden; im gegenteiligen Falle erscheint die Leitfähigkeit der Luft vermindert. Auf Bergspitzen bewirkt das starke Feld der negativ geladenen Erde, daß die Luft mit positiven Ionen erfüllt ist, somit die Zerstreuung der negativen Elektrizität gefördert wird. Als Quelle der Ionisierung der Luft kann vielleicht die äußerste ultraviolette Strahlung, welche von der Luft schon in dünnen Schichten absorbiert wird, angesehen werden. Daß auch die reine atmosphärische Luft Spuren von Radioaktivität zeigt, kann als erwiesen angesehen werden. Die Luft besitzt darnach auch die Eigenschaft,

andauernd von selbst eine von Druck und Temperatur abhängige Menge von Ionen in der Volumeneinheit in einer bestimmten Zeit zu erzeugen.

Zusammenfassend spricht der Vortragende die Ansicht aus, daß an allen geschützt liegenden Orten die negative Elektrizität unausgesetzt aus der Luft in die Erde strömt, um an allen freigelegenen Orten, namentlich auf Berggipfeln, durch die in dem entstandenen Felde wandernden positiven Ionen neutralisiert zu werden, wobei aber die Gesamtladung der Erde als Weltkörper nach außen gleich Null ist, indem die negative der leitenden Erdoberfläche der positiven, in der Atmosphäre enthaltenen komplementär ist. Die Gesamtladung des eigentlichen Erdkörpers bleibt konstant, da der Ersatz der negativen Bodenelektrizität in stationärer Weise erfolgt. Die luftelektrische Potentialdifferenz ist sowohl von der Gestalt der Erdoberfläche, als auch von der Menge der freien Ionen in der darüber gelagerten Luft abhängig.

Zum Schlusse werden noch in kurzer Weise die elektrischen Störungen während des Falles von Niederschlägen besprochen und vermittlest der JONENTHEORIE derart geordnet, daß sie mit den experimentell zugänglichen Erscheinungen in einen gewissen Zusammenhang treten. Überall finden wir die entsprechenden Literaturnachweise angegeben. — Jedenfalls ist die JONENTHEORIE der Luftelektrizität der Beachtung in hohem Grade würdig; sie muß aber weiter ausgebildet werden.

Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. Nach dem ministeriellen Lehrplane bearbeitet von Johann Kleiber, Reallehrer an der städt. Handelsschule in München. Mit zahlreichen Figuren und Übungsaufgaben. München, R. Oldenbourg 1901.

Die Darstellung in dem vorliegenden, nach dem vom bayr. Staatsministerium vorgeschriebenen Lehrplane bearbeiteten Buche ist derart gestaltet, daß sie dem Studierenden ein ökonomisches Arbeiten ermöglicht. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes waren: eine sorgfältige Disposition des Stoffes, die besondere Hervorhebung der Formeln, die Heranziehung von Vergleichen und Analogien. Die Beigabe zahlreicher, recht gut ausgeführter Figuren, welche die Versuche kennzeichnen, die Einstreuung vieler gut angebrachten historischen Daten, die Hinzufügung von Übungsaufgaben werden geeignet sein, das Buch für den Unterricht zweckentsprechend zu gestalten.

Im einzelnen sei das Nachstehende hervorgehoben: Recht sinnreich ist der Nachweis der Druckfortpflanzung in Flüssigkeiten mit Cartesianischen Tauchern, welcher von Ritz angegeben wurde. Die Ableitung des Archimedischen Prinzipes wurden nach Stevin gegeben. Das spezifische Gewicht darf nicht — wie es in dem Buche geschehen ist — mit der relativen Dichte identifiziert

werden. Etwas eingehender hätte die Lehre von den Molekularkräften in Flüssigkeiten dargestellt werden sollen. Anstatt der veralteten Hahnluftpumpe wäre die Ventilluftpumpe zu beschreiben gewesen. Recht klar ist die Darlegung des Mariotteschen Gesetzes. Auch der Zusammenhang zwischen diesem Gesetze und dem Gay-Lussacschen ist durch mehrere Rechenaufgaben klar gemacht worden.

Etwas ausführlicher hätte die Lehre von der Interferenz der Wellen vorgenommen werden können. Zu billigen ist es, daß der Verf. bei der Behandlung der Optik, wo es immer nur anging, auf die konstruktive Darstellung ganzer Strahlenbüschel, nicht einzelner Strahlen Rücksicht genommen hat. Die sogenannte physikalische Optik ist übergangen worden, und dieser Umstand muß als ein entschiedener Mangel des Buches bezeichnet werden. Daß die Einheit der Spannung 1 Volt ist, kann als nicht richtig bezeichnet werden. Dies ist vielmehr die Einheit des Potentials, dessen Definition im Buche nicht gegeben wird. Potential und Spannung sind als verschiedene Begriffe streng auseinanderzuhalten. Über Luftelektrizität wäre etwas mehr zu sagen gewesen als tatsächlich in dem Buche geschehen ist. Es hätte ferner in dem von der Elektrizität handelnden Abschnitte die Lehre von den Kraftlinien und deren Anwendung betont werden sollen; dann hätte der Abschnitt über die Induktionselektrizität einheitlicher und wissenschaftlicher ausgearbeitet erscheinen können. Die Verhältnisse im Grammeschen Ringe und den Dynamomaschinen sind zuwenig klar gemacht worden.

Den Schluß des Buches bildet eine Darstellung der Dynamik. Dem Satze von der Erhaltung der Energie ist durch recht gelungene Erläuterungen Rechnung getragen worden. In einem Anhange werden Daten zur Geschichte der Physik gegeben, welche kurz und übersichtlich gehalten sind.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften. Von Dr. Friedrich Dannemann. I. Bd. Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten. 2. Aufl. Leipzig, Wilh. Engelmann 1902.

In diesem interessanten Werke werden eine Reihe von Auszügen aus den für die Entwicklung der Naturwissenschaften grundlegenden Arbeiten berühmter Naturforscher aller Zeiten mitgeteilt; der Originaltext ist nach Möglichkeit beibehalten, nur sprachlich und sachlich veraltete Stellen wurden entsprechend umgearbeitet. Das Buch ist wohl für die Hand von Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt, aber jeder Freund der Naturwissenschaften, insbesondere jeder Lehrer wird in diesen Abhandlungen viele Anregungen empfangen, denn es liegt ein besonderer

Reiz darin, einen Einblick zu gewinnen in die Denk- und Arbeitsweise großer Forscher. Solche Bücher sind ganz geeignet, eine Vertiefung des Wissens anzubahnen und das Studium in wirksamer Weise zu beleben. Der Inhalt zerfällt in 69 Abschnitte, deren jeder eine in sich abgeschlossene Abhandlung bietet; alle naturwissenschaftlichen Disziplinen sind vertreten. Den besten Beweis für die Verwendbarkeit des Werkes bietet der Umstand, daß schon nach fünf Jahren eine zweite Auflage desselben nötig wurde.

Wien.

Dr. Franz Noë.

Dr. F. Pfuhl, *Der Unterricht in der Pflanzenkunde durch die Lebensweise der Pflanze bestimmt.* Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1902.

Das Buch ist für den Lehrer geschrieben; ihm will der Verf. zeigen, wie der Unterricht in der Botanik beschaffen sein muß, wenn er die Lebensweise der Pflanze ermitteln, Körperbeschaffenheit und Lebensweise in Einklang setzen und darlegen soll, wie sie sich gegen alle Einflüsse, welche ihre Existenz bedrohen, behaupten kann. Der Unterricht hat sich demnach um drei Fragen zu drehen: 1. Wie ernährt sich die Pflanze? 2. Wie wehrt sich die Pflanze? 3. Wie vermehrt sich dieselbe? Morphologie und Systematik ergeben sich als Folge der biologischen Behandlung der Pflanzen.

Der Verf. spricht zunächst über den Unterricht im allgemeinen, die Beschaffung des Pflanzenmaterials, den pädagogischen Wert des Herbariums, den Gebrauch von Lupe und Mikroskop, ferner über botanische Anschauungsmittel und Exkursionen, die nach Ansicht Dr. Pfuhls nur einen sehr geringen Wert haben. Für eines der wichtigsten Anschauungsmittel hält der Verf. den Versuch; er befürwortet den Gebrauch von Bestimmungstabellen, in denen Abstand genommen wird von Merkmalen, die mit bloßem Auge schwer wahrgenommen werden, und ist für die Anwendung des deutschen Namens, da die botanische Benennung für den Schüler vielfach nur ein leerer Schall ist.

Wie sich Dr. Pfuhl den Unterricht selbst denkt, zeigt er uns im 2. Teile seines Buches (*Der Unterricht in der Sexta*). An einer größeren Zahl von Pflanzen, deren Besprechung er auf der untersten Stufe für angezeigt hält, wird die Unterrichtsmethode auf das eingehendste behandelt. Die den Schülern etwa vorzuführenden Versuche werden besprochen. Das 3. Kapitel befaßt sich mit der Erweiterung und Vertiefung des Unterrichtsstoffes, das folgende mit dem Pflanzengarten. Der Verf. macht uns mit den Gesichtspunkten bekannt, nach denen der Pflanzengarten des Marien-Gymnasiums in Posen angelegt ist und verwaltet wird. In der sich anschließenden alphabetischen Aufzählung der im Garten kultivierten Arten

weisen kurze Bemerkungen darauf hin, wie dieselben beim Unterrichte zu Beobachtungen und Schlüssen in biologischer Hinsicht verwertet werden können.

Ref. empfiehlt die Lektüre dieses Buches jedem Lehrer der Botanik, der mit dem Verf. darin übereinstimmt, daß die Pflanze nicht zu einem bloßen Anschauungsmittel für den Schüler herabgedrückt werden darf.

Max Fischer, Pokornys Natargeschichte des Pflanzenreiches für höhere Lehranstalten. 21. Aufl. Mit 486 Abbildungen. Leipzig Verlag von G. Freytag 1902. Preis geb. 3 Mk.

Das vorliegende Lehrbuch erinnert in seinem systematischen Teile vollständig an Pokornys 'Pflanzenreich', von dem es sich hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, daß es den inneren Zusammenhang zwischen Form und Funktion der Organe mehr berücksichtigt. Wir finden daher in diesem Leitfaden eine eingehende Beschreibung der Objekte und eine ausreichende Verwertung des einschlägigen biologischen Details. Die Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen ist kürzer behandelt, als in ähnlichen Lehrbüchern. Ref. möchte gerade diesen Umstand lobend hervorheben.

Der Verf. ist außerdem bestrebt, Ausdrücke einer besonderen naturwissenschaftlichen Kunstsprache so viel als möglich zu vermeiden und undeutsche Wortbildungen, die sich in der Botanik eingebürgert haben, durch mehr sinngemäße Bezeichnungen zu ersetzen. Die Habitusbilder der einheimischen Bäume sind trefflich ausgeführt.

Wien.

H. Vietorf.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Herausgegeben von E. v. Schenkendorff und Dr. med. F. A. Schmidt, Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. 11. Jahrgang. Leipzig, Voigtländer 1902.

Das Verzeichnis der von dem rührigen Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland herausgegebenen Schriften umfaßt bereits eine stattliche Reihe von Werken aus dem Gebiete der Volks- und Jugenderziehung, der Körperpflege und Hygiene und erfreut sich einer immer größeren Ausbreitung und Anerkennung. Allgemein bekannt sind die Spielregeln des technischen Ausschusses, die tatsächlich zum Gemeingut in Volk und Schule geworden sind. Alljährlich tritt der Ausschuß mit einem eigenen Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele in die Öffentlichkeit, in dem eine Reihe trefflicher Flugschriften aus den genannten Zweigen niedergelegt ist. Mit der Ausgabe dieser Jahrbücher hat sich der Ausschuß weit über die Grenzen Deutsch-

lands um die Wohlfahrt des Volkes und der Jugend ein wahres und bleibendes Verdienst erworben. Gegenwärtig liegt uns der elfte Jahrgang dieser an sich ganz vortrefflichen Sammlung vor, und wir freuen uns, daß wir das überaus günstige Urteil, welches wir seit Jahren über das dem Wohle des Volks- und Jugendlebens mit so idealer Begeisterung, aber auch mit so großen Opfern zugewendete Unternehmen hier anzusprechen Gelegenheit hatten, auch diesmal voll und ganz bestätigen können.

Der erste Teil des Jahrbuches beschäftigt sich mit dem Wesen und den Aufgaben der Volks- und Jugendspiele, sowie verwandten Leibesübungen. Schon der an der Spitze stehende Aufsatz des bekannten und bewährten Arztes Dr. F. A. Schmidt, Vorsitzenden des Ausschusses 'Über Körperpflege und Tuberkulose' verdient die Beachtung und Befolgung aller Ärzte und Schulmänner. Hervorgegangen ist die Schrift aus einem Vortrag, den Dr. Schmidt anlässlich des V. Kongresses für Volks- und Jugendspiele in Nürnberg gehalten hat. Was hier über die Ursachen und Mittel zur Bekämpfung der Krankheit, insbesondere über Volksheilstätten, über Hygiene der Wohnungen und Arbeitsstätten, über Ferienkolonien, über Turn- und sonstige Leibesübungen der Ferien gesagt wird, gehört zu den besten Arbeiten auf dem Gebiete der Hygiene überhaupt. Sehr anregend und zeitgemäß, insbesondere für die Erwägungen der Schule ist der Aufsatz des Dresdener Nervenarztes Dr. Hans Haenel 'Über Ermüdung und Erholung'. Der städtische Turninspektor Karl Möller in Altona, Mitherausgeber der bekannten Zeitschrift 'Körper und Geist', redet, aus dem Quell reicher Erfahrungen schöpfend, dem Schönheitssinne der Leibesübungen das Wort, und der Wiener Professor Dr. Leo Burgerstein, einer der ersten Hygieniker der Gegenwart, entwickelt eine Reihe von trefflichen Reformvorschlägen zur Hebung unserer Schulgesundheitspflege. Die nächsten fünf Aufsätze beschäftigen sich mit einem System der ästhetischen Gymnastik, von M. von Bieberstein in Berlin, mit der turnerischen Behandlung des Schrittes, von Dr. Schmidt, mit dem Badewesen der Vergangenheit, von Dr. med. Poelchau in Charlottenburg, mit den Mitteln und den Wegen zur weiteren Verbreitung der Volks- und Jugendspiele, von Lehrer Friebel in Magdeburg, und schließlich mit der Bedeutung der Volks- und Jugendspiele für die nationale Wehrkraft, von Stabsarzt Dr. Matthes in Eisenach.

Der zweite Teil des Jahrbuches bespricht die Praxis der deutschen Spielbewegung, und zwar die Spielliteratur des Jahres 1901, die Wanderungen der Jugend, Spielkurse für Lehrer und Lehrerinnen und schließlich Mitteilungen des Zentral-Ausschusses aus dem Jahre 1901.

Der dritte und letzte Teil des Jahrbuches bringt ein Verzeichnis der an den Zentral-Ausschuß im Jahre 1901 eingezahlten Beiträge.

Wie alljährlich, so kann auch heuer der überaus geschmackvollen Ausstattung des Buches nur volles Lob gespendet werden.

Möge der vorliegende Jahrgang des Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele auch in Österreich in Schul- und sonstigen Kreisen die weiteste Verbreitung finden.

Wien.

J. Pawel.

Österreichische Bibliographie. Herausg. vom Verein österreichischer Buchhändler; redigiert von Karl Junker und Arth. L. Jellinek. Erster Jahrgang. Wien, Verein der österr.-ung. Buchhändler 1900. Preis 12 K.

Allzu starke Inanspruchnahme durch die Berufstätigkeit und dringende Arbeiten hinderten den Ref. daran, dieses Werk, das bereits vor längerer Zeit erschienen ist, früher zur Anzeige zu bringen und heute muß er in dieser etwas verspäteten Besprechung der verdienstvollen Arbeit — den Nekrolog schreiben! Denn die Ungunst der Verhältnisse, die über der österreichischen Bibliographie schweben, verfolgte auch dieses Werk, das nach langem Stillstande wieder einmal eine solche schaffen sollte. Die mangelnde Unterstützung der maßgebenden Faktoren, auf die eine derartige Arbeit nun einmal angewiesen ist, bliesen ihm den Lebensodem aus, kaum daß es das Licht der Welt erblickt hat, und mit dem ersten Jahrgang hat die „Österreichische Bibliographie“ ihr Erscheinen wieder eingestellt. Man muß dies doppelt beklagen. Das Fehlen einer Bibliographie, als einer Übersicht über die literarische Produktion eines Landes, ist an sich schon ein schwer empfundener Mangel, der Mangel wird jedoch zum Verlust, wenn das Unternehmen so vielversprechend eingeleitet wird, wie es durch den vorliegenden Band, der ein rühmliches Zeugnis des verständnisvollen Eifers und des entsagungsvollen Hingebens seiner Redaktoren bleibt, geschehen ist. Allerdings hat schon die Ungunst der Verhältnisse bewirkt, daß die „Österreichische Bibliographie“ als ein Torso in die Erscheinung trat, und vielleicht war das der Grund, daß die Unterstützung der maßgebenden Faktoren, vor allem der Unterrichtsverwaltung, auf die man rechnen mußte, ausblieb. Denn die „Österreichische Bibliographie“ sollte nur die Bücher, periodischen Schriften und Landkarten in deutscher Sprache, u. zw. nur jene Schriften, welche in den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel kommen und durch diesen vertrieben werden, sowie die in den toten und ausländischen Sprachen umfassen, während sowohl die Literaturen der anderen in Österreich lebenden Völkstämme, als auch von den oben bezeichneten Sprachen die als Manuskript gedruckten oder lediglich für den Amtsgebrauch bestimmten Schriften, Schulprogramme, Vorlesungsverzeichnisse und andere Erzeugnisse mehr privater Natur ausgeschlossen blieben.

Die Aufnahme der vorläufig ausgeschlossenen Literaturen und Schriften, insbesondere der amtlichen, wichtigeren Flugschriften und Zeitungen wurde der weiteren Entwicklung des Versuches, denn nur als solcher sollte die „Österreichische Bibliographie“ gelten, in Aussicht genommen. Man darf daher um so mehr beklagen, daß der Versuch, u. zw. nicht nur wegen der mangelnden Unterstützung der Behörden, sondern vor allem, es muß dies festgehalten werden, der Körperschaft, welche den Versuch zunächst ermöglicht hatte, des Vereins der österr.-ungar. Buchhändler, gleich nach dem ersten Jahrgange aufgegeben werden mußte. Die „Österreichische Bibliographie“ erschien nämlich als Beilage der „Österr.-ungar. Buchhändler-Korrespondenz“ und ist im wesentlichen die Umgestaltung des bibliographischen Teils dieser „Korrespondenz“, der durch entsprechende Register (statistische Übersicht, systematisches und alphabetisches Register) zu einem Jahrbuche vereinigt wurde.

Im einzelnen wäre gewiß manches einzuwenden gewesen; allein in einer, wie erwähnt, nachträglichen Besprechung, die nicht damit rechnen kann, auf die Weiterführung des Unternehmens anregend einzuwirken, und an diesem Orte scheint es einerseits gegenstandslos, andererseits unangemessen, auf Einzelheiten einzugehen. Es mag genügen und es ist durch Urteil von fachmännischer Seite — die Bibliographie gab seinerzeit Anlaß zu einer eingehenden Besprechung im österreichischen Verein für Bibliothekswesen, der sich wärmstens für die Weiterführung des Unternehmens aussprach — anerkannt worden, daß im wesentlichen die ganze Anlage als zweckentsprechend bezeichnet werden mußte. Die Redaktoren mögen sich mit dem Dichterworte trösten: in magnis et voluisse sat est; das an dem Erscheinen einer guten und möglichst vollständigen österreichischen Bibliographie mehr interessierte Publikum muß jedoch wünschen, daß mit dem Versuch nicht die Sache begraben sei. Sollte hier nicht eine dankbare Aufgabe vorliegen, die von den österreichischen Akademien der Wissenschaften gemeinsam gelöst werden könnte? Wir möchten diese Anregung hier geben und glauben uns der Nötigung enthoben, sie eingehender zu begründen. Wir glauben, sie spricht für sich selbst.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Beispiele für den Unterricht in der Psychologie aus Xenophons Schrift „*Ἰέρων*“.

„Die alten Klassiker verdienen unsere Verehrung wegen der Gedeihenheit ihrer Ideen, wegen der Grazie ihrer Darstellung, wegen ihrer moralischen Weisheit, wegen ihres Sinnes für Lebens-einfachheit und Freundschaft. Sie lehren die echte Philosophie des Lebens; sie sind die Ulmen, an denen wie in Italien die Weinrebe, die Reben unserer neuern Gelehrsamkeit und Literatur emporranken.“ (G. E. Lessing.)

‘Die Psychologie’, bemerkt Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann in seinem lehrreichen Vortrage¹⁾ „Die Psychologie im Gymnasialunterricht“, arbeitet mit Beobachtungen des eigenen Innern, aber auch mit der Beobachtung dessen, was sich Verwandtes bei anderen zeigt, und nicht weniger mit den Beobachtungen, welche andere gemacht und in treffender, anschaulicher Weise ausgedrückt haben. Wertvolles ... bietet auch der klassische Unterricht’.

Von diesem Standpunkte betrachtet, sei es mir heute gegönnt, im folgenden einige Beispiele aus der oben angeführten Xenophontischen Schrift hier hervorzuheben, wobei ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermag, daß die Herausgeber der Lehrbücher der Psychologie, die an den österreichischen Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache eingeführt sind, von diesem Schriftchen bislang keinen Vermerk genommen haben.

Der Dichter Simonides beginnt den Dialog damit, daß er den König Hieron bittet, ihm auf Grund seiner eigenen, selbst gemachten Erfahrungen zu erklären, wodurch sich das Leben eines Herrschers von dem eines Alltagsmenschen hinsichtlich der Freuden und Leiden des Daseins unterscheidet. Hieron fordert daraufhin den Simonides auf, selbst dieser Frage näher zu treten und sie zu beantworten. Dieser nennt nun die

¹⁾ Vgl. „Österreichische Mittelschule“, XVI. Jahrgang. 1. Heft, S. 46. Wien 1902.

äußeren und inneren Sinne als die unerschöpfliche Quelle, aus welcher für den gewöhnlichen Menschen die irdischen Genüsse hervorgehen.

Gleich im ersten Kapitel § 4 lesen wir nämlich: *τοὺς μὲν δὴ ἰδιώτας ἔγωγε, ὃ Ἴέρων, δοκῶ μοι καταμαθητέναι διὰ μὲν τῶν ὀφθαλμῶν ὀράμασιν ἠδόμενους τε καὶ ἀχθόμενους, διὰ δὲ τῶν ὠτῶν ἀκοήμασι, διὰ δὲ τῶν ἰνῶν ὀσμαις, διὰ δὲ τοῦ στόματος αἰτοῖς τε καὶ ποτοῖς...*, woraus klar hervorgeht, daß Xenophon den Simonides seine Ansichten über die menschlichen Sinne, über Lust- und Unlustempfindungen, die uns ja durch die Sinne vermittelt werden, entwickeln läßt; er fährt aber auch mit seinem psychologischen Takt fort, indem unmittelbar darauf die Worte folgen: *τὰ δὲ ψύχη καὶ θάλπη καὶ σκληρὰ καὶ μαλακὰ καὶ κοῦρα καὶ βαρέα ὄλω τῷ σώματι μοι δοκοῦμεν, ἔφη, κρίνοντες ἠδεσθαι τε καὶ λυπεῖσθαι ἐπ' αὐτοῖς*, ein deutlicher Übergang von den spezifischen Sinnesempfindungen zu den allgemeinen, womit der Tastsinn, dessen Organ der ganze Körper bekanntlich ist, gemeint ist, zumal der Unterschied zwischen Kalt und Warm, Hart und Weich, Leicht und Schwer durch den ganzen Leib vermittelt wird (vgl. A. Höfler, Psychologie, Wien und Prag 1897, S. 124 ff., dagegen W. Jerusalem, Lehrbuch der Psychologie, 3. Aufl. Wien 1902, S. 46). — Nicht ohne Interesse lesen sich die weiteren Darlegungen des Autors, 'daß wir beispielsweise vom Guten und Bösen vermittle der Seele selbst, ein andermal von Seele und Körper gemeinschaftlich teils angenehm, teils unangenehm berührt werden' (*ἀγαθοῖς δὲ καὶ κακοῖς ἔστι μὲν ὅτε δι' αὐτῆς τῆς ψυχῆς μοι δοκοῦμεν ἠδεσθαι τε καὶ λυπεῖσθαι, ἔστι ὅτε κοινῇ διὰ τε τῆς ψυχῆς καὶ διὰ τοῦ σώματος*, c. I, § 5), ein schätzenswerter Beitrag für die moralischen Gefühle sowie für die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Bezüglich des Schlafes äußert sich der Verf. des Büchleins dahin, 'daß er etwas Angenehmes für uns ist, aber das Wie? Wodurch? und Warum? ist ihm nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, wohl aber wundere es ihn nicht, wenn wir deutlichere Eindrücke im wahren Zustande, als während des Schlafes empfangen' (*τῷ δ' ἕκω ὅτι μὲν ἠδόμεθι δοκῶ μοι ἀισθάνεσθαι, ὅπως δὲ καὶ φῆνι καὶ ὀπότε, ταῦτα μᾶλλον πως, ἔφη, δοκῶ μοι ἀγνοεῖν. καὶ οὐδὲν ἴσως τοῦτο θαυμαστόν, εἰ τὰ ἐν τῷ ἐγγηγορέναι ἢ τὰ ἐν τῷ ἕκω* c. I, § 6; vgl. Jerusalem a. a. O. S. 206 ff. und Höfler a. a. O. S. 63 ff.).

Während nun Xenophon an der oben zitierten Stelle die menschlichen Sinne allgemein berührt, widmet er vom § 10 des ersten Kapitels an jedem einzeln seine Aufmerksamkeit. 'Jedes Land', bemerkt der Schriftsteller, 'habe seine Sehenswürdigkeiten; diesen zuliebe unternehmen die Menschen Reisen in die Städte, zu den Festversammlungen, um eben das Sehenswerte selbst in Augenschein zu nehmen' *ἄλλα μὲν γε ἐν ἄλλῃ χώρα ἔστιν ἀξιοθέατα· ἐπὶ δὲ τούτων οἱ μὲν ἰδιώται ἐρχονται καὶ εἰς πόλεις ὡς ἂν βούλονται θαυμάτων ἕνεκα, καὶ εἰς τὰς κοινὰς πανηγύρεις, ἔνθα τὰ ἀξιοθεατότατα δοκεῖ ἀνθρώποις συναγείρεσθαι*, c. I, § 11 (vgl. Höfler a. a. O. S. 108 ff. und S. 146 ff. und Jerusalem a. a. O. S. 55 ff.).

Bezüglich des Gehörsinnes hält Simonides dem Hieron vor, daß die Herrscher in Sachen des Gehörs im Vorteil seien, insofern sie des

adbesten Ohrenschmauses, des Lobes nie ermangeln; dagegen ist der Tadel etwas Unerhörtes für sie (*διὰ γέ τοι τῆς ἀκοῆς πλεονεκτεῖτε. ἐπεὶ τοῦ μὲν ἡδίστου ἀκροάματος ἐκαίνου οὐποτε σπανίζετε*. . . . τοῦ δ' αὖτε γλυκεστάτου ἀκροάματος λοιδορίας ἀνήχοοι ἔστε, c. I, § 14).

Nicht unerwähnt können hiebei die Worte bleiben, welche Xenophon dem Hieron in den Mund legt; sie lauten: *καὶ τί οἶει, ἔφη, τοὺς μὴ λέγοντας κακῶς εὐφραίνειν, ὅταν εἰδῇ τις σαφῶς ὅτι οἱ αἰσπῶντες οὗτοι πάντα κακὰ νοοῦσι τῷ τυράννῳ; ἢ τοὺς ἐκαينوῦντας τί δοκεῖς εὐφραίνειν, ὅταν ἔσποιοι ᾄσω ἕνεκα τοῦ κολακεύειν τοὺς ἐκαίνους κοιλεῖσθαι*; c. I, § 15, womit er den heimtückischen Wesen und Schmeichlern zusetzen will.

Rücksichtlich des Geschmacks- und Geruchsinnes verdient vorerst hervorgehoben zu werden, daß Xenophon die Geschmacksqualitäten: 'scharf, beißend, herb und was damit verwandt ist' kennt (*δξέα καὶ θριμρία καὶ στρουφνά καὶ τὰ τούτων ἀδελφά*, c. I, § 22), ferner die Notiz, 'daß, je mehr man sich über das Bedürfnis hinaus Überflüssiges versetzen läßt, um so rascher das Essen den Menschen anekelt (infolge des Gefühls der Sättigung)' (*ἐκείνο εὖ οἶδ' ὅτι καὶ οὐ ἔμπειρος εἰ ὅτι ὄσφ' ἂν πλείωνος παραθῆται τὰ περιττὰ τῶν ἰκανῶν, τοσοῦτ' ἄττον κόρος ἐμπίπτει τῆς ἰσθμῆς*, c. I, § 19; vgl. Höfler, S. 121 ff.). — 'Von den kostbaren Wohlgerüchen', fährt Simonides in seinem Gespräch fort, 'mit denen die Herren sich salben, haben diejenigen, die in ihre Nähe kommen, einen größeren Genuß, als sie selber' (*τῶν γε κολυτελῶν δαμῶν τούτων αἰς χρίεσθε τοὺς πλησιάζοντας οἷμαι μᾶλλον ἀπολαύειν ἢ αὐτοὺς ὑμᾶς*, c. I, § 24). — Aus der großen Fülle von weiteren Belegen für die gewöhnlichsten Seelenerscheinungen mögen jene hier noch einen Platz finden, die speziell in das Kapitel der Gefühle gehören. 'Der Krieg ist dem Xenophon etwas Entsetzliches' (*πόλεμος μέγα κακόν*, c. II, § 7 und *ὁ γὰρ πόλεμος φοβερόν* c. VI, § 9), 'der Friede dagegen wird als ein großes Gut für dem Sterblichen angesehen' (*εἰρήνη δοκεῖ μέγα ἀγαθὸν τοῖς ἀνθρώποις εἶναι*, c. II, § 7). 'Die Freundschaft ist ein kostbares Gut der Menschheit, die Liebe das höchste und köstlichste irdische Kleinod' (*ἡ φιλία μέγα ἀγαθὸν ἀνθρώποις* c. III, § 1 und weiter unten *ὅτι ἡ φιλία μέγιστον ἀγαθὸν καὶ ἡδίστον ἀνθρώποις ἐστὶ* § 3).

'Als die innigsten und festesten Liebesbände — ein schönes Beispiel für die Familiengefühle — werden die zwischen Eltern und Kindern, Kindern und Eltern, Brüdern und Brüdern¹⁾, Frauen und Männern, Freunden und Freunden angesehen' (*βεβαιόταται μὲν γὰρ δῆκον δοκοῦσι φιλίαι εἶναι γονεῦσι πρὸς παῖδας καὶ πατρὶ πρὸς γονεῖς καὶ ἀδελφοῖς πρὸς ἀδελφοὺς καὶ γυναιξὶ πρὸς ἄνδρας καὶ ἑταίροις πρὸς ἑταίρους*, c. III, § 7; vgl. Jerusalem, Familiengefühle S. 163 a. und das prächtige Gedicht u. a. von Eichendorff, mitgeteilt von Höfler S. 489 seines Buches). Dazu gehört auch gegenseitiges Vertrauen. 'Denn welcher Verkehr ist ohne dieses erfreulich? Was hat der Umgang zwischen Mann und Frau für einen Reiz ohne Vertrauen? An welchem Diener, dem man nicht traut,

¹⁾ Vgl. auch Xenoph. Kyrop. VIII, 7.

kann man Freude haben?' (*ποία μὲν γὰρ ξυνουσία ἤδεια ἔνευ πίστεως τῆς πρὸς ἀλλήλους, ποία δ' ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ τεραπῆ ἔνευ πίστεως ὁμίλια, ποίος δὲ θεράπων ἠδὲς ἀπιστούμενος*, c. IV, § 1).

'Das Vaterland ferner (patriotische Gefühle) hat für alle Menschen den höchsten Wert, für seine Vaterstadt muß auch der Herrscher ein Herz haben' (*ἀλλὰ μὴν καὶ αἱ πατρίδες τοῖς μὲν ἔλλοις ἀνθρώποις πισίτου ἄξιαι*, c. IV, § 3 und *ἔτι δὲ φιλόκοιλον μὲν ἀνάγκη καὶ τὸν τύραννον εἶναι*, c. V, § 3).

Eine Summe von Gefühlen der mannigfachsten Art bietet die Stelle, wo Simonides begeistert ausruft: 'Ja, Hieron, bereichere getrost Deine Freunde; bereicherst Dich doch selbst damit! Trage zur Förderung des Staates bei; Du wirst Deine eigene Macht dadurch vermehren. Verschaffe ihm Bundesgenossen. Betrachte das Vaterland als Dein Haus, die Bürger als Deine Freunde, die Freunde als Deine Kinder, die Kinder als Dein eigenes Leben; sie alle suche durch Wohltaten zu übertreffen. Und wenn Du die Freunde durch Wohltaten Dir gesichert hast, dann wird Dir der Feind nichts antun können. Tust Du dies alles, dann wirst Du den schönsten und glücklichsten Besitz auf Erden Dir erworben haben: Du wirst glücklich sein, ohne daß man Dich beneidet?' (*ἀλλὰ θαρραῶν, ἃ Ἴεραων, πλουτίξει μὲν τοὺς φίλους· σαντὸν γὰρ πλουτιεῖς· ἀξίε δὲ τὴν πόλιν· σαντῶ γὰρ δύναμιν περιάψεις· κτῶ δὲ αὐτῇ συμμάχους· νόμιζε δὲ τὴν μὲν πατρίδα οἶκον, τοὺς δὲ πολίτας ἑταίρους, τοὺς δὲ φίλους τέκνα σαντοῦ, τοὺς δὲ καίδας ὅτι περὶ τὴν σὴν ψυχὴν, καὶ τούτους πάντας πειρῶ νικᾶν εὖ ποιῶν, ἔαν γὰρ τοὺς φίλους κρατῆς εὖ ποιῶν, οὐ μὴ σοὶ δύνανται ἀντέχειν οἱ πολέμοι. κἄν ταῦτα πάντα ποιῆς, εὖ ἴσθι, πάντων τῶν ἐν ἀνθρώποις, κάλλιστον καὶ μακαριώτατον κτήμα κεκτήσει· εὐδαιμονῶν γὰρ οὐ φθονηθήσει*, c. XI, § 15; vgl. Höfler, 'Begriff des Glückes', S. 417 ff.).

'Das Gefühl der Angst (eine Gefühlsdisposition; vgl. Jerusalem, Psychol. S. 180) ist nicht bloß an und für sich durch das Vorhandensein im Gemüte eine Pein, das Angstgefühl zerstört auch jede Annehmlichkeit des Lebens' (*ὁ γέ τοι φόβος οὐ μόνον αὐτὸς ἐνὼν ταῖς ψυχαῖς λυπηρὸς ἔστιν, ἀλλὰ καὶ πάντων τῶν ἠδέων συμπαρακολουθῶν λυμῶν γίγνεται*, c. VI, § 6).

'Die Ehre scheint etwas Großes zu sein, da die Menschen ihr zulieb jeder Mühe sich unterziehen und jede Gefahr auf sich nehmen. Hier identifiziert Xenophon irrtümlich die Begriffe „Ehre“, „Ehrgefühl“ mit „Ehrgeiz“: *ἔοικεν μέγα τι εἶναι ἡ τιμὴ, ἧς ἀρεγόμενοι οἱ ἄνθρωποι πάντα μὲν κόνον ὑποδύονται, πάντα δὲ κίνδυνον ὑπομένουσι* (c. VII, § 1; vgl. Jerusalem, S. 171).

'Der Mann scheint dadurch vor den übrigen lebenden Wesen sich auszuzeichnen, daß er nach Ehre strebt. Denn Speise und Trank, Schlaf usw. hat allem Anschein nach für alle lebenden Wesen etwas Anziehendes: Ehrgeiz aber ist weder den unvernünftigen Tieren, noch allen Menschen angeboren; die aber, denen das Verlangen nach Ehre und Lob angeboren ist, diese unterscheiden sich am meisten vom Vieh sie werden für Männer und nicht mehr bloß für Menschen gehalten'

και γάρ μοι δοκεῖ τούτω διαφέρειν ἀνὴρ τῶν ἄλλων ζῴων, τῷ τιμῆς ἀρέσθαι. ἐπεὶ ἐστὶς γε καὶ ποτοῖς καὶ θύνοις καὶ . . . πάντα ὁμοίως ἤδυσθαι τοῖς τὰ ζῴα· ἢ δὲ φιλοτιμία οὗτ' ἐν τοῖς ἀλόγοις ζῴοις ἐμφύεται οὗτ' ἐν ἀπασιν ἀνθρώποις· οἷς δ' ἂν ἐμφύη τιμῆς τε καὶ ἐπαίνου ἕως, οὗτοι εἰσὶν ἤδη οἱ κλειστόν μὲν τῶν βουκημάτων διαφέροντες, ἀνδρες δὲ καὶ οὐκέτι ἀνθρώποι μόνον νομιζόμενοι, c. VII, § 3).

Schließlich noch die Stelle, wo Xenophon treffend behauptet, 'daß es in unseren Augen schöner erscheine, wenn jemand ein hohes Amt bekleidet, als wenn er ohne Amt lebt und wir auf ein Gespräch mit Höhergestellten einen größeren Wert legen als auf eines mit unseeresgleichen' (μη γὰρ οὐ καλλίονα ποιεῖ ἄνθρωπος, ἀλλὰ καὶ τὸν αὐτὸν τοῦτον καλλίονα θεωρεῖσθαι τε ὅταν ἀρχὴ ἢ ὅταν ἰδιωτεύῃ, διαλεγόμενοι τε ἀγαλλόμεθα τοῖς προσηρημένοις μᾶλλον ἢ τοῖς ἐκ τοῦ ἴσου ἡμῖν οὔσαι, c. VIII, § 5).

Mögen die angeführten Beispiele aus der genannten kleineren Schrift Xenophons, die die Monarchie als die beste Staatsverfassung empfiehlt, ein Schärfflein zur Förderung des psychologischen Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien beitragen.

Arnau.

Dr. Heinr. Löwner.

Zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts.

Ohne Selbstverständliches des langen zu wiederholen, sei vorerst nur kurz die Notwendigkeit betont, daß der Lehrer einer lebenden Sprache, ganz unabhängig vom eingeschlagenen Lehrverfahren, dieser Sprache möglichst vollkommen mächtig sein muß, und daß ein Aufenthalt im Auslande, es handelt sich zunächst um Frankreich und England, das beste Mittel dazu ist. Die Vermögensverhältnisse vieler Philologen aber machen es wünschenswert, daß die schon bisher aus staatlichen Mitteln gewährte Ermöglichung solcher Studienreisen geregelt und erweitert werde.

Angenommen nun, jeder Lehrer einer modernen Sprache habe diese Vorbildung genossen. In der Ausübung seines Berufes nimmt zwar seine Lehrerfahrung zu, aber wenn er nicht unter sehr günstigen Verhältnissen lebt, nimmt seine Sprachfertigkeit ab. Jeder Kundige weiß, daß die Arbeit in der Schule allein nicht ausreicht, die Geläufigkeit im Sprechen beim Lehrer im vollen Umfange aufrecht zu erhalten. Die Hauptübelstände sind, daß der Lehrer durch seine beständige Beschäftigung mit Büchern von der Buchsprache beeinflusst wird und daß der Wortschatz der Schule notwendig eingeschränkt ist. Aber selbst um den Gesichtskreis des Schülers anregend, mit frischer, lebendiger Natürlichkeit zu beherrschen und darzustellen, muß dem Lehrer ein viel größerer Reichtum zu gebote stehen; er darf gewissermaßen nur die Zinsen seines Kapitals ausgeben. Es handelt sich also darum, einen Weg zu finden, wie das Sprachvermögen des Lehrers auf einer gewissen Höhe ertragfähig erhalten werde.

Nicht in allen Städten gibt es Vereine zur Pflege des Französischen oder Englischen, und gesellschaftliche Verhältnisse verhindern oft, mit Leuten in Verkehr zu treten, die etwa dieser Sprachen mächtig sind; und da auch der einmalige Aufenthalt in Frankreich und England noch nicht allgemein vorgeschrieben ist, so kann man nicht wagen, einen von zehn zu zehn oder von fünf zu fünf Jahren wiederkehrenden kürzeren Aufenthalt vorzuschlagen. Und abgesehen von den Kosten, ist sogar auch dieser Aufenthalt nicht schlechthin eine Bürgschaft des Erfolges. Es gehört dazu viel Geduld und Selbstverleugnung, Geschicklichkeit und Findigkeit in der Ausnützung der Gelegenheiten zum Sprechen; es gehören dazu auch günstige äußere Umstände. Wenn in Genf und Grenoble, in Oxford und Cambridge die Fremden zu hunderten zusammenströmen, woher so viele Einheimische nehmen, die sich ihnen widmen und Jahr für Jahr widmen?

Zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts sind im Deutschen Reiche — Österreich ist ebenfalls schon nachgefolgt — fremdsprachliche Mustervorträge ins Leben gerufen worden. Ich kann darüber kein Urteil aus eigener Erfahrung abgeben, aber soviel wird allgemein zugegeben, daß ohne eine sehr gründliche Vorbereitung des Textes der Erfolg für die Schüler nur sehr gering sein kann; diese Vorträge zeigen zwar, wie ein gut gesprochenes Französisch oder Englisch klingt, allein die Sprechfertigkeit wird dadurch weder beim Schüler noch beim Lehrer gefördert. Nicht durch Anhören, sondern durch Selbsttätigkeit, durch unermüdliches Versuchen und Verbessertwerden lernt man sprechen. Ohne also das Gute solcher Vorträge im geringsten anzuzweifeln, kann man nur soviel sagen, daß sie nicht ausreichen. Es muß etwas geschehen, das Selbsttätigkeit mit sich bringt, und da, wie auch vergangenen Sommer im Summer Meeting der Universität zu Cambridge einhellig Beifall gefunden hat, der Ausländer nicht unmittelbar zum Lehrer der Jugend gemacht werden soll, so muß das für den Lehrer getan werden. Was aber zur Förderung des Lehrers geschieht, ist von nachhaltiger, allseitiger Wirkung.

Nun ist in Wien der Anfang gemacht worden, die Lehrer der modernen Sprachen unter Leitung einer berufenen Persönlichkeit zum Zwecke der Fortbildung zu vereinigen. Nur in wenig anderen Städten wäre ein ähnliches Unternehmen möglich, und dennoch täte es jedem Lehrer, er lebe in Dornbirn oder in Plan, gleich not. Wie wäre es nun, wenn man, das bisher getrennt Geschehene verbindend, folgenden Versuch machte.

Es gibt auch in Frankreich und England Studenten und nicht bloß angehende Lehrer, sondern auch Angehörige anderer Fakultäten, die gerne ein Jahr daransetzen würden, um, unter Deutschen lebend, deutsch zu lernen. Es möge also von unserer Unterrichtsverwaltung je ein Franzose und Engländer angestellt werden. Er hat während eines Jahres seinen Aufenthalt abwechselnd in jenen Städten zu nehmen, wo es deutsche Realschulen gibt. Den dort ansässigen Lehrern der neueren Sprachen steht er mehrere Wochen hindurch in ihrer freien Zeit zum fremdsprachlichen Umgang zur Verfügung.

Bevor er eintrifft, wird ihm in einer guten Familie eine Wohnung ausfindig gemacht, und die Neuphilologen haben nun sowohl gemeinsame Zusammenkünfte mit dem Wanderlehrer, als auch Einzelverkehr. Ohne besondere Vorschriften und ohne Zwang hat jeder Lehrer Gelegenheit das zu tun, was er als das Notwendigste empfindet. Es stapeln sich im Verlaufe des Unterrichts Fragen auf, für die in den Büchern eine ausreichende Antwort oft nicht zu holen ist; es ergibt sich die Gelegenheit, den ganzen Umfang des täglichen einheimischen Lebens und unserer Schule durchzusprechen und dabei die fremde Sprache nicht nur zu hören, sondern in unmittelbarer Nachahmung gleichzeitig zu üben. Ein solcher Verkehr von täglich zwei und mehr Stunden, durch mehrere Wochen fortgesetzt, könnte nur von der besten Wirkung für den fremdsprachlichen Unterricht in der Klasse sein.

In Österreich gibt es 32 Städte, die da in Frage kämen, u. zw. Wien und Prag und je 15 Städte südlich und nördlich von der Donau. In diesen Städten wirken an staatlichen Realschulen mit Einrechnung der ungeprüften Hilfslehrer 197 Lehrer, die die Lehrbefähigung für Französisch und Englisch oder für eine dieser Sprachen besitzen oder anstreben, u. zw. in Wien 60, in Prag 34 (hier sind, wie bei anderen gemischtsprachigen Städten, auch jene staatlichen Realschulen mit berücksichtigt, deren Unterrichtssprache nicht die deutsche ist), in den Alpenländern 43, in den Sudetenländern 60. Wegen der großen Zahl der Wiener Neuphilologen und weil ferner in Universitätsstädten mit Heranziehung der Lektoren eine solche Einrichtung leichter zu schaffen wäre, möge vorerst nur erwogen werden, wie es sich in den Landstädten durchführen ließe.

Offenbar können auch die Sommermonate mit einbezogen werden, denn so groß ist der Wandertrieb der Lehrer doch nicht, daß nicht in zwei Städten alle ansässigen Neuphilologen während mindestens vier Wochen der Ferien zu Hause wären. Legt man nun einen durchschnittlichen fünfwöchentlichen Aufenthalt zugrunde, so ergibt sich, daß nach Abzug der Tage, die durch Konferenzen und Schlußarbeiten verloren gehen, der Wanderlehrer in einem Jahre zehn Städte besuchen kann, so daß jeder Lehrer in jedem vierten Jahre einen mehrwöchentlichen fremdsprachlichen Verkehr erlangen könnte. Noch günstiger würde das Ergebnis, wenn zwei Franzosen und ein Engländer bestellt würden. Wie wenig das auch an sich bedeuten mag, es geschähe doch etwas, wogegen jetzt vielfach gar keine Gelegenheit zur Fortbildung geboten ist.

Die Kosten bestünden bloß im Gehalt des Wanderlehrers. Dabei wäre zunächst nicht an eine dauernde Anstellung zu denken, sondern an die Bestellung solcher Ausländer, deren erste Absicht nicht ist, Geld zu verdienen, sondern sich Kenntnisse zu erwerben. Würde man unter Anbietung eines höheren Gehaltes einen Wanderlehrer dauernd anstellen, so könnte das wohl die Sache in vieler Hinsicht vereinfachen, hätte aber vielleicht wieder unliebsame Folgen, die jedoch nicht weiter erörtert werden sollen. Der ein Jahr unter Deutschen Lebende würde in dem Maße trachten, nützlich zu werden, als er selbst gefördert zu werden

wünscht. Es könnte ihm gestattet werden, jene Schulstunden zu besuchen, die ihm besonders förderlich sein können, z. B. Deutsch, Erdkunde, Naturgeschichte; im Anfang könnte er von einem Neuphilologen geradezu unterrichtet werden. Unterricht, der im Austausch erteilt wird, ist bekanntlich immer sehr anregend. Durch Vermittlung des französischen und englischen Unterrichtsministeriums oder eines dortigen Fachvereins ließe sich für den abtretenden Wanderlehrer ein Ersatz finden; es wäre vielleicht nicht immer ein Kandidat, manchmal dürfte auch ein Lehrer sich für ein Jahr beurlauben lassen, und falls England und Frankreich den gleichen Versuch machen wollten, könnte geradezu ein Austausch der Wanderlehrer stattfinden. Freilich wäre das Jahr des Wanderlehrers ein Jahr der Arbeit, und nicht jedem wäre eine solche Arbeit zu empfehlen, denn es müßten auch die Abendstunden herangezogen werden. Im Sommer wären kleine Orte mit lohnenden Ausflügen zu wählen, im Winter Städte mit Theater und Konzerten. Die Dauer des Aufenthaltes brauchte nicht überall gleich zu sein, da vier Lehrer und darüber (in zwölf Städten) gegen einen oder zwei (in drei, bezw. sieben Städten) sonst allzusehr im Nachteil wären.

Ob mit dieser Einrichtung die bisher schon bestehende von Muster-vorträgen für die Schüler zu verbinden wäre, ließe sich je nach Eignung des Wanderlehrers entscheiden. Auf keinen Fall dürfte sie als Ersatz für einen Aufenthalt im Ausland angesehen werden, sondern nur als eine Wiederholungszeit, eine Art Waffenübung. Mit großen Kosten ist sie nicht verbunden, also könnte man es ja auf einen Versuch ankommen lassen. Und sollten auch nicht alle Ergebnisse von Anfang an den Erwartungen entsprechen, so wäre immer noch vorerst zu prüfen, ob die Ursache nicht an den Personen läge. Die besonderen österreichischen Verhältnisse dürften es ferner mit sich bringen, daß für die slavischen Realschulen eine ähnliche Vorsorge zu treffen wäre.

Reichenberg.

A. Stangl.

Dr. Oskar Mey, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwicklung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. Zweite, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner 1901. XII und 222 S. 80. Preis 4 Mk. 80 Pf.

In nahezu vollkommen geänderter Gestalt liegt hier die 1893 zum erstenmal erschienene Schrift des Verf. vor, die allseitig beifällig aufgenommen worden war, da sie einen trefflichen Überblick über die Entwicklung und die Organisation des französischen Schulwesens bot. Noch mehr gilt dies von der vorliegenden zweiten Auflage. Schon eine Durchsicht der Inhaltsangabe zeigt die Reichhaltigkeit und die übersichtliche Gliederung des Stoffes. Der erste Abschnitt bietet die Entwicklung der Université de France, ihre Gründung durch Napoleon I. und ihre Entwicklung unter den folgenden Regierungen, zeigt die Gliederung der

obersten Zentralverwaltung des gesamten Unterrichtswesens und der Schulbehörden in den Provinzen. Der zweite Abschnitt behandelt die Entwicklung des Hochschulwesens seit der Revolution, die Organisation der einzelnen Hochschulen und Universitäten, der dritte die Entwicklung und Organisation des höheren Schulwesens, der höheren Privatschulen, des höheren Unterrichts für Mädchen und der Fachschulen, der vierte Abschnitt behandelt das Volksschulwesen einschließlich der Mutterschulen, des gewerblichen und technischen Unterrichts und der Volkserziehung außerhalb der Schule, der Bildungsanstalten für das Lehrpersonal, der fünfte und letzte Abschnitt endlich zeigt den Lehrer als Beamten im öffentlichen Schuldienst, das Pensionsgesetz für die Lehrer, das der Unterrichtszweige, die Vereine zu gegenseitiger Hilfeleistung, die Auszeichnungen, die militärischen Verhältnisse und Disziplinarbestimmungen für Lehrer, gibt eine gute Übersicht über die bekanntesten Zeitschriften, das staatliche Musée pédagogique und das dieses ergänzende Musée pédagogique der Stadt Paris; den Schluß bildet eine lehrreiche Zusammenstellung der Ausgaben für das gesamte Schulwesen, der Vermehrung des jährlichen Budgets und der Ausgaben der Stadt Paris für das Unterrichtswesen.

Damit ist natürlich nur der wesentliche Inhalt des reichhaltigen Buches mitgeteilt; im einzelnen findet sich eine reiche Fülle wertvoller Aufschlüsse und Mitteilungen, die durchwegs den Verf., jetzt Oberlehrer in Unna, vormals Direktor der deutschen Knaben- und Realschule der evang. Gemeinde zu Bukarest, als genauen Kenner des französischen Schulwesens und seiner Literatur, der aus eigener Anschauung schöpft, und des deutschen, das zur Vergleichung jeweilig herangezogen wird, zeigt. Dabei ist die Darstellung belebt durch persönliche Erinnerungen und leicht und flüssig, so daß das Buch auch für den lesbar und interessant ist, der nicht aus fachlichen Gründen sich über die Bildungsverhältnisse eines so reich und hoch entwickelten Kulturvolkes, wie die Franzosen, belehren will. Von besonderem Wert ist es freilich für jeden Schulmann, nicht nur für jenen, der aus der Geschichte des Schulwesens ein besonderes Studium macht. Denn alle, die mittätig sind an der Bildung des Volkes in den verschiedensten Abstufungen des Erziehungs- und Unterrichtswesens, sollten über die Verhältnisse des eigenen Landes hinaus sich mit den Zuständen anderer Länder, namentlich soweit es sich um Kulturländer handelt, vertraut machen; die Vergleichung warnt gleichzeitig vor Überschätzung und Unterschätzung des eigenen und bietet mannigfache Anregung für die Weiterentwicklung, deren selbst das beste nicht entzagen kann.

Das französische Unterrichtswesen bietet soviel Eigenartiges, und die jüngsten Reformen haben es durch Anregungen, die einsichtige Franzosen, die immer mehr mit den Einrichtungen der deutschen Länder sich vertraut gemacht haben, gaben, bei aller Wahrung des nationalen Charakters, dem deutschen in manchen Stücken so genähert, daß auch für die sich immer mehr vollziehende geistige Annäherung der beiden bedeutenden Kulturnationen, der Deutschen und Franzosen, die Kenntnis der französischen Einrichtungen lehrreich ist.

Es wäre verlockend, auf einzelnes hier näher einzugehen und namentlich einige statistische Daten zur Vergleichung mit unseren österreichischen Verhältnissen hier anzuführen; insbesondere was die Gesamtausgaben für den Unterricht seitens des Staates und der Stadt Paris betrifft, zeigt, auf welcher Höhe sich diese Leistungen bewegen. Doch muß aus Raumrücksichten hier davon abgesehen werden. Wir können die inhaltreiche Schrift Meys allen, die dem Schulwesen ihr Interesse zuwenden, nur angelegentlichst empfehlen.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

Wie können die Methoden naturwissenschaftlicher Forschung für den Unterricht fruchtbar gemacht werden? Von Joh. Zepf, Professor an der Oberrealschule zu Mannheim. Leipzig. B. G. Teubner. 1901.

Der Verf. legt seiner Schrift die Ansicht zugrunde, daß das Schwergewicht des Unterrichtes an den höheren Bildungsanstalten heutzutage nicht mehr auf die humanistischen Studien gelegt werden kann, und sucht darzutun, wie insbesondere durch die Methode des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes das Bildungsziel bei Hinweglassung der altklassischen Sprachen erreicht werden kann. Hiezu reicht aber „eine Fülle mehr oder weniger lose zusammenhängender Sätze“ nicht aus, „es muß vielmehr das Hauptstreben dahin gerichtet werden, daß die Jugend die naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch eigene Beobachtung, durch eigenes Nachdenken erwirbt, möglichst nach Methoden, wie sie von der Forschung selbst angewendet wurden“.

Wie sich diese Methode gestalten sollte, sucht nun der Verf. an einigen Beispielen zu zeigen. Vor allem wird „Galileis Erforschung der Fall- und Wurfbewegung“ behandelt. Der Verf. widmet diesem Abschnitte 27 Seiten und bringt in klarer Weise den Gedankengang Galileis zur Anschauung. — Während hier Induktionen und Deduktionen abwechseln, tritt bei den später vorgeführten Ableitungen des Ohmschen und Jouleschen Gesetzes die induktive Methode schärfer hervor. Der Verf. beschränkt sich hier auf eine Skizzierung des Unterrichtsganges. — Zum Schlusse der Schrift empfiehlt der Verf. insbesondere bei der Repetition historische Überblicke und weist darauf hin, wie sehr die skizzierte Methode geeignet ist, die logischen Operationen zu erläutern, die Anschauung und das richtige Denken zu lehren.

Wenn auch Ref. durch die gebotene Darstellung nicht in allen Details befriedigt war, so kann er doch die Schrift den Fachlehrern zum Studium empfehlen; es wird manche Anregung in ihr gefunden werden. Zur konsequenten Verwirklichung der vom Verf. empfohlenen, hier nur mit wenigen Worten charakterisierten Methode gehört aber viel, sehr viel Zeit, welche eine Zurückstellung der humanistischen Disziplinen unserer höheren Bildungsanstalten in einem Grade voraussetzt, welcher Ref. vom Standpunkte allgemeiner Bildung sich nicht anschließen kann.

Wien.

Dr. H. v. Hoepflingen.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Die alten Klassiker und die Bibel in Zitaten. Von Prof. J. Podivinsky. Brixen 1901. IV und 67 SS.

Sammlungen von Aussprüchen berühmter Männer und Sentenzen aus den Werken der Schriftsteller wurden bekanntlich schon in alten Zeiten angefertigt. Manche dieser Zusammenstellungen begnügten sich mit kurzen Zitaten, andere boten größere Abschnitte aus ihren Quellen. Die *ἀποφθέγματα* und *ἀνθολόγια*, die *sententiae Varronis* und die Sprüche der Lebensweisheit aus Publilius Syrus erfreuten sich großer Beliebtheit. Auch die christliche Zeit legte auf Zitatensammlungen hohen Wert. Viel benützt wurden die biblischen Exzerptenwerke der patristischen Literatur, Cyprians *Testimonia* und Augustins *Speculum*, des Basileios von Caesarea *Ἠθικά* und des Kyrillos von Alexandrien *Βιβλος τῶν θησαυρῶν*. Sehr verbreitet waren im IX. und X. Jahrh. des Johannes von Damaskus Heilige Parallelen, eine Sammlung von Aussprüchen aus biblischen Schriften, Kirchenvätern und Profanschriftstellern. Aber auch später, in der Renaissance und Neuzeit, hat das stets lebendige Bedürfnis solche Zitatensbücher bis in unsere Tage über Büchmanns „Geffügelte Worte“ hinaus immer wieder hervorgebracht. Unabhängig von dieser Literatur ist das vorliegende Werkchen entstanden, das unter alphabetisch geordneten Schlagworten wie Abbitte (Cic. de Off. II, 68 — Matth. 5, 24), Abkunft, Absicht, Adel usw. bis Zwang, Zweifler (Ov. Trist. I, 8, 7 — Matth. 12, 36) eine gute Auswahl von Stellen bietet. Die benützten Ausgaben der Klassiker sind leider veraltet. Bei der Angabe der Quellen sollten nicht *Cato de sen.* und *Lael. de amic.* neben *Cic. de Off.* wie Autoren angeführt werden. Lehrreich müßte es nun sein, in ähnlicher Weise die Gegensätze zwischen Altertum und Bibel in solchen Zitaten dargestellt zu finden. Eine treffliche Anregung dazu könnte Franz Helm, Materialien zur Herodotlektüre, I. Teil, Darmstadt 1900, S. 59—67, in der schönen Behandlung der Stelle Herodot VII 44—46 bieten.

Wien.

Franz Wehrich.

Wörterverzeichnis zu H. St. Sedlmayers Ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. Von Hugo Jurenka. Wien, F. Tempsky 1902. 8°. 168 SS. Preis geb. 1 K 70 h.

Von des Verf. bekanntem Schulwörterbuche zu H. St. Sedlmayers Ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso unterscheidet sich das neu erschienene Wörterverzeichnis zunächst durch den Wegfall aller in den Text gedruckten Figuren. Dadurch ist dieses Hilfsmittel um 60 h billiger als jene geworden. Auch manche etymologische Hinweise, die sich im Wörterbuche finden, wie bei *ambiguus* (*ambo* und *ago*), *arma* (*arceo*), *labrum* (*lambo*), *pater* (*pasco*) u. a., fehlen im Wörterverzeichnisse, und doch sind Beispiele der angeführten Art geeignet, die Aufmerksamkeit des Schülers zu fesseln, während beispielsweise die bei *nix*, *pollus* beibehaltenen Erklärungen *sní[h]os*, *por[t]lwo* für ihn minder verständlich, die bei *adiutrix*, *obvius* u. a. beibehaltenen selbstverständlich, also eher überflüssig sind.

Da die eigentlich lexikalische Aufgabe im Wörterverzeichnisse genau so durchgeführt wird wie in des Verf. Wörterbuch, ist jenes gleich diesem ein recht empfehlenswertes Hilfsbuch, das dem Schüler nicht etwa ein bloßes Bequemlichkeitskissen bietet. Namentlich die Anlage der viele Phrasen und Wendungen umfassenden Worte wie *facio*, *fero*, *habeo* u. a. nötigt den Schüler, selbständig die richtige Bedeutung für die betreffende Stelle zu suchen. Da ferner die deutschen Bedeutungen der einzelnen lateinischen Ausdrücke ziemlich wörtlich angegeben sind, wird auch die wünschenswerte Tätigkeit der Schüler, die Wiedergabe des lateinischen Textes in einer des Dichters würdigen Form und Ausdrucksweise aus eigener Kraft zu versuchen, keineswegs irgendwie eingeschränkt oder vereitelt. Der ständige Hinweis auf die übertragene Bedeutung der Worte (*Ceres* für *frumentum*, *lumen* für *oculus*, *os* für *caput* u. a.) unterstützt nicht nur bei der Präparation des Tagespensums, sondern bereitet — tiefere Einprägung vorausgesetzt — zum Teile auch das Verständnis des Vergilianischen Vokabelschatzes vor. Endlich gewährt das Wörterverzeichnis der bei Dichtern unbedingt nötigen Vorpräparation in der Schule dadurch eine Vereinfachung, daß in ihm schwierigere Stellen in knapper, aber für denkende Schüler ausreichender und verständlicher Weise zurechtgelegt werden.

In formeller Beziehung ist nur zu bemerken, daß die alphabetische Reihenfolge nicht immer streng festgehalten ist. So soll *aurifer* vor *auriga* stehen, *decus* vor *decutio*, *devenio* und *devolvo* vor *devero*, *fames* vor *faustus*, *gnatus* vor *gnavus*, *Lar* vor *lardum*, *pavo* vor *pavo*, *recognosco* vor *recolligo*, *viola* und *violarium* vor *violator*. — Einer Berichtigung harren auch etliche Versehen im Drucke, so *abimo* st. *adimo*, *comissum* st. *comissum*, *con-ciniu* st. *con-cinui*, *e-inti* st. *e-niti*, *exsiti* st. *exstitit*, *Jupiter* st. *Juppiter*, *lacrimatia* st. *lacrimantia* (S. 157 u.), *numinicis* st. *numinis* (S. 29 u.), *obsidoe* st. *obsideo*, *perare* st. *parare* (S. 1470 o.), *quen* st. *quco*, *re-quistium*, st. *re-quistium*, *restitui* st. *restitui*, *scipsi* st. *scripsi*, *sepulero* st. *sepulcro*, *Trista* st. *Tristia*, *o vo* st. *volvo*. — Der deutsche Text repräsentiert sich in der neuen Orthographie, nur in ganz wenigen Fällen macht sich noch die Anhänglichkeit an die alten Schreibweisen bemerkbar.

Wien.

Franz Kuns.

Jugendgedichte des Humanisten Joh. Caselius. In Auswahl und mit einer Einleitung herausgegeben von Friedrich Koldewey. Braunschweig 1902. Druck und Verlag von J. H. Meyer. XLVI und 48 SS.

Caelius (Kessel, 1538—1613) zählt zu den bedeutendsten deutschen Humanisten, seine Werke haben aber nie eine Gesamtausgabe gefunden. Die Bedeutung dieses neulateinischen Dichters sichert von vornherein das Verdienst des Herausgebers, der in einer musterhaften Ausgabe Jugendgedichte Kessels aus den Jahren 1549 und 1550 veröffentlicht. Erhalten sind diese in einer Handschrift der Bibliothek zu Wolfenbüttel, von der der Herausgeber uns S. XLI ff. eine Inhaltsübersicht gibt. Diese läßt uns bedauern, daß der Herausgeber nicht alle Gedichte veröffentlichte. Gleichwohl bietet die Auslese einen schönen Einblick in die persönlichen Verhältnisse des jungen Dichters, seine Geistesart und poetische Gestaltungskraft, mit der er die verschiedensten Vermaße zu behandeln versteht. Die ausführliche Einleitung gibt Aufschluß über Leben und Werke des Dichters, wobei manches Streiflicht auf die damaligen politischen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse geworfen wird. Nur kurz wird über Sprache, Prosodie und Metrik gehandelt. Die Reihenfolge der Gedichte ist eine chronologische, entsprechend der Anordnung in der Handschrift, von der der Herausgeber textlich nur in wenigen Fällen abweicht.

Plus Ultra. Ein lateinisches episches Gedicht von Joh. Chr. Al. Mickl. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft herausgegeben von P. Rud. Schmidtmayer, S. Ord. Cist. Wien 1902. Verlag der öst. Leo-Ges. 187 SS.

Voran geht ein Bild Mickls, der als Abt von Hohenfurt 1769 starb. Das Gedicht behandelt in drei Gesängen die Entdeckung Amerikas durch Columbus und umfaßt die Seiten 128—187 der Ausgabe. Unverhältnismäßig lang ist daher die Einleitung geraten. Wozu gleich anfangs die breite Auslassung über unser modernes Gymnasium? Ein lateinisches Gedicht, das aus der Feder eines Mannes der alten Schule floß, bedarf keiner Apologie, wenn es gut ist. Der Gedanke, die kühne Fahrt des Columbus dichterisch zu feiern, ist ein guter, die Ausführung zeigt von reger Phantasie und mit Meisterschaft werden Sprache und Vermaß gehandhabt. Der weitere Teil der Einleitung handelt ausführlich über Mickls Leben und Schriften, über Titel, Inhalt, Komposition, Sprache und Metrum des Gedichtes. Gegen die Textgestaltung ist nichts einzuwenden, Ausstattung und Druck der schönen Ausgabe sind tadellos.

Wr.-Neustadt.

Dr. Karl Müllner.

Effert G., Mathematische Geographie für Gymnasien. Stahel, Würzburg 1903. Preis 1 Mk.

Das Buch enthält den Lehrstoff, der nach den neueren Verordnungen in den Oberklassen der bayerischen Gymnasien bewältigt werden soll. Er deckt sich so ziemlich mit demjenigen, den in der Oktava unserer Gymnasien der Physikunterricht zu erledigen hat. Die durchwegs klare und präzise Darstellung umfaßt 22 Abschnitte. Besonders erwünscht dürften die Aufgaben sein, welche zur geistigen Verarbeitung des in den einzelnen Abschnitten erörterten Wissensstoffes dienen. Daten für sie

finden sich am Schlusse des Buches in den Tabellen über geographische Länge und Breite einiger Orte, über Fixstern- und Sonnenkoordinaten (letztere für 1908) und in einer Übersicht der wichtigsten Elemente der Planetenbahnen. Die größte Meerestiefe beträgt nicht 9400, sondern rund 9640 m. Die russische Gradmessung dauerte bis 1855. Der erste Entwurf eines Erdglobus durch Krates dürfte erst um 150 v. Chr. erfolgt sein. Im Jahre 1520 entdeckte Magalhães (besser als Magelhaens) die nach ihm benannte Straße. Die Erdumsegelung währte von 1519—1522. Erwähnt sollte sein, daß die erste wissenschaftliche Gradmessung im Jahre 1615 durch Snellius ausgeführt wurde. Newton wurde 1643 geboren.

Wien.

J. Müllner.

Programmenschau.

1. Prof. Alex. Winkler, Über die internationale Schülerkorrespondenz. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1901. 20 SS.

Der Verf. bespricht zuerst die Entstehung der internationalen Schülerkorrespondenz, die Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wird, und die Vorteile, welche sie den Schülern bietet. Hierauf folgen 24 Briefe von Schülern des Lyzeums in Tarbes, welche mit Schülern des Verf. korrespondierten. Diese Briefe sind recht ansprechend, und wir hoffen, daß es Prof. Winkler durch ihre Veröffentlichung gelingt, für die internationale Schülerkorrespondenz auch in Österreich Stimmung zu machen.

2. Prof. A. Romanovsky, Der internationale Briefwechsel an unserer Anstalt. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1901. 4. SS.

Die internationale Schülerkorrespondenz scheint nun auch an österreichischen Schulen gepflegt zu werden. Es ließ nicht nur Prof. Winkler in Mähr.-Ostrau seine Schüler mit Zöglingen des französischen Lyzeums in Tarbes Briefe wechseln, auch aus Czernowitz teilt Prof. Romanovsky mit, daß Schüler seiner Anstalt mit amerikanischen Schülern in Korrespondenz stehen. Schade, daß er keine Proben veröffentlicht.

Es ist nicht verwunderlich, daß der Gedanke des internationalen Briefwechsels in einem Provinzstädtchen entstand und bis auf den heutigen Tag vornehmlich in kleinen Orten gepflegt wird. Andererseits ist es begreiflich, daß in den großen Weltstädten London, Paris, Berlin und Wien diese Schülerkorrespondenz nicht recht an Boden gewinnt. Die Schüler der Großstädte werden durch allerlei Zerstreuungen davon abgezogen, ihre Zeit wird durch andere Interessen zu sehr in Anspruch genommen; auch scheint das Bedürfnis für diese Korrespondenz weniger vorhanden zu sein. Nichtsdestoweniger sind die Vorteile derselben so einleuchtend, daß eine häufigere Pflege des internationalen Briefwechsels, natürlich unter der nötigen Kontrolle, sehr wünschenswert wäre.

Wien.

Dr. A. Würzner.

3. Prof. Adler August, Konstruktion einer Fläche zweiten Grades aus neun gegebenen Punkten. Progr. der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal 1901. 16 SS.

Mit der Aufgabe, eine Fläche zweiten Grades aus neun gegebenen Punkten zu konstruieren, haben sich schon viele Geometer beschäftigt. A. Adler erwähnt in seiner Programmarbeit nicht nur eine ganze Reihe von Publikationen, welche dieses Thema behandeln, sondern bespricht auch von einigen den wesentlichen Inhalt (Hesse, Seydewitz, Schröter u. a. m.); eingehender beschäftigt er sich nur mit mehreren speziellen Fällen und den praktisch brauchbaren Methoden von Chasles, Steiner, Rohn und seiner eigenen Konstruktion.

Unter speziellen Fällen sind solche gemeint, bei denen die gegebenen Punkte besondere Lagen haben; z. B. drei in einer Geraden liegen, fünf oder zweimal je vier einer Ebene angehören, zwei oder drei einander unendlich nahe kommen (d. h. Tangenten, bezw. Tangentialebenen mit ihren Berührungspunkten gegeben sind). Es ist ganz natürlich, daß sich in solchen Fällen die Konstruktionen bedeutend vereinfachen.

Bei den übrigen oben noch erwähnten Methoden wird eine geschlossene Kette von drei Kegelschnitten konstruiert, welche durch je drei von den neun gegebenen Punkten gehen. Um sie zu erhalten, benutzt Chasles beliebige, Steiner zerfallende Kegelschnitte; Rohn die Polebene des Punktes, den die durch je drei Punkte gelegten Ebenen gemeinsam haben; Adler eine mit Hilfe eines Kreises hergestellte Kollineation. Er erreicht dadurch, daß zur Ermittlung der zwei wichtigsten Punkte der Kette außer dem Kreise nur 88 gerade Linien notwendig werden, während bei der Rohnschen Methode 90, bei der von Chasles mehr als 200 Linien gezeichnet werden müssen.

Schon aus dem Gesagten geht hervor, daß die in Rede stehende allgemeine Aufgabe — die doch eigentlich eine ganz nahe liegende ist — noch keine sehr einfache Lösung hat und verdient, weiter studiert zu werden. Hierzu wird durch die Programmarbeit von A. Adler eine dankenswerte Anregung gegeben und ein wertvoller Behelf geliefert. Aber auch den Fachkollegen, die sich nicht auf das Erfinden verlegen, sondern nur über Vorhandenes sich orientieren wollen, wird die vorliegende Arbeit sehr willkommen sein, weil dieselbe eine übersichtliche, vielumfassende Zusammenstellung von Publikationen enthält, die ein interessantes geometrisches Thema betreffen.

Wien.

F. Schiffner.

Der XIII. internationale Orientalisten-Kongreß in Hamburg 1902.

Wenigen Tagen des Jahres 1902 hatten die weitesten Kreise Hamburgs mit solchem Interesse entgegengesehen, wie dem 5. September. Wochen-, ja monatelange Vorbereitungen waren den wenigen Tagen gewidmet gewesen, an denen der XIII. internationale Orientalisten-Kongreß, dem die Initiative des Senats und der ersten kommerziellen und administrativen Kreise, sowie das allgemeine Interesse der Bürgerschaft galt, in das ermüdende Alltagsleben dieser Welthandelsstadt Abwechslung bringen sollte. Es war aber auch in der Tat eine selbst in dieser Stadt des fluktuierenden Verkehrs kaum je gesehene Vereinigung, die aus allen Erdteilen und Ländern am 5. September zusammenströmte. Abends vorher wurden die Mitglieder des Kongresses von Prof. Windisch, Leipzig, und dem Präsidenten Senior D. Behrmann begrüßt; letzterer wies darauf hin,

daß gerade vor 100 Jahren Grotefend durch Vorlage seines Aufsatzes *prævia de cuneatis quas vocant inscriptionibus Persepolitianis legendis et explicandis* in der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen den ersten Schritt zur Entzifferung der Keilschriften tat. In der Eröffnungssitzung am 5. September begründete Bürgermeister Dr. Mönkeberg in seiner Festrede Hamburgs Interesse nicht nur durch seine Handelsbeziehungen mit Ländern des Oriente, sondern auch den Hinweis auf den ausgedehnten Umfang der orientalistischen Studien, welche die mannigfaltigsten Gebiete des Wissens umfassen; sie zögen die ganze Geschichte der Entwicklung des geistigen Lebens der Menschheit, von der Urgeschichte ausgehend, in den Bereich ihrer Forschung. Nach der Absendung von Begrüßungstelegrammen an den deutschen Kaiser, den König Oskar von Schweden und Erzhzog Rainer ergriffen die Vertreter verschiedener Regierungen und gelehrter Gesellschaften das Wort, um den Kongreß zu begrüßen; von seiten Österreichs geschah dies durch Hofrat Prof. Reinisch; außerdem waren die offiziellen Vertreter Österreichs die Hofräte R. v. Karabacek und D. H. Müller, Prof. v. Schroeder und J. Krall. Vertreten waren alle Staaten Europas, Nordamerika, die indische Kolonialregierung, der französische Extrême Orient, Agypten, China, Japan, Persien, Paraguay.

Nunmehr entwickelte der Kongreß in seinen Plenar- und Sektions-sitzungen eine rege Arbeit, von der schon die Zahl der gehaltenen Vorträge und Diskussionen (über 130) zeugt. Dabei kamen auch folgende Österreicher zu Wort: Prof. Dr. Sellin (Wien) über seine „Ausgrabungen von Ta'annek in Palästina“; v. Schroeder (Wien) über den „Plan einer kritischen Textausgabe des Mahābharatā“; Winternitz (Prag): „Der Sabhāparvam und die südindische Rezension des Mahābharatā“; Kirste (Graz): „Das semitische Verbum im Pehlevi“; Grünert (Prag): „Die Etymologie bei den Arabern“, „Die praktischen orientalischen Sprachkurse in Prag“; Krall (Wien) über „Einige neue Ergebnisse aus den demotischen und koptischen Papyrus der Sammlung Erzhzog Rainer“; der Unterzeichnete: „Beiträge zum Formelwesen der byzantinischen Urkunden mit Berücksichtigung ihrer orientalischen Elemente“.

Folgende Vorträge, die sonst in den Sektionen gehalten wurden, glaube ich, wenigstens kurz anführen zu können.

I. Sektion (Linguistik, allgemeine indogermanische Sprachwissenschaft): Giacomo de Gregorio: „*Notice de la découverte d'un nouveau îlot linguistique albanais en Sicile*“; Miedia: „*De pronuntiatione palatalium in diversis Albanicae linguae dialectis*“; J. W. Thomas: „*Note on հրեյշօ*“; Thurneysen: „Das periphrastische Futurum im Altindischen“; Lefmann: „Etymologie des indogermanischen Wortes für Hund“; Hermann: „Über die Ausgabe der Zigeunergrammatik des Erzherzogs Josef und die Zigeunerarbeiten in Ungarn“. Die Sektionen I und II A sprachen darauf den Wunsch aus, daß die *Gypsy-studies* wieder belebt werden und unterbreiteten die Bitte, Erzherzog Josef möge die Reorganisation anregen und fördern.

Besonders eifrig betätigte sich die II A-Sektion, Indien, zumeist in Spezialfragen der Sanskritphilologie. Reiches, wertvolles Forschungsmaterial hatte Dr. Aurel Stein (Rawalpindi) nach Hamburg gebracht und öffentlich ausgestellt; es waren dies die Ergebnisse seiner aufschlußreichen Ausgrabungen in Turkestan, wo sich unter ähnlichen Trockenheitsverhältnissen wie in Agypten altindische Altertümer in erstaunlicher Frische erhalten haben. Einen vorläufigen Bericht über Steins ebenso beschwerliche als erfolgreiche Reise durch unentdeckte Gebiete, die er geographisch als erster aufgenommen hat, gibt sein Buch *Archaeological Exploration in Chinese Turkestan*, London 1901. Die Formate seiner Kharoshtī-Dokumente erinnern lebhaft an ägyptische Mumientäfelchen; für klassische Archäologen sei bemerkt, daß sich unter den Siegeln, die am Niya-Fluß gefunden wurden, auch griechische Arbeiten vorfanden. —

Windisch (Leipzig) sprach über den weißen Elefanten in der Geburtssage Buddhas. Speyer, Groningen, über die Elefantengestalt des Bodhisattva. Kuhn (München) über den Stand der Arbeiten am *Manual of Indo-Aryan bibliography*; Bloomfield (Baltimore) a *concordance of Vedic literature*; Pfungst (Frankfurt) über Fortschritte des Buddhismus in Indien und im Westen; Lüders (Göttingen) über buddhistische Philosophenschulen in Nepal; A. Foucher überreichte die Arbeiten der *École française de l'extrême Orient*.

In der Sektion IIB, Iran, erstattete Finck seinen Bericht über eine Studienreise nach Kaukasien; Bartholomae legte die ersten 14 Bogen seines altiranischen Wörterbuchs vor; Horn machte Vorschläge für ein neupersisches Wörterbuch; Andreas sprach über einige Fragen der persischen Geschichte und über die Entstehung des Awestaalphabets, ebenso Collitz; Mseriants: *Les elements ourartiques dans la langue arménienne* und *La langue hebraeo-tate et arméno-tate*; Huart: *Les résultats linguistiques de l'exploration de la Perse par Mr. de Morgan*; Lehmann: Vorschläge zur Sammlung der lebenden armenischen Dialekte; Chalatiantz: Die armenischen Heldensagen; der Ursprung der armenischen Fürstentümer nach assyrischen und urartäischen Keilschriften; Karst: Berührungspunkte in der Pluralbildung des Armenischen und der kaukasischen Sprachen.

Sektion III. Hinterindien und der indische Archipel schloß sich an IIA an.

IV. Sektion, Central- und Ostasien. O. Francke (Dresden) sprach über „Die wichtigsten chinesischen Reformschriften vom Ende des XIX. Jahrhunderts.“ Seit 1838 ist in China eine lebhaft literarische Bewegung bemerkbar, dahin zielend, einen Ausgleich mit der andrängenden westlichen Kultur zu schaffen; es sind Schriften, in denen entweder die Reformierung oder Modernisierung Chinas erörtert wird oder Aufklärung in modernem Sinn und Bekanntschaft mit okzidentaler Kultur und Wissenschaft verbreitet wird. Die Reformpartei wußte den Kaiser zu einem der Ihrigen zu machen, bis nach 1898 eine heftige Reaktion vorläufig der Bewegung ein blutiges Ende bereitete. — Mit dem Transkriptionssystem für chinesische Worte beschäftigten sich Fortris und Hirth. Chavannes (Paris) sprach über die *Saintes instructions de l'empereur Hong-on*. Mehrere Vorträge über Japans Sprache und Geschichte hielten die anwesenden Professoren aus Tokyo. Dr. Nachod (Klein-Zschachwitz) legte Photographien der wohl ältesten europäischen Karte von Japan aus den Handschriften von Vaz Dourado vom Jahre 1568 (im Besitz der Herzogin von Alba) vor. Die ural-altaische Philologie betrafen die Vorträge von Kúnos (Ofen-Pest) über den Rhythmus der türkischen Sprache; Bálint (Klausenburg) über die Hunnenfrage; Donner (Helsingfors) über Ausgrabungen und alttürkische, sowie uigurische Inschriften aus Turkestan; Alberts (Berlin) über alttürkische Bilderschrift; Mseriantz (Moskau): *Les matériaux de lexicographie turque chez l'historien arménien Kirakos du XIII^e siècle*.

V. Allgemeine semitische Sektion. Dr. Kotelmann, Hamburg, untersuchte unter beständiger Berücksichtigung des Griechischen die Farbenbezeichnungen in den biblischen Büchern. („Der Farbensinn der alten Hebräer.“) Es ergibt sich, daß letztere, bei Vorliebe für intensive Farben, weiß, gelblichweiß, gelb, gelbgrün, grün (häufig ist derselbe Wortstamm wie in den indogermanischen Sprachen nicht nur für gelb, sondern auch für grün angewendet), blau, rot in seinen Nuancen, braun, schwarz und grau persipierten; der Regenbogen, an dem Xenophanes nur drei, Aristoteles nur vier Farben unterscheidet, wird mit dem Smaragd verglichen (es wird also nur seiner grünen Farbe gedacht), oder er wird nur im allgemeinen als „sehr schön in seinem Farbenglanz“ gerühmt. Blauer und roter Purpur wird unterschieden; ersterer entspricht dem *βάσις*, letzterer der *πορφύρα*. — Anlässlich des Vortrags Nestles

(Maulbronn) wurde eine Kommission eingesetzt, die zur neuesten Cambridge Septuaginta-Ausgabe Stellung nahm. Dieser wird der Text des *cod. Vaticanus* zugrunde gelegt, von dem nur dann abgewichen wird, wenn sich dadurch eine Vereinfachung des kritischen Apparats erzielen läßt. Alle Abweichungen von dem zugrunde gelegten Kodex werden in einer besonderen Abteilung des kritischen Apparats verzeichnet; andere Forderungen betreffen die Übersichtlichkeit des Apparats, die Einführung von Gruppensiglen; Eigennamen ohne griechische Flexionsendung sind ohne Akzent und Spiritus zu drucken. — Der Vortrag H. Grimmes (Freiburg i. Sch.), „Der ursemitische Ablaut“, zeigte, daß die vergleichende semitische Philologie sich die Methode der indogermanischen glücklich zu nutzen macht. Geschickt war der Hinweis auf die Wirkung des Satzakkents auf die Formung des ursemitischen Imperativs, z. B. *abó qul* o Vater, töte. Auch in der indogermanischen Philologie ist diese Beobachtung nützlich; wie überraschend leicht gestaltet sich z. B. die Etymologie von lat. *igitur*, das sich zu *agitur* im Satz dann so verhält, wie *(cón) fecit* zu *facit*. — Prof. Paul Haupt (Baltimore) behandelte „Die Form der alttestamentlichen Liebeslieder“. Das sog. Hohelied Salomos ist eine in Damaskus nach Beginn der Seleukidenzeit zusammengestellte Sammlung volkstümlicher hebräischer Liebeslieder, die durchwegs in Strophen zu zwei Doppelzeilen abgefaßt sind; jede Doppelzeile besteht aus zwei Halbzeilen, jede Halbzeile hat drei Hebungen. Eigenartig sei auch der Gleichklang einzelner Lieder mit Stellen aus der 10. Idylle Theokrits; hier wie dort spiele die Vergleichung der Geliebten mit der dunkelviolettten Schwertlilie eine bedeutsame Rolle; von dunkler, bräunlicher Farbe, aber doch die schönste: so tritt die Geliebte im biblischen Liebeslied und im theokritischen Idyll auf. Wenn auch zugegeben sei, daß ins Hohelied einige griechische Lehnworte eingedrungen seien, so berechtige das doch nicht zum Schluß, daß die biblischen Liebeslieder von Theokrit abhängig seien. — Gaster (London) sprach über den „Ersten Druck des hebräischen Pentateuchs in Hamburg“ vom Jahre 1663. Er machte auch auf das reiche Material aufmerksam, das für das Studium der Aussprache des Aramäischen vorliegt, indem der Targum mit biblischen Akzentzeichen versehen ist. Weitere Vorträge waren: Ryssel (Zürich): „Die Herkunft der biblischen Fragmente des Buches Jesus Sirach“; Haupt (Baltimore): „Tarsis“ (*Tartessos*, das semitische Wort bedeutet Bergbau, Aufbereitung; die Tarsissteine sind Zinnoberstücke aus den Gruben von Almaden), „Zitate im alten Testament“; Lidzbarski (Kiel): „Semitische Kosenamen“; Budde (Marburg): „Die Überschrift des Buchs Jeremia“; Guthe (Leipzig): „Die Arbeiten des deutschen Palästina-Vereins“; Hommel (München): „Die Etymologie des Namens Moab“; Mittwoch (Berlin): „Der Name Essäer“; Simonsen (Kopenhagen): „Der Name der Hasmonäer“ (durch Emendation ergibt sich eine hebräische Umformung des griechischen *σρατηλάτης*); Ginsburg (London): „*On the Puseks in Hebrew bible*“; Curtiss (Chicago): „Die heutigen ursemitischen Opferstätten“.

Die Assyriologie vertraten Finches, Hommel, Oppert und Halévy; der Versuch des letzteren, das phönizische Alphabet aus der Hieroglyphenschrift abzuleiten, stieß auf heftigen Widerspruch.

VI. Islamische Sektion. Hier mögen hervorgehoben sein. Goldziher (Ofen-Pest): „Bemerkungen über den Zusammenhang der arabischen Trauerfeier mit den alten Totenklagen“; Merx (Heidelberg): „Die Einführung der aristotelischen Ethik in die arabische Philosophie“; Hess (Freiburg i. Sch.): Beduinenlieder der Kahtán mit phonographischen Reproduktionen“.

VII A-Sektion, Ägyptische Sprachen. Von den zahlreichen Vorträgen nennen wir: Breasted (Chicago) über die Schlacht bei Kadesch; Schäfer (Berlin): „Ein Phönizier auf einem ägyptischen Grabstein der Ptolemäerzeit“; Loret (Lyon): „*Les procédés d'éclairage chez les anciens*“.

Egyptiens"; Borohardt (Kairo): „Zählkarten aus Volkszählungen des mittleren Reichs“; Sethe (Berlin): „Altägyptische Jahresdatierungen“; Heß (Freiburg i. Sch.): „Die diokletianische Ara in Inschriften und die spätesten hieroglyphischen und demotischen Inschriften“; Steindorff (Leipzig): „Die Topographie des *Ammoniums*“; Th. Reinach (Paris): „*Sur la date de la colonie juive d'Alexandrie*“.

In der VII B-Sektion, Afrikanische Sprachen, sprach Beneke über vergleichende Bantu-Grammatik.

Die VIII. Sektion, Wechselwirkungen zwischen Orient und Okzident, wurde von Prof. Krumbacher (München) geleitet, der selbst über den Zweck und die allgemeine Bedeutung der Sektion sprach.

Der Vorsitzende betonte die außerordentlich wichtige Erforschung der Wege, wie die Ideen, Erfahrungen und Errungenschaften des Orients dem Okzident übermittelt wurden. Gegenüber den vagen Ansätzen der Kunsthistoriker wies er sowie Prof. Thumb auf die Bedeutung strammer philologischer Methode hin. — Bréhier (Clermont-Ferrand) sprach dann *De l'influence des Orientaux sur la civilisation occidentale au commencement du moyen âge*. Häufiger, als man es glaubt, erscheinen Orientalen, besonders Syrer, in den Ländern des ehemaligen weströmischen Reiches, bald als Kaufleute, bald als Geistliche und Einsiedler. Daran knüpft sich auch die Frage, ob und wie lange man im Abendlande Griechisch studierte oder verstand (vgl. Harold Steinacker in der Festschrift für Gomperz). Es folgte Lehmann (Charlottenburg) über „Die Einwanderung der Armenier im Zusammenhang mit den Wanderungen der Thraker und Iranier“; Deißmann (Heidelberg): „Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus“, erörterte die welthistorische Bedeutung der Septuaginta und der Tätigkeit des jüdisch-griechischen Literaturkreises in Ägypten. Um so wichtiger erscheint die Erforschung der biblischen und der mit ihr zusammenhängenden Gräzität der Papyri.

In den Plenarsitzungen hielt den ersten Vortrag Graf de Gubernatis über Sakuntala und Griseldis. Er bewegte sich in den Gebieten einer Art Folklore, deren Ansätze um so vager erscheinen, je mehr sie mit zufälligen und gesuchten Anklängen arbeiten. (Z. B. stellt er seine „Griselda“ mit der homerischen Chryseis, der „Criseide“ in sprachlicher Hinsicht zusammen!) Man legte es G. nahe, nur die Einleitung und den Schluß seiner Ausführungen vorzutragen. Sehr vorteilhaft stachen davon die nächsten Vorträge ab: Lefmann (Heidelberg): „Stufen des sprachlichen Bedeutungswechsels“; er unterscheidet in dem Prozesse der Durchgeistigung des lautlichen Sprachstoffs drei Etappen: die wurzelhafte, kein Wandel der Bedeutung ohne Veränderung der Form; die grammatische, nur unwesentliche Veränderung der Form; die logische, losgelöst vom Lautstoff. — Merx (Heidelberg): „Der Einfluß des alten Testaments auf die Entwicklung und Ausgestaltung der Universalgeschichte“. Herodot, Thukydides, Xenophon kennen nur den Standpunkt der Nationalgeschichte; Polybios fehlt der Begriff des menschlichen Universums. Diodors Untersuchungen scheiterte an der mangelhaften Technik, da ihm eine einheitliche Chronologie fehlt. Bei den Israeliten ist am frühesten die Bedingung gegeben, die menschliche Entwicklung unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zu betrachten und in der geschichtlichen Reihe sittliche Zwecke zu erkennen, über dem ewigen Einerlei der politischen Geschichte eine Bewegung höherer Ordnung wahrzunehmen. Auch nur die Hebräer haben eine universale Ara erdacht, indem sie ihre Rechnung an den gemeinsamen Stammvater aller angelehnt haben. Andererseits sind zu Anfang der christlichen Ara die Griechen für diese Gedanken gereift, die Einheit des Menschengeschlechts, die Parallele der Ordnung im Kosmos und in der Geschichte dämmerte auf. Die Zeit der christlichen Apologeten hat nun die Verbindung dieser Elemente gebracht. Bei Eusebius' Werk stehen wir an einem Knotenpunkt der wissenschaftlichen Entwicklung der Menschheit.

An allerlei, auch lärmenden Zutaten, Illuminationen, Toasten etc. hat es nicht gefehlt. Leider ließ die Organisation des Kongresses zu wünschen übrig. Der interessante Vortrag von Borchardt (Kairo): „Die Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft in Ägypten“ war wiederholt angekündigt worden, u. zw. für die Plenarsitzung am 8. September an erster Stelle; dann nochmals für die Plenarsitzung am 10. September; mit Spannung erwartet, wurde er im letzten Moment zurückgezogen. Der Vortrag Th. Reinachs (Paris): „Das Alter der Ansiedlung der Juden in Alexandria“ war für die semitische Sektion angesetzt (6. Bericht, p. 12); im 9. Bericht erfuhr man nachträglich, daß er am 9. September in der ägyptischen Sektion schon gehalten worden war. Dasselbe war der Fall bei einem andern ägyptologischen Vortrag.

So beklagte sich denn Prof. Haupt (Baltimore), 9. Bericht p. 11, über die Kollisionen der Sitzungen der allgemeinen semitischen und der islamischen Sektionen. Wie sehr muß aber über zahllose Kollisionen derjenige klagen, dessen Interesse und Studien nicht an die willkürliche Abgrenzung der 8, recte 10 Sektionen gebunden sind. Bisher war wenigstens der Trost vorhanden, daß man die Vorträge in den Kongreßakten später werde gedruckt lesen können; hier ist aber der für die weitere Gestaltung der Orientalisten-Congresse verhängnisvolle Beschluß auf Antrag Navilles gefaßt worden, von der Veröffentlichung der Vorträge *in extenso* abzusehen. Ich finde u. a. einen Widerspruch zwischen diesem Antrag und der Spaltung des Kongresses in 10 Sektionen. Sollen denn die Anregungen durch den Kongreß darin bestehen, daß man die nächsten Jahre auf der Wacht steht, ob, wann und in welcher Zeitschrift, die auf dem weiten Gebiete von Tokyo, via Berlin bis St. Petersburg erscheint, der Vortrag, für den man sich interessiert, publiziert wird? — Es scheint vielmehr zu viel Geld für allerlei Parerga des Kongresses aufzugehen; über den Zutaten, die für den Augenblick berechnet sind, sollte aber das Wesentliche und Bleibende nicht Schaden leiden. Was wird die weitere Folge sein? Schon diesmal ist es in der Sitzung der V. Sektion vom 6. September nachmittags vorgekommen, daß einer der Vortragenden einfach aus seinem neuesten Buche etwas vorlas. Die Kritik der Öffentlichkeit wird wegfallen, das Niveau der Vorträge herabsinken; denn wer wird die Resultate monatelanger ernster Arbeit der Laune der Kongreßzufälle anheimstellen? Dazu kommt die weite Entfernung der Stätten, wo die Kongresse tagen; der nächste wird in Algier zusammen-treten. Nicht jeder wird dort persönlich anwesend sein können, und es ist eine Ungerechtigkeit gegen die abwesenden Teilnehmer, die sich einschreiben ließen, ferner gegen die, welche durch die mangelhafte Organisation der Sektionen gelitten haben, sowie überhaupt gegen alle, die kein allzu spezialisiertes und beschränktes Studiengebiet besitzen, ihnen anregende und belehrende Vorträge vorzuenthalten. Freilich gibt es Vorträge, die schon zur Zeit, da sie gesprochen werden, veraltet sind, so Navilles eigener Vortrag „*La pierre de Palerme*“. Gern verzichten wir auch auf den Vortrag des Grafen de Gubernatis, der unter den Begründern des Antrags Naville steht. Das eine Mal ist alles, Reifes und Unreifes, publiziert werden; aber das entgegengesetzte Extrem, gar nichts *in extenso* publizieren, erinnert an des Horaz Wort: *stulti dum vitant vitia, in contraria currunt*.

Entgegnung.

Im Oktoberhefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 774 bis 770) wurde unser Lernbuch der Erdkunde, I. Teil, von Herrn Dr. R. v. Muth besprochen.

Der Herr Referent, der selbst ausspricht, daß ihn schon der Titel unseres Buches („Lernbuch“) nicht günstig stimmte, führt Stellen aus diesem in entstellter, teilweise sinnwidriger Form an, um daran seine kritischen Bemerkungen zu knüpfen. So greift er (S. 775, Z. 18) einen Satz in veränderter Form heraus, der sich in unserem Buch als Schlußsatz einer Betrachtung findet, während seine Darstellung den Anschein erweckt, als hätten wir eine bloße Definition hingestellt. Er wirft uns vor, wir sprächen in unserer Neuerungssucht von „Pontusgebirge“, während es bei uns (S. 71, § 79), wie auch in den Karten der üblichen Schulatlanten, „Pontisches Gebirge“ heißt. — Als dritten Punkt unserer Gliederung führt der Herr Ref. an: „Tätigkeit des Menschen“ statt „Wirkungen der Tätigkeit des Menschen auf der Erdoberfläche“ und begründet so den Vorwurf der Systemlosigkeit. — Auf S. 776 bringt er den Satz: „Ein Inselgebirge ist der Zobtenberg oder die Waldaihöhe“ unter Anführungszeichen, als hätten wir diesen Satz ausgesprochen, wogegen wir uns auch aus dem Grunde entschieden verwahren müssen, weil der Inhalt falsch ist, da der Zobtenberg kein Gebirge und die Waldaihöhe eine sehr wenig hervortretende Hügellandschaft ist. — Über die Bedeutung der Pforte von Ebenfurt („Pötschinger Senke“) möge der Ref. die Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1901, S. 341, einsehen. S. 777 sagt der Herr Ref.: „Der Aufbau der Alpen wird geschildert in einer Reise längs des Nordraumes“. Der § 53 unseres Lernbuches trägt den Titel: „Lage und Ausdehnung. Von Wien nach Genf.“ Das ist doch nicht der Aufbau! — Unrichtig ist es auch, wenn der Ref. behauptet (S. 774), daß wir „die ganze Summe geographischer Grundbegriffe aus den Terrainformen der unmittelbaren Umgebung der Stadt Wien entwickeln“. Dies geschieht natürlich nur, soweit es möglich ist. Mehrfach stellt der Herr Ref. Behauptungen auf, ohne für dieselben die nötigen Belege beizubringen. So sagt er (S. 774), „wir hätten eine allgemeine Approbation nicht anstreben dürfen“. Woher weiß er denn, daß wir dies getan haben? — Er behauptet außerdem (S. 774), daß „sehr häufig Begriffe und Namen von elementarer Wichtigkeit nicht in den primären Lehrstoff, sondern erst in diese Wiederholung“ — er meint die Zusammenfassung am Schlusse der Paragraphe — „eingereiht erscheinen“, ohne ein einziges Beispiel zu erwähnen, was umso auffallender ist, als es nach seinen Worten so häufig vorkommt. Er findet eine Menge Begriffe zu schwer oder überflüssig (z. B. S. 776, Z. 17 ff., S. 777, Z. 12 v. u., S. 777, Z. 8), ohne es zu begründen.

Der Herr Ref. wirft uns vor, daß wir, um „recht modern“ zu sein, eine Reihe neuer Bezeichnungen eingeführt hätten, so z. B. Pontus-Gebirge, Halbinsel Dekhan — wir schrieben Dekan —, Kap Deschnew als Ostspitze Asiens, Kap Enghela als Nord-, Pas- (soll heißen Ras-) Hafen als Ostspitze Afrikas. Bezüglich des Pontusgebirges wurde oben gesprochen. Dekan ist die eigentliche Halbinsel und ist — wenn man an dem richtigen Begriff Halbinsel festhält — mit Vorderindien so wenig identisch, wie Apenninen-Halbinsel mit Italien. Bezüglich der Bezeichnung „Kap Deschnew“ möge der Herr Ref. die Zeitschrift für Schulgeographie 1899, S. 89 nachlesen, wo er finden wird, daß die östliche Spitze Asiens laut Ukas des Kaisers von Rußland vom 18./30. Juni 1898 den Namen Deschnew nach dem Entdecker zu tragen habe, den sie auch seither auf allen Karten führt. Was die beiden afrikanischen Kaps anbelangt, so sind wir nicht imstande, einen anderen Punkt als wirklich den betreffenden äußersten zu nennen, auch wenn wir

den Grundsatz des Ref.: „*quieta non movere*“ verletzen; denn wir können nicht Irrtümer, auch wenn sie noch so alt sind, weiter verbreiten. Auch diene ihm zur Aufklärung, daß der Ausdruck „Längstal“ richtig ist, da es ein Tal längs des Gebirgskammes und nicht ein langes Tal ist.

Um unseren Satz zu widerlegen, daß in den Ebenen Eisenbahnen wenig Schwierigkeiten zu überwinden haben, dessen Richtigkeit im allgemeinen gewiß jeder einsehen wird, führt der Herr Ref. an, daß „der Bau der transkaspischen Bahn des Flugsandes wegen den Russen für viel schwieriger galt als der der kaukasischen“. Abgesehen davon, daß dies ein ganz besonderes Beispiel ist, da man unter Ebenen gewöhnlich nicht gleich Wüsten versteht, wäre es auch deshalb kein Beweis, weil bis jetzt eine „kaukasische“ Eisenbahn nicht besteht und die transkaukasische, die der Herr Ref. vielleicht meint, auch größtenteils in Talebenen läuft. Daß die Gemeinde für die Erhaltung der Volk- und Bürgerschulen zu sorgen hat, ist nach der Behauptung des Herrn Ref. unrichtig. Wir begnügen uns, auf § 62 des Reichsvolksschulgesetzes zu verweisen! Bezüglich des Tullner Feldes haben wir die Auffassung, daß die ganze Ebene bis zum Wagram, dem Steilrand am linken Donauufer, diesen Namen führt. Hinsichtlich der Zahl der Erdteile ist uns die Auffassung Pencks maßgebend, selbst auf die Gefahr hin, daß wir auch hier „modern“ werden (vgl. Penck in Seobels Geogr. Handbuch, 3. Aufl. S. 55). Die „*Juma mendax*“ hängt nicht mit dem *a*- und *s*-, sondern mit dem *d*- und *c*-Zeichen zusammen und ist zu der Zeit, wo dieser Stoff durchgenommen wird, in der I. Klasse eines Gymnasiums kaum zu gebrauchen, geschweige denn in einer Realschule. Wenn der Herr Ref. behauptet, daß aus § 62, S. 55 nicht klar wird, daß von Fjorden nur bei Steilküsten die Rede sein kann, so ist dies wohl nur dadurch zu erklären, daß er das Vorhergehende gar nicht oder zu flüchtig gelesen hat. Wir wären dem Herrn Ref. dankbar gewesen, wenn er uns die Aussprache seiner „gebildeten Engländer“ mitgeteilt hätte! Wer sorgt nach der Meinung des Herrn Ref. für die Realschulen? Daß hier Staatsrealschulen gemeint sind, geht aus dem Text hervor, zumal von den Landearealschulen schon S. 22 die Rede war. Wenn „die gute Aufzählung der meridionalen Folge der Landschaften in Hochasien eine Profilzeichnung verlangt“, so scheint der Herr Ref. ganz zu vergessen, daß das Lernbuch ein Schulbuch ist und der Lehrer dabei auch etwas tun kann und tun soll; die ganze Rezension ist überhaupt so gehalten, als ob es ein Buch zum Selbstunterricht wäre, z. B. bei der Bemerkung über das Delta (S. 777, Z. 22).

Den Unterschied zwischen Prärie und Pußta auf dieser Stufe klar legen zu wollen, erscheint uns zu schwierig, zumal gerade die Landschaftsbildung der II.—IV. Klasse vorbehalten ist. Bezüglich der „Südsee“ gestehen wir dem Herrn Ref. zu, daß der Ausdruck meist für den ganzen Stillen Ozean gebraucht wird, müssen aber der Behauptung widersprechen, daß die Bezeichnung von der Wissenschaft aufgegeben ist (man vergleiche das letzte Werk Ratzels, „Die Erde und das Leben“, S. 263). Übrigens ist der Ausdruck „Südsee“ ursprünglich nur für den südlichen Teil gebraucht worden, weil sonst der Name widersinnig wäre.

So bleiben denn von dem ganzen gegen uns vorgebrachten Material noch einige Punkte, die eben Ansichtssache sind (z. B. S. 775, Z. 17 v. u.: Breitenlinie, S. 777, Z. 7 v. u.: Polynesien, S. 777, Z. 22) und einige „Stilproben“ übrig; es wäre jedenfalls sachlicher und gründlicher gewesen, wenn er letztere, statt das System der Rufzeichen anzuwenden, richtig gestellt hätte.

Ob der Schlußsatz des Herrn Ref. (S. 779) durch seine vorhergehende Darstellung bewiesen ist, mag der Leser selbst beurteilen. Sich über die Methodik der Geographie mit dem Herrn Ref. auseinanderzusetzen, ist kaum möglich, da er nach seinem Grundsatz „*quieta non*

movere“ (vgl. S. 775, Z. 5 v. u.) die Errungenschaften des letzten Vierteljahrhunderts auf diesem Gebiete einfach unbeachtet läßt. Wir müssen ihn bezüglich des Titels „Lernbuch“ und anderer Fragen, die ihm vielleicht neu sein werden, auf die Diskussion über die „Grundsätze für Lehrbücher der Geographie“ in der „Zeitschrift für Schulgeographie“ (Jahrg. 1900/01 und 1901/02) verweisen. Er wird dann vielleicht nicht mehr daran zweifeln, daß die Anschauung die Grundlage des geographischen Unterrichts bilden muß und daß eine wahre Anschauung nur auf Grund der Betrachtung der Heimat gewonnen werden kann. Diesen Standpunkt nehmen auch die Instruktionen ein, denen wir genau gefolgt sind mit Ausnahme des einen Punktes, daß wir das „Messen“ vor das „Orientieren“ gestellt haben. Dazu wurden wir durch Gründe bewegt, die der Herr Ref. in der Methodik von Prof. Gustav Busch nachlesen möge. Daß die Unterrichtsverwaltung die Ansicht, die Betrachtung der Heimat solle die Grundlage des geographischen Unterrichts auch auf den Mittelschulen sein, nicht aufgegeben, sondern weiter ausgebildet hat, zeigt der Lehrplan für Mädchen-Lyzeen. Wenn sich der Herr Ref. (S. 775 und S. 776 oben) gegen die Beispiele aus der Heimat wendet, so übersieht er dabei ganz, daß unsere Absicht auch dahin geht, die Schüler zur aufmerksamen Betrachtung der leider viel zu wenig bekannten Heimat anzuleiten, damit sie nicht nur das Schauen und Sehen lernen, sondern auch zur Erkenntnis der Schönheit der Heimat und so zur Heimatliebe gelangen.

Eine Kritik der unserem Buche zugrunde liegenden Methodik hat der Herr Ref. übrigens trotz seiner kraftvollen Schlußworte nicht gebracht, sondern nur einzelne Punkte herausgehoben. „Ganz merkwürdig“ findet er die Anordnung des Stoffes; wir finden es merkwürdig, daß er die Anordnung nicht verstanden hat.

Die Abschnitte I, II und III schließen sich unmittelbar an die Betrachtung der Heimat an; mit IV beginnt die Betrachtung der physikalischen Verhältnisse der gesamten Erde; von VII ab folgt die Länderkunde. In der Bemerkung, daß man entgegen dem Lehrplan mit der wirklichen Bewegung der Erde statt mit der scheinbaren der Sonne beginnen sollte, stimmen wir dem Herrn Ref. vollkommen bei.

Mit dem Lehrplane des Ref. für das erste Sem. der I. Klasse werden wir uns in einer Fachzeitschrift eingehend beschäftigen. Abgesehen davon, daß dieser Lehrgang den geltenden Instruktionen für Gymnasien widerspricht, die der Herr Ref. offenbar nicht kennt, da er sich S. 778, Z. 12 v. o. auf das Verordnungsblatt vom Jahre 1892 beruft, dessen Bestimmungen aber gerade in dem Punkt nicht mehr gelten, zeigt der Herr Ref. darin jenen Hang zu rein theoretischer Darstellung, den er auch an anderen Stellen der Rezension (z. B. S. 775, Z. 18 v. u., S. 776, Z. 12 v. u. und Z. 22 v. u.) bekundet und in dem Satze (S. 774, Z. 12 v. u.) zum Ausdruck bringt, indem er seine Absicht vor den „aus der Erfahrung abstrahierten technischen Kunstgriffen“ ausspricht.

Aus der Art der ganzen Rezension geht hervor, daß der Herr Ref. die Absicht hatte, unserm Lernbuch zu schaden. Ob es ihm gelungen ist, wird die Zukunft zeigen.

Dr. A. Becker. Dr. J. Mayer.

Erwiderung.

Die Indiskretion, den Raum dieser Zeitschrift und die Geduld ihres Leserkreises für eine weitere Polemik in Anspruch zu nehmen, liegt mir ferne, zumal ich der Ansicht bin, daß eine Methode der Gegenargumentation wie pto. „Tullner Feld“ der Antwort überhaupt überhebt.

Nur einen Punkt von allgemeinem Interesse behandle ich in besonderer Notiz.

(Ostkap oder Kap Deschnew?) Daß ein Ukas des Kaisers von Rußland der östlichen Spitze Asiens den Namen Kap Deschnew gibt, war 1898/99 in den geographischen Zeitschriften zu lesen. Die Anregung hiezu gab ursprünglich Nordenskiöld im Berichte über die Durchfahrt der „Vega“, wo er seinem Lieblingshelden Deschnew unverhältnismäßigen Raum und überschwengliches Lob widmet. Nun kann wohl kein Verständiger das Recht einer Regierung bestreiten, ihr gehörige Gebietsteile zu benennen. Ob aber solche Anordnungen von der Wissenschaft ohneweiters rezipiert werden müssen, ist eine andere Frage. Zunächst kann es sich überhaupt nur um politische Begriffe handeln, keineswegs um solche aus der physischen Erdbeschreibung. Wie zähe aber selbst historische Namen festgehalten werden (Burgund, burgundische Pforte) bedarf so wenig eines Beleges, als daß Nachbarvölker für dasselbe Objekt oft ganz verschiedene Bezeichnungen besitzen. Umgekehrt dringen auch von der Wissenschaft veranlaßte Namensänderungen oft nur schwer oder gar nicht ein; der Tourist mag die „Amthorspitze“ besteigen, der Eisacktaler spricht nur vom „Hühnerpiel“! Wenn heute die Deutsche Regierung etwa die Zugspitze oder die Schneekoppe nach großen Staatsmännern oder Feldherren benennen wollte, hätte sie in der Praxis einen sehr fraglichen, in der Wissenschaft wohl keinen, in der Schule höchstens einen Zwangserfolg. Es wird doch niemand glauben, daß die geschmacklose Benennung der innerafrikanischen Seen nach fürstlichen Ehepaaren und Verschwägerungen sich auf die Dauer halten kann; diese Namen werden ebenso passenderen Platz machen, wie Sir Herschels Georgstern dem des Uranus. Und so verpflichtet auch der Vorgang der russischen Regierung durchaus nicht zur Annahme des Namens Deschnew; ich bin sogar ganz entschieden dafür, den in diesem Falle besonders prägnanten und einfachen Namen Ostkap in der Schule beizubehalten.

Wien.

† Richard v. Muth.

Berichtigung.

Der durch ein Versehen der Druckerei in der Besprechung der Hölzelschen Schulwandkarte von Asien (Jahrg. 1902, XII. Heft, S. 1104) stehen gebliebene Passus „die des Apo nur 2700 m“ ist zu streichen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Ch a e r o n e a.

(Methode und Aufgaben der antiken Kriegswissenschaft)¹⁾.

Ich wähle für meine Ausführungen die Schlacht oder vielmehr den Feldzug von Chaeronea als ein Beispiel, um zu zeigen, welche Methode bei meinen Arbeiten auf dem Gebiete der kriegsgeschichtlichen Forschung des Altertums angewandt ist und welche neuen Resultate sich aus ihr ergeben haben. Sodann werde ich besprechen, welche Aufgaben bei dem heutigen Stande unseres Wissens für die weitere Bearbeitung dieses Zweiges der Altertumswissenschaft erwachsen.

Man stellt sich die militärischen Vorgänge des griechischen Altertums oft viel zu einfach vor: Athener und Thebaner rücken Philipp entgegen, die Heere treffen sich in einer schönen Ebene bei Chaeronea, stellen sich in Schlachtordnung auf und gehen in den Kampf; das eine Heer wird besiegt und die Sache ist erledigt. Diese Auffassung hat nicht einmal erkannt, daß hier Probleme liegen, geschweige denn sie gelöst.

Ich muß diese Probleme kurz darlegen. Schon im September 339 hat Philipp Elatea besetzt. Das habe ich schon früher im Anschluß an ältere Forscher erwiesen²⁾ und setze daher die Tat-

¹⁾ Der am 8. Januar l. J. im Wiener „Eranos“ gehaltene Vortrag ist in seinem ersten Teile ein Referat aus meinem Buche „Antike Schlachtfelder in Griechenland“, Band I (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903), aus dem auch die beigegebenen Zinkographien genommen sind. Wegen der Nachweise für das hier Gesagte und eingehenderer Begründung wolle man sich daher an die dort gegebene ausführlichere Darstellung halten.

²⁾ Die Chronologie des dritten heiligen Krieges und des Krieges Philipps mit Byzanz. Straßburger Festschrift zur Philologenversammlung 1901. Der Aufsatz ist in erweiterter Form als Beilage I zur Darstellung des Feldzuges von Chaeronea in den „Antiken Schlachtfeldern“ wieder abgedruckt.

sache hier als bekannt voraus. Aber erst im August 338 ist die Schlacht bei Chaeronea geschlagen. Fast ein Jahr liegt zwischen diesen Terminen. Nun ist Elatea nur wenige Kilometer von Chaeronea entfernt. Also im Laufe fast eines ganzen Jahres kein Fortschritt von seiten Philipps nach dem ersten stürmischen Anlauf, der ihn über die Thermopylen bis in das Herz von Griechenland hineingeführt hatte. Darin liegt das Problem.

Denn wir alle wissen ja, wie völlig überrascht, halt- und wehrlos Athen im Herbst 339 bei der Besetzung Elateas war. Ich erinnere nur an die berühmte Schilderung in Demosthenes' Kronrede. Von Elatea konnte Philipp in drei Tagen in Attika stehen. Woher also dieser plötzliche und auffällige Stillstand? Die Erklärung liegt, wie längst gesehen wurde, zunächst auf politischem Gebiete: Philipp hat an der Grenze Böotiens Halt gemacht, um Theben nicht Athen in die Arme zu treiben, um es zu sich herüberzuziehen. Durch Diplomatie sollte die feste militärische Basis gegen Attika gewonnen werden. Das diplomatische Spiel hat Philipp verloren, und unter dem Schutze der noch geführten Verhandlungen ist es Demosthenes, der damals mit diktatorischer Gewalt bekleidet war, gelungen, die athenische Armee mit der böotischen zu vereinigen und beide bis an die westliche böotische Landesgrenze vorzuschieben¹⁾.

Es war nicht nur ein bedeutender politischer, sondern auch ein bedeutender militärischer Erfolg, den Demosthenes errungen hatte. Indessen ist durch alles dies doch nur die Besetzung der Westgrenze Böotiens durch die Griechen erklärt, nicht aber die noch drei Vierteljahre lange Verzögerung der Entscheidung des Feldzuges. Denn die Besetzung hatte schon Anfang Winters 339/338 stattgefunden und während des ganzen Winters, des Frühlings und eines großen Teils des Sommers haben sich also die Griechen in dieser Stellung gehalten.

Die Frage ist, wie war die Stellung beschaffen, die ihnen das möglich gemacht hat? Damit wird das Problem aus einem politisch-diplomatischen zu einem militärisch-topographischen (s. beiliegende Übersichtskarte für die Stellungen der Griechen und Makedonier vor der Schlacht von Chaeronea 338 v. Chr.).

Das vorliegende Kärtchen zeigt einen Teil von Mittelgriechenland, im Norden das Meer von Euböa und den Busen von Lamia mit den Thermopylen, im Süden ein Stück des korinthischen Meerbusens. Das Festland dazwischen wird von zwei parallelen Bergketten durchzogen. Die nördliche beginnt am Golf von Lamia als Öta und setzt sich nach Osten unter dem Namen Knemis fort. Sie ist in ihren höchsten Spitzen nur wenig über 1000 m hoch. Die südliche erhebt sich zu weit beträchtlicherer Höhe. Sie er-

¹⁾ Antike Schlachtfelder, Bd. I, S. 133 f. u. S. 175 ff.



reicht im Westen in der Giona und dem großen Massiv des Parnaß Höhen von mehr als 2500 *m*, also mehr als der Schneeberg bei Wien; dann senkt sie sich zu einem niedrigeren Berglande und ersteigt endlich im Helikon wiederum eine Erhebung von etwa 1750 *m*, also fast von Rigihöhe. Zwischen beiden Bergzügen zieht sich die mehrere Kilometer breite Tiefebene des Kephissos hin, in deren westlichem Teile Doris und Phokis, in deren östlichem Bötien und der Sumpfsee Kopais liegen.

Auf dem Südabhange des nördlichen Bergzuges hatte Philipp Stellung genommen. Hier liegen Elatea und Kytinion am Ausgange der beiden wichtigsten Gebirgspässe nach Phokis und Doris, etwa 28 *km* voneinander entfernt. Auch die zwischen ihnen liegenden Pässe waren unter Besetzung genommen. Die Stellung war in jeder Beziehung vortrefflich gewählt. Sie deckte den Rücken, hielt die Verbindung mit Makedonien aufrecht und gab nach vorn freie Hand: Philipp konnte von Kytinion über den Paß von Gravia südlich nach Amphissa und Delphi und von Elatea östlich gegen Theben und Athen vorgehen. Ihm gegenüber auf dem südlichen Höhenzuge hatten nun die Griechen Aufstellung genommen. Die beiden Punkte von Parapotamioi am Kephissos und Gravia zwischen Parnaß und Giona werden uns als von ihnen besetzt bezeichnet. Auch hier hat man die ganze Gebirgslinie von dem einen zum anderen Punkte als besetzt oder wenigstens beobachtet zu denken, um ein Zwischenschieben Philipps zwischen die beiden Pässe zu hindern. Aber machen wir uns durch eine noch etwas eingehendere Betrachtung die Situation noch besser klar:

Gerade bei Parapotamioi schickt der nördliche Bergzug Mittelgriechenlands einen Querriegel nach Westen vor und ihm gegenüber der südliche einen Querriegel nach Osten. Jener ist das Hedyllion, dieser das Parorigebirge. So kommt es, daß die sonst mehrere Kilometer breite Kephissosebene hier zu einem engen Defilée von 3—400 *m* zusammenschrumpft, zwischen dem sich der Kephissos raschen Laufes hindurchwindet. Es war leicht zu verteidigen. Aber 7 *km* östlich und ebenso 7 *km* westlich davon gehen noch zwei andere Pässe über das Gebirge, die Pässe von Liaphenda und Daulia. Herr Oberst Janke und ich sind sie geritten und wir haben konstatiert, daß sie sehr leicht zu übersteigen sind. Sie mußten auch stark besetzt sein. Die Lücke, welche nun nur noch bis zum Kopaissee übrig bleibt, brauchte man dagegen nur unter scharfe Beobachtung zu nehmen. Gegen eine hier etwa versuchte Umgehung bot das etwas zurückliegende, quervorgeschobene Akontiongebirge einen guten Schutz. In dieser Stellung also wollten die Griechen Philipp an weiterem Vordringen hindern, ohne sich auf eine Feldschlacht einzulassen.

Es ist zunächst die Frage, ob eine solche rein defensive Strategie überhaupt Aussicht auf Erfolg haben konnte, ob man

annehmen durfte, daß Philipp, ohne einen Sturm zu wagen, Halt oder gar Kehrt machen würde? Die Antwort lautet: Ja.

Auch im Jahre 354 hatte Philipp bei den Thermopylen vor einer ganz ähnlichen Stellung Kehrt gemacht und seine Pläne auf gelegenerer Zeit verschoben. Dazu kam, daß jetzt im Jahre 338 Mittelgriechenland doch nur das halbe Kriegstheater war. Makedonien wurde von der athenischen Flotte blockiert, von unbotmäßigen Barbarenvölkern bedroht. Wer konnte sagen, ob nicht die Gefahr des Heimatlandes Philipp zwingen konnte, abzuziehen, wenn man nur eine Zeitlang standhaft aushielt. So konnte die Wolke, wie Demosthenes sagt, vielleicht noch unschädlich an Griechenland vorübergehen.

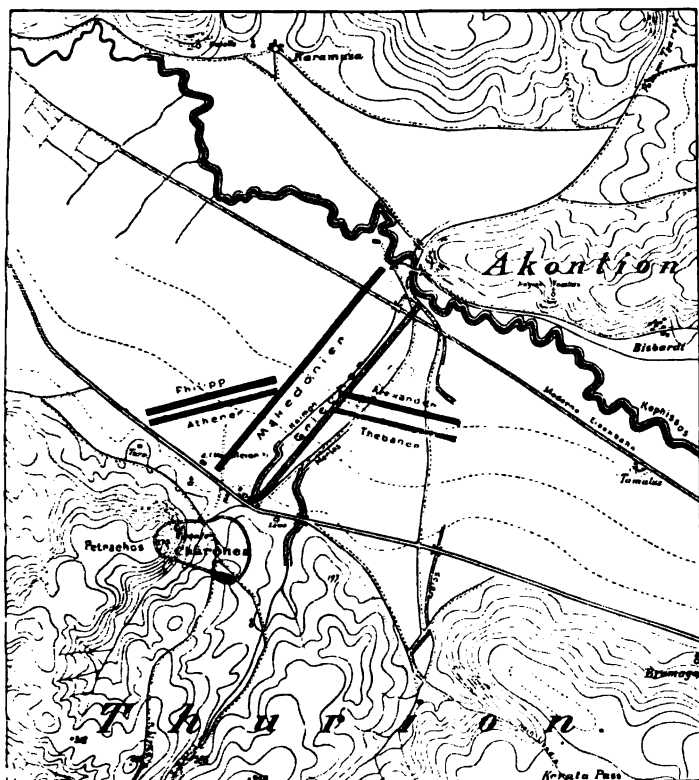
Es ist aber zweitens die Frage, ob speziell diese Stellung ausreichte, den gewollten Zweck zu erreichen.

Langgedehnte Linienstellungen werden von der Theorie des Krieges als unpraktisch und gefährlich verworfen, und mit Recht. Der Angreifer braucht nur seine Macht schnell und unerwartet auf einem Punkte zu konzentrieren und mit aller Gewalt vorzustößen und er kann leicht die Kette sprengen. Dann ist der Verteidiger in der übelsten Lage. Seine weiterstreuten Truppen können einzeln angegriffen und vernichtet werden. Trotzdem kommt selbst in unserer Zeit der energischsten, Napoleonisch-Moltkeschen Kriegführung erfolgreiche Verteidigung solcher Linienstellungen vor. Ich erinnere nur an die Kämpfe an der Lisaine. Zu solcher Hoffnung bot die Stellung der Griechen Anlaß. Die ganze längere westliche Hälfte derselben wird durch das hohe Massiv des Parnaß gebildet, der mit seinen schroffen Felsen und Schluchten als unpraktikabel gelten konnte. Hier war also nur der Paß von Graviä zu besetzen. Er wurde durch 10 000 Mann verteidigt. So blieben für den östlichen Teil drei Vierteile der Armee, ca. 30 000 Mann, übrig. Sie genügten vollauf, das Loch zwischen Parnaß und Kopaissee zuzustopfen.

Der beste Beweis indes für die Güte der Stellung liegt in dem Gange der Kriegsoperationen, und zwar nicht nur in der Tatsache, daß die Griechen sich drei Vierteljahre in dieser Stellung behauptet, sondern noch mehr in der Art, wie sie dieselbe schließlich verloren haben.

Nicht durch einen Sturm und mit Gewalt, sondern durch ein geschicktes Manöver, durch simulierten Rückzug und überraschenden Vorstoß hat Philipp sein Ziel erreicht. Die Sorglosigkeit und Unachtsamkeit der Söldner bei Amphissa, nicht die militärische Schwäche der Stellung hat ihm den Paß von Graviä eröffnet und ihm nach Vernichtung der dortigen Truppen die Möglichkeit gegeben, südlich um den Parnaß herum die Stellung von Parapotamioi mit einem Teile seiner leichten Truppen zu umgehen und die Kommunikationen der Griechen mit Theben und Athen zu bedrohen, während er mit dem Hauptheere bei Elatea stehen blieb.

Schlachtfeld von Chaeronea
338 v. Chr.



— Linie der Schlachtfelder
von Chaeronea

(Griechen ———) } Stellung
 (Makedonier ———) } Stellung
 } Moment
 } Moment

So war der Rückzug der Griechen aus ihrer Gebirgsstellung unvermeidlich geworden und damit zugleich die offene Schlacht. — Die Katastrophe des Feldzuges nahte heran.

Es war die zweite Aufgabe unserer Expedition, den Ort der Schlacht so genau wie möglich zu bestimmen.

Bei solchen Dingen muß man vom Großen ins Kleine arbeiten. Es muß zuerst der größte Kreis bestimmt werden, innerhalb dessen das Schlachtfeld sicher gelegen hat; dann müssen kleinere und kleinere Kreise gesucht werden. Wenigstens hat sich mir diese Art bei den meisten Bestimmungen empfohlen.

Hier ist nun der größte Kreis die Ebene, welche sich bei Chaeronea befindet, zwischen dem Akontion und Hedyllion im Norden, dem Thuriongebirge im Süden, dem Parnas im Westen und dem Kopaissee im Osten. Aber von diesem Gebiete fällt alsbald das ganze westliche Stück fort: eine Armee von 30 000 Mann wie die Philipps marschirt, wenn sie irgend kann, nicht auf einer Straße. Die verlassene Stellung der Griechen im Gebirge wurde von ihm selbstverständlich in mehreren Kolonnen zugleich auf den drei oben genannten Pässen von Parapotamioi, Daulia und Liaphenda überschritten. Infolgedessen konnten die Griechen nicht weiter westlich Stellung nehmen, als bei der Stadt Chaeronea selbst. Sonst wären sie durch die über den Paß von Liaphenda vorrückenden Detachements in Flanke und Rücken gefaßt worden. Ebenso fällt aber auch das östlichste Stück der Ebene fort. Denn am Tage nach der Schlacht befand sich, wie wir der zufälligen Notiz eines Schriftstellers entnehmen, das Hauptquartier der Griechen in Lebadea, das Philipps noch bei Chaeronea. Der Rückzug der Griechen muß daher von Chaeronea direkt nach Süden über den Keratapaß im Thuriongebirge gegangen sein, das Schlachtfeld westlich von dessen Ausgang unmittelbar bei Chaeronea gelegen haben.

Das kleine, so übrigbleibende Stück der Ebene von Chaeronea zeigt das zweite Kärtchen (s. beiliegendes Kärtchen des Schlachtfeldes von Chaeronea 338 v. Chr.).

In diesem Raume ist nur eine einzige Verteidigungsstellung möglich: mit dem linken Flügel an Chaeronea, mit dem rechten an den Kephissos gelehnt, so haben die Griechen Philipp erwartet.

¹⁾ Durch freundliche Mitteilung des Herrn Sotiriades erfahre ich soeben Genaueres über die Ausgrabung des Tumulus von Bisbardi in der Nähe des Schlachtfeldes (s. Karte 2). Danach scheint es festzustehen, daß man es mit einem Massengrab nach einer Schlacht zu tun hat. Ob das die von 338 v. Chr. oder die des Sulla vom Jahre 88 ist, bleibt zweifelhaft. Die Lage des Tumulus spricht ebenso gegen die erste wie für die zweite Annahme. Näheres darüber wird in Bd. II meiner Schlachtfelder gesagt werden. Vgl. aber die Ausgrabungen Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum 1903, Bd. XI, S. 77.

Die Schilderung der Schlacht selbst übergehe ich. Wer Genaueres wünscht, findet, was wir noch wissen können, in meinem Buche. Unsere Quellenberichte sind sehr mäßig. Wir könnten aus ihnen kein klares Bild des Herganges gewinnen, wenn wir nicht aus anderen Schilderungen über die Schlachtanlagen dieser Zeit unterrichtet wären. Mit ihrer Zuhilfenahme ist die Rekonstruktion der Schlacht in großen Zügen möglich: es war eine Schlacht Epaminondeischen Schemas. Die beiden Angriffsfügel waren die nördlichen, wo die Thebaner und Alexander standen; die Defensivfügel waren die südlichen, wo die Athener gegen Philipp kämpften. Die Thebaner sind in hartem Kampfe von Alexander durchbrochen und besiegt worden. Durch Verkennung ihrer Aufgabe als Defensivfügel haben die Athener die ungewöhnliche Schwere ihrer Niederlage selber verschuldet: am Petrachosfels von Chaeronea sind sie abgeschnitten, niedergemacht und gefangen worden.

So war Griechenland unter die feste Hand Makedoniens gebeugt. —

Legen wir uns nach der Klarstellung der Tatsachen jetzt die beiden anfangs aufgeworfenen Fragen vor, worin das Neue besteht, das hier erreicht ist und wodurch es erreicht ist, so ist die Antwort auf die erste dieser Fragen zunächst einfach dahin zu geben, daß eine klarere Vorstellung des historischen Vorganges in seinem Gesamtverlaufe und seinen Einzelheiten gewonnen ist und im besonderen der Zusammenhang der Schlacht selber mit den vorübergehenden Operationen, sowie der Zusammenhang dieser mit der ganzen politischen Lage mehr herausgearbeitet erscheint. Auf diese Zusammenhänge ist, glaube ich, ein besonderes Gewicht zu legen, wenn man zu wirklich eingehendem Verständnisse der einzelnen Vorgänge kommen will. Die Schlacht allein und gesondert betrachten, hieße den fünften Akt eines Trauerspieles allein schreiben wollen.

Was die besondere Methode betrifft, so ist eine solche streng genommen nicht vorhanden. Alle die großen Fortschritte, die unsere Altertumswissenschaft in dem vergangenen Jahrhunderte gemacht hat, beruhen ja weder auf Erfindung einer neuen Methode — die bleibt stets die eine und selbe, nämlich die des gesunden, d. h. ganz gesunden Menschenverstandes — noch in erster Linie auf einer Vervollkommnung in ihrer Anwendung. Sondern alle diese Fortschritte beruhen in erster Linie auf der Zuführung neuer großer Stoffmassen von Erkenntnismaterial. In einer Stadt wie Wien, wo die Papyrusforschung und die kleinasiatische Forschung eine so große Rolle spielen, ist ja darüber kein Wort weiter zu verlieren. Dann natürlich auf der Durcharbeitung dieses Materials und der Kombinierung desselben mit dem alten. Die beiden Massen müssen sich gewissermaßen gegenseitig durchleuchten.

So auch hier: Was ist das neue Material? Die Karte und die lebendige Anschauung der Örtlichkeit. — Was ist die Arbeit? Die Durchforschung dieses neuen Materiales und seine Kombination mit den schon bekannten Nachrichten der Historiker, Geographen und der sonstigen Quellen.

Dem Gelände werden an Ort und Stelle die Fragen vorgelegt, auf die es antworten soll. Dazu muß man aber wissen, was man fragen will. Die Akten müssen vor dem Verhöre studiert sein; sonst bleibt die Gegend, welche auf richtig gestellte Fragen gar vieles zu antworten hat, einfach stumm. Eine Reise ohne die genauesten Vorstudien hat gar keinen Wert. Und umgekehrt können bei Beherrschung des Stoffes an Ort und Stelle in fünf Minuten Fragen erledigt sein, die am grünen Tische überhaupt unlösbar waren. Unvergeßlich wird mir in dieser Beziehung Pharsalos bleiben. Ich hatte die umfangreiche Literatur über das Schlachtfeld gewissenhaft studiert, ohne zu einem Resultate kommen zu können. Als ich am Morgen nach einer beschwerlichen Fahrt über den Domokopß vom Fenster meines Schlafzimmers aus die weite Ebene und den Krindir-Hügel, der den Stein des Anstoßes gebildet hatte, in seiner Formation erblickte, war mir die Sachlage mit einem Schlage klar. Die nachfolgenden Untersuchungen haben denn auch das Resultat lediglich bestätigt.

Aber welche Aufgaben erwachsen nun für die Weiterarbeit auf diesem Gebiete? Die Antwort darauf sollte den zweiten Teil meines Vortrages bilden.

Es liegt auf der Hand, daß wenn eine auf der Höhe moderner Militärwissenschaft stehende antike Kriegsgeschichte entstehen soll, zunächst eine Anzahl solcher Monographien geschrieben werden muß, wie die vorliegende und die anderen in meinen 'Antiken Schlachtfeldern' gelieferten Darstellungen. Erst wenn so die charakteristischen Punkte der Entwicklung klar herausgearbeitet und in ihrem Zusammenhange mit der politischen Lage erkannt sind, kann man daran gehen, die verbindende Linie zu ziehen und eine zusammenhängende antike Kriegsgeschichte zu schreiben. Es ist nicht zu verkennen, daß eine so gedachte Kriegsgeschichte eigentlich eine politische Geschichte des Altertums vom militärischen Standpunkte aus bedeutet. Und darauf erst, wenn diese Entwicklung dargestellt ist, wird man daran denken dürfen, eine Geschichte der antiken Kriegskunst zu versuchen. Früher an diese Aufgabe heranzutreten, heißt, glaube ich, den Turm an der Spitze zu bauen anfangen.

Aber wenn ich so ein höchstes und letztes Ziel ins Auge fasse, so bin ich mir doch sehr klar bewußt, daß dies Ziel auf dem eben skizzierten Wege nicht so einfach zu erreichen ist, wie es vielleicht aussieht.

Schon der erste Schritt, die Schöpfung von Feldzugmonographien und noch mehr die späteren Schritte, stoßen oft auf die

unerwartetsten Schwierigkeiten. Für das volle Verständnis einer antiken Schlacht ist es ja natürlich nötig, klare Einsicht zu haben in den Stand der damaligen Kriegskunst. Die Beurteilung dessen, was eine Armee leisten kann, hängt ab von ihrer Schulung und taktischen Fertigkeit; die Beurteilung der Durchführbarkeit aller Bewegungen in der Schlacht hängt vom Stande der Exerzierkunst und der Truppendurchbildung ab. So wenig wie man eine Schlachttanlage Friedrichs des Großen wird verstehen können, ohne von dem Drill, den Friedrich Wilhelm I. und der alte Dessauer den preußischen Truppen beigebracht haben, eine klare Vorstellung zu haben, ebensowenig kann man die Schlachten Alexanders und der Diadochen begreifen, ohne über die Manöverierfähigkeit und die Wirkungsart der Phalanx ein deutliches Bild zu besitzen. Und dieselben Vorbedingungen gelten auch für die anderen Truppengattungen, von der schweren Reiterei mit ihrer Taktik des Chocs bis zum leichtesten Plänklergefecht.

Diese Einsicht geben aber in den wenigsten Fällen die Schlachtberichte selber — so wenig wie bei Friedrich d. Gr. — sondern die Exerzierreglements und die theoretischen Bücher über die Kriegskunst der betreffenden Zeit, d. h. für die antike Kriegskunst die antiken sog. Kriegsschriftsteller. Mit denen sieht es nun aber, philologisch betrachtet, nicht zum besten aus — und damit wende ich mich besonders an die Herren Philologen unter Ihnen.

Seit Koechly ist wenig für sie geschehen. Hier wäre die erste Aufgabe eine neue Kollationierung — die *codices* liegen hauptsächlich hier in Wien, dann in Florenz und Paris — und eine Herausgabe, die den heutigen Anforderungen der philologischen Kritik entspricht. Es ist aber auch hier alles erreichbare Material zusammenzutragen — Koechly hat nur einen kleinen Teil ediert — und die mancherlei *Inedita*, die es noch gibt, sind heranzuziehen. Wir brauchen ein *corpus scriptorum militarium*, wie es schon Friedrich Haase gedacht und entworfen hat. Erst wenn das vorliegt, werden sich eine Menge von Fragen präzis stellen lassen, Fragen über die Entwicklung der Kriegskunst im allgemeinen, aber auch speziell philologische Fragen, wie z. B. über die Entwicklung der militärischen Terminologie, die auch für das Verständnis der Historiker, des Thukydidēs, Xenophon und besonders des Polybios nicht ohne Bedeutung sein dürften; Fragen endlich über die Entstehung und Entwicklung dieses ganzen Literaturzweiges.

Ich greife diese letztere Frage als ein Beispiel heraus, um sie etwas näher anzuführen. Der vorliegende Bestand der antiken Kriegsschriftsteller zeigt nämlich ein sehr merkwürdiges Aussehen. Die Mehrzahl der antiken Militärschriftsteller, die vom 1. und 2. Jahrhundert der römischen Kaiserzeit bis tief in die byzantinische Zeit hinabgehen, gibt uns kein lebendiges, selbstgesehenes Bild von der Taktik ihrer Zeit, sondern sie zeigen eine merkwürdige

Verliebe für die damals praktisch längst tote makedonische Phalanx. Wie man im 2. Jahrhundert n. Chr. literarisch auf den Attizismus zurückgreift, wie Arrian seine Anabasis Alexanders schreibt und die Alexanderschwärmerei Mode wird, so findet sich diese Renaissance auch auf unserem Gebiete. Ein sehr bedeutender Militärschriftsteller der späteren Diadochenzeit lebt wieder auf und beherrscht die spätere Schultradition fast ausschließlich; seine Autorität läßt alle späteren Fortschritte, die die Kriegskunst in Wirklichkeit gemacht hat, den Schultheoretikern der Kaiserzeit als *quantité négligeable* erscheinen. Diese Taktik, deren Fetzen wir überall vorfinden, teils durch Zusätze entstellt, teils durch Zusammenziehungen verstümmelt, teils in authentischer Fassung, sie müßte wiederhergestellt werden so gut es geht und würde ein vortreffliches zeitgenössisches Quellenmaterial liefern für die Erkenntnis der hellenistischen Zustände. Ich glaube, daß die Vermutung Haases, daß es sich dabei um ein Werk des Polybios handelt, sich vollkommen bestätigen würde. Daß durch solche Arbeit auch das Kulturbild der Kaiserzeit um einen Pinselstrich reicher und individueller werden würde, versteht sich von selbst.

Aber dies alles ist doch nur die eine Seite der Sache.

Neben den Texten der Alten und dem was sich aus ihnen ziehen läßt, bedürfen wir der lebendigen bildlichen Anschauung; sonst haben wir Namen ohne Vorstellungsfüllung. Um zu wissen, was der einzelne Krieger und eine bestimmte ganze Truppe leisten kann, muß ich in erster Linie auch wissen, welche Mittel zum Angriff und zum Schutze sie besessen hat, wie sie bewaffnet gewesen ist. Ich muß ihre Schutz- und Angriffswaffen kennen, um sie auf ihre Wirksamkeit und deckende Kraft hin zu beurteilen, ich muß den Grad der Behinderung freier Beweglichkeit, den jede Rüstung mit sich bringt, in seiner Bedeutung ermessen können. Dazu bedarf es einer systematischen Darstellung der antiken Waffengeschichte und zu deren Herstellung der Mitarbeit der Archäologen. Auch das ist eine Aufgabe, die die Kräfte eines Einzelnen weit überschreitet. Eine Anzahl von Kräften müßten sich zusammentun und Einer müßte, den Blick auf das Ganze gerichtet, die Einheit des Gedankens wahren.

Die Teilarbeit könnte hier aber, m. E., nicht so erfolgen, daß etwa die Geschichte des Helmes oder Panzers oder Schildes usw. alle Perioden hindurch allein verfolgt würde; sondern es müßten die zeitlichen Schichten gesondert werden. Wie Reichel seine Untersuchungen über die Waffen der mykenischen und homerischen Zeit gemacht hat, so müßte die Zeit bis zum peloponnesischen Kriege eine zweite Schicht, das 4. Jahrhundert eine dritte und die Diadochenzeit eine vierte Schicht ergeben. In jeder dieser Schichten wäre die ganze Ausrüstung des Kriegers festzustellen. Denn die Rüstung ist eine Einheit und kann nur als Ganzes vollkommen verstanden werden. Natürlich wären dabei die verschie-

denen Waffengattungen, die Hopliten, Peltasten, Reiter, Leichten zu scheiden und ferner die verschiedenen lokalen Eigentümlichkeiten zu sondern, die allerdings vielfach mit den Unterschieden der Waffengattungen zusammenfallen; gelten doch bestimmte Volksbezeichnungen, wie Agriener, Tarentiner, Illyrier u. a. geradezu für bestimmte Waffengattungen. Diese lokalen Eigentümlichkeiten sind nun für die ältere Zeit geschieden: Attika und Sparta kennen im Grunde in alter Zeit nur eine Waffengattung, den Hopliten. Ätolien, Akarnanien und andere kulturell zurückgebliebene Bergkantone kennen nur den leichten Krieger. Thessalien und Böotien haben vorwiegend Reiterei. Der große Mischkessel wird der peloponnesische Krieg. Von jetzt an erscheinen in denselben Heeren mehr und mehr alle Waffengattungen, ohne jedoch ihren nationalen Ursprung völlig zu verleugnen. Hier müßte den einzelnen Spuren aufs sorgfältigste nachgegangen werden. Die einzelnen Ergebnisse müßten mit reichlichem Bildwerk zunächst als Einzelabhandlungen publiziert werden, natürlich unter Heranziehung auch alles philologischen Materials, so etwa wie Jüthner es für das verhältnismäßig kleine Gebiet der antiken Turngeräte mit Heranziehung besonders des Philostratos in mustergültiger Weise getan hat. Hier würde die Sicherstellung des Textes der Kriegsschriftsteller dem Archäologen wesentliche Dienste leisten.

Noch eine Frage ist zu erledigen, ehe ich zum Schlusse eile: In den Rahmen der antiken Kriegswissenschaft fällt außer dem Griechentum auch das Römertum. Wie ist hier die Verteilung der Arbeit zu denken: soll etwa bei der Geschichte der Kriege und Schlachten, bei der Durchforschung der Kriegstheoretiker, bei der Waffenkunde das Römische grundsätzlich sofort mit in den Kreis der Untersuchung gezogen werden? Soll also, um es deutlicher zu sagen, der Historiker die Schlachten der punischen Kriege, der Bürgerkriege, der germanischen und orientalischen Grenzkriege der Kaiserzeit, soll der Philologe Veget, Hygin, Arrian, soll der Archäologe das so vielfach unter dem Einflusse der nördlichen und westlichen Barbarenstämme stehende Waffenwesen der Römer als integrierende Teile des zu untersuchenden Gebietes von vorn herein mit ins Auge fassen? Soll vor allem die Untersuchung der großartigsten Schöpfung des Kaiserreiches auf militärischem Gebiete, die militärische Limitation des Reiches mit in den Kreis der Aufgaben hineingenommen werden, jener Limitation, die von Schottland beginnend durch Deutschland und Österreich hindurch, bis zu den Donaumündungen und Arabien hingehend und durch Tunis und Afrika zurücklaufend, trotz ihrer großen Lücken eine Einheit gebildet hat und deshalb auch von einheitlichen Gesichtspunkten und in zusammenfassender Weise betrachtet werden muß? Oder sollen wir uns vorläufig auf das Griechentum beschränkend, hier erst den festen Boden suchen, von dem aus dann später ein weiteres Vorgehen erfolgen kann?

Es kommt für die Beantwortung dieser Fragen wesentlich darauf an, ob Griechentum und Römertum in dieser Beziehung so eng verwachsen sind, daß man auch das Griechentum ohne jenes nicht verstehen kann, und ob sie in ihrer Entwicklung so ähnlich sind, daß man da, wo für Griechenland etwa das Material lückenhaft wird, Römischer zur Erklärung mit heranziehen darf und muß.

Da ist nun zu sagen, daß auf unserem Gebiete fast überall die Unterschiede weit größer sind, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Wir stehen mit dem Römertum tatsächlich in einer anderen Welt. Ich will das nur für die Taktik mit einem Worte ausführen, weil die Konsequenzen auf den anderen Gebieten sich von selber daraus ergeben. Die griechische Taktik ist im wesentlichen die Taktik der Stoßlanze, die römische die des Schwertes und der Wurflanze. Die Folgen dieser Verschiedenheit beeinflussen die ganze Entwicklung: bei den Griechen drängt alles auf den Massenkampf hin, durch den Choc wird der Haupterfolg erzielt; daher wird die ganze verfügbare Masse auf einmal in den Kampf hineingeworfen; es gibt keine Reserven. Der Einzelkampf tritt zurück. Die makedonische Phalanx ist nur die höchste Entfaltung einer organischen Entwicklung. Die Schlachten sind von kurzer Dauer, alles ist schnell entschieden.

Ganz anders bei den Römern. Hier tritt der Choc mehr zurück, der Einzelkampf mehr in den Vordergrund. Infolge dessen wird die Masse geteilt, allmählich in den Kampf eingesetzt. Das Prinzip der Reserven kommt zur Anwendung. Die Kämpfe sind langdauernd; sie gleichen mehr dem langsamen Brennen der modernen Schlacht. Es ist klar, wie diese Verschiedenheiten auf alle Gebiete des Kriegswesens zurückwirken müssen. Nun ist die Römerwelt in der Hauptsache jünger. Die selbständige griechisch-makedonische Entwicklung ist mit den Kämpfen Mithridats zu Ende. Damals hat die Phalanx zum letzten Male gekämpft. Die römische Entwicklung, wenigstens die der Kaiserzeit, fängt damals erst an.

So wird man denn im allgemeinen sagen können, daß man, ohne das Römertum aus den Augen zu verlieren, vorläufig den größeren Teil desselben bei der Arbeit zurückstellen kann. Die mit den letzten Perioden des Hellenismus gleichzeitige und die frühere Entwicklung muß dagegen mit herangezogen werden: für das Verständnis der Diadochenschlachten mit den Römern im 3. Jahrhundert v. Chr. ist die Kenntnis der Kriegskunst, die sich im zweiten punischen Kriege ausgebildet hat, unerlässlich.

So ergibt sich also eine dreifache Art der Vorarbeiten. Erstens die des Historikers, zweitens die des Philologen und drittens die des Archäologen, Arbeiten, die jede für sich ihr Gebiet, ihren Zweck und ihre Selbständigkeit haben, deren Bestrebungen sich aber so vielfach kreuzen und so eng miteinander verschlungen sind, daß keiner von den dreien ohne die Hilfe der beiden anderen seine Aufgabe voll lösen kann.

Was ist also das Postulat? — Fortwährende gegenseitige Unterstützung, Förderung, Zusammenarbeiten. Das kann aber nur an einem Orte geschehen, wo alle Kräfte und Hilfsmittel reichlich vorhanden sind. In Österreich nur in Wien.

Ich kann Sr. Exzellenz dem Hrn. Kultusminister v. Hartel nicht dankbar genug dafür sein, daß er mir die Möglichkeit solcher Zusammenarbeit gewähren will mit dem weitherzigen und großgedachten Entgegenkommen eines Mannes, der auch als Gelehrter an diesen Dingen persönliches Interesse nimmt.

Ein solches Zusammenarbeiten kann aber ferner nur gedeihliche Folgen haben bei gegenseitigem guten Willen der zur Arbeit Berufenen. Können wir doch in der Altertumswissenschaft überhaupt nur dann etwas leisten, wenn wir sie auffassen als die große Einheit, die sie ist, wenn wir uns stets bewußt bleiben, daß unser aller Bestrebungen, so verschieden sie im einzelnen sein mögen, doch der einen Aufgabe gelten, die alte Kulturwelt in ihrer Gänze wieder aufzuerbauen, nicht in Stein oder Bronze, die Motten und Rost fressen, sondern im Spiegel unserer Gedankenwelt zu einem neuen, rein geistigen Dasein.

Czernowitz.

Kromayer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Philostrati minoris imagines et Callistrati descriptiones rec.
C. Schenkl et Aem. Reisch. Lipsiae, Teubner 1902. LVIII und
82 SS. 8°.

Eine Musterausgabe, die sich derjenigen des älteren Philostrat (Teubner 1893) würdig anreihet. Gleich nach dem Erscheinen dieser letzteren wurde von O. Benndorf und K. Schenkl die Neubearbeitung des jüngeren Philostrat und des Kallistratos in Angriff genommen, doch mußte der erstere Gelehrte, von Geschäften überhäuft, seinem Nachfolger im Lehramte E. Reisch die weitere Mitarbeit überlassen, K. Schenkl aber wurde durch den Tod an der Vollendung des Werkes gehindert und von seinem Sohne Heinrich abgelöst. Dem Texte geht eine ausführliche Praefatio voraus, die vor allem über die handschriftliche Grundlage für beide Autoren aufs genaueste informiert. Nur zwei Handschriften enthalten den jüngeren Philostrat: *Laurentianus* LVIII 82 (F) aus dem XII. Jahrhundert und *Parisiensis* 1760 (P) aus dem XV. Jahrhundert. Da nun mit Sicherheit nachgewiesen wird, daß der sehr minderwertige P, der selbst der Aldina nachsteht, aus dem guten F in dessen jetzt vorliegender verstümmelter Form abgeschrieben ist, so kommt eigentlich nur letzterer für die Textkritik in Betracht. Er ist von Weinberger und H. Schenkl verglichen worden, und wir erhalten S. VI—VIII eine eingehende Beschreibung seines Inhaltes und Erhaltungszustandes. Nebst der Verstümmelung am Anfang des Codex, wodurch hier der *Gymnastikos* des älteren Philostrat fast ganz verloren gegangen ist (vgl. Sitzungsber. der kais. Akad. d. Wiss. in Wien CXLV 22) und nebst dem Ausfall eines Blattes (6. 22) interessiert uns insbesondere der Verlust von acht Quaternionen und einem Blatt, zusammen 65 Blättern, nach Fol. 62. Hier bricht die Beschreibung des 17. Bildes mitten im Satze ab, und da dem Titel des ganzen die Bemerkung *βιβλιον πρῶτον* beigefügt ist und das Vorbild des älteren Philostrat auch bei unserem Autor eine Einteilung in zwei Bücher vermuten läßt, so

trifft die Annahme, daß uns die kleinere Hälfte des ersten und das ganze zweite Buch verloren gegangen sind, sicherlich das Richtige. Da F ein guter, namentlich auch von Interpolationen freier Codex ist, haben sich die Herausgeber in der Feststellung des Textes und auch in orthographischen Fragen seiner Führung ganz anvertraut und weichen nur selten von ihm ab. Zwei Stellen hätten meiner Ansicht nach noch gehalten werden können. 16. 6 heißt es vom leierspielenden Orpheus: *αἱ χεῖρες δὲ ἡ μὲν δεξιὰ ξυνέχουσα ἀπρίξ τὸ πλῆκτρον ἐπιτέταται τοῖς φθόγγοις ἐγκειμένῳ* (so F, *ἐκκειμένῳ* die Herausgeber nach Jacobs) *τῷ ἀγκῶνι καὶ καρπῷ εἰσω νεύοντι*. Bequemlichkeit sowie Schönheitssinn forderten gleichermaßen, daß beim Lautenspiel der Ellbogen nicht abstand, sondern an den Körper angelegt wurde, und nur so ergab sich eine Stellung der das Plektron haltenden Hand, wobei das Handgelenk nach innen neigte, während bei ausladendem Ellbogen die Hand die Richtung des Unterarmes in gerader Linie fortsetzt. Man vergleiche beispielsweise den Anakreon-Borghese S. Reinach, Statuaire II 586, 2. Wenn 16. 7 die von Gomperz vorgeschlagene leichte und durch Apollon. Rhod. IV 707 ff. empfohlene Konjektur *αὐγῆν* für *αὐτήν* aufgenommen wird, scheint mir eine Andeutung der Lücke nach *ἐκδεικνύσα* im Texte unerlässlich, da das Verhältnis der beiden Akkusative unklar bleibt. Indes enthält der Satz *τοῦτ' ὅτι τῶν Ἡλιάδων γνῶρισμα* die Antwort auf die ganze vorhergehende Frage, und unter dem *γνῶρισμα* kann also ganz gut die Summe aller angeführten Eigenschaften der Medea gemeint sein, nicht bloß die letzte. So läßt sich der überlieferte Text auch ohne Änderung verstehen. Sonst ist die Textgestaltung wohlthuend konservativ. Selbst sehr ansprechende Konjekturen sind, wenn die Überlieferung nicht etwas absolut Unhaltbares bringt, vorsichtig unter den Strich verwiesen und dem Leser das Urteil überlassen. S. XIII—XVII der Praefatio sind dem Quellennachweis gewidmet, insbesondere wird gezeigt, wie weit die Nachahmung des älteren Philostrat in stofflicher und sprachlicher Beziehung ging. Hiezu ist der wertvolle *Index locorum* S. 73—76 zu vergleichen. In der Frage nach der Realität der Bilder stehen die Herausgeber auf demselben Standpunkt, der in der erwähnten Ausgabe der Eikones des älteren Philostrat vertreten wurde. Die gewöhnlich vorgebrachten Gegengründe genügen nicht, um nachzuweisen, daß Philostrat die Stoffe ganz willkürlich ersonnen habe, sondern alles spricht dafür, daß seine Beschreibungen auf wirkliche Gemälde zurückgehen. Er wählte mit Vorliebe Stoffe, die sowohl in der Dichtung wie in der Malerei zum Vorwurfe genommen waren und in denen also diese beiden Künste gleichsam wetteiferten; auch ließ er sich in der Wahl durch seinen Großvater, den er zum Vorbilde genommen, leiten. Will man sich von den Gemälden, die als Vorlage gedient haben, eine Vorstellung bilden, so sind die pompeianischen Wandmalereien, die hellenisti-

schen Reliefs, die Mosaik und Miniaturen der ältesten Handschriften heranzuziehen, und manche von Philostrat verwertete Motive wird man hier wiederfinden. Da es aber keineswegs in der Absicht des Sophisten lag, pedantisch genaue, etwa zu archäologischen Zwecken verwendbare Beschreibungen zu geben, sondern vielmehr mit Musterstücken der Prosa zu glänzen, die in freiem Anschluß an vorhandene Gemälde in der Kunst der Darstellung mit der Malerei rivalisieren sollten, und da er außerdem von dem Vorzug der Rede, das Nacheinander einer Handlung vorzuführen, ausgiebigen Gebrauch macht, entfernt er sich naturgemäß oft weit von den zugrunde liegenden Kunstwerken. Interessant ist die bei der Schildbeschreibung im 10. Bilde gemachte Beobachtung, die geeignet ist, die schweren Bedenken, die die sklavische Nachahmung Homers hervorrufen muß, größtenteils zu zerstreuen. Es werden S. 22 die uns erhaltenen Relieffragmente mit der Darstellung des Achillensschildes nach Homer mit Philostrat verglichen und es zeigt sich, daß sie mit diesem darin übereinstimmen, daß das Ganze nicht in konzentrische Kreise, sondern in übereinander liegende Streifen eingeteilt und der Himmel nicht wie bei Homer in der Mitte des Schildes, sondern im obersten Streifen abgebildet war. Damit ist die Möglichkeit gegeben, anzunehmen, daß ein Maler die homerische Schildbeschreibung zur Vorlage eines Gemäldes genommen und Philostrat dieses Gemälde wieder in Beschreibung aufgelöst habe, nicht ohne hiebei den Text des Homer gehörig zu nutzen. In ähnlicher Weise wird die Frage nach der Realität auch bei Kallistratos gelöst. Auch er hat wirkliche Statuen beschrieben, womit aber nicht gesagt ist, daß er alle auch selbst gesehen hat, noch weniger, daß er sie bei der Beschreibung vor Augen hatte. Bei einigen wird dies ja der Fall gewesen sein, die anderen aber hat er teils aus dem Gedächtnis, teils nach fremden Beschreibungen, die er in der Literatur vorgefunden, besprochen. Der künstlerische Zweck seiner Ekphraseis ist ein ähnlicher wie bei den beiden Philostraten, die er nachgeahmt hat und die also zeitlich vor ihm liegen. Der Bau seiner Satzschlüsse macht Gleichzeitigkeit mit Themistios wahrscheinlich. Kallistratos ist uns in einer Reihe von Handschriften überliefert, von denen aber gerade die besseren nicht alles enthalten. Das verwandtschaftliche Verhältnis wird in einem Stemma (S. XLIX) anschaulich gemacht, worauf eine Beschreibung des Archetyps folgt, auf den die Handschriften zurückgehen. Bei der Textgestaltung entbehrt man eines verlässlichen Führers, denn selbst der älteste Codex F, *Laurentianus* LVIII 15 des XI. Jahrhunderts hat einige entschieden verderbte und minderwertige Lesearten. Aus derselben Quelle wie dieser stammt der viel schlechtere P: *Parisiensis* 1696 des XIV. Jahrhunderts. Abgesehen von den Descendenten dieser beiden Handschriften und dem *Vaticanus* läßt sich die Masse der übrigen Handschriften in zwei Familien zu-

sammenfassen, die von den Herausgebern mit A und B bezeichnet wurden. Sie zeigen zu große Verschiedenheiten, als daß man eine gemeinsame Quelle für beide annehmen könnte. Der *Vaticanus* steht zwischen beiden, näher an A. Die Klasse B hat eine Reihe eigentümlicher Lesearten, teils offenkundige Fehler, teils Varianten, die, an sich ebenso möglich wie die landläufigen Lesungen, nichts Sicheres zur Beurteilung der Klasse beitragen, teils endlich eingeschobene Worte, die in den übrigen Handschriften fehlen. Wie unsicher auch dieses letztere Kriterium ist, geht daraus hervor, daß sich die beiden Herausgeber in der Bewertung nicht einigen konnten. Während H. Schenkl Interpolationen annahm und danach die Klasse B als minderwertig einschätzte, glaubte Reisch die Überlieferung in B an diesen Stellen verteidigen und dieser Klasse größeres Vertrauen entgegenbringen zu sollen. Die Frage ist nicht leicht zu entscheiden. Doch hatte ich den Eindruck, daß Schenkls Ansicht begründeter sei und die Lesearten von B keine Bevorzugung verdienen. Sie sind auch nicht in den Text aufgenommen, sondern nur im Apparat verzeichnet. Zwei Momente, die schon angedeutet wurden, beeinträchtigen die Sicherheit der Textgestaltung. Zunächst der Mangel einer führenden Handschrift, dann aber der Umstand, daß die meisten Codices nur einen Teil der Beschreibungen enthalten, so daß die Überlieferung wechselt. Durch Beifügung der Buchstaben der jeweils in Betracht kommenden Handschriften bzw. Handschriftenklassen am Rande des kritischen Apparates ist die Übersicht für den Leser sehr erleichtert. Bei der Entscheidung der oft recht schwierigen textkritischen Aporien müssen unter solchen Umständen meist innere Gründe den Ausschlag geben. Den Herausgebern ist es durchwegs gelungen, unter Berücksichtigung und Abwägung aller Möglichkeiten einen methodisch einwandfreien Ausweg zu finden. Beachtenswerte Besserungsversuche, unter denen die von Arnims wegen ihrer Zahl und Güte besonders zu erwähnen sind, sind vereinzelt in den Text, meist nur in den Apparat aufgenommen und dem Benützer nach allen Richtungen die Möglichkeit geboten, sich selbst ein Urteil zu bilden. Ich kann keine Stelle namhaft machen, wo ich eine abweichende Auffassung hinlänglich begründen könnte und sehe daher von der Anführung einzelner Vermutungen ab. Zugute kommt der Textkritik die wichtige Beobachtung, daß Kallistratos mit großer Sorgfalt den Hiat vermieden hat. Unentschuldbare Hiata lassen sich überhaupt nur drei konstatieren, von denen 72. 1 *ἀνέβη ἄγχιον* an einer auch sonst verdächtigen Stelle steht, 55. 8 *πάθη ἐμήνυε* durch Einsetzung von *κατεμήνυε* (60. 10) leicht entfernt werden kann und nur 67. 14 *νῆα ἰδρονμένον* bleibt.

Die neue Interpunktion bedeutet gegenüber dem Kayserschen Text einen großen Fortschritt und erleichtert ebenso wie die Paragrapheneinteilung das Verständnis und den Überblick. Schließlich sind noch die dem kritischen Apparat eingestreuten sachlichen

Bemerkungen, die Zusammenstellung der einschlägigen archäologischen Literatur auf S. LIV f. sowie die Indices am Schlusse mit Dank hervorzuheben.

Freiburg (Schweiz).

Julius J ä t h n e r.

J. Vendryes, Recherches sur l'histoire et les effects de l'intensité initiale en Latin. Paris, librairie C. Klincksieck 1902. XIV und 348 SS. Preis 8 Frs.

Bereits in der ersten Auflage meiner lateinischen Laut- und Formenlehre S. 192 habe ich mit Seelmann, Wesen und Grundsätze der lateinischen Accentuation (Dissertation, Leipzig 1884) den lateinischen Accent im wesentlichen als expiratorisch-energisch erklärt und keinen Grund ausfindig machen können, von dieser Auffassung in den beiden folgenden Auflagen sowie im ersten Bande der Historischen Grammatik (S. 95 f.) abzugehen. Als stark expiratorisch fassen den lateinischen Accent meines Wissens wenigstens alle deutschen und englischen Sprachforscher, die sich über den Gegenstand geäußert haben, wie man beispielsweise aus folgenden Angaben ersehen kann: Brugmann, Grundriß I³ 971; Lindsay, *The latin language* 148 ff.; Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 115 f.; Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre 98. Übrigens hat diese Auffassung von dem Wesen des lateinischen Accentes auch in der *Grammaire comparée du Grec et du Latin* von O. Riemann und H. Goelzer (Paris 1901) I 77 Beifall gefunden, wo unter Verweisung auf die zweite Auflage meiner Laut- und Formenlehre S. 319 zu lesen ist: „*En latin, l'accent n'était pas comme en grec purement musical; il semble bien qu'il était caractérisé par une élévation plus grande de la voix, accompagnée, comme dans les langues modernes, d'une intensité plus grande*“. Es ist also nicht vollkommen richtig, wenn behauptet wird, daß die von Weil und Benloew herstammende und später insbesondere von Havet verfochtene Ansicht von der ausschließlich musikalischen Natur des lateinischen Accentes Gemeingut aller französischen Sprachforscher sei. Dabei soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß auch die Herausgeber der oben erwähnten *Grammaire comparée* die von Havet *Mémoires de la Société de Linguistique* VI 18 geäußerte Ansicht, „*que tous les mots latins avaient un accent de force sur la syllabe initiale*“ für sehr wahrscheinlich halten. Diese Ansicht Havets von der „*intensité initiale*“ hat nun auch der Verf. unseres unlenkbar mit großer Sachkenntnis geschriebenen Buches in ausführlicher und eingehender Weise zu erhärten gesucht, indem er im ersten Teile (S. 1—108) die ein-

schlägigen Fragen (Wesen des Accentus, Zeugnisse über das Wesen des lateinischen Accentus, *l'intensité initiale* und deren Entstehung, zeitliche Grenzen ihrer Wirksamkeit, Entstehung des romanischen Accentus) einer genauen Untersuchung unterzieht. Wenn nun auch Niedermann in einer Anzeige unseres Buches in der Berliner philol. Wochenschrift im Jahrg. 1902, Sp. 1461 ff. sich bestimmt dafür ausgesprochen hat, daß er den Beweis für die Richtigkeit der von Vendryes verteidigten Hypothese für erbracht halte¹⁾, so muß ich unumwunden gestehen, daß ich diese mit so großer Sicherheit ausgesprochene Behauptung durchaus nicht für begründet halten kann. Vielmehr erachte ich die Hypothese von der „*intensité initiale*“ aus denselben Gründen für unerwiesen, die Solmsen in seiner Besprechung unseres Buches im „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik“ XIII 187 ff. aufgeführt und erörtert hat und die ich selbstverständlich hier nicht wiederholen will²⁾.

Im zweiten viel umfangreicheren Teile wird eine Reihe von Fragen behandelt, die mit der Betonung in nahem Zusammenhange stehen: Konsonantengemination, Einwirkung der „*intensité initiale*“ auf die Quantität der Silben, Schicksale der langen und kurzen Vokale in Binnensilben, Synkope und Absorption, Auftreten neuer Sonanten, svarabhaktische Vokale, Vokalschwächung in der Zusammensetzung. Bei Behandlung aller dieser zum Teil noch immer nicht endgültig entschiedenen Fragen zeigt der Verf. ebenso sehr umfassende Literaturkenntnisse als sorgfältige und umsichtige Berücksichtigung der Details, ohne jedoch, soviel ich zu beurteilen vermag, im wesentlichen über die Ergebnisse der früheren Forschung hinauszukommen.

Mélanges linguistiques offerts à M. Antoine Meillet par ses élèves
D. Barbelenet, G. Dottin, R. Gauthiot, M. Grammont,
M. Niedermann, J. Vendryes. Avec un Avant-Propos par B.
Boyer. Paris, C. Klincksieck 1902. VII und 131 SS.

Der Anlaß zur Herausgabe dieser '*Mélanges*' bot die Tatsache, daß A. Meillet, der den Indogermanisten durch zahlreiche insbesondere in den '*Mémoires de la Société de Linguistique*' und im '*Journal asiatique*' veröffentlichte Aufsätze über die verschiedensten Fragen der Lautlehre, Morphologie und Syntax vieler

¹⁾ „Daß dabei schließlich des Verfassers Landsleute Recht behalten, mögen die Deutschen ja vielleicht bedauern, aus Patriotismus aber wird sich schwerlich jemand veranlaßt fühlen, auch fernerhin an einer Auffassung festzuhalten, die einmal mit so guten Gründen als unhaltbar erwiesen worden ist“. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, daß keineswegs nationaler Chauvinismus mich bestimmt hat, den Ausführungen Vendryes nicht zuzustimmen, sondern einzig und allein die wohlbegründete Überzeugung von der Richtigkeit der gegenteiligen Ansicht.

²⁾ Vgl. auch Skutsch, Deutsche Literaturzeitung 1902, S220 ff. (Korr.-Note).

indogermanischen Sprachen sowie über allgemeine Fragen der Sprachwissenschaft (Accent und Lautgesetze), ferner durch zwei größere Schriften „*De indo-europaea radice 'MEN-' mente agitare*“ (Paris 1897) und „*Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave*“ (Paris 1902) wohl bekannt ist¹⁾, seit zehn Jahren (31. Juli 1891) „*maître de conférences de grammaire comparée à l'École des Hautes-Études*“ ist. Die in dem Buche vereinigten sieben Arbeiten sind ebensowohl ein ehrender Beweis für die erfolgreiche Tätigkeit des akademischen Lehrers, dem sie gewidmet sind, als für die erfreuliche Tatsache, daß in dieser Schule, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, auch die Errungenschaften der deutschen indogermanischen Sprachwissenschaft, gegen die sich ältere französische Sprachforscher — ich meine natürlich nicht den höchst verdienten, hervorragenden Vertreter der modernen Sprachwissenschaft V. Henry — etwas spröde ablehnend verhielten, das richtige Verständnis und die gebührende Würdigung gefunden haben.

Die einzelnen Aufsätze beschäftigen sich mit folgenden Themen. In dem ersten von D. Barbelenet ist eine bereits in der *Revue de philologie* XXI 81—90 von Meillet angekündigte Abhandlung über die Perfektivierung der Verba durch die Zusammensetzung mit Präpositionen bei dem Dichter Terentius enthalten, woran sich „*Traces d'aspect en français*“ schließen. Mit einem Thema aus dem Gebiete der keltischen Sprachwissenschaft beschäftigt sich G. Dottin „*L'évolution de la déclinaison irlandaise étudiée dans deux dialectes du Connacht*“. Allgemeines Interesse erweckt R. Gauthiot's „*Note sur le degré zéro*“ (Über die Schwundstufe), worin der Verf. darzutun sucht, daß der Schwund eines Sonanten nicht immer notwendigerweise eine Folge phonetischer Einflüsse sein müsse, sondern auch aus morphologischen Gründen gerechtfertigt erscheinen könne. Besonderes Interesse muß man M. Grammonts, des Verf.s des trefflichen Werkes „*La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et dans les langues romanes*“ (Paris 1895), „*Observations sur le langage des enfants*“ entgegenbringen, welche uns die lautlichen Eigentümlichkeiten der Sprache zweier Geschwister von dem Beginne ihrer Sprechfähigkeit bis zur Erlangung der normalen Sprechweise in Lauten, Silben und Worten (dies dauerte bei Robert drei Monate, bei Ginette etwas mehr als zwei Monate) sorgfältig verzeichnen. Hierbei darf wohl als besonders bemerkenswert hervorgehoben werden, daß das Mädchen, welches eine italienische Amme gehabt hatte, trotzdem es erst einen Monat nach der Abreise derselben seine Sprechfähigkeit begann, in der Laut- und Formgebung ein „*sentiment italien incrusté*“ aufwies, was sich insbesondere darin zeigte, daß

¹⁾ Jetzt ist noch zu verzeichnen „*Esquisse d'une grammaire comparée de l'Arménien classique*“. Wien 1902.

das Kind alle Maskulina auf *-o*, alle Feminina auf *-a* ausgehen ließ. Es darf hier wohl darauf hingewiesen werden, daß die häufigen progressiven Assimilationen, wie *na-ni* „la nuit“ usw. sich mit den Beobachtungen von W. Wundt (Völkerpsychologie I 301, wo gerade auch das Beispiel „Nann für Nacht“ angeführt ist) decken. Ob aber die Kindersprache alle Phasen der Entwicklung der Sprache überhaupt aufweise, wie der Verf. annimmt, scheint mir doch etwas zweifelhaft.

A. Saronde gibt ein Verzeichnis der Verbalformen in der ersten Chronik von Novgorod und M. Niedermann dankenswerte etymologische Miscellen über *cornus, corulus, ebrius, ebulus, fenum, mulus, ruscus*, weiter über die Verbaladjektive auf *-bundus* und über einzelne Glossen. Den Schluß bildet der Aufsatz von J. Vendryes 'Réflexions sur les lois phonétiques', welche sich auf die Richtung der Lautbewegung im allgemeinen und insbesondere auf die 'tendances phonétiques générales et externes' (Dissimilation, Metathesis, Differenziation) und 'tendances particulaires ou internes' beziehen. Wenn der Verf. dieses im ganzen recht interessanten Aufsatzes, der allerdings neue Gesichtspunkte wohl kaum aufdeckt, die Unterscheidung zwischen Allegro- und Lentoformen nicht gelten lassen will (S. 122), so kann ich seinen Ausführungen hierüber und seiner Unterscheidung zwischen „gedachten“ und „gesprochenen“ Worten nicht beistimmen und verweise in dieser Hinsicht auf meine Bemerkungen über den Gegenstand in den Indogermanischen Forschungen XIII 98.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Aeli Donati quod fertur commentum Terenti, accedunt Eugraphi commentum et scholia Bembina recensuit Paulus Wessner. Vol. I. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMII. L und 542 SS. 8°. Preis geh. 9 Mk., geb. 10 Mk.

In der Vorrede wird an erster Stelle über die Vorarbeiten zur Ausgabe berichtet, wobei mit Recht Sabbadini hervorgehoben wird. Nach den *testimonia* folgt eine Beschreibung der Handschriften, die in die *libri meliores* und *deteriores* geschieden sind. In der Besprechung des gegenseitigen Verhältnisses der ersteren interessiert am meisten, daß A und B aus einer gemeinsamen Quelle stammen, C F (ferner T R) auf den *codex Maguntinus* zurückgehen. Als wichtige Ausgaben des Donat zählt Wessner sieben Nummern auf, von denen im Apparat öfter die *editio princeps*, die des Stephanus, Lindenbrog, Westerhov und Klotz erscheinen. Im fünften Abschnitt bespricht der Herausgeber die Terenzscholien, die aus dem Donat-Kommentar ausgezogen wurden. Die Übersicht, auf welche Handschriften der Text der Ausgabe

in den einzelnen Teilen sich stützt, ist sehr dankenswert. Ein Abschnitt über Gestalt und Ursprung des auf uns gekommenen Kommentars beschließt die Vorrede.

Der vorliegende Band enthält 1. die *vita Terenti*, 2. *Euanthius de fabula. Excerpta de comoedia*, 3. den Kommentar zur *Andria*, 4. zum *Eunuchus*. Der Text ist nach Maßgabe der an jeder Stelle vorhandenen Handschriften auf der besten Überlieferung aufgebaut. Dabei werden die Verbesserungen einzelner Forscher berücksichtigt, indem sie teils in den Text aufgenommen werden, wo sie nötig sind, teils im Apparat Erwähnung finden, wenn der überlieferte Text hinreicht, z. B. S. 157, 1, wo Schopen *pro* für *supra* vermutete. Die *libri dett.* werden öfter im zweiten Teil des Eunuch angeführt, besonders wo nur V¹ C vorhanden sind. Außerdem hat W. selbst Ergänzungen gegeben oder neue Lesarten in den Text eingeführt; bisweilen sind solche in dubitativer Form im Apparat zu lesen. Die Interpolationen sind durch den Druck gekennzeichnet; daß eine Erklärung zu einem anderen Lemma gehöre, ist durch †† angedeutet. Gelegentlich wird eine Lücke angezeigt (S. 148, 4) oder die Stelle als verderbt hingestellt. Die Beigabe von *sic et* S. 416, 10 halte ich für überflüssig, da die Erklärer den Namen des Schriftstellers oft bloß anfügen, z. B. Pseudacro zu Hor. c. IV 6, 12. 3, 16. Serv. zu Verg. Aen. II 598, oder *ut* vor diesen setzen, wie Pseudacro zu Hor. c. IV 5, 29. Serv. zu Verg. Aen. I 603, oder *sic* (Serv. zu Verg. Aen. II 260. 400). Durch Hinzufügen von *ne homo* (388, 14) wird der Sinn etwas geändert. Denn der Scholiast meint, man verstehe unter *nemo*, daß ein Mensch gemeint sei, jetzt aber heißt es, *nemo* wird als *ne homo* aufgefaßt. S. 495, 1 ist mit den besseren Handschriften *opus fuit consensum* aufgenommen gegen die schlechteren, die den Ablativ haben; vgl. dazu Liv. XXII 51, XXIII 21. Quintil. XII 3, 8, wo gleichfalls der Genetiv sich findet.

In der Orthographie hat sich der Herausgeber an das gehalten, was als klassische Schreibweise gilt, z. B. immer *Vergilius*, obwohl die Handschriften für *Virgilius* sein dürften.

In der *Appendix* hat Wessner außerordentlich viel geleistet. Ich erlaube mir einige Zusätze zu ihr, die teils Ähnliches enthalten, teils andere Erklärungen geben.

- Andr. prol. 2: Pseudacro zu Hor. epod. 2, 1.
 27²: " " " ep. I 1, 2.
 I 1, 8⁶: Glossen " " c. IV 15, 12.
 Andr. I 1, 88: Ps.-Acr. zu Hor. c. III 26, 6. 7.
 2, 18²: " " " c. II 10, 14.
 II 6, 11¹: Serv. Dan. zu Verg. Ä. VIII 522.
 III 1, 15⁶: Ps.-Acr. zu Hor. c. s. 17.
 5, 16²: " " " c. III 7, 30.
 V 4, 34⁸: " " " ep. I 6, 12 (r₂).

- Eun. prol. 6²: Ps.-Acr. zu Hor. s. I 4, 83.
 Eun. II 2, 19⁴: Serv. zu Verg. Ä. XII 3.
 3, 40²: Ps.-Acr. zu Hor. s. I 1, 14.
 III 2, 85: " " " " a. p. 407.
 IV 2, 12²: " " " " c. I 13, 16 (r v).
 V 2, 6²: " " " " c. I 25, 10.
 20²: " " " " c. I 6, 18.
 8, 29¹: " " " " s. I 8, 49.

Mein abschließendes Urteil geht dahin, daß dieser Band der Ausgabe von Wessner eine ganz vorzügliche Arbeit ist.

Smichow.

Joh. Endt.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumen XXXVI. — Sancti Aureli Augustini op. sect. I pars. 2.

Sancti Aureli Augustini retractationum libri duo. Recensit Pius Knöll. Vindobonae apud F. Tempsky. Lipsiae apud G. Freytag 1902. XX et 217 pp.

Seit der Abfassung der *Confessiones* war ein Vierteljahrhundert verflossen und nochmals erlebte Augustinus eine Zeit der Befriedigung und Sammlung. Um das Jahr 426 vollendete der große Kirchenlehrer, der damals die Lebensgrenze des Psalmisten bereits überschritten hatte, das Werk vom Reiche Gottes, das er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Wenn auch große Stürme über das Römerreich hingingen und besonders Afrika bedroht wurde, so hatten doch die kirchlichen Kämpfe, an denen Augustinus selbst regen Anteil genommen hatte, ihr Ende erreicht. Die selbstgerechte Erhebung der Willenskraft und die separatistischen Bestrebungen hatten der Gnadenlehre und der Überzeugung von der Einheit der Kirche weichen müssen. In dieser Zeit der inneren Ruhe führte Augustinus den längst gefaßten Plan aus, seine Schriften einer kritischen Überprüfung zu unterziehen und die Berichtigungen in einem eigenen Werke (*de recensione librorum*, wie Possidius sagt) zu veröffentlichen. Schon 412 hatte er an Marcellinus geschrieben: *Si enim mihi deus quod volo praestiterit, ut omnium librorum meorum, quaecumque mihi rectissime displicent, opere aliquo ad hoc ipsum instituto colligam atque demonstrarem, tunc videbunt homines quam non sim acceptor personae meae* (Ep. 143, 2). Um 428 bittet Hilarius um ein Exemplar: *Libros cum editi fuerint, quos de universo opere tuo moliris, quaeso habere mereamur* (Ep. 226, 10).

Bei der hohen Bedeutung und dem relativ geringen Umfange dieser Schrift ist es begreiflich, daß der neueste Herausgeber die Überlieferung mit besonderer Genauigkeit und Vollständigkeit zur Anschauung bringen und jede Handschrift, die der Beachtung

wert schien, mit allen Eigentümlichkeiten dem Auge des Lesers unterbreiten wollte. Die Ausgabe war bereits fertiggestellt und dem Drucke übergeben, als das in dieser Hinsicht mäßigende Regulativ erschien, so daß man ihr die darin gegebenen Weisungen nicht entgegenhalten kann. Der Herausgeber ging von dem Grundsatz aus, mit Rücksicht auf die Kritik der übrigen Augustinischen Schriften alles mitteilen zu sollen, was die Überlieferung bietet. Wenn aus der führenden Handschrift die Varianten, die viel unbrauchbares Material enthalten und einen großen Raum einnehmen, sämtlich angeführt werden mußten, so glaubte es der Herausgeber nicht ablehnen zu können, daß die Lesarten der in zweiter Linie in Betracht kommenden Codices mit gleicher Vollständigkeit angeführt werden. Muß man auf diese Weise auch manche an sich wertlose Variante mit in den Kauf nehmen, so trägt jede doch zur Deutlichkeit des Gesamtbildes bei. Für die Textkritik der übrigen Werke desselben Schriftstellers ist es von besonderem Werte, hier die ganze Fülle der Varianten an den zitierten Stellen der anderen Schriften zu finden und so die Beziehungen zu erkennen, die innerhalb der gesamten Überlieferung bestehen.

Indem sich der Herausgeber daher zu einem Verfahren von strenger Exaktheit entschloß, wird man es ihm zum Verdienste anrechnen, daß er sich dieser mühsamen Arbeit unterzog. Die Überlieferung ist nicht so einfach und im Vergleiche zur Ausgabe der Mauriner ist ein großer Fortschritt erzielt. Durch die vielen richtigen Lesarten des Codex Corbeiensis (C) und des ihn unterstützenden Bononiensis (D) wird der Text geradezu auf eine neue Basis gestellt. An 630 Stellen — von Kleinigkeiten ganz abgesehen — differiert der neue Text mit der Benediktiner-Ausgabe durch wesentliche Verbesserungen nach diesen Codices. Wenige Beispiele genügen, um den höheren Wert des neuen Fundamentes zu zeigen. Die Handschriften CD sind frei von offenbaren Interpolationen wie 94, 11 [*cum sit utique dominus*]; 109, 18 [*non opera sed*]; 150, 9 [*quod dixi*]; 158, 16 [*sola*]; 165, 14 [*aut ubi intelleguntur etiam omnes hereses*]; 172, 16 [*et factum est*]; 174, 14 [*domini*] und [*meus*]; 184, 18 *ad* <id> *respondendum* [*otium*] *non esse*; sie bieten aber auch eine Reihe ganz vortrefflicher Lesarten: 119, 15 *deus igitur et animus cum amantur* (die Liebe zu Gott und zur Seele heißt *caritas*); 122, 6 *scilicet* statt *sine*; 160, 15 *quam rationem reddere, cur sub terra, terra cum esse credantur sive dicantur* (ich hätte eher dartun sollen, daß sich die Hölle unter der Erde befindet, als den Beweis liefern, warum sie sich unter der Erde befindet, da sie doch dem allgemeinen Glauben und der Annahme zufolge Erde ist); 204, 19 *alias dictatas*, auf *epistulas* bezogen, einzig richtig. Es war eine Pflicht des Ref., auf diesen Gewinn aufmerksam zu machen.

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von A. Draeger. Zweiter Band. Vierte, verbesserte Auflage von Ferd. Becher. Zwei Hefte. 8°, 128 u. 133 SS. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1899.

Die vierte Auflage des zweiten Bandes der Draegerschen Annalen des Tacitus zerfällt jetzt in zwei Hefte, von denen das erste B. XI—XIII, das zweite B. XIV—XVI enthält. Beseitigt ist das sprachliche Register und die Anmerkungen erscheinen in durchgehendem Druck. Manch überflüssiger Ballast der früheren Auflagen, z. B. die regelmäßige Bezeichnung der *ἄναξ εἰρημένα*, lexikalische, phraseologische, stilistische Bemerkungen, der regelmäßige Hinweis auf den dichterischen, vor- oder nachklassischen Sprachgebrauch u. ä. ist beseitigt und durch besonnene Mäßigung auf diesem Gebiete auch wieder Raum gewonnen für andere, zum Teil recht gute Bemerkungen.

Der Text nähert sich jetzt mehr dem der Ausgabe von Nipperdey-Andresen. Von den ungefähr 200 neuen Lesarten schließen sich gegen 100 der genannten Ausgabe an. Etwa 51 stammen von anderen und an den übrigen Stellen setzte Becher eigene Vermutungen ein, denen gegenüber man sich nicht immer zustimmend oder wenigstens zweifelnd verhalten kann. Zu den ersten Fällen rechne ich XI 15, 9 *sed benignitati deum gratiam referendam <caevendumque>, ne ritus sacrorum inter ambigua culti per prospera obliterarentur*. Claudius stellt im Senate einen Antrag hinsichtlich des Kollegiums der Haruspices. Er führt Klage, daß die Haruspizin, einst mit Gewissenhaftigkeit geübt, jetzt vernachlässigt werde und in Vergessenheit zu geraten drohe. Aus *saepe adversis rei publicae temporibus accitos, quorum monitu redintegratas caerimonias et in posterum rectius habitas* etc. liest man heraus, daß dies zum Wohle des Staates geschehen sei. Das Folgende birgt in gedrängter Darstellung den Gedankengang 'jetzt vernachlässigte man die Haruspizin. Wenn nun trotzdem augenblicklich alles gut stehe, so sei dies ein Ausfluß des Wohlwollens der Götter und dem gegenüber müsse man sich dankbar erweisen'. Das Wie ergibt sich von selbst: *redintegrandis caerimoniis et in posterum recte habendis*, d. i. durch Annahme seines Antrages, der, wie aus *ne vestustissima Italiae disciplina per desidiam exolesceret* hervorgeht, diesen Zweck verfolgte. Demnach wäre nach *referendam* Punkt zu setzen, worauf folgte *ne ritus sacrorum inter ambigua culti per prospera obliterarentur, factum ex eo* (infolge dieses Antrages) *senatum consultum, viderent pontifices* etc. Hiermit ist jede künstliche Deutung einer Verbindung wie *referendam ne* oder gar eine Änderung gegenstandslos. XI 27, 6 setzte B. *submissee* für *subisse*. Aber Phrasen wie *submissee petere*, s. *supplicare* sind denn doch nicht zwingend genug, um bei Messalinus Schamlosigkeit (vgl. K. 26, 14) an *submissee sacrificare* zu denken. XI 28, 3 schafft *cubiculum <per> principis* eine auffallende Anastrophe, was gar nicht nötig ist (vgl. N.-A. z. d. St.).

Auch XI 30, 3 ist *id demum* für überl. *idem* unnötig. Calpurnia und Kleopatra waren auf Anstiften des Narcissus bei Claudius zur Audienz erschienen, um die Heirat der Messalina zu denunzieren, und die Situation ist folgende: *Calpurnia nupsisse Messalinam Silio exclamat, Cleopatra adstabat et idem* (i. e. *ut idem faceret vel denuntiaret*) *opperiebatur*. XII 30, 3 liest B. *illuc* und findet es merkwürdig, daß noch niemand an dem handschriftlichen *illuc* Anstoß genommen. Aber trotz der Autorität C. F. W. Müllers ist *illuc* richtig, weil es sich nur um den Einbruchspunkt handelt, *ubi lazyses per campos vagabantur*. Daß es zunächst auf diese abgesehen war, ergibt die Situation und bedurfte keiner Erwähnung. XII 45, 15 ist aus überliefertem *pecuniā uterentur* mühsam *pecuniā amitterentur* entwickelt. Man wird indessen doch besser bei *pecunia verterentur* jüngerer Handschriften bleiben, zumal *uterentur* des Med. sich aus den Eigentümlichkeiten desselben genügend erklärt (Andres., In Taciti Historias studia critica et palaeographica I 17). Sonst würde ich *pecunia mutarentur* (Victor.) lesen. XIII 49, 7 ist man gegenüber der Überlieferung *quibusque aliis Romana continentur* seit Lipsius wenigstens in der Einfügung von *res* nach *aliis* ziemlich einig. Becher erschien *vis* hinter *aliis* einfacher. Aber ebenso einfach erscheint *res* vor *Romana*, und daß *vis* hier ganz unpassend ist, kann gerade aus K. 54, 8 ersehen werden. XIV 6, 6 liest B., wohl bestimmt durch I 11, 13 *si non intellegere videretur*, weil die Überlieferung *si non intellegentur* nicht bedeute 'wenn man sich stellte, als verstehe man sie nicht'. Agrippina wollte die Gegner durch eine ihnen beigebrachte Meinung sicher und so weniger vorsichtig machen, denn darin nur konnte das *remedium insidiarum* bestehen. Dazu war die Vorstellung *Agrippina insidias non intellegit* geeigneter als *Agrippina insidias non intellegere videtur*. Vom Standpunkte Agrippinas hat dann *non intellegere* den Sinn 'keine Beachtung schenken, ignorieren, neglegere'. XIV 34, 2 liest man für die Überlieferung *et proximis auxiliares* mit Puteolanus gewöhnlich *et e proximis auxiliares*; dagegen B. *et proximi auxiliares*. Solange aber *auxiliares* noch *proximi* waren, bildeten sie keinen Bestandteil des Korps des Suetonius. XIV 54, 4 behält B. die Überlieferung *iacent* bei und liest für *incumbt* (M.) *incumbunt*. Aber um die Konstruktion dieser Verba zu dem sozusagen parenthetischen *ut omnia mortalia* für Tacitus nur einigermaßen zu entschuldigen, reichen die von B. beigebrachten Fälle auch nicht annähernd hin. XV 12, 16 änderte Lipsius das überlieferte *apisceretur* in *aspiceretur*. B. behielt die Überlieferung bei und änderte im weiteren *et in ei*. Sein Gedankengang dabei ist mir nicht ganz klar. Über XIII 30, 10 ff., XIII 57, 12 (*victa*), XIV 20, 20 (*melius*), XIV 29, 14 (*breve et incertum*), XIV 53, 12 ff. habe ich mich geäußert im Progr. des Gymnasiums der k. k. Theres. Akad. in Wien 1902. Ohne auf bereits bekannte und von Becher angenommene Konjekturen anderer

einzugehen, will ich noch einige von ihm selbst herstammende bezeichnen, die mir bedenklich erscheinen: XIII 9, 1 die Tilgung des *ad* vor *Vologesen*, XIII 15, 5 *alearia* für *alia*, XIII 55, 4 die Einfügung von *homo* nach *fidus*, XIV 32, 7 die Beibehaltung von *sic labente*, das durch Bechers Bemerkung nicht annehmbarer wird, XV 8, 7 die Einfügung von *sed* vor *longinquis*, XV 28, 14 *honore* für *honori*, XV 45, 5 *per prospera* für *prosperere*. XVI 8, 4 *metu exitio* für *metu et exitio*.

Im Kommentar ist der sachliche Teil so ziemlich unverändert geblieben; der sprachliche dagegen erfuhr, wie schon erwähnt, vielfache, namentlich für Studierende oft wertvolle Bereicherung, was bei den Kenntnissen des Herausgebers auf dem Gebiete des klassischen Lateins nicht zu verwundern ist. Auch hier indessen hat die Ausgabe von Nipperdey-Andresen manches Verdienst. Bis zu Ende des XIV. Buches allein zählte ich mehr als 250 Bemerkungen, die, vereinzelt mit Angabe der Quelle, entweder in derselben Fassung oder etwas verändert aus jener stammen oder wenigstens durch sie veranlaßt oder beeinflußt zu sein scheinen. In den meisten Fällen geschah dies mit Glück, ganz wenige ausgenommen. So heißt es zu XII 52 4 *adnectebatur crimini Vibia mater eius, ut casus prioris (nam relegata erat) inpatiens* bei N.-A. 'man beschuldigte sie, daß sie überdrüssig des Schicksals, das sie früher betroffen hatte, an den Plänen ihres Sohnes teilhabe'; Bechers Bemerkung zu *casus prioris inpatiens* 'und weil sie sich daran beteiligt habe' ist mir unverständlich. XIII 11, 4 ziehe ich die Bemerkung bei N.-A. Bechers '*quoque fast* = schon' vor. Dasselbe gilt von XIV 8, 2 (*molium obiectus*) 'die vorliegenden Dämme' N.-A., 'die vorspringenden D.' B. Daß bei der Menge neuer Bemerkungen Dinge vorkommen, denen nicht jedermann zustimmen kann, liegt nahe. Über XII 32, 12 und 57, 2, XIII 25, 5 und 35, 12, XIV 31, 7 und 35, 1 ff. habe ich a. a. O. gesprochen. XII 52, 7 *morta fortuita an per venenum extinctus esset, ut quisque credidit, vulgavere* vermißte Draeger im Hauptsatze einen Ausdruck der Ungewißheit; nach Becher hätte ihn der Schriftsteller in den Hauptsatz gelegt. Das Richtige findet sich bei N.-A. Es fehlt ja nichts als das tonlose *de ea re*. XIII 17, 6 ist zu Draegers '*aestimare*, in Erwägung ziehen' unpassend 'prüfen' hinzugefügt. XIII 23, 2 ist '*claritudine et adfinitate* sind kausale Ablative des Maßstabes' dunkel. XIII 31, 17 ergänzt auch B. *ea* zu *propugnant*. Dies aber sei Acc. des inneren Objectes; denn die Ähnlichkeit mit XV 13, 5 *munimenta propugnabant* erkennt er nicht an. So aber ist mir die Stelle unverständlich; für mich ist das Objekt zu *propugnant* durch *quae libidine deliquerant* gegeben. XIII 44, 8 wird *esse* zu *famam perditam, pecuniam exhaustam* ergänzt. Es kann nicht zugegeben werden, daß die im Lex. T. unter *obtestor* A angeführten Stellen durchaus anders geartet seien, wenn unsere Stelle den Sinn hat, den sie

haben muß 'Octavius erging sich bald in Klagen, bald in Drohungen, sich berufend oder hinweisend darauf, daß er Ruf und Vermögen geopfert habe'. Es wäre lächerlich von ihm gewesen, feierlich zu versichern, daß er ein gesellschaftlich und materiell ruinierter Mann sei, um die Pontia wieder zu gewinnen. Das war ihr ohne Zweifel bekannt und bildete sicher einen Grund, daß sie ihn aufgab (vgl. *reperta spe ditioris coniugis promissa exuere*). Zu XIV 8, 8 ist 'gratari, gewöhnlich von dem der Gottheit geschuldeten Dank' Reproduktion der falschen Bemerkung Schmalz' im Antibarbarus. Draeger hatte das Richtige. Zu XIV 20, 18 *gymnasia et otia et turpes exercendo* ist zu beanstanden 'aus *exercendo* ist per Zeugma zu *gymnasia* zu entnehmen *colendo* oder *frequentando*'. Für B. selbst ist XII 48, 18, XIII 54, 7, G. 29, 16 *exercere* = *colere*. Das Verbum paßt zu *gymnasia* ebenso gut wie zu den folgenden Begriffen. Das Übersetzungsbedürfnis ist nicht maßgebend für die Annahme eines Zeugma. XIV 22, 19 *quia fontem aquae Marciae ad urbem deductae nando incesserat* soll *quia*, wie *cum* oder *quod* der Identität 'indem, dadurch das' bedeuten. Das erforderte *incessit*. XIV 82, 12 wird Enallage angenommen, *occulti rebellionis conscii* = *occultae rebellionis conscii*. Es läßt sich aber von *occulta rebellio* dann nicht mehr reden, wenn man sich bereits zu Gegenmaßregeln gezwungen sieht. — Druckfehler sind mir aufgefallen: Band I, S. 105 in der Überschrift 81—87 für 84—87; im Kommentar S. 9, Z. 25: 16 für 10, S. 29, Z. 18 *inter cessuram* f. *intercessuram*, S. 29, Z. 19 *maturarentur* wie f. *maturarentur* wie, S. 32, Z. 2 *exacto, supplicii* f. *exactor supplicii*. Bd. II im Texte S. 5, Z. 10 *offerent* f. *offerrent*, S. 31, Z. 23 *vestatum* f. *vastatum*, S. 49, Z. 1 *peioris* f. *prioris*, S. 49, Z. 7—8 *iuscum* f. *iussum*; im Kommentar S. 12, Z. 7 *Claudianoum* f. *Claudianorum*, S. 13, Z. 10 *continuaret* f. *continuaverit*, S. 33, Z. 14: § 44, 6 f. 44, b, S. 61, Z. 11: 4, 584 f. 2, 584, S. 63, Z. 11: 4 f. 5; im krit. Anhang S. 182, Z. 20 *ad* f. *at*, S. 183, Z. 32 *quo* f. *qua*.

Eine Schulausgabe im eigentlichen Sinne kann das Werk in unserer Zeit wohl kaum mehr sein; dafür wird es Studierenden und auch manchem Lehrer sicher gute Dienste leisten.

Wien.

Franz Zöchbauer.

Untersuchungen zur lateinischen Tempus- und Moduslehre mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichtes. Von Dr. Rud. Methner, Professor am Kgl. Gymnasium in Bromberg. Berlin, Weidmann 1901. VIII und 313 SS. 8°. Preis 6 Mk.

Die Lehre von dem bezogenen und selbständigen Gebrauch der grammatischen Tempora im Lateinischen geht auf Cornelius

Valerius Ultraiectinus zurück, der in seinen *Grammaticarum Institutionum l. IV* (Lutetiae 1550) über das Plusquamperfekt sich so ausspricht: '*Relativum praeteritum dici possit, quod semper ad aliquod aliud tempus referatur, ut et imperfectum*'. Folgerichtig spricht dann Perizonius von *tempora absoluta*. Von da ab blieb diese Lehre in die Grammatik, allerdings mit Unterbrechungen, eingeführt, worüber H. Schmidt, *Doctrinae temporum verbi graeci et latini expositio historica*, Halle I und II 1836, III 1839, IV 1842 nähere Belehrung bietet. In neuerer Zeit kam die Lehre von der absoluten und relativen Zeitgebung durch Em. Hoffmanns 'Lateinische Zeitpartikeln' (Wien 1860, 2. Aufl. 1873) wieder in Fluß, ohne daß die Grammatiker zu einer einheitlichen Auffassung gelangen konnten. Daher konnte der amerikanische Forscher W. Gardner Hale vom Nebelland (Cloudland) der absoluten und relativen Tempora sprechen und Schmalz 'Erläuterungen zur lateinischen Schulgrammatik' 1890 S. 82 sich also äußern: 'Im ganzen bekomme ich den Eindruck, als ob über die Begriffe selbständiges und bezogenes Tempus keine gleichmäßige Auffassung durch die Arbeiten der Grammatiker gehe; dies ist aber vor allem notwendig, wenn greifbare Ergebnisse aus der Forschung hervorgehen sollen'. Solche Bemerkungen riefen dann die Monographien von H. Lattmann (Göttingen 1890) und M. Wetzel (Paderborn 1890) hervor, welche Klärung in die Sache gebracht zu haben schienen. Vgl. Rickmann, *Zur lateinischen Tempuslehre*, Güstrow 1902. Da tritt nun Methner mit vorliegender Arbeit in die Schranken, ohne freilich seine Vorgänger vollständig zu kennen. Im Grunde bedarf er auch ihrer Kenntnis im einzelnen insofern nicht, als er auf einem von ihnen grundsätzlich verschiedenen Boden steht. Er behauptet nichts mehr und nichts weniger, als daß die Tempusformen an sich nicht imstande sind, das Verhältnis der Vorzeitigkeit oder Gleichzeitigkeit oder überhaupt eine temporale Beziehung auszudrücken. Daß diese Lehre, die mit der Überlieferung in so entschiedenem Widerspruch steht, eine Art Aufregung hervorrufen werde, war vorauszusehen. Sofort nach Erscheinen des M.schen Buches sprach sich M. Wetzel, dessen Arbeiten M. nicht gekannt hatte, im 'Gymnasium' 1902, Sp. 55—60, dagegen aus, worauf M. ebd. Sp. 201—205 ('Einige Bemerkungen zur lateinischen Tempus- und Moduslehre') erwiderte. Auch H. Lattmann sah sich zur Äußerung in derselben Zeitschrift 1902, Sp. 605—612 und 645—652, veranlaßt, u. zw. unter dem Titel: 'Der neueste Angriff auf die Lehre vom selbständigen und bezogenen Gebrauche der Tempora'. Endlich sei noch auf Methners eigenen Programmaufsatz 'Die Darstellung der lateinischen Temporalsätze in der Obertertia. Nebst einem Anhang über die Bedeutung von *postquam*' (Bromberg 1902) verwiesen, wo M. den Versuch macht, die Ergebnisse seiner Untersuchungen teilweise für den Unterricht nutzbar zu machen. Ref. hat den Eindruck bekommen, daß nach M.s Arbeiten

die ganze Frage, um die sich dieselben drehen, noch einer Revision bedarf. Freilich müßte dies auf Grund einer genaueren Literaturkenntnis geschehen, als M. diesmal mitgebracht hat. Wer sich so eingehend mit der Literatur der Temporalsätze beschäftigt wie M., darf vor allem die Hauptarbeit auf diesem Gebiete, Hoffmanns Zeitpartikeln, nicht ignorieren, und wäre es auch nur, um daraus das statistische Material zu verwerten. Darnach ist auch die Zumutung M.s, seine Lehren in die Schule zu verpflanzen, verfrüht.

Neville K. P. R., The Case-Construction after the Comparative in Latin. Ithaca N.-Y., The Macmillan Company 1901. gr. 8°. VI und 86 SS. (A. u. d. T.: Cornell Studies in Classical Philology. Edited by Charles Edwin Bennett and George Prentice Bristol. No. XV. Published for the University by the Macmillan Company 1901). Preis geb. 60 Cts.

Eine statistische Arbeit, deren Zweck ist, den Gebrauch des Komparativs mit *quam* einerseits und mit dem *Abl. comparationis* andererseits auf bestimmte Regeln zurückzuführen. Geschöpft wird das Beobachtungsmaterial aus den Schriftstellern der Republik. Innerhalb dieses Zeitabschnittes folgt nach N. der Sprachgebrauch folgenden Normen: I. *Quam* wird ausschließlich gebraucht, wenn im ersten Teil der Vergleichung das Adjektiv im Komparativ nicht mit einem Nominativ oder Akkusativ kongruiert: *is deteriore iure esset quam ceteri cives*. Cic. — II. *Quam* tritt regelmäßig ein: a) Wenn der zweite Teil der Vergleichung durch einen Satz erweitert ist: *expeditior, quam is, qui*. Caesar. — b) Wenn einer der beiden Teile der Vergleichung durch den Genetiv eines Nomens oder Pronomens oder durch ein Adjektiv näher bestimmt wird: *ignoratio malorum utilior quam scientia*. Cic. *Nequius nil est quam egens consili servos*. Plaut. — c) Wenn der Komparativ durch einen *Abl. mensurae* oder einen Dativ bestimmt wird: *Paullo plures malevolos quam gratos*. Cic. *Opportunior fugae collis quam campi*. Sall. — d) Wenn der Komparativ durch *magis* gebildet ist. — e) Wenn der Komparativ im positiven Satze zum Subjektsakkusativ eines Infinitivs gehört: *solem maiorem esse quam terram*. Cic. — f) Wenn der Komparativ ein Adverb ist, ausgenommen *plus, minus, amplius* oder *longius* mit Zahlangaben und die unter V angeführten Ausdrucksweisen. — III. *Quam* und der *Abl. comparationis* sind ohne Unterschied gebräuchlich: a) Wenn sich im positiven Satze der Komparativ an das Accusativobjekt anschließt: *alios fidiiores habuisti quam me*. Plaut. *Morte graviozem vitam exigunt*. Sall. Jug. — b) Wenn der Komparativ mit dem Nominativ kongruiert: *ne maior poena quam culpa sit*. Cic. *Turpis vita integra fama potior*. Sall. — IV. Der Ablativ steht regelmäßig: a) In allgemeinen negativen Sätzen sowohl neben dem Nominativ wie neben dem Accusativ: *Nihil animo*

velocius. Cic. — *b*) In rhetorischen Fragen: *quid est fletu muliebri viro turpius?* Cic. — *c*) In sprichwörtlichen Redensarten: *Stultior stultissimo; citis quadrigis citior*. Plaut. — V. Der Ablativ ist ausschließlich im Gebrauch: *a*) In Ausdrucksweisen mit *alius alio* (*alium alio sapientiore*. Cic.). — *b*) In den Verbindungen mit *opinione, spe, expectatione, aequo, iusto*. So weit Neville. Hier vermißt gewiß jeder, der auch nur die Lehren der Schulgrammatik kennt, die Erwähnung des ausschließlich gebrauchten *Abl. comparationis*, wenn das Comparatum ein Relativum ist. Fälle wie *quo nihil acerbius* führt N. selbst S. 43 ff. bereits aus Plautus, besonders zahlreich aber aus Cicero auf: nicht die Negation oder das Sentenziöse des jeweiligen Satzinhaltes ist Ursache für die gewählte Konstruktion, sondern vor allem die Unmöglichkeit, *quam qui, quam quae* oder *quam quod* im vorliegenden Falle zu verbinden.

Weiterhin hätte der Verf. die wissenschaftliche Brauchbarkeit seiner Ergebnisse erhöht, wenn er die Perioden oder die Arten der Latinität auseinander gehalten hätte. Freilich legte er das Material im Wortlaute vollständig vor, so daß sich daraus ohne Schwierigkeit Schlüsse für den Sprachgebrauch der klassischen oder, wenn man lieber will, der prosaischen Schriftsteller ziehen lassen. Endlich muß Ref. noch die unberechtigte Bemerkung S. 2 zurückweisen, wonach die mangelhafte Kenntnis der Unterschiede beider Konstruktionen dadurch veranlaßt ist, daß man bisher über keine Sammlung wie die von N. angelegte verfügte. Die bezüglichen Angaben bei Gossrau § 375, 3 ff. und bei Menge im Repetitorium § 100 f. sind so wenig mangelhaft, daß sie durch N.s Ergebnisse kaum alteriert werden. Eine wertvolle einschlägige Sammlung aber liegt von J. W. L. Jeep vor, der *De usu ablativi comparativi apud Ciceronem Caesarem alios eiusdem aetatis scriptores* (Wolfenbüttel 1845) gehandelt hat.

Wien.

J. Golling.

Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. Von Friedrich Kauffmann. 3. Aufl. Marburg, N. G. Elwert 1902. VIII und 110 SS. 8°.

Kauffmann hat seine energische und originale Kraft hier (wie in anderen Handbüchern) in den Dienst des Unterrichts gestellt und den Kandidaten des höheren Lehramts eine knappe Übersicht des Wichtigsten aus der Geschichte der deutschen Sprache geben wollen. Seine Arbeit verleugnet nirgends den Verfasser der Geschichte der schwäbischen Mundart, sie hebt stärker als andere Werkchen verwandter Natur den Gedanken der Entwicklung hervor, sie versucht Gesamtbilder zu zeichnen und kommt

dem Bedürfnis des Lernenden durch Betonung des Wichtigen entgegen, sie überrascht auch den Fachmann durch die Art, wie fruchtbare, neue Ergebnisse der Forschung schulmäßig bereit gelegt werden. Das Büchlein hat bereits seinen verdienten Erfolg, es wird ihn auch weiter haben, solange es in Prüfungsnöten schwebende Kandidaten geben wird. Aber auch der bereits 'Geprüfte' benützt es mit Vorteil, um rasch und leicht wieder sich zu orientieren, und der Fachmann beobachtet mit Interesse, welche Einzelheiten der Verf. zum Grundstock grammatischen Wissens rechnet und wie er sie zum Unterrichte verwertet.

Der Kritiker wird billigerweise in Betracht ziehen müssen, welche Grenzen der praktische Zweck und der heutige Zustand der Forschung einer solchen Arbeit ziehen. Das Gotische ist am reichsten, reichlich das Alt- und Mittelhochdeutsche, ganz eklektisch das Neuhochdeutsche behandelt. Nur die Lautlehre erhält eine urgermanische Grundlage, im Alt- und Mittelhochdeutschen nehmen die Erscheinungen der Dialekte den ihnen gebührenden Platz ein, systematisch dort, gelegentlich hier, im Neuhochdeutschen schwankt die Darstellung, selbst im Ansatz der Paradigmen, zwischen älteren und neueren, schriftsprachlichen und dialektischen Formen, ohne zeitliche Bestimmung und in unregelmäßiger Auswahl: in all dem spiegelt sich bis zu einem gewissen Grade der Stand unseres heutigen Wissens. Die Untersuchung der urgermanischen Flexion und die systematische Darstellung ihrer Entwicklung in die historischen Dialekte hinein ist ja jünger und noch nicht so durchgearbeitet wie die Lautlehre: aber daß Kauffmann gar nicht versucht hat, auch der Flexion eine urgermanische Basis zu geben, und daß so schon in den Grundriß eine störende Ungleichmäßigkeit hineingeraten ist, kann ich weder durch die praktischen noch durch die wissenschaftlichen Voraussetzungen für gerechtfertigt halten. Ich meine hier natürlich nicht etwa die schwierige und vielfach unsichere Aufstellung urgermanischer Paradigmen; aber die Kräfte, die zu den historischen Flexionen führten — Betonungsverhältnisse wie Formübertragungen — konnten an passenden Beispielen hervorgehoben und erläutert werden, um so mehr, weil sie im wesentlichen dieselben sind, die auch die späteren Entwicklungen beherrschen. Ähnliche Wünsche bleiben mir auch für Kauffmanns Behandlung der neuhochdeutschen Flexion: im Bestreben, die Klippe einer Spezialgrammatik einzelner Autoren zu vermeiden, löst sie sich zu sehr in Allgemeinheiten auf, deren tatsächliche Unterlagen wohl nicht dem Kenner, höchst wahrscheinlich aber dem Studierenden verborgen bleiben. Vor den allgemeinen Charakterisierungen, auf die sich Kauffmann beschränkt, möchte man Detailbehandlung der einzelnen nhd. Paradigmen unter Aufweisung ihres einstigen Umfangs, ihrer Verluste, ihrer Bereicherungen sehen; erst dann würde die erdrückende Menge durcheinander laufender Formübertragungen, die jetzt falsch aufgefaßt

werden können oder unverstanden bleiben müssen, einfacher sich aneinander legen.

Für spätere Auflagen möchte ich an manchen Stellen, wo Knappheit des Ausdrucks oder ungenaue Fassung von Regeln zu Undeutlichkeiten führt, breitere oder schärfere Darstellung wünschen: daß die nhd. Schriftsprache von den 'lokalen Schriftsprachen des Mittelalters' sich 'wesentlich nur' durch die Uniformierung der Orthographie, des Präteritalablauts und durch das Vorhergehen des Suffixes *-chen* unterscheide § 3, 3, erzeugt doch eine ungenügende Vorstellung — wo bleibt die Veränderung der Syntax und der Wortbedeutungen? — Das Urgermanische war auf neun Seiten schwer zu behandeln: so ist denn auf den Unterschied von urg. \bar{e}^1 und \bar{e}^2 nicht eingegangen, $\bar{e}i$ und $\bar{o}u$ werden sehr summarisch abgetan, von urg. *wu*, *jj* ist nicht die Rede, vom Accent wird nur gelegentlich gesprochen, der Ablaut wurde schematisch vorgetragen und der ihm gewidmete § 8 wird schwerlich fruchtbar verstanden und angewendet werden. — In der Einleitung zum althochdeutschen Vokalismus § 17 heißt es: 'Von Bedeutung ist die von den Lauten unabhängige Veränderung der Orthographie, besonders aber das Notkersche Schreibsystem' — hat auch dieses von den Lauten nichts zu tun? — Die Notiz § 21: 'Bei Otfrid wechseln die Formen des Diphthongs (*io*) je nach den Endungsvokalen der Wörter' erschöpft die Erscheinungen nicht. — § 29, 5: 'Als bairisch beachte Reime wie *zit : geleit* (gelegt), *sist : geist* (Reime auf altes *ei* fehlen)' — da muß der Lernende doch stutzen, denn *geist* hat ja altes *ei*; Kauffmann sollte hinzufügen, daß das *ei* von Wörtern wie *geist*, *rein* u. a. im Bairischen nicht so gesprochen wurde wie das etwa von *leit*, *stein*. — § 38, 1 'wie im Altn. hat sich aus *-uw ggu* (im Gotischen) entwickelt' — aber vom Ursprung dieses *-uw* ist nichts gesagt. — § 38, 5 '*h* vertritt anlautend vor Vokal (im Gotischen) den griech. spir. asper' — will Kauffmann damit eine andere phonetische Qualität als die des Hauchlautes (oder gehauchten Einsatzes) bezeichnen? Wenn nicht, so möge er doch die 'Vertretung' wenigstens beseitigen. — § 40, 1 f: statt der 'stimmlosen weichen Verschlusslaute' würden sich 'stimmlose schwache' empfehlen. — § 55, S. 84 muß die Behauptung 'nhd. ist der Umlaut (in der Komparation des Adjektivs) allgemein' doch erheblich eingeschränkt werden. — § 45, 3 b ist der Schwund des suffixalen *n* in *König*, *Pfennig* als nhd. bezeichnet gegen § 41, 3 und 43, 3 b.

Bedenklich ist mir in einem Elementarbuch die apodiktische Zurückführung der germ. \bar{e}^2 auf idg. $\bar{e}i$, die nur durch ein 'wohl' schwach eingeschränkte Behauptung, daß das Präteritum der schwachen Verba einen idg. Aorist darstelle S. 93, und die gar nicht eingeschränkte, daß *i* als Ableitungsvokal im Präteritum der Verba wie ahd. mhd. *zellen* usw. überhaupt niemals vorhanden gewesen sei (S. 102). — Eine Gleichung wie S. 19 got. *hugjan*

< ags. *hopian* bliebe überhaupt besser weg. Ich verstehe auch nicht, warum K. S. 61 zu **gawi* einen Genetiv **gaujes* oder einen Infinitiv **fraujan* statt eines viel deutlicheren **gaujes* (< **gauwes*, **frauwan* (< **frauwen* ansetzt und warum er die Bildung auf -*ie* ganz vernachlässigt und daher einen Nom. Sg. **maujö* S. 74 konstruiert. Unglücklich ist die Aufstellung einer VII. Ablautklasse § 23, repräsentiert durch *stán*, *stuont*, *stuontum*, *gistantan*.

Zur Auswahl der Einzelheiten möchte ich ein Wort über die ahd. Formen *chimeinidh*, *samanunc* u. ä., die got. Plurale *naitteinos*, *haimos* wünschen und S. 106, Absatz 2 die Einfügung von *preisen*. Daß in der *i*-Deklination der got. Adiectiva der N. Sg. F. dem Masc. gleich lautet, sollte § 54 stärker hervorgehoben sein.

Die Korrektur des Druckes ist leider übel geraten. Ich mache nur auf die Fehler aufmerksam, die den Unkundigen oder Unaufmerksamen zu sachlichem Irrtum verleiten könnten: S. 4, Z. 20 v. o. l. *nhd.* (statt *mhd.*); S. 14, Z. 20 v. o. l. *g^hmtis* (statt *gmis*); S. 18, Z. 10 v. u. ist nach *gh* die Velare *g^h* einzufügen; S. 26, Z. 13 v. o. l. *ansteigs* (statt *antesigs*); S. 29, Z. 12 v. o. l. *Anm. 3* (statt *Anm. 1*); S. 50, Z. 2 v. o. *Dämmerung* (statt *-unge*); S. 57, Z. 21 v. o. ist nach 'Silbenanslaut' die Klammer zu schließen; S. 59, Z. 8 v. u. l. *in- und auslaut* (statt *an- und auslaut*); S. 82, Z. 2 v. o. l. *bettes*; S. 82, § 54 ist im Paradigma *blinda* irrtümlich kursiv gedruckt.

Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Von Dr. Julius Zupitza, waldand Professor an der Universität zu Berlin. 6. verb. Aufl. Berlin, • Wilhelm Gronau 1901. VI und 122 SS. 8°.

Es ist sehr erfreulich, daß das ganz vortreffliche Büchlein Julius Zupitzas seinen Anwert behalten hat, ja daß noch nie — wie Ernst Zupitza, der jetzige Herausgeber, mit Recht hervorhebt — eine Auflage so rasch erschöpft war, wie die unmittelbar vorausgehende fünfte (1896). Nicht bloß die innere, auf der Auswahl des Mitgeteilten, der Planmäßigkeit im Aufbau der Grammatik, dem wohlüberlegten Ineinandergreifen der Einzelheiten beruhende Güte der Arbeit wirkte dabei mit, sondern auch die Verwandtschaft der von Zupitza geübten synthetischen Methode des Sprachunterrichts mit der neueren Reformbewegung und das Bedürfnis der Mittelschule, die heute ein grammatisches Verständnis des Altdeutschen schwerlich anders vermitteln kann, als auf dem von Zupitza vorgezeichneten Wege. Seine Arbeit ist insbesondere für den jüngeren Lehrer, der noch nicht über reichere Erfahrung verfügt, das vorzüglichste didaktische Hilfsmittel.

Der Herausgeber hat am Gefüge des Buches mit Recht nichts geändert. Einzelheiten wurden verbessert, andere werden

noch verbessert werden können. Dergleichen ihm für spätere Auflagen zur Erwägung zu stellen, ist der Zweck der folgenden Zeilen. Mein Hauptwunsch geht auf eine in den Interlinearversionen anzubringende Veränderung: so sehr sie sich als wörtliche Rohübersetzungen von vornherein kennzeichnen, so sollen sie doch jedenfalls neuhochdeutsch möglich bleiben, aber 'sehr groß war ihrer Kraft' (*vil michel was ir kraft*) Str. 1, 'was bedeutet euere Zug' (*waz meinet iwer reise*) 16, 'nun habe du die äußeres Wesen' (*nu habe du die gebærde*) 29 usw. ist unter allen Umständen beleidigend; überdies war ja *Zupitza* hierin nicht einmal konsequent: zwar setzt er unter 17, 3 *durch dich ... ich her gevarn hân* 'durch dich ... ich hergezogen habe', oder 42, 2 unter *iwer höhverten ... ist gelegen* 'Euer übermütig sein ... ist gelegen', aber unter *schein* 26, 1 steht nicht 'schien', sondern 'zeigte sich', unter *ervant* 28, 4 'nahm war', unter *gestân* 83, 3 'stehen bleiben'. Schrieb er hier die nhd. richtige Entsprechung, so konnte es auch sonst geschehen und der elementare Zweck der Roh-Version, die der Übersetzung vorausgeschickt wird, ist zu erreichen, wenn man die Formen und Ausdrücke, in denen das Mhd. nicht wörtlich nachgebildet werden kann, durch andere Lettern unterscheidet und hervorhebt.

Die Halbzeilen sollten deutlich voneinander getrennt werden.

Daß von den zwei Lauten des mhd. Buchstaben *z* der eine gewöhnlich „weich“, der andere „hart“ genannt werde (S. 4), führt irre und ist gegenüber der folgenden Erklärung überflüssig. — Der Ausdruck 'Part. Perf. Pass.' sollte durchweg durch 'Part. Prät.' ersetzt werden. — Die Formulierung des gramm. Wechsels S. 6, 50 u. s. ist rein äußerlich und bedarf, besonders für Schuls Zwecke, der Hinweisung auf die Accentverhältnisse. — Zu den S. 17 aufgezählten Funktionen des *ge-* ist seine Mitwirkung zum Ausdruck der Aktionsart zu fügen; dadurch würde auch die Bemerkung über *ge-* in *gebrast* 2, 4 S. 18 andere Gestalt gewinnen, ebenso die Übersetzung der Stelle S. 20. Auch zu *komen, lāzen* usw. S. 24 sollte die Bezeichnung 'perfektive Verba' gesetzt werden. — Bei *tar, darf* S. 23 (ebenso bei den übrigen verwandten Prät.-Präs.) ließen sich, statt neben die Indikativform *turren, dürfen* die Wechselform *türren, dürfen* zu stellen, die Doubletten wohl übersichtlicher merken, wenn zuerst die normale Indikativ-, dann die Konjunktivform genannt, hierauf gesagt würde, daß diese auch in den Indikativ gedungen sei. — Zum konditionalen *und* 4, 3 hätte S. 29 die Bedeutung 'wofern nur' hervorgehoben werden sollen. — Daß die konjunktionelle Verwendung des *e* = ehe durch den Ausfall von *danne* oder *daz* zu erklären sei S. 38, ist schwerlich richtig und sollte gestrichen werden (vgl. auch S. 39 *sit*, als Konjunktion, 'eigentlich statt des daneben gebräuchlichen *sit* *daz*'). — S. 50, Z. 13 v. u. ist ein Beispiel für die Monophthongierung des *ou* vor *d* einzufügen. — S. 58 vermißt man eine

ausführlichere Sachbemerkung zu *ritter*, weil 11, 4 auch zwei königliche Herren darunter verstanden sind. — Die Aufzählung *ags.* und *altn.* Reste der germ. Reduplikation und wohl auch die Nennung von *ahd. sterbēz* S. 56 dürfte überflüssig sein; auch für die Aufnahme der drei *got.* und *ahd.* schwachen Verbalklassen S. 58 f. kann ich mich nicht erwärmen: solche knappe Bemerkungen können das Verständnis der mhd. Verhältnisse nicht lebendig fördern und ein Mehr würde den Rahmen sprengen. Ebenso wenig dürfte die Bemerkung S. 70 '*iw* ist älter als *iuw*; aber *ow* ist jünger als *ouw*' irgendwie nützen. — Die Auseinandersetzung über die Wechselformen zu *iuwern* S. 79 ist undeutlich. — S. 82 (24, 4) *von listēn daz geschach?* — Die durch den Wechsel von *scharf* und *scharph* veranlaßte Bemerkung 'wie denn überhaupt im In- und Auslaut *pf* und *f* (*ff*) nicht genau geschieden werden' (zu 25, 2) ist in dieser ihrer Allgemeinheit irreführend. So geht der Verf. auch zu weit, wenn er die dialektisch mögliche Erweichung eines intervokalischen (germ.) *f* zu *w* S. 85 über das, was er 'reines Mhd.' (besser Literatur-, Dichtersprache) nennt, erweitert, für das doch höchstens die Verwandlung der fortis in die lenis vermutet werden kann. Oder wenn er — gelegentlich der Schreibung *mānic* für *menic* S. 102 — ohne Einschränkung bemerkt: '*ā* ist nur eine unnötige andere Schreibung für durch Umlaut entstandenes *e*' — er verwischt dadurch die auch in den Handschriften vielfach durch *ā* vollzogene Kennzeichnung des 'überoffnen' Lautes.

Innsbruck.

J. Seemüller.

Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sacherklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln bearbeitet von Dr. Johann Weyde. Enthaltend 35000 Schlagwörter. Wien und Leipzig, F. Tempsky u. G. Freytag 1902. 271 SS.

Die Regeln sind (von S. 4—22), wohl aus systematischen Gründen, teilweise anders gruppiert als in dem vom k. k. Ministerium herausgegebenen Büchlein; auch der Wortlaut ist meist, wenn auch unerheblich geändert, der Anlaß ist oft nicht ersichtlich. Vorteilhaft ist, daß auch die sog. Lateinschrift berücksichtigt wird und daß die Fälle, wo zweierlei Schreibung gestattet ist, gleich nach den Regeln angemerkt sind (so in § 7 zu b, p). In § 26 ist die für die Schreibweise *ie* gegebene Begründung, dieses sei vielfach aus 'früher zweisilbig gesprochenen *i-e* hervorgegangen', unrichtig. In § 44, 4 ist *sie* in *er* zu ändern, denn das Pronomen bezieht sich auf Beisatz, während Apposition in der Klammer steht. Das Beispiel, das in § 44, 11 für Schalt-

satz und Umfangssatz gegeben wird, stimmt nicht. Das Zitat aus Goethes 'Zauberlehrling' in § 50 ist ungenau. (In § 6 ist *liten* wohl ein Druckfehler für *leiten*.)

Das Wörterverzeichnis (S. 23—271) bringt 'eine möglichst reichhaltige Sammlung des deutschen Sprachschatzes, auch zusammengesetzte Wörter' und 'möglichst viele Fremdwörter mit entsprechenden Verdeutschungen'. Der Verf. will nicht 'dem leidigen Fremdwörterwesen Vorschub leisten', sondern 'durch die beigelegte Verdeutschung — nicht Übersetzung — wenigstens in der Mehrzahl der Fälle — die Überflüssigkeit' der fremden Ausdrücke beweisen. 'Diese Verdeutschungen sind zumeist die des Allgemeinen deutschen Sprachvereines und hauptsächlich Saalfelds „Fremd- und Verdeutschungswörterbuch“ entnommen.' Übrigens sind auch rein deutsche Wörter durch Fremdwörter erklärt, so *drahten* mit *telegraphieren*, *völklich* und *völkisch* mit *national* und sogar *abgelebt* mit *blasiert*. Oft ist die Verdeutschung durch eine Wort- oder Sacherklärung vertreten, oft wird auch die Sprache angegeben, aus der das Wort stammt. Außer den gewöhnlichen grammatischen Bemerkungen sind auch Beisätze wie *derb*, *dichterisch*, *Kanzleistil*, *mundartlich* zu finden. Auch Personennamen wie *Shakespeare*, geographische Namen wie *Kordilleren* sind aufgenommen. — In einem Buche Auskunft über so viele Dinge zu finden, ist gewiß sehr erfreulich, aber es versteht sich von selbst, daß ein Buch von so mäßigem Umfange bei aller Raumausnutzung den Aufgaben eines orthographischen Regel- und Wörterverzeichnisses, eines grammatischen Hilfsmittels, eines Fremdwörterbuches, eines Idiotikons und einer Enzyklopädie nicht gleichmäßig gerecht werden kann. Natürlich läßt sich schon darüber streiten, in welchem Umfange Fremdwörter zu berücksichtigen sind, ob z. B. Verdeutschungen für *Abandon*, *abandonnieren*, *ablegieren*, *Abulie*, *Dragee*, *mediäval*, *vovieren* oder die Angabe der Schreibweise von *Grattier*, wo eine Verdeutschung nicht geboten wird, einem besonderen Bedürfnisse entgegenkommen. Man ist gewiß erfreut, wenn man für *Subjekt*, *subjektiv* usw. 12, für *Objekt* usw. 14, für *Ideal* usw. 28, für *Material*, *materiell* 22, für *absolut* und *relativ* je 14 Verdeutschungen findet, die meist gut und brauchbar sind. Aber manche Wort- und Sacherklärungen sind doch befremdlich, so wenn *Sophia* als 'Weisheitsgöttin', *Sibylle* als 'römische Wahrsagerin', *Hungaria* als 'sinnbildliche Darstellung Ungarns' erklärt wird. *Abprotzen* heißt nicht 'den Vorderwagen der Geschützlafette abtrennen', sondern das Geschütz, dessen Lafette an der Protze (= dem Vorderwagen) befestigt ist, von der Protze trennen. Ob Hus ein 'Kirchenverbesserer' war, ist Ansichtssache; daß sein Name im Tschechischen 'Gans' bedeutet, ist zwar richtig, gehört aber doch wohl kaum in ein Wörterverzeichnis. — Die Verdeutschung von *Abdikation*: 'Entsagung einer Würde' ist grammatisch unstatthaft. *Rachitis* (das amtliche Wörterverzeichnis schreibt

Rhachitis) kommt nach W. 'aus dem Schottischen'. — Der Gebrauch des 'lateinischen' Druckes schwankt: *post festum*, aber *Konsilium abeundi*, *Pelemele*, aber *sans*. — Daß das Buch viel Brauchbares enthält, soll nicht geleugnet werden.

Druck und Ausstattung sind zu loben.

Wien.

Dr. Justus Lunzer.

Reusch, Prof. Adolf, Ein Studienaufenthalt in England. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1902. V u. 142 SS.

Der Verf. folgt in der Einteilung des Stoffes, ja sogar in der Wahl des Buchtitels, der bekannten Schrift von Rossmann-Brunnemann, welche in dieser Zeitschrift (Bd. LII, S. 148) besprochen wurde.

Wie Rossmann in seinem „Studienaufenthalte in Paris“ dem Neophilologen auf französischem Boden und speziell in Paris ein guter Ratgeber und verlässlicher Führer sein will und, setzen wir hinzu, es auch ist, so verfolgt Reusch den gleichen Zweck für England, mit besonderer Berücksichtigung Londons; und auch ihm gebührt das Lob, daß er seiner Aufgabe möglichst gerecht zu werden sucht.

In vier Abschnitten ist der angesammelte Stoff behandelt: 1. Allgemeines. 2. In London. 3. In der Provinz und im Seebad. 4. Rückfahrt. Um dem zumeist spröden Stoffe mehr Lebendigkeit und Anziehungskraft zu verleihen, kleidet der Verf. das, was er vorzubringen hat, in die Form eines Reiseberichtes und diese nicht unglücklich gewählte Erzählungsform verleiht dem Ganzen den Charakter des Selbsterlebten und Selbstwahrgenommenen.

Im ersten Teile gibt er gleich einem Bädeder wichtige und beherzigenswerte Ratschläge über die Wahl der Zeit, die Dauer und den Ort des Aufenthaltes, über die Vorbereitungen der Reise und die etwa einzuschlagenden Routen mit den dabei auflaufenden Kosten.

Mit Recht verlangt er, bevor die Reise unternommen wird, entsprechende sprachliche und sachliche Vorbereitung, ohne welche eine ergiebige Ausnützung des Auslandsaufenthaltes nicht erwartet werden darf. Er rät, indem er sich auf Breule's Bemerkungen in „Organisation des höheren Unterrichtes“ in Baumeisters Handbuch, S. 790—791 stützt, davon ab, eine Lehrerstelle in England zu übernehmen. Dieser Punkt steht einigermaßen im Widerspruch zu den von Prof. Dr. L. Kellner gemachten Vorschlägen (vgl. Zts. f. d. Realschulwesen, Jahrg. XXVI, 1901), der gerade in der Ausübung einer entsprechenden Lehrbeschäftigung einen meritorischen Faktor des Auslandsaufenthaltes erblickt, eine Meinung, der auch Ref. sich anschließt.

Im zweiten Abschnitte macht der Verf. auf die verschiedenen Gelegenheiten zu Hör- und Sprechübungen aufmerksam und gibt Adressen für passende Unterkunft an. Dies ist oder sollte der wichtigste Teil seines Buches sein. Aber gerade hier begegnen wir dieselbe Schwäche, die wir auch bei Rossmann vorfanden. Weder hinsichtlich der Unterkunft noch bezüglich der Sprechübungen vermag der Verf. vollends befriedigende, d. h. den Erfolg des Auslandsaufenthaltes verbürgende Aufschlüsse und Ratschläge zu erteilen. Er selbst mußte sein erstes Quartier mangels genügender Sprechgelegenheit wechseln und selbst nach günstiger Änderung dieser Bedingung zu teuern Privatstunden seine Zuflucht nehmen, um einen sichern Erfolg zu erreichen.

Der Verf. zählt alle möglichen Gelegenheiten von Hör- und Sprechübungen auf, aber alle tragen den Charakter des Zufälligen und Bedingten an sich; gar viele sind auch von problematischem Werte. Der Settlements erwähnt er nicht, dagegen empfiehlt er die Vorlesungen im Gresham College, in People's Palace for East London, Oxford House und besonders im Polytechnic Young Men's Christian Institute und Central Young Men's Christian Association. Parliament, Gerichtssaal und Kanzel werden immer und überall vorzügliche Hörgelegenheiten bilden, aber wie viel verlorene Zeit und Mühe, wenn der Stipendiat sich über Ort, Zeit, Personen, Zutrittsbedingungen usw. erst zu orientieren hat! Das Hospitieren in Schulen ist dem Einzelnen ebenso schwierig zu erreichen, als längere Zeit auszuführen, denn die Headmasters bewilligen den Besuch der Klassen nur sehr ungern. Nicht umsonst wurde denn auch auf dem letzten Neuphilologentage in Breslau (Juni 1902) die Frage der Einrichtung des Auslandsaufenthaltes für Studierende der modernen Sprachen einer langen und intensiven Beratung unterzogen. Das Ergebnis dieser Beratung führte zur Einsicht, daß die von der österreichischen Unterrichtsverwaltung in Paris begründete und in London schon demnächst ins Leben tretende Institution, nach welcher die Stipendiaten einem orts- und sachkundigen gebildeten Nationalen als Mentor überwiesen werden, der ihnen in allen zweckfördernden Dingen zur Hand ist und zur Seite steht, als die bisher beste und billigste Lösung der Frage anerkannt wurde¹⁾.

Was der Verf. über die Realien vorbringt, ist jedem Neuphilologen zu wissen notwendig und nützlich, doch ist es bei weitem nicht erschöpfend; denn Verf. beschränkt sich in vieler Hinsicht auf seine eigenen Erlebnisse und solche reichen im ganzen nicht allzuweit, sind aber als Beitrag immer willkommen.

Der dritte Abschnitt handelt über die Provinz und das Seebad. Der Verf. empfiehlt den Besuch eines Summer Meetings und,

¹⁾ Näheres hiertüber s. Zts. für das Realschulwesen. Jahrg. XXVI, Heft 6.

wenn es die Börse erlaubt, auch eines Seebades und gibt hierfür sowohl Daten bezüglich der besonders in Betracht kommenden Orte als auch der auflaufenden Kosten.

Endlich gibt er für die Rückfahrt einige vorteilhafte Winke.

Der Leser wird im Buche gar manches Wertvolle finden; er wird aber auch vieles, was er gerne wissen möchte, umsonst suchen. Da aber die Lichtseiten die Schwächen überwiegen, kann das Werkchen den Neuphilologen, welche Studien halber England und besonders London aufsuchen, bestens empfohlen werden.

Wien.

Al. Seeger.

N. Welter, Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Marburg, Elwert 1902. 213 SS. 8°.

Wie früher Mistral, so soll jetzt Aubanel, der neuprovenzalische Lyriker, dem deutschen, der Sprachen Frankreichs unkundigen Publikum nahe gebracht werden und dieser zweite Versuch des Verf. steht zweifellos höher als der erste, vermutlich weil ihm der 'Sänger der Schönheit' konformer ist als der Dichter der Mireio. So ist die Würdigung eine ruhigere, weniger überschwängliche, und das ist um so mehr anzuerkennen, als Aubanel doch bei weitem nicht heranreicht an den Begründer und das Haupt der südfranzösischen Dichterschule. Die Übersetzungsproben sind geschmackvoll und im Sinne des Originals gehalten, die Biographie gibt mancherlei bisher wenig bekannte Mitteilungen, so daß das Bändchen auch dem, der die Dichtungen im Original zu lesen und zu beurteilen in der Lage ist, wertvolle Dienste leistet, um den Werdegang einer sympathischen und eigenartigen Natur genauer kennen zu lernen.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

Zünd-Burguet Adolphe, *Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française*. Paris, Gymnase de la voix, rue de Rome 48. Genève, H. Kündig; Marburg, N. G. Elwert-sche Verlagsbuchhandlung 1902.

Die analytisch-direkte Methode beim Unterrichte in den modernen Fremdsprachen kann wohl das Verdienst in Anspruch nehmen, der Phonetik einen ungeahnten Aufschwung gegeben zu haben; denn die direkte Beibringung der fremden Sprache erforderte eine genaue Kenntnis des Lautbestandes derselben. Seit dem siegreichen Durchgreifen der Reform mehrten sich Abhandlungen über Phonetik, man lernte die die Laute erzeugenden Sprachwerkzeuge kennen:

es wurde die Physiologie der Laute studiert und zu diesem Zwecke mit sinnreichen Apparaten experimentiert. Die experimentale Phonetik, um die sich in Frankreich besonders der Abbé Rousselot hervorragende Verdienste erworben hat, bildet die reale Basis für die richtige Aussprache des Französischen. Zünd-Burguet, einer der Jünger Rousselots, hat sich die Aufgabe gestellt, die französischen Laute auf Grund von Versuchen in bündiger Weise zu erklären und auf die verfehlte Aussprache derselben bei anderen Nationalitäten aufmerksam zu machen.

Er will das gesteckte Ziel auf doppeltem Wege erreichen: a) durch genaue Kenntnis der Physiologie jedes Lautes, b) durch photographische Wiedergabe der Mundstellung. — Die Physiologie der Laute umfaßt fünf Abschnitte, leçons benannt. Es wird mit den Vokalen *a*, *o*, *ou* begonnen, an die sich das Studium der liquiden Laute *m*, *n*, *l*, *r* anschließt. Die zweite Lektion umfaßt die Laute *f*, *v*, *s*, *z*, *ch* (= *ʃ*), *j* (= *ʒ*), während die dritte Lektion die verschiedenen *e*-Laute, ferner *y* und *u* zum Gegenstande hat. Die vierte Lektion behandelt die Explosivlaute *p*, *b*, *t*, *d*, *k*, *g*, *ñ*, *x*; die fünfte endlich ist den Ziellaute und den Konsonantengruppen *sp*, *st* sowie den Wortendungen *le* und *re* gewidmet. — Jeder Laut ist genau nach seiner physiologischen Eigentümlichkeit beschrieben und seine Hervorbringung durch die betreffenden Teile der Sprachorgane klar angegeben. — Um die Lage der Lippen und der Zähne zu veranschaulichen, wird neben einigen Abbildungen im Texte selbst auf die betreffende Photographie des die theoretische Abhandlung begleitenden Atlases, eines Sonderheftes, verwiesen. Diese photographischen Illustrationen zeigen uns neben der Darstellung des Baues der Sprachorgane den Kopf eines jungen Fräuleins mit regelmäßiger Mundbildung und tadellosem Gebiß. Die 26 Bilder veranschaulichen die Lippen-, Zähne- und Gesichtslage bei der Aussprache der einzelnen Laute. Sollte man über die Hervorbringung des Lautes durch die theoretischen Angaben nicht ganz im klaren sein, so können die Bedenken durch das photographische Bild sicher beseitigt werden. — Der Wandel des Lautes infolge der Betonung wird in der theoretischen Abhandlung treffend durch Beispiele belegt, wie: *passer* (Mittel-*a*), *passé* (geschlossenes *a*); *partir* (Mittel-*a*), *part* (offenes *a*). — Jedem behandelten Laute folgt die Angabe der Verfehlungen, die Nicht-Franzosen bei der Erzeugung des Lautes besonders anhaften und es wird der Ursache der fehlerhaften Aussprache nachgegangen. — Zum Schluß wird davor gewarnt, selbst gebildete Franzosen als einwandfreie Muster einer richtigen Aussprache gelten zu lassen; denn sie selbst seien weit entfernt, ihre Aussprache für eine mustergültige zu halten und änderten dieselbe je nach Verhältnissen. „Le Français lui-même, s'il a reçu une éducation tant soit peu soignée, ne considère pas toujours sa prononciation comme bonne et la change volontiers, selon les circonstances. C'est là

une des nombreuses raisons pour lesquelles l'étranger doit s'astreindre à prononcer le français avec un soin presque exagéré."

Das so anspruchslos erscheinende Werkchen bietet für alle, welche ihre französische Aussprache auf ihre Richtigkeit prüfen oder sie vervollkommen wollen, eine Fülle von nützlichen, auf realer Basis beruhenden Belehrungen. Es sei hiemit allen, besonders aber Lehramtskandidaten des Französischen, wärmstens empfohlen.

Wien.

F. Pejscha.

Sammlung neuphilologischer Vorträge und Abhandlungen.

Herausgegeben von Wilhelm Victor. Leipzig 1902, B. G. Teubner.
I. Michel Jouffret, De Hugo à Mistral. 103 SS. — II. Robert Schindler, On certain Aspects of Recent English Literature. 112 SS.
— III. Wilhelm Victor, Die Methodik des neusprachlichen Unterrichtes. 56 SS.

Die vorliegende Sammlung enthält Vorlesungen, welche in den Ferienkursen in Marburg gehalten wurden.

Im ersten Bändchen handelt Prof. M. Jouffret in Marseille von Victor Hugo als Mensch, Dichter und Denker und den von Hugo beeinflussten Leconte de Lisle, den Parnassiens, Sully-Prudhomme, François Coppé und José-Maria de Hérédia. In einer der letzten Vorlesungen bespricht er Frédéric Mistral und die Félibristen.

Im zweiten Bändchen sucht der Verf. aus den Werken von Tennyson, Arnold, Clough, Swinburne, Meredith, Hardy, Browning und Rudyard Kipling die Weltanschauung dieser Dichter und ihr Verhältnis zueinander festzustellen.

Das dritte Bändchen enthält vier Vorträge. In den ersten beiden bietet V. einen geschichtlichen Überblick über die Wandlungen der Methodik des neusprachlichen Unterrichts vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Der dritte Vortrag betrifft die moderne Reform. Im vierten zieht V. einen Vergleich zwischen den preussischen Lehrplänen von 1891 und 1901 und knüpft Bemerkungen über die verschiedenen Aufgaben des Unterrichts an.

Der Gedanke, eine Anzahl der in den Ferienkursen gehaltenen neuphilologischen Vorträge durch den Druck auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist nur zu billigen. Die Auswahl — soweit man sie nach den ersten drei Bänden beurteilen kann — ist eine glückliche. Wir machen die Fachkollegen auf diese Sammlung mit Vergnügen aufmerksam.

Wien.

Dr. A. Würzner.

Grammatica Tedesca con Esercizi, Letture e Vocabolario.
 Dr. S. Friedmann, Professore di lingua e letterature tedesca. Torino
 (Loescher) 1902.

Der überaus günstigen Besprechung, die schon die erste Aufl. dieser Grammatik in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1895, S. 915) gefunden hat, ist wohl nichts hinzuzufügen. Dieselbe verdient auch in ihrer zweiten Aufl. volle Anerkennung. Unter den bekannten, für italienische Anstalten bestimmten deutschen Sprachbüchern, in denen noch die ältere Methode befolgt wird, darf wohl das vorliegende als eines der brauchbarsten bezeichnet werden. Die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich und klar; die Fassung des Regelwerkes, worin alles Überflüssige beiseite gelassen ist, und die Auswahl der Musterbeispiele verraten den erfahrenen Schulmann. Letztere sind zwar im allgemeinen keine zusammenhängenden Stücke, sondern lose Einzelsätze; bemerkbar ist jedoch das Bestreben des Verf., diese so aneinander zu reihen, daß sie inhaltlich einen zusammenhängenden Stoff bieten. Beachtenswert und aller Anerkennung würdig ist die große Sorgfalt, die der Verf. dem Inhalt und der Form der deutschen Übungssätze zugewandt hat. Die Sätze sind zumeist den besten Autoren und dem deutschen Sprichwörterschatze entlehnt und bringen eine Menge leichtverständlicher, lehrreicher Sinnsprüche, die sehr geeignet sind, das jugendliche Gemüt der Schüler zu fesseln und im stillen die erzieherische Tätigkeit des Lehrers wirksam zu unterstützen. Nicht minder anziehend ist die korrekte, mustergültige Form, die in dem Buche selbst dem kleinsten, deutschen Sätzchen gegeben ist und gewiß viel dazu beitragen wird, dem Lernenden überall für den zweckentsprechenden Inhalt reges Interesse abzugewinnen. Vielleicht dürfte die Fülle des vorhandenen Stoffes zu groß sein, um ganz in der Schule nutzbringend durchgenommen und gründlich verarbeitet zu werden. Insbesondere werden die langen italienisch-deutschen Übersetzungsaufgaben für Lehrer und Schüler ein Hemmnis sein, an jeweilig geeigneter Stelle ein rascheres Tempo einzuschlagen und den unerläßlichen grammatischen Elementarunterricht rechtzeitig zum Abschlusse zu bringen. Ratsam wäre andererseits in der reichen Beispielsammlung, selbst auf den untersten Stufen, eine größere Berücksichtigung der deutschen Konversationssprache gewesen, damit Schüler und Lehrer in den Stand gesetzt werden, sich beim Unterrichte, soweit es eben tunlich, möglichst bald der deutschen Sprache zu bedienen. Eine mäßige Einschränkung des italienischen Materials (Esercizi) zu Gunsten des deutschen (Esercizi und Letture, deren Zahl denn doch zu knapp bemessen ist) dürfte wohl auch dazu beitragen, das vorgesteckte Ziel früher zu erreichen.

Sehr wertvoll ist das der Grammatik beigelegte etymologische Wörterverzeichnis, das begabteren Schülern sehr willkommen sein wird.

Auch die typographische Ausstattung des Buches ist gut, nennenswerte Druckfehler sind darin kaum zu finden.

Fr.s Grammatik wird trotz der gewichtigen Strömung, die nanzmehr sich gegen die in derselben befolgte Lehrmethode immer mehr geltend macht, dennoch fest und ehrenvoll ihren Platz behaupten und der Schule treffliche Dienste leisten.

Triest.

J. Vettach.

Das Leben Jesu. Von Phil. Schumacher und Jos. Schlecht. Wien, Verlag der österr. Leo-Gesellschaft 1902. 56 SS. mit 52 Haupt- und 28 Nebenbildern. Preis 24 K.

Ist es Aufgabe der religiösen Kunst, die Ideale religiösen Lebens nach seinem reichen und vielgestaltigen Inhalt zu verkörpern, so muß sie auf der anderen Seite auch imstande sein, durch ihre Schöpfungen den Menschen nach dem vollen Inhalt seines Innenlebens so zu packen, daß er sich diesen Idealen näher gebracht, von ihnen angezogen und gedrängt fühlt, sich ihnen mit warmer Begeisterung und mit der Vollkraft seines Wesens zu weihen. Je mehr die Schöpfungen religiöser Kunst diese ehrende Bezeichnung verdienen sollen, desto mehr müssen sie durch ästhetische Gestaltung und Ideengehalt den Menschen veranlassen, sich mit seinem Sinnen und Denken in das Unendliche betrachtend zu versenken, desto leichter soll ihr ästhetischer Genuß das religiöse Gemütsleben in seiner Tiefe und Erhabenheit anregen und dem Streben nach sittlicher Vollendung feste Richtung geben können. Je höher das Ideal ist, welches diese Kunst zur Darstellung bringt, in desto höherem Maß soll ihre Schöpfung diesen Anforderungen entsprechen. Daher bildete das Leben des Gottmenschen seit jeher für die christliche Kunst den erhabensten und fruchtbarsten Gegenstand ihres Schaffens: der Christ kennt keinen würdigeren Gegenstand heiliger Betrachtung, keine reichere Quelle heiliger Begeisterung, kein erhabeneres Vorbild für das Streben nach sittlicher Vollendung als das Leben seines Erlösers.

In dem zu besprechenden Bilderwerk liegt uns wieder eine solche Schöpfung christlicher Kunst vor: Kunstblätter im wahrsten Sinn des Wortes. Es sind nicht schwache, matte Darstellungen von Ereignissen aus dem Leben des Gottessohnes, welche durch ihre schemenhaften Gestalten, weil selbst ohne Leben, auch kein Leben im Innern des Betrachtenden hervorrufen können: nein, in diesen Bildern ist Leben, sie fesseln den Beschauer durch ihre frische Unmittelbarkeit und sprechende Wahrheit der Darstellung. Es ist ein tiefes religiöses Gemüt, das uns in diesen Bildern von seinem Besten gegeben hat; mit zartem Feingefühl stellt der Künstler auch das Nebenwerk seiner Bilder in den Dienst der

Idee, des Ereignisses, welche er uns vorführt; so findet der Beschauer immer wieder neue Momente, welche ihn zu religiöser Betrachtung anregen. Die Reproduktionen der Schumacherschen Bilder, welche der Verlag der österr. Leo-Gesellschaft in dem angekündigten Werke uns vorlegt, sind aufs gelungenste und in einer Weise hergestellt, welche allen Anforderungen an die moderne Vervielfältigungstechnik genügen: ein modernes Bilderwerk im besten Sinne des Wortes.

Der von Prof. Schlecht-Freising den Bildern beigegebene Text ist zum größten Teil der heil. Schrift entnommen. Er will zu religiösen Betrachtungen anregen: darum ist er einfach gehalten und läßt um desto mehr die heil. Tatsachen und ihre Darstellung im Bilde wirken. Mit pädagogischem Takte hat Prof. Schlecht Prophetenwort, kirchliche Hymnen- und Liederdichtung sowie Gebetstexte der Kirche in den Dienst der Sache gestellt: er will mit den begeisterten Worten heiliger Seher und frommer Dichtung die Saiten unseres religiösen Gemütes rühren oder die Gedanken und Gefühle, welche uns bei Betrachtung der Bilder beseelen, in den Worten kirchlicher Dichtung zu vollendetem Ausdruck bringen.

Das alles sind Umstände, warum ich dieses Loben Jesu, durch dessen Herausgabe die österr. Leo-Gesellschaft sich aufs neue um die Förderung christlicher Kunst ein großes Verdienst erworben hat, besonders vom pädagogischen Standpunkte aufs wärmste empfehlen möchte. Katecheten, besonders aber Religionsprofessoren an den höheren Bildungsanstalten, aber auch die Vorstände von Schülerbibliotheken an solchen Anstalten seien daher im besonderen auf das Werk aufmerksam gemacht. Solche Bilder, welche in ihrer Konzeption und Darstellung so tief und wahrhaft schön sind, fesseln vor allem die Jugend, besonders wenn sie auch in das Verständnis des Details eingeführt wird. In einer Art konzentrischer Methode wird in diesen Bildern das göttliche Urbild sittlicher Vollendung, Jesus Christus, in seinem Heilswirken, in seinen Vorbildern und in seinem Gnadenwirken in der Kirche in künstlerisch vollendeter Form zur Darstellung gebracht.

Prag.

Dr. Virgil Grimmich.

J. Asbach, Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1902. 8°, VI und 68 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Zusammenfassungen der in der Detailarbeit erzielten Resultate sind von Zeit zu Zeit unbedingt notwendig. Sie heben den Forscher selbst aus der Versenkung der Einzeluntersuchungen auf einen höheren, überschauenden Punkt und orientieren den Laien über den erschürften Gewinn. An beide, an „den lesenden Laien und

die forschende Wissenschaft“, wendet sich dem Vorworte zufolge das vorliegende, mit zwei Wahrzeichen der römischen Kultur des Moseltales, der *Porta nigra* in Trier und der Igeler Säule, geschmückte und durch eine Karte erläuterte, gefällig ausgestattete Werkchen. Leider entspricht dem Äußeren der Inhalt nicht.

Nach einem summarischen Überblick über die Wandlungen der römischen Herrschaft am Rhein von ihrer Begründung durch Iulius Caesar an bis zum Verluste des Stromes in der ersten Hälfte des V. Jahrh. führt uns Asbach zuerst „die gallisch-römische Mischkultur“ in *Germania inferior* und in den angrenzenden Teilen von Obergermanien und der *Gallia Belgica* vor; behandelt dann im besonderen Trier, die Heerstraße und die Wasserleitung in der Eifel, Köln und den rheinischen Festungsgürtel, spricht ferner, wieder allgemeiner werdend, über die „Abwandlungen der Grenzarmee und der Grenzverteidigung“ und stellt zum Schlusse eine „Zeittafel“ zusammen. Das Ganze ist zu dürftig und repräsentiert nicht den gegenwärtigen Stand der Forschung. Die einzelnen Teile sind ungleichmäßig; neben ganz allgemein gehaltenen Angaben, die weder für den Forscher noch für den Laien taugen, verliert man sich bald da, bald dort in manchmal recht wüste Einzelheiten. Größere Gesichtspunkte fehlen. Wo eine gute Vorlage nicht unmittelbar zu Rate gezogen wurde, häufen sich Fehler auf Fehler. Wir sind gewohnt, vom Rheine gehaltvollere, präzisere Schriften zu erhalten. Wie man selbst auf beschränktem Raume vielseitig und eindringend zugleich sein kann, hätte Asbach unter anderem aus der vorzüglichen Studie J. B. Keunes „Metz in römischer Zeit“ (XXII. Jahresbericht des Vereines für Erdkunde zu Metz), die er selbst notiert, ersehen können. Man vergleiche beispielsweise die hier gegebene Darstellung der *Taranis*-Säulen mit jener Asbachs auf S. 8.

Bei der Schilderung des Mithraskultes (S. 5 ff.) ist weder der 1899 erschienene erste Band von F. Cumonts *Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra* noch dessen Artikel in Roschers Mythologischem Lexikon benützt worden. Asbach hätte dort lernen können, daß „die Verehrung des persischen Sonnengottes“ sich nicht „im Laufe des I.“, sondern des II. „Jahrh. über den größten Teil des *orbis Romanus* verbreitet hatte“. Um 148 n. Chr. geschieht des Gottes zum erstenmale am Rheine Erwähnung (Cumont I, S. 245. 255). Frauen wurden unter die Mysteren nicht aufgenommen. Für die intimeren Vorgänge in den Speläen sind wir jetzt nicht mehr ausschließlich auf Tertullian angewiesen; recht aufklärend hat die Bloßlegung des Mithräums in Konjica (Herzogowina) gewirkt. Vgl. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Hercegovina VI, S. 186 ff.; jetzt auch Cumont, *Revue archéologique* 1902, S. 1 ff. und A. Dieterich, Bonner Jahrbücher 1902, S. 26 ff. Für die beiden Fackelträger hat Cumont schon in der Westdeutschen Zeitschrift 1894,

S. 88, die Namen *Castes* und *Cautopates* gefunden. Iulians Bedeutung für diese Religion wird nicht erwähnt, desgleichen nicht ihr Fortleben im Manichäismus. Auch hätte es sich empfohlen, über die eigenartigen Kultstätten des Gottes etwas Näheres zu sagen, die wir seit den mustergültigen Untersuchungen von G. Wolff, Das Römerkastell und das Mithrasheiligtum zu Groß-Krotzenburg am Main. Kassel, 1882 und Westdeutsche Zeitschrift 1894, S. 39 ff. genauer kennen. — *Dolichenus* wird S. 4 mit dem Beiworte „Soldatengott“ abgetan; die schönen Beobachtungen G. Loeschkes, Bonner Jahrbücher 1901, S. 66 ff. sind nicht verwertet worden. — Statt des erwarteten Stadtbildes von Trier bietet Asbach S. 17 ff. unverarbeitete Notizen, in denen die Stadtbefestigung, die successive Städterweiterung und drei Exzerpte aus der *Mosella* den meisten Raum einnehmen. Und doch liegen auch für Trier ausgezeichnete Vorarbeiten vor. Mit welcher zielbewußten Energie man dort der Feststellung der antiken Topographie nachgeht, bezeugen aufs neue die von F. Hettner im Westdeutschen Korrespondenzblatte 1902, Sp. 99 ff. mitgeteilten Beobachtungen und Funde gelegentlich der Kanalisation Triers. — Die Stätte des Kaiserkultes bei Lyon heißt nicht (S. 28) *Ara Augusti et Romae*, sondern mit Bedacht *Ara Romae et Augusti*. Ihr erster Priester führte das Cognomen *Vercondaridubnus*, nicht *Vercondaridubuus*, vgl. O. Hirschfeld, Die Haeduer und Arvener unter römischer Herrschaft. Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1897, S. 1114. In der Lyoner Festfeier kam nicht „die städtische Organisation der gallischen Provinzen zum Ausdruck“: Die *Tres Galliae* sind jahrhundertlang das klassische Land der Gaugemeinden¹⁾ gewesen. — Über die *Ara Ubiorum* (S. 28 ff.) wäre E. Kornemann, Beiträge zur alten Geschichte I, S. 101 f., 338 f., 347, Anm. 1 einzusehen gewesen. — Der Umfang von *Germania inferior* blieb nicht (S. 31) die ganze Kaiserzeit hindurch der nämliche, sondern wechselte, vgl. A. von Domaszewski, Westdeutsches Korrespondenzblatt 1900, Sp. 148 f.; Kornemann, Beiträge I, Sp. 347. — Über die *Colonia Agrippinensis* und das Verhältnis der Ubier zu ihr (S. 30. 33 ff.) handelt Kornemann in seiner Habilitationsschrift „Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreiches“, S. 29. 58 ff. — Hätte Asbach wenigstens die bequeme Zusammenstellung der Nachrichten über die Rheinflotte von O. Fiebiger in Pauly-Wissowas R. E. s. v. *classis*, Sp. 2645 f. nachgeschlagen, so hätte er ersehen, daß die Altburg bei Köln nicht „wahrscheinlich“ (S. 32), sondern sicher eine Station der *classis Germanica* auch nach der Verlegung der Legionen von Köln geblieben ist usw. Der zweimal vorgebrachte Appell, den linksrheinischen Festungs-

¹⁾ Man wird wohl entgegen den Vorschlägen Zangemeisters und Kornemanns bei dieser Bezeichnung bleiben dürfen.

gürtel mit größerer Energie und einheitlicher als bis jetzt zu erforschen, ist aus H. Lehnert's *Antunnacum*, Bonner Jahrbücher 1901, S. 35 f. herübergenommen, und dort nimmt er sich auch ganz anders aus.

Die Herstellung des Kärtchens ist nicht genügend beabsichtigt worden. So sind die *Tungri* von ihrem Vororte *Aduatuci* (j. Tongern) durch die *Condrusi* getrennt. Diese werden an der Maas unterhalb Lüttich, statt zwischen Namur und Lüttich lokalisiert.

Sarajewo.

C. Patsch.

Chr. Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben; auf geographischer Grundlage geschildert. Mit 4 Karten. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Als wir mit der Lektüre dieses Buches, das einen Teil der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens aus dem Teubnerschen Verlage bildet, zu Ende waren, drängte sich uns sofort die schmerzliche Frage auf: Weshalb haben wir in Österreich noch kein solches Buch? Es müßte entschieden vom wohlthätigsten Einflusse auf die Wertschätzung unseres Vaterlandes sein und, in Schulbibliotheken aufgenommen, müßte es an seinem Teile unzweifelhaft beitragen, den Parteien- und Nationalitätenhader zu verringern und der Überzeugung zum Durchbruche zu verhelfen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, für welche in unserem Vaterlande so günstige Vorbedingungen gegeben sind, doch im Vordergrunde des Interesses aller Staatsbürger stehen sollen.

Grubers Buch ist vom Anfang bis zum Ende von dem stolzen Gefühle durchdrungen, das den Verf. beseelt bei dem Gedanken, einem Staatswesen anzugehören, das, wie das Deutsche Reich, in der kurzen Frist einiger Jahrzehnte einen so enormen Aufschwung genommen hat. Dieses Hochgefühl, das stellenweise auch in der gehobenen Sprache seinen Ausdruck findet, tritt uns besonders in dem ersten und letzten Abschnitte entgegen. Jener behandelt Deutschlands geographische Weltstellung im allgemeinen und ergeht sich insbesondere über die große Wegsamkeit und mannigfaltige Schönheit der Landschaften; dieser gilt dem Anrechte des deutschen Volkes auf das Meer. Auch hier findet der Verf. besonders warme und kräftige Töne, um Deutschlands Expansiv- und Kolonialpolitik zu rechtfertigen und die Wichtigkeit des alten Bremer Stadtspruches: *Navigare necesse est* darzutun. Die beiden mittleren Abschnitte des Buches sind der Alpenlandschaft und Alpenwirtschaft sowie den wirtschaftsgeographischen Gegensätzen im Deutschen Reiche gewidmet. Eine Fülle statistischer Angaben, deren Richtigkeit wir, soweit sich uns Gelegenheit bot, über-

prüften, und tabellarische Übersichten unterstützen die anziehenden und lehrreichen Ausführungen des Verf.s. Auch der beigehefteten, demselben Zwecke dienenden, sorgfältig ausgeführten vier Kärtchen, die sich auf Landwirtschaft und Gewerbebetrieb beziehen, wollen wir nicht vergessen. Wir können nach dem Gesagten das Buch nur auf das Beste empfehlen.

Wien.

Leo Smolle.

Pfaff K., Heidelberg und Umgebung. Zweite, erweiterte Auflage. Heidelberg, J. Hörning 1902. 427 SS. Preis Mk. 4·8.

Hervorgegangen aus einem schlichten, der Sammlung „Europäische Wanderbilder“ angehörigen Führer, steckte sich das Buch, als es 1897 in seiner dritten Auflage bereits selbständig erschien, das Ziel, eine Monographie Heidelbergs und seiner Umgebung zu werden. Nach kaum vier Jahren zeigt es sich in abermals umgearbeiteter und erweiterter Form. Setzte die Behandlung der Geschichte der Stadt in der letzten Auflage erst mit den Staufern ein, so war es nunmehr, dank der an Ergebnissen überaus reichen Grabungen, welche der Verf. in den Jahren 1898 bis 1901 veranstaltete, möglich, auch die vor- und frühgeschichtliche Zeit zu schildern. Dazu kam, daß die Wiederherstellung des Schlosses ein größeres Vertiefen in historische und künstlerische Fragen erheischte und auch die Ausgestaltung des Verkehrswesens die Einbeziehung des Elsenz- und Kraichgans in den Rahmen der landschaftlichen Beschreibung verlangte. Das Werk verrät in allen seinen Teilen jene Wärme, welche nur die Liebe zur Heimat zu erwecken vermag. Dabei ist die Darstellung durchaus sachlich. Welche Arbeit der Verf. zu bewältigen hatte, tritt nicht so sehr aus dem Texte als vielmehr aus dem weit über 700 Nummern umfassenden Anhang hervor, der nicht bloß die literarischen Nachweise, sondern auch recht wertvolle Erläuterungen und Ergänzungen des Textes enthält. Die Geschichte Heidelbergs und der Pfalz bildet den ersten Abschnitt. An sie schließt sich ein Überblick über die Entwicklung der Stadt in historischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht. Ein Gang durch die Stadt bietet Gelegenheit zur Beschreibung der hervorragenden Baulichkeiten. Der Universität und dem Schlosse sind selbständige Abteilungen gewidmet. Geographisches kommt erst im letzten Abschnitte, der sich mit der Umgebung beschäftigt, zur Geltung. Doch überwiegt auch hier das historisch-archäologische Element die landschaftliche Schilderung. Die geologischen Verhältnisse erörtert wie in der ersten Auflage A. Andreae in Hildesheim, die Flora J. Neuberger in Freiburg. Die Ausstattung des Buches ist eine prächtige. Es enthält außer 119 Abbildungen — darunter 38 neuen — 3 Pläne und eine im Maßstabe 1 : 100 000 entworfene

Karte der Umgebung. Auch der Geschichtsunterricht wird dem Buche zahlreiche Einzelheiten entnehmen können, die zur Charakterisierung der Ereignisse und Kulturzustände verschiedener Perioden der deutschen Geschichte wesentlich beitragen werden. Es sei auch in diesem Sinne der Beachtung aufs wärmste empfohlen.

Heiderich Fr., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1902. 4. Heft.

F. Lampe berichtet über einen Studienausflug von Berliner Oberlehrern in das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Wir entnehmen seinen Ausführungen, daß außer den staatlichen Ferienkursen, an die sich in der Regel Ausflüge anschließen, auch von der Stadt Berlin seit nunmehr drei Jahren Vorträge und Ausflüge unter Führung fachlich hervorragender Männer veranstaltet werden, um den Lehrern der naturwissenschaftlichen Fächer eine Fortbildung zu ermöglichen und sie zu eigenen Studien anzuregen. War auch der geschilderte Ausflug kein rein erdkundlicher, so brachte er doch auch dem Vertreter dieses Faches eine solche Menge neuer Anschauungen, daß wir dem Berichtersteller mit lebhaftem Interesse auf seinen Wanderungen folgen und für das Gebotene nur danken können. Er betont mit Recht, daß das Gelingen solcher Exkursionen nicht nur von dem Geschick und den geistigen Fähigkeiten des Leiters, sondern auch von dem Ansehen abhängt, welches er in der besuchten Gegend genießt; von letzterem besonders dann, wenn es sich um die Besichtigung von Bergwerken oder industriellen Stätten handelt. Juritsch beschreibt einen Ausflug zum Fischsee und zum Meerange in der Tatra; Sieger bespricht den Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, Beneš die in den österreichischen Programmen erschienenen Aufsätze erdkundlichen Inhaltes. Durch präzisere Hervorhebung des Kernes namentlich der deutsch geschriebenen Aufsätze, die ja jedem zugänglich sind, ließe sich eine größere Kürze der Referate erzielen. Das Heft enthält noch eine „Geographische Rundschau“ und zahlreiche literarische Besprechungen.

Wien.

J. Müllner.

Astronomische Erdkunde. Ein Lehrbuch angewandter Mathematik von Prof. H. C. E. Martus, Direktor des Sophien-Realgymnasiums in Berlin. Kleine Ausgabe. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagbuchhandlung. 8°. XII und 127 SS.

Das vorliegende Buch des Verf. ist ein Auszug aus einem größeren, unter demselben Titel schon in dritter Auflage erschienenen Werke, und soll vornehmlich dem Unterrichte in der

Schule dienen. Es enthält zunächst als Einleitung eine kurze Entwicklung der Formeln der sphärischen Trigonometrie, sodann im ersten Abschnitte eine Schilderung der Erscheinungen am Sternenhimmel und damit im Zusammenhange eine Erklärung der astronomischen Koordinaten, im zweiten Abschnitte wird die Erde behandelt, d. h. die Beweise für die Kugelgestalt derselben angeführt und eine Berechnung ihrer Größe aus Gradmessungen unternommen. Hierauf folgen die Abschnitte, das Jahr, die Bewegung der Erde, Beweise für ihre Rotation und Umlaufbewegung um die Sonne, die Keplerschen Gesetze und das Newtonsche Gravitationsgesetz, und schließlich im letzten Abschnitt die Bestimmung der Abplattung des Erdsphäroids, welchen Ausdruck der Verf. stets statt des nicht ganz damit identischen Erdellipsoid gebraucht, nebst einer vollständigen Berechnung der Halbachsen desselben aus der russischen Gradmessung (1816—1855).

Wie man sieht, umfaßt das Werk etwa jenen Stoff, welcher für die VII. Klasse der Realschulen und mit Ausnahme der sphärischen Trigonometrie auch für die beiden oberen Klassen der Gymnasien vorgeschrieben ist und gegenwärtig wohl allgemein durchgenommen wird. Es unterscheidet sich jedoch vorteilhaft vor den bekannten Einlagen „Grundlehren der Astronomie“ in den österreichischen Lehrbüchern der Physik dadurch, daß die Ergebnisse der Forschung nicht als Tatsachen mitgeteilt werden, an die man zu glauben hat, sondern daß sie aus teils von Astronomen, teils von Geodäten wirklich ausgeführten Beobachtungen ermittelt werden und der Schüler so durch Selbstaurechnen Einsicht und Gewißheit erlangt. Als mustergültig können in dieser Richtung die Rechnungsbeispiele in den § 45—49: Bestimmungen der Polhöhe und eines Azimuts auf einem Beobachtungsstandorte, ebenso in § 88—90 die Dreieckskette am Berliner Längenkreise und die Berechnung des Halbmessers der Erdkugel aus ihr, § 99, die Bestimmung des Abstandes des Mondes von der Erde aus den korrespondierenden Beobachtungen von Lalande in Berlin und Lacaille am Kap der guten Hoffnung u. a. angesehen werden. Sorgfältig ausgeführte, zumeist perspektivisch angelegte Figuren erhöhen die Brauchbarkeit des Buches, das sich bald manche Freunde unter den österreichischen Mittelschullehrern erwerben wird.

Von Fehlern, und solche können leider in einem astronomischen Lehrbuche, das nicht direkt von einem praktischen Astronomen geschrieben ist, nicht ausbleiben, sind dem Ref. nur zwei aufgefallen. Der erste in der Erklärung der Zeitgleichung, § 114. Diese macht nämlich den Eindruck, als ob es die Astronomen in der Hand hätten, an irgend einem beliebig gewählten Tag des Jahres die Zeitgleichung gleich Null werden zu lassen, und daß sie den 15. April deshalb gewählt haben, weil von da ab die mittlere Sonne nur wenig hinter der wahren zurückbleibt. Das ist nun nicht richtig. Vielmehr ist die Zeitgleichung die Summe zweier

periodischer Reihen. Die erste entspricht der elliptischen Bewegung der Erde um die Sonne, hat die Periode eines Jahres und ihre Nullpunkte am 1. Jänner und 1. Juli (genähert). Die zweite stellt die Reduktion dieser Bewegung, die in der Ekliptik vor sich geht, auf den Äquator dar, hat annähernd ein Halbjahr zur Periode und ihre Nullpunkte in den Äquinoktien und Solstitionen, am 20. März, 21. Juni, 22. September und 21. Dezember. Die Zeitgleichung, als Summe dieser zwei Reihen, wird daher durch einen ziemlich unregelmäßigen Wellenzug dargestellt und zeigt vier ganz bestimmte, nicht willkürlich wählbare und in ungleichen Zwischenzeiten aufeinander folgende Nullpunkte. Der zweite Fehler kommt bei der Bestimmung des Längenunterschieds zweier Orte vor. Hier heißt es, daß eine Sternzeituhr in Königsberg einer solchen in Berlin um $28^m 24^s \cdot 2$, dagegen eine mittlere Zeituhr nur um $28^m 19^s \cdot 5$ vorgeht. Auch das ist nicht richtig. Zur Bestimmung der Längendifferenz zweier Orte ist es im Gegenteile ganz gleichgültig, was für eine Uhr, ob eine nach Sternzeit oder eine nach Sonnenzeit regulierte dazu verwendet wurde. In beiden Fällen muß dasselbe Resultat sich ergeben.

Karolinenthal.

Dr. S. Oppenheim.

Geschichte der Elementar-Mathematik in systematischer Darstellung von Dr. Johannes Tropfke, Oberlehrer am Friedrich-Real-Gymnasium zu Berlin. I. Band: Rechnen und Algebra. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1902. Preis 8 Mk.

Über die hohe Bedeutung geschichtlicher Forschungen in den verschiedenen Wissenschaftsgebieten ist man längst schon einerlei Ansicht; ebenso unbestritten ist der große Wert, welcher der Verwendung geschichtlicher Mitteilungen im Unterrichte eines jeden Lehrgegenstandes, insbesondere auch der Mathematik auf der Oberstufe der höheren Schulen zukommt. Und doch ist geschichtlichen Belehrungen in den Lehrbüchern der Elementar-Mathematik entweder überhaupt keine oder nur eine sehr dürftige Stelle eingeräumt; nur wenige neuere Leitfäden ahmen das beachtenswerte Beispiel Baltzers nach. In dieser Richtung eine Änderung zum Besseren herbeizuführen, bietet das vorliegende Buch mit seinem reichlichen Inhalte treffende Gelegenheit. Es wäre schon ein Erfolg, wenn die vielen falschen, leider nur zu fest eingewurzelten Bezeichnungen aus den Büchern und dem Unterrichte verschwänden, wie „Diophantische Gleichungen, Cardanische Formel, Goldener Schnitt, Lunulae Hippocratis, Gaußsche Zahlenebene“ und noch viele andere, wenn die richtigen neueren Erklärungen für das x der Gleichungen aus dem italienischen *cosa*, für das Pluszeichen aus *et*, den Wurzelhaken aus einem Punkt — nicht

aus einem r — das Prozentzeichen $\%$ aus *Cto.* = cento usw. die seit jeher den Schülern eingedrillten falschen Erzählungen verdrängen würden. Ist es nicht in hohem Grade lehrreich zu erfahren, daß entgegen aller früheren Anschauung Diophantus überhaupt keine allgemeine Methode für die Auflösung der nach ihm benannten Gleichungen aufgestellt hat, daß sein Werk eine Sammlung von Einzelaufgaben ist, deren Lösungsart von Aufgabe zu Aufgabe wechselt, so daß man nicht imstande ist, wenn man 100 diophantische Aufgaben gerechnet hat, nun die 101. selbständig in der diophantischen Weise zu lösen. Und so findet man in dem 332 Seiten umfassenden Bande vom Begriffe der Zahl angefangen bis zu den Gleichungen des vierten und höheren Grades genaueste Auskunft über das Entstehen und den Werdegang eines jeden Gebietes der Arithmetik. Welch ungeheure Arbeit, soviel Material in den verschiedensten Quellen aufzusuchen und in systematische — nicht lexikographische — Darstellung zu bringen! Es ist ein gediegenes, vortreffliches Werk, das von Anfang bis zu Ende in seiner klaren und anmutigen Sprache trotz der vielen Hinweisungen auf die Quellen und der Hunderten von Fußnoten die Aufmerksamkeit wach erhält und den Wunsch aufkommen läßt, es möchte in nicht gar zu ferner Zeit die Fortsetzung desselben erscheinen.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Dr. E. Bardeys Aufgabensammlung. Neue Ausgabe, nach der 26. Auflage bearbeitet von F. Pietzker und O. Presler. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1902. 395 SS. Preis geb. 3 Mk. 20 Pf.

In 40 Abschnitten werden in nahezu 9000 geschickt gewählten Aufgaben, welche von dem hervorragenden Wissen des Verf.s Bardey Zeugnis ablegen, sämtliche Gebiete der Arithmetik in der eingehendsten und erschöpfendsten Weise behandelt.

Jedem Abschnitte sind einleitende Erklärungen über den Teil des durchzuübenden Lehrstoffes und die Methoden für die Auflösung der nachfolgenden Aufgaben vorausgeschickt, wodurch die Benutzung besonderer Lehrbücher erleichtert wird. Sehr gut gestellte Fragen führen den Studierenden in das Wesen des Übungstoffes ein und ermöglichen es ihm, die vorgeführten Regeln klar zu erfassen. Die hierauf folgenden Aufgaben sind sorgfältig nach der Schwierigkeit der Auflösungen angeordnet; den leichtesten folgen zahlreiche mittelschwere und darauf erst allmählich schwierigere Beispiele. Hiedurch werden vor allem schwächere Schüler zum gründlichen Verständnisse der mathematischen Lehrsätze und ihrer Anwendungen geführt, sowie an ein selbständiges Denken gewöhnt, auch Vorgeschrittenere finden überreichen Stoff zur Vertiefung und Erweiterung ihres Wissens.

Den wertvollsten Teil des Buches bilden die überaus mannigfaltigen, sorgfältig ausgewählten Gleichungen, welche besonders nach den in den zahlreichen Aufgaben durchgeführten Verbesserungen geradezu als mustergiltig bezeichnet werden müssen. Ihre Anordnung, namentlich bei den quadratischen und höheren Gleichungen, ist genau nach den bei der Auflösung zur Anwendung gelangenden Methoden getroffen, überall wechseln Beispiele mit allgemeinen und besonderen Zahlen vorteilhaft ab, wodurch eine einseitige Ausbildung des Schülers vermieden wird, indem er nicht nur die Übung in der Behandlung algebraischer Ausdrücke, sondern auch das Zifferrechnen mit allen Abkürzungen und Vereinfachungen kennen lernt. Bei den uneingekleideten Gleichungen sind die Werte so treffend gewählt, daß die verschiedenartigsten Rechnungsoperationen zur Anwendung gelangen, die Ausrechnung sich hierbei sehr vereinfacht und rationale Resultate erhalten werden. Dadurch erklärt es sich, daß auch die Fachlehrer viel Vergnügen an der Auflösung dieser Aufgaben finden.

Die neue Bearbeitung weist viele Verbesserungen auf. Wichtiges ist hinzugekommen: so viele Gleichungen und Aufgaben aus dem Gebiete der Physik und Geometrie, wodurch der innere Zusammenhang und die Übersicht des Ganzen wesentlich gewonnen hat; ferner Aufgaben über Maxima und Minima, über Rentenrechnung, über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, Gleichungen dritten und vierten Grades und ein Kapitel über graphische Darstellungen. Weggeblieben sind hingegen — und das kann nur gebilligt werden — die schwierigeren und in ihrer Anwendung sehr beschränkten quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten.

Durch diese Veränderungen hat das schon seiner ganzen Anlage nach vorzügliche Buch eine weitere Stufe der Vollkommenheit erreicht.

Wien.

Franz Hübner.

Lehrbuch der geometrischen Optik. Von Dr. A. Gleichen, Oberlehrer am kgl. Kaiser Wilhelm-Realgymnasium zu Berlin. Mit 251 Figuren im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1902.

Das vorliegende Buch bildet einen Band der in dem bekannten Tenbnerschen Verlage seit kurzer Zeit erscheinenden Sammlung von Lehrbüchern auf dem Gebiete der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen.

Es wird in diesem Buche die geometrische Optik im engeren Sinne zur Sprache gebracht, d. h. auf die allgemeine optische Abbildungslehre, einschließlich einiger Grundzüge der geometrischen Strahlung eingegangen; jene optischen Instrumente, bei welchen eine Bilderzeugung stattfindet, werden eingehender beschrieben; auf die Instrumente der messenden Optik konnte nicht bezuggenommen

werden; von der physiologischen Optik wurde so viel aufgenommen, als zum Verständnisse des Sehvorganges erforderlich war. Der Verf. des Buches hat das in diesem Gebotene dem Verständnisse des Lesers wesentlich dadurch näher gebracht, daß er immer von konkreten Fällen in seinen Entwicklungen ausgegangen ist und erst dann die allgemeine Theorie folgen ließ. Deshalb ist das Buch an manchen Stellen breiter angelegt worden, als es bei anderen Schriften über denselben Gegenstand der Fall ist. Dadurch, daß die Schnittweiten vor und nach der Brechung nach verschiedenen Richtungen gezählt wurden, konnte eine anschauliche Entwicklung der fundamentalen Begriffe vorgenommen werden. Innerhalb der dem Buche gezogenen Grenzen hat der Verf. möglichste Vollständigkeit angestrebt. Auf die rein physikalischen Teile der Lehre von der Bildentstehung ist der Verf. weniger eingegangen; es wurden nur die erfahrungsmäßig errungenen Tatsachen der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes, der Reflexion und Brechung desselben herangezogen. Nur in dem zweiten Kapitel des Buches, das von den allgemeinen Eigenschaften eines astigmatischen Strahlenbüschels handelt, mußte die Brechung einer ebenen Welle an einem sphärisch begrenzten Medium mittelst der Huyghenschen Vorstellung der Wellenimpulse besprochen werden. Die einzelnen Abschnitte handeln von den Grundeigenschaften des Lichtes, einschließlich des Reflexions- und Brechungsgesetzes, vom astigmatischen Strahlenbündel, von der Brechung an einer Ebene, dem Strahlendurchgange durch Prismen und Prismensysteme (unter der Voraussetzung homogenen Lichtes), der Spiegelung an einer Kugelfläche, der Brechung an einer solchen mittelst Paraxialstrahlen, dem Verlaufe solcher Strahlen durch ein zentriertes System brechender Kugelflächen. Weiters wird die allgemeine Theorie der Lineen gegeben und auf den Fall sehr dünner Linsen angewendet. Daran schließt sich eine eingehende Theorie der Aberrationen erster Ordnung, des Astigmatismus und Koma bei der Brechung an Kugelflächen. Die künstliche Erweiterung des Abbildungsgesetzes wird im folgenden dargestellt; weiters die Strahlenbegrenzung und die Bedingung der Orthoskopie. Bis hieher hat der Verf. lediglich die Erscheinungen, welche das homogene Licht bietet, betrachtet. Nun wendet sich der Verf. zu den Erscheinungen der Dispersion des Lichtes, zu der Aufstellung der Bedingungen für die Achromasie eines Prismen- und eines Linsensystemes. Die folgenden Abschnitte des Buches handeln von der Krümmung der Bilder eines optischen Systemes, wobei auch der Petzval'schen Gleichung gedacht wird, von den Gesetzen der geometrischen Strahlung und der Photometrie. Die Lehre vom menschlichen Auge und den optischen Instrumenten (Fernrohre, Lupe, Mikroskop, photographische Objektive, Spektroskop, photometrische Instrumente) nimmt den relativ breitesten Teil des Buches ein. Vielfach schließt sich in diesen Abschnitten der Verf. an die Ausführungen Abbes in dessen grundlegendem Werke; „Theorie der optischen Instrumente“ an.

Durch Angabe von Formelsystemen für spezielle optische Systeme, durch Heranziehung von Zahlenbeispielen, durch Mitteilung von Konstruktionsdaten bewährter und historisch interessanter Linsenkombinationen, durch Berücksichtigung der Arbeiten in den bedeutendsten optischen Werkstätten Deutschlands hat der Verf. die vorliegende Schrift zu einer wertvollen und ausführlichen sowohl in theoretischer als auch in praktischer Beziehung gestaltet.

Höhere Analysis für Ingenieure von Dr. John Perry F.R.S. Professor der Mechanik und Mathematik am Royal College of Science zu London. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Rob. Fricke, o. Professor der Mathematik an der technischen Hochschule zu Braunschweig und Fritz Sächting, Oberingenieur des städtischen Elektrizitätswerkes Minden in Westfalen. Mit 106 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1902.

Es ist der Natur des technischen Studiums vollkommen entsprechend, wenn die bisher manchmal zutage tretende Kluft zwischen den technischen und den mathematischen Wissenschaften ausgefüllt wird, wenn — vielleicht nicht in erster Linie — aber doch an maßgebender Stelle der Mathematiker seine Beispiele dem Ideenkreise des Technikers entnimmt und an diesen seine mathematischen Überlegungen einführt. In dem vorliegenden Buche nun sind so viele Beispiele, die dem Gesichtspunkte des Technikers entsprechen, gegeben, daß diesem erwähnten Prinzipie in vollster Weise Genüge geschieht. Der Verf. ist durchwegs von konkreten Beispielen ausgegangen und hat aus diesen allgemeine mathematische Gedanken entstehen lassen. So hat Prof. Perry den Bedürfnissen des Bauingenieurs, des Elektrotechnikers, des Maschinenbauers Rechnung getragen. Die in dem Buche vorkommenden Entwicklungen sind aber keineswegs alle derart, daß sie zur Einführung in den Gegenstand sich gleichmäßig eignen; sie sind manchmal weitergehend und gewinnen dann an Wert für den älteren Studenten, wie für den bereits in der Praxis stehenden Ingenieur. Es ist wichtig, auch den Umstand besonders hervorzuheben, daß wir in dem Buche nicht durchwegs die volle Strenge in den mathematischen Begriffsbestimmungen und Deduktionen antreffen; dies aber wird in einem für den Praktiker geschriebenen Buche leicht vermißt werden können.

Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er den Wunsch ausspricht, daß sich in Deutschland die technische Hochschule zu einer wahren „Universitas“ der Technik entwickeln möge, daß sie nicht nur der Mechanik in vollem Umfange Raum bietet, sondern auch alle jene Disziplinen der höheren Mathematik aufnimmt, welche mit der Mechanik verwandt sind, daß ferner — und das erscheint dem Ref. wohl der wesentlichste Wunsch zu sein — die Mathematik auch an den technischen Hochschulen nicht immer nur unter dem Gesichtspunkte des Utilitarismus betrachtet werde.

Die Einleitung in dieses Buch enthält allgemeine Betrachtungen und Weisungen, die für jenen belangreich sind, der das Buch einem Studium unterziehen will.

Der erste Abschnitt handelt von der Funktion x^m und von den mannigfachen Anwendungen dieser Funktion. Der Verf. hat es verstanden, den Leser unvermerkt in das Gebiet der höheren Analysis und der höheren Mechanik einzuführen und ihm kurz wichtige Theoreme der Thermodynamik (Wirkungsgrad der Heizfläche im Dampfkessel, Arbeit einer expandierenden Flüssigkeit usw.) und der Elektrizitätslehre in ungezwungener Weise zu erläutern. Prof. Perry kann in diesem, sowie in den folgenden Abschnitten als ein sehr geistreicher mathematischer Causeur bezeichnet werden.

Im zweiten Abschnitte wird in ähnlicher Weise die Exponentialfunktion und die Sinusfunktion behandelt. Die Wechselbeziehungen dieser Funktionen werden besprochen, auf die Berechnung der Mittelwerte trigonometrischer Funktionen wird bezuggenommen. Selbstredend ist es die harmonische Bewegung, welche in diesem Abschnitte als typisches Beispiel eingehend gewürdigt wird. Auch die Regel für die Entwicklung einer willkürlichen Funktion in eine Fouriersche Reihe wird gegeben und von diesen mathematischen Deduktionen Anwendung gemacht auf elektrische Ströme. In diesem Abschnitte bietet sich auch Gelegenheit, den Leser in das Gebiet der Differentialgleichungen einzuführen; es sind hier zunächst lineare, die zur Sprache kommen. In gewissen Fällen — und das wird vom Verf. dargetan — leistet die Einführung eines Differentiationssymbolen bei der Integration der Differentialgleichungen erhebliche Dienste. Reich ist dieser Abschnitt an Anwendungen auf die Elektrizitätslehre im allgemeinen, auf die Elektrotechnik im besonderen.

Schwierigere Probleme umfaßt der dritte Abschnitt. Zunächst geht der Verf. in das Gebiet der Differential- und Integralrechnung tiefer ein, bespricht unter anderem auch das Problem der Zerlegung der Partialbrüche und das der Maxima und Minima von Funktionen und läßt es an entsprechenden Beispielen nicht fehlen. Anwendung wird in erster Linie auf die höhere Geometrie gemacht (Kurvenlehre, Krümmungsverhältnisse, Kurvenscharen und Umhüllungskurven), dann wendet sich der Verf. zu den Reihenentwicklungen und zur Radizierung komplexer Größen und nimmt abermals die Theorie der Differentialgleichungen auf. Es werden Beispiele von solchen höherer Grade und höherer Ordnung gegeben. Nun kehrt der Verf. zur Differentiation der Funktionen von zwei oder mehreren abhängigen Veränderlichen zurück und bahnt das Verständnis der partiellen Differentialgleichungen an.

Es werden im folgenden die wesentlichsten Gesichtspunkte aus der Theorie der Kugelfunktionen gegeben und gezeigt, wie die Lösung mancher partieller Differentialgleichungen der Physik die Einführung der Besselschen Funktionen erfordert.

Im Anschlusse an diese rein mathematischen Erörterungen werden Aufgaben aus der Wärmeleitung dargestellt; besonders werden die Wärmevergänge in einem Dampfzylinder einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Den Schluß des sehr beachtenswerten Buches bildet eine Integraltabelle, in der die wichtigsten Integrale ausgewertet erscheinen. Es sind in dieser Tabelle auch die wichtigsten Formeln angegeben, die aus der Theorie der Gammafunktion hervorgehen und für die Probleme der Physik belangreich sind.

Die Elektrizität in Gasen. Von Dr. Johannes Stark, Privatdozent der Physik an der Universität Göttingen. Mit 144 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1902. Preis geb. 18 Mk.

Erst seit einigen Jahren sind die elektrischen Erscheinungen in Gasen zum Gegenstand eingehender theoretischer und experimenteller Untersuchung gemacht worden. Der Verf. des vorliegenden Buches betont mit vollem Rechte, daß das Studium der elektrischen Erscheinung in Gasen eine zentrale Bedeutung für die Naturwissenschaften besitzt und daß demjenigen, dem die neuere Entwicklung auf diesem Gebiete unbekannt ist, ein wesentliches Stück der zeitgenössischen Physik uneröffnet bleibt. Die atomistische Hypothese in der Naturwissenschaft hat durch die Erkenntnis, daß ein gasförmiges Element aus dem gewöhnlichen Zustande durch Aufwand von Energie in einen anderen Zustand übergeführt werden kann, u. zw. eine elektrische Dissoziation erfährt, bedeutend gewonnen. Auch in der Lehre von der Spektralanalyse werden durch die experimentelle und theoretische Analyse der elektrischen Strömung in Gasen neue Gesichtspunkte gewonnen werden können. Der Verf. betont, daß auch in der allgemeinen Theorie der Strömung der Elektrizität die Gase den Vortritt vor den flüssigen und festen Körpern erhalten werden. Daß auch die Chemie, wenigstens in theoretischer Hinsicht, ein hervorragendes Interesse an der elektrischen Erforschung der Gase haben wird, ist selbstredend. Ebenso ist das Verhalten der elektrisch durchflossenen Gase von besonderer Bedeutung beim Studium der Erscheinungen der Luftelektrizität, des Polarlichtes und des Blitzes. Die Literatur, die auf die Erscheinungen in Gasen, die unter dem Einflusse der elektrischen Entladungen stehen, bezugnimmt, ist eine so bedeutende, aber auch vielfach zerstreute, daß es freudig begrüßt werden muß, daß der Verf. die Studien über alle elektrischen Erscheinungen in Gasen zusammengestellt hat u. zw. mit steter Berücksichtigung der Originalabhandlungen. Als leitend hat der Verf. die Jontentheorie der Elektrizität angenommen; doch betont er, daß diese Theorie in dem vorliegenden Buche nur Mittel zum Zweck ist, daß der vornehmste Gegenstand dieses Werkes aber die Betrachtung der qualitativen und besonders der quantitativen Ergebnisse der experimentellen Forschung ist. Die theoretischen Erörterungen sind in dem Buche mit den

einfachsten Mitteln der Mathematik ausgeführt worden. Alle Arbeiten bis zum Anfang des Jahres 1902 sind in den Bereich der Erörterungen gezogen worden.

Es werden in der vorliegenden Schrift alle Erscheinungen behandelt, die sich an den freien Elektrizitätsteilchen in einem Gase abspielen. Den Bequerel- und Röntgenstrahlen ist ein breiter Raum gewidmet.

Im ersten Teile sind die praktischen und theoretischen Hilfsmittel der Erforschung des Verhaltens der Gase im elektrischen Felde auseinandergesetzt worden; es sind zunächst die Apparate und Methoden angegeben worden, dann wurde auf die Darlegung der Elektronen- und Jonehypothese eingegangen. Im zweiten Teile wird von der Ionisierung durch Temperatur, durch Jonestoß, durch ultraviolettes Licht, durch Röntgen- und Bequerelstrahlen und durch chemische Vorgänge gesprochen, dann die Elektrisierung im allgemeinen, die Elektrisierung durch elektrische Kraft und Temperatur, die lichtelektrische Zerstreuung, endlich die Elektrisierung durch Änderung flüssiger Oberflächen und durch chemische Vorgänge erläutert. In ganz besonders ausführlicher Weise ist die Charakteristik der elektrischen Strömung im dritten Teile behandelt worden. Es wird auf die Art und Form der elektrischen Strömung, auf den Spannungsabfall bei diesen verschiedenen Formen, auf die Elektrodenspannung in diesen und auf die Verwandlung und Entstehung der selbständigen Strömung die gebührende Rücksicht genommen. Der vierte Teil des Buches handelt vom Mechanismus der elektrischen Strömung. — In dem von den Jonestrahlen handelnden Abschnitte wird auf die Erzeugung und die Eigenschaften der Kathodenstrahlen, auf das Verhalten der letzteren im magnetischen Felde, auf jenes im elektrischen Felde, auf das Verhältnis von Leitung zur Masse und Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen, auf die Zerstreuung der letzteren und auf die sog. Kanalstrahlen bezuggenommen. Diese Strahlen führen positive Ladung mit sich und werden durch eine elektrische oder magnetische Kraft in entgegengesetzter Richtung abgelenkt, wie Kathodenstrahlen von derselben Fortpflanzungsrichtung. Im sechsten Abschnitte wendet sich der Verf. zur Erörterung der Kräfte, welche zwischen elektrischen und neutralen Teilchen eine Verschiebung hervorbringen, sei es daß Jone sich zwischen ruhend gedachten neutralen Molekülen bewegen oder ein Medium in Bezug auf Jone im Gase verschoben wird. Als Kräfte werden in Erwägung gezogen: die elektrische Kraft im engeren Sinne, die Kontaktkraft, die Kraft durch kinetische Energie, die magnetische Kraft. Die thermischen, optischen und chemischen Wirkungen der Elektrizität, welche Gase durchströmt, finden wir im letzten Teile auseinandergesetzt. Hier sind — wie überall im Buche — die zahlreichen Untersuchungen über diesen Gegenstand, namentlich auf experimentellem Gebiete, in sehr ansprechender und erschöpfender Weise klar-

gelegt worden und besonders auf das elektrische Leuchten der Gase, auf die Röntgenstrahlen, auf das elektrische Leuchten fester Körper Rücksicht genommen worden. Von Interesse sind auch die allerdings gedrängten Bemerkungen über die Elektrochemie der Gase, die chemischen Wirkungen im Gasinnern, jene im Gase an den Elektroden. Ferner wird der Einfluß der chemischen Wirkungen auf die Elektrodenoberfläche auseinandergesetzt und der chemischen Wirkung der Kathoden- und Kanalstrahlen Erwähnung getan; diese Wirkung kann ihren Grund entweder darin haben, daß die Kathodenstrahlen für sich und chemisch genommen ein Gas darstellen, welches auf andere Körper reagieren kann, oder daß diese Strahlen bei ihrem Auftreffen auf Körperteilchen Röntgenstrahlen oder ultraviolettes Licht erregen oder daß sie dadurch wirken, daß sie an die getroffenen Körper kinetische Energie abgeben.

Das Buch ist an allen Stellen mit großer Klarheit und Gründlichkeit verfaßt worden. Wenn der Verf. befürchtet, daß ihm von der Kritik der Vorwurf wegen der theoretischen Einstreuungen gemacht wird, so dürfte er im Irrtume sein. Im Gegenteile kann nach der Ansicht des Ref. eine so bedeutende Zahl divergierender Arbeiten, wie sie auf manchem der dargestellten Gebiete vorkommen, zu einem übersichtlichen, geschlossenen Ganzen nur auf dem Wege der Theorie vereinigt werden. Jedenfalls wird der auf diesem Felde der Einwirkung der Elektrizität auf Gase Weiterarbeitende in diesem Buche eine übersichtliche Darstellung der bisherigen Leistungen und eine sorgfältige Quellenangabe finden.

Buch der Erfindungen. Volks-Ausgabe in einem Bande. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Lassar-Cohn und Hauptmann a. D. J. Castner bearbeitet von Wilhelm Berdrow. Mit 705 Abbildungen und 8 teilweise mehrfarbigen Tafeln. Leipzig 1901, Otto Spamer.

Es muß als ein glückliches und sehr beachtenswertes Unternehmen bezeichnet werden, daß von dem großen Buche der Erfindungen als Auszug eine Volksausgabe veranstaltet wurde, in welcher die Geschichte der Erfindungen und der heutige Stand derselben in sehr klarer, verhältnismäßig kurzer Weise skizziert wird. Dabei wurde der Text durch eine sehr große Zahl musterhaft ausgeführter Illustrationen erläutert. Wir hätten nur den Wunsch auszusprechen, daß dem Buche mehr schematische Figuren beigegeben worden wären, durch welche die Einrichtung der einzelnen Vorrichtungen dem Verständnisse des Lesers nahegebracht worden wäre. Das Buch wird ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung sein und dazu beitragen, Licht in die Errungenschaften der heutigen Technik auch bei den nicht fachlich Gebildeten zu bringen; es sollte das Buch in keiner Schülerbibliothek fehlen; ja Ref. geht noch weiter, wenn er behauptet, daß das Buch zur Belehrung

und anregenden Lektüre in jedem Familienkreise sich vorfinden sollte, um mancher im täglichen Leben so oft auftretenden Unkenntnis der wichtigsten um uns stattfindenden praktischen Vorgänge kräftig zu steuern.

In dem Abschnitte, der von unserem Obdache und seiner Ausstattung handelt, ist der Entwicklung des Bauwesens, der Bearbeitung des Holzes, der Heizung und der Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege gedacht worden.

Anknüpfend an den Schöpfer der rationellen Landwirtschaft Albrecht Daniel Thaer und an Justus v. Liebig, den Begründer der Agrikulturchemie und der Stoffersatz-Wirtschaft, wird die Technik im Dienste der Landwirtschaft und der Ernährung geschildert. Hiebei werden die mechanischen Hilfskräfte der Landwirtschaft, die Industrie der wichtigsten Nahrungsmittel, die Fabrikation der geistigen Getränke in Berücksichtigung gezogen. Weiters wird die Textilindustrie, der Bergbau und die Veredlung seiner Erzeugnisse mit besonderer Berücksichtigung der metallurgischen Prozesse in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Was den Maschinenbau und dessen Bedeutung für Industrie und Gewerbe betrifft, wird im folgenden Abschnitte das Erforderliche dem Leser geboten. Die Einteilung dieses umfangreichen Abschnittes ist eine sinngemäße in „die eisernen Hände der Industrie“, die Maschine als Lastträgerin und Kraftspenderin. In letzterer Beziehung dürfte die Ausnutzung der Gezeiten, die übrigens schon seit längerer Zeit stattgefunden hat, weniger bekannt sein. Im folgenden Abschnitte, der von der Elektrizität im Dienste der Gewerbe und der Industrien handelt, ist ein kurzer Abriß der Elektrotechnik in erster Linie gegeben und namentlich der elektrotechnischen Industrie in Deutschland gedacht worden. Wenn auch im früheren die Verwendung der Elektrizität mehrfach erwähnt wurde, z. B. bei der elektrischen Heizung, der Anwendung der Elektrizität in der Landwirtschaft, im Keltreibetriebe, bei der Elektrometallurgie, so sind in dem speziell von der Verwendung der Elektrizität im Gewerbe und in der Industrie handelnden Abschnitte in sehr sachgemäßer Weise, allerdings mitunter zu knapp, die vielfachen Anwendungen der Elektromotoren dargestellt worden. Die elektrische Kraftübertragung und die Ausnutzung der freien Naturkräfte mit Hilfe der Elektrizität sind kargelegt worden.

Anschließend daran finden wir in dem Buche das Wesentlichste über Beleuchtungstechnik und über die künstliche Verlängerung des Tages. Hier wie überall wird die Geschichte des betreffenden Gegenstandes berücksichtigt und in der Unterabteilung, welche von den jüngsten Fortschritten im Beleuchtungswesen handelt, auch der Teslaschen Versuche und der Mooreschen Beleuchtung gedacht. Moore hat die Induktionsapparate so verbessert, daß ihr Strom die Teslaschen Effekte liefern kann. Es muß zu diesem Zwecke eine sehr bedeutende Erhöhung der

Stromunterbrechungszahl stattfinden; in der Tat konnte Moore den Strom in der Minute 60.000 mal unterbrechen. Es ist das Licht, welches von Moore erzeugt wird, Kathodenlicht.

Im folgenden wird die Verwertung der Erden und Steine namentlich in Bezug auf die Glasindustrie, die Tonwarenindustrie, die natürlichen Bindemittel und deren Bearbeitung dargestellt. In dem Abschnitte über chemische Industrie wird der Sodaindustrie und der bei dieser abfallenden Produkte, der chemischen Verwertung des Holzes, der künstlichen Düngemittel, der Verwendung der Fette und Öle, der Farben und Farbstoffe, der Verflüssigung der Gase, der künstlichen Heilmittel und der Desinfektionsmittel gedacht. Der Lindsche Verflüssigungsapparat für Gase hätte durch eine schematische Figur dargestellt werden können.

Allgemeinem Interesse werden die folgenden Erörterungen begegnen, die sich auf die Industrie im Wehr- und Waffenwesen, auf den Verkehr im allgemeinen und dessen Wege und Werkzeuge beziehen. Es wird in dem letztbezeichneten Abschnitte auf die vielfachen Anwendungen der Elektrizität im Betriebe der Bahnen, im Dienste der Schifffahrt, in der Nachrichtenvermittlung eingegangen.

Die Technik hat bedeutungsvolle Leistungen in der Kunst und Wissenschaft aufzuweisen und es werden in dieser Beziehung die Einrichtungen der Schnellpressen, der moderne Buch- und Zeitungsdruck, die Darstellung des Papierses, die Photographie und die Technik der vervielfältigenden Künste, die Roentgenphotographie, der Konstruktion der optischen Instrumente, des Phonographen, endlich die Luftschifffahrt im allgemeinen mit besonderer Berücksichtigung der jüngsten Erfindungen auf dem Gebiete der Flugtechnik besprochen. Auffallend findet es der Ref., daß die Anwendung der Elektrizität in der Galvanostegie und Galvanoplastik kaum dem Namen nach berührt wurde.

Die Ausstattung des Werkes ist außerordentlich gut, so daß dasselbe sich nicht nur reichhaltig, sondern auch formell in der günstigsten Weise repräsentiert.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Hermann v. Helmholtz. Von Leo Königsberger. I. Band mit drei Bildnissen. Braunschweig, Druck und Verlag von Fried. Vieweg und Sohn 1902. XII u. 375 SS. Preis 8 Mk., geb. 10 Mk.

Eine hochinteressante Darstellung über das Leben und die Arbeiten eines der größten Geistesheroen unserer Zeit, eines Mannes von universeller Bildung und Bedeutung, verdanken wir der gewandten Feder Königsbergers. Die glänzende, alles mit sich fort-reißende Beredsamkeit Königsbergers, welche alle seine Darstellungen so außerordentlich interessant macht, finden wir auch in

diesem Buche wieder. In wenigen Federzügen führt er uns das Bild des großen Gelehrten vor, illustriert durch eine äußerst gelungene Auswahl von Zitaten aus dessen mitunter humoristisch-satyrisch abgefaßten Briefen über Reiseeindrücke (Venedig, Schweiz, England usw.).

Ausführlich ist auf dessen so viele Gebiete umfassende wissenschaftliche Leistungen eingegangen. Glücklicherweise ist dabei die Einseitigkeit vermieden. Der Physiologe sieht ja in Helmholtz zumeist nur den Physiologen, der Physiker nur den Physiker; in dem vorliegenden Buche wird aber seine ganze umfassende Tätigkeit geschildert. Alle von Helmholtz behandelten Disziplinen, mathematische und Experimentalphysik, Physiologie, Anatomie, die von ihm so glücklich inaugurierte Anwendung der mathematischen Physik auf Probleme der Physiologie sind sachlich erörtert, die Genesis seiner Arbeiten und die wichtigsten Resultate derselben gemeinverständlich dargestellt und durch historische und kritische Bemerkungen über anderweitige Bearbeitungen der betreffenden Disziplinen (u. a. : Johannes Müller, Du Bois-Reymond, Brücke, Donders, Gräffe, Thomson usw.) ergänzt.

Mit welcher Lebensfrische und Objektivität das Werk geschrieben ist, kann auch daraus ersehen werden, dass wir aus wenigen Seiten der Einleitung „Das Elternhaus“ (S. 1—8) und einigen zerstreut angeführten Briefen — besonders wäre der groß angelegte Brief über Philosophie und Naturwissenschaften vom 8. Februar 1857 zu erwähnen — das Bild seines hochbegabten Vaters, des Gymnasiallehrers Aug. Helmholtz erhalten, der gerade über diesen Punkt mit seinem berühmten Sohne häufig zu Differenzen kam und dabei seinen Standpunkt mit großem Geschicke und bedeutender Sachkenntnis verfocht.

Selbst derjenige, der Helmholtz' Lebenslauf und Arbeiten schon ziemlich genau kennt, wird doch manches Neue aus dem Buche erfahren und kann man daher mit Spannung dem für 1903 angekündigten zweiten Bande des Werkes entgegensehen.

Wien.

Dr. Norbert Herz.

Lorscheid, Prof. Dr. J., Kurzes Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundriß der Mineralogie. Mit 221 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. 15. Auflage von Dr. F. Lehmann. Freiburg im Breisgau, Herder 1902. 8°, 344 SS.

Über die Verwendbarkeit des Buches gibt die Tatsache bededtes Zeugnis, daß es nunmehr fünfzehn Auflagen erlebt hat, sowie auch der Umstand, daß seit dem Erscheinen der 14. Auflage erst drei Jahre verflossen sind. Im einzelnen wurden frühere Auflagen bereits in dieser Zeitschrift ausführlicher gewürdigt. —

Von Neuheiten der neuesten Auflage wären zu erwähnen: Abänderung der Erklärungen von Atom und Molekül, „um schärfer hervortreten zu lassen, was auf Erfahrung beruht und was Hypothese ist“; Umarbeitung der Abschnitte über das Schwefeltrioxyd, die Schwefelsäure und die rauchende Schwefelsäure unter eingehender Würdigung des Kontaktverfahrens; Tilgung des zweifelhaften Metargons und dafür Hinzufügung des Xenons; Annahme der Einatomigkeit der Kalium- und Natriummolekel; wesentliche Ergänzung des Abschnittes über das Glas; Aufnahme des Magnaliums bei der Aluminium- und des Deltametalls bei den Kupferlegierungen; gebührende Berücksichtigung des Nickel-, Wolfram- und Chromstahls beim Kapitel über die Metallurgie des Eisens; zeitgemäße Berichtigung der im Buche enthaltenen statistischen Angaben; Aufnahme der Gesetze über die Siedepunkterhöhung von Lösungen; Einreihung der neuentdeckten Elemente des Argontypus in das periodische System.

Betreffs der Ausstattung, die im allgemeinen befriedigt, muß erwähnt werden, daß die sehr ausgiebige Anwendung des Kleindruckes leider auch in der neuesten Auflage kaum eingeschränkt worden ist.

Wien.

Joh. A. Kail.

Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches. Für die dritte Klasse der Gymnasien bearbeitet von Dr. Franz Noë. 20. umgearb. Auflage. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1902. Preis geb. 1 K 60 h.

Infolge der Einführung eines neuen Lehrplanes an den österreichischen Realschulen ist es notwendig geworden, Pokornys Naturgeschichte des Mineralreiches in zwei besondere Ausgaben zu teilen. Mit der Bearbeitung der Ausgabe für Gymnasien wurde vom Verleger Prof. Dr. F. Noë betraut. Sein Bestreben war darauf gerichtet, das Lehrbuch mit den Anforderungen der bestehenden Instruktionen in Einklang zu bringen und so dasselbe den Bedürfnissen des gymnasialen Unterrichtes besser anzupassen. — Dieses Ziel glaubte der Verf. dadurch zu erreichen, daß er zunächst eine ganze Anzahl für den Unterricht auf der Unterstufe minder wichtiger Mineralien aus dem Buche ausmerzte. So wird z. B. Turmalin, Beryll, Hornblende, Augit, Lepidolith, Chlorith, Serpentin, Meerschäum, Braunstein, Zinnstein, Antimonglanz, Zinkblende und Basalt nicht mehr erwähnt. Bei technisch wichtigen Mineralien (Soda, Salpeter, Kaolin, Quarz usw.) wird die Gewinnung und Verwendung eingehend besprochen und der Lehrer dadurch aufmerksam gemacht, wie er seinen Unterricht beleben kann. Daß ferner die chemischen Erörterungen auf jene Tatsachen beschränkt wurden, für welche der Lehrer bei den geringen chemischen

Kenntnissen, welche das Gymnasium vermittelt, bei den Schülern ein Verständnis findet, kann nicht genug gebilligt werden.

Im krystallographischen Teile begnügt sich der Verf. größtenteils mit einer kurzen Beschreibung der Krystallgestalten und nur bei den Gestalten des tesseralen Systems sind auch die Axenverhältnisse erwähnt. Ref. ist mit dieser Einschränkung in der Beschreibung der Krystallgestalten auf der Unterstufe vollkommen einverstanden.

Beigegeben sind dem Lehrbuche zwei farbenprächtige Mineralienbilder, eine Karte von Österreich-Ungarn mit den wichtigsten Mineralfundorten und eine Tafel mit Krystallnetzen.

Der 20. Auflage folgte bereits ein unveränderter Abdruck, welchem die neu eingeführte Orthographie zugrunde liegt.

Ref. wünscht dem Lehrbuche in seiner neuen Gestalt die weiteste Verbreitung und die Anerkennung, welche es wegen seiner sorgfältigen Bearbeitung, bei der ein erfahrener Fachmann sein bestes Wissen und Können einsetzte, verdient.

Wien.

H. Viettorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Lehrzustände an den Mittelschulen Rumäniens.

Rumänien erhielt im Jahre 1898 ein neues Gesetz für die Mittelschulen¹⁾, welches das bis dahin bestehende Schulsystem gründlich umänderte, die Mittelschule von sieben Klassen zu einer achtklassigen ergänzte und für das Jahr 1903 die Abhaltung der ersten Maturitätsprüfung obligatorisch machte.

Doch das Gesetz zeigte gleich anfangs viele Widersprüche und bot Schwierigkeiten, so daß der Kultusminister Spir. Haret bald sich gezwungen sah, dieses Gesetz seiner Unhaltbarkeit wegen einer gründlichen Revision zu unterziehen. Gegenwärtig sind die Maßnahmen des im Jahre 1901 geschaffenen Mittelschulgesetzes gültig. Da das revidierte Gesetz in jeder Hinsicht eine gänzliche Umänderung erlitt, wird es lehrreich erscheinen, einen Blick darauf zu werfen.

Zu gleicher Zeit erschienen auch die detaillierten Instruktionen für rumänische Mittelschulen. Selbe regeln mit größter Ausführlichkeit den Vorgang beim Unterrichte.

In nicht geringem Maße erschwerte die aufs Praktische abzielende Gruppierung des Lehrstoffes die äußere Organisation der neuen rumänischen Mittelschulen (*liceu*), bei welcher die unteren vier Klassen ein Vollständiges bilden und sich beinahe auf jeden Zweig des Wissens erstrecken. Die I.—IV. Klasse ist eine einheitlich berechtigende Schule, nach deren Absolvierung der Schüler sich einer Klassenprüfung zu unterwerfen hat. Nach erfolgreicher Ablegung derselben hat er noch eine andere, allgemeine Prüfung zu bestehen, die zum Übertritt in den oberen Lehrgang berechtigt.

¹⁾ Siehe Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1899, S. 197.

Das rumänische Lyzeum ist eine Mittelschule von acht Klassen. Die I.—IV. Klasse (*curs inferior*) ist der Unterlehrgang, die V.—VIII. Klasse (*curs superior*) ist der Oberlehrgang. Der Oberlehrgang hat eine Dreiteilung, u. zw. eine klassische, reale und moderne Richtung. Das neue Gesetz schreibt überall, wo ein Lyzeum ist, eine jede der drei Richtungen vor; aber in Wirklichkeit gibt es heute noch in wenig Städten Lyzeen aller drei Richtungen. Es sind mehrere mit einer Zweiteilung (modern und klassisch), es gibt aber auch moderne oder reale Lyzeen, ja auch Gymnasien (aus I—IV Klassen bestehend).

Aus der einen Richtung in die andere überzutreten ist erlaubt; die diesbezüglichen Differenzen in den Prüfungen sind präzise vorgeschrieben.

Rumänien greift mit seinem kühnen Werke anderen europäischen Staaten vor. Die Neugestaltung sollte unbedingt einen Fortschritt bezeichnen, was jedoch nicht der Fall ist.

Die Einteilung der Lehrgegenstände und Stunden im Lyzeum mit Dreiteilung ist folgende:

a) Unterlehrgang.

	I.	II.	III.	IV.
Religion	2	1	1	1
Rumänische Sprache	4	3	3	3
Lateinische Sprache	—	2	2	3
Französische Sprache	3	3	3	2
Deutsche Sprache	—	3	3	3
Welt- und Vaterlandsgeschichte . . .	2	2	2	2
Geographie und Kosmographie	3	2	2	2
Rechnen	3	3	3	3
Wirtschaftslehre	—	—	—	1
Physik, Naturgeschichte	2	2	4	3
Gesundheitslehre	—	—	—	1
Gesang	2	2	2	2
Zeichnen	1	2	1	1
Schönschrift	1	1	1	1
Turnen	1	1	1	1
Summe der wöchentlichen Stunden	26	28	28	28

b) Oberlehrgang.

Klassen	klassisch				real				modern			
	V.	VI.	VII.	VIII.	V.	VI.	VII.	VIII.	V.	VI.	VII.	VIII.
Religion	1	1	—	—	1	1	—	—	1	1	—	—
Rumänische Sprache	3	3	3	2	3	3	3	2	3	3	3	2
Lateinische Sprache	8	8	6	6	—	—	—	—	8	8	6	6
Griechische Sprache	5	5	5	6	—	—	—	—	—	—	—	—
Französische Sprache	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Deutsche Sprache	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Philosophie, Juridische Kenntnisse, Wirtschaftslehre	—	—	2	3	—	—	2	3	—	—	2	3
Welt- und Vaterlandsgeschichte	2	2	3	3	2	2	3	3	2	2	3	3
Geographie	—	—	—	—	2	2	—	—	2	2	—	—
Mathematik	2	2	—	—	6	6	4	4	2	2	2	1
Physik, Naturgeschichte	—	—	2	2	3	3	5	5	3	3	5	5
Gesundheitspflege	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	2
Gesang	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
Zeichnen	1	1	1	—	—	—	—	—	1	1	1	—
Geometrie	—	—	—	—	2	2	2	—	—	—	—	—
Turnen	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
	28	28	28	28	28	28	28	28	28	28	28	28

Religion wird als obligatorischer Gegenstand in der ersten Klasse in wöchentlich zwei Stunden, in der II. — VI. Klasse wöchentlich in einer Stunde gelehrt; in den oberen zwei Klassen gibt es keinen Religionsunterricht. In Rumänien vertraut die Regierung diesen Gegenstand nicht den Konfessionen an, sondern sie bestimmt den Zweck und den Stoffkreis desselben. Auf den Unterricht in der Muttersprache legt das rumänische Lyzeum nicht das Hauptgewicht wie die übrigen europäischen Staaten. Der Unterricht in der lateinischen Sprache beginnt mit wöchentlich zwei Stunden in der II. Klasse, in dem Oberlehrgang erhöhen sich die Stunden aber bis auf acht und enden mit sechs. Der Unterricht in der französischen Sprache beginnt in der I. Klasse und dauert fort in allen drei Richtungen bis zum Schluß.

Der Unterricht in der deutschen Sprache beginnt schon in der II. Klasse. Der Lehrplan der deutschen Sprache gestaltet sich folgendermaßen: II.—IV. Klasse je drei Stunden. Hauptforderungen sind: a) wörtliche Übersetzung des Textes, b) Memorieren des übersetzten Textes und der in demselben vorkommenden Wörter. Die Grammatik wird praktisch behandelt; die Konversationsprache in der III. und IV. Klasse ist möglichst die deutsche.

V. Klasse. Brehms Tierleben. Poesische Erzählungen, Balladen, Fabeln von Lessing; Schiller und Goethe. Auf dieser Stufe beginnt die Privatlektüre.

VI. und VII. Klasse. Schiller: Der 30jährige Krieg, Wilhelm Tell, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart; Lessing: Minna von Barnhelm; Goethe: Hermann und Dorothea, Götz von Berlichingen. Aus der Literatur die klassische Periode (kurs gefaßt) in deutscher Sprache.

VIII. Klasse. Werke philosophischen Inhaltes: Dichtung und Wahrheit, Laokoon, Hamburgische Dramaturgie, ferner Gedichte. Bruchstücke aus den Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts u. zw. aus Goethes Faust; ein Drama vollständig, z. B. Wallensteins Tod, Don Carlos, Iphigenie auf Tauris. Als Privatlektüre dürfen nur vollständige Werke gelesen werden. Die Literatur des XIX. Jahrhunderts ist in deutscher Sprache zu behandeln.

Das Lesebuch ist zur Hälfte mit deutschen, zur Hälfte mit lateinischen Lettern gedruckt. Bei Lesestücken, welche nur in Bruchstücken mitgeteilt werden, ist die Inhaltsangabe der fehlenden Teile in dem Lesebuche unbedingt anzugeben.

In einem sehr geringen Kreise bewegt sich der Unterricht in der Mathematik in dem klassischen Lehrgange; selbe wird in der V. und VI. Klasse in wöchentlich je zwei Stunden unterrichtet und damit nimmt das Studium der Mathematik ein Ende; in dem modernen Lehrgange wird dieser Gegenstand in der VII. Klasse wöchentlich um zwei, in der VIII. Klasse wöchentlich um eine Stunde mehr unterrichtet. Aber um so intensiver wird dieser Gegenstand in dem realen Lehrgange behandelt, wo der Unterricht in der Mathematik sich auf wöchentlich zwanzig Stunden erhebt. Erwähnenswert ist, daß das rumänische Lyzeum auf Gesang, Turnen und Zeichnenunterricht großes Gewicht legt. Das sind dort obligate Gegenstände; in je einer Stunde werden dieselben wöchentlich unterrichtet und bei der Beurteilung des Fortschrittes geht man mit solcher Strenge vor, daß, wenn irgend ein Schüler konsequent faul ist und keinen guten Willen zeigt, derselbe mit ungenügend klassifiziert wird und diese eine ungenügende Note weist den Schüler zur Wiederholung der Klasse, wenn auch der jährliche Erfolg in den übrigen Gegenständen genügend war. Eine Nachtragsprüfung wird in solchem Falle nicht erlaubt. Der Zweck der Dreiteilung ist außer der Möglichkeit der Ausbildung nach verschiedenen Richtungen noch der, daß den gemeinschaftlichen Unterricht einzelner Gegenstände eine Lehrkraft besorge. Die Regierung tat dies aus Sparsamkeitsrücksichten, damit der Mittel schulunterricht nicht gar zu große Lasten dem Staate auferlege. Die Täuschung ist indessen groß. Wie die Fachmänner erzählen, sind die Ausgaben bei dem jetzigen System um vieles größer als man dachte. In dem Lyzeum zu Craiova wirken 37, in dem Bukarester „St. Sava“ 37, in dem Reallyzeum „Basarab“ 24 Lehrkräfte. Und nicht nur in einem Lyzeum gibt es auch solche, welche außer den gesetzmäßigen 12 Stunden wöchentlich noch 3—8 Stunden unterrichten. Der Stundenplan des gemeinsamen Unterrichtes in dem St. Sava (Bukarest), wo nur die klassische

und moderne Richtung herrscht, gestaltet sich z. B. in einzelnen Wochentagen folgendermaßen:

		VI. Klasse		VII. Klasse		VIII. Klasse	
		klass.	modern	klass.	modern	klass.	modern
Montag	8—9	Deutsch		Philosophie		Mathematik	
	9—10	Latein		Geschichte		Pol. Wirtschaftl.	
	10—11	Geschichte		Latein		Latein	
	2—3	Griechisch, Physik		Französisch		Gesundheitslehre	
	3—4	Latein		Griechisch, Physik		Juridische Kenntnisse	
Dienstag	8—9	Religion		Mathematik		Naturlehre	
	9—10	Französisch		Griechisch, Physik		Geschichte	
	10—11	Latein		Geschichte		Französisch	
	2—3	Griechisch, Physik		Deutsch		Rumänisch	
	3—4	Latein		Griechisch		Deutsch	
Mittwoch	8—9	Latein		Naturlehre		Turnen	
	9—10	Deutsch		Rumänisch		Philosophie	
	10—11	Rumänisch		Latein		Latein	
	2—3	Griechisch, Geographie		Latein		Deutsch	
	3—4	Latein		Deutsch		Naturlehre	

Aus dem gemeinsamen Unterricht entstanden viele unvorhergesehene Schwierigkeiten. Laut Gesetzes dürfen in die erste Klasse 60, in die II.—V. 50, in die VI.—VIII. nicht mehr als 40 Schüler aufgenommen werden. Im Unterlehrgange geht man überall womöglich im Sinne des Gesetzes vor und nach Bedürfnis werden Parallelklassen errichtet. Im Oberlehrgang ist Hauptprinzip, daß 2—3 Richtungen gemeinsamen Unterrichtes teilhaftig werden. Die Schüler der 2—3 Richtungen erscheinen daher in einem gemeinsamen Lehrsaale und man findet Klassen mit 70, 80, ja sogar 100 Schülern. Die rumänischen Schulen sind in vielen Städten überfüllt. Die Schaffung neuer Schulen erlauben die finanziellen Verhältnisse Rumäniens nicht. Außer dem Lyzeum gibt es keine solche Schule, welche allgemeine Bildung gäbe, und es ist ganz natürlich, daß die gesamte Jugend dem Lyzeum zuströmt. Der Lehrplan ist weitläufig, man kann sagen überbürdend. Die Zucht und Strenge ist groß, aber der Erfolg im Unterrichte ist im ganzen Lande ein sehr mittelmäßiger.

Um den Erfolg im Unterrichte auszuweisen, sei es mir erlaubt, einige statistische Daten aus dem vorjährigen Programme mehrerer Lyzeen anzugeben.

Ort der Schule	Wieviel Richtungen	Eingeschriebenen wurden	In die obere Klasse traten	verbessert haben	repetiert haben	ausgeschlossen wurden	
Buzen . . .	real modern	430	166	121	83	26	
Bărlad . . .	modern klassisch real	549	285	147	66	—	
Botosani . .	I.—IV. gymn.	329	154	77	62	—	
Craiova . . .	modern klassisch real	988	423	221	210	40	
Focșani . . .	real modern	486	150	138	144	—	
Jassi	modern real	577	262	134	16	—	
Ploesti . . .	modern klassisch real	803	407	218	110	—	
Tergoviste .	gymn. I.—IV.	210	80	38	66	—	
Galac	modern klassisch	461	187	132	100	17	
Turn-Severin	modern real	434	168	150	69	—	
St.-Sava . . .	modern klassisch	494	290	126	124	—	Bukarest
Pitești . . .	real modern	487	166	138	113	19	

Die Verbesserungsprüfungen bestehen aus einer schriftlichen und mündlichen Prüfung und wird bei denselben mit großer Strenge vorgegangen, wie dies aus der Statistik ersichtbar ist.

Was die Administration des Unterrichtswesens anlangt, so herrscht in Rumänien ein ganz eigenes Verfahren. Außer den Staatsschulen gibt es noch öffentlich berechnete Schulen; die Erhalter derselben sind verpflichtet, in jeder Beziehung sich den Instruktionen der öffentlichen Lyzeen zu fügen; Prüfungen abzuhalten und Zeugnisse auszustellen, ist ihnen aber nicht gestattet. Dieselben werden vor einer aus dem Kultus-

ministerium entsandten Kommission abgehalten. — In die I. Klasse wird der Schüler auf Grund einer Aufnahmeprüfung aufgenommen, zugleich muß er nachweisen, daß er das 11. Lebensjahr beendet habe. Laut Gesetzes müssen sämtliche Schüler Uniform tragen. Ein rumänischer Schüler zahlt außer dem Schulgelde, welches er in drei Raten in irgend einem Steueramte zu erlegen hat (in Kl. I—IV 30 Fr., Kl. V—VIII 50 Fr.), keine Gebühr. Ein Drittel der Schüler einer Klasse wird vom Schulgelde befreit. — 11 kirchliche und 4 nationale Feiertage ausgenommen, dauert der Unterricht vom 11. September bis 30. Mai; das Schuljahr wird in vier Teile eingeteilt. Der Vortrag dauert Vormittag bis 11 Uhr 20 Minuten, Nachmittag von 2—4 Uhr 10 Minuten. Jede Unterrichtsstunde besteht aus vollen 60 Minuten und die Zwischenpausen dauern 10 Minuten. Das Schulgebäude steht überall in einem Hofe und so ist es leicht, jene Verordnung des Gesetzes zu vollführen, daß das Tor nach dem Läuten abgesperrt werde. Ein Schüler, der verspätet eintrifft, kann in das Gebäude nicht hinein gelangen und diese Versäumnis wird nicht gerechtfertigt.

Vierteljährig wird eine schriftliche Arbeit gemacht, aus der rumänischen, französischen und deutschen Sprache, aus der Geschichte, Geographie, Physik, Mathematik und Naturlehre; aus der Gesundheitslehre wird jährlich eine schriftliche Arbeit verlangt.

Neben den mündlichen Prüfungen werden oft die in den Instruktionen vorgeschriebenen Extemporalia abgehalten. Das sind kurze, an die ganze Klasse gerichtete Fragen, welche die Schüler während 5—10 Minuten in einigen Zeilen schriftlich zu beantworten haben. Gleich darauf folgt die Besprechung.

Die Kalküle der einzelnen Antworten schreibt jeder Professor in das amtliche Tagebuch, in welchem er zugleich mit der Unterschrift seines Namens bestätigt, daß er zum Unterricht erschienen ist. Erscheint er nicht, so ist der Direktor verpflichtet, die für die Namensunterschrift geltende Rubrik mit einem Striche auszufüllen und die Absenz der oberen Schultbehörde anzuzeigen.

Zur Feststellung der Kalküle dienen die Zahlen von 1—10. — 1 ist der schlechteste, 10 der beste, 5 ist noch genügend, 4 schon ungenügend.

Die in das amtliche Tagebuch eingeschriebenen und klassifizierten Antworten bilden mit dem Ergebnis der Schlußprüfung bis auf zwei Dezimalbrüche berechnet den Endkalkül. Z. B. bekommt jemand vier Semester hindurch die Noten 8, 7, 8, 6, so ist die Endnote $29 : 4 = 27.5$; dazu kommt noch der Prüfungskalkül (8): $8 + 7.25 = 15.25 : 2 = 7.62$. Der Kalkül des Zeugnisses wird daher 7.62 sein. Diese Berechnung gilt für jeden Gegenstand und endlich für die Lokation. Bei der Feststellung des sittlichen Betragens bedient man sich derselben Berechnung.

Bei den Schlußprüfungen wird ein jeder Schüler aus jedem Gegenstande geprüft und die Prüfungen dauern, ohne Rücksicht auf Sonntag oder Feiertag, vom 5. bis 19. Juni. Die Prüfung währt in jedem Gegenstand wenigstens 8 Minuten. Wer aus einem oder zwei Gegenständen

weniger als die Note 5 bekommt, wird zur Verbesserungsprüfung zugelassen. Eine solche Note aus drei Gegenständen hat die Wiederholung zur Folge sowie auch wenn jemand aus jedem Gegenstande wenigstens eine 5 Note hat und aus Betragen eine mindere Note als 5 (z. B. 4·85) Wie schon aus der oben angezeigten Statistik ersichtbar war, ist dies Anzahl der zur Verbesserungsprüfung und Repetierung gewiesenen Schüler sehr groß, denn die Schüler müssen bei der Verbesserung eine mündliche und schriftliche Prüfung ablegen. Ein solcher Schüler muß wenigstens eine reine 6 Note erwerben, damit er in die Oberklasse eintreten kann. Die Schüler der IV. und VIII. Klasse müssen sich zwei Prüfungen unterwerfen, von denen die eine Schlußprüfung am Ende des Jahres ist, die andere aber für den höheren Lehrgang berechtigt, bezw. Maturitätsprüfung ist. Ohne solche Prüfung kann ein Schüler in die V. Klasse nicht aufgenommen werden. Zu dieser Prüfung ernennt der Minister eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission, in der sich auch der Direktor befindet. Nach Absolvierung der acht Klassen machen die Schüler (am Ende dieses Schuljahres zum erstenmal) die für die Universitätsstudien berechtigende Maturitätsprüfung. Das von dem ungarischen, österreichischen und deutschen System gänzlich abweichende Verfahren ist folgendes:

Gemeinsam für alle drei Richtungen ist die schriftliche Arbeit aus der rumänischen Sprache; die Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische umfaßt die Hälfte einer gedruckten Oktavseite in Prosa, ein 20—40 Minuten dauernder mündlicher Vortrag über ein aus 20 verschiedenen Aufsätzen gewähltes Thema¹⁾.

b) Bei der klassischen Richtung außer dem obigen: Übersetzung aus dem Rumänischen ins Lateinische eine halbe Oktavseite in Prosa, Übersetzung aus dem Griechischen ins Rumänische (*ex non lectis*) eine halbe Oktavseite.

c) Bei der realen Richtung irgend eine mathematische These aus dem Lehrstoffe der II. Oberklasse, die die Lösung einer physikalischen Aufgabe verlangt.

d) Bei der modernen Richtung: Übersetzung aus dem Lateinischen ins Rumänische eine halbe Seite Oktav in Prosa. Die Lösung einer physikalischen Frage. Zur Vollendung jeder schriftlichen Arbeit werden je drei, zum mündlichen Vortrag zwei Stunden Zeit gewährt. Der Gebrauch von Wörterbuch und Büchern überhaupt ist erlaubt, sie werden von dem die Aufsicht führenden Professor zur Verfügung gestellt.

Die Absicht dieser Schlußprüfung ist: zu erforschen, wie weit der Schüler imstande ist, das sich angeeignete Lehrmaterial selbständig zu behandeln, auf welche Art er einen Beweis seiner reifen Denkweise geben kann und in welchem Grade er fähig ist, während der ihm gestatteten 20—40 Minuten seine Kenntnisse über die festgesetzte Frage systematisch vorzutragen.

¹⁾ Aus den Lehrgegenständen der VIII. Klasse.

Die Reform vom Jahre 1898 schuf auch Mädchenlyzeen beinahe mit gleichem Schulplane (s. Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1899, S. 199). Die Mädchen wählen im Oberlehrplane meistens die moderne Richtung und das Zeugnis der Schlußprüfung berechtigt sie für die Universität.

Disziplinarstrafen gibt es folgende: 1. Mahnung unter vier Augen; 2. Mahnung in der Klasse; 3. Einsperren auf höchstens drei Stunden; 4. die Verminderung der Note aus dem sittlichen Betragen; 5. eine sechsmonatliche Ausschließung aus der Schule; 6. Ausschließung für ein ganzes Jahr aus allen gleichartigen Schulen des Landes (ein solcher Schüler darf auch am Ende des Schuljahres als Privatschüler keine Prüfung machen und muß die Klasse unbedingt repetieren); 7. Ausschließung aus sämtlichen Mittelschulen des Landes (dies wird im amtlichen Organe kundgegeben).

Der amtliche Vermittler zwischen Ministerium und Direktoren ist im wesentlichen identisch mit dem Oberstudien-Direktor. Der Direktor ist laut des Gesetzes von 1901 mit der geistigen Leitung des Institutes betraut und ein vom König ernannter ordentlicher Professor. Seine Stelle ist eine politische und mit dem Sturz der Regierung kann auch er sein Amt verlieren. Er wirkt dann als Professor weiter. Seine Zahlung war vor dem Gesetze von 1901 monatlich 500 Frcs., gegenwärtig bekommt er soviel als ein ordentlicher Professor. Der Direktor ist für die geistige Leitung des Institutes verantwortlich. Er kann seine Zeit zur gewissenhaften Erfüllung dieser seiner Pflicht leicht verwenden, denn in Rumänien hat eine jede Schule einen vom Ministerium ernannten Sekretär mit einem Gehalt von 150 Frcs. pro Monat; dieser führt die administrativen Angelegenheiten der Schule, manipuliert mit dem Gelde, achtet auf die Gebäude, ist der Notär bei allen Konferenzen und in jeder Beziehung dem Direktor untergeordnet. Bei den Prüfungen verrichtet er die Pflichten des Notärs und bekommt 2% der Dividende.

Der Direktor ist verpflichtet, zweimal jährlich der oberen Schulbehörde über die Verhältnisse des Institutes zu berichten.

Wesentlich unterscheiden sich von den Schulprogrammen anderer Mittelschulen die jährlich in 500 Exemplaren erscheinenden Programme (*anuar*) Rumäniens. Laut ministerieller Verordnung dürfen nur folgende Daten darin erscheinen: Verzeichnis des Lehrkörpers, Namensverzeichnis der eingeschriebenen Schüler mit folgenden Rubriken: Anzahl der eingeschriebenen Schüler, während des Jahres traten aus, bei der Prüfung waren zugegen, in die obere Klasse traten, zur Verbesserung werden gewiesen, repetieren, ausgeschlossen wurden.

Das Mittelschulgesetz verordnet zwar, daß man nur gedruckte Bücher gebrauchen darf. Doch hat das neue Gesetz die Verleger und Autoren so unvorbereitet getroffen, daß man wohl noch heute gezwungen ist, mehrere Gegenstände nach Notizen zu unterrichten. — Die Verordnung detailliert auch die Rechte und Pflichten eines Professors. Unter anderem ist der Professor verpflichtet, wöchentlich 12 Stunden zu unterrichten, an jeder Konferenz teilzunehmen und bei den Schulfesten zu erscheinen. Das unbegründete Wegbleiben straft das Gesetz mit Gebühren-

abzug. Bleibt ein Professor von einem Schulfeste unbegründet weg, so bestraft ihn das Gesetz mit dem Abzug einer zweitägigen Gebühr.

Das Wegbleiben vom Unterrichte ist nur dann begründet und ist mit keinem Gebührenabzug verbunden, wenn es mit einer regelrechten Erlaubnis geschieht oder wenn dasselbe ein in der Familie vorkommender Todesfall verursacht oder wenn den Lehrer die Erfüllung bürgerlicher Pflichten an dem Erscheinen hindert.

Die Supplierung auf kürzere Zeit (2–3 Tage) geschieht in folgender Weise: der Direktor sorgt für die Vertretung des fehlenden Professors derart, daß der supplierte Professor verpflichtet ist, den Fachprofessor in ebensoviel Stunden zu vertreten. Die Supplentur legt also dem Lehrkörper nie eine Last auf. In der Praxis fand ich es tatsächlich so, daß der Professor für die Vertretung innerhalb zweier Monate selbst sorgt, was aber dem Direktor anzumelden ist. Nimmt jedoch die Supplentur längere Zeit in Anspruch, so schiekt das Ministerium einen Supplenten, der für die Dauer der Vertretung von dem Grundgehalt des betreffenden Professors 80% bekommt, die übrigen 20% und die volle Alterszulage bleiben dem supplierten Professor. Interessant ist es, daß, wenn mehrere Lyzeen in einer Stadt sind, der Vertreter auch Professor eines anderen Institutes sein kann.

Die Dotation eines rumänischen Professors beginnt seit 1901 mit monatlich 300 Fr.; der Zeichen-, Turn- und Gesangslehrer wird mit monatlich 180 Fr., der Religionslehrer mit 200 Fr. honoriert. Das Gesetz erlaubt außer den wöchentlichen 12 Stunden noch 8 Stunden Unterricht und in diesem Falle ist das Honorar für eine jede weitere Stunde monatlich 20 Fr.

Die Alterszulage setzt das Gesetz folgendermaßen fest:

Nach 5 Jahren	10%	des Grundgehaltes,
" 10 "	20%	" "
" 15 "	30%	" "
" 20 "	40%	" "

Das Maximum des Gehaltes beträgt nach 20jähriger Dienstzeit monatlich $300 + 120 (40\%) = 420$ Fr. oder jährlich 5040 Fr. Nach 30jähriger Dienstzeit hat der Professor Anspruch auf volle Pension. Ein Professor kann nur auf Grund einer Disziplinaruntersuchung versetzt oder seiner Stelle enthoben werden.

Das Gesetz bestraft einen Lehrer wegen Pflichtverletzung oder schlechten gesellschaftlichen Betragens durch folgende Mittel: 1. Mahnung; 2. Rüge mit Abzug einer 15tägigen Gage; 3. Disziplinaruntersuchung mit Abzug 30tägiger Gage; 4. Enthebung vom Amte auf 2–6 Monate. Während dieser Zeit bekommt der von amtswegen aufgestellte Supplent 80% von dem Grundgehalt des suspendierten Professors; 5. Versetzung; 6. zeitweiliges Ausschließen aus dem Lehrkörper (kann sich bis auf zwei Jahre erstrecken). Während dieser Zeit hat er keinen Anspruch auf Zahlung und im Falle der Wiedereinsetzung wird diese Zeit bei Bestimmung der Pension nicht gerechnet. 7. Gänzlichliches Ausschließen aus dem Lehrkörper, welches Urteil durch ein königl. Dekret bestätigt wird.

Die Heranbildung der Professoren geschieht auf den Universitäten zu Bukarest und Jassi, die Kandidaten werden zur Staatsprüfung verpflichtet. Nach Erwerbung des Diploms bewirbt sich der Kandidat beim Kultusministerium um eine Stelle. Hier werden die Kandidaten vorgemerkt und nach Bedarf in der Reihenfolge ernannt. Wenn der Kandidat während drei Jahre aus welchem Grunde immer nicht ernannt wird, verliert sein Diplom die Gültigkeit, man streicht seinen Namen aus dem Ausweis. Er kann sein Recht nur nach Ablegung einer neuen Fachprüfung wiedergewinnen.

Indem ich meine Bemerkungen über die rumänische Mittelschule zusammenfasse, muß ich erklären, daß ihr methodisches Verfahren praktisch ist, ihre Maßregeln strenge sind, daß die Professoren recht rigoros verfahren, die Disziplin gut und die Ordnung militärisch ist, und wenn bei den obigen günstigen Faktoren der Erfolg des Unterrichtes minder zufriedenstellend ist, so ist der Grund meiner Meinung nach teilweise in dem Umstände zu suchen, daß die Überfüllung der Schulen (den *numerus clausus* kennt nur das Gesetz, nicht die Praxis) den erfolgreichen Unterricht erschwert, andererseits aber ist ihr Schulplan zu überfüllend (das Lernen von vier Sprachen in der II. Klasse auf einmal ist unmöglich!) und die aus den schwachen Elementarschulen in das Lyzeum strömenden Schüler sind nicht imstande, sich an das bei den Kulturvölkern des Westens Jahrhunderte hindurch sich entwickelte, nach Rumänien aber erst in den neuesten Zeiten verpflanzte System zu gewöhnen und den reichlichen Lehrstoff zu verarbeiten.

Das jetzige System zeigt am wenigsten den Charakter der Beständigkeit, man kann es unbedenklich als Übergangssystem betrachten.

Lugos (Ungarn). Gymnasialdirektor Nikolaus v. Putnoký.

Friedrich Aly, Humanismus oder Historismus. Marburg 1902, N. G. Elwert. 31 SS. Preis 60 Pf.

Zwei Richtungen der philologischen Studien bezeichnet der Titel der lesenswerten Streitschrift, eine neue, für die Aly den Berliner Universitätsprofessor Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, den Verfasser des „Griechischen Lesebuches Berlin 1902“ als Vertreter nennt und eine alte, der wir im Unterrichte noch folgen. Dort heißt es: „Die Antike als Einheit und Ideal ist dahin; die (historische) Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört“, hier halten wir noch mit einem Ausspruche Herders an den Glauben, „daß die Welt der Griechen uns frei machen soll, denn im Griechentum finden wir das wahre Mittel zur Beförderung der Humanität“ (S. 15. 6). Der ästhetische Klassizismus, den vor hundert Jahren die Neuhumanisten begründet haben, hatte im Jugendunterricht eine vorbildliche Bedeutung, er war sozusagen ein pädagogischer Imperativ, die Wissenschaft will ihn nun als einen Irrtum erkannt

haben, sie entkleidet ihn des imperativen Charakters; was die Griechen für sich, was die Römer durch die Griechen gewesen sind, was wir vielleicht selbst durch die Römer und Griechen geworden sind, alles dies sind nur Wellen, die im stetigen Abflusse des geschichtlichen Werdens an verschiedenen Stellen erscheinen, so hat es die strenge Wissenschaft erkannt und dieser Erkenntnis soll der Unterricht Rechnung tragen. Direktor Aly lehnt als praktischer Schulmann eine solche Forderung ab. Seine Stellung, die er in der Streitfrage einnimmt, vermittelt nicht, sondern weist jeder Richtung das ihr eignende Ziel zu. Die strenge Wissenschaft befindet sich selbst in einem Irrtume, wenn sie annimmt, Wissenschaft sei für Universität und für Schule dasselbe; damit tut sie der Schule eine zu große Ehre an, bürdet ihr eine zu schwere Last auf. Das Gymnasium ist nur eine wissenschaftliche Elementarschule und hat von den Ergebnissen der reinen Wissenschaft geringen Vorteil. Seit Bankes genialem Versuch eine Weltgeschichte zu schreiben, hat die Wissenschaft mehr und mehr den universal-historischen Gesichtswinkel betont, von dem aus jedes Volk und jedes Werk in den ungeheuren Kreislauf der irdischen Dinge eingereiht werden muß. So wird das Griechenvolk in seinen Beziehungen zum Orient einerseits und zu Rom andererseits richtiger gewürdigt, als es die Selbstbeschränkung früherer Zeiten zu tun vermocht hatte. Der Historismus hat unzweifelhaft seine Berechtigung; er schärft das Wort Heraklits von dem Flusse aller Dinge ein und ermahnt zu nüchterner, allseitiger Betrachtung des Völker- und Geisteslebens. Ob dies die einzige und absolute Methode ist, steht dahin; ein Curtius, Mommsen oder Treitschke haben die Aufgabe des Geschichtsschreibers anders erfaßt. Wie aber steht die Pädagogik dieser wissenschaftlichen Objektivität des Historismus gegenüber, sie, die doch auch ihre Axiome und Gesetze hat? Wenn nach dem alten Spruche das Schaudern, d. h. das Staunen und Bewundern, der Menschheit bestes Teil ist, so gilt dies in erster Linie für die strebende Jugend. Die Schüler zu geschlossenen Persönlichkeiten heranzubilden, die auf historischer Grundlage zu wissenschaftlicher Arbeit wie zum Dienste in Staat und Kirche befähigt sind, ist die Aufgabe des praktischen Schulmannes im höheren Unterricht. Zu diesem Ziele kann der nackte Historismus nicht führen; denn der Jugend besagt die Weisheit Heraklits gar wenig. Nicht Wechsel, sondern Dauer, nicht Fluß, sondern Zustand, nicht Ausnahme, sondern Regel, das sind die Kategorien, deren die Pädagogik nicht entraten kann. Die Jugend will etwas Festes, Sicheres, Autorität und Regel, Vorbild und Muster. Vor der akademischen Lernfreiheit liegt der enge Paß der Schule, durch den alle hindurch müssen, ehe die Freiheit gegeben wird, muß ein zuverlässiger Maßstab vermittelt werden. Wenn die Werke der Alten für die Erkenntnis des Schönen und Guten seit Jahrhunderten ihre Dienste geleistet haben, sollten sie jetzt ihrer Kraft verlustig werden? Ebenso wenig, als das Schöne und Gute in ihrem Werte sinken dürfen, in allem Flusse der Dinge geht die Quelle, die uns von dem klassischen Altertum herzukommt, nie mehr zugrunde, sie verschwindet vielleicht, um wiederzukehren.

Die welthistorische Betrachtung des griechisch-römischen Altertums kommt, soweit sie der heranreifenden Jugend verständlich und faßlich ist, insbesondere im geschichtlichen Unterrichte des Gymnasiums zur Geltung, der philologische Unterricht hat die humanistische Auswertung der klassischen Studien zur ersten Absicht. Ein Gegensatz zwischen Humanismus und Historismus besteht daher auf dem Boden der Schule ebenso wenig, wie er zwischen Wissenschaft und Unterricht, zwischen Gymnasium und Universität bestehen soll. In Eintracht und in edlem Wettstreit sollen beide Teile zusammen arbeiten. Die Eintracht wird bestehen, wenn eine gegenseitige Verständigung hergestellt ist, und eine solche will Alys Schrift anbahnen helfen. In diesem Sinne erhebt sie Einspruch gegen Anschauungen, die aus einer Verwechslung akademischer und schulmäßiger Tätigkeit entstanden sind. Wir Schulmänner verdanken der Universität die Ausbildung zum Berufe und bedürfen von der Hochschule der Wissenschaft der ferneren Anregung und Belehrung, um nicht in dem täglichen Einerlei der Berufsarbeit zu verknöchern, auch dem akademischen Lehrer mag es frommen, mit dem breiteren Jugendunterrichte, der mannigfachen Interessen dienen muß, Fühlung zu halten; dann wird er sich auch als Gelehrter dazu verstehen, die Gedankengänge des Schulmannes nachzudenken und ihre Berechtigung anzuerkennen.

Prag.

Dr. Anton Frank.

Schule und Haus. Populäre Vorträge, gehalten an den Elternabenden des k. k. Mariahilfer Gymnasiums in Wien. — Unter Mitwirkung der Professoren Dr. Friedr. Umlauf, Ferd. Dressler, Eman. Feichtinger und Dr. Karl Haas herausgegeben von Direktor Dr. Viktor Thumser. Wien und Leipzig, Franz Denticke 1902. 87 SS.

Die Elternabende des Mariahilfer Staatsgymnasiums haben im Schuljahre 1901/2 ihre Fortsetzung gefunden und die an fünf Abenden gehaltenen Vorträge liegen nun unter dem Titel „Schule und Haus“ vor. — Den Reigen der Vorträge eröffnete der Direktor der Anstalt mit dem Thema: Die Sprechstunde. Die erste Bedingung für den gedeihlichen Verkehr zwischen Schule und Haus ist verständnisvolles Vertrauen, Offenheit und Unbefangenheit; beide Teile — Eltern und Lehrer — werden dann ihre Erfahrungen über Fähigkeiten, Fleiß und den Charakter der Zöglinge ergänzen, vielfach auch berichtigen. Der Fachlehrer findet da Gelegenheit, sich über Anforderungen und Ziele seines Unterrichtsgegenstandes auszusprechen und seine an einem reichen Beobachtungsmaterial gewonnenen Erfahrungen zu verwerten. Am Schlusse werden noch einige Wünsche und Anregungen der Parteien in Bezug auf die äußere Einrichtung der Sprechstunde erörtert.

Am zweiten Abende hatte Prof. Umlauf das Wort. Er behandelte die Bedeutung der Landkarte für den Schulunterricht und das häusliche Studium. Die Kartenbilder mit ihrem stark reduzierten Maßstabe unterscheiden sich wesentlich von den Anschauungsmitteln der

übrigen Unterrichtsfächer: die Kartographie mit ihren konventionellen Signaturen redet ihre eigene Sprache. Das Hauptmittel für den geographischen Unterricht ist nicht das Lehrbuch, sondern der Atlas; zum vollen Verständnis der Karte selbst führt aber bloß das Kartenszeichnen. Es muß erklärt werden, wie das Kartenbild aus dem Landschaftsbild entsteht; daher wendet sich der Vortragende an die Eltern der Schüler mit der dringenden Aufforderung, bei Ausflügen in die Umgegend ihre Söhne mit der Bodenform, mit dem Lauf der Flüsse — womöglich an der Hand einer Karte — bekannt zu machen und dergestalt die Arbeit der Schule zu fördern.

Das dritte, von Prof. Dressler behandelte, Thema lautet: Belohnung und Strafe als Erziehungsmittel. — Die Lohn- und Strafmittel des Lehrers stützen sich auf zwei mächtige Triebe in der Menschennatur, den Trieb nach sinnlich und geistig Angenehmen und den Ehrtrieb. Indem nun die Pädagogik diese beiden Triebe ihren Zwecken dienstbar macht, hat sie folgende Grundsätze zu befolgen: a) Sparsamkeit bei Aufstellung von Geboten und Verboten; b) Gerechtigkeit — durch Berücksichtigung aller Umstände, des Alters, Temperaments, der Bildungsstufe des Schülers; c) Vermeidung zu großer Härte und zu großer Nachsicht; d) Vermeidung jeder Übereilung. — Körperliche Züchtigung ist von den Eltern nur dann anzuwenden, wenn Bitten, Rügen und Drohungen nicht fruchten. Die auf den Ehrtrieb beruhenden Strafen laufen auf Beschämung, soweit sie nichts mit der Würde des Lehrers Unvertägliches enthält, hinaus; die Belohnung durch Ehre geschieht, indem man die Ehrliebe auf würdige Objekte hinleitet.

Den vierten Abend benützte Prof. Feichtinger, um über den Nutzen der klassischen Sprachen für das Studium der modernen Sprachen einen Vortrag zu halten. — Von den Tochttersprachen des alten Latein wird zuerst die italienische angeführt und an einer berühmten Stelle aus Dantes *Div. Comm.* nachgewiesen, wie geringer Nachhilfe der Gymnasiast zum vollen Verständnis derselben bedürfe. Sodann bewies Feichtinger an dem Wortschatze, der Etymologie und Orthographie der französischen Sprache unter Anführung von zahlreichen Belegstellen, welch gewaltigen Vorsprung der Gymnasialschüler bei deren Erlernung habe. Nicht nur die Formenlehre der französischen Sprache biete dem Gymnasiasten keine besonderen Schwierigkeiten, sondern auch in der Syntax stoße er allenthalben auf bekannte sprachliche Erscheinungen.

Der fünfte Vortrag brachte das Thema: Die Poesie in der Schule. Prof. Haas stellte sich die Aufgabe, die Rolle, welche die Poesie in der Erziehung spielt, zu besprechen und Winke zu geben, wie Schule und Haus die Schätze der Poesie mit vereinten Bemühungen heben können. Der menschliche Geist erhebt durch die Poesie die Welt aus ihrer Beschränktheit zur Vollkommenheit, indem er höhere Gedanken und Beziehungen in ihr auffindet oder seine eigenen Schätze in sie hineinlegt. Gerade für das Lebensalter, dem vor allem „die Phantasie strahlet“, sollen die Schätze der Poesie erschlossen werden. „Schönheit ist das Weltgeheimnis, Die uns lockt in Bild und Wort“ (Platen. 4.

verh. G. I 242). Man erwecke in dem jungen Gemüte den Sinn für das Ideale. Im weiteren Verlaufe erörterte H. die Bedingungen zum Verständnisse eines Gedichtes, legt besonderes Gewicht auf den Vortrag mit allen seinen Hilfsmitteln, empfiehlt das Anhören von Recitationen und den Besuch des Theaters. Die größte Klugheit und den feinsten Takt erfordert die Überwachung der Lektüre; hier gilt es, die Vorliebe der Jugend für das sogenannte Moderne, das Exzentrische, allmählich zu einem besseren Geschmacke hinüberzuleiten.

Die Auswahl der Vortragstoffe ist eine besonders glückliche zu nennen. Die Schrift, die populär gehalten ist, sollte auch einem weiteren Publikum, das sich ja so gern mit pädagogischen Fragen beschäftigt, empfohlen werden, damit auch die berufenen Vertreter angehört und gewürdigt werden.

Prag.

Emil Gschwind.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben.

Herausgegeben von H. J. Müller und Oskar Jäger. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Livius. 1899—1901. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. P. Meyer. Auswahl aus der dritten Dekade. I. Bändchen. Text. IX und 222 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf. Kommentar. 160 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf. — II. Bändchen. Text. IX und 206 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf. Kommentar. 103 SS. 8°. Preis geb. 90 Pf. — Auswahl aus der ersten Dekade. Text. IX und 202 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf.

Die beiden erstgenannten Textbändchen enthalten unter der Gesamtüberschrift: 'Der zweite punische Krieg in Italien und Afrika in seinen Hauptzügen' folgende Partien: 1. XXI, XXII; XXIII 1—18, 41—46 (Wirkungen der Schlacht bei Cannä. Erste Erfolge der Römer). — 2. Auswahl aus Buch XXV und XXVI (Hannibals Stern erleicht. Wiederoberung Kapuas. Hannibal vor Rom). Aus XXVII 36 (1—4), 39—51 (Hasdrubals Zug und Ende). Auswahl aus XXVIII—XXX (Scipio in Afrika). — Anhang: Die Römer und Philipp von Makedonien während des zweiten punischen Krieges: Auswahl aus XXIII, XXIV, XXVI, XXVII und XXIX. — Archimedes. Einnahme von Syrakus: Auswahl aus XXIV und XXV. — Endlich bietet der Herausgeber in dem zuletzt genannten Bändchen 'Bilder aus der Geschichte des römischen Volkes bis zur Begründung der Herrschaft über Italien'. Die sechs aufgenommenen Abschnitte sind folgende: I. Die Königszeit: I. — II. Einrichtung der Republik. Erste äußere und innere Kämpfe zur Behauptung der neuen Verfassung: II 1—5, 9—15, 28—40. — III. Das dritte Jahr des Decemvirats. III 44—54. — IV. Ende des Krieges gegen Veji. V 19—22, 26—27, 32 (6)—49 (7). — V. Bestrafung des Titus Manlius. Opfertod des P. Decius. VIII 6—10. — VI. Einschließung des römischen Heeres in den kaudinischen Pässen. IX 1—12. — Vorangeht in jedem der drei Textbändchen eine Einleitung über Leben und Werke des Livius, angehängt ist je ein Verzeichnis der Eigennamen. Kartenskizzen fehlen, offenbar aus dem sehr vernünftigen Grunde, daß das nötige Kartenwerk ohnehin der in deutschen Schulen fast durchaus eingeführte Atlas von Putzger in schönster Ausführung enthält. Der Kommentar verdient uneingeschränktes Lob, insofern er der Unterrichtsstufe, auf der Livius gelesen wird, vollauf gerecht wird. Freilich fordert er die Mittätigkeit des Schülers in etwas höherem Maße als unsere Schülerkommentare zu tun pflegen. Vor allem muß sich der

Schüler den nötigen Vokabelvorrat selbst beschaffen, desgleichen ein gewisses Maß von grammatischem Wissen mitbringen, da der Kommentar nur die nötigsten grammatischen Winke bietet. Dagegen wird der inhaltlichen und geschichtlichen Seite der Livianischen Darstellung das größte Augenmerk zugewandt. Da erinnert nichts an die Schablone, der Lapidarstil der Noten ist sichtlich gemieden, die Erklärung verbreitet sich bisweilen bis zu weit ausgedehnten Bemerkungen, ja zu förmlichen Exkursen. So erstreckt sich die Behandlung der Frage nach dem Alpenübergang Hannibals (zu XXI 88, 6) über mehr als zwei Seiten. Der Kommentar folgt übrigens dem Schriftsteller nicht nur, um ihn zu erklären, sondern auch, wo es nottut, zu kritisieren und seine Erzählung auf das richtige Maß zurückzuführen. Was den formellen Teil der Erklärung anlangt, so wird zu einer präzisen Übersetzung angeleitet oder auch unmittelbar eine solche geboten: die rhetorische Seite der Livianischen Sprache wird mehr als gewöhnlich berührt: kurz, die gewissenhafte Ausnutzung des Kommentars wird dem Schüler das vollste sachliche und inhaltliche Verständnis erschließen.

Im Texte hat Ref. einige veraltete Lesarten entdeckt oder besser gesagt, der Herausgeber hat die dem Schüler geläufigere Ausdrucksweise bisweilen an Stelle der Überlieferung gesetzt. So I 9, 5 *a plerisque rogitantibus dimissi* st. *ac plerisque rog.* (Dat. auct. bei Livius nicht selten) *dim.*, oder 17, 6 *quinum dierum* st. des überlieferten *quinque dier.* Aber gerade von dem berührten Standpunkte aus wäre von anderem abgesehen auch XXI 19, 1 *Sagunto exciso* st. *S. excisa* und 24, 1 *ad oppidum liberrim* st. *op. Iliberri* zu schreiben. — Eine kleine Ungenauigkeit ist es, wenn in der Einleitung S. VI die Worte bei Tac. Ann. IV 34 als Äußerung des Tacitus angegeben werden. — I 27, 4 l. *ad confluentes* st. *ad confluentis*; I 34, 4 ist das Komma *with cum* hinter *donorum* zu versetzen. — Im Index zur ersten Dekade l. unter *Caelius* südöstlich. Ebd. dürfte aufzunehmen sein: *Silva Malitiosa* I 30, 0 und *Prisci Latini*.

1. Schwertassek K. A., Schüler-Kommentar zu H. St. Sedlmayers Ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. 2. umgearbeitete Auflage. Wien, Tempky 1902. VI und 170 SS. 8°. Preis geb. 1 K 80 h.
2. Auswahl aus den Gedichten des P. Ovidius Naso. Von Dr. Tegge, Prof. am königl. Gymnasium zu Ratibor. Berlin, Weidmann 1902. I. Teil. Text. XII und 153 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf. — Kommentar. IV und 216 SS. 8°. Preis geb. 2 Mk.

1. Über die erste Auflage von Sch.s Kommentar hat Ref. in dieser Zeitschr. 1898, S. 899 f. berichtet. Eine wesentliche Änderung hat das Buch insofern erfahren, als es sich nunmehr an die 6., umgearbeitete Auflage von Sedlmayers Ovid anschließt. Auch einen methodischen Fortschritt bezeichnet die 2. Auflage, da Sch. den gegen ihn ehemals mit Recht erhobenen Vorwurf, er biete dem Schüler zu unmittelbar das nötige Erklärungsmaterial, dadurch entkräftet, daß er jetzt 'das Verständnis der Schüler durch Aufzeigen der Konstruktion unterstützt'. Der Abschnitt über die Eigentümlichkeiten der lateinischen Dichtersprache wurde gestrichen, da Sedlmayer einen solchen in seine Ausgabe aufgenommen hat.

2. Die Einleitung Tegges enthält: Ovids Leben und Dichtungen S. 1—9. Das Unentbehrlichste aus der griechisch-römischen Mythologie. Es kann, von allem andern abgesehen, der Schüler die griechische Mythologie und die lateinische Dichtersprache aus keinem Dichter besser

und leichter lernen als aus dem begabtesten der lateinischen Dichter, wenigstens derjenigen lateinischen Dichter, die auf der Schule gelesen werden' heißt es im Vorwort, und damit kann man sich zufrieden geben. — Der Herausgeber bietet eine Auswahl von 15 Abschnitten aus den *Metamorphosen*, die sich mit dem herkömmlichen Inhalte der *Chrestomathien* des Dichters decken, und mit Recht. Neuerungen versuchen würde hier auf Abwege führen. Anders verhält es sich mit den den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen. 'Inhaltlich, sagt T., weiß der Tertianer nicht, um was es sich eigentlich handelt. Ich habe deshalb zu jedem Stück der Auswahl die nötige Einleitung und den Inhalt vorausgeschickt, nach Bedürfnis und Schwierigkeit in längerer oder kürzerer Fassung'. Hier dürfte T. bei denjenigen Lehrern Widerspruch erfahren, die, wie Ref., der Ansicht sind, daß der Schüler zwar durch einleitende Bemerkungen auf die jedesmalige Lektüre vorzubereiten sei, daß er aber über den Inhalt des gelesenen Stückes nach Abschluß desselben aus eigenem Rechenschaft zu geben habe. — Um die Bemerkungen über das Textbändchen abzuschließen, so sei noch auf die Erklärung T.s hingewiesen, daß er 'im wesentlichen der *Vulgata* (Merkel, Riese, Magnus) gefolgt' sei. Merkel hätte ruhig außer Spiel bleiben können; denn von ihm stammen die veralteten Lesarten, die sich in Texten T.s finden.

Im Kommentar ist das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dem Schüler das Lexikon vollständig zu ersparen. Und dies hat T. in der Tat erreicht. Es ist nicht nur die jeweilige Bedeutung angegeben, sondern, wo nötig, eine förmliche Bedeutungsentwicklung von der *Etymologie* des betreffenden Wortes angefangen bis zu seiner Verwendung an der vorliegenden Stelle beigebracht. Daß T. in Text und Kommentar von den prosodischen Zeichen einen ausgiebigen Gebrauch macht, wird man bei einer in die Dichterlektüre einführenden *Chrestomathie* nur gutheißen können. — Auch in allem übrigen ist für die Erklärung reichlich gesorgt. Stammbäume finden sich wiederholt, sachliche Erläuterungen nehmen oft ungebührlich breiten Raum ein: die Erläuterung zu XIII 98 beträgt eine Seite, zu XV 615 findet sich ein Exkurs über den Schild in homerischer Zeit und eine skizzierte Darstellung von Achilles' Schild usw. Das ist alles recht schön — wenn es nur auch voll und ganz verwertet würde. Jedermann weiß, daß der Schüler in der Regel möglichst unmittelbar zu den für seine Präparation nötigen Kenntnissen gelangen will. Hat er aber, wie hier, für eine Lektion mehrere Seiten durchzuarbeiten, so fehlt ihm von vornherein die Arbeitslust und wohl auch die Zeit. Daß hingegen der gut veranlagte, für die alten Sprachen besonders eingenommene Schüler aus T.s Arbeit viel, ja mehr als aus jedem anderen der für die Schule berechneten Kommentare gewinnt, will Ref. gerne zugestehen.

Reich, Dr. F., *Präparation zu Ovids Metamorphosen*. Gotha, Perthes 1902. 1. Heft: I. und II. Buch. IV und 57 SS. 8°. Preis kart. 60 Pf. — 2. Heft: III. Buch. (Kadmus. Pentheus und Bacchus.) 29 SS. 8°. Preis kart. 40 Pf.

Über die Verwendbarkeit von Präparationen, welche dem Schüler den Gebrauch des Wörterbuches ersparen sollen, ist gegenwärtig insofern eine gewisse einheitliche Anschauung in Schulkreisen zustande gekommen, als man derlei Behelfe bei Beginn der Lektüre schwieriger Schriftsteller in der Hand der Schüler duldet. Darnach dürften auch die vorliegenden Hefte ihre Freunde finden, da ja die Einführung in die Lektüre des Ovid in mehr als einer Hinsicht Schwierigkeiten bietet. — Was R. bringt, sind zumeist nur Vokabeln, deren Bedeutungsentwicklungen auf das notwendigste beschränkt sind: recht so; der Schüler, der in die Dichter-

lektüre eingeführt wird, hat Anspruch auf möglichst unmittelbare Belehrung, weil sonst seine Arbeit über Gebühr verlängert und erschwert wird. — Erklärende Noten irgend welcher Art bringt R. seltener, sind sie auch nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Im ganzen unterscheidet sich R.'s Arbeit nicht wesentlich von der Einrichtung der Kraft-Rankeschen Präparationen.

Wien.

J. Golling.

Vive le Rire! Recueil de Jeux de Mots, d'Épigrammes, d'Amusettes, de Rébus et d'Attrapes. A l'Usage des Ecoles et des Familles. Avec des Notes et un Index par A. Schenk. Kiel. R. Cordes, Libraire-Éditeur. 127 SS.

„Wer die heitere Seite im Charakter des Franzosen und seiner Sprache nicht kennt“, behauptet der Verf. im Vorwort, „kennt sie beide nicht gut und versteht sie nicht immer“. In der Tat kann diese reichhaltige Sammlung von Anekdoten, Wortwitzen, Rätseln, Charaden usw. als eine willkommene Ergänzung zu den in Ton und Inhalt ernster gehaltenen Sprachbüchern betrachtet werden. Zudem ist die sprachliche Ausbeute gar nicht gering anzuschlagen. So sind viele Wortspiele außerordentlich lehrreich für die Aussprache; manches Geschichtchen beleuchtet treffend synonymische Unterschiede; meist aber swingen Inhalt oder Form den Leser, sich ganz in die französische Sprache zu versenken und nur von ihrem Standpunkte aus zu denken. Daneben erfahren wir z. B. die Entstehungsgeschichte des Wortes *pataqués*, daß der Vers Malherbes „*Et, rose, elle a vécu ce que vivent les roses*“ seine vielbewunderte Form einem Druckversehen verdankt und noch manches andere. Die Schwierigkeiten des Textes werden durch die beigegebenen sachlichen Erläuterungen behoben, die auch dankenswerte Aufschlüsse über historische und literarische, bereits der Vergessenheit anheimgefallene Persönlichkeiten geben. Kurz, der Verf. hat mit der Herausgabe dieses auch schön ausgestatteten Büchleins sich um Lehrer und Freunde der französischen Sprache ein wirkliches Verdienst erworben.

Wr.-Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Hilfsbüchlein für den Gebrauch des Französischen als Unterrichtssprache. Von A. Kanzler, Professor am großb. Gymnasium Tauberbischofsheim. Karlsruhe 1902, J. Langs Verlagsbuchhandlung. 40 SS.

Unter den vielen Sammlungen von französischen Schulredensarten ist die vorliegende nicht die schlechteste. Das aufgenommene Wort- und Phrasenmateriale ist knapp, enthält aber doch das Wichtigste. Die Sammlung ist auf Grund guter Quellen zusammengestellt und bietet ein korrektes Französisch. Die Einteilung in Vorübungen und in Wörter, die sich auf die Grammatik, den Unterricht und die Schulsucht beziehen, ist übersichtlich. Wir glauben, daß dieses für die Hand des Schülers bestimmte Hilfsbüchlein recht brauchbar sein dürfte.

Wien.

Dr. A. Würzner.

Dorenwell K., Orthographisches Übungsbuch. Methodisch geordnete Beispiele, Lehrsätze, Aufgaben und Übungsstoffe. 7. nach der Neubearbeitung der Regeln für die deutsche Rechtschreibung veränderte Auflage. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh 1902. 108 SS. 8°.

Das vorliegende Büchlein darf nicht mit der Dutzendware vermengt werden, die das vergangene Jahr so massenhaft auf den Markt geworfen hat; es ist eine saubere und fleißige Arbeit, die man nur deshalb nicht vollkommen rückhaltlos empfehlen kann, weil der Verf. an der veralteten Methode des Satzdiktates festhält. Das Buch enthält auf sieben Bogen nahezu 5000 einzelner Sätze, nicht ein einziges zusammenhängendes Übungsstück; Ref. aber ist der Ansicht, daß gar nicht früh genug mit zusammenhängenden Stücken begonnen werden kann und auf der Oberstufe gar keine andere Form der Übung stattfinden soll; — als Oberstufe ist aber im Punkte der Rechtschreibung auch die unterste Stufe der Mittelstufe aufzufassen. Daß unter so vielen Tausenden von Beispielen triviale mit unterlaufen, ist unvermeidlich, doch anerkennen wir gerne, daß die Zusammenstellung ebenso vielen Takt als Fleiß beweist. — Ref. ist ein einziger sachlicher Fehler aufgefallen, der freilich merkwürdig genug ist; denn was § 55 C, II. 2, S. 90, über die Anwendung des Beistriches steht, ist gerade das Gegenteil dessen, was in den neuen Regeln vorgeschrieben steht, die — einer der wesentlichsten Fortschritte durch die Reform — mit dem Beistriche in der kopulativen Satzverbindung aufgeräumt haben.

Wien.

† Richard v. Muth.

Gedenkbuch an die fünfzehnhundertjährige Jubiläumsfeier der Erneuerung der Jagellonischen Universität zu Krakau 1400—1900. (Polnisch.) Krakau, Universitäts-Buchdruckerei 1901. Lex-8°. 331 SS.

In diesem Gedenkbuche findet der Leser fast alles, was auf die denkwürdige, vom 6.—8. Juni 1900 in Krakau begangene Jubiläumsfeier der von Kasimir dem Großen im Jahre 1364 gegründeten, von Jagello und seiner Gemahlin Hedwig im Jahre 1400 mit neuen Privilegien ausgestatteten Hochschule Bezug hat. Es war ein glücklicher Gedanke der Verwaltung der altehrwürdigen Jagellon-Universität, die in der einheimischen Tages- und wissenschaftlichen Presse verstreuten Notizen über die Vorbereitungen zur Jubelfeier, über den Verlauf und den Wiederhall dieser zu einem Buche zu vereinigen, das den Zeitgenossen die miterlebten Jubeltage in angenehme Erinnerung bringt, der Nachwelt aber verkünden soll, mit welcher Pietät die Zeitgenossen den fünfzehnhundertjährigen Erneuerungstag der um die kulturelle Entwicklung des Ostens so hochverdienten Pflegestätte der Wissenschaft gefeiert haben. Das dem Werke beigegebene Inhaltsverzeichnis erleichtert es dem Leser, sich über den mannigfaltigen Inhalt der Publikation zu orientieren. Schade, daß ein Verzeichnis der Eigennamen gänzlich fehlt und daß eine Menge oft recht sinnstößender Druckfehler, die sich besonders in den lateinischen und deutschen Text eingeschlichen haben, die sonst in typographischer Hinsicht gut ausgestattete und mit mehreren, recht gelungenen Abbildungen versehene Veröffentlichung entstellt. — Da die Glückwunschadressen der österreichisch-ungarischen und der ausländischen Hochschulen sowie die lateinischen Reden Sr. Exzellenz des Herrn Kultusministers v. Hartel während der Feier in der St. Annenkirche und des

Professors der klassischen Philologie an der Krakauer Universität Herr Kasimir v. Morawski bei der Enthüllung des Kopernikusdenkmals und der Gedenktafeln im Hofraume der Jagellonischen Universitätsbibliothek im Originale wiedergegeben sind, so bietet das Gedenkbuch auch in seiner gegenwärtigen Gestalt dem der polnischen Sprache nicht mächtigen Leser viel des Interessanten und Genußreichen (S. 93 ff., 50 ff., 238 ff.). — Eine höchst willkommene Ergänzung der in Rede stehenden Publikation bildet die von Prof. Viktor Hahn in Lemberg mit rühmenswertem Fleiß und mit Sachkenntnis verfaßte „Bibliographie der Jubiläumsfeier der Jagellonischen Universität“¹⁾, auf welche Schrift ich bei dieser Gelegenheit die Leser dieser Blätter besonders aufmerksam zu machen mir erlaube.

Krakau.

Z. Dembitzer.

Peucker K., Drei Thesen zum Ausbau der theoretischen Kartographie. Sonderabdruck aus Hettners Geogr. Zeitschr. VIII. 1902.

In der ersten These, welche die Merkator Karte behandelt, zeigt Verf., daß diese Projektionsart wegen des Mangels der Flächentreue zur Veranschaulichung des Festlandes unserer Erde ungeeignet ist. Da dieselbe jedoch noch immer mit Vorliebe in Anwendung gebracht wird, empfiehlt er bis zum allgemeinen Durchdringen besserer Projektionen, den Merkator Karten ein Entstellungsbild an die Seite zu geben, das als Zirkel- und Augenmaßstab für die Größe der Verzerrung dienen kann. Auch die sphärische Wölbung des auf der Karte dargestellten Stückes der Erdoberfläche soll unmittelbar durch Beifügung eines sphärischen Landprofils veranschaulicht werden, das sich zur Aufnahme der das Land kennzeichnenden mathematisch-geographischen und geophysikalischen Elemente vortrefflich eignen würde. Jede Karte hätte demnach auf der einen Seite das Entstellungsbild, auf der anderen das sphärische Landprofil zu enthalten. Zum Entwurfe beider gibt der Verf. Anweisungen. Die dritte, umfangreichste These hat die Geländedarstellung zum Gegenstande. Da die künstlerisch schräge Beleuchtung durchaus subjektive Bilder schafft, schlägt Verf. vor, unter Anwendung der Schatten- und Farbenplastik jenen Gebieten, in denen der Kammtypus vorherrscht, durch schiefe, u. zw. der Sonnenstellung entsprechende Beleuchtung Plastik zu verleihen, Plateaulandschaften dagegen unter Verwendung der Lehmannschen Schraffenschattierung zur Darstellung zu bringen, da sich diese infolge der Annahme einer senkrecht über dem Lande befindlichen Lichtquelle zur körperhaften Wiedergabe solcher Formen am besten eigne.

Wien.

J. Müllerer.

Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen B II Oberstufe, Abteilung 2 von Prof. Heinrich Müller unter Mitwirkung von Albert Hupé. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1902.

Dieser zweite, für den Unterricht in den Klassen Ober-Sekunda und Prima bestimmte Band enthält die Lehre von den Kegelschnitten sowohl in synthetischer als analytischer Behandlung und die darstellende Geometrie.

¹⁾ Lemberg (Sonderabdruck aus den Monatsblättern „Museum“) 1901. VIII und 52 SS. (polnisch).

Die synthetische Bearbeitung der Kegelschnitte knüpft an die elementare Planimetrie an und benutzt ausschließlich deren Hilfsmittel. Daß dabei die Parabel an den Anfang gestellt wird und an derselben die Tangenten, Durchmesser usw. ausführlich erörtert werden, ist mit Recht zu billigen, schon deshalb, weil damit die Grundlage für eine einfachere Behandlung der anderen Kegelschnitte gewonnen wird. Dieselbe Anordnung erfolgt auch in der analytischen Darstellung dieser Kurven, u. zw. nicht nur im ganzen, sondern auch nach den einzelnen Abschnitten, wodurch dem Lernenden eine Vergleichung der beiden Methoden und ihrer Ergebnisse wesentlich erleichtert wird. In der darstellenden Geometrie benutzt die Betrachtung im allgemeinen nur zwei Grundebenen und stellt sich die Lösungen einfacher Aufgaben aus der Stereometrie und der mathematischen Geographie als Ziel. Innerhalb dieser Beschränkung aber ist die Darstellung, dem Bedürfnisse der Schule entsprechend, ausführlich und besonders die in reichlicher Zahl beigegebenen Übungsaufgaben werden das Studium dieses Teiles ganz außerordentlich befördern. Ref. ist ganz der Ansicht der Verff., welche der vielfach ausgesprochenen Meinung, daß die darstellende Geometrie im Grunde genommen ein Gegenstand des Zeichenunterrichtes sei, sich nicht angeschlossen, vielmehr der Darstellung ihres Gebietes eine solche Gestalt zu geben versucht haben, welche dieselbe als zum Lehrstoffe der Mathematik gehörig erscheinen lassen. Das ganze Buch ist zum Unterrichte außerordentlich gut geeignet.

Ferienaufgaben aus der Planimetrie. Zur Nachhilfe und als Übungsstoff gegeben nebst Anleitung zur Lösung von Heinrich Baue rreiß. Würzburg, Stahelsche Verlagsanstalt. Preis geb. 1 Mk. — Stahelsche Sammlung von Prüfungsaufgaben Nr. 12.

Von der Ansicht ausgehend, daß der Sprachunterricht einen zu breiten Raum in den Lehrjahren einnehme, so daß für die mathematischen Disziplinen wenig Zeit übrig bleibt, meint der Verf., daß Ferienaufgaben aus der Mathematik notwendiger seien als aus anderen Fächern. Und weil zwar in den eingeführten Lehrbüchern genug Übungsstoff aufgespeichert aber mit Aufgaben allein keinem Schüler gedient sei, da derselbe des Ganges der Lösung bedürfe, um die Richtigkeit seiner Arbeit kontrollieren zu können, und weil nicht jeder in der glücklichen Lage sich befindet, besonders in den Ferien, Stunden zu nehmen, so solle ihm die vorliegende Sammlung einen Ersatz gewähren. — Wenn auch Ref. dieser Ansicht des Verf. von dem so starken Überwiegen der sprachlichen Lehrstunden, wenigstens, was die österreichischen Mittelschulen betrifft, nicht ganz zustimmen kann, so begrüßt derselbe das Erscheinen der 70 Seiten enthaltenden Aufgabensammlung doch mit wirklicher Freude. Denn sie bringt nicht bloß die üblichen, in den Lehrbüchern vorkommenden Konstruktionsaufgaben, welche nach mehrwöchentlicher Durchübung auch die Schüler mittlerer Begabung zu lösen imstande sind, sondern auch solche, die selbst Geübteren Schwierigkeiten bereiten werden. Für alle diese ist der Gang der Lösung in einer solchen Weise angedeutet, daß dem Schüler noch ein breiter Raum zur selbstständigen Denkarbeit übrig bleibt. Selbstverständlich wird der Nutzen des kleinen Werkes am größten sein, wenn, wie es auch der Verf. selbst ausspricht, der Schüler sich zuerst bemühen wird, jede Aufgabe selbstständig zu lösen und dann erst nach der Lösung zu schauen. In diesem Sinne wird das Büchlein sicherlich für die Schüler von Nutzen sein.

Die Grundlehren der ebenen Trigonometrie. Ein Leitfadens für den Unterricht mit Übungsaufgaben von Josef Lengauer, 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, 1901.

Das 58 Seiten umfassende Büchlein ist sowohl rücksichtlich der Behandlung des trigonometrischen Lehrstoffes als auch der Auswahl der Übungsaufgaben, die in überaus reichlicher Menge vorhanden sind, zum Schulgebrauche ganz gut geeignet.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Lehrbuch der analytischen Geometrie in homogenen Koordinaten. II. Teil: Die Geometrie des Raumes. Von Dr. Wilhelm Killing, Professor der Mathematik an der k. Akademie zu Münster i. W. Paderborn, F. Schönigh 1901. VIII und 361 SS.

Um die Lage eines Punktes im Raume zu bestimmen, genügen bekanntlich drei Strecken; die analytische Geometrie des Raumes im Sinne des Descartes führt deshalb drei Koordinaten, die Abstände von den drei einander rechtwinklig schneidenden Koordinaten-Ebenen, welche ein Koordinaten-Dreieck bilden und den Raum in acht Teile zerlegen, ein. Den homogenen Koordinaten, die Killing in dem vorliegenden Buche einführt, liegen vier Ebenen zugrunde. Sie bilden ein Koordinaten-Tetraeder und zerlegen den Raum in 15 Teile. Man sollte glauben, die Sache werde auf solche Art komplizierter; doch zeigt es sich, daß dem nicht so ist. Mit homogenen Koordinaten werden symmetrische Formeln erhalten; es ergeben sich mit ihnen allgemeinere Resultate, was z. B. daran zu erkennen ist, daß durch Spezialisierung aus den homogenen Koordinaten andere (die von Schwing eingefführten Ebenen-Koordinaten, die Cartesischen Punktkoordinaten, die Plücker'schen und Hesseschen Koordinaten einer Ebene) abgeleitet werden können; als besonders wichtig muß aber hervorgehoben werden, daß mit homogenen Koordinaten die projektiven Eigenschaften besser sich gewinnen lassen als mit den Cartesischen.

Die erstgenannten Vorteile erkennt wohl jeder, der mit Cartesischen Koordinaten gearbeitet hat, bald, die übrigen machen sich erst bei eingehenderem Studium des vorliegenden Werkes bemerkbar.

Um zu zeigen, in welchem Umfange Killing die analytische Geometrie des Raumes lehrt und wie er den Gegenstand gliedert, wollen wir den Inhalt des Buches in Kürze anführen.

Der Verf. beginnt mit der Teilung des Raumes durch zwei und drei Ebenen (Keil, Tetraeder), geht dann zu den Tetraeder-Koordinaten über, bespricht die uneigentlichen Gebilde des Raumes, führt die Quotienten der Koordinaten ein und leitet die speziellen Koordinatensysteme ab. Nach dem ebenen System und dem Strahlenbündel werden die Kegelflächen behandelt und hierauf die Oberflächen zweiter Ordnung eingehend studiert. Eine Einteilung derselben wird erst nach den projektiven, dann nach den metrischen Eigenschaften durchgeführt. Nun kommen die Oberflächen zweiter Klasse, die Flächenbüschel zweiter Ordnung und die Flächenschar zweiter Klasse zur Sprache. Die Kapitel über kollineare und reziproke Zuordnung im Raume, Projektivität und Metrik, Kugel und Kugelkreis bilden den Übergang zu einer gründlichen Bearbeitung des Hauptachsenproblems. Es werden dann noch den Rotationsflächen und den Kreisschnitten der Flächen zweiter Ordnung gesonderte Abschnitte gewidmet und schließlich in drei Kapiteln die konfokalen Flächen von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet.

Das Buch ist in allen seinen Teilen recht klar geschrieben; Anfänger ohne ausgebildete Raumanschauung dürften aber trotzdem beim Studium derselben auf Schwierigkeiten stoßen, weil das Buch keine Figuren enthält. Dagegen sind jedoch erfreulicherweise eine große Zahl von Übungsbeispielen aufgenommen worden, die genügend Gelegenheit bieten, in den Gegenstand tiefer einzudringen.

Der Druck ist sehr deutlich und gestattet, da die wichtigeren Sätze hervorgehoben erscheinen, den Stoff leicht zu überblicken. Druckfehler hat Referent nur auf S. 144 bemerkt, wo die Gleichung I B) b) $\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} - \frac{z^2}{c^2} = 1$ und nicht $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} + \frac{z^2}{c^2} = 1$ lauten soll.

Killings Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes muß als ein hervorragendes Werk bezeichnet und kann warm empfohlen werden.

Wien.

F. Schiffner.

Programmenschau.

4. Baran Anton, Ein vollständiges Theaterstück aus der Zeit des Jesuitengymnasiums in Krems 1697. Progr. des Staatgymnasiums in Krems 1901. 42 SS.

An Barans Geschichte der alten lateinischen Stadtschule in Krems (1895) schließt die Programmabhandlung „Dramatische Stoffe von elf Theaterstücken aus der Zeit des Jesuitengymnasiums in Krems 1616—1673“ an, an diese die im Titel genannte Publikation. Zu den dort veröffentlichten gedruckten Inhaltsangaben fand sich endlich in der Bibliothek des Stiftes Herzogenburg ein vollständiges Drama. Dasselbe nimmt seinen Stoff zwar weder aus dem geistlichen noch aus dem vaterländischen Gebiete, sondern aus der Erzählung des Paulus Diaconus (Script. rer. german. V., 86.—41. und VI., 6) macht aber den dort auftretenden Diaconus Zeno (Seno) zum Bischof und stellt ihn in den Mittelpunkt der Ereignisse und erreicht dadurch den Zweck in Bezug auf das geistliche Motiv. Das vaterländische findet schon im Stoff eine solide Basis, die der Dichter nur noch zu verbreitern brauchte. Bischof Zeno weiß gegen jede Gefahr einen Schild, für jede Zweifellage einen Rat, in jeder Not einen Ausweg, mengt in doppelseinniger Rede, wenn es nicht anders geht, ein bißchen Wahrheit mit einer Menge von Falschheit und opfert aber auch durch seine Gestalt, die der des Königs ähnlich ist, und durch des Königs Rüstung den Feind täuschend, das Leben, um seinem Herrn das seine und den Thron zu erhalten. Das Drama ist in lateinischer Sprache geschrieben, hat an der Spitze natürlich das Argumentum und den Prologus und schließt an die fünf Akte, von denen die ersten vier mit dem üblichen Chor enden, den Epilogus. Selbstverständlich ist in dasselbe eine Menge von Allegorie und Mythologie verwoben und es geht auch nicht ohne Zeichen und Wunder ab. Der zweite Titel — ein jedes Schuldrama hat nämlich zwei Titel, von denen der eine das „Fabula docet“ enthält — dieser Jesuitenkomödie lautet: „Sanctitas et sapientia christiani antistitis salus reipublicae“.

5. Dr. Gustav Strakosch-Grassmann, Bibliographie zur Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Progr. des städt. Realgymnasiums in Korneuburg 1901. 66 SS.

Die Arbeit ist sehr dankenswert, da sie vielleicht auch recht anregend und aufklärend auf die lokalgeschichtliche Literatur, welche

der Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 22. August 1900, Z. 24.441¹⁾ hervorrufen dürfte, zu wirken imstande ist. Der Verf. bemerkt diesbezüglich: „Es muß hervorgehoben werden, daß diesen Arbeiten zur Geschichte der einzelnen Anstalten nur dann ein größerer Wert zukommen kann, wenn die Verfasser mit den wichtigsten Tatsachen der Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens in früherer Zeit, namentlich aber zur Zeit der Reformation, der Gegenreformation und in der Periode von 1773—1848 vertraut sind und wenn sie archivalische Quellen zu finden und zu benutzen wissen“.

Da der zitierte Ministerialerlaß betont: „die jährlich erscheinenden Programme bieten genügenden Raum für derartige Mitteilungen und geschichtliche Darlegungen“ und besonders bemerkt, „daß eine Überschreitung der für Jahresberichte festgesetzten Summen aus diesem Anlasse nicht genehm gehalten werden könnte“, glaubt der Verf. hervorheben zu sollen, daß der Umfang eines gewöhnlichen Programmes nicht ausreiche, derartiges Material gebührend zu verarbeiten, soweit nämlich älteste Anstalten in Betracht kommen. Allein auch der Abdruck der Kataloge der Lehrerbibliothek der verschiedenen Anstalten zog sich ja und zieht sich noch durch mehrere Jahre hin und so kann es ja auch bezüglich dieses Themas geschehen. Wünschenswert wäre es übrigens auch hier, wie dies bezüglich der Katalogisierung der Fall war, daß der Erlaß durch informative Weisungen eine zweckdienliche Ergänzung fände.

Für sehr beachtenswert halte ich auch die Anregung des Verf., die Arbeiten zur Geschichte der Anstalten in den jüngsten Jahrzehnten sollten nicht auf die Beziehungen des öffentlichen Lebens zu ihrer Entstehung oder zu ihrer Umgestaltung vergessen.

Die Bibliographie reicht von S. 11—66; davon umfassen die allgemeinen Schriften und die auf das Mittelschulwesen bezüglichen 47 SS. mit 94 Nummern.

6. L'I. R. Ginnasio Superiore di Capodistria 1848 — 1900.

Progr. dell. I. R. Ginnasio superiore die Capodistria 1901. 76 SS.

Die umfangreiche Abhandlung besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil, eine „Cronaca“, stammt von Prof. Franz Majer, der zweite Teil „Quadri statistici“ vom Direktor Stefano Steffani.

Der erste Teil enthält eine Einleitung, welche Capodistrias Bedeutung für das geistige Leben Istriens hervorhebt, seine Sympathien für die klassischen Studien kennzeichnet, seine bedeutenden Männer namhaft macht und die Lebhaftigkeit charakterisiert, mit welcher diese Stadt zu jeder Zeit Menschen und Dinge, die mit der Kultur des Geistes im Zusammenhange stehen, zu fördern gewohnt war, insbesondere auch das Schulwesen, das von jeher, dank dieser Aufmerksamkeit, ein blühendes gewesen ist. Um die Zeit, als Istrien durch die Friedensschlüsse von Campo-Formio und Luneville von der „Republik“ zu Österreich kam, hob sich das Schulwesen der Stadt in nicht unansehnlicher Weise — das alte „Collegio“ erhielt neue Art und neues Leben, wurde aber mit dem Eintritt des französischen Regimes 1805 allmählich in ein „Liceo“ umgewandelt, das von 1807—1813 dauerte. Das Lyzeum bedeutete den Tiefstand des Schulwesens von Capodistria, in dessen „Collegio“ einst

¹⁾ Der Erlaß verlangt, „daß, falls die Geschichte der einzelnen Anstalten nicht schon in entsprechender Weise behandelt wurde, namentlich an den älteren Anstalten das Quellenmaterial sorgfältig durchforscht, die wichtigsten Dokumente publiziert und die Geschichte der einzelnen Anstalten überhaupt bis zu den ältesten feststellbaren Nachrichten zurückverfolgt und im Zusammenhange dargelegt werde.“

sich versammelt hatten „gli scolari da Trieste, dall Istria, dalla Dalmazia ed anche dalle isole Jonie e dalla Grecia“. Nur auf ein Jahr wurde dann das alte „Collegio“ erneuert, worauf es dem Gymnasium Platz machte, dem nach der Verordnung vom 30. Oktober 1814 einzigen, das in Istrien existieren durfte. Das Gymnasium bestand von 1814—1842 und wurde in diesem Jahre nach Triest verlegt. Im Jahre 1848 wurde dann mit den Mitteln der Stadt ein „ginnasio civico-italiano“ con cattedra di lingua tedesca errichtet. Es war zunächst ein Untergymnasium, das aber seit 1852, allerdings nicht ohne einige Stockungen, zu einem Obergymnasium erweitert und seitdem auch in ein Staatsgymnasium umgewandelt wurde.

Wr.-Neustadt.

A. Nagelc.

7. Prokeš Hugo, Über die Normalenflächen der Flächen zweiten Grades längs ebener zu einer Hauptebene dieser Flächen senkrechter Schnitte. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1901. 13 SS.

Die Normalenflächen wurden zwar schon von Šolin, Mannheim, Koutny, Peschka u. a. untersucht, sie sind aber trotzdem nicht sehr bekannt und verdient deshalb jede Abhandlung über diese Flächengattung die Beachtung der Geometer.

In der vorliegenden Programmschrift bestimmt der Autor die Ordnung der im Titel genannten Fläche mit Hilfe des Richtungskegels und beschäftigt sich dann eingehend mit der Doppelkurve der Fläche; dieselbe zerfällt in eine Gerade und einen Kegelschnitt. Bei diesen Untersuchungen wird vorausgesetzt, der Scheitel S des Leitkegels projiziere sich auf der Ebene der Leitkurve außerhalb dieser Linie. In der Folge wird dann der Scheitel S bewegt; die in Rede stehende Fläche erhält alsdann verschiedene Formen und wird einmal eine gerade Normalenfläche, einmal eine Normalenfläche mit einer dreifachen Geraden.

Zum Schlusse bringt der Autor auch die Bitangentialebenen und Torsallinien der Fläche zur Sprache.

Der Aufsatz, welcher leicht verständlich geschrieben ist und durch eine deutliche Figur in hinreichender Weise erläutert wird, dürfte von Fachkollegen, die sich speziell mit Normalenflächen beschäftigen, recht beifällig aufgenommen werden.

8. Prof. Josef Mattauč, Eine windschiefe Fläche dritten Grades. Progr. der Staatsrealschule in Böhm.-Leipa 1901. 18 SS.

Der Aufsatz handelt von der Fläche, auf welcher die kürzesten Transversalen liegen, die von einer Erzeugenden α eines Rotationshyperboloides zu allen anderen Erzeugenden derselben Schar gezogen werden können. Spätere Untersuchungen zeigen, daß die Fläche auch entsteht, wenn von den Punkten einer Ellipse e Normale zu einer Geraden α , welche e schneidet, gefällt werden. Diese Entstehungsweise läßt leicht erkennen, daß α eine Doppelgerade der Fläche ist.

Der Autor löst eine Reihe von Konstruktionsaufgaben über die Fläche; dieselben gestalten sich meist deshalb recht einfach, weil die Fläche so auf die Projektionsebenen gelegt wird, daß die Erzeugende α in die zweite, der Kegelkreis des als Leitfläche dienenden Rotationshyperboloides in die erste Projektionsebene fällt. Die Schnittpunkte einer Geraden mit der Fläche werden mit Hilfe eines hyperbolischen Paraboloides bestimmt, die Tangentialebenen und ebenen Schnitte der

Fläche durch Benützung ihres elliptischen Schnittes gewonnen. Um den Grundriß der Fläche leicht konstruieren zu können, wird auf eine andere einfache Fläche hingewiesen. Die developpable Asymptotenfläche und Striktionlinie der Fläche erledigen sich sehr kurz, weil erstere aus einem Parallel-Ebenenbüschel besteht, letztere in die Doppelgerade a fällt.

Der Aufsatz ist — abgesehen von einigen kleinen Mängeln im Text und der nicht sehr schönen Schrift in den 11 beigegebenen Figuren — recht gut und wird manchem Geometer Freude bereiten, weil er eine Eigentümlichkeit des Rotationshyperboloides zur Sprache bringt, die ganz interessant ist, und weil er eine Fläche zergliedert, die trotz ihrer anscheinend komplizierten Form doch eine einfache Behandlung zuläßt.

Wien.

F. Schiffner.

9. Schwarz, Prof. P. Thiemo, Resultate aus den im Jahre 1899 auf der Sternwarte zu Kremsmünster angestellten meteorologischen Beobachtungen. Fünfzigstes Programm des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster für das Schuljahr 1900. Linz 1900. 25 SS.

Wie alljährlich bringt auch das vorliegende Jubelprogramm einen Bericht über die auf der rühmlichst bekannten alten Sternwarte der Benediktiner zu Kremsmünster im Jahre 1900 angestellten meteorologischen Beobachtungen. Die Sternwarte als meteorologische Station ist ziemlich reichlich mit diesem Zwecke dienenden Instrumenten ausgestattet. Sie besitzt, um nur die kostbareren Apparate anzuführen, einen Barographen (Kreil), dessen Aufzeichnungen die Angaben über den Gang des Luftdruckes von Stunde zu Stunde entnommen wurden, wobei ein Barometer nur an einigen Stunden des Tages direkt zur Kontrolle abgelesen wurde; ferner einen Thermographen, Richardscher Konstruktion, dem die stündlichen Daten über die Temperatur, besonders in den Nachtstunden entnommen werden; sodann Feuchtigkeitsmesser, Ombrometer. Ebenso sind Instrumente vorhanden zur Messung der Dauer des Sonnenscheins (Autograph von Campbell), der chemischen Wirkungen der Sonnenstrahlen nach der bekannten, von Hofrat Prof. J. Wiesner vorgeschlagenen Methode, und der thermischen Wirkungen mit einem Schwarzkugelthermometer. Die Beobachtungen erstrecken sich ferner noch auf Aufzeichnungen über den Ozongehalt der Luft, über die Arten, die Zugrichtung und die Geschwindigkeit der Wolken, und die meteorologisch-optischen Erscheinungen, wie Sonnenhöfe, Nebensonnen usw.

Mit der meteorologischen Station ist gleichzeitig eine erdmagnetische Beobachtungsstation verbunden, die ebenso als eine mit Instrumenten reichlichst ausgestattete bezeichnet werden kann. Sie besitzt alte Gaußsche Variationsapparate zur Bestimmung der magnetischen Deklination, sowie auch solche neuerer Konstruktion (Wild), ebenso Apparate zur Ausführung absoluter magnetischer Messungen (Reisetheodolith von Wild) und dazu noch seit 1898 einen Seismographen (Konstruktion Ehlert in Straßburg).

Diesem zahlreichen Instrumenten und Apparaten entsprechend ist auch das im Programm veröffentlichte und sehr übersichtlich geordnete Beobachtungsmaterial ein äußerst reichhaltiges, das den Meteorologen vom Fache manches schätzbare Detail zu wissenschaftlichen Untersuchungen liefern dürfte. Die wichtigsten Daten seien im Nachstehenden mitgeteilt. Die Barometerstände schwanken zwischen 704·1 mm als absolutes Minimum im Januar und 740·9 mm als absolutes Maximum im No-

vember und geben 728·78 mm als Jahresmittel bei einer Seehöhe des Aufstellungsortes von 88·6 m. Die Temperaturextreme sind $-19\cdot2^{\circ}\text{C}$. im Dezember und $31\cdot6^{\circ}$ im Juli mit einer mittleren Jahrestemperatur von $8\cdot20^{\circ}\text{C}$. Zur Bestimmung der Temperatur im Erdboden wurden Temperaturbeobachtungen an Quellen (16 an der Zahl) gemacht. Diese zeigen eine merkwürdige Konstanz für das ganze Jahr. Ihre mittlere Temperatur ist 9° , also etwa 1° höher als das Jahresmittel der Lufttemperatur mit einer Amplitude von kaum 1° . Als der feuchteste Monat erwies sich der Februar, als der trockenste der Juni. Schneefälle fanden an 38 Tagen statt, mit dem letzten am 12. April vor dem Sommer und dem ersten am 12. November nach dem Herbst. Die Niederschlagsmenge übertrifft das allgemeine Mittel von 358 mm diesmal bedeutend: 1859 mm. Die gewitterreichsten Monate waren der Juli mit 22 und der August mit 20 Gewittern. Von 4465 Stunden, in denen die Sonne überhaupt über Kremsmünster scheinen kann, schien sie nur durch 1835 Stunden, d. h. 41% der möglichen Sonnenscheindauer, wobei sich die Monate März, Juni, August und Oktober mit 50% als die sonnigsten und der Dezember mit 12% als der trübste erwies. Die Zugrichtung der Wolken ist, wie in Mitteleuropa überhaupt, vorwiegend eine westöstliche. Mit dem Seismographen wurden im Laufe des Jahres 102 größere seismische Störungen notiert, und zahlreiche kleinere, die besonders dann auftraten, wenn große Luftdruckdifferenzen in Europa herrschten.

Karolinenthal.

Dr. Oppenheim.

10. Schally Otto, Zur Charakteristik des Raumbegriffes. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Kommunal-Gymn. in Aussig 1900. 15 SS.

Auf engem Raume behandelt der Verf. einige Merkmale des Raumbegriffes, die zu einer psychologischen Charakteristik desselben wesentlich sind. Er geht aus von dem Unterschiede zwischen wirklichem und dem von uns vorgestellten Raum und stellt den Unterschied zwischen absolutem Raume und den darauf gegründeten Relationen fest. Da der Raum ebenso wie die Qualität ein Vorstellungsinhalt ist und jede Sinnesqualität, die uns in einer Anschauung gegeben ist, räumlich erscheint, ohne daß indes die Verbindung zwischen Raum und Qualität auf bloßer Assoziation beruht, so ist der Nativismus begründet: der Raum wird ebenso ursprünglich und direkt wahrnehmbar wie die Qualität. Der Empirismus seinerseits hat daran recht, daß er die Urteile über Ortsverhältnisse nicht für ursprünglich hält. Wohl zu unterscheiden ist Raum und Raumanschauung: der Raum ist unendlich, die Raumanschauung eine endliche. Es gibt nur drei Raumdimensionen, wohl aber mehrdimensionale Kontinua, die aber mißbräuchlich als Räume bezeichnet werden.

Der Aufsatz hat das Verdienstliche, daß er durch Verweisung auf die Schwierigkeiten des Problems und seine fehlerhafte Behandlung sowie durch klare und deutliche Erörterung einiger charakteristischer Momente den Anfänger orientiert und vor den Irrwegen warnt, in die eine abstrakte Untersuchung der Frage leicht führen kann.

11. Schally Otto, Die Natur des Urteils. Eine historisch-kritische Darstellung ihrer Lehre. (II. Teil.) Progr. des Kaiser Franz Joseph-Komm.-Gymn. in Aussig 1902. 6 SS.

Durch Brentanos idiogenetische Urteilstheorie ist das Interesse an der Frage nach der Natur des Urteils neu geweckt, bzw. angeregt

worden. Gegen seine Theorie hat Windelband und Sigwart Stellung genommen. Als entschiedene Gegner der idiogenetischen Urteilstheorie aber traten Jodl und Jerusalem auf, deren Urteilsdefinition der Verf. bespricht. Auch Eggers Programmabhandlungen¹⁾ wird Erwähnung getan. Zum Schlusse werden die Ansichten der Forscher über die Urteilsfunktion zusammengefaßt und in zwei Gruppen eingeteilt. Die Entscheidung aber, in welchem der feindlichen Lager die Wahrheit steht, überläßt der Verf. der Zukunft; die Geschichte der Philosophie werde — meint er — wenn ihre Zeit gekommen, auch in dieser Frage das entscheidende Wort sprechen.

12. Chevalier, Dr. Ludwig, Das Entstehen und Werden des Selbstbewußtseins. (III und IV). Progr. des Staatsgymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1900 u. 1901. 28 u. 15 SS.

In aphoristischer Weise sind von dem unermüdeten Verf. im ersten Aufsatze die Meinungen jener Psychologen dargelegt, die das Selbstbewußtsein isolieren und dann zum Erklärungsgrund aller übrigen psychologischen Fragen machen wollen. Und zwar kommen zwei Ansichten in Betracht: die ältere, die das Bewußtsein als Grundkraft der Seele betrachtet und überwiegend Nachdruck auf die Synthese und Aktivitätseinheit legt, ferner die neuere, welche die passive Seite hervorgehoben hat, so daß das Bewußtsein eine eigene, von eigenen Entstehungsbedingungen abhängige Erscheinung ist, deren Bedingungen unbekannt sind. Der Verf. bespricht die diesbezüglichen Ansichten von Vertretern der transzendentalen Psychologie, des Materialismus, des Idealismus, der französischen experimentellen und der Assoziationspsychologie und kehrt sich überall mit Nachdruck und Erfolg gegen den Materialismus, warnt allerdings auch davor, sich in idealistischen Träumen zu verlieren.

Im zweiten angeführten Aufsatze legt der Verf. die Ansichten der Psychologen über die Einheit des Bewußtseins dar und würdigt andererseits die Meinungen neuerer Psychologen über ein Doppelt-Ich. Besonders sei erwähnt die realistische Philosophie von Kirchmanns und die Kinderpsychologie, deren Begründer W. Preyer ist. Wie in seinen früheren Aufsätzen²⁾ zeigt der Verf. überall eine staunenswerte Kenntnis der Literatur des Gegenstandes und eine feine, treffende Beurteilung der oft weit auseinandergehenden Ansichten. Immer wieder gewinnt er der Frage über das Wesen des Selbstbewußtseins neue Seiten ab und gedenkt auch weiterhin in der Fortsetzung der Abhandlung die verschiedenen Ansichten über das Werden des Selbstbewußtseins zu untersuchen. Es handelt sich ihm darum, nachzuforschen, ob das Ich ein Grundproblem der Metaphysik ist, ob wir genötigt sind, über den Rahmen unseres individuellen Bewußtseins hinauszugehen, oder ob wir auf dem Wege der psychologischen Analyse zu einer Lösung der Frage kommen können.

Wien.

Joh. Schmidt.

13. Měření žactva (Schülermessungen) von Turnlehrer Jaroslav Karásek. Progr. des I. Staatsgymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Brünn 1900. 40 SS.

Den Text erläutern 17 Tabellen, deren erste uns gleich einen Einblick in den weiten Umfang der angestellten Beobachtungen, Messungen

¹⁾ Angezeigt in dieser Zeitschrift 1900, S. 378.

²⁾ Vgl. Zts. f. d. öst. Gymn. 1899, S. 1053 und 1901, S. 671.

und Aufnahmen gewährt, wie sie in ähnlicher Weise von keinem Schulmanne weder in Oesterreich, noch in Deutschland aufgenommen worden sind. Die Tabelle übertrifft an Umfang auch den von Hrn. Dir. Dr. G. Hergel eingeführten „Gesundheitsbogen“, läßt aber manches davon aus.

Kollege K. bringt in seinem „Gesundheitsausweise“ auch die wichtigsten Daten über die Eltern des Schülers, und im Falle sie gestorben sind, auch deren Todesursache. Daran schließen folgende Rubriken: 1. Jahrgang. 2. Klasse. 3. Körperlänge. 4. Brustumfang. 5. Kopfumfang. 6. Farbe der Augen. 7. Farbe der Haare. 8. Beschaffenheit des Rückgrates. 9. Sehkraft des linken und rechten Auges. 10. Gehörvermögen des linken und rechten Ohres. 11. Allgemeine Körperbeschaffenheit und 12. Besondere Merkmale. — Die seltener vorkommenden Beobachtungen sind durch den Druck besonders hervorgehoben. Daß eine eingehendere Beobachtung der uns anvertrauten Jugend wirklich nottut, geht schon aus der Ansicht des Hrn. Dir. H. Januschke (gegenwärtig in Wien) von der Staatsrealschule in Teschen hervor, der S. 59 seines Jahresberichtes von 1900 sagt: „Manche Knaben kommen oftmals schon mit Schwächen und Fehlern behaftet in die Schule, von denen die Eltern und Kinder manchmal selbst keine Ahnung haben, und die trotzdem auf die geistige Tätigkeit der Schüler schädlich einwirken können; auch können Gebrechen sich im Laufe der Schulzeit einstellen. Es muß nun jedenfalls im Interesse der Schule sowohl, wie der Eltern und Schüler liegen, hievon möglichst bald Kenntnis zu erhalten, um entweder rechtzeitig entgegenzuwirken oder durch schonende Behandlung jede Verschlimmerung hintanzuhalten.“

Das gilt nicht nur von der Sehkraft und dem Gehörvermögen, sondern insbesondere auch von der Beschaffenheit des Rückgrates in vollstem Maße, wenn auch bisher gerade diesem Gegenstande von schulwegen sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Desto mehr geschieht das von Seite der Chirurgen. So teilen z. B. Hoffa und Liliensfeld in ihrem Werke: „Die Prophylaxe in der Chirurgie“ (Handbuch der Prophylaxe, IV. Abteilung. München 1900) auf Grund der Bearbeitung eines großen klinischen Krankenmaterials mit, daß 88·7% aller Deformitäten erworben und nur 11·3% angeboren waren. Daraus kann man die Verantwortlichkeit ermesen, welche die Schule in dieser Richtung trifft, und sie sollte durch rechtzeitiges Eingreifen verhüten, was sich später sehr schwer oder gar nicht mehr ändern läßt. Bisher wird der Beschaffenheit des Rückgrates der Schüler nur Aufmerksamkeit geschenkt am Kommunalgymnasium in Aussig (2%), an der oben genannten Anstalt in Brünn (43·3%), am Staatsgymnasium in Weidenau (25%) und von einigen wenigen Turnlehrern.

Kollege K. benützt die Maßzahlen der Körperlänge der Schüler, um die Konstruktion der Schulbänke darnach zu richten und verlangt 12 Arten für die Größen der Schüler von 134 cm bis 174 cm. Dieser Vorschlag geht, aber etwas zu weit, weil die aus verschiedenen Ursachen notwendige Änderung der Sitzordnung während des Schuljahres dadurch bedeutend erschwert würde.

Der ungemein fleißigen und gewissenhaften Arbeit liegt vorläufig das Material eines Schuljahres zugrunde. Es ist zu erwarten, daß mit der Zunahme des statistischen Materials auch die zu großen Schwankungen in Bezug auf die Körperlänge (S. 5) und den Brustumfang (S. 20) gemildert werden. Doch sind sie brauchbarer als die statistischen Tabellen der Staatsrealschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Rakonice, die ihre Tabellen nach den Klassen und nicht nach dem Alter geordnet hat. Zu wünschen ist, daß Karáseks Arbeit recht viele Leser finde und seine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen mögen.

Wien.

Max Guttmann.

Entgegnung.

Der Ref. meines Programmanfsatzes „Der physiko-teleologische Gottesbegriff in D. Humes Dialogues concerning natural religion“ (Jahrg. 1902, S. 862) erweckt den Anschein, als ob ihm Inhalt und Umfang der Fragestellung nicht klar zum Bewußtsein gelangt wäre; er hätte bei mehr Beherrigung schon des Titels und bei genauerem Einblick in die Arbeit selbst unmöglich auf die Meinung verfallen können, der Verf. wolle mit einer Prüfung der Kritik, wie sie D. Hume an dem physiko-teleologischen Beweise übt, „ein Stück polemischer Generaldogmatik“ leisten. Wie das Thema formuliert ist, kann auf dem Gebiete der natürlichen Theologie weder eine Berufung auf das Dogma, noch auch bei Behandlung des physiko-teleologischen Beweises ein dogmatisches Kompendium erwartet werden, — man müßte denn ernstlich „Theologie“ mit „Teleologie“ verwechseln.

Der Verf. bringt einleitend einen kurzen Überblick über die geschichtlichen Vorbedingungen der Philosophie Humes mit Hinweisen auf schon ältere, ähnliche Formen der Skepsis. Aus diesem Teile greift der Hr. Ref. einige lose Sätze heraus und fügt dann ganz unvermittelt die Bemerkung bei: „Die vorliegende Arbeit ist nur ein geschichtlicher Exkurs, der dartut, . . .“

Dem Hrn. Ref. scheint da wieder alles das entgangen zu sein, womit in dem Aufsätze S. 5—7 der geschichtliche Exkurs als zum Thema gehörig motiviert ist. Die darauf bezüglichen Ausführungen gipfeln in den Sätzen: 1. Hume selbst beruft sich bei seiner Kritik auf die Geschichte, als wären nach ihrem Zeugnisse „die Gottesbeweise selten sehr überzeugend gefunden worden“. 2. Hume darf sich auf seinem voraussetzungslosen Standpunkte nicht auf die Geschichte berufen, darf nicht anerkennen, daß die Autorität und übereinstimmende Überzeugung vorangehender Denker eine Instanz bilden, mit der man bei Behandlung eines wissenschaftlichen Problems jedenfalls auch rechnen müsse. 3. Ruft Hume dennoch inkonsequent die Zeugenschaft der Geschichte an, dann bestätigt diese gerade das Gegenteil seiner Behauptung namentlich in Hinsicht auf den teleologischen Beweise.

Der Hr. Ref. schließt dann mit folgenden Sätzen: „Der geschichtliche Exkurs soll wohl eine captatio benevolentiae sein, die eigentliche Vernichtung Humes . . . ist dem nächstjährigen Programm vorbehalten, das medias in res eintreten und eine Apologetik (!) der großen Trias: der Existenz Gottes, der Unsterblichkeit und des Wunders gegen D. Hume leisten will“.

Worauf der Hr. Ref. mit der 'captatio benevolentiae' abzielt, dartüber konnte der Unterzeichnete nicht zu eindeutiger Klarheit kommen. So viel ist sicher: Die theistische Weltanschauung, welche in dem Aufsätze vertreten wird, bedarf keiner captatio benevolentiae und es müßte mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden, als arbeiteten die Vertreter dieser Weltanschauung weniger mit dem Rüstzeug der Wissenschaft und mehr mit Mitteln, die auf das menschliche Gemüt zu wirken berechnet sind. — Für seine Person aber will der Unterzeichnete überall, falls nur der Wahrheit damit gedient ist, auf jegliches nachsichtige Wohlwollen verzichten.

Und nun noch ein Wort über „die eigentliche Vernichtung Humes“ und über „die Apologetik der großen Trias“.

Bescheidenheit ist allerdings wie das Rezensieren nicht jedermanns Sache; aber der Unterzeichnete war sich bei Abfassung seines Aufsatzes menschlicher Irrtamsfähigkeit bewußt genug, um keinesfalls im Stile der Reklame „eine eigentliche Vernichtung Humes“ in Aussicht zu stellen. Ebenso wenig konnte er „eine Apologetik der großen Trias: der Existenz

Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und des Wunders^a ankündigen, weil der physiko-teleologische Gottesbeweis — bekanntlich — aus der Ordnung in der physischen Welt nur die Existenz Gottes zu erweisen unternimmt.

Pilsen.

P. Theob. Scharnagl.

Erwiderung.

Wenn ich die Länge und die Empfindlichkeit dieser Entgegnung betrachte, so muß ich unwillkürlich mit Lukrez seufzen: *Tantum religio potuit suadere malorum!*

Wie haarscharf P. Theobald ins Zeug geht, beweist, daß er mir den etwas freieren Gebrauch des Wortes Apologetik, das Planck vor reichlich hundert Jahren allerdings aus dem Verkehr zog und als einen technischen Ausdruck der theologischen Wissenschaft in Anspruch nahm, mit einem Rufzeichen verübelt.

Ich bin vom Herzen gerne bereit, einzuräumen, daß P. Theobald Scharnagl von der Sache mehr versteht als ich und bitte ihn, mir zu glauben, daß die Dinge, die ihm in meiner Anzeige mißfielen, ihren Ursprung nicht in irgend einer feindseligen Absicht meinerseits, sondern nur in der notwendigen Kürze solcher Anzeigen haben.

Wr.-Neustadt.

Direktor A. Nagele.

Eingesendet.

Die Abteilung für Tier- und Pflanzenschutz in Gera hat wieder einen Erfolg zu verzeichnen. Ihre preisgekrönte Jugendschrift „Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz!“ von Prof. Dr. F. Ludwig, Lehrer L. Scheible und Gymnasialoberlehrer H. Gebensleben, welche in der Ausgabe A für höhere Lehranstalten bestimmt ist, wird demnächst bei Theodor Hofmann in Leipzig in zweiter Auflage erscheinen. Das einzelne Büchlein kostet 30 Pf., während der Partiepreis für 100 Stück auf 10 Mk. festgesetzt worden ist. Die Ausgabe B für Volks-, Bürger- und Mittelschulen ist in gleichem Verlage bereits in dritter Auflage erschienen. Nicht durch Gesetze und Verordnungen ist der Schutz der Blumen, Sträucher und Bäume auf Wiesen und Feldern, in Anlagen und Wäldern zu erzwingen, sondern durch die sanfte, aber andauernde Gewalt, welche so anschauliche Belehrungen und eindringliche Ermahnungen auf das kindliche Gemüt ausüben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Heldensage und Namengebung.

'Alexander der Große voran mit aller Pracht des Orients, dann Karl der Große mit seinen Paladinen, byzantinische Kaiser, welsche Könige und Helden, Erek und Iwein, Tristan und Parzival, die Ritter alle aus Artus' Tafelrunde und vom geheimnisvollen Gral — sie kommen über den Rhein und dringen durch Elsaß und Schwaben auch in Bayern ein, sie ziehen die Donau hinunter, nicht insgesamt, aber einige: jedoch an der österreichischen Grenze machen sie halt. Hier steht ein anderes, gewaltigeres Helden-geschlecht und wehrt den Eingang: Siegfried und Hagen, die Burgunderfürsten, und Dietrich von Bern, der weitherrschende Goten-könig; auch edle Frauen unter ihnen, die streitbare Brunhild und ihre Gegnerin Kriemhild, die grausame Gerlind und die sanft-leidende Gudrun¹⁾).

In diesen schönen Worten über den Siegeszug der Romantik des 12. und 13. Jahrhunderts in die deutschen Lande liegt schon die Tatsache ausgesprochen, daß die Heldensage des deutschen Volkes nirgends tiefer wurzelte als in den österreichischen Donau-ländern. Daher auch seit alter Zeit bis in das 14. Jahrhundert die Vorliebe der Österreicher für die Namen der Helden des Volks-epos. Das sind bekannte Dinge. Gewöhnlich zieht man die Ur-kunden heran, um sich ein Urteil über die Verbreitung einzelner dieser Namen zu bilden. Allein sie geben nur einen teilweisen Aufschluß. Die Zeugenlisten der älteren Urkunden weisen, abge-sehen von den Geistlichen, fast nur Namen von Rittern und Mini-sterialen auf. Das Namenmateriale, das sich aus ihnen ergibt, läßt somit bis etwa in die Mitte des 13. Jahrhunderts fast nur auf die Beliebtheit von Namen aus der Heldensage in adeligen

¹⁾ W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich, 128.

Kreisen schließen. Für den Bauer und Bürger beweisen sie nicht viel. Wollte man mit einiger Sicherheit der Ziffern die Beliebtheit solcher Namen unter dem Landvolke ermitteln, müßte man vor allem die Urbarien besser ausnützen als es bisher geschah. Es sind deren noch viel zu wenige bekannt und verwertet, als daß die bisherigen Resultate ein auch nur annäherndes Bild von den wirklichen Verhältnissen geben könnten. Zu dieser Unvollkommenheit der Argumentation kommt noch die, daß man zu wenig mit der Besiedelungsgeschichte rechnet. Und doch würde sich bei genauerem Zusehen herausstellen, daß bis in das 12. Jahrhundert die Träger von Namen aus der Heldensage vielfach fremde Siedler waren. Was also scheinbar für Bekanntschaft der Sage bei uns 'beweist', kann in Wirklichkeit z. B. für fränkische Gegenden zeugen. Es ist ja sicher, daß mit der fortschreitenden Gründung von Klöstern im 11. und 12. Jahrhundert und der immer weitergreifenden Landnahme von Seite der Bistümer, z. B. Bambergs, die Nachschübe der Kolonisten sich wiederholten.

Ein großer Teil der Namen würde gewiß auch für unsere Gegenden als Beweismaterial in Betracht kommen, aber mich dünkt die Sonderung zu schwierig. Ferner bildet das Aufstreben des Bauernstandes zu wirtschaftlicher Selbständigkeit im 12. Jahrhundert eine Klippe für solche Beweise. Die Nachahmungssucht und das Hinausstreben über den eigenen Stand seitens dieser Kreise erzeugt die vielen einschildigen 'Ritter' und wird auch nicht ohne Einfluß auf die Namengebung geblieben sein.

Wie vorsichtig man in der Beurteilung eines nicht sehr umfassenden Materiales in dieser Beziehung sein muß, zeigt jede neue Arbeit auf diesem Gebiete. Nagl-Zeidlers „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ schreibt z. B. über den Namen Dietrich: 'Er ist am beliebtesten bei niedrigen Leuten, bei Bauern, Soldaten, Bürgern; hier hat auch das bayerische Element, der bayerische Dialekt seinen kräftigsten Boden. Der Adel, wie er vielfach fränkische, ja fränkisch bleibende Elemente aufweist, ist dem Namen Dietrich abhold: nicht aus religiösen Gründen, wie die Geistlichkeit, sondern aus ästhetischen. Diet — klang so gemein; man liebte in der Adelsfamilie daher auch nicht den Namen Dietram oder Dietmar oder Diether. Freilich, wo, wie in Oberösterreich, die Spaltung der Gesellschaft in Adel und Gemeinde nicht so stark sich anspragte, wo sich der Adel noch einen Sinn für das eigene Volkstum bewahrte, dort ist diese Abneigung eine geringere. — Die Geistlichkeit war dem Namen Dietrich aus moralischen Gründen abhold: Dietrich ist der Repräsentant der unbändigen bayerischen Bauflust, dem man entgegentreten mußte; trug er doch selbst heidnische Züge an sich.'

Und nun vergleiche man damit das Ergebnis, welches G. E. Frieß, 'Die Personen- oder Taufnamen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns in historischer Entwicklung' (Progr. des k. k.

Obergymnasiums der Benediktiner in Seitenstetten 1902) auf Grund eines ausgedehnten Materials (die Diplomatarien und Urkundenbücher der verschiedenen österreichischen Klöster, die Monum. Boica XXVIII.—XXXII., die österreichischen Annalen und Chroniken, die Nekrologien und Urbarien der Stifte, die Regesten der Babenberger, die Geschichtsquellen der Stadt Wien u. a.) bietet.

Er schreibt: 'Unter diesen Heldennamen (der Sagen) findet sich von der Mitte des 12. bis um die Mitte des nächstfolgenden Jahrhunderts keiner häufiger als der des großen Ostgotenkönigs Theodorich. In dieser latinisierten Namensform erscheint der große Gotenfürst nicht gar häufig in den Dokumenten von Niederösterreich¹⁾, desto größer aber ist die Zahl derjenigen, welche seinen Namen, wie ihn die Sage kennt, Dietrich, in Niederösterreich trugen. War doch Dietrich von Bern jener kühne Degen, der fast in allen Volksepen erscheint, der weitgebietende Fürst jenes ostgermanischen Volksstammes, von dessen Aufenthalt im Lande unter der Enns die alten, wiedererweckten Sagen zu berichten wußten...

In allen Schichten der damaligen niederösterreichischen Gesellschaft, hohen wie niederen, geistlichen wie weltlichen²⁾, trugen viele Knaben den Namen dieses Helden; besonders häufig war er in den ritterlichen Kreisen dieser Zeit.'

Also die eingehenden Untersuchungen von Frieß ergeben die völlige Haltlosigkeit der obigen Ausführungen, die auf Grund der Urkunden eine ablehnende Haltung der ritterlichen und geistlichen Kreise dem Namen Dietrich gegenüber feststellen wollen.

Wir müssen uns aber noch mit einem anderen Irrtum in diesen Ausführungen befassen. Es heißt nämlich dort weiter: 'Besonders in gemischtsprachigen Gauen, wo die deutsche Rauflost im Zeichen Dietrichs die nationale Gegenströmung auf der anderen Seite hervorgerufen und so das Verdeutschungswerk gehemmt hätte, ließ es sich die Kirche angelegen sein, die Dietrichsage zu unterdrücken; dies ist ihr z. B. in Kärnten fast vollständig gelungen. Indem die Geistlichen nur aus religiösen Gründen, nicht auch aus Gründen des vornehmen Geschmackes den Dietrichnamen ablehnten, waren sie gern bereit, Dietmar, Dietpold und andere Zusammensetzungen in ihre Namenliste aufzunehmen. — Natürlich konnten nur die Mönche und die aus ihnen hervorgehenden Priester diesem Prinzipie folgen; die Weltpriester, welche als Bauernsöhne den

¹⁾ So finden sich in v. Meillers Regesten der Babenberger von 976 ab bis 1246 kaum vier Träger des Namens Theodorich, während der Name Dietrich unter 1500 Personennamen desselben Werkes — nur Niederösterreich angehörige, wobei öfters erwähnte Persönlichkeiten nur einmal gezählt wurden — von 1120 bis 1240 bei fünfzigmal erscheint.

²⁾ Das Salbuch von Göttweig nennt über 20 Träger dieses Namens im 12. Jahrhunderte, das Urkundenbuch von St. Pölten im gleichen Zeitraume bei 50, der Codex traditionum von Klosterneuburg vom Jahre 1108 bis 1260 gar bis 100 u. a.

Namen Dietrich erhalten hatten und ihn bei der Ordination nicht umändern durften, erscheinen daher auch als Priester mit dem Namen „Dietrich“.

Diese hier vorgetragene Auffassung ist aus mehr als einem Grunde nicht stichhältig.

Einmal ist es gar nicht richtig, daß der Name Dietrich in geistlichen Kreisen der in Frage stehenden Zeit so selten vorkomme, im Gegenteil führen mehrere Äbte und Pröpste von Melk, Seitenstetten, Klosterneuburg, Kanoniker von Passau und Dechante den Namen Dietrich.

Und mußte der Verf. des erwähnten Abschnittes in der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte“ schon bezüglich der ritterlichen Kreise schreiben: „Im oberösterreichischen Urkundenbuche, Band I, finden wir, zum Beweise kräftiger bayerischer Art und Gesinnung, auch in den besseren Ständen zwischen 874 bis 1800 etwa vierzig Dietriche, sogar fünf hochadelige Dietriche“, so verliert der folgende Satz, weit geringer an Zahl seien die Dietriche in der Geistlichkeit, stark an Gehalt, wenn zugegeben wird, „Kremsmünster stehe mit etwa zwanzig Dietrichen (der zwei ältesten Nekrologien) ganz eigenartig da“.

Die Untersuchungen von Frieß zeigen, daß dieses häufige Vorkommen des Namens Dietrich in geistlichen Kreisen durchaus nicht eigenartig ist. Die Begründung der erwähnten Tatsache, daß in den Kremsmünsterer Nekrologien etwa zwanzig Dietriche vorkommen, wird mit der ‚Gewohnheit der Äbte, einem Novizen ihren Namen zu geben‘, in Verbindung gebracht, andererseits aber wird früher behauptet, die Seltenheit dieses Namens in Mönchskreisen sei auf die ablehnende Haltung der Klöster diesem Namen gegenüber zu erklären, während er bei Weltpriestern häufiger sei, weil diese ‚bei der Ordination‘ ihren Namen nicht hätten abzulegen gebraucht.

Abgesehen nun von diesem Widerspruch ist auch die Meinung falsch, das Vorkommen des Namens Dietrich in Mönchskreisen dieses Zeitraumes sei auf den Einfluß der Äbte zurückzuführen, die dem Novizen ihren oder überhaupt einen anderen Namen gegeben hätten.

Die Sitte, bei der Aufnahme in den Orden den Taufnamen mit dem Klosternamen zu vertauschen, und zwar so, daß nie zwei Professoren gleichzeitig denselben Vornamen führen, war in unseren Landen im Mittelalter nicht üblich, sondern ist erst viel später eingeführt worden.

Daher finden wir in einer Melker Urkunde vom Jahre 1260 zwei Marquarde, in Wilhering im Jahre 1242 einen Kellermeister und einen Pförtner, die beide Galfried, und 1264 einen Cellerarius und einen Cantor dieses Stiftes, die beide Otto hießen.

In Heiligenkreuz waren 1287 gleichzeitig drei Ulriche: der Subprior, der Pförtner und der Siechmeister; bei den Prämonstratensern zu Osterhofen in Bayern 1287 zwei Heinriche: der Subprior und der Siechmeister und ebenso viele Ulriche: einer mit dem

Beinamen „der Schwabe“ und der Kantor; zu Sittich in Krain 1289 Heinrich der Prior und Heinrich der Schaffner (grangiarus); zu Zwettel 1305 der Subprior Friedrich und der gleichnamige Kämmerer. Eine Urkunde des regnierten Chorberrn- und Domstiftes zu Lavant in Kärnten vom Jahre 1314 nennt uns vier Heinriche unter den damals lebenden Kapitular-Priestern. Zu Michelbeuern wurde die Veränderung des Vornamens erst 1685, im adeligen Frauenstifte auf dem Nonnberge zu Salzburg unter der Äbtissin Eva Maria zwischen den Jahren 1685 bis 1641 eingeführt.

Von einem Benediktiner Konrad, welcher im Jahre 1448 Karthäuser zu Gaming ward, wird gesagt, er sei der erste gewesen, welchem man zur Vermeidung der Namenverwirrung anstatt seines vorigen Namens den Namen Anselm gab¹⁾.

Der Sitte der Namensänderung lag vorzüglich und eigentlich die mystisch-asketische Ansicht von der Umschaffung des Ordensmannes in einen ganz neuen Menschen zugrunde, welcher durchaus nichts von dem zu vernichtenden Weltmenschen in sich und an sich behalten dürfe, sondern seiner Persönlichkeit gänzlich entsagen müsse. Sie kam um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit auf. Zur Zeit der Gegenreformation im 17. Jahrhundert, als das klösterliche Leben wieder neu zu blühen begann, suchte man auch nach Gründen für diese Sitte und ich will die interessante Abfertigung hieher setzen, die Erasmus erfuhr, der sie verspottet hatte. Wir haben damit auch ein positives Zeugnis dafür, daß die Sitte der Namensänderung erst spät allgemeiner wurde.

B. Haeften schreibt in seinem 'S. Benedictus illustratus sive disquisitionum monasticarum libri XII', Antwerpen, 1644, p. 443:

Novo nomine sive in prima habitus susceptione sive in ipsa votorum nuncupatione novitios insigniri ordinibus plurimis familiare est. Hunc tamen ritum ut plures alios insectatus est et arrosit Erasmus his verbis: „Ut quoque sit evidentialior (in monasteriis) servitus, commutant vestem . . . et ad exemplum priscum eorum, qui olim servos essent mercati, commutant nomen in baptismo inditum ac pro Petro sive Joanne vocant Franciscum aut Dominicum aut Thomam. Petrus dedit nomen Christo et Dominico initiandus vocatur Thomas“ (in colloq. virgo *μυσθαμος*).

Sic ille. Sed enim quid hic illiciti? aut quis hoc iure improbet vel cur potius non probet?

Primo, quia imperatorum legibus id permissum (C. l. 9, tit. 25. l. sicut): „Mutare itaque nomen vel pronomen sive cognomen sine aliqua fraude licito iure, si liber es, minime prohiberis.“

Secundo, Deus ipse suo exemplo veluti praeivit, nam indita quibusdam a nativitate nomina mutavit, ut constat de Abraham, Sara, Jacob.

¹⁾ J. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktinerstiftes Melk in Niederösterreich, Wien 1851, S. 349, Anm., wo auch die Quellen für diese Belege angegeben sind.

Tertio, solemne est summis pontificibus in inauguratione sua novum accipere nomen, imitatione illius, qui Simonem 'Petrum' vocavit seu 'Cepham', quin et ipsi alios ordinantes in episcopos aliud illis subinde imposuere nomen. S. Willibrordus a papa dictus 'Clemens', ut Beda et Alcuinus testantur. Similem nominum mutationem subinde factam quibusdam, dum sacro christumate confirmarentur, tradit Serarius (in c. 2 Josue 9. 4).

Quarto ad hominem dicere liceat nec Erasmus religioni sibi duxisse inditum in baptismo commutare nomen. Nam cum Batavico more dictus esset Gerardus Gerardi, ut scribit Valerius Andreas (in Bibl. Belg.), placuit illi Latino Graecoque nomine dicere Desiderius Erasmus. Quodsi licuerit Erasmo pro suo desiderio se 'Desiderium Erasmus' nominare, cur indignetur, quaeso, si id nec levibus de causis in religiosis fiat familiis?

Quod ne adeo nuperum existimet, sciat moris huius apud Balsamonem luculentum exstare testimonium. Nam ita scribit (ad can. 5, 1. et 2. synod. Constantinop.): 'Cum aliqui monasteria ingressi essent et rasa induti et cum trisagio in templo et nomen mutavissent' etc.

Animadvertis hic, lector, in prima susceptione habitus et ante professionem factam hanc nominum mutationem, quod ut fiat etiam praescribunt caerimoniae Casinenses.

Et vero etiam hodie apud Graecos usitatissimum, ut, qui monachi fiunt, ut vitam sic et nomen mutent.

Uti de se mihi, inquit Serarius, referebat D. Nectarius archiep. Acridanus, qui in baptismo dictus erat Nicolaus. Et hoc pacto existimat Raderus eum, qui prius Socion appellabatur, in monasterio consecutum nomen Simeonis, qui Stylites deinde fuit (Raderus virid. part. 2).

Illud certius, quod Metaphrastes (in vit. Dan. cap. 38) scriptum reliquit, de Edrano, qui Danielis stylitae hortatu monachus effectus 'mutato nomine pie vocatus est Titus.'

Qui in seculo prius erat 'Danferius', in Casinate monasterio vocatus est 'Desiderius' (Leo Ost. 1. 3, cap. 4), et in pontificatu Victoris III. Casimirus legitimus coronae Polonicae haeres Cluniacensis effectus monachus 'Carolus' audivit (Baron. a. 1084).

Haefsten beruft sich also zum Beweise, daß die Sitte der Namensänderung auch früher schon geherrscht habe, auf den Gebrauch in der griechischen Kirche, auf die Casinenser und vereinzelte Fälle, nirgends aber auf traditionelle Übung in den Klöstern des Mittelalters.

Und die oben angeführten tatsächlichen Verhältnisse stimmen damit überein.

Somit haben wir nicht den leisesten Grund, die Seltenheit des Namens Dietrich oder anderer Helden der Volksepen in Klöstern auf bewußten Kampf der Geistlichkeit dagegen zurückzuführen.

Vielmehr haben wir gesehen, daß der Name Dietrich, um bei diesem Beispiel zu bleiben, in allen Ständen, den geistlichen nicht ausgenommen, gut vertreten war. Für das 12. und 13. Jahrhundert sind die in den Klöstern vorkommenden Dietriche freilich vielfach auf die Beliebtheit dieses Namens in ritterlichen Kreisen zurückzuführen, weil ja in dieser Zeit die Mönche und Nonnen zu einem starken Prozentsatze aus dem Adelsstande waren, wie z. B. in dem Augustiner-Chorherrnstifte Ramshofen¹⁾ u. a.

Aber wenn nun auch die Annahme, die Äbte hätten ihren Novizen aus religiösen Gründen gewisse Namen nicht beigelegt, sich als der tatsächlichen Grundlage entbehrend herausgestellt hat, bliebe noch die Möglichkeit offen, die Kirche oder die Geistlichkeit gewisser Länder habe gegen die aus der Heldensage stammenden Namen gekämpft. Aber auch ein solcher Vorwurf, wie er seit dem 16. Jahrhundert der Kirche häufig gemacht wurde, besteht vor den Tatsachen nicht. Frieß sagt ganz richtig²⁾: 'Die abendländische Kirche hat niemals im Laufe des Mittelalters die Beilegung eines fremden Namens, dessen Träger in den Verzeichnissen der Heiligen stand, als strenges Gebot vorgeschrieben. Sie folgte darin nur der Praxis der ersten christlichen Zeiten, in welcher eine Namensänderung im christlichen Sinne wohl sehr anempfohlen, niemals aber strenge geboten wurde.'

Deshalb beließen auch die Glaubensboten, welche den noch heidnischen Franken und Bajuwaren das Christentum verkündeten, den Neugetauften ihre altgermanischen Vornamen, wobei sie dem klugen Rat des hl. Papstes Gregor des Großen folgten, welcher an den zu den Angelsachsen gesandten Bischof Melitus schrieb, daß den rohen Gemütern nicht auf einmal alles abgeschnitten werden soll, was ihnen heilig und teuer wäre; denn nur durch Schritt und Tritt, nicht aber durch Sprünge gelange der, welcher die höchste Stufe erklimmen will, in die Höhe. — Aus diesem Grunde erhoben weder St. Rupert noch die andern Glaubensboten, selbst auch St. Bonifatius, der große Apostel der Deutschen, gegen die germanischen Personennamen, die ihren Trägern und Stammesgenossen lieb und teuer waren, um so weniger Einsprache, als ein direktes kirchliches Verbot nicht existierte. Dazu muß noch in Erwägung gezogen werden, daß viele Träger solcher germanischen Vornamen in der späteren Zeit teils von der Kirche unter die Zahl der Heiligen versetzt, teils ob ihres tugendhaften Lebens und ihrer Wohltätigkeit von dem Volke als Heilige verehrt wurden.

Kein Provinzialkonzil von Salzburg, keine Diözesansynode von Passau, so viele Bestimmungen dieselben auch bezüglich der Erteilung des heiligen Sakramentes der Taufe erlassen haben, haben niemals die Beilegung dieser Namen verboten.'

¹⁾ F. Pritz, Ramshofen, S. 20.

²⁾ A. a. O., S. 7 f.

Auch der Umstand, daß die Holden der geistlichen 'Großgrundbesitzer' in Niederösterreich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fast nur germanische Namen tragen, wie dies aus den Urbarien zur Genüge erhellt, spricht gegen den erwähnten Vorwurf, da doch diese in erster Linie berufen waren und sicherlich nicht gezögert hätten, den Bestimmungen der Kirche bezüglich der deutschen Taufnamen nachzukommen, wenn anders dieselbe solche erlassen hätte.'

Soweit Frieß. Von einem Kampfe der Kirche gegen die germanischen Namen im allgemeinen kann keine Rede sein. Aber auch was die Namen der heidnischen Helden der Volkssage anlangt, muß man das Zurückweichen derselben im 14. Jahrhundert und ihr endliches Verschwinden aus anderen Gründen erklären, was Frieß in dankenswerter Weise ausführt.

Wenn wir die Ergebnisse nun noch zusammenfassen, so ist zu sagen, daß das Vorkommen der Namen aus der Heldensage ein viel häufigeres ist, als gemeinhin angenommen wird; daß die nach örtlichen und zeitlichen Quellen auftretende Verschiedenheit der Ziffern nicht das Ergebnis eines mehr oder weniger erfolgreichen Kampfes der Geistlichkeit oder, soweit der Name Dietrich, bzw. mit dem 'gemeinen' diet- zusammengesetzte Namen in Frage kommen, eine Folge der ablehnenden Haltung des Adels ist.

Eine Darstellung des Fortlebens der Heldensage im Volke muß heute noch sehr vorsichtig mit dem Materiale umgehen, so lange nicht die Quellen im weitesten Umfange ausgeschöpft sind, und zwar in einer Statistik, die der Verbreitung der Namen nach Ständen aufs genaueste nachgeht und den verschiedenen lokalen Faktoren und Zeitverhältnissen Rechnung trägt. Jedenfalls muß aber mit größerer Verlässlichkeit, als es mitunter geschieht¹⁾, der urkundliche Tatbestand aufgenommen werden.

¹⁾ Ich verweise beispielsweise auf die Notiz der Deutschösterreichischen Literaturgeschichte, S. 58, daß Oberösterreich auch eine nach den Hessen benannte Örtlichkeit habe, indem '1185 ein Tvingenrot mit dem md. o (= Rode)' vorkomme. In Wirklichkeit ist in dem als Zeuge angerufenen, aber falsch zitierten Urkundenbuche des Landes ob der Enns nicht 1185, sondern c. 1155 ein Duringisröt im Cod. trad. Formbac., aber nicht ein Turingenrot mit dem charakteristischen o bezeugt.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

XIII. *Aliās* und Verwandtes.

Neben dem ungemein häufigen *aliās* begegnen im alten Latein noch die Parallelbildungen *alterās* bei Festus s. u. (offenbar aus Cato; vgl. Charis 215. 20) und *utrāsque* (*pro utrimque vel utrobique* Nonius 188. 24 M) aus Cassius Hemina und Caecilium, an das sich die sieben kontroversen Stellen bei Lucretius anreihen, in denen *interutrāsque* steht oder stehen sollte (vgl. Lachmann zu II 517).

Für diese Formen sind bisher drei Erklärungen aufgestellt worden: 1. Es sollen Akkusative des Plurals sein mit Ellipse von *uices*. 2. Es sollen alte Genetive des Singulars sein; Bücheler, Lat. Decl. p. 32 — wogegen sich schon Corssen I 234, 769 erklärt hat. 3. Es sollen Lokative des Plurals sein wie gr. *θύρῶσι*.

Dagegen habe ich erstens zu bemerken, daß die erste und dritte Annahme *a priori* hinfällig sind, da die Bedeutung der in Rede stehenden Formen absolut nicht und niemals pluralisch ist, was doch besonders bei *alteras* und *utrasque* schwer ins Gewicht fallen müßte. So bestechend es auch schiene bei der lokativischen Bedeutung von *alias* an einen Lokativ zu denken (3), die Pluralität steckt in diesen Wörtern nicht. Und gegen Büchelers Vermutung (*aliās* = *ἄλλης*) erhebt sich das syntaktische Bedenken, daß vom Genetiv keine Brücke führt zu der lokativischen Funktion der in Rede stehenden Wörter. Und ebenso dächte man gewiß gerne an einen Akkusativ (*aliās* wie *rosās*, *flammās*), wenn es nur von der grammatischen Funktion des Akkusativs einen Weg zur Lokativbedeutung gäbe und die Ellipse von *uices* erweislich und die Pluralform neben der Singularbedeutung nicht störend wäre.

Wenn ich also hier eine neue Erklärung dieser immerhin recht interessanten Formen zu geben mich anschicke, kann ich mich anlehnen an das in dieser Zeitschrift (1908, S. 1 ff.) Ausgeführte. Wie ich dort die Formen vom Typus *aliō* durch nachtretendes *ō* = *ob*, die Formen vom Typus *extrā* durch nachtretendes *ā* aus *ad* erklärte, wozu sich die Annahme stellte, *im* in *istim*, *illim*, *transversim*, *cautim* u. dgl. decke sich mit der oskischen „Postposition“ (wenn man so sagen darf) *en* in *imad-en*, *eisuc-en*, so stelle ich hier den Satz auf, daß in dem *ās* der in Rede stehenden Formen nichts anderes zu suchen ist als das *ās* in *ās-porto*, *ās-pello*. Das Vulgärlatein zeigt diese Vereinfachung von *abs* nicht bloß vor der labialen tennis, wie z. B. *it. nascoso* = **absconsus* u. dgl. zeigen, so daß vom lautlichen Standpunkt wohl niemand Einwendungen erheben wird.

Was aber die syntaktische Seite der Frage angeht, so brauche ich nur auf den bekannten Gebrauch des Latein (und Griechisch) hinzuweisen, abweichend von unserer Auffassung gewisser *termini* in *quibus* den *terminus ex quo* zu setzen. Jedes Wörterbuch ent-

hält dafür unter *ab* und *ex* ausreichende Belege. Unsere Quartaner müssen schon ein *erat a septemtrione collis* oder ein *(Gallia) attingit ab Sequanis flumen Rhenum* begreifen. Derselbe Sprachgebrauch liegt auch hier zugrunde, indem an den singularen Ablativ *alio, altero, utro* — die Präposition *abs* tritt, die sich zu *ās* vereinfacht vor nachfolgendem Konsonanten, vielleicht ursprünglich nur vor Labialen. Demgemäß heißt also die Wortgruppe *aliās* (= *ali(o) — a(b)s*) eigentlich 'anderswo her' nach lateinischer Auffassung gleich 'anderswo'. Vgl. *qui de uestibulo liceri cogitur, necesse habet interdum totarum aedium pretium facere, si alias aditum non habet* Paul. Dig. X. III. 19. 1 (d. h. *ex alio loco* im Sinne von *alio loco*).

Und so erklärt sich auch das so häufige *alias* — *alias* nicht anders als das Horazische *hinc avidus stetit Volcanus, hinc matrona Iuno* (od. III. 4. 58). Mit dieser Erklärung sind die syntaktischen, formellen und Bedeutungsschwierigkeiten der früheren Deutungsversuche überwunden und diese Formen reihen sich den früher besprochenen Fällen von nachgestellter Präposition weiter beweisend an.

Wien.

J. M. Stowasser.

Zu Theophrast.

In den Kommentaren zum *ἀλαζών* § 6 *καὶ τὰς τριηραρχίας εἶπεν ὅτι οὐ τίθησιν οὐδὲ τὰς λειτουργίας, ὅσας λελειτούργηκε* könnte wohl noch eine Bemerkung eingefügt werden, die ich selbst in der trefflichen, sonst gerade auch für diesen Abschnitt besonders verdienstlichen Ausgabe der Leipziger noch vermißte. Wenn wir bedenken, daß zur Ausgestaltung des Typus des *ἀλαζών* teilweise auch der Redner herangezogen wurde (vgl. O. Ribbeck, *Alazon* S. 6), so liegt es gewiß nahe, anzunehmen, daß beim *ἀλαζών* der neueren Komödie auch Derartiges mit wörtlichen Anspielungen auf Rednerstellen witzig verwertet wurde. Was lag nun da näher, als dem Renommisten auch etwas pompös klingende, bei Rednern fast formelhaft wiederkehrende Hinweise auf die dem gemeinen Besten geleisteten Dienste parodierend in den Mund zu legen? Eine gute Sammlung von solchen „Vorrechnungen“ in Rednerstellen findet man nun bei Froberger-Gebauer zu *Lysias* XII, § 20, wo aber noch *Demosth.* VIII 70 (*ἔχων, ᾧ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, καὶ τριηραρχίας εἶπεν καὶ χορηγίας*) nachzutragen wäre. Die Fassung bei Theophrast scheint sich aber am nächsten mit *Lysianischem* zu berühren (vgl. z. B. III 47 *καὶ πολλὰς λειτουργίας λελειτούργηκα*, XXV 12 *τριηραρχίᾳ μὲν γὰρ πεντάκις . . . καὶ τὰλλα λελειτούργηκα*). Der Renommist will aber Solches gar nicht anrechnen und manche Rednerstellen noch überbieten.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Friedrich Blass, Die Rhythmen der attischen Kunstprosa: Isokrates-Demosthenes-Platon. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1901. 8°. XII und 199 SS. Preis 8 Mk.

Das jüngste Werk des verdienten Gelehrten, der sich nicht nur durch seine Forschungen auf dem Gebiete der attischen Beredsamkeit, sondern auch durch anderweitige Beiträge zur griechischen Philologie längst einen hervorragenden Namen gesichert hat, sucht eine völlig neue Anschauung von dem Wesen der rhythmischen Prosa des IV. Jahrhunderts zu begründen. Der einleitende Teil (S. 1—40) behandelt eingehend die antike Theorie des Rhythmus im allgemeinen und insbesondere desjenigen der Prosa. Hierauf folgen (S. 43—93) sorgfältige rhythmische Analysen von neun längeren Stücken, je drei aus Isokrates, Demosthenes und Plato, an welchen der Verf. seine neue Theorie darlegt und auf welche er sein System aufbaut. Die so gewonnenen Resultate werden sodann in sachlicher Anordnung nochmals zusammengefaßt und über die Art und Ausdehnung der Responion, über die Prosodie und über die Hülfen des Entsprechens (Gleichklang u. dgl.) gehandelt (S. 94—143). Im vierten Teile bespricht Blass die einzelnen Rhythmusglieder und ihre Verwendung bei den drei großen Meistern dieser Art von Kunstprosa, wobei zahlreiche Analysen kleinerer Stücke eingeflochten sind. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis orientiert in dankenswerter Weise über den nicht immer leicht festzuhaltenden Gedankengang des Buches. Das Ganze ist eingeleitet durch eine frisch geschriebene, stark persönlich gefärbte Vorrede, in welcher der Verf. über die allmähliche Wandlung seiner Anschauungen Rechenschaft gibt.

Die Resultate der Untersuchungen lassen sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen: Erstens: Im IV. Jahrhundert hat es ein durch Thrasymachos begründetes und hauptsächlich durch Isokrates ausgebildetes System der rhythmischen Prosa gegeben, welches nicht bloß auf der Anwendung der in der Dichtkunst üblichen Metra, sondern auf der großzügigen Entsprechung (Wiederholung) längerer Partien beruht; dieses System ist von Isokrates (insbesondere in den früheren Reden), von Demosthenes (durchwegs) und von Plato (in gewissen Dialogen) durchgeführt worden. Zweitens: Die erwähnte Entsprechung (meist ist es einfache, seltener zweimalige Wiederholung) findet nicht nur nach längeren Zwischenräumen statt, sondern die sich entsprechenden Partien

können auch durch dazwischenliegende anderweitige Entsprechungen getrennt sein. Drittens: Eine und dieselbe rhythmische Gruppe kann (ganz oder teilweise) an verschiedenen Entsprechungen beteiligt sein. Viertens: Diese Entsprechungen binden sich nicht an Kola und Perioden, ja nicht einmal an die Haupteinschnitte der rednerischen Einteilung, sondern greifen über alle Sinnespausen, im Dialog auch über den Personenwechsel, hinüber; ebenso können sie mitten in einem Worte beginnen. Fünftens: Für diese Auffassung ergeben sich aus den Resten der antiken Theorie hinlängliche Anhaltspunkte; die richtige Einsicht in das Wesen der rhythmischen Kunstprosa ist jedoch in späterer Zeit, jedenfalls seit dem Aufkommen der asianischen Beredsamkeit, verloren gegangen. Sechstens: Die Textkritik hat dieses rhythmische System stets als wichtigstes Moment zu berücksichtigen und die Entscheidung bei schwierigen Stellen davon abhängig zu machen.

Diese Sätze sind einschneidend genug, um auf mehr als einem Gebiete der klassischen Philologie in Theorie und Praxis eine vollständige Umwälzung hervorzurufen, falls sie sich bewähren; und das auserlesene Rüstzeug, mit dem dieselben verfochten werden, sowie der wissenschaftliche Ernst, von dem das ganze Buch durchdrungen und getragen ist, lassen es nicht angehen, das vorliegende Werk kurzweg zu verwerfen oder gar, weil unbequem, einfach totzuschweigen. Auch auf das billige Auskunftsmittel, abwarten zu wollen, ob die Anschauungen des Verf., die ja nach seinem eigenen Geständnis seit 1887 nicht weniger als fünf verschiedene Zustände durchgemacht haben, sich nicht binnen kurzem zum sechsten Male ändern werden, wird eine anständige Kritik sich nicht einlassen. Wir haben es hier nicht mit einem Paradestück jener geistlosen Symmetriejägerei zu tun, die noch immer nicht absterben will, obschon ihr Sommer längst vorüber ist. Aber andererseits ist es wiederum außerordentlich schwierig, einem solchen Buche in dem engen Rahmen weniger Seiten gerecht zu werden oder ernstlich zu Leibe zu gehen; denn auf jeder Seite drängen sich, oft nur ganz kurz angedeutet, wichtige Erörterungen zusammen, deren Würdigung (oder Wiederlegung) den doppelten Raum des Buches selbst beanspruchen würde. Ich muß mich also darauf beschränken, an herausgehobenen Proben meine abweichende Ansicht zu entwickeln und gewissermaßen symptomatisch zu begründen. Es wird dies übrigens einem Werke gegenüber, das ja auch nicht im entferntesten das gesamte Material vorlegt, sondern sich ebenfalls auf Proben beschränkt, um so eher gestattet sein.

Der Verf. verlangt (S. VIII der Vorrede) keinen Glauben für sich; aber „die Tatsachen verlangen Glauben“. Ich lasse also ein kleines Stück aus einer der analysierten Partien folgen, aus Isokrates *περὶ εἰρήνης* § 40 und 41, wobei ich von Blass nur darin abweiche, daß ich die Textesworte hinzufüge. Daß dies in dem vorliegenden Werke nicht geschehen ist, erschwert das rhythmische Verständnis ganz ungemein.

καταγινώσκοντες τὰς τὰς μὲν καὶ.
 1 { ἄλλοι τῶν λεγόντων ὑπομένειν, ἵνα πλείονων ἀληθεύων
 2 ἀπαλλαγῶμεν, τοὺς δὲ λόγους ἀποδοκιμάζειν πρὶν εἰ-
 3 δέσθαι σαφῶς, εἰ τοιαύτην 4
 4 ἔχουσι τῆν¹⁾ δύνανται ὡστ' ὀφθαλμ- 5
 5 σαι τοὺς ἀκούοντας. || Τοῦτου 6
 7 ἄλλοι τῶν ἀκούοντες. || Τοῦτου 6
 8 ἔστι περὶ τῶν λοιπῶν ὑποστειλάμενος οὐδέν²⁾
 9 ἀλλὰ παντάπασιν ἀνεμμένως μέλλω
 10 τοὺς λόγους ποιεί-
 11 σθαι πρὸς ὑμᾶς. || Τίς
 12
 13 (πρὸς ὑμᾶς. Τίς) γὰρ ἐλλοθεῖν ἐπελθὼν καὶ μήπω συνδίδε
 καὶ μήπω συνδιδεφθαμένους ἡμῖν ἀλλ' ἐξαίτητος usw.

¹⁾ τῆν streicht Blass mit der Handschrift Θ in der Antidosis, wo die ganze Stelle von Isokrates selbst zitiert wird.
²⁾ So Blass nach Θ in der Antidosis; sonst οὐδέν ὑποστειλάμενος, also

Ich habe absichtlich Isokrates ausgewählt, weil man ihm von den drei in Betracht kommenden Schriftstellern am meisten in dieser Hinsicht zutrauen wird. Übrigens ist die Stelle noch lange nicht eine von den verwickeltsten; dennoch zeigt sie deutlich genug, welches Maß von Mühe, Geduld und Scharfsinn hier aufgewendet ist, um die versteckten, sich unaufhörlich durchkreuzenden rhythmischen Beziehungen herauszufinden. Trotzdem scheint mir die von Blass gegebene Analyse an erheblichen Mängeln zu leiden. Zunächst verstehe ich nicht, warum von den vorhergehenden Worten (Z. 1) die fünf Silben *ἔστι τὰς μὲν καὶ* (— — — —) nicht in den rhythmischen Aufbau einbezogen worden sind. Sie entsprechen mit *σεῖς καὶ* genau dem unmittelbar folgenden *τὰς τοὺς τῶν λατρῶν*; und die sechs langen Silben kehren in Z. 12 und 13 wieder. Auf S. 68 ist in ganz ähnlicher Weise bei einem Abschnitte aus Demosthenes (§ 3 der dritten Philippika) eine kleinere Entsprechung einer weitschichtigen Responsion vorausgeschickt. Was ist Schuld an diesem Übersehen? Eine Abstumpfung und Übersättigung des Ohres selbst bei dem geübten Rhythmisator oder eine unbewusste Abneigung gegen kleinere Kola und gegen Übereinstimmung der rhythmischen und logischen Abschnitte? Aber lassen wir das auf sich beruhen und halten uns an das von Blass selbst Gegebene. Ich leugne es nun durchaus, daß ein Zuhörer von der Wiederkehr des Rhythmus in Z. 2 und 7 irgend eine Wirkung verspüren konnte, erstens wegen des allzu großen Abstandes und zweitens wegen der die Aufmerksamkeit ablenkenden dazwischenliegenden Responsion (S. 3 bis 6). Blass selbst fühlt dies auch heraus; und darum ist er bestrebt, diese für ihn und sein System erforderliche Wirkung auf den Hörer möglichst herabzudrücken, um sie uns mundgerechter zu machen. So versichert er uns S. 185: „Wer kundig war, konnte auch etwas merken; die Masse der Unkundigen hatte nur die unbewußte Wirkung“; und S. 94 betont er, daß es sich bei den Hörern nur um „Empfindung“, nicht um „Wahrnehmung“ handeln konnte. Er beruft sich auf die weitgedehnten Responsionen der strophischen Lyrik, auf Pindar, in dessen erster olympischer Ode die Strophe 134—135 Silben umfasse, während in der Prosa „auch die größte Zahl der Silben in einem Rhythmus noch immer unter der Silbenzahl der kleinen sapphischen Strophe“ bleibe. In dem letzten Argument liegt aber gerade ein starker Irrtum. Es ist ein großer Unterschied, ob 185 Silben genau in derselben Abfolge, getragen von der mächtigen Stütze der Melodie (wie dies ja auch Blass selbst zugibt), sich entsprechen und das in Metren, die dem Zuhörer größtenteils bekannt sind; oder ob ohne eine solche Stütze sich Rhythmen in folgender komplizierter Verschränkung wiederholen:

$$\begin{array}{r}
 \text{Zeile } 2 \\
 3 \\
 4 \\
 5 \\
 6 \\
 7 \\
 8
 \end{array}
 \left[\begin{array}{l}
 12 + 3 + \left\{ \begin{array}{l} 3 \\ 3 \end{array} \right\} \\
 \\ \\ \\ \\
 12 + \left\{ \begin{array}{l} 3 + 3 \\ 3 + 3 \end{array} \right\}
 \end{array} \right]
 \left\{ \begin{array}{l}
 + 4 + 1 \\
 + 4 + 1 \\
 \\ \\ \\
 \end{array} \right\}
 \left(\begin{array}{l}
 1 \\
 1 + 9 \\
 \\ \\ \\
 \end{array} \right)
 \left. \begin{array}{l}
 \\ \\ \\ \\ \\
 \end{array} \right\} 8$$

Dabei bringe ich noch gar nicht in Anschlag, daß dem Hörer die 12 Silben in Z. 7 nicht als neue Gruppe ins Ohr fallen, sondern daß zehn von ihnen aus Z. 5 und 6 ergänzt werden müssen. Was wird der Erfolg sein? Selbst der Kundige wird beim ersten Hören höchstens ein unbestimmtes Gefühl davon haben, daß ein Kunstmittel, welches ihm vertraut ist, hier angewendet ist; den ganzen Umfang dieser disharmonisierenden Harmonie zu ergründen, wird ihm wohl erst bei wiederholtem Studium gelingen, wie es ja auch Blass selbst ergangen ist. Wie gering muß also erst die Wirkung auf den Unkundigen sein! Als Resultat der aufgewendeten ungeheuren Mühe: für den Kundigen eine Störung, für den Unkundigen so gut wie nichts.

Vor solchen Täuschungen hinsichtlich des richtigen Verhältnisses zwischen Kunstmittel und Eindruck sich zu bewahren, gibt es meines Erachtens ein sicheres Mittel. Die Musik bietet zu derartigen die Rhythmik betreffenden Fragen nicht nur schlagende Parallelen, sondern es handelt sich hier wirklich um nächstverwandte Dinge; bezeichnet ja doch Isokrates selbst (in der Sophistenrede § 16) das *μουσικῶς εἰπεῖν* als sein Ziel. Wer mit den Strömungen und Wandlungen, mit den Ergebnissen und Auswüchsen, welche die musikalische Ästhetik der neueren Zeit aufweist, vertraut ist, wird die Blass'sche Entdeckung nicht so unbegreiflich finden, wird sich aber ebensowenig von ihr blenden lassen. Was hat man nicht in den Werken unserer großen Meister von Johann Sebastian Bach bis Richard Wagner aus- und untergelegt, was ist nicht gezählt, gerechnet, gemessen und auch emendiert worden! Und wie weit ist das, was urkundlich als Absicht dieser Tonsetzer nachgewiesen werden kann, hinter dem, was man ihnen aufdrängen wollte, zurückgeblieben! Wenn hier etwas als unbewußt bezeichnet werden darf, so ist es die Anwendung solcher Kunstmittel seitens der großen Komponisten; wo sie sich selbst äußern, gehen sie über die Schranken des *μέτροι του*, welche Aristoteles für die Anwendung des Rhythmus in der Prosa gesetzt hat, nicht hinaus. Wenn Mozarts fein organisiertes Ohr ihn wirklich, wie ein Rechenkünstler der Akustik herausgebracht haben will, so geleitet hat, daß trotz aller harmonischen Ausweichungen das Anfangs-D seines Don Juan vom Schluß-D der Oper numerisch nur unbedeutend abweicht, so hat er sicherlich davon nichts gewußt. Die kleinen Geister freilich schweigen in Künsteleien, u. zw. um so mehr, je weiter sie von der Kunst entfernt sind.

Ähnliche Erwägungen mögen uns denn auch zur Beruhigung und zum Troste hinsichtlich der alten Schriftsteller dienen. Ich sage ausdrücklich so, weil ich die Beglaubigung der Blass'schen Hypothese als eine arge Schädigung des Ansehens jener großen Männer schmerzlich empfinden müßte; und andere werden mit mir in gleicher Weise empfinden. Wer durch systematische Anwendung des von Blass postulierten Systems eine dauernde Wirkung beabsichtigt, der kann entweder nur auf eine ganz kleine Gemeinde (von Lesern obendrein) rechnen oder er täuscht sich über die Tragweite seiner Kunstmittel entsetzlich. Isokrates gäbe ich ohne weiteres preis; denn seine Reden habe ich nie für Kunstwerke gehalten. Aber wenn Demosthenes wirklich seine Demegorien so zusammengeleimt hat, wie es uns auf S. 68 ff. des vorliegenden Buches vor Augen gestellt wird, dann hatte Pytheas Recht, wenn er sagte, die Reden des Paianiers röchen nach der Lampe. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß solche Auswüchse gelegentlich vorgekommen sind, und unter dieser Voraussetzung ist es auch erklärlich, daß sie von einem Platon zu parodistischen und prosopographischen Zwecken angewendet worden sind; man wird gut tun, ein wachsames Auge auf solche Dinge zu richten.

Auch in einem zweiten Hauptpunkte, nämlich hinsichtlich des Übergreifens, kann ich Blass nicht zustimmen. Nicht deswegen, weil eine solche Nichtbeachtung der Sinnespausen uns fremdartig erscheint; dergleichen muß und kann überwunden werden, sofern nur alles andere in Richtigkeit ist. Auch wäre ja an und für sich die Einbeziehung des *Τούτου* (Z. 6) in die durch Z. 3—6 gebildete Rhythmengruppe nicht gerade unmöglich, wie ja solches auch in strophischer Lyrik nicht unerhört ist; unglücklich wird sie erst durch die von Blass angenommene doppelte Gültigkeit von *λήσαι τοὺς ἀκούοντας* || *Τούτου*. Ganz unmöglich, sagte ich, wäre sie nicht; aber ihre Notwendigkeit läßt sich ebenso wenig erweisen. Blass freilich meint (S. 185): „Auch die alten Schriftsteller müssen ohne große Pausen vorgetragen haben“ — warum? wird jeder eifrig fragen; man höre — „sonst hätten sie nicht mit so geringer Rücksicht auf die Teilung in Sätze und Satzglieder komponieren können“. Selbst wenn dies weniger einer *petitio principii* ähnlich sähe, wäre damit noch nicht das erwiesen, was Blass will. Gesungen wurde die Prosa ja doch nicht; wie wurde sie also vorgetragen? Drei Arten sind denkbar; erstens: eintönige Rezitation nach Länge und Kürze; zweitens: Vortrag nach dem musikalischen Wortakzent; drittens: dynamische Schattierung nach dem logischen (bezw. pathetischen) Akzent. Von diesen drei Arten ist die erste für Redner, die um zu überreden sprechen, zumal aber für südliche Naturen ausgeschlossen; die zweite ist ebenfalls eintönig und im Sinne der Blass'schen Hypothese eher ein Hindernis, da die Responion dadurch nur verdunkelt wird. So bleibt also nur der nach den Satzteilen sich richtende logische Akzent

übrig¹⁾ und wir kommen so doch wieder auf die von Blass perhorreszierten kleineren Kola und die Perioden zurück. Blass selbst scheint es auch bei seinen längeren Responsionen unheimlich geworden zu sein; oder wie soll man es anders deuten, wenn er S. 94 sagt: 'Im übrigen aber steht nichts im Wege, daß man sich einen solchen langen Rhythmus zerlegt' usw. ?

Aber auch die Rhythmen selbst führen auf diese kleineren Abschnitte zurück. Betrachten wir in Blass' Analyse unserer Isokratesstelle die Z. 3—6, so ist eine strophische u. zw. amöbäische Anlage unverkennbar. Eine ganz ähnliche Strophe erhalten wir aber, wenn wir mit *Τὸς δὲ* beginnen und mit *ἐνούοντες* schließen, d. h. uns streng innerhalb des zweiten Gliedes der durch *μὲν* und *δὲ* geteilten Periode halten, nämlich:

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Freilich, noch lieber ist mir folgende Einteilung, welche auch den untergeordneten Sinnespausen gerecht wird und kein Wort zerreißt:

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Und lösen wir in Z. 11 das ganz äußerlich angeklebte *Τίς* ab, so wird das schöne Ebenmaß der Z. 9 (2. Hälfte), 10 und 11 dadurch nicht im mindesten gestört, denn die letzte Zeile wird bloß katalektisch; die vorhergehenden Worte aber ergeben folgendes Schema:

— — — — — |
 { — — — — —
 { — — — — —
 { — — — — —

wobei in der dritten Zeile (= Z. 8 des Blass'schen Schemas) die Wortstellung aller Handschriften außer © in der Antidosis beizubehalten wäre.

Zu ähnlichen Ergebnissen bin ich auch bei der Durcharbeitung anderer von Blass analysierter Stücke gekommen, mit starken Abweichungen im einzelnen; im wesentlichen aber lief es meist darauf hinaus, daß ich mich auf einen von Blass selbst früher eingenommenen Standpunkt versetzt sah. Das ist natürlich

¹⁾ Man vergleiche, was Blass selbst über den Vortrag der Demosthenischen Reden in seiner *Att. Beredsamkeit* III 1², S. 198 ff. bemerkt.

zum großen Teil eine Sache des Empfindens; der eine geht über das, was der andere für die äußerste Grenze der Möglichkeit hält, hinaus und Meinung steht so Meinung gegenüber. Aber Blass hat ja auch die Techné des Altertums selbst als Zeugin angerufen. In der Tat, wer die Darlegungen auf S. 1—40 liest, ohne genau im einzelnen nachzuprüfen, wird leicht den Eindruck (die unbewußte Wirkung, um mit Blass zu reden) einer festgeschlossenen Beweis-kette haben. Der Kundige aber wird bald merken, daß dieser Teil des Buches der schwächste ist, weil der Verf. den über-lieferten Zeugnissen vielfach Gewalt antut, um sie seinem System anzupassen. Gleich die eingangs behandelte wichtige Stelle des Enagoras (§ 9—11) erfährt eine Interpretation, die ich nicht für stichhältig ansehen kann. Die Dichter haben es gut, heißt es bei Isokrates: (a) *μετὰ μέτρων καὶ ῥυθμῶν ἅπαντα ποιοῦσιν* und *ταῖς εὐρυθμίαις καὶ ταῖς συμμετροῖς ψυχαγωγῶσι τοὺς ἀκούοντας*, die Prosaiker aber *οὐδενὸς τούτων κοινωνοῦσιν*. Deshalb sollen es sich die letzteren zur Aufgabe machen, wenigstens den Versuch zu wagen, ob man nicht die großen Männer auch mit den Mitteln der Prosa feiern könne (b) *οὐδὲν χεῖρον τῶν ἐν ταῖς ᾠδαῖς καὶ τοῖς μέτροις ἐγκωμιαζόντων*. Blass legt hier das größte Gewicht darauf, daß in b vom Rhythmus nicht die Rede ist, während in a Metrum und Rhythmus ausdrücklich ge-nannt werden; also, schließt er, bleibt der Rhythmus als das charakteristische Moment der Isokratischen Kunstprosa übrig. Aber wie steht es mit der Melodie (ᾠδή)? Von dieser ist wiederum in a nicht die Rede. Wenn also die drei Elemente ᾠδή, ῥυθμὸς, μέτρον wirklich überall so scharf umgrenzte Begriffe sind wie in Platons Gorgias (502 c), welchen Wert behält da die lückenhafte Aufzählung der Isokratesstelle? Und da man nicht wohl glauben kann, daß Isokrates sich hier aus Ungeschick ungenau ausgedrückt habe, so sehe ich keinen anderen Ausweg ein als anzunehmen, daß er sich nicht mit voller Deutlichkeit äußern wollte. Eine solche Stelle darf aber nicht als Beweis herangezogen werden. — S. 7 ist die Gleichstellung von *χύδην*, „kunstlos (hingegossen)“ nach Blass, und *πεζός, πεζῆ* nicht richtig; denn das letztere bezeichnet das im Schritte gehen im Gegensatze zum abgemessenen Tanzschritte. — S. 9 lesen wir: „*Ἐπῶν ἑξαμέτρων καὶ τριμέτρων καὶ πάντων ὅτῃ τῶν λεγομένων μέτρων*“ heißt es in der Stelle der Gesetze (810 e); wir fügen Tetrameter und Pentameter hinzu und sind damit wirklich fertig; denn was es sonst an „Versmaßen“ nach unserer und bereits alexandrinischer Bezeich-nung noch gibt, heißt nach klassischer vielmehr *ῥυθμοί*“. Hätte es sich bloß um Tetrameter und Pentameter (der letztere galt überdies gewiß als Anhängsel des Hexameters) gehandelt, so hätte Platon nicht den Ausdruck *πάντων* gebraucht; die Stelle muß also anders gefaßt werden. — Auch S. 10 wird der Aristotelischen Definition des Rhythmus (Rhet. III 1408 b 28 *ὁ δὲ τοῦ σχήματος*

της λέξεως ἀριθμὸς ῥυθμὸς ἐστίν) in unberechtigter Weise der Charakter der Definition abgesprochen, weil sie zu Blass' System nicht paßt.

Insbesondere legt Blass großes Gewicht darauf, „daß die rhythmische Kunst der Prosa des IV. Jahrhunderts den späteren Griechen und Römern ein vollständiges Geheimnis geblieben ist“ (S. 19). Daher paßt es ihm vortrefflich, wenn sich Cicero an einer Stelle des Orator (§ 213 f.) in Folge seiner Unkenntnis des „Systems“ ein grobes Mißverständnis, wie Blass meint, zu Schulden kommen läßt, obwohl er „im Gefühl etwas viel Besseres und Richtigeres gehabt hat, als er weiß und sagt“ (S. 25). Ich muß den Passus, wie er bei Blass steht, hersetzen. Cicero erzählt „daß vor seinen Ohren C. Carbo einmal folgendermaßen in der Volksversammlung gesprochen habe: *O Marce Druse, patrem appello: tu dicere solebas sacram esse rem publicam; quicumque eam uiclaussent, ab omnibus esse ei poenas persolutas. Patris dictum sapiens temeritas filii comprobavit.* Durch diesen Dichoreus *comprobavit* sei die Versammlung zu lautestem Beifall hingerissen worden. Das lag aber, wiewohl Cicero dies nicht sagt, an der Wiederholung, in dem *comprobavit* mit *persolutas* gleichsam reimte; ohne *persolutas* wäre *comprobavit* spurlos vorübergegangen.“ Soweit Blass. Sollte man es danach für möglich halten, daß Cicero, auch auf den an erster Stelle stehenden Dichoreus *persolutas* ausdrücklich aufmerksam gemacht hat in folgender Parenthese, die bei ihm nach *persolutas* steht: *dichoreus; nihil enim ad rem, extrema illa longa sit an brevis; deinde?* Empfängt durch diese bei Blass fehlenden Worte nicht die nach *comprobavit* folgende Schlußbemerkung *‘hoc dichoreo tantus clamor contentionis excitatus est, ut admirabile esset’* eine ganz eigentümliche Beleuchtung? Es wäre doch für Cicero unnötig gewesen, auf den ersten Dichoreus hinzuweisen, wenn er ihn nicht in eine Verbindung mit dem zweiten gebracht wissen wollte. Hier haben wir also einen Rest „klassischer“ Tradition (denn daß Cicero nur die Nutzenanwendung von einem griechischen Beispiel auf ein römisches überträgt, steht für mich fest), u. zw. einen, der ungefähr soweit geht, als ich Blass' Lehre von der rhythmischen Entsprechung beipflichten kann. Dionysios von Halikarnassos allerdings weiß von solcher Entsprechung nichts; aber das erklärt sich daraus, daß er mehr zur Partei des Aristoteles gehörte, als zu der *Ἰσοκράτους καὶ τῶν κεινῶν γνωρίμων αἴρεσις* (de comp. verb. c. XIX am Ende). Die Tradition der Aristotelischen Lehre war eine außerordentlich festgefügte, wie man leicht sieht, wenn man Stellen wie die des Theophrast (bei Demetrius *περὶ ἐρμηνείας* 41): *οὐ γὰρ ἐκ καιῶνων ἀκριβῶς, ἀλλὰ καιωνικόν τί ἐστι* und des Aristoteles (Rhet. III 1408 b 31): *ῥυθμὸν δὲ μὴ ἀκριβῶς τοῦτο δὲ ἐσται, ἐὰν μέγρι του ἤ* mit einander vergleicht; und ich gebe Blass gerne Recht, wenn er annehmen zu müssen glaubt, daß Aristoteles'

Rhetorik „zwar für den Wissenden ausreichend, aber für den Nichtwissenden zur Belehrung gänzlich ungeeignet war“. Aber es gab ja auch eine *Techne*, die den Namen des Isokrates trug und den Standpunkt der Isokrateischen *αἴρεσις* vertrat; aus ihr war doch vielleicht manches zu schöpfen, wie etwa das in der oben angeführten Cicerostelle (wo ja im folgenden gegen die Aristotelische Lehre vom Pāon polemisiert wird) Angedeutete. Wenn im ganzen nur wenig Positives darüber in die Öffentlichkeit drang, so läßt sich dies damit erklären, daß die Isokrateische Lehre im wesentlichen eine Geheimlehre war (vielleicht bezieht sich darauf die Anspielung bei Dionysios Hal. de comp. verb. c. XXV *μυστηρίοις μὲν οὖν ἔοικεν ἤδη ταῦτα κτλ.*); freilich war diese Geheimkunst nicht allzu schwer zu durchschauen und abzulernen. Aristoteles hat sie als System abgelehnt; für die Praxis ließ er sie *μέχρι του* passieren, hielt aber an Kola und Perioden fest.

Ich glaube, wir können nichts Besseres tun, als ihm zu folgen und die Blass'sche Entdeckung mit der gleichen Beschränkung acceptieren. Mit demselben *granum salis* darf sie auch bei der Textkritik zugelassen werden. Freilich ist die richtige Anwendung dieses Reagens eine der kitzlichsten Aufgaben, zumal dort, wo die Anschauungen des Schriftstellers selbst sich im Laufe der Zeit geändert haben, wie dies Isokrates von sich ausdrücklich im Philippos § 27 f. bezeugt: *ταῖς περὶ τὴν λέξιν εὐρυθμίαις* — —, *αἷς αὐτός τε νεώτερος ὢν ἐχρώμην καὶ τοῖς ἄλλοις ὑπέδειξα, ὃν οὐδὲν ἔτι δύναμαι διὰ τὴν ἡλικίαν.* Wobei allerdings unklar bleibt, ob der schwierige Eiertanz über — und ~ ihm in vorgerücktem Alter allzu beschwerlich wurde oder für seine grauen Haare nicht mehr ganz angemessen erschien. Es ist in der oben besprochenen Stelle aus der Rede *περὶ εἰρήνης* ebensowohl möglich, daß (vorausgesetzt, daß Θ für die Antidosis die richtige Lesart gibt) Isokrates die Umstellung in Z. 8 später selbst vorgenommen hat, um die zwei Choriamben *οὐδὲν ὑποστειλόμενος* zu tilgen, als daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, das *τὴν* in Z. 5 zu streichen und eine genaue Responision zu erreichen, so daß die Mehrzahl der Handschriften die erste Fassung; Θ hingegen die *δεύτεραι φροντίδες* des Isokrates darstellen würde. Wer will sich da eine Entscheidung zutrauen? Auch die beiden Textesrezensionen der dritten Philippica des Demosthenes (S. 59 ff.) gewähren unter diesem Gesichtswinkel betrachtet dem Liebhaber dorniger Probleme ganz auserlesene Genüsse.

Endlich soll nicht vergessen werden hervorzuheben, daß der Verf. selbst seine Arbeit mit dem vorliegenden Buche noch nicht für abgeschlossen erachtet. Es werden in der Tat, namentlich für Platon, noch weitläufige Untersuchungen notwendig sein, um festzustellen, wie weit die Responision im Umfange der Blass'schen Hypothese reicht. Hoffen wir, daß diese sich nicht bewährt. Ich

wünsche dies insbesondere im Interesse der Demosthenischen Reden und ihrer Verwendung im Gymnasialunterricht; denn wenn es erwiesen wird, daß die rhythmische Entsprechung für Demosthenes die Hauptsache war und nach seiner eigenen Auffassung die Wirkung seiner Reden davon abhing, ob hier ὦ lang oder kurz oder gar doppelzeitig zu messen, ob dort ταῦτα zu setzen oder wegzulassen war, dann ist auch fast das Todesurteil über ihn als Bildungsfaktor gesprochen. Entweder muß dann der Lehrer mit den Schülern Silben zählen oder er muß ihnen bei der Erklärung das Wichtigste unterschlagen. Ein böses Dilemma; *quod dii avertant*.

Daß ich das Blass'sche Buch nicht für ein von vorneherein abzulehnendes halte, geht wohl aus den voranstehenden Zeilen zur Genüge hervor. Es bleibt auch in seinen Fehlern lehrreich; außerdem enthält es aber, besonders in seiner zweiten Hälfte (von S. 112 an), eine Fülle feiner Bemerkungen, die ihm dauernden Wert sichern. Was das Gesamtergebnis betrifft: *μέγροι τοῦ*.

Graz.

Heinrich Schenk l.

Essai sur la rhétorique grecque avant Aristote. Par Octave Navarre. Paris, Hachette 1900. gr. 8°, XV u. 346 SS.

Während F. Blass in seiner 'Attischen Beredsamkeit' nur beiläufig den Stoff berührt, den Navarre zum Gegenstande seiner Untersuchung macht, beschreiben R. Volkmann (Die Rhetorik der Griechen und Römer) und A. Chaignet (La Rhétorique et son histoire) die Rhetorik in dogmatischer Weise und zwar in dem Zeitpunkt, wo sie ein vollkommenes und abgeschlossenes System bildet. Der Verf. hingegen wählte die historische Darstellung und schildert daher die Redekunst in ihrer Entwicklung. Von demselben Gesichtspunkte ging schon L. Spengel in seiner grundlegenden, noch heute wertvollen *Συναγωγή τεχνῶν* (Stuttgart 1828) aus, durch die er das verloren gegangene gleichnamige Werk des Aristoteles nach Möglichkeit wieder zu ersetzen suchte. Als Quellen dienten ihm die Bruchstücke der voraristotelischen Rhetoren und die alten, auf diese Rhetoren bezüglichen Zeugnisse, zwar sichere, aber auch dürftige Quellen. N. will deshalb Spengels Werk vervollständigen und bereichern, indem er zwei andere Gruppen von Hilfsmitteln, die mit der nötigen Vorsicht gebraucht, ohne Zweifel von nicht geringem Nutzen sind, planmäßig heranzieht. Die eine ist die Sammlung der attischen Verteidigungsreden, aus denen man die rhetorischen Regeln wiederherzustellen insofern berechtigt ist, als die meisten Logographen Athens zugleich Meister der Redekunst waren und so Praxis und Theorie in sich vereinigten. Der Verf. hat unter anderem mit ihrer

Hülfe in großen Zügen die Rhetorik des Gorgias, Antiphon und Isokrates dargestellt. Die zweite Gruppe bildet die ganze Reihe nacharistotelischer Abhandlungen über die Rhetorik, in denen, wie der Verf. an Beispielen zeigt, alles Wesentliche der Rhetorik des vierten und fünften Jahrhunderts v. Chr. enthalten ist. Auf Grund dieser Quellen stellte N. mehrere Kapitel der griechischen Rhetorik, wie sie im vierten Jahrhundert v. Chr. gelehrt wurde, fast vollständig wieder her. Den beiden Gruppen entsprechend, behandelt der Verf. seinen Gegenstand in zwei Teilen.

Im ersten 'Histoire de la rhétorique grecque avant Aristote' (S. 1—207) gibt er eine Entwicklung der griechischen Beredsamkeit, insbesondere der gerichtlichen, innerhalb eines begrenzten Zeitabschnittes, seit ihren Anfängen bis auf Aristoteles. Er bespricht ausführlich die Rhetorik Siziliens, ihre Entstehung und ihr Wesen und zeigt, wann und wie diese Rhetorik in Athen Eingang fand (Kap. 1) und welche Förderung sie hier durch die Sophistik, deren wichtigste Unterrichtsweisen genau dargestellt werden, im allgemeinen und durch die sprachlichen und stilistischen Neuerungen des Gorgias im besonderen erfuhr (Kap. 2 und 3). Er entwirft ferner ein deutliches Bild von der Rhetorik des Antiphon, dessen Lehre in den Hauptzügen auch für die nachfolgenden Redner des fünften und vierten Jahrhunderts maßgebend war (Kap. 4 u. 5), und führt endlich aus, daß Isokrates die Sokratische Methode in die Redekunst einführte und daß mit ihm die praktische Rhetorik ihren Höhepunkt erreichte (Kap. 6). Der zweite Teil 'Essai de restitution d'une rhétorique grecque du IV^e siècle avant J.-C.' (S. 209—333) bietet uns den Inhalt eines rhetorischen Lehrgebäudes aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. Er belehrt uns darüber, welche Eigenschaften die einzelnen Teile der Rede haben mußten, also unter anderem über die dreifache Aufgabe der Einleitung und des vorbereitenden Teils, über die Einteilung und die Quellen der *πλοτεῖς* und über die Bedeutung des *ἐπίλογος*, im weiteren und engeren Sinne genommen.

Es würde zu weit führen, so lehrreich es auch sein mag, auf Einzelheiten näher einzugehen; es dürfte genügen, auf die Hauptpunkte des reichhaltigen Buches hingewiesen zu haben, das seine Entstehung nicht nur einer sorgfältigen Verwertung der einschlägigen Schriften¹⁾, sondern auch der selbständigen Durch-

¹⁾ Aufgefallen ist mir allerdings, daß 'Die antike Kunstprosa' E. Nordens (Leipzig, Teubner 1898) mit keinem Worte erwähnt ist. Und doch war dazu öfters Gelegenheit, wenn auch Norden von anderen Gesichtspunkten ausgeht. Vgl. bei Norden die Abschnitte: 'Die Gorgianischen Redefiguren' (S. 16 ff.), 'Gorgias und seine Schule' (63 ff.), 'Isokrates' (113 ff.) und das Register. Übrigens war, wie ich aus S. 206, Anm. 2 schließe, Navarres Werk schon soweit im Drucke vorgeschritten, daß Norden wohl nur anhangsweise hätte berücksichtigt werden können.

forschung neuer Quellen verdankt und so Licht über manche Punkte der griechischen Rhetorik verbreitet, die bisher unklar oder dunkel geblieben waren. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes und die äußere Ausstattung des Buches verdienen alle Anerkennung.

Wien.

Karl Burkhard.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Ant. Zingerle. Pars VII. Fasc. III. Liber XLIII. Editio maior. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1902. Preis geh. 60 h = 50 Pf.

Auch in dem vorliegenden Buche wurden die Eigentümlichkeiten der Handschrift, die durch Josef Zingerle neuerdings aufs genaueste verglichen wurde, bis in Einzelheiten, wie Rasuren Punkte, Striche, so gewissenhaft vermerkt, daß es für weitere kritische Untersuchungen zur Grundlage genommen werden muß. Dazu kommt, daß der Verf., der auch diesmal eine Reihe von Stellen eingehend behandelte (vgl. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. in Wien, Bd. 145, 7; Wiener Studien, 24. Jahrg., 2. Heft), die Eigentümlichkeiten der Handschrift aufs eingehendste untersuchte und den reichen Stoff leicht und sicher beherrscht.

Der Text ist in derselben vorsichtigen und konservativen Weise gestaltet, wie über Buch 41 und 42 in dieser Zeitschrift 1900, S. 313, 1901, S. 312 f. hervorgehoben wurde; auch der kritische Apparat zeigt die gleiche Reichhaltigkeit und Gründlichkeit. An mehr als zwei Dutzend Stellen hat der Verf. a. a. O. allzu kühne Vermutungen Neuerer widerlegt oder überhaupt zur Klärung des Textes beigetragen. Vor allem aber interessieren seine eigenen neuesten Vorschläge: 7, 10 *spoliata compilataque*; (*spolia*) *sacrilegis* C. L. *navibus Antium devexisse*, eine Ergänzung, die handschriftlich den anderen vorzuziehen ist, wenn man nicht mit Weissenborn *spoliata; compilataque sacrilegis* . . liest; nur muß man dann, um den von Vahlen vorgebrachten Bedenken zu entgehen, den Strichpunkt beseitigen und beide Sätze vereinigen, ähnlich wie dies im letzten Satze der Fall ist. Daß Liv. *sacrilegis navibus* (übrigens schon von Ernesti im *Glossar. Liv.* vorgeschlagen) geschrieben habe, kann Ref. selbst mit Rücksicht auf XXIX 18, 8, nicht glauben. — 11, 13 hat Z. mit Recht *eo anno* in den Text gesetzt, vgl. Fügner, *Lex. Liv.* Sp. 1175 f.; wie aber aus ähnlichen Stellen (vgl. außer den von Weissenborn-H. J. M. Müller angeführten noch XXVII 36, 5; XXX 39, 6; XXXI 50, 5; XLI 13, 4; XLIV 18, 7; XLV 44, 3), die alle einen bestimmten, wohl der Quelle (meist Piso) entnommenen Stil zeigen, hervorgeht, ist einerseits *inter* vor *sacerdotes* befremdend (vielleicht aus *interculariae* eingedrungen) und dann mit Hertz *sacerdotes . . mortui (sunt)* anzunehmen, andererseits muß in der Lücke eine Wendung wie *in eorum locum successi sunt* gestanden

haben, vgl. insbesondere XXIX 38, 6 und XXXII 7, 15; an Vahlens *cooptari* ist wohl nicht zu denken, da Liv. dieses Zeitwort von Priesterwahlen nur an drei Stellen XXXIX 46, 1, XL 42, 11 und 12 und da in bestimmten Verbindungen anwendete. — 15, 1 ist es besser, mit Z. *sunt* nach *legiones*, am besten aber mit ihm (im Texte) nichts zu streichen. — 20, 3 wird *maxime* nach *tum* mit Recht getilgt. — 20, 4 ist *inpelli ad bellum Romanum poterat* eine gelungene Konjektur. — 21, 9 steht im Texte mit gutem Grunde *retentus altitudine amnis mansit*, vor *mansit* wird aber der Ausfall von *dies III* vermutet, was paläographisch den anderen Versuchen vorzuziehen ist. Von den Vorschlägen, die H. J. M. Müller dem Verf. zur Verfügung stellte, wurden in den Text aufgenommen: 2, 2 *paterentur*; 2, 7 *P. Scipionem*; 6, 11 *legati Carthaginensium tritici*; 6, 14 *et ea et, quae*; auch 13, 7 *ab decemviris* hätte dies mit Rücksicht auf Fügner *Lex. Liv.* Sp. 8 und 12 verdient. — Die Editio minor enthält, wie sonst, bloß den Text.

St. Pölten.

Dr. Adolf M. A. Schmidt.

1. H. C. Elmer, *Ne emisses, ne poposcisses*, and similar expressions. Reprinted from Studies in honor of Basil Lanneau Gildersleeve p. 123—129.
2. — —, On the Subjunctive with *Fortisan*. Extracted from the Transactions of the American Philological Association, Vol. XXXII (1901), p. 205—217.
3. — —, Is there still a Latin Potential? A reply to Professor Hale: American Philological Association. Proceedings for July 1901 (p. CXVIII—CXX).
4. Willard K. Clement, Elmers Treatment of the Prohibitive — A rejoinder. Reprinted from the American Journal of Philology, Vol. XXII (1901), Nr. 1, p. 87—96.

1. *Ne emisses* (Cic. Verr. II 3, 84, 109) und *ne poposcisses* (Cic. ad Att. II 1, 3) hat man bisher meist als Ausdruck der Vergangenheit für *ne emeris* und *ne poposceris* gefaßt. Da liest nun E., der ehemals gleicher Meinung war (s. dessen Studies in Latin Moods and Tenses p. 226) bei Cicero Sest. 20, 45 *restitisses* (was gewöhnlich übersetzt wird 'du hättest widerstehen sollen'), ein Gebrauch des konjunktivischen Plusquamperfekts, der sich offenbar mit dem der beiden zuerst genannten Stellen deckt, aber unmöglich auf *restiteris* zurückgehen kann; denn ein solcher Imperativ des Präsens sei einerseits im Lateinischen unerhört und andererseits müßte *resiste* in die Vergangenheit übertragen zu *resisteres* werden. Unter diesen Umständen will nun E. vorliegende Ausdrucksweisen als irreale Optative fassen. — Ref. hat zweierlei

zu bemerken: einmal ist der in Rede stehende Gebrauch des konjunktivischen Plusquamperfekts weiter verbreitet als E. anzunehmen scheint: man vergleiche nur die Stellensammlung bei Madvig zu Cic. Fin. II 12, 35, der allerdings hier von einer '*res a grammaticis fere neglecta*' spricht, und dann ist die von E. vorgetragene Ansicht schon bei H. Lattmann, *De coniunctivo Latino* p. 10 zu finden, der sich so äußert: '*Est igitur discriminis aliquid inter emeret et emissas, cum illud sit, quod nostrates dicunt: Du hättest kaufen sollen, hoc: hättest du doch gekauft!*' Ältere Gelehrte, die sich über diesen Konjunktiv geäußert haben, nennt Schömann zu Cic. N. D. I 32, 89.

2. Die Abhandlung ist allerdings zunächst nur durch Hales Polemik gegen den Verf. veranlaßt, ist jedoch von durchaus selbständigem Wert, so daß sie ihrem wesentlichen Inhalte nach wiederholt zu werden verdient. — Der Konjunktiv bei *forsitan* ist nach E. nur erklärlich, wenn der Lateiner in *forsitan* das *an* als Fragewort fühlte, dem die indirekte Frage folgte; darnach ist aber auch die von einigen Grammatikern beliebte Zusammenstellung von *forsitan dicat* mit *aliquis dicat* unzulässig. Von 57 Stellen, die sich in der Literatur bis Tibull finden, enthalten nur vier *forsitan* ohne Konjunktiv: es wird hier als Adverb ohne folgendes Verb gebraucht. Genau so verhält es sich mit *nescio* (*haud scio*) *an*. Wie bei *forsitan* findet sich hier regelmäßig (von irrealen Bedingungssätzen abgesehen) nur Konjunktiv des Präsens und des Perfekts; auch wird *nescio* (*haud scio*) *an* gleichfalls nur allmählich zum Adverb. Daß der Konjunktiv bei *forsitan* nicht mit dem Potential in *aliquis dicat* identisch, sondern auf die Abhängigkeit von *an* zurückzuführen ist, ersieht man daraus, daß in guter Zeit *forsitan* dem Konjunktiv fast ausnahmslos vorangeht, während *fortasse*, das eben den Modus nicht beeinflusst, in einer großen Zahl von Fällen während derselben Periode dem Verbum nachfolgt. Ja auch *forsitan* selbst beachtet diese Stellung, wo es die Natur von *fortasse* annimmt oder mit einer irrealen Verbalform verbunden ist, wie *dabit forsitan* (Lucr. V 104), *ignoraretur forsitan* (Ov. Trist. I 5, 18). Endlich gibt die Verbindung *fortasse an* interessante Zeugenschaft für die Natur des Konjunktivs bei *forsitan*. Während sich das bloße *fortasse* bis in Martials Zeit mit dem Indikativ verbindet — nur an einer einzigen unbestrittenen Stelle liest man den Konjunktiv, nämlich Cic. Verr. V, § 7 *durum hoc fortasse videatur* —, wird *fortasse an* fast ausnahmslos mit dem Konjunktiv verbunden, u. zw. gerade wie *forsitan* mit dem Konjunktiv des Präsens oder Perfekts, wobei das Verb wieder wie bei *forsitan* nachfolgt. — Den Schluß der Arbeit bildet eine für die Verfasser von Schulgrammatiken wichtige Bemerkung. E. verweist auf das nachklassische *erraverim fortasse* 'ich mag vielleicht geirrt haben'. Er wiederholt seine schon bei anderer Gelegenheit ausgesprochene Überzeugung, daß der bloße Konjunktiv des Perfekts

niemals weder in alter noch in späterer Latinität imstande ist als eine Art Potentialis der Vergangenheit (wonach also *erraverim* = 'ich mag geirrt haben' wäre) zu fungieren, was die Schulgrammatiken, die in dieser Beziehung Irriges lehren, beherzigen mögen. Ausdrucksweisen von *fortasse* c. coni. perf. sind allerdings, aber erst seit dem Verfall der Latinität nachweisbar, sowie auch andererseits *forsitan* mit dem Indikativ erscheint: die beiden Partikeln haben ihre Konstruktionen ausgetauscht. — Es auf statistische Nachweise gestützte Ausführungen verdienen durchaus Beifall. Ref. hat über die behandelte Partikel nie anders gedacht und er wundert sich nur, daß ein Forscher wie Hale Ansichten vertreten konnte, die den hier vorgetragenen widersprechen. Nur in einem Nebenpunkte weicht die Ansicht des Ref. von der E.s ab. E. wendet sich nämlich gegen die Anschauung, als sei der Konjunktiv in *fors sit an* ein potentialer, also = 'es mag ein Zufall sein'; vielmehr sei der ursprüngliche Sinn der Wendung 'es wäre ein (reiner) Zufall'. E. beruft sich auf den angeblich analogen Gebrauch des Konjunktivs in *haud sciam an*. Aber gerade diese Verbindung scheint eine andere Erklärung zu fordern und eine recht annehmbare bietet Schauerlein in dem (wohl ganz unbekannt gebliebenen) Programmaufsatz von Halle 1847 ('Die ciceronische Auffassung und formelle Behandlung der unabhängigen Neben- und Zwischensätze in der direkten Rede') S. 19. Schauerlein sagt: 'Etwaige Gegner dieser Attraktion (nämlich bei Verbis des Sagens und Meinens in Relativsätzen) verweise ich hier nebenbei auf eine andere Erscheinung des Ciceronianismus, das Verbum regens die bewußte Form seines Objektes annehmen zu lassen, auf *haud sciam an* c. coni. neben *haud scio an*. — *Haud sciam an*.. steht mit beigeseztem Verbo des Nebensatzes de or. I 60, 255...; ja *haud sciam an* ist fast notwendig, wenn das Verbum zu *an* fehlt, so daß also auf *sciam* die Form der persönlichen Vorstellung übergeht...'. Wenn nicht alles täuscht, ist das deutsche 'ich wüßte nicht' in gleicher Weise zu erklären.

3. Der Aufsatz ist gegen Hales gleichbetitelt Behandlung des Gegenstandes gerichtet, über die Ref. in dieser Zeitschr. 1901, S. 1070 f. Näheres mitgeteilt hat.

4. William K. Clement hatte den Prohibitiv im silbernen Latein unter Bezugnahme auf Elmers einschlägige Lehren (s. diese Zeitschr. 1895, S. 1074 f. und 1900, S. 1093 f.) im *American Journal of Philology* XXI (1900), Nr. 2 behandelt, worauf Elmer ebd. XXII, Nr. 1, S. 80—87 geantwortet hat. Diese Entgegnung nun nimmt Clement im vorliegenden Aufsatz zum Anlaß, um so ziemlich die ganze Lehre Elmers einer Kritik zu unterziehen. Allem Anscheine nach ist der Streit hiemit nicht abgeschlossen. Warten wir also ab! ¹⁾

¹⁾ Tatsächlich wurde der Streit jüngst fortgesetzt. Vgl. W. K. Clement, *The Latin Prohibitive* and Prof. Elmer: *The Classical Review* 1902, S. 172—176. — H. C. Elmer, *A Last Word on the Prohibitive in Terence*. Ebd. S. 408 ff. (Korrekturnote.)

Paul Maas, Studien zum poetischen Plural bei den Römern. Von der Münchener philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift. Sonderabdruck aus dem Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik. XII. Band. Leipzig, Teubner 1902. 72 SS. 8^o.

Seit J. G. Jacob seine *Commentatio de usu numeri pluralis apud poetas Latinos* (Naumburg 1841) schrieb, ist ein wesentlicher Fortschritt in der Frage nach dem Wesen des Plurals in der lateinischen Dichtersprache nicht zu verzeichnen. Unter I 'Allgemeines' kritisiert der Verf. vorliegender Schrift die einschlägigen Versuche. Brauchbare Bemerkungen bringt wohl hin und wieder die von M. geprüfte Literatur, nur sind sie auf das rechte Maß zurückzuführen und vor allem am rechten Orte zu verwerten. M. findet sich in die Notwendigkeit versetzt, griechischen Einfluß und das metrische Bedürfnis als Erklärungsbehelfe abnorm scheinender Plurale anzuerkennen. Unter II 'Begriffe der Maße' und III 'Körperteile' werden die einschlägigen Erscheinungen nach den gegebenen Gesichtspunkten behandelt. Wie der Verf. im einzelnen verfährt, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Das metrische Bedürfnis erweist er, indem er jedesmal die betreffenden Nomina nach ihren verschiedenen Kasusformen im Singular und namentlich im Plural prüft und die Frage erhebt, ob und inwieweit sie in der Prosa zur Verwendung kommen und besonders in der Poesie vermöge ihrer prosodischen Beschaffenheit zur Verwendung kommen können. Das berechtigte Mißtrauen gegen die Grammatiker (wie Neues Formenlehre) und die gangbaren Texte kommt ihm vorzüglich zustatten: er erkennt manche willkürliche Änderung als solche und beseitigt unzulässige Lesarten. Von der Erklärung durch Gracismen macht er nicht den landläufigen unkritischen Gebrauch wie diejenigen Grammatiker, die nachlässig genug von vornherein die Latinität erklärungsbedürftiger Erscheinungen in Abrede stellen und mit dem Schlagwort Gracismus jede Schwierigkeit behoben glauben, sondern er sucht neben der Annahme griechischer Nachbildung nach Stützen im lateinischen Sprachgebrauche selbst. Offenbar teilt er die Ansicht Brugmanns, der sich in den Indogermanischen Forschungen V 100 also äußert: 'Unter Gracismus hat man nicht zu verstehen, daß der lateinischen Sprache etwas ihr von Haus aus völlig Fremdes aufgepfropft wurde, sondern es wurde nur ein seinem Ursprunge nach echt einheimischer Anwendungstypus, weil er im Griechischen ein von den Römern empfundenes Analogon hatte, nach diesem ausländischen Master weiter ausgebildet'. Vgl. auch Goßrau, Lat. Sprachlehre, 2. Aufl., S. 619. Wie so häufig gerade Forscher, die in die Tiefe gehen, versteht sich M. schließlich zu dem Geständnis, daß seine Arbeit Stückwerk ist: 'es hätte für unsere Aufgabe, wenn wir sie vollständig umfassen wollen, eine Voruntersuchung erstens über die Numeri in der lateinischen Prosa, und zweitens

über die lateinische Dichtersprache in ihrer Gesamtheit bedurft'. Diese beiden Aufgaben zu lösen ist wohl niemand mehr berufen als der Verf. selbst.

Wien.

J. Golling.

Dr. Peter Hau, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. 1. Teil: Sexta. Köln, Verlag der M. da Mont-Schaubergschen Buchhandlung 1901. 89, 97 SS.

Das vorliegende Lese- und Übungsbuch soll nach der Absicht des Verf.s nicht nur das sprachliche Wissen der studierenden Jugend begründen und fördern, sondern es soll ihr auch die Bekanntschaft mit berühmten Männern und wichtigen Begebenheiten des klassischen Altertums vermitteln und sie außerdem auf die Lektüre der Schriftsteller vorbereiten.

Daher wechseln passend gewählte oder geschickt gebildete Einzelsätze mit Erzählungen aus griechischer und römischer Zeit; unter 78 Nummern sind 24 lateinische und 7 deutsche umfangreichere Stücke dieses Inhaltes. Um diese Einrichtung zu ermöglichen, hat der Verf. das Aktiv der 1. Konjugation in die Behandlung des Substantivs eingeschoben. Dabei hat er den Wortschatz Cäsars, mit Maß auch den des Nepos, u. zw. in der Art verwertet, daß das Vokabular fast ausnahmslos aus solchen Wörtern besteht, deren Kenntnis für die Schüler notwendig ist.

Die Behandlung des Verbums im Rahmen des Substantivs, bezw. Nomens geschieht so, daß der Indikativ Präs. und der Imperativ des Hilfszeitwortes *sum* und des Verbums *laudo* vollständig, vom Imperf. (§ 3) und Perf. (§ 13) jedoch nur die 3. Pers. Sing. u. Plur. gelehrt wird; erst im 12., bezw. 18. Stücke folgt die Behandlung der übrigen Personen. Beim Inf. Präs. und Perf., dem Conj. Präs., Imperf. und Ppf. sowie auch bei den nachfolgenden vollständigen Konjugationen werden die Formen der verschiedenen Stammzeiten nicht mehr gesondert behandelt. Dieser Übelstand, der einigermaßen durch die zahlreichen zur Einübung bestimmten Beispiele über die erwähnten zwei Stammzeiten gemildert wird, hat seinen Grund in dem Streben, möglichst bald und möglichst viele erzählende Sätze und Lesestücke zu geben. Begreiflicherweise kommen dabei auch die Sätze in der 1. und 2. Person, namentlich im Passiv zu kurz; hier bleibt dem Lehrer die nicht leichte Aufgabe vorbehalten, durch planmäßiges, energisches Einüben Ordnung und Sicherheit in das grammatische Wissen der Schüler zu bringen. Auf die Komparation folgt die systematische Darstellung des Hilfszeitwortes *sum* und s. *Composita* und die der 1. Konjugation im Aktiv und Passiv; hierauf werden die Adverbia, Numeralia und Pronomina behandelt. Daran schließt sich die 2. Konjugation; durch die Voranstellung der 4. Konju-

gation vor die 3. ist in pädagogisch-didaktisch beachtenswerter Weise der Übergang vom Leichterem zum Schwereren durchgeführt.

Als nicht zu unterschätzende Beigabe folgen auf drei Seiten einige Grundregeln zum Übersetzen und 15 syntaktische Regeln. Der Schüler findet hier in übersichtlicher Weise seine auf induktivem Wege gemachten syntaktischen Beobachtungen zusammengefaßt. Das Vokabular enthält etwa 770 Wörter u. zw. nur lateinische, da in den deutschen Abschnitten keine anderen Wörter als die vorher gelernten lateinischen verwendet werden. Den Abschluß bildet die Zusammenstellung von 38 in diesem Buche enthaltenen Phrasen. Auch diese Neuerung zeigt den praktischen Blick des Verf. für die Bedürfnisse der Lateinschule und für die Sicherung des Erfolges. Wird auf diese Art im zweiten Jahre fortgefahren, so wird der Schüler beim Beginne der Lektüre einen Sinn für diesen wichtigen Teil des lateinischen Unterrichtes und ein Interesse, den Phrasenschatz zu bereichern, mitbringen.

Hinsichtlich der Ausführung ist zu bemerken, daß die Einzelsätze, welche zum Teile Spruchsätze, zum Teile erzählender Art sind, einen die Schüler anregenden Inhalt haben; nichtssagende Sätze sind vermieden. Obwohl der Verf. bei den von ihm gebildeten zusammenhängenden Stücken sowohl im Wortschatze als auch in den Formen sehr eingeengt war, hat er doch auch diese Aufgabe in zufriedenstellender Weise gelöst. Die Stücke sind einfach und leicht.

Auch in formeller Hinsicht ist wenig anzustellen. Nur die nicht selten sinnwidrige Stellung des Adjektivs hinter dem Substantiv fällt unliebsam auf. Besondere Sorgfalt hat der Verf. auf die Sprache der deutschen Stücke verwendet (es sind deren 68, um 15 weniger als lateinische). Es muß lobend hervorgehoben werden, daß statt der Anmerkungen nur kurze Anweisungen für die Übersetzung in Klammern hinzugefügt sind.

Das besprochene Buch schließt sich an die im gleichen Verlage erschienene lateinische Schulgrammatik von Dr. Bone an, jedoch so, daß es auch mit jeder anderen gebraucht werden kann. In Übereinstimmung mit dem genannten Herausgeber hat der Verf. die Endungen in den Beispielen der 1. und 2. Deklination und bei denen über den attributiven Gebrauch der *Adjectiva* durch den Druck hervorgehoben. Dieses Verfahren ist zweckmäßig, daher vermissen ich es ungern bei der ungleich schwierigeren prädikativen Verwendung.

Der Druck ist deutlich und korrekt, nur S. 60, Z. 15 ist *atque* in *atque* zu ändern. Auch die Ausstattung ist gefällig. Es ist zu hoffen, daß dieses recht gute Büchlein eine große Verbreitung finde.

Zum neuphilologischen Unterricht.

Welche Förderung kann der lateinische Unterricht an Reformschulen durch das Französische erfahren? Von Dr. Gerhard Michaelis, Oberlehrer am Reformrealgymnasium zu Barmen. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1902. 8°, 52 SS.

Daß das Studium des Französischen in einem vorausgegangenen Unterrichte in der lateinischen Sprache eine große Stütze und wesentliche Förderung findet, ist wohl selbstverständlich und wiederholt dargelegt worden. Das Umgekehrte, daß der lateinische Unterricht durch das Französische gefördert werden kann, ist zwar auch schon öfter behauptet, aber noch niemals so eingehend bewiesen worden wie in der vorliegenden Schrift.

Der Verf., Oberlehrer am Reformrealgymnasium zu Barmen, an welchem nach dreijährigem Unterrichte im Französischen das Studium der lateinischen Sprache beginnt, zeigt, daß das letztere durch das Französische gefördert, bereichert und belebt werden kann, u. zw. in doppelter Weise: in materieller Hinsicht in Bezug auf den Wortschatz, auf die Laut- und Wortbildungslehre und namentlich die Grammatik. In formeller Hinsicht gewinnt der Lateinunterricht durch die aus dem Französischen gewohnte Übung des Sprechens, der Selbsttätigkeit und durch die freien schriftlichen Arbeiten. Namentlich der letzte Punkt wird ausführlich behandelt.

Der Verf. liefert in der Beantwortung dieser Frage zugleich einen Beitrag zur Methodik des Lateinischen an Reformschulen. Er findet als Vorzüge des von ihm eingehaltenen Verfahrens eine geistige Beweglichkeit und gesteigerte Selbsttätigkeit, die bei der mehr starren Methode früherer Zeit nicht zu erzielen war, und endlich als Folge davon ein erhöhtes Interesse am Gegenstande und Hand in Hand damit eine große Freude am Unterrichte.

Die Lektüre dieser Schrift ist namentlich den Lehrern des Französischen, die am Gymnasium unterrichten, bestens zu empfehlen, aber auch jenen Vertretern der klassischen Philologie, die Französisch verstehen oder gar Lateinisch und Französisch zugleich lehren.

Reform und Antireform im neusprachlichen Unterricht. Von Friedrich Baumann, Oberlehrer am Gymnasium zu Torgau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 8°, 44 SS. Preis 1 Mk.

Die vorliegende Abhandlung ist ein durch Zusätze erweiterter Abdruck eines Aufsatzes über die Reform des neusprachlichen Unterrichtes, der im September 1901 in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen erschien.

Anknüpfend an Walters bekannte Broschüre, Vieters Nachwort dazu und Klinghardts Stellung zu beiden findet der Verf., daß die Reform des neusprachlichen Unterrichtes namentlich in diesen

letzten Kundgebungen der Genannten zu weit gehe und daß sich schon eine Spaltung unter den Führern der Reform bemerkbar mache, da Viotor den rein utilitarischen Standpunkt Klinghardts nicht teile. Er ist der Meinung, daß die Sprechfertigkeit nicht das Hauptziel des Unterrichtes sein könne, wenigstens nicht an Schulen, die eine allgemeine Geistesbildung vermitteln; an diesen komme es vor allem auf Verständnis der bildenden Lektüre an. Im zweiten Teile werden dann Stimmen von Antireformern aus der letzten Zeit angeführt.

Der Verf. ist indessen durchaus kein enragierter Anhänger der alten Methode. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß er in der Verbindung der Vorteile der grammatischen und direkten Methode das mit Notwendigkeit herankommende Ende des Streites sieht. Er glaubt auch, daß diese vermittelnde Methode praktisch schon am meisten geübt werde.

Diese Abhandlung, welche durch ihre klare und leidenschaftslose Sprache sympathisch berührt, kann zur Lektüre bestens empfohlen werden.

La Question des méthodes. Par A. Wolf fromm. (Revue de l'enseignement des langues vivantes, Avril 1902, Paris, H. Didier 1902.)

Der Verf. bespricht zunächst nach einem Artikel von Simonnot in der „Revue pédagogique“ das Wesen der direkten Methode. Dann führt er die drei wichtigsten Kundgebungen, die über dieselbe in Frankreich erschienen, an. Es sind dies die Abhandlungen von Landenbach, M. Passy und Delobel. Weiters zitiert er unter den Stimmen aus Deutschland den Artikel von Koschwitz in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Mai 1901, die Broschüre von Wohlfeil („Der Kampf um die neusprachliche Unterrichtsmethode“, 1901), Klinghardts Kritik dieser Broschüre in der Zeitschrift „Neuere Sprachen“ (IX. Bd., S. H.), den Aufsatz von Löwisch im „Beiblatt zur Anglia“ (XII. Bd. Nr. 10) u. a. m.

Der Verf. ist ein Anhänger der gemäßigten Reform und sucht am Schlusse seiner Ausführungen durch eine Zusammenstellung von etwas entstellten Leitsätzen der radikalen Reform mit den entsprechenden Punkten aus den Instruktionen zu dem bekannten Erlasse des französischen Unterrichtsministeriums darzutun, daß diese Instruktionen einer gemäßigten Reform entsprechen. Daß dies aber nicht der Fall ist, sondern daß sie im wesentlichen einer extremen und vor allem utilitaristischen Richtung huldigen, ist sowohl von den Vertretern der Reform in Deutschland wie von ihren Gegnern erkannt und ausgesprochen worden.

Lebendige Grammatik. Von E. Häusser, Prof. am Realgymnasium in Mannheim. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung 1902.

Vorliegende Abhandlung ist ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Der Unterricht“. Der Verf. bespricht zuerst kurz und

schonend die alte grammatische Methode und ihre Mängel, hierauf ausführlicher und kritischer die Reform und ihre Fehler. Als wesentlichen Unterschied beider findet er, daß die erstere genügender mündlicher Übung ermangelte, die letztere zwar das Sprechen angiebig pflege, aber keine voll und ganz auf die Grammatik gestellte Übung habe. Beiden Methoden stellt er als eine neue seine eigene, die der „lebendigen Grammatik“, gegenüber. Sie besteht darin, daß der Nachdruck auf das Verbum gelegt wird und die Konjugation der regelmäßigen Verba in Verbindung mit dem Personalpronomen, sowie die Konjugation der reflexiven und unregelmäßigen Verba in zweifacher Weise eingeübt werden. Zuerst sind zahlreiche, denselben Gegenstand behandelnde Sätze in die fremde Sprache zu übersetzen, z. B. „Ich gebe meinem Bruder das Buch.“ „Was hast Du Deinem Bruder gegeben?“ „Hast Du ihm das Buch gegeben?“ „Was ist es, das Du ihm gegeben hast?“ usw. Dann folgen über denselben Gegenstand zahlreiche Fragen in fremder Sprache, die in dieser zu beantworten sind, z. B. *As-tu un livre français? Donne-le-moi! M'as-tu donné le livre? Quel livre ton camarade m'a-t-il donné?* usw.

Diese sogen. „neue Methode“ des Verf.s läuft also auf eine lebendige Einübung der Grammatik hinaus, die zwar recht schätzenswert, aber durchaus nicht neu ist. Die erstere Übung, das Übersetzen zahlreicher Sätze, die die Konjugation in Verbindung mit dem Personalpronomen an einem bestimmten Wortmateriale behandeln, wurde auch schon nach der alten Methode betrieben; die zweite Übung aber: Fragen und Antworten in fremder Sprache, gehört der neueren Methode an. Der Verf. verbindet einfach beide Übungen miteinander, was ja ganz gut ist; aber er gibt sich einer Täuschung hin, wenn er glaubt, daß er allein auf diesen sehr naheliegenden Gedanken gekommen sei. Ref. tut dasselbe seit Jahren und wahrscheinlich andere Fachlehrer auch. Es entspricht diese Kombination eben der gemäßigten Reform, die das Gute aus beiden Methoden nimmt. Aber es ist bis jetzt noch niemandem, den Verf. ausgenommen, eingefallen, das als eine „neue Methode“ ausgeben zu wollen!

Neben diesem Kardinalpunkte der Abhandlung sind alle anderen Ausführungen des Verf.s nebensächlich und übrigens ebenfalls bekannt. Hieher gehört, was er von den Sprechübungen im Anschluß an Vorgänge oder selbstgefertigte Zeichnungen, ferner von größerer Übung im Briefschreiben u. a. m. sagt.

Obleich also diese „Schulmethode für die lebenden Sprachen“ durchaus nicht neu ist, verraten doch die Ausführungen des Verf.s einen tüchtigen und erfahrenen Lehrer und sind namentlich jüngeren Fachgenossen zur Lektüre zu empfehlen.

Simrock Karl, Das Nibelungenlied übersetzt. 56. Aufl. Stuttgart und Berlin, Cottas Nachfolger 1902.

Die 56. Auflage eines Werkes kritisieren zu wollen, ist ein Unterfangen, um so mehr einem so geachteten Namen wie Simrock gegenüber, der auf die Sympathien eines großen Leserkreises rechnen kann. Denn Simrocks Übersetzung der Nibelungen hat bis vor nicht langer Zeit fast allein das Feld behauptet und jeder, der von einer Übersetzung des Liedes sprach, nannte diesen Namen. Die 56. Aufl., noch immer unter der Flagge von Simrocks Namen, mag auch beweisen, wie tief hinein ins Volk die Kenntnis des alten Liedes gedungen ist. 1827 in Berlin in 1. Aufl. erschienen, erfuhr die Übertragung zwischen 1848—56 sechs Auflagen (5. bis 10.), zwischen 1868—74 17 Auflagen (14. bis 30.), ein Zeugnis, daß Zeiten nationaler Begeisterung auch dem deutschen Schrifttum zum Vorteil gereichen. Doch eine andere Frage als die nach der Popularität eines Werkes ist die nach seinem Werte für Fachmann und Schulmann. Wenn ein eingehend begründetes Urteil darüber kaum zu finden ist, denn bis 1880 zurück finde ich keine Besprechung einer Auflage des Werkes, so liegt das zum Teil an der schuldigen Achtung vor dem Namen Simrocks; aber hoch eingeschätzt ist seine Übersetzung in Fachkreisen niemals gewesen und ihre Erwähnung war in Fachschriften öfter mit entschiedener Ablehnung verbunden. Da heute neben Simrock eine Reihe tüchtiger Übersetzer getreten sind, ich nenne hier L. Freytag und Kamp, auch Henke und Legerlotz, für das deutsche Haus außerdem Engelmann, so dürfte es angezeigt sein, auch Simrocks Werk näher auf seinen Wert zu prüfen.

Schwierigkeit bereitet der Besprechung der Umstand, daß Simrock nicht einer bestimmten Rezension folgt, sondern ersichtlich ohne Anwendung bestimmter Kriterien, öfter vielleicht bloß vom Standpunkt leichterer Verwendbarkeit für Rhythmus und Reim, Lesarten aus B und C zu seiner Grundlage A heranzog. Das nimmt der Arbeit die wissenschaftliche Grundlage. Ich untersuche genauer die Übersetzung des 1., 3., 4., 8. und 20. Liedes nach Lachmann und schalte zuerst die Stellen aus, die Simrock von Lachmann abweichend liest, u. zw. nach B C gegen A: Str. 13, 1—2. 102, 3. 118, 3. 274, 3. 427, 4. 442, 4. 938, 4. 939, 4. 2180, 3. 2251, 2. 2299, 3—4 u. a. Nach C gegen A B: 60, 2. 77, 3. 78, 1. 84, 4. 87, 1. 104, 4. 303, 4. 437, 3. 2038, 3. 2040, 3. 2048, 3. 2050, 2. 2060, 4. 2097, 3. 2118, 2. 2165, 1—2. 2206, 1. 2248, 1. 2273, 4. 2275, 4. 2279, 4 u. a. C wird besonders gegen Schluß herangezogen.

Von falschen Auffassungen einer Stelle führe ich an: Str. 915 (nach Lachm.) sagt Siegfried: „So will ich mich legen, verlier ich, euch zu Füßen nieder in das Gras“, wo über die Auffassung der Zeile kein Zweifel obwalten kann. 2042, 2 heißt es: „wir wollten alle tot vor deinen Freunden liegen“, der epische Zusatz

ist falsch gefaßt. 2069 *daz wir dâ suln verenden, nu tuon bizite daz* = „da wir doch fallen müssen, so tun wirs gern bei Zeit“. Es ist doch ironisch: die Arbeit, die wir an euch vollbringen müssen, laßt uns bald tun. 888 *ern fliehe danne sêre, ern kan* = „er kann uns nicht entrinnen, und fîh er auch noch so sehr“ gibt anderen Sinn. 296, 2 „er nahm im ganzen Saale nur dieser beiden wahr“. Ich habe die Vorstellung, als könnte die geschilderte Begrüßung nur im Burghofe geschehen sein. 2040 *ungenâde ich hân* „Ungnad ich selbst gewann“ für: Ich habe kein Erbarmen. 2074 *wer môcht ez understân?* „Wer môcht ihm widersteh'n?“ oder 2092 *daz er vil jâmerlîchen warp* = „welchen Jammer er erwarb“ oder 926 *der schilt vil gar zerbrast* = „der Schild zerbrach auch fast“ sind fehlerhaft übersetzt ebenso wie das formelhafte *des gie in wêrlîchen nôt* 71 mit „es tat ihnen wahrlich Not“, ebenso 2252 „den Helden zwang die Not“ und 2255 „es schuf ihm wahrhafte Not“. Der dialekt. fortlebende Begriff von „Freundschaft“ für Verwandte mochte Simr. veranlassen, *mlge* regelmäßig mit Freunde zu übersetzen, so 49. 289. 438. 936. 2023. 2027, 2117. 2269. 2814; durch C wird er darin unterstützt 2036. 2281.

Ausweichende oder beiläufige Übertragungen wird ein an Strophe und Reim gebundener Übersetzer öfter aufweisen. 22 *der selbe* (B C *der snelle*) = „der edle“; *der rîche* = „der Recken“; 52 *des edeln küneges wîp* = „die Königin“; 272, 2 „Soll dies Hofgelage mit vollen Ehren sein“; 2275, 4 „Das wâr uns Unehre: die Feigheit soll nicht gescheh'n“, z. T. nach C, sonst frei. Vgl. 104, 2. 303, 4. 309, 4. 2144, 1.

Wenn auch eine treue, dem Original angemessene Übersetzung das Ziel jeder Übertragung sein soll, so ist anderseits die allzu wörtliche Herübernahme mhd. Sprachgutes ein Fehler, der besonders die Arbeit Simrocks teilweise unverdaulich macht. So Str. 16 „eines guten Ritters Leib“, 102 „Wunder“, ebenso 305. „Kind“ 272. *palas* = Pfalz 388, Pallas 2172, Palas 2296. „*geniæzen*“ 103. „*danc sagen*“ 300. 434. 874 usw. sogar das bekannte „*ein küniginne hêr*“ 332 = „eine K. h.“ Das häufige „*in sturme*“ (Kampf und Kampfesnot) ist immer wörtlich gegeben, so im XX. Liede 2049. 2106. 2132. 2147. 2150. 2158. 2218. 2220, ähnl. *strît* 2220; passend nur 2311. Ähnlich ergeht es den Beiwörtern „*rich*“ und „*guot*“. Vgl. 46 „Das ladete der Gäste viel in König G. Land“; 284 „So wâr ich sanfter tot“; 299 „daß da hoher Wûnache mancher ward verloren“ (= vergeblich getan); 918 „bei des Brunnens Flusse“; 2028 „verdient ich solchen Sold?“

Wie hier, so kommt auch in den folgenden Fällen der Gedanke des Liedes nicht zu treffendem Ausdruck. Wenn mhd. *nôt* und *sorge* in Fällen wie 384, 4. 385, 2. 2288, 4 (wo C B *sorge* bietet) mit „Sorge“ wiedergegeben wird (in großen Sorgen sein, mit Sorgen), so liegt doch die mhd. wohlbekannte Bedeutung =

Not und Gefahr vor. *Mugen* wird ziemlich regelmäßig durch mögen gegeben; man kann das manchmal gelten lassen (333. 943), wird den Gedanken aber öfter zu matt finden; vgl. 56, 8. 79, 4. 84, 3. 86, 2. 443, 3. 873, 3. 2260, 4. Auch mhd. das *da; spil teilen* (403. 406. 411) durch „erteilen“, *kneht* durch „Knappen“ (127, 3), *stent* durch „Widersacher“ (315, 2), *gewerte* durch „Geräte“ (85, 3), *getriuwe* durch „gewogen“ (930) wiederzugeben, kann nicht befriedigen. Vgl. 2233 *ezen het an einen recken zwäre niemen getân* = „Wohl muß er sein ein Recke, der solche Werke getan“. Vgl. noch 909, 2. 941, 1. 2102, 4.

Die Klippe jeder Übersetzung aus dem Mhd. ist die Herübernahme von Wendungen, die nhd. durchaus ungebräuchlich geworden sind oder durch Isolierung und Differenzierung andere Bedeutung angenommen haben. In dieser Hinsicht hat Simrock viel gefehlt und Fehler dieser Art können manch hartes Urteil über seine Arbeit erklären. Not gewinnen (= Leid erfahren) 15; Schaden und Schande gewinnen 2082; Leid verleihen 2315; die Wahrheit befinden 107; jemanden der Kühnheit zeihen 109; das Gewand wahren lassen 127; der Freude nachhängen 267; dem Hofgelag entgegengehen 270; jemanden von der Reise gewinnen 319; Ehre und Leben verwagen 331; etwas sparen (= unterlassen) 401; die Wart umherstellen (bei der Jagd) 872; ein Waldtier ersprengen (= aufscheuchen) 887; einer Rede stehen (= übereinstimmend aussagen) 941; worauf euch sinnt der Mut 2086; die Tochter verwenden (= verheiraten) 2098; Seele und Leib auf die Wage setzen 2108; viel Wander frommen (= ausführen) 2147; zu unstaten kommen 2154 — alle diese Ausdrücke wird man in unserem Deutsch vergeblich suchen. Oder vgl. 2149 „die Schildsteine risselten getroffen in das Blut“. *Sine mäge* und *ander sine man* und ähnl. Verbindungen mit „man“ übersetzt er gerne mit „seine Freunde und die in seinem Lehn“ 49, oder gar „die Könige und ihr Lehn“ 129. Vgl. 320. 988. 2062. 2225; besser schon gegeben mit „die in Gunthers Lehn“ 2218. 2236. Gegen Schluß findet er übrigens dafür eine neue Wendung „die Gunther untertan“ (schon 2081), so z. B. 2191. 2229 und noch sechsmal bis 2316. — Einzelne Ausdrücke sind heute nicht mehr im Gebrauche, so „ihr Hochgemüte“ 46; aufsäumen (= aufladen) 68; ziere Helden 282; Gezwerge 385; Weigand 943; „Minne“ und „minnen“ läßt unser Sprachgefühl noch zu (vgl. 15), aber Str. 284. 294 drückt dieses Wort nicht den vollen Gedanken aus; ähnl. kurzweilen (= Zeitvertreib haben) 307. — Andere Wendungen sind heute in engerer Bedeutung gebraucht, so: „So ist mir nicht zu Mute“ (= das ist nicht meine Absicht) 59; oder beurlauben“ 317; ungefügtes Leid 2024, ungefüge klagen 2084; leide Gäste 2099, leide Märe 2105. 2160. 2245 u. ö. gegen jem. werben = handeln 2266; *in ir wolt sin* = „in ihrem Staate steh'n“ 2187; auch „Märe“ will nicht immer passen 80, ähnl. Hochzeit für mhd.

„*Achzet*“ 2056. 2059. 2178. 2226 u. ö. auch „*Mähre*“ für *ros* 318. — Ganz zu verwerfen sind Übersetzungen wie „die hochgetragenen Herzen freute man sich zu schau'n“ 286; „angstlos sein“ 405; „nach der Hand“ (= fernerhin) 922; zu Tal (= nieder) 927 u. ö.; „Ritter anserkannt“ 2086 u. ö.; „nicht andere Willkür gewähren“ 2115, 4; „das Herzeleid ersetzen“ 2278; „das Wild erstöbern“ 876; matt ist auch 284, 4. Vgl. 2052, 2. 2065, 3. — Formen wie Ortwein (82, 118 usw.), Ortwein, Wolfwein, Geiselher klingen unserem Ohre fremd.

Auch in rein sprachlicher Hinsicht entspricht die Übersetzung weitaus nicht unseren höher gespannten Anforderungen. Der Übersetzer, der sich an den regelmäßigen Bau der gewählten Strophe halten muß, kommt häufig bei dem Bestreben, die Gedanken in die gegebene Form zu zwingen, ins Gedränge; daher Apokopen und Synkopen, die unserem Sprachgefühl Gewalt antun und zudem nur dem Auge genügen. So: er hatt', Ross', Kön'ge 94, 129; Kön'gin 2100; dein'thalb 401; erkund'gen 2178. Auffälliger sind Formen wie „der Brustriem“ 75; Praet. „es dauchte“ 2205; auch die Form „frug“ meiden wir nun. — Die bloß dem Auge bequem gemachte Auslassung der Endung in „einen Falken, stark-, schön- und wilden“ (13, 2) ist zu tadeln. Der genet. partit. ist im Nhd. auf Ausnahmefälle beschränkt. Simrock verwendet ihn ohne Bedenken: „Was er schneller Degen“ 22; „Soviel man eingeschlagen der lichten Kleider fand, der Borten und der Spangen; des lag genug bereit“ 275; ihrer Keinem 371; euer Keiner 2082; was des 885 u. ä.

Von stehenden dichterischen Formeln wie „Vater mein“ u. ä. abgesehen, und auch da nur gerne in der Anrede, klingt uns die Nachstellung des Adjekt. wie „nach der Bitte mein“ usw. gesucht. Auch sonst ist die Wortstellung bei Simrock fast durchgehends im Tone des Mhd. gehalten, viele Strophen kann man kurzerhand zurückübersetzen; Beispiele bietet jede Seite: „Die wußt ihn nicht zu deuten als so der guten“ 14, 2. „So viel um ihre Minne man Werbende sah“ 47, 1. „Daß unter seinen Füßen übers Haupt das Blut ihm sprang“ 2231, 4. — Auch die Stellung des Nebensatzes verursacht öfter Bedenken: „Ihnen gingen sanft die Rosse, die sich da Siegfried gestellt“ 72 (die auf ihnen zu beziehen); „von zweier Spannen Breite war, welchen Siegfried trug; der hatt' an seinen Schneiden grimmer Schärfe genug“ 74. — Die indirekte Rede weist sogar Formen mit dem Indikativ auf: „Hab er — erseh'n, so soll er werben“ 49; „und bat ihn, frei zu reden — angstlos soll er sein“ 405.

Daß Kleinigkeiten des Textes, Partikeln und andere nebensächliche Bestimmungen, in der Übersetzung manchmal wegbleiben, ist bei metrischer Übertragung kaum zu vermeiden. So mag auch Simr. kein Tadel treffen, wenn *dô* 14, *harte* 274, *eine dannne* (C. *eine*) 49, *ze hope* 73 u. ä. ausfällt. Ungern vermißt man *dô*

in 290, 2, welches auf 283, 4 zurückverweist; oder *ine weiz* 2110, 1, weil der abhängige Satz den Gedanken nicht klar wiedergibt. — Auch die Zusätze zum Texte sind unbedeutend, meist auch geeignet, den gebotenen Gedanken zu verstärken; so 102, 1 der beste Rat ist das; 876, 1 (nahm) hinter sich; 2077, 1 mit uns u. ä.

Simrock hat metrisch die alte Nibelungenstrophe herübergenommen, leider auch in der Weise, daß er sie ganz nach mhd. metrischen Prinzipien behandelt. Daß die alte Strophe nicht mehr belebt werden kann, da sie unserem modernen metrischen und poetischen Empfinden nicht mehr entspricht und auch der modernisierte Inhalt zu dem alten Gewande nicht paßt, dürfte heute jeder fühlen. Betonungen wie *schössen* 129, *geföchtén* 301, *arbeiten* 382, *immèr* 383, *kräftig* 368, *einmal* 886, *Kürzweil* 888, *Hérbérgen* 888, *wáhnthè* 2028 oder nicht sie 328, *greif ich* 2103, natürlich auch *Hágén* sind bei ihm ganz gewöhnlich. — Auch versetzte Betonungen laufen unter; doppelte Senkung ist nicht ausgeschlossen. Manchmal ist es schwer, die Takte zusammenzubringen; zweisilbiger Auftakt gilt als unbedenklich. — Die zweiten Halbverse sind oft nicht recht gefüllt, so: mocht er wohl sein 82, 2; minniglich anzuseh'n 302, 4; traten beiseit 2144, 1; die Königin hehr 2314, 2. — Die Zäsur ist recht künstlich: Da ging der K. Gunther — hin, wo er Siegfried fand 103, ebenso 311, áhnl. 289. Und geben uns vom Streite — Müden leicht den Tod 2034; da sprach aber Siegfried — alsbald, der kühne Gast 77. — Die ersten Halbverse kann man ziemlich oft nicht gut anders als vierhebig lesen: So soll er werben, daß er sich 49; es erfuhr es auch die Königin 52; da zierte sich gar minniglich 275; da sah man den Sieglindensohn 285; und dahin auch, wo Frau Ute 317; davon hat mich Herr Geiselher 321; sie legten ihn auf einen Schild 940 usw. — Wie bei solchen Mängeln die metrische Form überhaupt noch Wert haben soll, ist nicht abzusehen.

Diese Auslese von Fehlerhaftem in Übersetzung, Stil und Metrik, welche auf der Betrachtung kaum des vierten Teiles der Dichtung beruht, könnte auch aus diesem Teile noch vermehrt werden; denn es sind hier nur Stellen angeführt, in denen sich das Verfehlte mit Worten darstellen läßt, während natürlich kleinere Feinheiten der Übertragung nicht leicht zu fassen sind. Daß Simrock in der Frage, wie alte Heldendichtung übertragen werden soll, auf anderem Standpunkte steht als wir (s. Einleitung S. XXX), soll nicht verschwiegen werden.

Die Einleitung, welche er seiner Übersetzung gab (über Volkspoesie und den Dichter des Nibelungenliedes, die Liederfrage, über mythische Grundlagen und die verschiedenen Fassungen des Falkenmotivs, über das Fortleben des Mythos in Deutschland, über die Verwertung der Haupthandschriften), möchte man zum größeren Teile nicht mehr finden. Denn in Einleitungen zu Dichterverken,

die für ein größeres Publikum bestimmt sind, sollte alles noch Strittige in den Hintergrund treten zugunsten eines kurzen Referates über das bislang gesicherte Resultat der Forschung. Längst abgewiesene Irrtümer sollten wenigstens in einer Neuauflage von 1902 nicht wieder erscheinen und eine Polemik gegen solche hat heute ebenso wegzubleiben. Das fällt übrigens der Verlagsbuchhandlung zur Last, die wohl eine Überarbeitung von Simrock's Werk für aussichtslos hält. Die Behauptung, daß sich die Lyrik aus dem Epos entwickelt habe (Einl. IX), die Auseinandersetzung über die Spaltung der göttlichen Jungfrau (*Gerdr*) in die zwei Wesen Brunhild und Kriemhild (XIX), die Aufstellung, daß Kriemhildens Traum die deutsche Gestalt des Mythos von Gunndlödh sei (XX) u. ä. sind eher geeignet, die Klärung der kritischen Fragen aufzuhalten als zu fördern.

Wir schließen die Besprechung, die mit Rücksicht auf Simrock's Namen und die Popularität des Werkes etwas eingehender sein mußte, mit der Erkenntnis, daß Simrock's Übertragung des Nibelungenliedes als Übersetzung, was Treue und Lesbarkeit anlangt, nicht zu empfehlen sei. Wir befürchten, daß der Gebrauch der Übersetzung die Schüler zu Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit verleiten kann, auch ihr Sprach- und Stilgefühl zu schädigen imstande ist und daß mit der unveränderten Neuauflage des Buches dem alten Nibelungenliede ein Unrecht geschieht, da eine Übersetzung, die in keiner Weise den Vorzügen des Originals in seiner schlichten Größe gerecht werden kann, bei allen Gebildeten ein ungerechtes Urteil über unsere altdeutsche Dichtung überhaupt hervorzurufen geeignet ist. Schülern aber ist von dem Gebrauche dieser Übersetzung besonders abzuraten, da durch sie der durch die Lektüre unseres Volksepos angestrebte Zweck, die Jugend in die Schönheit und Kraft dieser Dichtung einzuführen, verhindert werden kann.

Wenn ich noch kurz der Frage begegne: In welcher Übersetzung sollen Schüler die Nibelungen kennen lernen? so kann ich nicht dringend genug auf die Abhandlung K. Rudolphs: Über die geeignetste Form einer Nibelungen-Übersetzung (Progr. des Köllnischen Gymn., Berlin 1890) hinweisen, der unter allseitiger Betrachtung der Frage und nach gründlicher Beweisführung eine prosaische treue und nhd. lesbare Übertragung in dem schlichten Erzählertone, den die Brüder Grimm für ihre Märchen und Sagen angewendet haben, als die einzig mögliche Lösung anführt und selbst eine höchst ansprechende Probe liefert. Hätten wir eine solche Übersetzung schon, um Leser brachte nicht gesorgt zu werden und vielleicht könnten die Nibelungen in unserer fortwährenden, aber bei einzelnen doch zu stiller Betrachtung einkehrenden Zeit doch noch werden, was sie schon längst sein sollten, ein Volksbuch, das mit seiner erquickenden Frische in keinem Hause fehlte.

Druck und Ausstattung der Übersetzung sind zu loben. Dem Buche gereicht Simrocks Porträt, gezeichnet von H. Grimm, radiert von H. Reifferscheid, zur Zierde. Als störenden Druckfehler bemerke ich, daß bei Str. 825 steht V. 1 (Lachmann); es ist natürlich IV. zu lesen. Daß eine veraltete Orthographie beibehalten wurde (Wirth, werth, thun usw.), ist nicht zu billigen.

Leitmeritz.

Alois Bernt.

Grundzüge der deutschen Grammatik nebst Regeln der Rechtschreibung und dem Wichtigsten aus der Rhetorik von Julius Lattmann. 8. Aufl., besorgt von Dr. H. Lattmann, Prof. a. d. königl. Klosterschule Ilfeld. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1902. IV u. 108 SS.

Abgesehen von wenigen sachlichen Verbesserungen unterscheidet sich diese Auflage von den früheren durch die Anwendung der neuen Rechtschreibung, deren Regeln das Büchlein auch von S. 71—96 bietet; es folgt dann ein kleines Wörterverzeichnis S. 97—104. Die Regeln bringen u. a. auch einen Beweis dafür, daß nun wirklich die politischen Grenzen keine Verschiedenheit der Schreibweise mehr bewirken; denn sie decken sich inhaltlich, oft auch dem Wortlaute nach mit den vom österreichischen Ministerium veröffentlichten Regeln. Nur sind wegen der abweichenden mundartlichen Verhältnisse manche Punkte eigens hervorgehoben: Auf den Unterschied zwischen mag und mach, Teich und Teig, Magd und Macht brauchte man süddeutsche Schüler kaum aufmerksam zu machen (§ 6, Anm. 5). Auch die Bemerkung, daß 'die weichen Verschußlaute im Anlaut niemals verdoppelt werden', auch dann nicht, 'wenn der sonst lange Vokal im Nom. und Akk. Sing. kurz gesprochen wird, wie in Grab, grob, Rad, Tag' (§ 11, Anm. 7) ist für uns entbehrlich. — Aufgefallen ist mir, daß (Gramm. § 6, Anm. 4) gelehrt wird: 'Eigennamen auf s, ß, x, z nehmen das s des Genetivs nicht an. (Apostroph zu setzen ist nicht notwendig)', während die Bestimmung bei uns lautet (§ 32, 2. der großen Ausgabe): 'Bei den auf einen S-Laut ausgehenden Eigennamen wird der zweite Fall durch das Anslasungszeichen kenntlich gemacht'. Unter den Lehnwörtern erscheint 'Paspel (Passepoil)', das wir wohl nicht als Lehnwort besitzen. Unser Wörterverzeichnis schreibt Tricot und Trikot, L. Triko, ferner lehrt er: 'Immer bleibt equ: Acquisition' (§ 16, Anm. 2), wir dürfen auch Akquisition schreiben. Die Schreibung Polizze scheint L. nicht zu kennen. Nach seinem Wörterverzeichnis darf auch Artischoke geschrieben werden. Dafür steht nicht wie bei uns Prezel neben Brezel, Legel neben Lägel, Leitkauf neben Leikauf, Neidnagel neben Niednagel. Die älteren Formen Burgemeister, Bürgemeister gelten L. als statt-

haft, er kennt Fasnacht neben Fastnacht, dagegen hat er nur Fußstapfe aufgenommen. Wir haben Halfter und Holfter, L. Holfter und '(prov.)' Holster. Das sind lauter ganz kleine Dinge, sie zeigen aber, daß auch in Zukunft zwischen den drei Staaten die Fühlung erhalten bleiben muß, sonst bilden sich im Laufe der Zeiten trotz der erfreulichen grundsätzlichen Einigkeit und Einheit neue Unterschiede heraus, die von allen bedauert werden müßten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein norddeutsches Wörterverzeichnis auch Wörter enthält, die im österreichischen fehlen. Ich habe mir u. a. notiert: Bickbeere, Bregen (Gehirn), Bricke, Diemen, (der) Feimen, (der) Flott, Gröbs, Kote, Kötner, Kröppel, Krengel, Kringel, Krupbohne, lasch, Lettner, nölen (nöhlen), sabbeln, sabbern, Schinn, Schnäpel, stoven, Tresen (die auch Weyde nicht bringt). Die Aufnahme solcher Wörter ist ein Beweis dafür, daß man den reichen Schatz, den die Mundarten ja immer noch hervorbringen, in steigendem Maße auch für die Schriftsprache ausnutzen will, und das kann man nur lebhaft begrüßen. Auch unser amtliches Wörterverzeichnis zeigt dieses Bestreben, natürlich sind hier andere Mundarten in den Vordergrund gerückt. Möge man bei uns lernen, die Ankömmlinge aus dem Norden unseres Sprachgebietes zu verstehen, möge man in Niederdeutschland die Gäste aus den Alpen aufnehmen, gewinnen werden beide Teile des Volkes, nicht nur an Erkenntnis und Reichtum der Sprache, sondern auch an Verständnis für die Verhältnisse und die Eigenart der Stammesgenossen.

Wien.

Dr. Iustus Lunzer.

F. Zöhner, Österreichisches Fürstenbuch. Neunzig Erzählungen aus dem Regentenleben der Babenberger und Habsburger. 2. verb. Auflage. Wien-Teschen, K. u. k. Hofbuchhandlung K. Prochaska. 204 SS. 6 Farbendruck- und 8 Vollbilder; 2 Textillustrationen.

Es scheint berechtigt zu sein, eine Lektüre patriotischen Inhaltes für Kinder von 8—12 Jahren zu schaffen. Bei genauerer Prüfung aber wird man zu dem Schlusse kommen, daß ein solcher Plan leichter gefaßt als ausgeführt ist. Der Grund liegt in der ungeheuer raschen psychischen Entwicklung der Kinder innerhalb dieser Zeit. Die geistige Potenz eines Zwölfjährigen ragt, wenn wir normale Veranlagung voraussetzen, weit über jene eines Achtjährigen hinaus. Wenn wir gleich anfangs Zweifel hegten, ob der Verf. das in der Vorrede sich gesteckte Ziel auch wirklich erreichte, so sahen wir uns bei der Prüfung des Inhaltes in dieser Ansicht bestärkt. — Die neunzig Erzählungen zerfallen in zwei Gruppen; die eine beschäftigt sich mit der Wiedergabe historischer Ereignisse, die andere bringt mehr oder weniger bekannte Episoden

und Anekdoten aus dem Leben fürstlicher Persönlichkeiten. Nur diese Gruppe ist unseres Erachtens für das kindliche Gemüt eines Acht- oder Neunjährigen berechnet: es weht darin ein warmer Zug echter Menschlichkeit und, ohne daß die Tugend aufdringlich gepredigt würde, fühlt der Leser sich angenehm durch den zarten Hauch werktätiger Liebe berührt. Hingegen soll man mit geschichtlichen Tatsachen, die hier noch eine Fülle von Jahreszahlen, Monats- und Tagesdaten enthalten, oder mit detaillierten Angaben von Reiserouten (S. 60 f.) wegen des Mangels geographischer Kenntnisse dieses zarte Kindesalter noch verschonen. Es wäre aber nichts einzuwenden, wenn man dasselbe Buch nach Ausmerzung mehrfacher Verstöße Knaben von 12—14 Jahren zur Belebung des historischen Unterrichtes in die Hand gäbe. In der III. und IV. Klasse der Mittelschulen oder in den oberen Klassen der Bürgerschulen wird sich auch die eine oder andere historische Erzählung selbst beim Unterrichte sehr gut verwerten lassen. Mit Rücksicht darauf sollte künftig der Verf. bestrebt sein, sein „Fürstenbuch“ mit den approbierten Lehrbüchern in Einklang zu bringen. Um ein Beispiel anzuführen, wird Markgraf Leopold der Heilige überall als der III. bezeichnet, im Fürstenbuche ist er aber der IV. Nichtsdestoweniger nennt Z. dessen Enkel, Leopold den Tugendhaften, den V. Es ist nicht anzunehmen, daß Z. zwischen beiden die Persönlichkeit Leopolds IV., des Sohnes Leopolds des Heiligen, nicht kennen sollte, der bekanntlich von Kaiser Konrad III. das Herzogtum Bayern zugesprochen bekam. — Wahrscheinlich ist es bloß ein Druckfehler, wenn wir auf S. 8 den Tod des Markgrafen zum Jahre 1168 angesetzt finden. Bekanntlich ist er bereits 27 Jahre früher gestorben. — Nicht beweisen läßt sich die auf S. 4 erwähnte Teilnahme Herzogs Heinrich v. Mödling am Kreuzzuge Leopolds V. — Aka (Ptolomais) wurde nicht gestürmt (S. 5), sondern kapitulierte. — Daß Walter von der Vogelweide den Herzog Leopold VI. nach Palästina begleitete (S. 13), ist eine irriige Annahme, die wahrscheinlich dadurch entstand, daß Walter einige Kreuzzugslieder dichtete. — Von „Landsknechten“ zur Zeit Rudolfs I. (S. 36) sollte doch füglich nicht gesprochen werden. — Wenn auch das Substrat der 16. Erzählung (S. 37 f.) aus dem Bereiche der Sage entnommen ist, so muß sie doch frei von historischen Verstößen sein. Die Sage dürfte zu einer Zeit entstanden sein, da man nicht mehr die Normen der deutschen Gerichtsordnung kannte und auch völlig das Bewußtsein über den Wert einer „Mark“ verloren hatte. Ein Aufstehen vom Sitze war dem Richter verboten, solange die Verhandlung dauerte; nur die Schöffen konnten abseits treten, um sich über den Fall zu beraten. Ferner ist die damalige Mark nicht mit der heutigen identisch. In der Zeit Rudolfs I. repräsentierten 200 Mark ein Gewicht von zirka 50 kg Silber und konnten daher unmöglich in einem Beutel am Hüftgürte untergebracht werden. Ganz fehlerhaft ist das auf S. 39 von Andreas III. von Ungarn

Berichtete. Abgesehen davon, daß Ladislaus der Kumane gewöhnlich der IV. genannt wird, war Andreas III. nicht der „jugendliche Thronerbe“, sondern ein revolutionärer Prätendent. Ob er als Flüchtling oder durch Verrat nach Österreich kam, ist nicht zu entscheiden. Albrecht I. war aber, da er selbst Ansprüche auf Ungarn machte, sehr erfreut, eine so wichtige Persönlichkeit in seiner Gewalt zu haben. — Auch mit der 18. Erzählung „Kaiser Albrecht I. und sein Hofnarr“ (S. 40 ff.) können wir uns als Lektüre für Mittel- oder Bürgerschüler nicht wohl befreunden. Der Verf. hätte merken sollen, daß durch diese Sage das Ansehen des Königs Albrecht I. (die Kaiserkrone hat er ebensowenig erworben wie Rudolf) schwer erschüttert werden mußte. Wenn jemals sich die Leute in die Ohren geraunt haben sollten, daß durch die Intervention des „Hofnarren Gamperl“ der Krieg mit Ungarn beendet und der Friede hergestellt worden sei, so wäre es nur ein Beweis, wie wenig sympathisch den Österreichern die Regierung Albrechts gewesen sein mag. Zum Glück wissen wir aus sehr verlässlichen Quellen, daß die Unterhändler der kämpfenden Parteien die Erzbischöfe von Gran und Kalossa einerseits und die Bischöfe von Passau und Seckau andererseits waren, während zwei weltliche Große als Schiedsrichter fungierten. Nebenbei sei auch bemerkt, daß Albrecht seine Tochter Agnes dem Ungarkönige nicht etwa infolge der Friedensbestimmungen vom Jahre 1291 zur Gemahlin gab, sondern Andreas III. erst fünf Jahre später die Habsburgerin heiratete, um seine inzwischen stark gefährdete Stellung zu befestigen. — Was in der 28. Erzählung (S. 67) über die Beziehungen Herzogs Friedrich von Tirol zu Kaiser Siegmund berichtet wird, ist tendenziös gefärbt. — Maximilian I. wurde nicht 1450 (S. 71), sondern 1459 geboren. — Die 36. Erzählung (S. 90 ff.) hätte wenigstens am Schlusse kürzer gefaßt werden können. Der Verf. scheint selbst gefühlt zu haben, daß die Schilderung einer Massenhinrichtung kein geeigneter Lesestoff für die zarte Jugend ist; denn er ließ es bei 11 Exekutionen bewenden, während in Wirklichkeit auf Befehl Maximilians I. vor Kufstein 18 Menschen unter dem Henkerbeile endeten. — Der angebliche Ausruf der Ungarn auf dem Preßburger Landtage 1741: „Moriatur pro rege nostro!“ ist schon längst in das Bereich der Sage verwiesen worden und sollte daher nicht immer aufs neue (S. 124) gebracht werden. — Von der 65. bis zur 74. Erzählung (S. 154—169) werden wir mit Kaiser Franz I. (II.) bekannt gemacht. Der Verf. hätte hier die Doppelstellung Franzens hervorkehren sollen. Es ist ein Fehler, wenn man ihn vor August 1804 Franz I. nennt. Der Beginn Österreichs als Kaisertum mit dem Jahre 1804 kann nicht oft genug hervorgekehrt werden. — Was in der 78. Erzählung (S. 168 f.) vom Maler Gebhard Platz berichtet wird, ist gewiß geeignet, der Jugend zu zeigen, daß auch die Söhne armer Eltern durch Talent und Fleiß hohe Ziele erreichen können.

Wer aber die Sicherheitsvorkehrungen in den Hofburgen nur halbwegs kennt, wird es für unmöglich halten, daß ein Kellnerjunge ohneweiters bis zur Türe des kaiserlichen Gemaches gelangt, unangemeldet eintritt und dem Kaiser (Franz I.) sein Anliegen vorbringen darf! Es wäre wünschenswert, bei einer folgenden Auflage die Erzählung entsprechend abzuändern. — Einige stilistische Verstöße sind uns beispielsweise auf S. 4 begegnet: „... jene Zeiten, wo ...“, „... in jenen Tagen, wo ...“ sind Provinzialismen. — Die acht Vollbilder und die zwei Textillustrationen sind gut gelungene Kopien. Mit einigen Farbendruckbildern wird man etwas weniger zufrieden sein können. Hieher rechnen wir das Bild zur 71. Erzählung (bei S. 166), besonders aber das Titelbild. Vergeblich bemühten wir uns, es in eine Erzählung des Buches unterzubringen. Es scheint aus einem anderen Buche willkürlich entlehnt zu sein. Zudem paßt der breite Filzhut mit der wallenden Straußenfeder nicht zur vollen Rüstung des in der Mitte des Bildes stehenden Bitters. Auch das Kriegsvolk, das diesen im weiten Bogen umsteht, ist ein Gemengel von Leuten aller Länder und Zeiten. — Abgesehen von diesen einigen Verstößen wird das von der Verlagsbuchhandlung prächtig ausgestattete Buch, dem wir eine baldige neue Auflage wünschen, unserer Jugend eine große Freude und mannigfache Anregung bereiten.

Mies.

Dr. G. Juritsch.

Dr. Paul Rohrbach, Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1903. Preis geh. 5 Mk.

Dieses durchwegs fesselnd und lehrreich gehaltene Buch führt uns in Gegenden, die nur sehr selten von europäischen Reisenden aufgesucht werden. Wenn auch der Verf. nirgends seine persönlichen Reiseerlebnisse aufdringlich in den Vordergrund stellt, bekommen wir doch ein ganz eigenartiges Bild von den Leiden und Freuden des Reisenden in den zumeist unwirtlichen Gegenden Armeniens. Von Wladikawkas, wo gerade damals (Aug. 1898) der Emir von Buckara durchreiste, ging es auf der grusinischen Heerstraße nach Tiflis, dann nach Eriwan, dem Kloster Sewan im Göck-Tschai-See, dann durch das Land Ararat und Schirak. Etschmiadsin, der Sitz des armenischen Patriarchen, sowie dieser selbst finden eine eingehende Schilderung, auch der Berg Massis, der nach dem Lande gewöhnlich Ararat genannt wird. Von hier führte die Reise, jetzt zu Pferde, zum Meer von Wan, das nach kurzen Aufhalten in Bajasid, Diadin usw. erreicht wird. Eingefügt wird dann zur Charakteristik des unter der türkischen Herrschaft so unglücklichen Landes die erschütternde Erzählung des Armeniers Raffi: Dschelal-ed-Din, deren

Handlung sich im Jahre 1877 abspielte. Die Reise wird dann durch das Land Taron fortgesetzt, in der besonders das Kloster Surp-Karapet, eines der ältesten Heiligtümer Armeniens mit dem angeblichen Grabe Johannes des Täufers hervorzuheben wäre. Nun wird die Landschaft zwischen Euphrat und Halys durchschritten, über Kaisarie (Caesarea) gehts dann dem Taurus zu, der in den ausführlich beschriebenen und gewürdigten cilicischen Pässen überschritten wird, nach Mersina in Cilicien (4. Oktober), wo die eigentliche armenische Reise endigt. Doch fügt der Verf. aus einer zwei Jahre später unternommenen Reise noch einen Abschnitt über Südarmenien, Urfa und Diarbekir hinzu. — Die landschaftlichen Schilderungen der großartigen Gebirgsgegenden des bereisten Landes sind für den Geographen ungemein lehrreich, sie werden aber auch jeden Nichtfachmann sehr anregen. Aber auch Leben und Sitten der bunt durcheinander gewürfelten Bewohner sind farbenprächtig geschildert und namentlich wirkt das warme Eintreten des Verf.s für die unglücklichen Armenier (waren doch kurz vorher 1895—97 die Armenier zu tausenden von den räuberischen Kurden hingeschlachtet worden) ungemein wohltuend. Hoffnungsfreudig sieht der Verf. auch der Tätigkeit Deutschlands entgegen, dem nach Vollendung der Bagdadbahn ein großer Einfluß in diesen Gegenden zufallen dürfte. Äußerst anregend wirken dann auch die geschichtlichen Rückblicke, die der geschichtlich gründlich gebildete Verf. gibt: Semiramis, Babylonier, Meder, Perser, Griechen (Xenophon mit den 10 000), Alexander d. Große, Seleukiden, Arsakiden, Römer, Araber, Kreuzfahrer, Türken, sie alle ziehen an dem Leser vorüber, ihre Spuren werden genau beschrieben und meist auch im Bilde vorgeführt. — So muß also dieses Buch wärmstens, namentlich auch für die Schülerbibliotheken, empfohlen werden.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

A. Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. III. Teil: Mittelstufe zweites Stück. Mit 8 Vollbildern und 6 Abbildungen im Texte. Glogau, K. Flemming 1901.

Das Lehrbuch enthält den durch die neuen Lehrpläne der Untertertia zugewiesenen Lehrstoff, soll aber zugleich die Grundlage für die Wiederholungen der Oberstufe darbieten. Da in den verschiedenen Lehranstalten des Deutschen Reiches die dem erdkundlichen Unterrichte zugedachte Zeit zwischen einer und zwei wöchentlichen Stunden schwankt, paßte der Verf. seine Darstellung dem einstündigen Gymnasialunterrichte an und verwies zahlreiche Angaben in die Anmerkung. Ist eine derartige Lösung der Aufgabe, ein für mehrere Anstalten brauchbares Lehrbuch zu schaffen, schon an und für sich als eine wenig glückliche zu bezeichnen,

so muß die quantitative und qualitative Art der Verwendung des Raumes unter dem Striche in dem vorliegenden Buche geradezu als Fehler desselben bezeichnet werden. Nicht genug damit, daß auf den 157 Seiten Text über 1000 Anmerkungen in kleinen Lettern stehen, führt der Verf. in diesen Noten größtenteils Dinge vor, welche mit dem erdkundlichen Unterrichte als solchem nur wenig oder gar nichts zu tun haben. Leidet schon der Text an einer oft zu großen Fülle des Stoffes, die namentlich in den überreichen Einzelheiten der Entdeckungsgeschichte zutage tritt, so gilt dies in noch höherem Maße von der Mehrheit der Anmerkungen, die sich mit besonderer Vorliebe auf historischem, naturgeschichtlichem, ethnographischem und etymologischem Boden bewegen. Bietet zwar jede recht dankenswerte Belehrungen, so müssen wir uns doch gegen ihre Verwendung in einem Lehrbuche der Erdkunde verwahren. Gerade so wenig es den erdkundlichen Unterricht angeht, daß auf der Halbinsel Gudscherat „eine Löwenart ohne Mähne“ vorkommt oder daß „die langen Schweifhaare des Yak unter anderem zu türkischen Roßschweiften“ verwendet werden, gerade so wenig hat er sich um den Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten oder um einzelne mohammedanische Sekten zu kümmern. Entweder haben die Schüler auf der in Betracht kommenden Lehrstufe vom Islam bereits gehört, dann war es Aufgabe des Geschichtsunterrichtes, sie über die Sache aufzuklären, oder sie haben davon noch nichts gehört, dann hat sich auch der erdkundliche Unterricht nicht mit einer Vertiefung der Frage zu befassen. Dadurch, daß das Buch dem erwähnten Glaubensstreite fünf Zeilen widmet, schadet es dem geschichtlichen Unterrichte ebenso wie dem erdkundlichen: ersterem, weil es durch seine naturgemäß nicht erschöpfende Erklärung den Schüler glauben macht, einen Einblick in die Frage zu besitzen, letzterem, weil es ihm kostbare Zeit wegnimmt, die besser zu rein erdkundlichen Erörterungen verwendet wird. Es entfernt sich in dieser Hinsicht weit von den Ideen Kirchhoffs, der mit Recht die Säuberung der Schulgeographie von jedem unnützen Ballast verlangt. Der Text selbst krankt an einer zu häufigen Unterbrechung durch Seitenverweise und eingeklammerte Worte. Die geologischen Bemerkungen gehen öfter über das Verständnis des Schülers hinaus. Die Gliederung des Stoffes erfolgt nach dem Schema: Entdeckungsgeschichte; Lage, Küsten und Größe; Bodengestalt und Gewässer; Klima und Erzeugnisse; Bevölkerung; Geschichtliches; Staats- und Ortskunde. Sachlich wird die Darbietung überall dem neuesten Stande unserer Kenntnis gerecht. Bei den australischen Kolonien könnte der neue Gesamtittel genannt sein. Als höchste Erhebung Nordamerikas ist nunmehr der Mt. Mc. Kinley mit 6240 m Höhe anzusehen. Ebenso wird nach Johnston für den Ruwenzori eine größere Höhe als 5000 m angesetzt werden müssen. Die Höhe des Pico de Teyde wird besser auf 3700 m, die des Kenia nach Mackinders Messung

auf 5500 *m* abzurunden sein; die des Sinai muß auf 2600 *m*, die des Demawend auf 5600 *m* erhöht werden. Die höchste Stelle der Landenge von Panama liegt nur 80 *m* über dem Meere. Bei der Besprechung des Tienschan war auch der Depression von Turfan zu gedenken. Dardschiling hat nur rund 2200 *m* Meereshöhe. Der Einfluß des Sobat auf das Umbiegen des Nils nach Norden dürfte überschätzt sein. Der Aras fließt gegenwärtig nicht mehr der Kura zu, sondern mündet selbständig in das Kaspische Meer. Auf das Zinnvorkommen zu Banka und Billiton sollte schon S. 121 und nicht erst in der Anmerkung auf S. 127 aufmerksam gemacht werden. Die Einwohnerzahl Mexikos beläuft sich nach der Zählung von Ende 1900 auf rund 14 Millionen. Die Monroedoktrin wurde bereits im Dezember 1823 aufgestellt. Der nordamerikanische Bürgerkrieg dauerte von 1861 bis 1865. Die Fahrt durch den Suezkanal nimmt nicht 10, sondern 15—21 Stunden in Anspruch.

Wien.

J. Müllner.

Das Rechnen eine Vorbereitung zur allgemeinen Arithmetik. Regeln und Formen des Rechnens, Vergleiche mit der allgemeinen Arithmetik und Hinweise auf Geometrie und Physik für Lehrer und Schüler der mittleren und unteren Klassen der höheren Lehranstalten, zusammengestellt von Prof. Dr. Hugo Vollprecht. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1902.

In dem Vorworte zu seinem 44 Seiten umfassenden Büchlein führt der Verf. darüber Klage, daß, trotzdem die Lehrordnungen für die höheren Schulen vorschreiben, es solle der Rechenunterricht zugleich eine Vorbereitung zum Unterrichte in der allgemeinen Arithmetik werden, sich in den Lehrbüchern nirgends eine vergleichende Zusammenstellung der für das Rechnen und die allgemeine Arithmetik gleichmäßig geltenden Regeln und Formen, aus denen das Rechnen ohneweiters als eine besondere Anwendung der allgemeinen Arithmetik erkennbar ist, vorfinde. Das vorliegende Heftchen soll nun nach des Verf.s weiteren Worten diese Lücke ausfüllen und ein Hilfsbuch beim Rechnen und in der allgemeinen Arithmetik sein, dem Lehrer das bietend, was nach und nach beim Rechnen zu behandeln ist, zeigend, wie es in der allgemeinen Arithmetik verwertet werden muß, und andeutend, wie einzelnes bequem eingeübt wird, dem Schüler die Regeln in bestimmter Fassung und die Beispiele in bestimmter Form gebend.

Mit diesen vielversprechenden Worten der Einleitung steht das, was das Büchlein an Inhalt darbietet, leider wenig im Einklange. Denn Sätze wie die auf S. 1 vorkommenden: „Einen Lehrsatz beweisen heißt die Richtigkeit der Behauptung nachweisen, indem man die Größen der Behauptung mit den Größen der Voraus-

setzung in Verbindung zu bringen sucht. Eine Konstruktionsaufgabe lösen heißt aus zwei oder mehreren gegebenen Stücken durch irgend eine Verbindung ein neues Stück suchen. Eine physikalische Aufgabe lösen heißt zwei oder mehrere gegebene Größen durch Gesetze verbinden und eine neue Größe suchen. Die Zahlen sind die durch das Zählen gleichartiger Gegenstände erhaltenen Zahlbegriffe(!)“ wird man selbst bei bescheidenen Ansprüchen in Bezug auf begriffliche Erklärung und Schärfe des sprachlichen Ausdruckes in der Schule nicht vorbringen dürfen. Auch ist es weder richtig noch üblich, den geometrischen Punkt, wie dies auf derselben Seite geschieht, als Raumgröße zu bezeichnen. Ganz und gar unverständlich sind die Regeln, die auf S. 5 für die Teilbarkeit durch 11, 37, 101 gegeben werden, wo es heißt: „Eine Zahl ist durch 11, 37, 101 teilbar, wenn ihre Quersumme (Summe der Ziffern) der Gruppen von je bez. 2, 3, 4 Stellen, von den Einern an gerechnet, durch bez. 11, 37, 101 teilbar ist“, indes es heißen sollte: Eine Zahl ist durch 11, 37, 101 teilbar, wenn die Summe der zwei-, bzw. drei- und vierzifferigen Zahlen, in welche diese Zahl von den Einern an sich einteilen läßt, durch 11, bzw. 37 und 101 teilbar ist. Und daß diese drei Regeln mit derjenigen für die Teilbarkeit durch 3 und 9, welche letztere übrigens in gleichem Wortlaute einige Zeilen vorher schon vorkommt, zusammengestellt werden, macht die Schwierigkeit für den damit Unvertrauten nur noch größer. Geradezu Verwunderung erregend wirkt es, wenn man liest, wie (S. 7) die Formeln

$$a^3 + b^3 = (a + b)(a^2 - ab + b^2) \text{ usw.}$$

in Worte gekleidet werden: „Die Summe der Kuben zweier Größen ist gleich dem Produkte aus der Summe in das Quadrat der Differenz der einfachen Größen unter Weglassung des Faktors 2 (!) usw.“ — Auf S. 19 werden Größen mit gleichem Vorzeichen gleichartige, solche mit verschiedenem Vorzeichen ungleichartige Größen genannt. Demgemäß müßten z. B. Schritte nach rechts und Schritte nach links ungleichartige Größen sein. — Und dieses Buch soll ein Muster für Lehrer und Schüler sein!

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Wellenlehre und Schall. Von W. C. L. van Schaik. Autorisierte deutsche Ausgabe bearbeitet von Prof. Dr. Hugo Fenkner. Mit 176 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902. Preis 8 Mk.

Das vorstehende Buch bietet eine ganz vortreffliche allgemeine Übersicht über das Gesamtgebiet der akustischen Erscheinungen. Zugrunde gelegt wurde eine elementar-mathematische Behandlung der Theorie der Wellenbewegung. Viele

der gerade in diesem Abschnitte enthaltenen Entwicklungen dürften sich zur Aufnahme in den Mittelschulunterricht recht gut eignen, zumal der Verf. auch der konstruktiven Behandlung der Wellenlehre in ganz zutreffender Weise Rechnung getragen hat.

Der erste Abschnitt handelt von der Pendelbewegung und den periodischen Bewegungen im allgemeinen sowie von der Zusammensetzung der Schwingungen. Auch auf die experimentellen Methoden, die Schwingungen zusammzusetzen, wird in sehr ausführlicher Weise eingegangen. So wird auch die Theorie der Zusammensetzung zweier gleichförmigen Kreisbewegungen mit gleichen Radien und von entgegengesetzter Richtung theoretisch und experimentell erläutert. Die Theorie der schwingenden Bewegung unter der Einwirkung einer der ersten oder einer höheren Potenz der Ablenkung proportionalen Kraft, ebenso der Einfluß eines der Geschwindigkeit proportionalen Widerstandes auf die Schwingungsbewegung findet eine sehr klare mathematische Erläuterung. Der Verf. ist hier wie auch im folgenden (Schwingungen unter der Einwirkung einer periodisch veränderlichen äußeren Kraft, Theorie des Mitschwingens, freie und erzwungene Schwingungen) den Deduktionen gefolgt, die Helmholtz in seiner grundlegenden Theorie der Tonempfindungen gegeben hat. Eingehend wird auch die Untersuchung der Schwingungen mittelst momentaner Beleuchtung vorgeführt und auf die Mittel der Momentbeobachtung des näheren eingegangen.

Im zweiten Abschnitte finden wir die Erklärung der Erscheinungen der Fortpflanzung schwingender Bewegungen, somit einen Exkurs auf das Gebiet der Wellen. Auch die Wellenbewegung an der Oberfläche einer Flüssigkeit wird zum Vergleiche mit den Schallwellen herangezogen, jedoch konnten nur die Ergebnisse der mathematischen Theorie dieser Bewegungserscheinungen dem Leser vorgeführt werden. — In ganz vollendeter Darstellung finden wir das Huyghensche Prinzip und dessen Anwendung auf die Erscheinungen der Reflexion, Brechung und Interferenz (bezw. Beugung) der Wellen. Die Lehre von den stehenden Wellen wird mathematisch und konstruktiv behandelt. — In der eigentlichen Lehre vom Schall finden wir alles berücksichtigt, was die Forschung auf diesem Gebiete bis in die neueste Zeit gefördert hat. Von besonderem Interesse sind die dargelegten Forschungen über die Beugung des Schalles, die namentlich bei hohen Tönen eine Verstärkung desselben hinter dem Schirme verursachen kann. Rayleigh hat unter anderem Versuche mit kreisförmigen Beugungsgittern angestellt, mit denen er in bestimmten Punkten eine Verstärkung des Schalles erreichte, wie Sorét mit Lichtstrahlen. Auf die Änderung der beobachteten Tonhöhe infolge der Bewegung der Tonquelle oder des Beobachters ist ebenfalls eingegangen worden. — Die Interferenz, die dann entsteht, wenn zwei gleiche Tonquellen von gleichen Phasen angewendet werden

wird durch den Versuch von Desains erläutert, ebenso wird auf die Interferenz nach Reflexion und bei gleichen Tonquellen mit entgegengesetzten Phasen bezuggenommen. — In der Lehre von der Klangfarbe, den einfachen und zusammengesetzten Tönen wird das von Helmholtz darüber Gelehrte zugrunde gelegt. — Von besonderem physikalischen und physiologischem Interesse sind die dargelegten Untersuchungen von Rayleigh über die geringste Intensität der vom Ohr wahrnehmbaren Schwingungen. Dieser Forscher kam zu dem merkwürdigen Resultate, daß die Amplitude des noch gerade hörbaren Tones einen Wert von weniger als ein Milliontel Zentimeter hat. Weitere Untersuchungen beziehen sich auf: die Grenzen der Tonhöhe, die tiefsten und höchsten Töne, das Mit- und Nachklingen der mitschwingenden Teile im Ohre, die Anzahl der Schwingungen, welche zur Unterscheidung der Tonhöhe erforderlich sind, den geringsten Unterschied in der Tonhöhe, welcher zwischen zwei aufeinander folgenden anhaltenden Tönen wahrzunehmen ist, endlich auf die Schwebungen und die Kombinationstöne. Es wird die wichtige Frage erörtert, ob es für die Wahrnehmung einer bestimmten Klangfarbe ausreichend ist, daß die Obertöne eine bestimmte Stärke haben, oder ob die Klangfarbe auch von dem Phasenunterschiede der Partialtöne abhängig ist.

Nach genauer Darlegung der Beziehungen zwischen den Intervallen, einer Untersuchung, die namentlich für die Musik belangreich ist, wendet sich der Verf. zur physikalischen Theorie der Schwingungen fester, flüssiger und gasförmiger Körper. — Die auf der Annahme, daß auf einer schwingenden Platte zwei Systeme von Schwingungen entstehen, deren Knotenlinien sich schneiden und die interferieren, beruhende Erklärung der Klangfiguren, die von Wheatstone gegeben wurde, ist auch mathematisch in sehr einfacher elementarer Weise erörtert worden. — Von großem Interesse ist auch das in dem Buche über empfindliche Flammen und Gasstrahlen Gesagte; ebenso werden die Studien über die Gestalten des schwingenden bandförmigen Luftstromes in einer Pfeife als sehr bemerkenswert betrachtet werden müssen. Es können sogar auch die Obertöne in den Schwingungen des Anblaseluftstromes wahrgenommen werden. Auch der Tonerregung durch intermittierende Bestrahlung hat der Verf. Aufmerksamkeit geschenkt.

Daß durch Schwingungen fortschreitende Bewegungen und Ströme hervorgerufen werden können, wird im letzten Abschnitte des Buches, der von den akustischen Bewegungserscheinungen handelt, gezeigt. Es wird an dieser Stelle vorzugsweise auf die genialen experimentellen Untersuchungen Dvořáks eingegangen und auf die Studien der Bewegungen von Luftresonatoren unter der Einwirkung von Schallquellen, die Lebedew im Anschlusse an seine früheren Untersuchungen über elektromagnetische Resonatoren angestellt hat.

Das vorliegende Buch ist als eine der besten Zusammenfassungen auf dem Gebiete der Wellenlehre und der Lehre vom Schalle anzusehen und verdient vielfach gelesen und studiert zu werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen, herausgegeben von B. Landsberg, O. Schmeil und B. Schmid. Erster Band. Mit 79 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1902. Lex.-8^o, VIII u. 504 SS.

Von dieser neuen Zeitschrift liegt der erste Band vor. Wie es in einem demselben beigelegten Flugblatte heißt, hat sich dieses Unternehmen zum Ziele gesetzt, dem naturwissenschaftlichen Unterrichte aller Schulen zu dienen, die Einheitlichkeit der Ziele jeder Art naturwissenschaftlichen Unterrichtes unverrückt festzuhalten und einen gemeinsamen Boden zu schaffen, auf welchem sich die Lehrer der Naturwissenschaften und die Förderer naturwissenschaftlicher Bildung vereinigen können, um ihren Anschauungen und Erfahrungen Ausdruck zu verleihen — mit einem Worte, die Zeitschrift will ein Zentrum für jene Bestrebungen sein, die diesem in den Mittelschulen etwas stiefmütterlich bedachten Lehrgebiete volle Geltung erringen sollen.

Überblickt man die in der Zeitschrift „Natur und Schule“ publizierten Aufsätze, so fällt sofort auf, daß sie ihrer Mehrzahl nach Themen aus dem Gebiete der eigentlichen Naturgeschichte und zwar der der Organismen behandeln. (Ein mineralogischer Aufsatz fehlt, dagegen sind zwei geologische Artikel vorhanden.) Es muß also gerade für Zoologie und Botanik das Bedürfnis sich eingestellt haben, für deren Verallgemeinerung und didaktischen Ausbau in besonderer Weise einzutreten. Und dem ist in der Tat so. In früheren Zeiten hat die „beschreibende“ Naturgeschichte nur geringe Anerkennung gefunden in jenen Kreisen, die an der Ausgestaltung der Schule arbeiten und ich möchte sagen, nicht ganz mit Unrecht. Denn was damals die einschlägigen Lehrbücher und der Unterricht boten, war wahrlich nicht gut. So lange man sich damit begnügte, mehr oder weniger langatmige Beschreibungen von Tieren und Pflanzen zu geben, wie wir sie noch in unserer Jugend zu lernen gezwungen waren, mußte alles Interesse für den Gegenstand schwinden; kamen dann noch gar systematische Einzelheiten hinzu, Anzählen der Ordnungen, Gattungen und Arten, so war es der Qual gerade genug. Das ist aber nun seit geraumer Zeit ganz anders geworden. Freilich kann auch heute noch die Beschreibung nicht entbehrt werden, sie ist aber nicht der Zweck des Unterrichtes, sondern nur eines der Mittel, die uns helfen

sollen, den Schülern das Verständnis der Organismenwelt aufzuschließen. Wir beschreiben auch heute noch z. B. einen Fisch, aber wir fragen, welchen Zweck hat die spindelförmige, seitlich zusammengedrückte Gestalt, womit ist er befähigt, das Wasser peilschnell durchzuschneiden, welche Anpassungsformen ermöglichen es ihm, den Sauerstoff aus dem Wasser zu nehmen, mit dem Rücken nach oben zu schwimmen usw.; wir beschreiben auch heute noch und zwar recht genau die Tulpe und das Veilchen, aber wir fragen, was soll die Zwiebel, die große, farbige Blüte, der Veilchenduft bedeuten, in welchen Beziehungen stehen die Blumen zu den Insekten usw. Wir bauen heute das Lebensbild des Organismus auf, zu dem wir die Beschreibung — nur im Anschauungsunterricht gewonnen — als ein gewissermaßen unentbehrliches Alphabet benutzen; die Geschichte und den Zusammenhang der Lebenserscheinungen, die man unter dem Namen Biologie zusammenfaßt, und die biologischen Erkenntnisse stehen im Mittelpunkt des Unterrichtes.

So finden wir denn in unserer Zeitschrift tatsächlich auch zahlreiche, die Biologie betreffende Artikel. Ein sehr wichtiger und zeitgemäßer Aufsatz von dem Kieler Botaniker Reinke erörtert den Begriff „Biologie“ selbst und zwar mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Im weitesten Sinne und auch nach der ältesten Anwendung des Wortes bedeutet Biologie die Lehre vom Leben und von den lebendigen Geschöpfen überhaupt; eine weit geringere Ausdehnung erhält der Begriff von jenen Forschern, die darunter nur die Lehre von den Anpassungen und Lebensgewohnheiten der Tiere, sowie von den Anpassungen und der Lebensweise der Pflanzen verstehen. Etwas genauer definiert Wiesner die Biologie als die Lehre von der Lebensweise, Erbllichkeit, Veränderlichkeit, Anpassung und natürlichen Verbreitung der Organismen. Nach Reinke entscheidet über die Anwendung eines Wortes und des damit zu bezeichnenden Begriffes das Bedürfnis. Da das Bedürfnis zweifellos vorhanden ist, die Lebenserscheinungen der Tiere und Pflanzen mit Einschluß des einfachsten Protoplasma-Klumpchens als einheitliches Wissensgebiet zusammenzufassen und der Chemie, Physik, Mineralogie, Astronomie gegenüberzustellen, so können wir den Begriff der Biologie im weitesten Sinne mit Einschluß der psychischen und pathologischen Erscheinungen gar nicht entbehren, und es ist auch nicht notwendig, einen Unterschied zwischen Biologie im philosophischen und im naturwissenschaftlichen Sinne zu machen, wie es kürzlich von E. Wasman geschehen ist. Mit Beziehung auf die Schule meint nun Reinke, daß in erster Linie die als allgemeine Biologie zusammenzufassenden Erscheinungen, die dem Pflanzen- und Tierreiche gemeinsam sind, dann aber gewisse Kapitel der vergleichenden und der speziellen Biologie, wie die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers die bedeutsamsten Themen sind, welche das Unterrichts-

materiale ausmachen sollen. Wie nun diese theoretischen Erörterungen in die Praxis sich umzusetzen haben, zeigen einige andere vortreffliche Arbeiten, welche die neue Zeitschrift uns bietet, z. B. der gediegene Aufsatz von O. Schmeil über zwei Unterrichtsproben aus der Blütenbiologie, die Arbeiten über den Kuckuck (biologisch betrachtet), über Schülerbeobachtungen usw.

Ich habe in meiner Besprechung der neuen Zeitschrift dieser Abteilung mehr Raum gegönnt, weil sie mir als die wichtigste erschien, deren ausgiebige Förderung nicht energisch genug betrieben werden kann. Es muß aber hervorgehoben werden, daß die Herausgeber auch allen anderen Disziplinen der Naturwissenschaft ihre Zeitschrift geöffnet haben, so daß wir nebst den methodischen Aufsätzen zahlreiche Abhandlungen rein wissenschaftlicher und wissenschaftlich-praktischer Themen, Schulversuche, Referate über neue Untersuchungsergebnisse und Probleme vorfinden, die von dem reichen und überaus wertvollen Inhalt des Buches Zeugnis geben¹⁾.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen, einen Weg zu weisen in das unendliche Gebiet des Naturerkennens und es werden immer neue Wege gefunden, die das Erkennen vermitteln sollen; ein solcher Pfadfinder und Wegweiser ist auch das vorliegende Buch. Wie sagt doch der Altmeister Goethe zu Eckermann: „Es geht nichts über die Freude, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe; aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzutun. Und gerade, daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und Entdeckungen zu versuchen.“

Krems.

Dr. T. F. Hanausek.

Lehrbuch der Tierkunde für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten von Dr. Eduard Hoffer. Zweite, nach biologischen Grundsätzen bearbeitete Auflage. Prag, Wien, Leipzig, bei F. Tempaky u. G. Freytag 1902.

Ein methodisches Lehrbuch, das nach dem Muster vieler deutscher Naturgeschichtsbücher die Biologie in den Vordergrund stellt, von dem Grundsatz ausgehend, die körperlichen Einrichtungen aus der Lebensweise zu erklären. Der Ref. ist im allgemeinen kein Freund der sogenannten methodischen Lehrbücher, weil diese in mehr als einer Hinsicht dem Lehrer die Hände binden und dem Schüler die Übersicht erschweren. Was speziell

¹⁾ Mit Min.-Erlaß vom 4. Oktober 1902, Z. 29926 (Verordgs.-Bl. 1901, S. 521) wurde die Zeitschrift für Mittelschulen empfohlen.

die jetzt so beliebt gewordene biologische Methode anlangt, so soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß nichts den Unterricht, zumal auf der Unterstufe, so sehr belebt als passende Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Körperbau und Lebensweise. Nach der ganz unmaßgeblichen Meinung des Ref. ist aber die Biologie keineswegs Hauptzweck des naturgeschichtlichen Unterrichtes. Nach wie vor wird es Hauptaufgabe des Unterrichtes bleiben müssen, den Schüler sehen, vergleichen und unterscheiden zu lehren. Zuerst muß die Tatsache feststehen, die Form eingeprägt sein, dann kann der Versuch einer Deutung folgen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß gerade bei der biologischen Methode die Gefahr entsteht, den Unterricht mit zu viel Details zu überlasten und in dem Schüler die falsche Meinung zu erwecken, daß wir bereits imstande wären, alles zu erklären. Es ist jedoch hier nicht der Ort, auf diese Fragen näher einzugehen. In dem vorliegenden, sehr inhaltsreichen Buche war der Verf. überall und meist mit Erfolg bestrebt, die richtige Mitte zu halten. Störend wirken die vielen, zum Teile ganz überflüssigen Zwischenfragen und Zwischenbemerkungen, welche die Lektüre erschweren, auch ist der Ausdruck, wohl infolge der eingehaltenen Methode, mitunter etwas schleppend. Den breitesten Raum, etwas mehr als die Hälfte des Buches, nehmen die Schilderungen der Wirbeltiere ein. Hinreichend ausführlich sind die Insekten behandelt. Die Organisation der übrigen Abteilungen des Tierreiches ist an einigen Musterbeispielen veranschaulicht. Alles Lob verdienen die Abbildungen, sowie die übrige Ausstattung des Buches, das sich gewiß Freunde erwerben wird.

Wien.

Dr. Franz Noë.

Lehrbuch der Psychologie. Von Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem.
Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage des Lehrbuches der empirischen Psychologie. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1902. Preis 3 K 40 h.

Die wissenschaftliche Psychologie hat in den letzten zehn Jahren einen großartigen Aufschwung genommen und ist geradezu in den Mittelpunkt der gesamten philosophischen Forschung gerückt. Nach dem Zuge unserer Zeit sind es besonders Einzelforschungen, die neue Resultate gebracht haben. So sah sich denn der Verf. bei Veranstaltung einer Neuauflage seines Buches genötigt, dieses von Grund aus umzugestalten; es kann daher auch bei der Besprechung von den früheren Auflagen gänzlich abgesehen werden. Sehen wir uns nun diese Neubearbeitung im einzelnen näher an!

Die psychischen Phänomene gelten dem Verf. als eine Gruppe von Ereignissen, die mit den physischen Erscheinungen vollständig unvergleichbar sind; die Psychologie unterscheidet sich demnach schon durch ihr Objekt von den Naturwissenschaften; die Seele

als Trägerin der psychischen Phänomene wird der Materie als Trägerin der physischen Phänomene gegenübergestellt (S. 14). Bei der Einteilung der Psychologie in die Lehre vom Erkennen, vom Gefühl und vom Wollen wurde an der herkömmlichen Dreiteilung festgehalten, trotzdem es z. B. S. 188 heißt: „Dabei ist für die Willensfunktion charakteristisch, daß sie noch weniger als die beiden bisher betrachteten Grundfunktionen (das Erkennen und Fühlen) gesondert auftritt, sondern immer nur als Element eines größeren Komplexes psychischer Phänomene erlebt wird.“ Es lag also nahe, mit dem Herkommen zu brechen. — Der Aufstellung des Tones („Gefühlstones“) als einer Eigenschaft der Empfindung widerspricht, wie schon Meinong erkannt hat, die Tatsache, daß es auch unbetonte Empfindungen gibt. — Bei der Behandlung der Sinnesempfindungen versteht es der Verf., die Fortschritte auf diesem Gebiete in sachlicher und methodischer Beziehung entsprechend zu verwerten; dabei werden die physiologischen, physikalischen und psychologischen Tatsachen einander scharf gegenübergestellt (Instruktionen, 2. Auflage, S. 278) und der Verlockung des Zuvielbiens wird glücklich widerstanden. Die beigebrachten Illustrationen sind genau, deutlich und äußerst lehrreich (vgl. besonders Fig. 5—7). Die Geschmacks- und Geruchsempfindung sollte nach der Ansicht des Ref. — besonders in einer auf biologischer Grundlage fußenden Psychologie — etwas eingehender behandelt werden, zumal gerade diese Sinnesgebiete erfahrungsgemäß in der Somatologie stiefmütterlich bedacht werden. Man erinnere sich nur an die Bedeutung des lat. *sapientia*, des deutschen Wortes „Geschmack“, an die Subjektivität und Bedingtheit der Geschmacksempfindung. Den Geruchsinn nennt schon Kant den warnenden Sinn, Freitag läßt ihn in seiner ‘Valentine’ und Sardou in seiner ‘Dora’ eine so bedeutende Rolle spielen. — In der Lehre von der Apperzeption war auch jene interessante Erscheinung zu besprechen, wo neu eintretende Vorstellungen die herrschenden umformen, zumal in der Lehre vom Gefühl (S. 181) sich dann die sog. hemmenden Gefühle leicht erklären lassen. Prächtige Beispiele hiefür bietet Grillparzer in seiner ‘Medea’. — Besonders gelungen scheint dem Ref. das über die Phantasie Mitgeteilte; endlich wird hier auch in einem Schulbuche die landläufige Definition der Phantasie als einer veränderten Reproduktion aufgegeben. — Bei der psychologischen Behandlung der Entstehung des Urteils und des Begriffs hat der Verf. leider seiner Vorliebe für dieses durch seine Spezialschriften so verdienstvoll gepflegtes Gebiet im Eifer für die gute Sache zu sehr sich hingegeben. S. 112—119, ferner S. 139—145 werden über Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Erwartungsurteile, über Ding und Substanz, Kausalität und Existenz Erörterungen angestellt, die in diesem Umfange für das Lehrbuch der Logik eine Zierde wären, in der Psychologie aber unter Rückverweisung auf die Logik nur kurz ihrer Entstehung nach behandelt werden sollen.

Vortrefflich bearbeitet sind die Abschnitte über die Psychologie des Gefühls und des Wollens. In der Lehre vom Gefühl ist dem Ref. bloß ein Passus S. 157 über die Macht des schädlichen Dinges (des Feindes) aufgefallen; er lautet wörtlich: „Wird der Widerstand unterdrückt, so entsteht das Gefühl des Duldens, welches meistens mit anderen Gefühlen, so z. B. religiösen, vermischt ist usw.“ Überhaupt könnte der ganze Absatz bei einer Neuauflage des Buches gekürzt werden. — Es soll jedoch schon hier ausgesprochen werden, daß diese über einzelne Partien bloß im Interesse der guten Sache des Unterrichtes vorgebrachten Bemerkungen der Verwendbarkeit des Buches durchaus keinen Eintrag tun.

Ein Hauptvorzug dieses Lehrbuches ist die Klarheit des Ausdruckes und die leicht faßliche Darstellung. Der Verf. überfliegt nirgends die Fassungskraft der Schüler und bleibt selbst bei Behandlung schwieriger Gedankenverbindungen verständlich, was bekanntlich nicht jedermanns Sache ist. — Die Anknüpfung an den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung bringt in das Ganze einen frischen Zug, dessen die Schule nicht entbehren kann; aber dabei wird nirgends ein verstiegenes Modernisieren angetroffen. Der Verf. geht überall von den Geschehnissen des Seelenlebens aus, sucht die einzelnen Phänomene zu zergliedern und in ihrem Zusammenhange zu erklären; er versteht es, die Denktätigkeit der heranreifenden jungen Leute mächtig anzuregen und zu vertiefen.

Eine Eigentümlichkeit von Jerusalems Buch sind endlich die Zitate aus Klassikern alter und neuer Zeit, so daß das Dargestellte durch prägnante Gedanken dieser großen Geister gleichsam illustriert wird. „Wunder wirkt oft im Gemüte — Ein geweihtes Dichterwort“, sagt Bodenstedt. Ref. hat diese Methode bereits seit Jahren betrieben.

So sei denn zum Schlusse dieses Lehrbuch der Psychologie in seiner neuen Bearbeitung allen Fachgenossen aufs wärmste empfohlen und dessen Einführung zum Unterrichtsgebrauche bestens befürwortet.

Prag.

Emil Gschwind.

Schiff Josef, Stenographisches Übungsbuch (System Gabelberger). I. Teil. Korrespondenzschrift. II. Teil. Satzkürzung. 6., umgearb. Auflage. Approbiert mit h. Min.-Erlasse vom 6. März 1902, Z. 6306. Wien u. Leipzig, Verlag von Wilh. Braumüller 1902. Preis br. 2 K. — Schlüssel dazu. 7. umgearb. Aufl. Preis br. 70 h.

Viel gekannt und weit verbreitet sind die stenographischen Lehr- und Übungsbücher dieses Verf.s. Auch das vorliegende Übungsbuch zeigt, daß es aus der Schulpraxis hervorgegangen

und für den Unterricht zusammengestellt wurde. Recht passend ist die Auswahl der zusammenhängenden Übungstücke getroffen, von denen 28 für die Korrespondenzschrift und 13 für die Satzkürzung bestimmt sind. Vielleicht hätten die Stücke „Die Wärme“, „Geometrie“, „Chemie“, „Die Bedeutung des Studiums der Chemie“, „Fortpflanzung des Schalles“ noch in den Lesestoff der Korrespondenzschrift herübergenommen und dafür in den 2. Teil (Satzkürzung) einige Reden aufgenommen werden können. Denn die eine Rede „Über den Sklavenhandel“ bietet für die Ausbildung der modernen „Redezeichenkunst“ wohl zu wenig. Die stenographische Schrift des Verf.s weist Eigentümlichkeiten auf, die in anderen österreichischen Lehr- und Übungsbüchern sich nicht finden. So die Hoch- bzw. Tiefstellung der kleinen Konsonanten vor *nd*, *rd* zur Symbolik des *i*, bzw. *u*; ferner manche kühne Verbindung und antizipierte Satzkürzungen in den Lesestücken der Korrespondenzschrift, wobei z. B. „Freundschaft“, oder „-wärts“ bald ausgeschrieben, bald als Sigel behandelt werden. In der Satzkürzung ist besonders von der Anlautkürzung ein ausgedehnter Gebrauch gemacht worden. — Der vom Übungsbuch getrennt herausgegebene „Schlüssel“ zeigt wie ersteres eine sehr nette Ausstattung in Papier und Druck. Die Orthographie stimmt allerdings nicht mehr mit der vorgeschriebenen.

Ried.

Ferd. Barta.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neue französische Mittelschule und die Schulreform in Preußen.

Am 26. November 1900 hat der deutsche Kaiser durch einen sensationellen Erlaß dekretiert, „daß das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule (alle drei Schultypen sind allerdings gleichermaßenklassig) in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind“¹⁾. Diese Anerkennung der Gleichwertigkeit muß als logische Folge in gewissem Sinne die Gleichberechtigung der klassisch-humanistischen und der modernsprachlich-realen Bildung nach sich ziehen, das heißt in die Praxis umgesetzt, daß sich auch den Absolventen des Realgymnasiums (oblig. Latein im minderen Umfange, kein Griechisch) und der Realschule (kein Latein, kein Griechisch) die Tore sämtlicher Hochschulen, also auch der Universität, öffnen müssen. Der Anhänger des traditionellen einheitlichen Bildungsideals mag über diese Wendung der Dinge erstaunt, geärgert oder gekränkt sein, er mag an ihr makeln und deuteln, aber darüber kann man keineswegs hinwegkommen, daß wir es mit der ganzen zwingenden Wirklichkeit eines *fait accompli* zu tun haben, das in seinen Folgen sich nicht allein auf Preußen beschränkt. Und in der Tat, die neue französische Mittelschule, die mit dem Beginne des laufenden Schuljahres aktiviert wurde, beruht voll und ganz auf dem Grundgedanken der Gleichwertigkeit sowohl, als auch auf der Gleichberechtigung aller vier Zweige der einheitlich berechtigenden Mittelschule; es gibt fortan in Frankreich nur ein einziges, einheitliches, auf der Gleichwertigkeit aller an der Mittelschule gelehrt Gegenstände basierendes, für alle Hochschulstudien gleichermaßen berechtigendes *baccalauréat* (Reifeprüfung). Ich habe den Erlaß des deutschen

¹⁾ Reichsanzeiger, 1. Dezember 1900; Zentralblatt 1900, S. 854; inhaltlich abgedruckt auch bei Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen, Halle a. S. 1902 u. ö.

Kaisers¹⁾ an die Spitze gestellt, weil Ribot, der Präsident der parlamentarischen Unterrichtskommission, bei Erörterung der Reorganisation des französischen Mittelschulwesens angesichts der ganzen Kammer sich geradezu auf das Beispiel Preußens berufen hat²⁾. Es wird sich zeigen, daß auch in manchen anderen Dingen die französische und die preußische Reform parallel miteinander gehen; der fast unvermittelte Wandel in den Anschauungen der sonst in solchen Dingen hochkonservativen Franzosen ist überhaupt kaum zu verstehen, wenn man die Vorgänge in preußischen Nachbarlande nicht gleichzeitig in Betracht zieht.

In Preußen selbst ist die Gleichberechtigung der Oberrealschule, des Realgymnasiums und des humanistischen Gymnasiums bereits geregelt.

Genau drei Monate (26. Februar 1901) nach Erscheinen des kaiserlichen Erlasses gab der preußische Unterrichtsminister folgenden Erlaß hinaus³⁾: „Im Hinblick auf den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 habe ich beschlossen, daß von jetzt ab alle Abiturienten nicht bloß der deutschen Gymnasien, sondern auch des deutschen Realgymnasiums und der preußischen oder als völlig gleichstehend anerkannten außerpreussischen deutschen Oberrealschule gleichmäßig zu der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen, ohne Einschränkung auf bestimmte Fächer, zuzulassen sind“⁴⁾. Am 19. November desselben Jahres wurde mittels Erlasses von derselben Behörde mitgeteilt, daß die Realgymnasialabiturienten im ganzen Reichsgebiete zu den medizinischen Studien zugelassen werden. Am 1. Februar 1902 gaben die preußischen Minister der Justiz und des Unterrichts bezüglich der Zulassung zum Rechtsstudium folgenden Erlaß hinaus: „1. Die geeignetste Anstalt zur Vorbildung für den juristischen Beruf ist das humanistische Gymnasium. — 2. Zu dem Rechtsstudium werden außer den Studierenden, welche das Zeugnis der Reife von einem humanistischen Gymnasium besitzen, auch solche Studierende zugelassen, welche das Zeugnis der Reife von einem deutschen Realgymnasium oder von einer preußischen Oberrealschule erworben haben. — 3. Den Studierenden der beiden letzteren Kategorien sowie denjenigen Gymnasialabiturienten, deren Reifezeugnis nicht mindestens das Prädikat „genügend“ aufweist, bleibt es bei eigener Verantwortung überlassen, sich die für ein gründliches Verständnis der Quellen des römischen Rechts erforderlichen sprachlichen und sachlichen Vorkenntnisse anzueignen. — 4. Bei der Einrichtung des juristischen Studiums und der ersten juristi-

¹⁾ Der Erlaß steht im wesentlichen in Übereinstimmung mit den Beschlüssen der Schulkonferenz vom Juni 1900.

²⁾ Revue Universitaire 1902, S. 109 ff.

³⁾ Dieser und die später zitierten Erlässe sind jetzt übersichtlich zusammengestellt in der „Monatsschrift für höhere Schulen“, I. Jahrg., S. 293 ff.; s. auch „Das humanistische Gymnasium“ 1902, S. 160 ff.

⁴⁾ Dementsprechend werden auch in der Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen die §§ 5 (Bedingungen der Zulassung), 17 (Französisch), 18 (Englisch), 19 (Geschichte) mittels Erlasses vom 6. März 1901 abgeändert; wir kommen darauf noch zurück.

schen Prüfung wird Vorkehrung getroffen werden, daß die zu 3 bezeichnenden Studierenden sich über die dort gedachten Vorkenntnisse auszuweisen haben.“ — Bezüglich der Zulassung der Oberrealschüler zum Studium der Medizin ist in Preußen, wahrscheinlich aus Kompetenzrücksichten (die ärztliche Prüfung ist Reichssache), bisher kein Erlaß erlassen. In einem offiziellen Artikel der „Kreuzzeitung“ vom 14. April 1902¹⁾, der die Reformen besprach, wird jedoch bezüglich der Oberrealschule folgendes ausgeführt: „Es können also die Abiturienten der Oberrealschule nicht ohneweiters zur medizinischen Prüfung zugelassen werden, sondern sie müssen sich das nötige Reifezeugnis, wie früher, durch das Bestehen einer Ergänzungsprüfung erwerben, in der sie aber jetzt nur noch die Kenntnis des Lateinischen in dem Maße nachzuweisen haben, wie es von den Abiturienten der Realgymnasien gefordert wird. Auch können ihnen die Semester, während deren sie vor der Ablegung dieser Prüfung Medizin oder verwandte Fächer studiert haben, auf die vorgeschriebene medizinische Studienzeit angerechnet werden. Das Griechische bildet demnach jetzt nicht mehr einen notwendigen Bestandteil der ärztlichen Vorbildung.“ Die offiziöse „Kreuzzeitung“ fährt sodann fort: „Vergleicht man dieses für die Mediziner geltende System mit dem in Preußen für die Juristen und Lehramtskandidaten angenommenen, so wird man das letztere, das auf jede Art von Ergänzungsprüfung verzichtet, für das konsequentere halten müssen. Es steht in voller Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Allerhöchsten Erlasses vom J. 1900 und vermeidet eine Zurücksetzung der Oberrealschüler, die mit der Bedeutung dieser Anstalten für die Vermittlung allgemeiner Bildung wohl nicht verträglich erscheint.“ Und es ist in der Tat eine arge Anomalie, daß der Oberrealschüler wohl die Naturwissenschaften (ja sogar die klassische Philologie!) an der Universität ohne Ablegung einer Ergänzungsprüfung studieren darf, aber von der Medizin, der praktischen Anwendung der Naturwissenschaften, ausgeschlossen erscheint. Inzwischen fallen zwei Kabinettsordres, die eine vom 6. Februar 1902²⁾ für die Armee, eine zweite, spätere, für die Marine, denen zufolge die Reifezeugnisse der Gymnasien, Realgymnasien und preußischen Oberrealschulen sowie der als gleichberechtigt anerkannten Lehranstalten für den Offiziersberuf als gleichwertig anzusehen sind. Die Oberrealschulabiturienten haben die fehlende Kenntnis des Lateinischen (Latein ist seit 1844 an den Kadettenschulen obligat) durch das Mindestprädikat „Gut“ in einem anderen Gegenstande, die Marineure in Englisch und Französisch, auszugleichen. So stehen die Dinge gegenwärtig in Preußen. Über den relativen oder absoluten Bildungswert der klassischen Studien soll hier nicht gesprochen werden — darüber existieren Berge von Büchern. Lieben wir jedoch das Facit aus den angeführten preußischen Erlässen, indem wir uns fragen, wie werden fortan die klassischen Sprachen als solche von offizieller Seite in Ansehung der Berechtigungen gewertet,

¹⁾ Abgedruckt im „Pädagog. Archiv“ 1902, S. 462 ff.

²⁾ Nummer 6 des „Armeeverordnungsblattes“.

so ergibt sich folgendes, für die Freunde und Verteidiger der klassischen Studien wenig tröstliche Resultat: das humanistische Gymnasium wird wohl in dem auf die juridischen Studien bezüglichen Erlasse als die „vornehmste Anstalt“ bezeichnet, in der Praxis jedoch sinkt die Kenntnis der klassischen Sprachen zu einem mehr oder minder notwendigen fachmännischen Behelfe und Requisite herab. Das Griechische vollends erscheint, wenn man von den theologischen Studien absieht, gänzlich depossediert. Man kann in allen deutschen Bundesstaaten ohne Kenntnis des Griechischen Arzt werden, man kann in Preußen ohne griechische Reifeprüfung Professor jeglicher Wissenschaft, ja sogar des Griechischen, man kann mit elementarer Kenntnis des Griechischen (s. unten), die überdies erst an der Universität erworben und nachgewiesen zu werden braucht, Jurist werden. Selbst am humanistischen Gymnasium ist das Griechische seit 1901 fakultativ geworden, indem an Stelle des Griechischen im Sinne des kaiserl. Erlasses folgender Ersatzunterricht „zu gestatten“ ist: in U III, O III und U II je drei Stunden Englisch; von den übrigen Stunden kommen in der Regel in U III und O III je zwei auf Französisch und je eine auf Rechnen und Mathematik, dagegen in U II nur eine auf Französisch und zwei auf Mathematik und Naturwissenschaften¹⁾. Etwas besser ist es um das Lateinische bestellt. Man hat sich wohl auch in Preußen nicht verhehlt, daß die Kenntnis des Lateinischen für viele Wissenszweige nötig ist, hat aber die Kenntnis des Latein für die einzelnen Berufsarten, ich möchte fast sagen, verschiedenartig „dosiert“ und überdies die Erwerbung der Kenntnis im Latein und den Nachweis dieser Kenntnis, soweit die Oberrealechüler in Betracht kommen, auf die Universität verlegt. Die einzige Ausnahme besteht in Preußen nur noch für das Studium der Medizin, u. zw. wohl nur deshalb, weil die Feststellung der Prüfungsvorschrift für Ärzte Bundesangelegenheit ist. Die Mediziner müssen daher, wenigstens jetzt noch, eine Ergänzungsprüfung aus dem Lateinischen an der Mittelschule, aber nicht im Ausmaße des Gymnasiums (seit 1901 68 Stunden), sondern in dem geringeren Umfange des Realgymnasiums (49 wöchentl. Stunden) nachweisen. Ich will nun kurz anführen, in welchem Umfange jene, die weder durch das humanistische Gymnasium, noch durch das Realgymnasium gegangen sind, ihre Kenntnis des Lateinischen nachzuweisen haben. Von den Lehramtskandidaten für das Französische fordert § 17 der Prüfungsvorschrift²⁾, „daß sie Kenntnis der lateinischen Elementargrammatik nachweisen nebst der Fähigkeit, einfache Schriftsteller, wie Cäsar, wenigstens in leichteren Stellen, richtig aufzufassen und zu übersetzen“, von den Lehramtskandidaten für die Geschichte (§ 19): „daß sie die für das Verständnis griechisch oder lateinisch ge-

¹⁾ Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen 1901, Halle a. S.; vgl. ferner Kratz, Die Lehrpläne und Prüfungsordnungen für die höheren Schulen in Preußen vom J. 1901, mit vergleichenden und erläuternden Anmerkungen, Neuwied und Leipzig 1902.

²⁾ Kratz l. c., S. 129 ff.

schriebener Geschichtsquellen erforderlichen Kenntnisse in diesen Sprachen nachweisen“. In welcher Form und vor welchem Forum beide ihre Lateinkenntnisse nachzuweisen haben, wird nicht gesagt. Und will der Realschulabiturient etwa klassische Philologie studieren, so ist ihm auch dies nicht verwehrt, aber er wird, wie die „Kreuzzeitung“ a. o. St. erläuternd ausführt, „natürlich genötigt sein, das ganze Gymnasialpensum in Latein und Griechisch nachzuholen. Wie er dabei verfährt, bleibt ihm selbst überlassen; in der Regel aber wird er bis zur Ablegung der Lehramtsprüfung längerer Zeit bedürfen als ein Gymnasialabiturient.“ Für Juristen, die von der Oberrealschule kommen (aber auch für solche Juristen, die das humanistische Gymnasium nicht mindestens mit dem Prädikate „genügend“ aus Latein im Reifezeugnisse verlassen haben¹⁾), wurden an den preussischen Universitäten (zunächst in Berlin, Bonn, Breslau) folgende sprachliche Vorkurse eingerichtet: a) ein lat. Kursus I: „zur sprachlichen Einführung in die Quellen des römischen Rechts mit schriftlichen Arbeiten, dreimal wöchentlich je eine Stunde, privatissime (mit Beschränkung auf 25 Teilnehmer; sollten zahlreichere Meldungen eingehen, so wird für die Veranstaltung weiterer Kurse gesorgt werden)“. Über den Plan dieser neuen Einrichtung, die sich über zwei Semester erstreckt, wird folgendes bemerkt, u. zw. § 2: als Gegenstand des Kursus I kommen in Betracht lat. Quellenstellen, im Kursus II daneben auch einige griechische; § 3: die beiden Kurse sind insofern selbständig, als sie bei verschiedenen Lehrern und auf verschiedenen Universitäten gehört werden können; § 4: Abiturienten der Oberrealschule haben sich bei dem Leiter des Kursus darüber auszuweisen, daß sie lat. Kenntnisse sich in dem Umfange angeeignet haben, wie er der Reife für Prima des Realgymnasiums entspricht. — Zu Kursus II werden nur diejenigen zugelassen, die ein Zeugnis über erfolgreichen Besuch von Kursus I vorlegen, u. zw. ohneweiters Abiturienten der Gymnasien, dagegen Abiturienten vom Realgymnasium und der Oberrealschule nur unter der Voraussetzung, daß sie ein Zeugnis über erfolgreichen Besuch des Anfangskurses im

¹⁾ Daß man trotz eines „nicht genügend“ im Latein das Reifezeugnis des humanistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums erreichen kann, erklärt sich aus dem bei der Maturitätsprüfung geübten „Kompensationssystem“. § 11, 3, 6 der Ordnung der Reifeprüfung bestimmt hierüber folgendes: „Bei Schülern, deren Leistungen in verbindlichen Lehrgegenständen das Gesamturteil „nicht genügend“ erhalten, soll dieser Ausfall als ausgeglichen angesehen werden, wenn bei ihnen das Gesamturteil in ebensovielen anderen verbindlichen Gegenständen mindestens „gut“ lautet“. — „Das Gesamturteil „nicht genügend“ darf nur für je einen unter folgenden Lehrgegenständen des Gymnasiums: Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Mathematik; des Realgymnasiums: Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Mathematik; der Oberrealschule: Deutsch, Französisch, Englisch, Mathematik, Physik, u. zw. nur dann als ausgeglichen angesehen werden, wenn das Gesamturteil in einem anderen zu derselben Gruppe gehörenden Lehrgegenstände mindestens „gut“ lautet. Prüflingen, die in mehr als einem der genannten Lehrgegenstände das Gesamturteil „nicht genügend“ erhalten, ist das Reifezeugnis zu versagen.“

Griechischen beibringen und nachweisen, daß sie auf andere Weise ein entsprechendes Maß von Kenntnissen der griechischen Sprache sich angeeignet haben. Neben diesen zwei Lateinkursen wird ein Anfangskurs im Griechischen eingerichtet, verbunden mit schriftlichen Arbeiten, dreistündig. Als Ziel wird erstrebt die Fähigkeit, Xenophon und Homer zu lesen¹⁾. Von einer Ergänzungsprüfung aus Latein und Griechisch, die am Gymnasium abzulegen wäre, ist also abgesehen; ein einfaches Zeugnis der Leiter der Kurse genügt. Auf die Anfrage eines Abgeordneten, ob man die Vorkenntnisse im Lateinischen und Griechischen notwendig durch diese Kurse erwerben müsse, oder ob dies auch in anderer Weise geschehen könne, erwiderte der Ministerialdirektor im Unterrichtsministerium Althoff: „Die Frage kann ich im Sinne des letzteren Teiles der Alternative mit voller Sicherheit bejahen“²⁾. Über die zeitliche Ordnung, in welcher sich die Abiturienten der realistischen Anstalten an den erwähnten Kursen etwa beteiligen sollen, äußert sich derselbe folgendermaßen³⁾: „Wenn die Realgymnasialabiturienten neben ihren juristischen Vorlesungen, die ja nicht allzu große Ansprüche an die Ausdauer der Studierenden namentlich in den ersten Semestern machen (Heiterkeit!) — das hat Ihre Juristenkommission alles näher erörtert — im ersten Semester diesen griechischen Anfangskursus hören und daneben den römisch-rechtlichen Kursus II, dann ist für sie die Sache schon in den zwei ersten Semestern erledigt. Der Oberrealschüler — um den noch besonders zu erwähnen — kann im ersten Semester noch nicht an dem römisch-rechtlichen Kursus teilnehmen, weil er kein Latein kann, wenn er es nicht vorher privatim gelernt hat; der fängt gleichfalls mit dem Griechischen im I. Semester an, bemüht sich aber zugleich, das nötige Latein zu lernen, nimmt dann im II. Semester den römisch-rechtlichen Kursus I und im III. Semester den römisch-rechtlichen Kursus II. Die Realisten verlieren also überhaupt gar nichts, wenn sie nur geringe Ausdauer und geringen Fleiß anwenden und nicht ihre ganze Aufgabe darin erblicken, dem obligatorischen Fröhschoppen zu huldigen (Heiterkeit!). Das ist allerdings Voraussetzung; wenn sie dieser entsprechen, dann brauchen sie ihre Studienzzeit gar nicht zu verlängern“ (vgl. zu derselben Angelegenheit auch die offiziöse „Kreuzzeitung“ l. c.).

Damit man den Wandel in den Anschauungen bezüglich der praktischen Wertung der klassischen Sprachen, von der ich oben sprach, recht deutlich erfasse, setze ich die Bestimmungen über das allgemeine Lehrziel im Lateinischen und Griechischen, wie sie für das humanistische Gymnasium, das vor gar nicht langer Zeit das Monopol der Vorbildung für die Fakultätsstudien besaß, vorgeschrieben ist, zum

¹⁾ Pädagog. Archiv 1902, S. 461 ff. Dieser einsemestrige griech. Kursus soll auch die Mediziner und Philosophen, die von den realen Anstalten kommen, mit jenen griechischen Kenntnissen ausstatten helfen, die ihnen etwa durch ihre Fakultätsstudien nahegelegt werden.

²⁾ Aus den Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 24. und 25. April 1902, im „Humanist. Gymnasium“ 1902, S. 163 ff.

³⁾ ibid. S. 166.

lehrreichen Vergleiche hierher: Latein: „Auf sicherer Grundlage grammatischer Schulung gewonnenes Verständnis der bedeutenderen Schriftsteller Roms und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums“; für das Griechische: „Auf ausreichende Sprachkenntnis gegründete Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums“. Welcher Abstand zwischen diesen Zielen und den Bedingungen für die Aufnahme in die Vorbereitungskurse, welcher Unterschied zwischen einem systematischen neun-, bzw. sechsjährigen Schulunterrichte und dem unter „eigener Verantwortung“ etwa betriebenen Privatstudium! Auch die französische Mittelschulreform ist dieselben Wege gegangen, nur hat sie die Berechtigungsfrage noch drastischer gelöst. Während man in Preußen für diejenigen, welche auf der Mittelschule kein Latein, kein Griechisch gelernt haben, diese Sprachen jedoch, wenn auch in geringstem Umfange, für ihre Fakultätsstudien brauchen, wenigstens auf der Universität „Vorbereitungskurse“ schuf, verzichtet die französische Reform selbst hierauf. Alle Baccalaureatszeugnisse verleihen die völlig gleiche Berechtigung¹⁾. „Il est clair, d'ailleurs“, sagt der damalige französische Unterrichtsminister Georges Leygues²⁾, „que certaines études supérieures resteront interdites à certains bacheliers, à raison même de leur genre d'études secondaires. Celui qui n'a pas étudié le grec ne s'inscrit pas comme candidat à la licence des lettres. Mais, précisément à cause de cela, il est superflu de le lui interdire, à raison de la nature de son diplôme. Si quelque bachelier de l'ordre scientifique se présente pour les études de la licence ès lettres, c'est qu'il aura appris le grec en particulier. Dès lors, il ne serait pas juste d'y mettre obstacle. L'exception sera rare: elle mérite d'être encouragée“.

Das unaufhaltsame Descrescendo an privilegierter Geltung, dem die klassischen Sprachen seit geraumer Zeit in Preußen ausgesetzt sind, zeigt sich jedoch nicht nur in der Berechtigungsfrage. Ein „nicht genügend“ aus Latein oder Griechisch im Reifezeugnis hindert, wie wir gesehen haben, die Reifeerklärung nicht, sofern der Kandidat nur in einem anderen der oben bereits genannten verbindlichen Gegenstände ein kompensierendes „Gut“ aufweist. Analog lautet auch § 4 der neuen Bestimmungen über die Versetzprüfung an den höheren Lehranstalten vom J. 1901 (s. Kratz, l. c., S. 115 f.): „Im allgemeinen ist

¹⁾ Décret du 22 juillet 1902 relatif aux sanctions du baccalauréat. — Abgedruckt u. a. im Plan d'études et programmes complets de l'enseignement secondaire. Paris, Nony.

²⁾ In seinem an Ribot, den Präsidenten der parlamentarischen Unterrichtskommission im Jänner 1902 gerichteten Schreiben. Abgedruckt u. a. bei Vuibert, La réforme de l'enseignement secondaire, expliquée aux familles; Paris, Nony. Dieses Büchlein orientiert am raschesten über die französische Reform. Vgl. auch Heinzig, Die Schule Frankreichs in ihrer historischen Entwicklung besonders seit dem deutsch-französischen Kriege von 1870—1871. Leipzig, Frankfurt, S. 103 f.

die Zensur „Genügend“ in den verbindlichen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen der Klasse als erforderlich für die Versetzung ansehen. Über mangelhafte und ungenügende Leistungen in dem einen oder anderen Fache kann hinweggesehen werden, wenn nach dem Urteile der Lehrer die Persönlichkeit und das Streben des Schülers seine Gesamtreife, bei deren Beurteilung auch auf die Leistungen in den verbindlichen nichtwissenschaftlichen Unterrichtsfächern entsprechende Rücksicht genommen werden kann, gewährleistet, und wenn angenommen werden darf, daß der Schüler auf der nächstfolgenden Stufe das Fehlende nachholen kann. Indes ist die Versetzung nicht statthaft, wenn ein Schüler in einem Hauptfache das Prädikat „ungenügend“ erhalten hat und diesen Ausfall nicht durch mindestens „Gut“ in einem anderen Hauptfache ausgleicht. Als Hauptfächer sind anzusehen: a) für das Gymnasium: Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Mathematik (Rechnen); b) für das Realgymnasium: Deutsch, Lateinisch, Französisch, Englisch und Mathematik; c) für die Real- und Oberrealschule: Deutsch, Französisch, Englisch, Mathematik und in den oberen Klassen Naturwissenschaften. § 5: Unzulässig ist es, Schüler unter der Bedingung zu versetzen, daß sie am Anfange des neuen Schuljahres eine Nachprüfung bestehen usw.“ Überblicken wir ferner die Bestimmungen über die Erteilung des Reifezeugnisses, so finden wir auch hier seit 1812, dem Jahre, in welchem die Reifeprüfung eingeführt wurde, ein stetes Herabgleiten der Anforderungen. Die darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen findet man jetzt, in tabellarischer Form zusammengestellt, bei Dr. Max Nath, Lehrpläne und Prüfungsordnungen im höheren Schulwesen Preußens seit Einführung des Abiturientenexamens, Berlin 1900, Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des königl. Luisengymnasiums zu Berlin, Ostern 1900. Das Lateinsprechen, das 1812 für denjenigen Teil des Examens, der sich mit der Erklärung der alten Autoren beschäftigt, vorgeschrieben war, fällt bereits 1834, das Lateinschreiben als Lehrziel wird 1892 definitiv fallen gelassen¹⁾. Im J. 1882 hieß es in der Prüfungsordnung noch: „Die schriftlichen Arbeiten. . . . müssen einen Anfang stilistischer Gewandtheit erkennen lassen“; im J. 1892 fehlt dieser Zusatz. Die neue Ordnung der Reifeprüfung (vom 27. Oktober 1901), die erst zum Ostertermine 1903 allgemein verbindlich in Kraft tritt, spricht über die an die schriftliche Prüfung zu stellenden Anforderungen gar nicht; betreffs der mündlichen Prüfung, die wieder gemildert wurde, heißt es in § 10, 8: „Für die Prüfung in den fremden Sprachen werden den Schülern Abschnitte aus solchen Schriftstellern zum Übersetzen vorgelegt, welche in der Prima gelesen werden oder dazu geeignet sein würden. Inwieweit dazu Dichter oder Prosaiker oder beide zu benutzen sind, bleibt der Bestimmung des königl. Kommissärs überlassen, der auch befugt ist, die Auswahl der vorzulegenden Abschnitte zu treffen. Aus Prosaikern sind nur solche Abschnitte vorzulegen, welche den Prüflingen in der Schule nicht vorgekommen sind, aus den Dichtern in der Regel

¹⁾ Vgl. auch Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts II², S. 592.

solche Abschnitte, welche in der Klassenlektüre, aber nicht während des letzten Halbjahres behandelt worden sind. Bei der Prüfung im Lateinischen und im Griechischen ist den Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Kenntnisse auf dem Gebiete der Altertumskunde (1892 „ihre Bekanntschaft mit den Hauptpunkten der Mythologie und der Antiquitäten“), soweit diese für das Verständnis der Schriftsteller erforderlich ist (dieser Zusatz ist neu), sowie ihre Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Versmaßen (1892 „Hauptpunkten der Metrik“) zu erweisen¹⁾. Nebenbei bemerkt sei noch, daß von der „sprachlich-logischen Schulung“, die 1892 als Lehrziel des Gymnasiums aufgestellt wurde, im J. 1901 nicht mehr die Rede ist“).

Diese stetige Abwärtsbewegung in den Anforderungen in den klassischen Sprachen scheint nun endlich zum Stillstand gekommen zu sein, und wenn das Aufwerfen der Berechtigungsfrage keine andere gute Folge zeitigen sollte, so muß man dem Erlasse des Kaisers sicherlich in dieser Beziehung Dank zollen. Hätte man an den Berechtigungsprivilegien des Gymnasiums festhalten wollen, so hätte man, um der Gefahr allzu einseitiger Vorbildung vorzubugen, dem Gymnasium auch den sich täglich mehrenden Bildungstoff in den modernen Sprachen, in der Geschichte, in den realen Gegenständen uaw. auferlegen müssen, und dies hätte schließlich doch nur auf Kosten der mit Stunden reichlicher bedachten klassischen Sprachen geschehen können. Das Gymnasium hätte mit der Zeit seinen humanistischen Charakter vollends eingebüßt und wäre zu einer enzyklopädischen Anstalt geworden. Die enzyklopädische Gestaltung des Gymnasiums, die eigentlicher Haupt- und Konzentrationsgegenstände naturgemäß entbehrt, würde jedoch, wenn man die Zahl der Jahrgänge nicht etwa vermehrt, an Fassungskraft, Aufnahmefähigkeit und Nerven

¹⁾ Kratz, l. c., S. 104 f.

²⁾ Bei dieser Gelegenheit soll die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß unsere österreichische Maturitätsprüfungsvorschrift im Vergleich zur preußischen wesentlich schärfere Bestimmungen enthält. Dies zeigt sich insbesondere in drei Richtungen: in der Bestimmung des Zweckes der Prüfung, in der Kompensation und in der Befreiung von der mündlichen Prüfung. Die diesbezüglichen preuß. Bestimmungen lauten: § 1: Zweck der Maturitätsprüfung ist, zu ermitteln, ob der Schüler dasjenige Maß der Schulbildung erlangt hat, welches den in den Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen gestellten Zielforderungen des Gymnasiums, des Realgymnasiums oder der Oberrealschule entspricht (1892: „ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat“). Über die Kompensation wurde bereits oben gesprochen. Über die Befreiung von der mündlichen Prüfung spricht § 10, 2 folgendes aus: „Ein Schüler, der in dem Gutachten der Lehrer als „zweifello“ reif bezeichnet worden ist, kann von der mündlichen Prüfung befreit werden, wenn er nach seinen Leistungen in der Klasse sowie in der schriftlichen Prüfung und nach seiner ganzen Persönlichkeit dieser Auszeichnung würdig erscheint; dabei ist hinsichtlich der Leistungen besonderes Gewicht auf das Deutsche zu legen“. Über die Reifepfung an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs wird demnächst in den „Neuen Jahrbüchern“ eine interessante und aufklärende vergleichende Studie von H. Morsch erscheinen, deren Aushängebogen zu lesen mir verstattet war.

der Schüler die größten Anforderungen stellen, sie würde eine bis ins Minutiöse gehende, rechnungsmäßig ausgeklügelte Ausnützung der Unterrichtszeit auf Grund einer leicht zum Virtuositentum ausartenden gesteigerten Unterrichtstechnik beanspruchen, und es würde besonderer Steuereunst der Lehrer bedürfen, wenn man ungefährdet zwischen der Scylla der Überbürdung und der Charybdis der Oberflächlichkeit glücklich hindurchkommen will. Das soll nun anders werden. Der kaiserliche Erlaß bemerkt ausdrücklich: „Namentlich werden die Direktoren eingedenk der Mahnung: „Multum, non multa“ in verstärktem Maße darauf zu achten haben, daß nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Arbeitsanforderungen gestellt, sondern die wichtigsten unter ihnen nach der Eigenart der verschiedenen Anstalten in den Vordergrund gerückt und vertieft werden“, und etwas früher heißt es: „Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. Mit Rücksicht hierauf will ich nichts dagegen erinnern, daß im Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien das Lateinische eine entsprechende Verstärkung erfährt.“ Letzteres ist auch geschehen. Die Zahl der Lateinstunden im Gymnasium und Realgymnasium wurde um je sechs vermehrt, u. zw. im Gymnasium von 62 Stunden (im J. 1882 77 Stunden) auf 68, im Realgymnasium von 43 (im J. 1882 54) auf 49 Stunden¹⁾.

Humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, daneben die höhere Bürgerschule (lateinlose Realschule) mit sechs Jahrgängen (und der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienste) werden sich dem kaiserlichen Willen entsprechend fortan, je ihrem Ziele gemäß ruhig weiter entwickeln und im freien, unbehinderten Wettbewerbe ausleben können. Die gewaltige Bewegung der Geister, die seit den achtziger Jahren in Deutschland durch den „Verein für Schulreform“, durch den „Gymnasialverein“, durch den „Einheitsschulverein“, durch den „Verein zur Beförderung des lateinlosen höheren Schulwesens“, durch Parlamentsdebatten, Enquêtes und Zeitungsfehden im ganzen deutschen Volke angeregt, durch ein kolossales Aufgebot von Geist und Druckpapier entflammt, in tausenden, aus allen Kreisen der Bevölkerung stammenden, oft stürmischen Massenpetitionen aufloderte, ist zurückgedämmt und wird als hochinteressantes kulturgeschichtliches Ereignis bald nur mehr der Erinnerung angehören und die 344 Reformvorschläge, die, wie der damalige preussische Kultusminister v. Gölter am 6. März 1889 im Abgeordnetenhaus erklärte, dem Ministerium in den Jahren 1882—1889 bekannt geworden waren²⁾, sind in den Archiven zur Ruhe gebettet.

¹⁾ Ausführlicheres über den grammatischen Lehrstoff, die Pensa usw. bei Waldeck, Der neue Lehrplan für das Lateinische, Monatsschrift für das höhere Schulwesen 1902, S. 681 ff.

²⁾ A. Messer, Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preussischen Gymnasialwesens von 1882—1901. Teubner 1901.

Die Uniformierung des geistigen Lebens, welche die enzyklopädische Ausgestaltung der privilegierten gymnasialen Schule, und in ihrem Gefolge die Einheitsschule, notwendigerweise gebracht hätte, ist glücklich vermieden. Doch ist, so mannigfach differenziert die durch die bestehen gebliebenen Mittelschultypen repräsentierten Bildungswege auch seien, doch klar, daß es auch nach dem Wegfalle der Prärogative der klassischen Sprachen bei aller Vielheit doch einen für alle Schulen gemeinsamen Stamm von ethisch und wissenschaftlich bedeutsamen Lehrfächern gibt: Religion, Deutsch, Geschichte einerseits, Mathematik und Physik anderseits. Dazu kommen noch die Fertigkeiten: Zeichnen, Singen, Turnen. Die auf diesen Gegenständen aufzubauende christlich-humanistische Ethik und das durch diese Gegenstände vermittelte Wissen und Können ist fortan das Kriterium moderner allgemeiner deutscher Bildung, und von diesem Stamme zweigen sich erst die Äste der speziellen, durch das Gymnasium und die realen Anstalten kultivierten Bildungsmittel ab. In dieser Verschiebung der Ansichten über das Wesen der Bildung ist m. E. wohl der bedeutsamste Effekt der preußischen Reform zu erblicken. Schöne Gedanken haben hierüber entwickelt Lehmann, bei Lexis, l. c. S. 363 ff. und P. Geyer, Monatschr. f. d. h. Sch. I, S. 11 ff.

Was ich bisher, mehr skizzierend als ausführend, dargelegt habe, reflektiert aber doch nur die theoretische Gestaltung der durch den kaiserl. Erlaß herbeigeführten Situation. Betrachtet man die realen Verhältnisse mit nüchternem Blicke, so verliert die auf Kosten der klassischen Philologie erfolgte Lösung der Berechtigungsfrage viel von ihrer bedrohlichen Wirkung, — wofür nur wir Philologen nicht über die Stränge schlagen. Die eigene werbende Kraft der klassischen Studien, die Neigung, das Gewordene historisch zu erfassen, die Tradition, bei vielen der wirkliche, bei noch mehreren der eingebildete oder vorgebliche Wert der klassischen Sprachen, das Standesvorurteil, das in der gymnasialen Bildung gerne einen sozialen Klassenvorzug sieht und — last not least — die dem deutschen Stamme untilgbar eingewurzelte Begeisterung für die Klassik sind ebensoviele Bollwerke der von altersher überkommenen klassisch-humanistischen Bildung. Noch wirksamer, wenigstens für die Gegenwart und die nächste Zukunft, ist die Tatsache, daß es in Preußen im J. 1899 im ganzen 282 Gymnasien und nur 81 Realgymnasien und 83 Oberrealschulen gab¹⁾. Bedenkt man, daß Preußen ein industrie-reiches Land ist, das seine Techniker wohl leicht aufbrauchen kann, und daß der Realschüler doch nur in den seltensten Fällen „umsatteln“ wird, so ist klar, daß die Universitätsfakultäten vor einer Überschwemmung durch Reabiliturienten gefeit sind. Aber ebenso klar ist es, daß bei dieser numerischen Präponderanz der Gymnasien und namentlich ihrer territorialen Verteilung, auch von der gepriesenen freien Wahl der Anstalt und damit der Bildungswege namentlich dort, wo es nur isolierte Gymnasien gibt, nicht leicht die Rede sein kann.

¹⁾ Stötzner, Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands, Sammlung Götschen 1901.

Eine weit größere Gefährdung könnten vielleicht die Reformanstalten bringen, wenn etwa der Staat die Ausführung des § 5 des kais. Erlasses ernstlich in Angriff nähme und die bestehenden Mittelschulen in Reformschulen umwandelte: „Die Einrichtung von Schulen nach den Altonaer und Frankfurter Lehrplänen hat sich für die Orte, wo sie besteht, nach den bisherigen Erfahrungen im ganzen bewährt. Durch den die Realschulen mitumfassenden gemeinsamen Unterbau bieten sie zugleich einen nicht zu unterschätzenden sozialen Vorteil. Ich wünsche daher, daß der Versuch nicht nur in zweckentsprechender Weise fortgeführt, sondern auch, wo die Voraussetzungen zutreffen, auf breiterer Grundlage erprobt wird.“

Das Charakteristische dieser Anstalten¹⁾ besteht darin, daß sie darauf hinausgehen, die bestehenden Mittelschultypen in Eins zu verschmelzen, indem sie auf einem lateinlosen Unterbau einen zweifach, bezw. dreifach gegabelten Oberbau (bifurcation, trifurcation) aufsetzen; es sind dies das Frankfurter und das Altonaer System. Die Grundzüge des Frankfurter Systems sind folgende: der Anfang des Lateinischen wird auf Unter-Tertia (= unserer Quarta) verschoben, dafür wird in Sexta (= unserer Prima) mit dem Französischen als erster fremden Sprache begonnen. Mit dem IV. Jahreskursus (= unserer Quarta) tritt die Gabelung ein: a) in reines Gymnasium und b) Realgymnasium. Das Gymnasium setzt in Unter-Tertia (= unserer Quarta) mit 10 Stunden Latein ein und setzt es in Ober-Tertia mit 10, in den folgenden Klassen mit 8 Stunden, in Ober-Prima mit 7 Stunden (in summa sind es 51 Stunden) fort, das Französische wird in U III mit 3, in den späteren Klassen mit je 2 Stunden fortgeführt (in summa 31 Stunden). Das Griechische beginnt in Unter-Sekunda (= unserer Sexta) und wird durch vier Jahre mit je 8 Stunden betrieben. Das Realgymnasium, dessen Abzweigung in U III stattfindet, betreibt das Latein mit je 2 Stunden weniger, setzt für Englisch (statt des Griechischen) in U II mit 6 Stunden ein und führt es dann mit je 4 Stunden fort. Die übrigen Lehrfächer sind gemeinsam. Ein lateinloser Oberbau (Oberrealschule) war zunächst nicht angegliedert, doch ist die Möglichkeit vorhanden, Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule nach Bedürfnis zu vereinigen. Ähnlich verhält es sich mit dem Altonaer System²⁾. Die ersten Abiturienten nach dem Frankfurter Systeme wurden Ostern 1901 entlassen. Das Ergebnis der Reifeprüfung war sehr befriedigend; von 38 Oberprimanern des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. wurden 37 approbiert. Als Kuriosum verdient notiert zu werden, daß die Abiturienten, um ihrer besonderen Vorliebe zum Griechischen Ausdruck zu geben, gebeten haben,

¹⁾ Die Anfänge dieser Bewegung und ihre Geschichte habe ich kurz dargelegt in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1897, „Die Reform des Mittelschulwesens in Ungarn“, S. 598 ff.

²⁾ Vgl. Kratz l. c. S. 7 ff., Messer l. c. S. 122 ff., ferner z. B. Lentz, Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaus, Berlin 1900 und über den jüngsten Stand Reinhardt, Die Reformanstalten, bei Lexis l. c. S. 328 ff.

daß die Abschiedsrede, nicht wie dies bisher üblich war, in lateinischer, sondern in griechischer Sprache von einem der ihnen gehalten werde¹⁾. Diese Reformschulen garantieren in der Tat durch die Art ihrer Organisation die freie Wahl des Lerngebietes. Mode, Druck von oben oder unten, Ungeschick der Philologen, könnten gegebenenfalls leicht eine Ablenkung der Schüler nach der realen Richtung hin bewirken. Solcher Reformschulen, in mehr oder minder variiertem Kombination, gab es aber am 1. Juni 1902 in ganz Deutschland nur 50, u. zw. 10 nach dem Altonaer, die übrigen nach dem Frankfurter System²⁾. Doch die preußische Unterrichtsverwaltung als solche hat an ihnen bisher nur einen verschwindenden Anteil. Also auch von dieser Seite betrachtet, besteht die Gefahr für die klassische Philologie nicht. Und selbst für den Fall, daß es in Preußen in Zukunft weniger Gymnasiasten geben sollte, so werden die wenigeren die Philologie freiwillig, d. h. in diesem Falle, intensiver studieren. Das quale wird das quantum kompensieren. In Ungarn, wo doch gleichfalls an Stelle des Griechischen ein Ersatzunterricht treten kann, nimmt die Zahl der „Gräcisten“ stetig zu.

Ich wende mich nun zur Besprechung der französischen Mittel­schulverhältnisse.

Vorweg sei bemerkt, daß ich mich an dieser Stelle auf eine historische Darstellung des französischen Unterrichtswesens, die übrigens nur retrospektives Interesse hätte, nicht einlassen kann. Nur das soll in den Hauptzügen festgehalten werden, was zum Verständnis des seit dem heurigen Schuljahre Bestehenden notwendig ist. Gemäß der in Frankreich seit jeher üblichen Anschauung, daß das Wissen der Neuzeit in zwei große Abteilungen: lettres und sciences einzuteilen sei, zerfiel auch der Mittelschulunterricht (*Enseignement secondaire*) in zwei Abteilungen: a) das enseignement classique, etwa unser Gymnasium, mit sieben Jahrgängen und b) das enseignement moderne, etwa unsere Realschule, mit nur sechs Jahrgängen. In ersterer wurden vorzugsweise die lettres, d. i. die philologisch-historischen (Latein und Griechisch obligat), in letzterer vorzugsweise die sciences, d. i. die mathematisch-naturwissenschaftlichen, seit 1891 auch die neu sprachlichen Fächer gelehrt. Diese Unterscheidung ist im wesentlichen bereits durch das Gesetz vom 11. Floréal an 10 bestimmt³⁾. Das Griechische wurde erst 1809 eingeführt. Es gab demnach in der Hauptsache auch zwei Maturitätsprüfungen: das baccalauréat ès lettres (*baccalauréat de l'Enseignement secondaire classique*) und das baccalauréat ès sciences (*baccalauréat de l'Enseignement secondaire moderne*), beide mit ganz verschiedenen Berechtigungen⁴⁾; besonders

¹⁾ Reinhardt, Monatschr. f. d. h. Sch. 1902, S. 487.

²⁾ Vgl. die Tabelle von Viereck, Monatschr. f. d. h. Sch. 1902, S. 478 ff. und Reinhardt, bei Lexis, S. 828 ff.

³⁾ Vgl. Heinzig l. c. S. 72.

⁴⁾ Vgl. darüber C. Wotke, Die gegenwärtige Reform der Maturitätsprüfung in Frankreich, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1896, S. 481 ff., H. Schoen, Wie man in Frankreich zu den öffentlichen Ämtern gelangt, Päd. Archiv 1902, S. 649 ff., 717 ff.

zu beachten ist, daß das Einjährig-Freiwilligenjahr, das 1872 eingeführt wurde, bereits wieder aufgehoben ist. Diese Maturitätsprüfungen werden auch heute noch nicht an den betreffenden Schulen, sondern in den Departementshauptstädten vor einer hauptsächlich aus Akademieprofessoren bestehenden Kommission abgelegt und erfordern eine besondere, die Studienzeit oft ungemein verlängernde, langwierige Vorbereitung. Die Resultate sind dementsprechend geradezu abenteuerlich schlecht: ein Drittel bis zwei Drittel und noch mehr der Kandidaten werden gewöhnlich reprobiert¹⁾. Gymnasium und Realschule sind unter einer Leitung und sind sumeist in einem Gebäude untergebracht. Demgemäß sind z. B. die Pariser Lyzeen (*lycée* ist die staatliche Mittelschule, die kommunalen heißen *collèges*) gewaltige Unterrichtskasernen mit meist über tausend Schülern, zumal die Mittelschulen mit Internaten verbunden sind, in denen die weitaus größere Zahl der Schüler untergebracht ist, wie denn überhaupt die Internatersziehung etwas wesentlich Französisches ist.

Seit Oktober des vergangenen Schuljahres ist in Frankreich eine Reform eingetreten, die ihre Freunde eine Evolution, ihre Gegner eine vollständige Revolution nennen.

Worin besteht nun diese „Revolution“ ?

Es wurden die althilologisch-historische und die neusprachlich-reale Bildung für gleich wertig erklärt, zu gleicher Zeit aber auch alle Sektionen der neuen Mittelschule (also auch die frühere Realschule mit nur sechs Klassen) mit der gleichen Zahl von Jahreskursen, nämlich sieben, organisiert. Der Mittelschulunterricht wurde zweistufig; er umfaßt eine Unterstufe (*premier cycle*) von vierjähriger Dauer mit einer Abschluß-, zugleich Versetzungsprüfung für die Oberstufe. Diese Oberstufe (*second cycle*) hat drei Jahrgänge (Seconde, Première und Philosophie, bezw. *Mathématiques*; — die niederste Klasse heißt *Sixième*) und gliedert sich in vier Parallelsektionen: Sektion A mit Latein und fakultativem Griechisch (*A Latin-Grec* genannt), Sektion B mit Latein, ohne Griechisch, wofür neuere Sprachen eintreten (*B Latin-Langues*), Sektion C mit Latein, ohne Griechisch, dafür Mathematik und Naturwissenschaften (*C Latin-sciences*), Sektion D ohne Latein, ohne Griechisch, dafür neuere Sprachen in Verbindung mit Mathematik und Naturwissenschaften (*D Sciences-Langues*). Alle vier Sektionen²⁾ haben die gleiche Anzahl von drei Jahreskursen. Sektion A entspricht demnach dem früheren klassischen und etwa dem deutschen humanistischen oder dem österreichischen Gymnasium, Sektion D der früheren Realschule, deren Jahreskurse allerdings um einen Jahrgang erhöht wurden; sie ist etwa mit der österreichischen oder preußischen Oberrealschule zu vergleichen. Neu sind die Sektionen B und C; beide erscheinen als

¹⁾ Statistische Daten aus neuer Zeit bei Schoen l. c. und in der *Revue Univ.* 1901, S. 392 ff.

²⁾ Von einer fünften, nur zweijährigen Spezial-Sektion, die sich nach der Troisième B von der Sektion B abzweigen soll, wird weiter unten die Rede sein.

Spielarten des preußischen Realgymnasiums. Das baccalauréat aller vier Sektionen gewährt die absolut gleichen Berechtigungen. Der Einfluß der preußischen Reform ist unverkennbar: die Leitworte Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung (s. die Einleitung) haben hier ihre Wirkung getan. Aber auch die preußische Reformschule, vielleicht auch das österreichische Realgymnasium, haben auf diese Umgestaltung eingewirkt. Der Unterbau (*Premier cycle*) mit seinen vier Jahrgängen, von unten gezählt VI. bis III. Klasse, besteht seinerseits wieder aus zwei Stufen von je zwei Jahrgängen. Die niederere, die beiden ersten Jahrgänge umfassende Stufe hat wieder zwei Parallelsektionen A und B: Sixième A und Cinquième A mit obligatem Latein, Sixième B und Cinquième B ohne Latein. Nach dem zweiten Jahre tritt eine neue Gabelung ein, indem das Griechische als wahlfrei hinzukommt. Im dritten und vierten Jahrgang haben wir demnach nun drei Sektionen: Quatrième A (*Latin-Grec*) mit Latein und Griechisch, Quatrième A (*Latin*) mit Latein ohne Griechisch, Quatrième B ohne Latein, ohne Griechisch und ebenso Troisième A (*Latin-Grec*), Troisième A (*Latin*), Troisième B.

Vielleicht erleichtert folgende Tabelle die Übersicht:

Premier cycle (4 Jahrgänge)	Division A gymnasiale, bez. realgymnasiale Abteilungen mit obligatem Latein, fakultativem Griechisch von Quatrième an			Division B reale Abteilung
	Sixième A (<i>Latin</i>) Cinquième A (<i>Latin</i>)			Sixième B Cinquième B Quatrième B Troisième B
	Quatrième A (<i>Latin-Grec</i>) Troisième A (<i>Latin-Grec</i>)	Quatrième A (<i>Latin</i>) Troisième A (<i>Latin</i>)		
	Sektion A (<i>Latin-Grec</i>)	Sektion B (<i>Latin-Langues</i>)	Sektion C (<i>Latin-Sciences</i>)	Sektion D (<i>Sciences-Langues</i>)
Second cycle (8 Jahrgänge)	Seconde A Première A	Seconde B Première B	Seconde C Première C	Seconde D Première D
	Philosophie			Mathématiques A und B
A fak. Griech., Lat. oder eine mod. Sprache	B fakult. Lat.			

Wer nach der Cinquième A kein Griechisch beginnen will, wandert in die Quatrième A Latein aus; wer nach der Troisième A Latein auch am Latein keinen Gefallen mehr findet, tritt ungehindert in die Seconde D über oder in den Spezialkurs, von dem noch später die Rede sein wird. Für Bewegungs- und Wahlfreiheit im jugendlichen Alter ist gesorgt — um so mehr als alle Sektionen Teile einer und derselben Mittelschule sind, alle derselben Direktion unterstehen und zumeist in einem und demselben Gebäude sich befinden.

Die hier skizzierte Mittelschule ruht ihrerseits wieder auf einem vierjährigen Vorbereitungskurse auf: der Division préparatoire, welche die 1^e und 2^e année préparatoire (früher Classes de Dixième et de Neuvième) umfaßt, und der Division élémentaire mit den Classes de Huitième und de Septième. Von der zweiten année préparatoire angefangen ist für je zweistündigen Unterricht in den lebenden Sprachen bis zur Mittelschule (*Sixième*) hinauf vorgesorgt. Dieser vierjährige elementare Vorbereitungskurs ist nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Volksschule (*Enseignement primaire*); er unterscheidet sich von dieser hauptsächlich durch den vorerwähnten zweistündigen neu sprachlichen Unterricht. Doch soll (s. Vuibert S. 5, Anm.) in der ersten Klasse der Mittelschule den Volksschülern Gelegenheit geboten werden, jenen modern neu sprachlichen Unterricht nachzuholen, so daß also auch die Volksschüler ungehindert in die Mittelschule übertreten können.

Überblicken wir das Gesagte.

Der vierklassige vorbereitende Elementarkurs und die neue, sieben Jahre umfassende Mittelschule geben zusammen einen einheitlich und planmäßig organisierten, volle elf Jahrgänge umfassenden Bildungsgang. Den allen Schülern gemeinsamen Unterbau bildet der vierklassige Elementarkurs. Jeder Jahrgang dieses Kurses hat je 20 Unterrichtsstunden. Hauptgegenstände sind Französisch (9 + 7 + 7 + 7 Stunden), Rechnen (3 + 3 + 4 + 4 Stunden), Schreiben (2 $\frac{1}{2}$ + 2 $\frac{1}{2}$ + 1 + 1 Stunde) und vom zweiten Jahre an je zwei Stunden fremde Sprachen¹⁾. Mit dem Beginne (*Sixième*) der Mittelschule beginnt auch die Gabelung in eine Abteilung mit Latein (Division A) und eine ohne Latein (Division B), also nach deutschem Sprachgebrauche in eine realgymnasiale und eine reale Abteilung.

¹⁾ Die übrigen Unterrichtsstunden verteilen sich wie folgt: Kleine geschichtliche Erzählungen je 1 Stunde, Geographie je eine und eine halbe Stunde in der 1^e und 2^e année préparatoire, je 3 Stunden Geschichte und Geographie in den Classes de Huitième und de Septième, Sachunterricht, Zeichnen und Singen je 1 Stunde in jeder Klasse des Vorbereitungskurses. Der Moral- und Bürgerkunde (*instruction morale et civique*) — der Religionsunterricht ist Sache der Konfessionen — sind keine besonderen Stunden zugewiesen; dieser Unterricht soll gelegentlich des Unterrichtes in der Muttersprache, der Geschichte und der Geographie erteilt werden und ist in den diesen Gegenständen zugewiesenen Stunden mit inbegriffen.

Die realgymnasiale Abteilung hat in diesen ihren beiden Jahrgängen je 23 Unterrichtsstunden, u. zw.: Französisch je 3, Latein je 7, lebende Sprachen je 5, Geschichte und Geographie je 3, Mathematik je 2, Naturwissenschaften je 1, Zeichnen je 2 Stunden. Die reale Abteilung hat in den beiden entsprechenden Jahrgängen je 22 Stunden: Französisch 5, Schönschreiben 1, lebende Sprachen 5, Geschichte und Geographie je 3, Rechnen je 4 (davon 1 Stunde geometrisches Zeichnen), Naturwissenschaften je 2, Zeichnen je 2 Stunden. Die Gegenstände mit den kursiven Stundenziffern (Lebende Sprachen, Geographie und Geschichte, Zeichnen) sind beiden Abteilungen (A und B) gemeinsam und es wird, da für diese Gegenstände auch die Lehrziele die gleichen sind, der Unterricht gemeinsam erteilt. Die Maximalzahl der Schüler in diesen gemeinsamen Kursen ist auf 25 (!) festgesetzt; sind mehr Schüler vorhanden, so werden für diesen Unterricht Parallelabteilungen geschaffen¹⁾. Im dritten Jahrgange (*Quatrième*) tritt in der Abteilung A Griechisch als wahlfrei mit 3 Stunden ein und es zweigt demnach von der realgymnasialen Abteilung A Latin die gymnasiale Abteilung A Latin-Grec ab. Unterrichtsstunden sind in den beiden A-Abteilungen je 22, mehr 4 fakultativen Stunden (von letzteren 3 Stunden Griechisch und 1 Stunde Mathematik), in der Abteilung B je 24 Stunden. Und zwar entfallen in den beiden A-Abteilungen auf Moralunterricht je 1, Französisch je 3, Latein je 6, lebende Sprachen je 5, Geographie und Geschichte je 3, Mathematik je 1 (mehr einer fakult. Stunde für solche, die das Griechische nicht besuchen), auf Naturwissenschaften je 1, Zeichnen je 2 Stunden. In der realen Abteilung (B): Morale 1, Französisch 5, Buchführung je 1, lebende Sprachen je 5, Geographie und Geschichte 3, Mathematik 4, Physik und Chemie 2, Zeichnen 3 (davon 1 Stunde geom. Zeichnen). Gemeinsame Unterrichtsgegenstände sind wieder wie in den beiden vorhergehenden Jahrgängen: lebende Sprachen, Geschichte und Geographie, Zeichnen und dazu Moralunterricht. Im vierten Jahrgange ist die Zahl der Unterrichtsstunden, die Art der Gegenstände und die Zahl der auf jeden Gegenstand entfallenden Stunden die gleiche mit der kleinen Ausnahme, daß in Troisième die Naturwissenschaften entfallen und die dadurch gewonnene Stunde der Mathematik zugelegt wird. In der realen Abteilung (B) verliert das Französische 1 Stunde und dafür tritt ein einstündiger Unterricht in der Bürgerkunde ein. Gemeinsam sind dieselben Gegenstände wie in der vorangehenden Klasse. Mit der Troisième ist die Unterstufe (*premier cycle*) der neuen Mittelschule abgeschlossen.

Die Stundenpläne der Oberstufe (*second cycle*) gebe ich der Übersichtlichkeit wegen auf den folgenden Seiten (266 und 267) in tabellarischer Form.

¹⁾ Circulaire ministérielle du 19 juillet 1902: „En ce qui concerne notamment l'enseignement des langues vivantes, un nombre d'élèves assez restreint est la condition d'une bonne application des nouvelles méthodes. Autant que possible, le chiffre de vingt-cinq élèves ne devra pas être dépassé; il est désirable qu'en général ce chiffre ne soit pas atteint etc.“

Second cycle
 drei Jahrgänge: *Classe de Seconde, de Première, de Philosophie et de Mathématiques.*
Classe de Première.

	Sektion A Grec-Latin		Sektion B Latin-Langues Vivantes		Sektion C Latin-Sciences		Sektion D Sciences-Langues Vivantes	
	Stunden	Stunden	Stunden	Stunden	Stunden	Stunden	Stunden	Stunden
Französisch	3	3	3	3	3	3	3	3
Latein	4	4	4	3	3	3	—	—
Griechisch	5	—	—	2 fakult.	—	—	—	—
Neuere Geschichte	2	2	2	—	—	—	—	—
Alte Geschichte	2	2	2	2	2	2	2	2
Geographie	1	1	1	2	1	1	—	—
Lebende Sprachen	2	7 ¹⁾	2	1	1	1	1	1
Mathematik	1	1	5	7 ¹⁾	2	2	2	7 ¹⁾
Physik und Chemie	1	1	3	1	5	5	5	5
Prakt. naturwissenschaftl. Übungen	—	—	—	—	—	—	—	—
Zeichnen	2	2	2 + 2 ²⁾	2	—	—	2	2
Geologie (12 einstündige Vorträge)	—	—	—	—	—	—	—	2 + 2 ¹⁾
Summe	28	28	26	20 + 4 fakultativ	25	25	27	27

¹⁾ Davon 3 Stunden für die bereits im *premier cycle* begonnene fremde Sprache (2 von diesen 3 Stunden gemeinsam für die Sektionen A, B, C, D) und 4 für die zweite Sprache.

²⁾ und ¹⁾ wie oben in Seconde.

Classe de Philosophie et de Mathématiques.

	Philosophie		Mathématiques	
	Sektion A	Sektion B	Sektion A	Sektion B
Philosophie	8 St. währ. 1 Sem.	8 St. währ. 1 Sem.	3 Stunden	3 Stunden
Philosophie	9 " " "	9 " " "	—	—
Griechisch-Lateinisch.	4 St. fakult.	—	—	—
Latein	—	2 St. fakult.	—	—
Lebende Sprachen	2 St. fakult.	3 ¹⁾ Stunden	2 Stunden	3 ¹⁾ Stunden
Geschichte	3 Stunden	3 Stunden	3 " "	3 Stunden
Mathematik	2 " "	2 " "	8 " "	8 " "
Physik und Chemie	3 " "	3 " "	5 " "	5 " "
Naturgeschichte	2 " "	2 " "	2 " "	2 " "
Prakt. naturwissenschaftl. Übungen	—	—	2 " "	2 " "
Zeichnen	2 St. fakult.	2 St. fakult.	2 ²⁾ + 3 ²⁾ fakult. St.	2 ²⁾ + 2 ²⁾ fakult. St.
Hygiene (12 einstündige Vorträge)	—	—	—	—
Summe	18 ^{1/2} + 8 St. fakult.	21 ^{1/2} + 4 St. fakult.	27 + 2 St. fakult.	28 + 2 St. fakult.

¹⁾ 2 Stunden nach Wahl für die eine Sprache, 1 Stunde für die zweite Sprache.

²⁾ 2 Stunden für geometrisches Zeichnen.

³⁾ Das ornamentale Zeichnen ist fakultativ.

268 Die neue französ. Mittelschule und die Schulreform in Preußen.

Gemeinsam ist der Unterricht in Seconde für die Sektionen A, B, C, D in neuerer Geschichte, Geographie, einer lebenden Sprache, Freihandzeichnen; für die Sektionen A, B, C im Französischen und im Latein; für die Sektionen A und B in der alten Geschichte; für die Sektionen B und D in der zweiten modernen Sprache usw.

Nicht genug an dieser „Vielheit in der Einheit“ ist es durch besonderen Erlaß des Ministeriums (du 19 juillet 1902) den lokalen Unterrichtsbehörden nach Anhörung der Lehrerkonferenz gestattet, jedesmal, wenn es die Verhältnisse, z. B. Überfüllung, größere oder geringere Durchschnittsbegabung einzelner Klassen usw. erheischen, den Stundenplan zu modifizieren.

Soviel über die Organisation der auf der Oberstufe in vier Sektionen verzweigten Mittelschule. Zu bemerken wäre noch, daß im Verlaufe des heurigen Schuljahres im Sinne des Artikels 7 des Dekrets vom 31. Mai 1902 diesen vier Sektionen an gewissen, erst näher zu bezeichnenden staatlichen Lyzeen noch eine fünfte Sektion sich angliedern wird, die in der realen Sektion nach der Troisième B (also nach dem vierten realen Jahreskurse) abzweigt, zwei Jahreskurse umfaßt und für solche Realschüler berechnet ist, die das Baccalauréat nicht ablegen wollen. In diesen zweijährigen höheren Kursen sind Hauptgegenstände: moderne Sprachen und die Naturwissenschaften, letztere hauptsächlich in ihren technischen Anwendungen; es werden höhere Landwirtschafts-, Industrie- und Handelsschulen sein, je nach den Bedürfnissen des Bezirkes. Im Lyoner Schulbezirke könnte z. B., wie der Minister darlegte¹⁾, ein Spezialkurs für Gerberei, im Schulbezirke Nancy ein solcher für Brauerei, in Lille für chemische Industrie eingerichtet werden. Allerdings ist zu befürchten, daß durch diese neuen Kurse der Staat seinen eigenen schon bestehenden gleichartigen Spezialschulen Konkurrenz machen wird.

Auf die weiteren Änderungen, welche die Reform gebracht hat: Trennung der Verwaltung des Internats und des Externats, Erweiterung der Amtsbefugnisse der Direktoren (*proviseurs*), die Änderung des Verwaltungsapparates der Lyzeen, die Verbesserung der Stellung der *maitres répétiteurs*, Ermäßigung der Schulgeldtarife, Herabsetzung der Arbeitszeit (Schul- und Hausarbeit) für Schüler unter 12 Jahren auf sieben Stunden, für Schüler unter 16 Jahren auf neun Stunden täglich, die Details der neuen Baccalauréatsprüfung (s. oben), die Zusammensetzung der Reifeprüfungskommissionen²⁾, die Bestimmungen über körperliche Ausbildung, Körperpflege und Hygiene kann hier nicht eingegangen werden, ebenso wenig wie auf die Darlegung des gewaltigen Umschwungs in der Methodik des neu sprachlichen Unterrichts, in welchem die Gouinschen Grundsätze

¹⁾ Rede des Unterrichtsministers G. Leygues in der Parlamentsdebatte über das neue Unterrichtsgesetz, 14. Februar 1902; vgl. *Revue Univ.* 1902, S. 109 ff.

²⁾ Programmes des examens du nouveau Baccalauréat, separat erschienen bei Nony, Paris.

in ihren auf die praktische Erlernung der Sprache gerichteten Absichten vollständig zur Durchführung gelangen¹⁾.

Ich kehre zurück zur Besprechung des Lehrplanes.

Unter den Abweichungen des neuen französischen Lehrplanes vom früheren ist an die Spitze zu stellen, daß das Griechische nun auch in Frankreich, wie bereits erwähnt, wahlfrei, eine *matière à option* geworden ist; es ist dies in Ansehung der Wertung der klassischen Studien die bedeutsamste Änderung. Einen gewaltigen Aufschwung haben dagegen die neusprachlichen Studien genommen. Während im früheren französischen Gymnasium den neueren Sprachen nur 16 Stunden gewidmet waren, stehen jetzt in der Division A und der Sektion A 26, ebensovielen in der Division A und der Sektion C, in der Division A und Sektion B gar 37 Stunden zur Verfügung. In der neueren, rein humanistischen Abteilung hat das Französische gegen früher zwei Stunden gewonnen, das Latein bloß eine halbe Stunde, das Griechische im ganzen $3\frac{1}{2}$ Stunden verloren. In der Mathematik wurden gegen früher in der realen Abteilung die Stunden um zwei vermehrt, in der Sektion *Latin-Grec* (und *Latin-Langues*) dagegen um vier Stunden zugunsten des Griechischen (oder einer zweiten modernen Sprache) vermindert, in der Sektion *Latin-Sciences* um zwei, in der Sektion *Sciences-Langues vivantes* um acht vermehrt. In neuerer Geschichte wurden in der realen Abteilung zwei Stunden gewonnen, der ganze Geschichtsunterricht übrigens ganz anders eingeteilt; s. Vaibert l. c. S. 33.

Eigentümlich sind der französischen Mittelschule folgende Unterrichtsgegenstände: der bürgerliche und Moralunterricht (der Religionsunterricht wird nicht von Staats wegen, sondern von den Konfessionen erteilt), der Unterricht in Körperpflege und Hygiene, im *Droit usuel* (der Unterricht in der politischen Ökonomie wurde fallen gelassen), ferner der Unterricht in der Geschichte der Philosophie verbunden mit auszuweisender Lektüre von philosophischen Schriftstellern.

Ziehen wir die Resultierende: Das Griechische wurde aus seiner Position als obligater Unterrichtsgegenstand verdrängt. Die Zahl der Schultypen, die das Latein pflegen müssen, wurde vermehrt, dabei jedoch den Schülern die größte Bewegungsfreiheit ermöglicht. Durch die oben skizzierte Lösung der Gleichwertigkeits- und Gleichberechtigungsfrage wurden die klassischen Sprachen zu einem bloßen utilitarischen Behelfe der eigentlichen Fakultätsstudien, *connaissances accessoires* würde man im Französischen sagen, herabgedrückt. Dagegen wurden die

¹⁾ Die für Neusprachler höchst beachtenswerten Instruktionen sind schon dem Erlasse des Ministers vom 15. November 1901 beigelegt; vgl. *Plan d'études etc.* Paris, Nony. S. 214. Der Erlaß und die Instruktionen sind auch in deutschen Fachschriften wiederholt abgedruckt und je nach dem Standpunkte der Kritiker verschiedenartig beurteilt worden; vgl. z. B. „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht“, herausgegeben von Kalusa, Koschwitz und Thurau, I. Band, 1. Heft, S. 65 ff.; *ibid.* 4. Heft, S. 404 ff.

nationalen und realen Bildungsmittel: Muttersprache, neuere Geschichte, fremde Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften in den Vordergrund geschoben, modernen Tendenzen durch Einführung neuer Unterrichtsgegenstände entgegen gekommen. Man sieht, ich hatte nicht Unrecht zu behaupten, daß die französische Reform gar stark von den in Preußen in neuester Zeit ausgegebenen Schlagworten beeinflußt wurde.

Ich will nun noch einige vergleichende Tabellen folgen lassen, welche die Belastung des französischen, österreichischen und preußischen Mittelschülers, ferner die Zahl der Unterrichtsstunden in einigen wichtigen Unterrichtsgegenständen illustrieren sollen. Da alle französischen Mittelschulektionen und auch die österreichische Realschule sieben Jahrgänge haben, wurde auch nach dem siebenten Jahrgange die Summe gezogen. Das österreichische Gymnasium hat acht Jahrgänge, die preußischen Mittelschulen sind sämtlich neunklassig. Die Totalbelastung zeigt die letzte Kolumne. Von den vier französischen Mittelschulektionen wurde nur die rein humanistische (Latin-Grec) und die rein reale (B) berücksichtigt.

In den folgenden Tabellen ist, wie ich noch bemerken muß, bezüglich des österreichischen Gymnasiums zu beachten, daß an den rein deutschen Gymnasien das Französische (bzw. Englische) bisher nur an einigen wenigen Anstalten als relativ-obligater Gegenstand gilt, weshalb ich es in die Statistik nicht aufgenommen habe. In Preußen ist Französisch am Gymnasium obligat und mit 20 Wochenstunden bedacht. Das Turnen wurde in allen drei Staaten ausgeschaltet. Das Zeichnen, das an weit mehr österreichischen Gymnasien (in den Unter-
klassen I—IV mit je vier Stunden) obligat ist, ebenso Schönschreiben, wurde dagegen aufgenommen. Die Landessprachen (vereinzelt auch obligat), Freihandzeichnen an den oberen Klassen, Gesang und Stenographie wurden bezüglich des österreichischen Gymnasiums nicht berücksichtigt. Bezüglich des preußischen Gymnasiums wurde das Schreiben (sechs Stunden) und das Zeichnen (acht Stunden) gleichfalls berücksichtigt. Zu beachten ist ferner, daß an der österreichischen Realschule geometrisches Zeichnen und Freihandzeichnen eine sehr bedeutende Stundenzahl, wöchentlich zusammen 40, in Anspruch nehmen, in Preußen dagegen in neun Jahrgängen nur 16 Stunden; das in Preußen von O III an an der Realschule mit je zwei Stunden als wahlfrei figurierende Linearzeichnen wurde nicht aufgenommen.

Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden:

am Gymnasium in	1. Jahrgang	2. Jahrgang	3. Jahrgang	4. Jahrgang	5. Jahrgang	6. Jahrgang	7. Jahrgang	Summe nach dem 7. Jahrgang	8. Jahrgang	9. Jahrgang	Totale
Frankreich	28	28	22 + 4 ¹⁾	23 + 4 ¹⁾	28	22 + 2 ¹⁾	18 ¹⁾ / ₅ + 8 ¹⁾	154 ¹⁾ / ₅ + 18 ¹⁾	—	—	154 ¹⁾ / ₅ + 18 ¹⁾
Österreich.	27	28	28	29	25	25	25	187	25	—	212
Preußen	25	25	29	30	30	30	30	199	30	30	259

¹⁾ Fakultativ.

an der Realschule in	1. Jahrgang	2. Jahrgang	3. Jahrgang	4. Jahrgang	5. Jahrgang	6. Jahrgang	7. Jahrgang	Summe nach dem 7. Jahrgang	8. Jahrgang	9. Jahrgang	Totale
Frankreich	22	22	24	24	27 + 2 ¹⁾	27 + 2 ¹⁾	28 + 2 ¹⁾	174 + 6 ¹⁾	—	—	174 + 6 ¹⁾
Österreich	26	27	27	28	31	31	31	200	—	—	200
Preußen	25	25	29	30	30	31	31	200	31	31	262

¹⁾ Fakultativ.

272 Die neue französ. Mittelschule und die Schulreform in Preußen.

Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden am Gymnasium in folgenden Gegenständen ¹⁾:

	Muttersprache		Latein		Griechisch		Lebende Sprachen		Mathematik	
	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale
Frankreich 7 Jahrgänge	18	18	39 ²⁾	39 ²⁾	20 ³⁾	20 ³⁾	26 ⁴⁾	26 ⁴⁾	13 ⁵⁾	13 ⁵⁾
Österreich 8 Jahrgänge	23	26	45	50	23	28	—	—	22	24
Preußen 9 Jahrgänge	20	26	54	68	24	36	14	20	26	31

Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden an der Realschule in folgenden Gegenständen ⁶⁾:

	Muttersprache		Lebende Sprachen		Mathematik	
	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale	bis zur 7. Klasse	Totale
Frankreich 7 Jahrgänge	25	25	37	37	33	33
Österreich 7 Jahrgänge	26	26	37	37	26	26
Preußen 9 Jahrgänge	26	34	56	72	37	47

Das auf einen Unterrichtsgegenstand aufgewendete Zeitmaß erhält erst dadurch die rechte Behellung, wenn wir das Lehrziel betrachten, das in der festgesetzten Zeit erarbeitet werden muß. Es würde zu weit führen, dies für alle Gegenstände aus den Lehrplänen herauszuschreiben. Da aber die Gestaltung des klassischen Studiums im Mittelpunkt unserer Betrachtung steht, will ich es wenigstens für die zwei Gegenstände, Latein und Griechisch, tun. Zu beachten ist dabei, daß die Fran-

¹⁾ In den preußischen Lehrplänen sind die Geschichtserzählungen mit dem Deutschen zusammengezogen.

²⁾ Davon vier Latin-Grec fakultativ in Philosophie, Sektion A.

³⁾ Griechisch ist überhaupt fakultativ.

⁴⁾ Davon zwei fakultativ.

⁵⁾ Davon zwei fakultativ.

⁶⁾ In der französischen Realschule wird das geometrische Zeichnen in die Mathématiques eingerechnet.

rosen dadurch, daß ihre Sprache eine Tochtersprache des Lateinischen ist, natürlich bedeutend im Vorteile sind.

In Frankreich ist für den sechsten Jahrgang im gymnasialen Lateinunterrichte zunächst folgender (für die Sektionen A, B, C gemeinsamer), dreistündiger Unterricht vorgeschrieben; „Explication et récitation d'auteurs latins. L'explication des textes sera le principal exercice de la classe. Les élèves seront en outre engagés à faire des lectures supplémentaires qui seront contrôlées en classe. Version latine. Thème latin et composition latine. Lectures et interrogations destinées à faire connaître les principaux écrivains latins. *Auteurs: Cicéron: Choix de lettres. Pro Milone. Pro Murena. Extraits et analyses des principaux discours. Extraits des oeuvres morales et philosophiques. Extraits des traités de rhétorique. Conciones. — Tite-Live: Un livre de la 3^e décade. — Sénèque. Extraits des lettres à Lucilius et des traités de morale. — Tacite: Annales. Histoires. Dialogue des orateurs. — Théâtre latin: Extraits. — Lucrèce: Extraits. — Virgile. — Horace: Satires et Épîtres. — Anthologie des poètes latins (à l'exclusion des ouvrages compris dans les programmes). — Pages et pensées morales, extraites des auteurs latins.“ — Wahrlich, nicht wenig für drei Unterrichtsstunden! Dazu kommt ein erweiterter zweistündiger Unterricht, obligat für die Schüler der Sektion A (fakultativ für Sektion B, nicht verbindlich für Sektion C), der für die Schüler der Sektion A mit zwei fakultativen Stunden in der Classe de Philosophie fortgesetzt wird und folgendes Programm hat: „Les auteurs de la classe de Première. — *Cicéron: Extraits des Traités de rhétorique. — Lucain: Extraits.*“*

In Österreich ist das Lehrziel für den obersten Jahrgang (achte Klasse): „Wöchentlich fünf Stunden. Lektüre: vier Stunden. Prosa: Tacitus, Germania (cap. 1—27) und zusammenhängende größere Partien aus beiden oder einem der beiden Hauptwerke des Tacitus. Poesie: Horatius, Auswahl aus den Oden, Epoden, Satiren und Episteln. Grammatisch-stilistischer Unterricht: eine Stunde; schriftliche und häusliche Arbeiten wie in der V. Klasse.“

In Preußen ist das Lehrziel für die oberste Klasse (9. Jahrgang) folgendermaßen bestimmt: „Lektüre fünf Stunden: Reden Ciceros (z. B. in Verrem IV oder V, pro Plancio, pro Sestio, alle mit Auslassungen, pro Murena), Auswahl aus Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften, auch aus seinen Briefen; Tacitus' Germania (wenigstens bis cap. 27), auch Agricola oder Teile des Dialogus, Auswahl aus den Annalen (besonders die auf Germanien bezüglichen Abschnitte) und aus den Historien; Auswahl aus Horaz, Auswendiglernen einzelner Oden. Gelegentlich unvorbereitetes Übersetzen. Zur Privatlektüre, namentlich auch aus den in den früheren Klassen gelesenen Schriftstellern, ist anzuregen und anzuleiten; sie ist aber nicht verbindlich zu fordern. Grammatik zwei Stunden. Übersetzen in das Lateinische, schriftliche Klassen- und Hausarbeiten wie in O II.“

Bezüglich des Griechischen. In Frankreich für den sechsten Jahrgang: fünf Stunden. Explication et récitation d'auteurs grecs. Version

grecque. Thème grec. Auteurs: *Xénophon*: *Mémorables*. *Platon*: *Extraits*. *Démotène*: *Les Philippiques*; *le Discours sur la couronne*. *Orateurs attiques*: *Extraits* (*Lysias*, *Isocrate*, *Eschine*, *Hypéride*). *Homère*: *Iliade*, *Odysée*. — *Eschyle*: *Extraits*. *Sophocle*: *une tragédie*. *Euripide*: *une tragédie*. *Aristophane*: *Extraits*. *Anthologie des poètes grecs* à l'exception des ouvrages compris dans les programmes. — *Pages et pensées morales* extraites des auteurs grecs. In der Classe de Philosophie kommen in zwei fakultativen Stunden hinzu: *Thucydide*: *Extraits*. — *Aristote*: *Extraits de la Rhétorique et de la Poétique*. *Théocrite*: *Idylles choisies*. Also auch hier ein überreiches Menü!

In Österreich: wöchentlich fünf Stunden. Lektüre: Im ersten Semester: *Plato*, die *Apologie des Sokrates* als Einleitung, dann zwei der kleineren Dialoge (*Kriton*, *Laches*, *Euthyphro*, *Lysis*, *Charmides*) oder einer der bedeutenderen Dialoge, z. B. *Protagoras*, *Gorgias*; im zweiten Semester: eine Tragödie des *Sophokles*, darnach nach *Tunlichkeit* Fortsetzung der Lektüre aus der *Odyssee*. Grammatik und schriftliche Arbeiten.

In Preußen. U und O I je sechs Stunden wöchentlich. Lektüre: *Homers Ilias*, *Sophokles* (auch *Euripides*) und *Platon*; daneben *Thukydides*, *Demosthenes* und andere inhaltlich wertvolle Prosa, auch geeignete Proben aus der griechischen Lyrik. Grammatische Wiederholungen und Zusammenfassungen aus allen Gebieten je nach Bedürfnis. Übungen im unvorbereiteten Übersetzen. Schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen und in das Griechische.

Die Ziffern sprechen eine beredete Sprache. Mit der geringsten wöchentlichen Stundenzahl ist der französische Mittelschüler belastet. Eine glückliche Mitte hält Österreich inne. Auffallend ist — und das gibt zu denken — daß in Österreich (bei obligatem Zeichnen und Turnen) speziell die untersten Klassen verhältnismäßig die größte Stundenbürde tragen. Während der österreichische Realschüler in den höheren Klassen gleich viel zu tragen hat wie der preußische, erscheint dagegen der österreichische Gymnasiast auf der mittleren und oberen Stufe weit weniger belastet, sowohl im Vergleiche zum österreichischen Realschüler, als auch im Vergleiche zum preußischen Mittelschüler im allgemeinen. Daraus ergibt sich, daß die in unseren Landen in wiederholten Ansätzen gehörte Klage über Überbürdung, wenigstens auf der genannten Stufe des Gymnasiums, sicherlich aber was die Belastung mit Wochenstunden betrifft, nicht berechtigt ist; diese Klagen sind wohl eher auf die landesübliche, übertriebene Wehleidigkeit in solchen Dingen zurückzuführen. Daraus ergibt sich aber auch, daß der von der österreichischen Unterrichtsverwaltung eingeführte modern-sprachliche Unterricht vom Gymnasium sehr wohl vertragen werden kann, um so mehr als er programmatisch in der V. Klasse einsetzt, wo die Zahl der Wochenstunden gegenüber dem preußischen Gymnasium erheblich geringer zu werden beginnt.

Betreffs der den einzelnen Gegenständen zugewiesenen Stunden ist Frankreich an Stundenzahl unten an, an lehrplanmäßigen Anforderungen in den klassischen Sprachen dagegen fordert es unver-

hältnismäßig viel. Manches wird wohl dadurch ausgeglichen, daß das Studium des Latein am Französischen Stütze und Förderung findet, und — dies gilt für alle Gegenstände — das Internat eine geregelte Ausnutzung der schulfreien Zeit gestattet. Österreich steht den preußischen Lehrplänen gegenüber an Stundenzahl in den ausgewiesenen Gegenständen sehr weit zurück, ob aber die Anforderungen in den einzelnen Gegenständen um ebensoviel niedrigere sind, ist mehr als fraglich. Allerdings ist bei uns der innere didaktische Unterrichtsbetrieb bis auf das Kleine und Aller kleinste durch Instruktionen geregelt.

Ich verlasse dieses Kapitel und wende mich zur Geschichte der jüngsten französischen Reform. Vorher wollen wir uns jedoch kurz darüber orientieren, wieso es wohl kam, daß auch in Frankreich, wo doch kraft der Rassenzugehörigkeit, der Tradition, des Ahnenstolzes, möchte man sagen, die Anhänglichkeit ans Lateinische und damit auch ans Griechische geradezu eine Herzenssache war, dieser jähe Umschwung erfolgte. Politische Motive spielten sicherlich mit. Selbst der gemäßigste gesunde Konservatismus mochte, da er hauptsächlich von katholischer Seite gepredigt wurde, den radikalen Machthabern Frankreichs leicht als schreckhafter Klerikalismus erscheinen. Doch auch die nachhaltige Wirkung der Meinung, daß nicht nur die deutschen Siege durch den deutschen Schulmeister errungen wurden, sondern auch der ökonomische, Frankreich vielfach überfügelnde Aufschwung Deutschlands ein Erfolg seiner alle Berufszweige gleich tüchtig schulenden Unterrichtsverwaltung sei, reizte zur Nachahmung preußischer Schuleinrichtungen. Dazu kommen Gründe, die sich in allen Staaten gleicherweise geltend machen: die durch die Entwicklung der Technik bewirkte Umgestaltung des modernen Kulturlebens, die alles beherrschenden Naturwissenschaften, die in allen Betätigungsphären sich regenden, nach Unabhängigkeit vom Traditionellen ringenden Impulse, der wenig ideale struggle for life der Nationen und Individuen, das Erwachen regsten nationalen Empfindens sind ebenso viele sehr wirksame Faktoren gewesen. Ribot, der bereits genannte Präsident der parlamentarischen Unterrichtskommission, zitiert¹⁾ das Wort des Descartes: „On ne peut pas, sans danger, rester étranger aux choses de son temps“ und knüpft daran die Erwägung, daß ein Land wie Frankreich, wo die gewerbliche Bevölkerung 48% repräsentiert, wo das in der Industrie investierte Kapital 96 Milliarden und 700 Millionen Francs beträgt, wo das landwirtschaftliche Kapital auf 78 Milliarden gestiegen ist, wo der Export im Jahre 1900 4 Milliarden betrug, der Unterricht sich nicht darauf beschränken darf, die ihm anvertrauten jungen Leute auf die akademischen Berufe, auf die Hochschulen und zur Professur vorzubereiten; man müsse sie auch zur wirtschaftlichen Betätigung hinlenken. Und aus diesem Grunde müsse man für die Jugend größere Bewegungs- und Wahlfreiheit in den Studien und neue Berechtigungen schaffen. Die Logik ist nicht einwandfrei, aber wer

¹⁾ In seinem an den Minister gerichteten Schreiben; vgl. z. B. Vuibert, l. c., S. 9.

Ribot verstehen will, wird leicht erraten, was er meint. Zu dem Verluste an Wertschätzung, dem die klassischen Studien ausgesetzt sind, mögen übrigens nicht wenig die Lehrpläne und Lehrziele, hüben wie drüben, mehr noch die ausübenden Philologen beigetragen haben. Die französischen Philologen wenigstens scheinen manches am Kerbholz zu haben. Um nur eines zu erzählen. Seit dem Jahre 1880 bemüht sich das französische Ministerium, dem furor grammaticus der Philologen Einhalt zu tun. Alles umsonst. Der Minister weiß sich, wie wir aus dem „Temps“ vom 18. März 1902 (abgedruckt in der Revue Univ.) erfahren, schon nicht anders zu helfen, als indem er von Staats wegen durch eine Spezialkommission eine Normalgrammatik ausarbeiten läßt, die das Maximum dessen — und nur dieses — enthält, was die Schule fordern darf. Ist die Grammatik fertig, so wird der verlegerische und buchhändlerische Vertrieb derselben freigegeben. „Si quelques auteurs de grammaires se plaignent“, sagte der Minister nicht ohne Sarkasmus zum Interviewer, „ils devront s'en prendre à eux-mêmes. Leur tort a été de ne pas savoir approprier leurs livres à l'âge, au degré d'instruction, et aux besoins des élèves auxquels ils les destinaient. Leur érudition, qui est très solide, a débordé malgré eux.“ Auch in Deutschland hat trotz des Geständnisses der Philologen „magna pugna victi sumus“¹⁾ die Ernüchterung noch nicht überall Platz gegriffen. Wohl mahnen einzelne, z. B. Waldeck²⁾, zur „dringend notwendigen Reform des gesamten inneren Betriebes“ der klassischen Philologie, aber ein Rufer im Streite, der sonst so hochverdiente Geheimrat Uhlig, gelangt in einer Besprechung der neuen preussischen Lehrpläne³⁾ zu folgenden nicht mehr zeitgemäßen Ausführungen: „Anfällig ist uns nur gewesen, daß weder von den schriftlichen lateinischen Inhaltsangaben, dem Reste des freien Gebrauchs des Lateinischen, die mehrfach in den Plänen von 1892 verlangt wurden, noch von lateinischen Sprechübungen irgendwie die Rede ist, obgleich die ersteren wie die letzteren auf der Junikonferenz als Mittel zu besserem Einleben in die alten Sprachen, zur Festigung des grammatischen Wissens empfohlen worden sind. Doch wir denken, unerwähnt ist hier nicht gleichbedeutend mit unerlaubt.“ Etwas später, wo von der Auswahl der lateinischen Lektüre gesprochen wird, spricht Uhlig die Hoffnung aus, „daß es von jetzt ab auch ohne Befragung der Provinzialschulbehörde bei Übereinstimmung des Lehrerkollegiums gestattet ist, eine der wiederholt aufgelegten poetischen lateinischen Chrestomathien neben den üblichen Schriftstellern im Unterrichte zu gebrauchen“. Und ebendort: „Auch ein sauberes Stück der römischen Komödie zu lesen empfiehlt sich sehr wegen der Abhängigkeit moderner Dichtungen von ihr und macht keine erheblichen Schwierigkeiten“, und weiter wird die Frage als naheliegend bezeichnet, „ob nicht in den Gymnasien ein chrestomathisches Lesebuch der nachklassischen lateinischen Prosa

¹⁾ Paulsen, II³, S. 610.

²⁾ Monatschr. f. d. h. Schulw. 1902, S. 626.

³⁾ „Das humanist. Gymnasium“ 1902, S. 83 ff.

gebraucht werden soll“; in diesem Lesebuche sollten „Proben aus der römischen Jurisprudenz nicht fehlen dürfen“. Wenn man schon über alle anderen Forderungen Uhlig's schweigen will, aber das Lateinsprechen wenigstens sollte man nicht mehr als Forderung aufstellen oder empfehlen. Auch übereifrige Freunde der klassischen Studien haben diese schwer geschädigt. Eine humoristische Schilderung → wenn die Folgen nur nicht gar so traurige gewesen wären! — wie noch vor wenigen Jahren das Reifezeugnis der französischen Bealschule sich nur schwer Zugang zum Post- und Telegraphendienste, zu den niederen Steuerbehörden, zur Domänenverwaltung usw. usw. erobern mußte, gibt die *Revue Univ.* 1902, S. 188 ff. Diese gewiß sehr nützlichen und sehr notwendigen Berufe kann man doch sicherlich auch ohne Kenntnis des Lateinischen und Griechischen ausfüllen.

Und so kam es denn, daß auch in Frankreich die Reformpläne zur Wirklichkeit heranreifen konnten¹⁾.

In den Jahren 1898 und 1899 fand auf denkbar breitester Basis vor einer von der französischen Kammer ernannten und mit besonderen Vollmachten ausgerüsteten parlamentarischen Kommission eine umfassende Enquête über den Zustand des französischen Mittelschulwesens und über die etwa notwendigen Reformen statt. Diese Kommission bestand aus 33 Abgeordneten aller Parteien, ihr Präsident war Ribot; Unterrichtsminister war damals G. Leygues. Die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, der Unterrichtsverwaltung, praktische Schulmänner, Welt- und Ordnungsgeistliche, Schriftsteller und Journalisten, Politiker, die Generalräte, die Handelskammern, hervorragende Vertreter der Industrie und der Landwirtschaft, der Finanzwelt u. a. wurden befragt. Auch die Verhältnisse Deutschlands, speziell Preußens, wurden in Betracht gezogen. Sind ja die kulturellen Beziehungen zwischen den Nationen heutzutage intensiver denn je, und bevor eine Nation etwas Folgeschweres unternimmt, sieht sie gerne dem Nachbar über den Zaun. Geheimrat Hinzpeter, der Vorsitzende der Berliner Schulkommission, ist, wie Heinzig, S. 88, erzählt, seinerzeit vor dem Zusammentritte der Schulkonferenz längere Zeit in Frankreich gewesen, um das dortige Schulwesen kennen zu lernen, und auch die Franzosen haben in den letzten Jahren gewiegte Schulmänner wie Pinloche, Friedel u. a. zum Studium der Schuleinrichtungen ins Ausland gesendet.²⁾ Der Bericht der parlamentarischen Kom-

¹⁾ Vgl. darüber außer den Parlamentsberichten das Buch von Al. Ribot, *La réforme de l'enseignement secondaire*, Paris, Collin; die jeweiligen gleichzeitigen Berichte in der *Revue Universitaire* und im *Pädagogischen Archiv*; ferner: J. Caro und J. Leitritz, beide in der *Monatsschr. f. d. h. Schulw.* 1902, S. 56 ff. und S. 229 ff.; Heinzig, l. c. S. 108 ff. Grävell, *Der neue Lehrplan der französischen Gymnasien*, *Zeitschrift f. franz. u. engl. Unterr.* 1902, S. 400 ff.

²⁾ Seit 15. Juli 1901 vollends besteht im französischen Unterrichtsministerium als Hilfs- und Informationsbureau des Ministers ein eigenes *Office d'informations et d'études*, nach dem Muster, aber nicht so reich dotiert, wie etwa das *National Bureau of Education* in Washington oder das *Office of Special Inquiries* in London.

mission füllt sechs Foliobände mit über 3500 Seiten und beleuchtet die Mängel und Vorzüge des französischen Schulwesens von allen Seiten. Mit diesem umfangreichen Berichte unterbreitete die Kommission zugleich auch eine Reformvorlage dem Minister, die zunächst weder den Beifall des Ministers, noch den des Höheren Unterrichtsrates¹⁾ fand. Auf Grund eines Kompromisses zwischen den genannten drei Faktoren kam dann die Vorlage zustande, die nach längerer Verzögerung am 12. Februar v. J. in der Deputiertenkammer zur Debatte gestellt wurde. Welcher Art die Differenzen gewesen waren, ersieht man deutlich aus dem Schreiben, das Ribot im Oktober 1901 an den Minister gerichtet hat (abgedruckt in der Rev. Univ. 1901, S. 342 ff.). Die bedeutendste Meinungsverschiedenheit herrschte betreffs der Berechtigungen. In der Kommission war, allerdings nur mit einer Stimme Majorität, beschlossen worden, daß das Studium der klassischen Sprachen für das medizinische und das juristische Studium unerlässlich sei, und diesen Beschluß verteidigte Ribot auch in der Kammer; doch der damalige Unterrichtsminister Leygues trat für die Gleichberechtigung sämtlicher Baccalareate ein und errang damit auch den Sieg.

Merkwürdig und für die französischen Zustände charakteristisch sind die vor der Kommission abgegebenen Gutachten. Eine Reihe der berühmtesten Gelehrten trat für das moderne, die Handelskammern, also vorwiegend die Kaufleute, traten für das klassische Studium ein, ein Beweis, daß eine Rallierung der Geister in dieser so wichtigen Frage noch nicht stattgefunden hat. Der berühmte Chemiker Berthelot, der Historiker Lavisse, die früheren Minister Poincaré, Bourgeois und alle die anderen, die für die Reform eintraten, preisen in beweglichen Worten den Wert der klassischen Sprachen, meinen aber, dieser Unterricht sei nur für eine geistige Elite bestimmt, sei für kein Fakultätsstudium, hauptsächlich nicht für die Medizin (so u. a. Berthelot) absolut notwendig, dürfe demnach nicht obligatorisch sein. Poincaré meinte, es sei gar nicht nötig, die Pandekten im Urtexte zu lesen; es wäre überhaupt besser, das Studium der Pandekten durch das Studium der fremden modernen Gesetzgebungen zu ersetzen. Auch den Gemeinplatz, daß man ohne Kenntnis von Latein und Griechisch ein berühmter Schriftsteller werden könne, andererseits aber viele des Latein und des Griechischen Kundige ein schlechtes Französisch schreiben, konnte man vielfach hören.

In der Kammerdebatte²⁾ spielten politische Programmfragen, die mit gewissen, uns ferner stehenden Bestimmungen der Reform verquickt wurden, z. B. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, Boursenwesen, die Gegnerschaft wider die von geistlichen Kongregationen betriebenen Unterrichtsanstalten usw., eine große Rolle. Die wärmsten Fürsprecher des klassischen Unterrichts waren die Sozialisten. Man wird nicht leicht eine glänzendere, durch glühende Begeisterung, Kraft der Dialektik und

¹⁾ Ein Höherer Unterrichtsrat als beratendes Organ des Ministers existiert außer in Frankreich auch in Ungarn.

²⁾ Nachweise über die Debatte s. oben.

rhetorischen Prunk gleich ausgezeichnete Apologie der Klassik finden als die Rede des Sozialisten Viviani. Die Anträge des Unterrichtsausschusses wurden schließlich am 14. Februar 1902 à mains levées votiert. Auch die Publizistik bemächtigte sich des Reformthemas. Auch hier sind die Argumente pro und contra wie stets und überall die gleichen, sowohl jene, die an Verstand und Erfahrung, als die, welche ans Herz appellieren. Wir kennen beides aus den analogen preußischen Vorgängen¹⁾ und wir werden die gleichen Argumente allem Anscheine nach auch in Österreich wieder — zum drittenmale — zu hören bekommen. Gustave Lanson im Figaro²⁾, Alfred Fouillée in der Revue politique et parlementaire (10. Februar 1901), André Balz, der sarkastische Referent der Revue Universitaire, bieten das Lesenswerteste. Neben viel Sympathie und Antipathie und noch mehr romanischer Rhetorik finden wir gelegentlich weitausschauende sozialpolitische Erwägungen, die zeigen, daß man sich in Frankreich recht wohl dessen bewußt ist, daß es in erster Linie von den ideellen und praktischen Bildungszielen, zu welchen die heranwachsende Generation geführt werden soll, d. h. also von der Organisation des Unterrichts abhängt, ob der Staat im Wettstreite der Nationen seine historische und kulturelle Mission behaupten kann.

Im Senate begannen die Verhandlungen am 8. Juli 1902 und füllten drei Sitzungen aus. Mit 212 gegen 51 Stimmen wurde die etwas farblose Tagesordnung angenommen, der Minister möge auf die Aufrechterhaltung des klassischen Studiums und die Weiterentwicklung des modernen Studiums bedacht sein.

Schon am 19. Juli 1902 wurde sodann mittels des von uns mehrfach zitierten Erlasses des Ministers die neue Studienordnung in Kraft gesetzt und die nötigen Übergangsbestimmungen getroffen. Seit Oktober des heurigen Schuljahres ist die Reform in Ausführung und, soviel man aus den buchhändlerischen Anzeigen ersieht, sind zugleich die notwendigen umgearbeiteten und revidierten Texte und Lehrbehelfe zur Stelle gewesen. Mit dieser unter unverkennbar preußischem Einflusse entstandenen Reform hat sich eine vollständige Umwälzung im französischen Unterrichtswesen vollzogen. Man kann auf ihre Folgen gespannt sein.

Ἐκ τοῦ χειροῦ τὸ δέυδρον.

Wien, im Jänner 1903.

C. F. Vrba.

Nachtrag.

Während des Druckes gelangte noch folgendes zur Kenntnis des Verf.: In Preußen ist auch das theologische Studium den Abiturienten der Realanstalten erschlossen worden; s. Pädag. Arch. 1903, S. 223. In Ungarn wurde eine Ministerialverordnung erlassen, derzufolge den Real-

¹⁾ Eine Übersicht über die gewaltig anschwellende Literatur bietet bis 1901 z. B. Messer l. c.

²⁾ Das Résumé der Artikelserie in der Revue Univ. 1901.

schülern, welche sich dem Rechtsstudium zuwenden, das erste (bisher) außerordentliche Universitätssemester ohne jede weitere Formalität in die ordentliche Studienzeit einzurechnen ist, wenn sie mittlerweile die ergänzende Maturitätsprüfung aus dem Lateinischen ablegen; vgl. „Pester Lloyd“ Nr. 307, vom 25. Dezember 1902. In Italien ist eine der französischen analoge Mittelschulreform in Vorbereitung.

C. F. Vrba.

Riegel Jul., Dr. phil., Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1903. VII und 52 SS.

Um wesentlich Neues zu erfahren, brauchen wir das Büchlein nicht durchzulesen. Was ihm aber doch einen Wert verleiht, was ihm das Interesse mindestens der Neuphilologen sichert, ist das ersichtliche Bestreben des Verf., nicht nur den Unterricht in den modernen Sprachen, sondern den ganzen Schulbetrieb an Realschulen, (der Verf. selbst wirkt an einer sechsklassigen bayrischen Realschule), das Verhältnis von Haus und Schule usw. vom speziellen Standpunkte des Neuphilologen aus zu beurteilen, um schließlich auf Grund seiner Erfahrungen einige Vorschläge zum Besten des sprachlichen Unterrichtes und der Schule zu machen.

In acht Hauptpunkten entwickelt er seine mit dem warmen und sicheren Tone der Überzeugung vorgetragenen pädagogischen Betrachtungen; diese Punkte sind: Die Methode, das Lehrbuch, die Schüler, Haus und Schule, der Lehrer, das Lehrer-Kollegium, Aufsichtsorgane und Schulvorschriften und endlich Vorschläge.

Verf. bekennt sich als Anhänger der Reformmethode. Er verwirft die sog. vermittelnde Methode — die nebenbei gesagt z. B. in Österreich offiziell eingeführt ist — weil sie, wie er meint, niemanden zufrieden stelle. Ref. glaubt im Gegenteil, daß die reine Reformmethode mit ihren über das Ziel schießenden und pädagogisch nicht einwandfreien Forderungen viel weniger befriedigt und daß in der von der österreichischen Unterrichtsverwaltung vertretenen Kompromißmethode, die wesentlich darin besteht, daß die Schwächen der rein grammatischen Methode fallen gelassen und die Vorzüge der Reformmethode angenommen wurden, die einzig richtige und zum Ziele führende Unterrichtsart für die Mittelschulen sei. An den Lehrtexten hat Verf. auszusetzen, daß sie im allgemeinen zu stoff- und umfangreich seien; auch hierin dürften ihm die österreichischen Kollegen kaum beipflichten. Daß es an Lehrbüchern für moderne Sprachen, die idealen Ansprüchen gerecht werden, noch fehlt, in Deutschland wie in Österreich, ist richtig, aber auch sehr erklärlich: Die Ansichten über Methode, Aufgabe und Ziel des neu sprachlichen Unterrichtes sind noch keineswegs völlig geklärt. Die Klagen, welche Verf. bezüglich des Fleißes, Talentes und Betragens der Schüler

vorbringt, gelten nicht für die Realschule allein; deren Ursachen sind weniger in der Schule als in den sozialen Verhältnissen gelegen, deshalb haben seine in Vorschlag gebrachten Mittel, diese Schäden zu beheben, nur sehr problematischen Wert. Recht beherzigenswert sind die dem Lehrer der modernen Sprachen gegebenen Winke, dessen Stellung im gegenwärtigen Schulleben er sehr gut schildert. Er findet wahre Worte für den harten Stand und die aufreibende Arbeit des Neuphilologen, der, um Erfolge zu haben, über eine eiserne Gesundheit, tüchtiges Können, eine Engelsgeduld und ein ungewöhnliches Maß von Selbstverleugnung verfügen muß. Auch die Kapitel über das Verhältnis der Lehrer zueinander, des Direktors zum Lehrkörper und zur Schule sind lesenswert. An den Lehrplänen tadelt er, daß sie allzuhäufig ideale Forderungen aufstellen, anstatt sich in den Grenzen des in der Schule Erreichbaren zu halten.

Die Frucht seiner Betrachtungen sind mehrere allerdings schon oft und anderwärts gehörte Vorschläge, von denen der Verzicht auf das Hinübersetzen in den ersten Jahren des fremdsprachlichen Unterrichts, die Beschränkung des wissenschaftlichen Studiums des Neuphilologen auf nur eine fremde Sprache und die Wiederaufnahme der vom Naturforscher- und Ärztetag zu Aachen formulierten Forderungen die wichtigsten sind.

Wien.

A. Seeger.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Mathematische Aphorismen.

I.

Die von Genocchi aufgestellte Gleichung

$$3^3 + 4^3 + 5^3 = 6^3$$

läßt eine Erweiterung zu. Löst man nämlich die Gleichung $(10 + a)^3 + (10 + 2a)^3 + (10 + 3a)^3 + (10 + 4a)^3 = (10 + 10a)^3$ auf, überzeugt man sich, daß sie für $a = 1$ richtig ist. Es ist demnach auch

$$11^3 + 12^3 + 13^3 + 14^3 = 20^3.$$

Untersucht man eine ähnliche Relation für Quadrate zweier beliebigen ganzen Zahlen, findet man z. B., daß

$$3^2 + 4^2 + 12^2 = 13^2$$

$$5^2 + 6^2 + 30^2 = 31^2$$

$$6^2 + 7^2 + 42^2 = 43^2$$

$$9^2 + 10^2 + 90^2 = 91^2 \text{ usw.}$$

In den angeführten Beispielen sind zwei aufeinander folgende ganze Zahlen gewählt worden. Aber diese Beschränkung kann wegfallen, indem man die dritte Zahl als Produkt beider vorhergehenden dividiert durch ihre Differenz darstellt, so daß z. B.

$$4^2 + 6^2 + 12^2 = 14^2$$

$$5^2 + 10^2 + 10^2 = 15^2$$

$$6^2 + 9^2 + 18^2 + 21^2$$

$$7^2 + 10^2 + \left(\frac{70}{3}\right)^2 = \left(\frac{70}{3} + 3\right)^2 \text{ d. h.}$$

in ganzen Zahlen

$$21^2 + 30^2 + 70^2 = 79^2.$$

Die vierte Zahl ist gleich der dritten vermehrt um die Differenz der beiden ersten Zahlen.

II. Zur schnellen Berechnung der Seiten rationaler Δ .

Die sogenannten Pythagoräischen Δ kann man bei kleinen Zahlen im Kopfe, bei großen mit dem Griffel bequem und schnell durch folgende zwei Methode bestimmen, bei denen die erste Zahl beliebig ist.

1. Es sei diese erste Zahl eine gerade. Halbiere sie. Erhebe diese Hälfte aufs Quadrat und vermindere dieses um 1, dann vermehre es um 1. Die so erhaltenen Zahlen sind die gesuchten Seiten des Pythagoräischen Dreieckes, z. B. es sei die eine Seite = 8, die Hälfte = 4,

Quadrat 16, $16 - 1 = 15$, $16 + 1 = 17$, also die Seiten sind 8, 15, 17, welche der Bedingung $8^2 + 15^2 = 17^2$ entsprechen.

Item: $14^2 + 48^2 = 50^2$; $10^2 + 24^2 = 26^2$ u. s. f.

2. Es sei die gegebene Zahl eine ungerade. Erhebe dieselbe zum Quadrate und zerlege dieses in zwei um 1 differierende Hälften, welche die gesuchten Seiten darstellen.

Beispiele: $7^2 + 24^2 = 25^2$
 $5^2 + 12^2 = 13^2$
 $11^2 + 60^2 = 61^2$
 $13^2 + 84^2 = 85^2$ usw.

III. Zur Volumberechnung einiger Pyramidalstutze.

Die allgemein gebrauchte, diesbezügliche Berechnungsformel:

$$V = (B + b + \sqrt{Bb}) \frac{h}{3} \dots\dots\dots 1)$$

wobei B die Grundflächen und h die Höhe bedeutet, läßt sich, wenn B und b Parallelogramme oder regelmäßige Figuren sind, vorteilhaft umgestalten und zur schnelleren Berechnung der abgestutzten Pyramide verwenden, wie aus folgendem ersichtlich wird.

Es seien zunächst die beiden Grundflächen Rechtecke mit den Seiten a, b und a', b' , so daß $B = a b$, $b = a' b'$ und $\sqrt{Bb} = \sqrt{a b \cdot a' b'}$. Nun ist leicht erkennbar, daß $a : a' = b : b'$ oder $a b' = a' b$, daher $\sqrt{a b \cdot a' b'}$; indem $a b \cdot a' b' = a b' \times a' b = (a b')^2 = (a' b)^2$, daher

$$V = (a b + a' b' + a b') \frac{h}{3} \dots\dots\dots 2).$$

Für schiefwinklige Parallelogramme mit dem $\sphericalangle \gamma$ ist

$$V_1 = (a b + a' b' + a b') \frac{h}{3} \sin \gamma \dots\dots\dots 3).$$

Dieser Satz läßt sich auch geometrisch ableiten. Für regelmäßige Vielecke kann man die Wurzelgröße durch Einführung der Halbmesser eingeschriebener Kreise eliminieren, doch ist dabei der Vorteil weniger von Belang. Eine Verallgemeinerung lassen die Formeln 1) und 2) nicht zu.

Smichow.

Fr. Hromádko.

Literarische Miszellen.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1901. Volume XXXII. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass. 217 und CLXXXIV SS. gr. 8°. Preis \$ 2.50.

Einer allgemeinen Charakteristik der 'Transactions and Proceedings' bedarf es nach den Anzeigen früherer Jahrgänge, welche Ref. in dieser Zeitschr. gebracht hat, nicht mehr. Es erübrigt also nur, den Inhalt vorliegenden Bandes durch Angabe der Titel der in demselben enthaltenen Abhandlungen zu erschöpfen.

Transactions: I. Benjamin Ide Wheeler, Die Ursachen der Gleichförmigkeit im Lautwandel S. 5—15. — II. Edward B. Clapp, Der Gebrauch des Akkusativs bei Pindar S. 16—42. — III. Elmer Trueadell Merrill, Beobachtungen über den Trajansbogen zu Beneventum S. 43—69. — IV. J. E. Harry, Eine mißverständene Stelle bei Aeschylus (Prom. 119) S. 64—71. — V. Susan Braley Franklin, Bewilligung öffentlicher

Gelder für besondere Weihgeschenke und Opfer (*εἰς ἀναθήματα καὶ θυσίας*) S. 72—82. — VI. M. H. Morgan, Regengötter und Regenzauber bei Griechen und Römern S. 83—109. — VII. Minton Warren, Einige (lat.) Etymologien aus alter und neuer Zeit S. 110—120. — VIII. Charles D. Adams, Der harpalische Prozeß S. 121—153. — IX. R. B. Steele, Anaphora und Chiasmus bei Livius S. 154—185. — X. George Hempf, Die Runenvarianten auf dem Frankschen Runenkästchen S. 186—196. — XI. Clarence P. Bill, Bedeutung und Gebrauch von *θεωρός* und *θεωρεῖν* S. 196—204. — XII. H. C. Elmer, Über den Konjunktiv bei *fortitan* S. 205—217.

Proceedings: Edgar S. Shumway, Einiges über das Juristenlatein p. III—IV. — Georg Dwight Kellog, Kritisches zu Ciceros Briefen p. IV—V. — Sidney G. Ashmore, Über Bennetts Kritik (Cornell Studies, No. IX) der Elmerschen Theorie vom Konjunktiv der Verpflichtung oder Schicklichkeit p. V—IX. — Robert S. Radford, Reste der Synaphea bei Horaz und den römischen Tragikern p. IX—XII. — Mitchell Carroll, Das Athen des Aristophanes p. XIII—XIV. — Samuel Ball Platner, Die archaische Inschrift auf dem römischen Forum p. XIV—XVII. — Carl A. Harström, Über den Gebrauch der Epitheta, welche sinnliche Eindrücke bezeichnen (mit besonderer Beziehung auf Horaz, Vergil und Catull) p. XVII—XX. — Karl P. Harrington, Die Natur in der Dichtung des Propertius p. XX—XXII. — Henry A. Sanders, Der jüngere Ennius (s. Sueton, de gram. I) p. XXIII. — H. Schmidt-Wartenberg, Weitere Beiträge zur litauischen Akzentfrage p. XXIV—XXV. — John H. Wright, Bemerkungen zu Demosthenes *de corona* (§ 2, 130, 180, 190, 205, 227, 308, 324) p. XXVI. — Clement L. Smith, Vorläufige Studien über die Hss. zu Suetons Kaiserbiographien p. XXVI—XXVIII. — Mortimer Lamson Earle, *Miscellanea critica* (Asch. Prom. 2, Soph. O. T. 54 sq., Eur. Med. 214—224, Eur. Hipp. 1—2, Porsons Gesetz) p. XXVIII—XXIX. — Edward Capps, *Tὰ ἀγαυώτερα Διοδώρου* p. XXIX. — Harold N. Fowler, Die Besuche des Simonides, Pindar und Bacchylides an Hierons Hofe p. XXX. — William A. Hammond, Des Aristoteles Lehre von der Phantasie p. XXX—XXXI. — Louis B. Gray, Zur indo-iranischen Phonologie p. XXXI—XXXIII. — R. B. Steele, Der absolute Ablativ bei Livius p. XXXIII—XXXVI. — Edgar S. Shumway, Eine fragwürdige Präposition (*do* in *indo, quando, donec*, im Gerundium, in *cēdo*) p. XXXVI. — W. S. Scarborough, Die Iphigenie des Euripides, Racine und Goethe p. XXXVII—XXXIX. — Robert S. Radford, Cäsars Urteil über die *ois* des Terenz p. XXXIX—XLI. — W. A. Heidel, Catull und *Furius Bibaculus* p. XLI—XLIII. — Frank Cole Babbitt, *Mj* in der Frage p. XLIII—XLIV. — M. B. Anderson, Prüfung von Shakespeares künstlerischen Gründen für die Einführung von prosaischen Szenen und Gesprächen in Stücken, welche vornehmlich oder teilweise in Versen abgefaßt sind p. XLVII—XLVIII. — H. C. Nutting, Zur Geschichte der irrealen Bedingungssätze im Lateinischen p. XLVIII—XLIX. — C. M. Gayley, Robert Greenes Lebensverhältnisse in neuer Beleuchtung p. XLIX—L. — G. K. Bandtorff, Ein Problem der deutschen Grammatik (das neutrale oder impersonale Passivum: 'jetzt muß geschieden sein') p. L—LI. — O. M. Johnston, Die Episode von Yvain, dem Löwen und der Schlange bei Chrétien de Troyes p. LI—LII. — F. G. G. Schmidt, Einige unbekanntes Hss. der Bibliothek zu Mähingen aus dem 15. bis zum 18. Jahrh. p. LII—LIII. — E. M. Pease, Zu Hor. Sat. I 5, 16 *nauta atque viator* p. LIII—LIV. — John Fryer, Über chinesische Literatur p. LIV—LV. — Miss Beatrice Reynolds, *f* bei Bacchylides p. LV. — J. Goebel, Die Prinzipien der Hermeneutik p. LVI—LVII. — A. T. Murray, Besserungsvorschläge zu Liddell-Scotts griechischem Lexikon (8. Aufl.) p. LVII—LX. — E. Flügel, Bemerkungen zur Geschichte der Philologie im Mittelalter p. LX—LXI. — W. A. Merrill, *Educare, educere* und das engl. *educate*

p. LXI—LXII. — H. B. Lathrop, Was verdankt Fielding dem Cervantes?
 p. LXII—LXIII. — L. J. Richardson, Der kleinere Asklepiadeus bei
 Horaz p. LXIV—LXV. — A. Putzker, Griechische Elemente in Schillers
 Dichtungen p. LXVI. — J. Elmore, Zur plantinischen Textkritik
 p. LXVI. — George Davis Chase, Lateinische Verba auf *-inari*
 p. LXXIII—LXXIV. — George Converse Fiske, Die Politik der patri-
 zischen Claudier p. LXXIV—LXXV. — William N. Bates, Das alt-
 griechische Alphabet im Lichte der neueren Entdeckungen in Ägypten
 p. LXXVI. — Truman Michelson, Einige Textverbesserungen zu Rig-
 Veda, Atharva-Veda und Kena Upanishad p. LXXVI—LXXIX. — W. S.
 Scarborough, Kurze Bemerkungen zu Thukydides p. LXXIX. — H. W.
 Magoun, Bemerkungen zu Tacitus und Vergil p. LXXIX—LXXX. —
 Samuel Ball Platner, Die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte
 p. LXXXI—LXXXIII. — A. W. Hodgman, Über den Genuswechsel
 bei Plautus p. LXXXIII—LXXXV. — Sidney G. Ashmore, Über den
 sog. Prohibitivus bei Terenz Andr. 392 und sonst p. LXXXV—LXXXVIII.
 — Wm. Gardner Hale, Die vornehmsten Kasusbedeutungen in der indo-
 europäischen Ursprache p. LXXXVIII. — Andrew Ingraham, Die Be-
 deutungen des Konjunktivs und die Lehre von den Beziehungen
 p. LXXXIX—XCII. — W. S. Elden, Zu den Bedingungsätzen bei
 Horaz p. XCIII—XCV. — William E. Waters, Eine Horazische Glosse
 zu Od. I 20) p. XCV—XCVI. — H. C. Tolman, Der Tempel des Ζεύς
 Βῆλος bei Herodot I 181 p. XCVI—XCVII. — Curtis C. Bushnell,
 Zu Brownings Ausgabe von Aeschylus' Agamemnon p. XCVII—XCIX. —
 Mortimer Lamsen Earle, Zum Gebrauche des nichtpronominalen Nomi-
 nativs als Ausdruck der ersten Person bei Euripides (*ἡ τεκοῦσ' ἀπόλλυμαι*)
 p. XCIX—C. — E. G. Sibley, Einiges über Cäsars Bildung; seine Be-
 kanntschaft mit Menander p. CI—CIII. — H. W. Magoun, Das metrische
 Lesen lateinischer Dichter und die Behandlung elidierter Silben im lat.
 Verse p. CIV—CXII. — Arthur Fairbanks, Die mit der fußfälligen
 Bitte verbundene Geberde (vgl. *γοννοῦμαι, γονάζομαι, γονῶν λαβεῖν*
 u. ä.) nach Homer p. CXV—CXVI. — H. C. Elmer, Gibt es im Latei-
 nischen einen Modus potentialis? Eine Replik auf Prof. Hales gleich-
 betiteltten Aufsatz p. CXVII—CXX. — Wm. Gardner Hale, Die vor-
 nehme Modusbedeutungen in der indo-europäischen Ursprache p. CXX
 —CXXII. — William N. Bates, Datierung von Euripides' Iphigenie auf
 Tauris p. CXXII—CXXIV. — H. A. Sanders, Zur Kritik und Erklärung
 des Livius p. CXXIV—CXXVI. — Louis H. Gray, Armenische Dialekto-
 logie von Lévon Msérianz, abgekürzte Übersetzung aus dem Russischen
 angeführt mit Erlaubnis und unter Beihilfe des Verfassers p. CXXVII
 —CXXIX. — Fried. B. R. Hellems, *Lex de imperio Vespasiani*
 (C. I. L VI 980) p. CXXX. — E. H. Sturtevant, Kontraktion in den
 Kasusnormen von lateinischen *-io* und *-ia*-Stämmen und von *deus, is* und
idem p. CXXXI—CXXXV. — Edwin L. Green, *Περὶ* bei Thukydides,
 Xenophon und den attischen Rednern p. CXXXV—CXXXVI. — Karl P.
 Harrington, Tibulls Geburtsjahr p. CXXXVII—CXXXVIII. — William
 J. Seelye, Zu Aeschylus (Choeph. 277 f. und 367 f.) und Ariatophanes
 (Frösche 1437 f.) p. CXXXVIII—CXXXIX. — Edmund F. Schreiner,
 Der Vokal in der altägyptischen Schrift p. CXXXIX. — Arthur Stoddard
 Cooley, Zeus der Himmel (vgl. *ὦ μέγας ἀθ-ῆρ, ὦ Ζεῦ*) p. CXL—CXLII.

Präparation zu Cäsars Bürgerkrieg in Auswahl. Von Dr. J. Simon, Professor am ersten deutschen Staatsgymnasium in Brñnn. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1902. Preis 60 Pf. Heft 82 der Präparationen für die Schullektüre von Kraft und Banke. 31 SS. 8°.

Grundsätzlich habe ich gegen diese Art von Hilfsmitteln nichts einzuwenden. Ich hatte schon einmal Gelegenheit, die Präparation für das b. G. zu loben. Das, was diese Büchlein an Hilfen bieten, kann man recht wohl gutheißen, wegen meiner auch die Ersparnis des Lexikonwälzens, wenn auch schon auf der 6. Stufe. Denn das, was ich von einem Vokabular verlange, die Grundbedeutung und auf Grund dieser erst die in den Text passende, das ist alles recht genau berücksichtigt, was mich um so mehr freut, weil das meinen in der 2. Auflage des Prammerschen Cäsarwörterbuches befolgten Grundsätzen vollständig entspricht, ferner eine stetige Berücksichtigung der Etymologie, soweit das möglich ist, und endlich auch die Entwicklung der Phrasenbedeutung. In allen diesen Beziehungen verdient die vorliegende Arbeit uneingeschränktes Lob und somit sei sie Schülern und Lehrern bestens empfohlen.

Floridsdorf.

Dr. Polaschek.

Leitfaden der analytischen Geometrie von Dr. Ernst Weinnoldt, Professor an der kaiserlichen Marine-Akademie und -Schule zu Kiel. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1902.

Dieser auf Veranlassung der „Kaiserlichen Inspektion des Bildungswesens der Marine“ verfaßte Leitfaden hat die Bestimmung, dem Unterrichte in der analytischen Geometrie auf der Marineschule als Grundlage zu dienen. Derselbe ist daher den Anforderungen der Seeoffizierprüfung angepaßt und übrigens so ausführlich gehalten, daß ihn Schüler, die dem Unterrichte nicht immer beigewohnt haben, zum Nachholen des Versäumten ohne jede Schwierigkeit verwenden können. Der Inhalt deckt sich so ziemlich mit dem Lehrstoffe der analytischen Geometrie auf der Oberstufe der Gymnasien und Realschulen, beschränkt sich demgemäß auf die Darlegung der verschiedenen ebenen Koordinatensysteme, auf die Anwendung der Koordinaten zur graphischen Darstellung von Funktionen und Gleichungen durch Kurven und auf die Behandlung der geraden Linie, des Kreises und der Kegelschnitte. Das von großer Sachkenntnis und einer langjährigen Erfahrung im öffentlichen Unterrichte seitens des Verf. Zeugnis ablegende Buch wird auch an den letztgenannten Anstalten mit Vorteil verwendet werden können.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

14. Gedenkblatt zum 2. Dezember 1899. Von Direktor Johann Wittek. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei Wien 1900. 20 SS. Mit Ansicht, Situationsplan und Grundrissen.

Unter den schier zahllosen Akten der Wohltätigkeit und Wohlfahrtseinrichtung, zu welchen das Jubiläum Seiner Majestät in allen Ländern des weiten Reiches im eigensten Sinne der Intentionen des Allerhöchsten Herrn Anlaß gab, findet sich auch die Neuherstellung

zahlreicher Schulhäuser. Als ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Art muß das von Baurat L. Baumann hergestellte Badener Gymnasium bezeichnet werden.

Als wir gelegentlich der Vorarbeiten zum „Handbuch der Schulhygiene“ (Jena, G. Fischer 1895) eine große Zahl Bände verschiedener Architektur-Zeitschriften und selbständiger Sammelwerke solcher Art durchblättern, um einen oder den anderen hygienisch mustergiltigen Mittelschulbau aus Österreich oder Deutschland aufzutreiben, erwies sich dieses Bemühen als resultatlos, trotzdem wir zu Konzessionen bereit waren. Es mag dies allerdings mit seinen Grund darin haben, daß der Architekt im allgemeinen nicht geneigt ist, besonders Gelungenes der Öffentlichkeit preiszugeben, da ja in wenigen Grundrißlinien und einer Ansicht das Wesentlichste seiner Gedankenarbeit verraten ist; andererseits zeigten uns aber jene Studien auch klar, daß der Bauherr offenbar oft gerne geneigt ist, sich von einer stilvollen Fassade bestechen zu lassen, da dem Architekten in vielen Fällen die komplizierten Anforderungen in praktischer Hinsicht fremd sind. — Wir verdanken es einer hochstehenden Seite, gelegentlich neuen Suchens in Österreich und Deutschland auf das Badener Haus aufmerksam gemacht worden zu sein, ehe dasselbe publiziert wurde und haben die bezüglichen Abbildungen für unsere Zwecke längst fertig liegen; daß sie samt Beschreibung auch im Jahresberichte der Schule veröffentlicht werden, ist sehr dankenswert.

Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung des Hauses zu wiederholen. Erwähnt mag nur werden, daß die einbündige, für Licht und Luft reich zugängliche Anlage rigorosen hygienischen Anforderungen vortrefflich entspricht. Im besonderen sei auch auf die gute Lösung betreffs der Abtrittsanlagen hingewiesen. Wohl infolge der weitgetriebenen englischen Furcht vor Kanalgasen hat z. B. Baginsky für die Verlegung der Abtritte außer Hause energisch plaidiert. Die Folge war, daß in Deutschland und anderen Ländern bei mehrgeschossigen, großen Schulhäusern alle Abtritte in den Hof verlegt wurden, was ja auch eine Reihe hygienischer und pädagogischer Nachteile im Gefolge hat, u. a. die große Flächenausdehnung (erhöhte Infiltrationsgefahren). Baumann hat nun die Abtritte in der Höhe der Stockwerke in abgerückten Anbauten untergebracht, u. zw. so, daß überdies die Senkgruben 3 m von der nächsten Gebäudemauer (u. zw. der der Abtrittsanlagen selbst) abgerückt sind, was im Zusammenhange mit der sonstigen Einrichtung als eine sehr gute Lösung zu bezeichnen ist. — Es würde wie gesagt zu weit führen, die vortreffliche Disposition und Demensierung aller Räume des schönen Hauses im einzelnen zu besprechen. Mit einem Worte: ein vortreffliches Beispiel.

Da der Ref. leider auch die Pflicht hat, zu bemängeln, so sei folgendes bemerkt: Der Architekt hatte das Mittelstück des 1. Stockwerks nicht als Schulzimmer geplant; wir wollen nicht darüber mit ihm rechten, ob dieses Dispositionsdetail zweckmäßig war, sicher hat ihn der Wunsch nach architektonischer Ausgestaltung der Fassade dazu getrieben; demgemäß wurde durch kräftige Ausgestaltung des Mittelrisalits eine für Lehrzimmer zu große Tiefe der bez. Zimmer und eine für diesen letzteren Zweck ganz unzweckmäßige Fensterform und -Größe gewählt; aus schultechnischen Gründen wurde schließlich aus dem genannten Raume die 1. Klasse; die Folge ist nicht nur, daß dort schlechteres Licht ist, sondern auch daß der anstoßende Gang für seinen Zweck an Güte eingebüßt hat. Nach dem Jahresbericht hatten die auf den Gang mündenden Klassen Ende 1899/1900 zusammen 196 Schüler — der Gang nach dem Grundriß rund 170 m² verfügbare Fläche, d. h. er ist als Erholungsraum recht eng geworden. Nun ist dies allerdings eine besondere Folge der früher genannten Umstände; wir möchten jedoch doch die Frage aufwerfen, ob die besondere architektonische Ausgestaltung jenes Stück-

chens Fassade (wir denken speziell an die Fenster) wirklich dafür steht, derartige Komplikationen zu schaffen?

Zu bemängeln ist aber überhaupt die Bemessung der Gangbreite. Wäre die 1. Klasse nicht in dem kritischen Saal, so wären laut Status 1899/1900 147 Schüler auf jene 170 m² gekommen: die Grundrissanlage und der Bauplatz hätten aber ohneweiters erlaubt, dem Gange eine Breite von 4 m oder mehr zu geben und 4 m hätten im 1. Stock eine Area von rund 230 m² geliefert. Es muß unbedingt gefordert werden, daß die Schüler bei jedem Wetter die Pausen außerhalb des Schulzimmers zubringen und hierbei auch eine bescheidene Bewegung machen können.

Wir betonen, daß wir außer der — unvorhergesehen — verunglückten Fensteranlage der einen Klasse, und der zu geringen Gangbreite des Hauses nichts beanstanden können und daß Fälle, die vom hygienischen Gesichtspunkte so wenig bemängeln lassen, derzeit noch zu den allerseltensten gehören. Es ist der Schule zu ihrem Hause und dem Architekten, sowie diesem selbst aus vollem Herzen zu gratulieren.

Wien.

L. Burgerstein.

Der VIII. deutsch-österreichische Mittelschultag findet vom 6. bis 8. April 1903 in Wien statt.

Das reichhaltige Programm wird auf Verlangen vom Geschäftsführer mitgeteilt. — Anmeldungen und Anfragen sind an den Geschäftsstellvertreter Prof. Eduard Scholz (VII., Neustiftgasse 95) zu richten. — Der Teilnehmerbeitrag ist auf 2 K festgesetzt. — Die Vollversammlungen werden im Festsalle, die Sektionsitzungen, sofern nicht ein anderer Ort eigens genannt ist, in Lehrzimmern des k. k. Akademischen Gymnasiums, I., Christinengasse 6, abgehalten.

Ausstellung neuerer Lehr-Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten.

Wie wir schon seinerzeit in unserer Zeitschrift mitteilten, findet in der Zeit vom 5. bis 26. April d. J. in den Räumen des k. k. Museums für Kunst und Industrie (Wien, I., Stubenring) die Ausstellung neuerer Anschauungs-Lehrmittel für Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und verwandte Anstalten statt.

Die feierliche Eröffnung dieser Ausstellung, die in außerordentlich reichhaltiger Weise aus allen Teilen Österreichs beschickt wurde, wird am 5. April (Palmsonntag), 10 Uhr vormittags, durch Se. Exzellenz den Hrn. Minister für Kultus und Unterricht, Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel, der das Protektorat der Ausstellung übernommen hat, erfolgen. Der Ausstellungskatalog, der zirka 8000 Nummern umfaßt und nach den einzelnen Gruppen geordnet ist, wird Ende dieses Monats im Verlage der Hofbuchhandlung Karl Fromme in Wien erscheinen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Kant in Österreich vor 100 Jahren.

(Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie in Österreich.)

Der erste, der in Wien Kants „Kritik der reinen Vernunft“ gleich nach ihrem Erscheinen kaufte und las, war, wie ich anderwärts¹⁾ dargelegt habe, Lorenz Leopold Haschka, dem der Barnabit Pepermann, der frühere Lehrer Reinholds, folgte. Haschka blieb Kant noch treu, als sich Reinhold im J. 1805 schon von ihm abgewendet hatte. Auch der Morallehrer Mildes, der spätere Melker Prälat Beyberger, war ein warmer Verehrer des nordischen Weisen. Daß unser größter Pädagoge Milde in Fragen der Moralphilosophie Kants Ansichten vertrat, habe ich in dem Abschnitte „Mildes Stellung zur Ethik“ (S. 125 ff.) dargetan. Auch seine Lieblingsautoren auf ethischem Gebiete, der katholische Moralprofessor Mutschelle und der protestantische Theologe F. V. Reinhard, waren begeisterte Kantianer. Wenn somit der Beweis erbracht war, daß Kants Lehren in Wien verbreitet waren, so ahnte ich vor einem Jahre noch selbst nicht, daß sie am Ende des 18. Jahrh. fast alle Gebildeten, geistlichen und weltlichen Standes, in der Kaiserstadt beherrschten. Trug man sich doch mit dem Gedanken, die kantische Philosophie in den philosophischen Lehranstalten als obligaten Gegenstand einzuführen.

Diese Frage wurde in der am 4. Juli 1798 abgehaltenen Sitzung der Studien-Revisions-Hofkommission allseitig erörtert. Das Protokoll dieser Sitzung war bisher im Archiv der k. u. k. Kabinetkanzlei aufbewahrt und wurde im vergangenen Jahre an das k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv abgegeben, als dieses in sein neues

¹⁾ „Vincenz Eduard Milde als Pädagoge.“ Wien, W. Braumüller 1902. 73 ff.

Gebäude übersiedelte. Gleichzeitig kam dorthin ein nur für den Präsidenten der Kommission, den Grafen Bottenhan, bestimmtes Promemoria des Polizeirates Hägelin „Bemerkungen über die Gedanken, die Kantische Philosophie betreffend“. Meinem hochverehrten Freunde, Herrn Sektionsrat Dr. Karl Schrauf, bin ich zum größten Dank für die Liebenswürdigkeit verpflichtet, mit der er mir diese für die Geistesgeschichte Österreichs höchst wichtigen Urkunden zur Benützung überließ.

Diese „Gedanken“ hatten den Direktor der philosophischen Studien in Wien, Franz Samuel Karpe, zum Verfasser, der hier seit 1786 Philosophie lehrte. Vorher hatte er diesen Gegenstand seit dem Jahre 1774 in Olmütz und Brünn vorgetragen. Er war ein Schüler und Günstling Martinis und gleich diesem ein Anhänger der Wolff-Leibnizischen Philosophie. Seine Vorschläge scheinen verloren gegangen zu sein, wenigstens konnte ich sie nicht mehr auffinden. Doch läßt sich ihr Inhalt aus den vorliegenden Schriften gut rekonstruieren.

Er weist darauf hin, daß man die schrecklichen Einwendungen der Gegner Kants nicht gar zu ernst zu nehmen brauche. Man habe früher auch in den grellsten Farben die Konsequenzen der Philosophie eines Galilei und Newton geschildert und doch seien diese ausgeblieben. Dennoch scheint er nicht dafür gewesen zu sein, daß man ausschließlich die Kantische Philosophie lehre. Vielmehr hält er eine ausgesprochen kritische Philosophie dazu nicht geeignet. Man solle wie bisher die dogmatische Wolff-Leibnizische Philosophie vortragen und gelegentlich auf Kant Rücksicht nehmen. Wie er das meinte, ersieht man wohl am besten aus seinem im Jahre 1804 erschienenen Lehrbuche „*Institutiones philosophiae dogmaticae perpetua Kantianae disciplinae ratione habita*“. Ebenso verfuhr er in seiner übel berufenen „Darstellung der Philosophie ohne Beynahme in einem Lehrbegriffe, als Leitfaden bey der Anleitung zum liberalen Philosophieren. Wien 1802.“ (Vgl. II. Teil „des Lehrbegriffes der theoretischen Philosophie“ S. 24 ff. II. Beschaffenheit unserer Erkenntniß von den metaphysischen Substanzen und III. Teil S. 127—183 Moralisches (ethiko-theologisches) Argument des Daseyns Gottes.) Übrigens konnte ihm in dieser Hinsicht das Buch seines Lieblingsphilosophen Johann Georg Heinrich Feder: „Grundsätze der Logik und Metaphysik“, Göttingen 1794, zum Vorbild dienen, da dessen Verfasser den gleichen Anschauungen huldigte. Sagt er doch in der Vorrede S. V: „Daß ich auch zum Studieren des Kantischen Systems eher anzuleiten und den Weg zu bahnen die Absicht habe, als davon abzuhalten: läßt sich doch wohl daraus abnehmen, daß ich die eigensten Sätze und Ausdrücke desselben, wo der Ort dazu war, angemerket und soweit es da geschehen konnte, erklärt, auch mehrere Male aus den früheren und späteren Schriften des eminenten Denkers anziehende Stellen eingerückt habe.“

Wir wollen uns zunächst mit den Darlegungen Hägelins beschäftigen. Franz Karl Hägelin war 1735 zu Freiburg i. Br. geboren, wo er auch die hohe Schule besuchte. Gegen den Willen seiner Eltern begab er sich nach Halle, um Wolff trotz mancherlei Entbehrungen hören zu können. Dieser bestätigte am 9. März 1754, daß sein Schüler in Philosophie, Mathematik und Naturrecht gründliche Studien gemacht habe. Hierauf begab er sich nach Wien. Damals galt hier bereits der Besuch einer ausländischen Universität als beste Empfehlung für ein höheres Amt. Er wurde auch 1764 der n.-ö. Landesregierung zugeteilt, bei der er durch 15 Jahre das Referat in allen Angelegenheiten des Kultus und des Unterrichtes führte. Er trat mit allem Eifer für die Verbesserung des Schulwesens ein und erklärte dessen Ordnung für die erste Voraussetzung eines geordneten Staatswesens. Stets verwies er auf seine im Ausland erworbene Bildung, die damals eine ebenso mächtige Empfehlung für den Beamten war, als die Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft. Deshalb wurde er auch zum Bücherzensor bestellt. Man rühmte ihm strenge Gerechtigkeit und das Verdienst nach, unendlich viel zur vernünftigen Aufklärung beigetragen zu haben. Durch ihn fanden die Schriften eines Wieland und Archenholz den Weg nach Österreich. Er trat 1779 besonders warm für den Prager Professor Seibt ein. Seit 1772 zensierte er die schöne Literatur. Zugleich war er auch bis 1805 Theaterzensor. Glossy bespricht in seiner gelehrten Untersuchung „Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur“ (VII. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft S. 266—340) die bezügliche Tätigkeit Hägelins in der anerkanntesten Weise. Der Wiener Stadtarchivar lieferte an dieser Stelle die beste Biographie dieses Mannes. Ausdrücklich nennt er S. 297 Hägelin einen Freund der Aufklärung, wie seine Bemerkungen über die Schule offenbaren, dessen stilles Wirken schon von den Zeitgenossen gewürdigt wurde. Selbständig veröffentlichte er in Wien im J. 1768 eine im Auftrage der Kaiserin verfaßte Übersetzung der Schrift eines Domherrn von Orléans Maria Grosteste, Herrn von Mahis, „*La vérité de la religion catholique, prouvée par l'écriture sainte*“ unter der Aufschrift „Die aus der heiligen Schrift erwiesene Wahrheit der katholischen Religion“, die der Erzbischof von Wien mit einem Hirtenbrief einbegleitet hatte.

Er beginnt mit der Erklärung, daß Kants „Kritik der reinen Vernunft“ wegen der abstrakten und dunkeln Sprache sehr viel Ansehen gemacht und zunächst an einigen protestantischen und dann auch auf einigen katholischen Universitäten eingeführt worden sei. Man könnte sie nicht der Lesewelt verbieten. Denn „Kant hat keinen der christlichen oder auch der natürlichen Religion nachteiligen Satz behauptet. Seine Kritik und seine ganze Art zu philosophieren, ist nicht einmal zu demonstrativen Behauptungen geeignet; denn seine Hauptsache ist nur zu zeigen, daß in den bisherigen philosophischen Systemen keine haltbaren

Beweise vorhanden seien.“ Dies wird an seiner Kritik der bisherigen Beweise für das Dasein Gottes näher ausgeführt. „Kant greift meistens nicht die Sachen, sondern nur ihre bisherige Beweisart an und insoweit stürzt er überall alles Bisherige ein“, wie dies seine Besprechung der bisherigen Glückseligkeitslehre beweist. Er rühmt in der Vorrede zur zweiten Auflage Wolff als denjenigen Philosophen, der die Gründlichkeit in Deutschland eingeführt habe. Doch tadelt Hägelin Kant deshalb, weil er eine ganz neue Terminologie verwendet habe. „Gedachte neue Terminologie ist das Bedenklichste an der Kantischen Philosophie, indem sie die Gegenstände ungemein unverständlich macht, und die jetzige Generation nebst der folgenden von der Vorwelt abschneiden kann“. Der früher erwähnte Hinweis Karpes auf V. Galilei, Newton, Leibniz und Wolff wird als unpassend zurückgewiesen. Der erste sei nur Astronom, der zweite *summus geometra*, aber in metaphysischen Fragen ein Kind gewesen. Viel geschickter als jener benahm sich — nach Hägelins Darlegung — der Jesuit Riccioli, der das Kopernikanische System nur als Hypothese behandelte, da die Kirche nicht verbiete, Hypothesen aufzustellen. Als ihn die Kardinäle einst fragten, ob er Galilei recht gebe, daß auch auf dem Monde Menschen leben, antwortete er, daß dort zwar keine Menschen wohnen, wohl aber Geschöpfe, die ihren Schöpfer erkennen. Die Kardinäle gaben sich mit dieser Erklärung zufrieden. — Leibniz und Wolff hatten vor den Scholastikern, besonders vor dem Aquinaten, sehr große Achtung. Wolffe Grundsatz war es, „die Wörter beizubehalten und ihnen nur deutliche Begriffe zu unterlegen, *quia verba valent sicut nummi*“; in wissenschaftlichen Dingen müsse man ehrlich sein und den Vorfahren, die gut, aber etwas dunkel gedacht hatten, die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, und man dürfe sich nicht durch dunkle Phrasen und neu erfundene Worte Ruhm verschaffen wollen. Er hat aus diesem Grunde in seinem *Ius naturae* die Termini technici der römischen Juristen beibehalten. Die Leibnizisch-Wolffische Philosophie hatte deshalb in protestantischen Ländern viel mehr Feinde als in katholischen. Ja die Jesuiten hatten selbst nichts dagegen, daß man sie an der Sorbonne einführe, nur Utilitätsgründe hätten sie davon abgehalten. Doch „Kant hat nur eingestürzt, ohne etwas Solides zu substituieren; er hat eine ganz neue Terminologie eingeführt und alle Köpfe durch den Einsturz des bisherigen philosophischen Gebäudes in Gärung gebracht“. Es ist soweit gekommen, daß man der ganzen Philosophie die Eigenschaft einer Wissenschaft abspreche und sie nur noch als diskursive Disziplin gelten lasse. Deshalb sind die Konsequenzen der Kantischen Philosophie mit jenen der Leibnizisch-Wolffischen nicht vergleichbar, die auch für die politischen Verfassungen sehr wohlthätig war. Wenn auch Kant unlängst in einem Aufsätze in der „Berliner Bibliothek“ die Empörung gegen den Landesfürsten verurteilt hat

und nur die privilegierten Stände als unzulässig erklärt hat, so lasse sich doch nicht leugnen, daß die Kantische Philosophie das Steckenpferd der Illuminaten sei.

Alles Dunkle ziehe an. „Und so kommt es, daß diejenigen, welche diese Philosophie jetzt mit ungewöhnlichem Eifer studieren, bald jeden anderen nur über die Achsel ansehen wollen. Der Fall ist schon vorhanden. Die Alumnen auf der erzbischöflichen Kur wollen nichts als von Kantischer Philosophie reden und diejenigen sogar verachten, welche im ehemaligen Generalseminar studiert haben. Die Pfarrer, welche von obigen Alumnen einige zu Kooperatoren erhalten, sagen einstimmig, daß diese Alumnen in der Theologie Ignoranten sind und nur von der Kantischen Philosophie schwatzen.“ Von den St. Pöltner Alumnen gelte dies noch nicht, dies sei das Verdienat des Rektors Kantschisch. Die Hauptschuld an den Wiener Zuständen schreibt er dem Rektor und späteren Weihbischof Steindl zu. Und dieser war ein intimer Freund Mildeas. Er hat ihn in Krems zum Bischof geweiht.¹⁾ Doch gibt Hägelin zu, daß auch ein Katholik von der Kantischen Philosophie einen guten Gebrauch machen könne, wie dies der bayrische Benediktiner P. Schwarz bewiesen habe.²⁾ Deshalb kann er nicht dafür stimmen, „die Kantische Philosophie auf den erbländischen Universitäten zu gestatten. Schon der Grund, den H. Karpe anführt, daß Kant selbst und seine besten Erläuterer das Studium der kritischen Philosophie für keine Sache eines Anfängers ansehen und ein solches Unternehmen für sehr schädlich erklären, ist hinlänglich, der kritischen Philosophie keinen legalen Eingang in die philosophischen Schulen, wo junge Studierende zur Philosophie angeführt werden sollen, zu verschaffen. . . . Wie können junge Leute brauchbar werden, wenn sie nur neue Terminologien und Kritiken lernen und sodann über alles Vorhandene als unstatthaft herfallen zur Zeit, wo sie in die Welt treten? Der Erfolg würde sein, von dunkeln Dingen schwatzen und von notwendigen nichts verstehen. Es scheint mir also, die Kantische Philosophie könne nicht auf erbländischen Universitäten eingeführt werden, bis nicht ihr Nutzen und ihre Haltbarkeit erwiesen sein wird.“ Er weist auf Kants Gegner, besonders auf den bekannten Aenesidemus Schulzes hin. Ja, er hält Kant selbst für ein Opfer seiner neuen und dunklen Terminologie, wenigstens glaubt er dies aus der Vorrede der zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft schließen“ zu dürfen. Doch „hält er es nicht für ratsam, die Kantische Philosophie ausdrücklich zu verbieten und dadurch eine Furcht vor ihr erkennen zu geben; dieses würde junge Leute

¹⁾ Vgl. a. O. S. 33.

²⁾ Vielleicht verwechselt ihn Hägelin mit dem Benediktiner Reuß. Vgl. a. O. S. 49 f.

nur noch lüsterner nach derselben machen und das Übel vielleicht befördern.“ Deshalb solle man einstweilen bei den bisherigen Büchern verbleiben. Karpes Vorschlag, die Schüler der Philosophie gelegentlich auf die wahren und vermeintlichen Hauptabweichungen aufmerksam und so *quasi aliud agendo* mit der Terminologie des Kritizismus bekannt zu machen, verdiene wohl eine noch nähere Überlegung und könnte in jenem Falle statthaben, wo man sich auf die Redlichkeit und sonstigen guten Gesinnungen des Lehrers verlassen könnte. Wenn solche Männer durch Belohnungen der Regierung aufgemuntert würden, so würden die Dinge bald ein anderes Ansehen gewinnen. Nach einem heftigen Angriff auf die sog. sokratische Methode und ihre Hauptvertreter Felbiger, Gall und Spendon kehrt er noch einmal zur Kantischen Philosophie zurück. Erst verweist er auf das soeben erschienene erste Stück des LVII. Bandes der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, in dem sich in Briefform ein anonymer Aufsatz „Was ist ein Philosoph“ befunde, der sich mit seinen Anschauungen vollkommen decke. Besonders sympathisch sind ihm folgende Sätze: „Kritik über Philosophie besagt etwas ganz anderes als kritische Philosophie. Letzteres ist auf jeden Fall Pleonasmus und mit der Kritik der Philosophie sollte man meines Erachtens den Kursus philosophischer Vorlesungen beschließen, nicht, wie jetzt Mode wird, anheben. Auch kann man auf die Kritik einer Kunst nicht füglich ein neues Lehrgebäude derselben errichten. Sie dient bloß Fehler zu vermeiden.“ Folgende Worte, die am Ende seiner Darstellung stehen, geben uns die beste Vorstellung von den eigenen Ansichten Hägelins: „Ich schliesse meine unmaßgeblichen Gedanken mit der Bemerkung, daß, wenn doch in den Erbländisch-philosophischen Lehrschulen Erwähnung von der Kantischen Philosophie geschehen müßte, weil das Stillschweigen davon doch nicht ausdrücklich zu verbieten wäre, so könnte solches am Ende des philosophischen Kursus dadurch geschehen, daß man den Hörern der Philosophie gleichsam synoptisch eine historische Kenntnis von dem Inhalt derselben und der Terminologie gäbe; im Lehrkurse aber selbst gelegentlich, daß man es tun werde, Meldung machte, ohne tiefer einzudringen oder die Schüler zu verhalten, eine genaue Kenntnis davon zu haben; so würde die Sache vorübergehend traktiert werden und die Schüler nicht lüstern nach einer solchen dunklen Wahrheit gemacht werden. Alles würde auf die Geschicklichkeit und Redlichkeit des Lehrers ankommen. Man könnte diesfalls Kant und seine Kommentatoren beim Wort nehmen, ihrer Warnung, daß man den Lehrkurs nicht mit der Kritik anheben soll, Folge leisten und dieses Mahnwort einfließen lassen.“ Schließlich betont Hägelin nochmals, daß diese Bemerkungen nur zum Privatgebrauche

Sr. Exzellenz bestimmt seien und daß er sie deshalb nicht einmal jemandem zum „mundieren“ anvertraut habe, was ich beim Durchlesen seiner Arbeit mehr als einmal bedauerte.

Dieses Promemoria hatte Freiherr von Rottenhan bereits gelesen, als er der Sitzung der Studien-Revisions-Hofkommission am 4. Juli 1798 präsiidierte. Sein Stellvertreter war Freiherr von der Mark, Referent Hofrat von Birkenstock. Außerdem waren anwesend die Hofräte: von Sonnenfels, von Zippe, von Schilling, der Regierungsrat Hägelin, der Domherr von Spendou, der Propst und Direktor des k. k. Theresianums von Hofstätter, der Professor der höheren Mathematik an der Prager Universität von Geratner und die Hofsekretäre von Debroy und Simon. Dieser fungierte als Aktuar. Man plante um jene Zeit eine Reform des gesamten öffentlichen Schul- und Studienwesens, die bekanntlich erst im Jahre 1804 zum Abschluß kam. In jener Sitzung handelte es sich um die Reform der philosophischen Studien. Die vorgelegten Referate fanden im großen und ganzen einmütigen Beifall. Die abweichenden Erinnerungen, welche gemacht wurden, betrafen die Ausschließung der Kantischen Philosophie aus dem Plane des akademischen Lehrkurses.

Zunächst ergriff das Wort der Domherr und Hofrat von Zippe. Auch er war der Meinung, daß der Unterricht in der Philosophie mit einem gemäßigten dogmatischen Systeme anzufangen habe, da er ja Jünglingen von 16—17 Jahren erteilt werde, die für eine tiefere Spekulation noch nicht reif seien. Diese müßten erst auf dem ebenen Boden eines gründlich eingefahrenen Systems sicher stehen und gehen gelernt haben, ehe sie sich ohne Gefahr und mit Erfolg an die steilen Wege und Irrgänge der tieferen philosophischen Forschung wagen könnten. Doch folge hieraus nicht, daß man der studierenden Jugend die Kenntnis der Kantischen Philosophie entziehen solle. Er sehe davon weder einen Grund der Notwendigkeit noch des Nutzens, wohl aber des Gegenteils ein. Die zahlreichen Gegner, welche die Philosophie Kants besitze, seien kein Beweis für ihre Verwerflichkeit. In ähnlicher Weise seien alle 5 oder 6 philosophischen Schulsysteme, die seit der christlichen Ära von den Neuplatonikern bis Kant sich allmählich abgelöst hatten, angefeindet worden. Dies zeigt er besonders an der Leibnizisch-Wolffischen, die doch schließlich in allen protestantischen und katholischen Schulen die Alleinherrschaft erlangt habe. Dies werde ohne Zweifel auch das Los der Kantischen Philosophie sein, falls sie, wenn nicht brauchbarer, so doch wenigstens ebenso brauchbar als die Wolffische erfunden werde. Die Ausschließung vom Katheder werde nicht verhindern, daß sie immer mehr Anhänger finde und schließlich auch von der Schule Besitz ergreife. Die sich stetig wiederholende Erscheinung, daß neu auftretende Systeme von den bisher herrschenden aufs heftigste angegriffen werden, erklärt Zippe in treffender Weise durch das Gesetz der Apperzeption,

wenn er auch das Wort selbst nicht gebraucht. Er sieht philosophische Schulsysteme ihrer Bestimmung und Wirkung nach hauptsächlich als Mittel an, den Verstand der Jugend zu üben und zu schärfen. Alle diejenigen, denen es bisher gelungen ist, Aufnahme in die Schule zu finden, sind seiner Meinung nach mehr in der Art, wie sie ihre Resultate herbeiführen, als in den Resultaten selbst verschieden. Inwieweit in dieser Hinsicht Kant über Wolff stehe, getraue er sich nicht zu entscheiden. Er habe aus Kants Philosophie zwar kein eigentliches Studium gemacht, doch „habe er ihre Eigentümlichkeit und insonderheit ihre Resultate sorgfältig genug untersucht, um sie mit Überzeugung für unbedenklich ansehen zu können. Wenn infolge dieser Beobachtung kein Grund vorhanden sei, der Jugend die Kenntnis der Kantischen Philosophie zu entziehen, so lasse sich andererseits leicht dartun, daß man sie ihr nicht ohne Nachteil vorenthalten könne. Da diese Philosophie nicht nur im protestantischen Deutschland bereits fast allgemein, sondern auch selbst in einem beträchtlichen Teile des katholischen in den Büchern und Schulen herrschend geworden sei, so dürfe die Jugend mit ihr nicht unbekannt bleiben, wenn ihr nicht in kurzem alle oder doch die meisten neueren Schriften gänzlich unverständlich werden sollen. Dadurch würde die jetzt heranwachsende gelehrte Generation in wissenschaftlicher Hinsicht auf ihre eigenen Einsichten eingeschränkt und des Nutzens fremder Fortschritte im Reiche der Gelehrsamkeit beraubt werden.“ Durch den Reiz des Verbotes würde die wißbegierige Jugend sich noch mehr angetrieben fühlen, sich mit Kants Lehren bekannt zu machen. Wenn diese auch an und für sich als völlig gefahrlos angesehen werden können, so höre dies doch in demselben Momente auf, in dem „sie von Jünglingen ohne Vorkenntnisse, ohne Übung und feste Grundsätze im Philosophieren und mit den Nebenbegriffen des Verbotes und Geheimnisses studiert werden. Manchem Lehrer werde es aller Vorschriften und Aufsicht unerachtet ungefähr ebenso ergehen. Eingenommen von der neuen Philosophie, werde er sich nicht enthalten können, neben dem Vortrage des vorschriftsmäßigen Dogmatismus auch das Licht seiner Einsichten in den Kritizismus vor seinen Zuhörern schimmern zu lassen. Dadurch würden die Jünglinge um die Früchte beider Systeme gebracht und statt Verstandesübung und klarer Einsicht würde nur seichte Formelkenntnis und Verwirrung bewirkt werden. Doch sei es nicht seine Ansicht, daß das Studium der Kantischen Philosophie, worunter er jedoch nur die „Kritik der reinen Vernunft“ verstehe, auf Kosten der von Karpe vorgeschlagenen Leibnizisch-Wolffischen begünstigt und gleich dieser zum Elementarstudium

gemacht werden solle. Auch er halte die Leibnizisch-Wolffische Philosophie nach dem von Karpe vorgelegten Plane für die dem Alter, den Vorkenntnissen und Fähigkeiten der studierenden Jugend angemessenste. Er wolle weder die Kenntnis von Kants Philosophie der Jugend entzogen, noch ihre Erwerbung der leitungs- und aufsichtslosen Wißbegierde der Studenten preisgegeben wissen. Seines Erachtens „wäre ein eigener Lehrer, der ein seinem Amte völlig gewachsener, von ausschließlicher Vorliebe und Enthusiasmus freier Mann sein müsse, für die Kantische Philosophie anzustellen. Der Besuch seiner Vorlesungen könnte der Willkür der Schüler freigestellt werden, und daher wäre ihm vielleicht auch kein Gehalt anzuweisen, sondern dagegen den Schülern die Entrichtung eines billigen Honorars an ihn aufzulegen.“

Hofrath v. Schilling stimmte dem Vorredner bei, nur hielt er es für zuträglicher, mit der Errichtung einer eigenen Lehrkanzel für die Kantische Philosophie nicht zu eilen. Eine gemäßigte dogmatische Philosophie sei auch nach seiner Überzeugung zur Grundlegung im Philosophieren dem Bedürfnisse und den Denkräften der Jugend im allgemeinen am gemäßeaten. Man sei mit ihrem Werte aus Erfahrung bekannt und könne sie daher mit Beruhigung beibehalten. Auch er halte es übrigens weder für tunlich noch für ratsam, der Jugend die Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie zu entziehen. Doch scheine es ihm geradezu schädlich, sie der Wolffischen zur Seite zu stellen und beide miteinander zu vermengen. „Sobald sie gelehrt werde, müsse sie vielmehr vollständig und ohne Rückhalt vorgetragen und weder grundloser und gefährlicher dargestellt noch als bündiger und befriedigender angepriesen werden, als ihr innerer Inhalt verdiene.“ Doch dürfe man jetzt noch nicht so weit gehen. Kants Philosophie sei noch nicht genug berichtet, noch sei ihre Brauchbarkeit im Vergleich mit der Leibnizisch-Wolffischen durch Anwendung und Erfahrung genugsam erprobt. Der Fleiß und Eifer, womit man sie von einer Seite bearbeite und verfechte, von der anderen bestreite, lasse erwarten, daß ihr Wert oder Unwert nach wenigen Jahren nicht mehr problematisch sein werde. Falls die Entscheidung günstig ausfalle, so werde sie eben dadurch zum öffentlichen Vortrage geeignet sein. Doch solle man bis zu diesem Zeitpunkte die Anstellung eines öffentlichen Lehrers verschieben. Dies könne um so leichter geschehen, als auch der Proponent der Meinung sei, daß die Kantische Philosophie nicht neben, sondern nach der Erlernung der allgemein vorgeschriebenen dogmatischen, folglich planmäßig erst nach Vollendung des dreijährigen ordentlichen philosophischen Kurses gelehrt werden solle.

Regierungsrat von Hägelin pflichtete den bisherigen Ausführungen bei. Selbst Kant habe es für Torheit erklärt, das Studium der Philosophie mit der Erklärung seiner „Kritik der reinen Vernunft“ anzufangen. Der ordentliche philosophische Lehrkurs müsse deshalb nach dem der Hofkommission vorgelegten Plane eingerichtet werden. „Um jedoch die heranwachsende Jugend nicht durch Unbekantschaft mit Kants Lehre, mit der ihm eigentümlichen und in Schriften täglich allgemeiner werdenden Sprache von dem übrigen gelehrten Deutschland zu trennen und ihr dadurch eine Quelle zur Bereicherung ihrer und der allgemeinen Masse der im Staate vorhandenen Einsichten zu verstopfen, um dem Hange nach dem Verbotenen in Bezug auf die Kantische Philosophie nicht Nahrung und Spielraum zu geben, um dem Mißverstehen vorzubeugen, welchem dieselbe ausgesetzt sei, wenn sie von der Jugend insgeheim, ohne Anleitung und Zurechtweisung, getrieben werde; um allen diesen Nachteilen zu entgehen, müsse den Studierenden seines Bedünkens gleichzeitig bei ihrem Eintritte in den ordentlichen philosophischen Lehrkurs angekündigt werden, daß es nach Vollendung desselben nur von ihnen selbst abhängen werde, sich mittelst öffentlicher, jedem freistehender Vorlesungen auch einen vollständigen Begriff der Kantischen Philosophie zu erwerben. Der Vortrag derselben selbst müsse auch keineswegs auf Herabwürdigung ihres Wertes angelegt, sondern bloß nach den allgemeinen Gesetzen nüchternen Wahrheitsliebe und Lehrerklugheit eingerichtet werden.“ Die offene Anerkennung des Scharfsinnes Kants werde auch die Bestreitung und Widerlegung einiger Lehren, die dessen bedürfen, desto wahrscheinlicher erscheinen lassen, weil die Jugend zur freimütigen Unparteilichkeit des Lehrers Vertrauen haben werde. Übrigens werden sich nur immer die vorzüglichen und fleißigen Schüler zu diesen Vorlesungen melden, da ja das Eindringen in die Kantische Philosophie kein geringes Maß von Talent und Anstrengung erfordern¹⁾.

Auch der Metropolitandomherr und bekannte Domscholaster von Spendon²⁾ schließt sich den bisher vorgetragenen Anschauungen an, wofern ein zusammenhängendes, vollständiges, zum Schulgebrauche taugliches Lehrgebäude der Kantischen Philosophie schon existiere oder doch zustande kommen werde. Da aber seines Wissens die erste Voraussetzung noch nicht eingetroffen sei, so müsse die zweite erst abgewartet werden. In der „Kritik der reinen Vernunft“ beschäftige sich Kant mehr damit, die Mängel älterer philosophischer Systeme aufzudecken als selbst ein neues anzuführen. Die späteren in dieser Absicht verfaßten Schriften seien zum Teil von seinen

¹⁾ Man bemerkt sofort, daß Hägelin hier viel vorsichtiger spricht als in seinem Promemoria.

²⁾ Vgl. Milde a. a. O. S. 84–86.

erklärtesten Bewunderern selbst nicht den Anforderungen, die er in der Kritik an ein gründliches metaphysisches System gestellt habe, entsprechend gefunden worden; „zum Teil werde ihnen, zumal denen, welche in das Gebiet der praktischen Philosophie gehören, nicht nur innere Unhaltbarkeit, sondern auch eine mehr oder weniger bedenkliche Tendenz Schuld gegeben“. Seine Schüler und Kommentatoren seien weder mit ihrem Lehrer noch untereinander einig, ja sie weichen voneinander oft nicht mehr ab als von den Vertretern der älteren und von ihnen so heftig beförderten Systeme. „In Gemäßheit dieser Bemerkungen trete er der Motion bei, daß man sich mit der Errichtung einer eigenen Kantischen Lehrstelle nicht beeile, sondern daß man vorher noch einige Jahre den Erfolg der Kantischen Philosophie abwarten solle.“

Spendou hat mithin allein auf die ethischen Schriften Kants hingewiesen und bei ihnen sogar eine fast gefährliche Tendenz gefunden. Er ging also über Hägelin hinaus. Und doch waren es gerade diese Werke, die sich bei Reyberger und Milde der größten Sympathie erfreuten.

„Die übrigen Votierenden erklärten sich sämtlich dahin, daß die Kantische Philosophie zwar nicht von dem Universitätsunterrichte ausgeschlossen, aber erst nach Zurücklegung des ordentlichen philosophischen Lehrkurses und nach gründlicher Erlernung der in dem Plane vorgeschlagenen dogmatischen Philosophie vorgetragen werden solle.“

Der Präses der Hofkommission resümierte hierauf die einzelnen Meinungen mit Hinzufügung nachstehender Erinnerungen: „Der Punkt, worin unter den vorgetragenen Meinungen sich allgemeine Übereinstimmung finde, sei die Untunlichkeit, die Kantische Philosophie, wie die Meinung des Prof. Karpe zu sein schien, neben der in dem Plane adoptierten Leibnizisch-Wolffischen lehren zu lassen.“ Fast ebenso übereinstimmend, wie über die Notwendigkeit, den Vortrag der Kantischen Philosophie bis nach Beendigung des ordentlichen philosophischen Lehrkurses zu verschieben, seien die Stimmen über ihre noch nicht zureichend entschiedene Brauchbarkeit im Gegensatz zu dem durch lange Erfahrung erprobten Werte der Leibnizisch-Wolffischen. Sowohl innere Haltbarkeit als auch Tauglichkeit zu einem alle Teile der philosophischen Erkenntnis umfassenden Lehrgebäude sei noch nicht erwiesen. Doch könne nicht gelehrt werden, daß von den Hochschulen, auf denen die Kantische Philosophie alle Lehrstühle inne habe, viele Klagen einlaufen. Das Allgemeinste dieser Beschwerden bestehe darin, daß der große Haufe der Studierenden den Kopf durch die

Kantische Lehrmethode mit schwankenden Begriffen fülle, deren Beurteilung durch die von allem Sprachgebrauch abweichende scholastische Terminologie erschwert würde; daß die Jugend es nur auf Erkenntnis *a priori* abgesehen habe und die Erfahrung verachte, bevor sie gelernt habe, was beides sei. Zum unleugbaren Beweise von der Gerechtigkeit dieser Beschwerden werde auf die Menge sinnloser, angeblich nach Kants Grundsätzen verfaßter Schriften hingewiesen, womit das Publikum überschwemmt werde. Freilich sei es einst auch so der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie ergangen. Angenommen, daß auch einst die Kantische Philosophie alle diese Hindernisse in gleicher Weise überwinden werde, so müsse dieser Erfolg doch erst abgewartet werden, ehe eine weise Staatsverwaltung sie auf eben die Art, wie jetzt die Leibnizisch-Wolffische in der vollkommenen Gestalt, die sie zuletzt durch Feder¹⁾ erhalten habe, in die Schulen einführen könne. „Noch allgemeiner einstimmig habe sich die Hofkommission für den Grundsatz geäußert,

¹⁾ Es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht sein, zu zeigen, wie Feder selbst über Kant gedacht hat. Seine Ansichten finden wir in der schon erwähnten Vorrede. Es sollen nur die wichtigsten Stellen zum Abdruck kommen. S. IX: „Die Kantische Philosophie hat Gutes gestiftet und wird es ferner stiften; wengleich nicht alles, was sie enthält, so wahr und so neu, so gewiß und ins Reine gebracht ist, wengleich nicht allen Streitigkeiten der Philosophie so durch sie ein Ende gemacht werden wird, als es einigen ihrer wärmsten Verehrer hat scheinen wollen. Wie vieles von ihren eigentümlichen Lehren und Vorstellungsarten als reiner Gewinn in das Heiligthum der Wahrheit wird niedergelegt werden, davon können schwerlich jetzt noch die streitenden Parteien einander so genau überzeugen, als es folgende Generationen einsehen werden.“ — S. XI f.: „Zur Beylegung oder Mäßigung der Streitigkeiten über philosophische Gegenstände kann allerdings nichts so sehr behülflich seyn, als die vollkommene Aufklärung der Gründe und darnach sich richtenden Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Und eben hierinne wird das vorzüglichste Verdienst der kritischen Philosophie gesetzt; und wird von Unparteyischen wohl auch immer vieles Verdienst ihr zuerkannt werden müssen. Wenn auch vorübergehende Philosophen hierinne in den meisten Hauptstücken einstimmig mit derselben dachtet und lehrten: so haben sie doch die Sache weder so eindringend vorgestellt, noch überall so vollständig aufgeklärt. — Aber ob die neueste Kritik nicht auch zu weit hierinne gegangen; ob sie nicht manche menschliche Vorstellungsarten zu sehr herabgewürdigt; ob sie nicht dem Skeptizismus, dem sie eben so wohl als dem unziemenden Dogmatismus abhelfen wollte, Waffen in die Hand gegeben habe, gegen welche ihr selbst die Vertheidigung schwer werden müsse; ob sie nicht auch über das, was der Mensch erkennen und wissen kann und nicht kann, hie und da zu dogmatisch abgesprochen habe; dieß ist es bekanntlich, worüber bisher am meisten gestritten wurde und wohl auch noch einige Zeit gestritten werden wird.“ S. XIV: „Verzeihlich kann es also wohl noch immer bisweilen sein, wenn der kritisch-dogmatischen Versicherung, daß wir nicht wissen und nicht wissen können, ein anderer skeptischer erwidert, daß er nicht wisse, ob es nie ein Mensch werde wissen können.“

daß durch die öffentlichen Studienanstalten dem Interesse der Wissenschaften nichts entzogen und vorzüglich der zum gelehrten und höheren Geschäftsstande bestimmten Jugend als derjenigen, welche der möglich größten Ausbildung bedürfe und auf die es hauptsächlich ankomme, den Schatz der vorhandenen wissenschaftlichen Einsichten und Fertigkeiten zu erhalten, zu vermehren und auf die Zukunft fortzupflanzen, kein zu diesem Zwecke dienliches Mittel und folglich auch die Kantische Philosophie, insofern sie tiefere oder neue Erkenntnis darbieten möge, vorenthalten werden solle.“ Dies könne am besten durch den im vorliegenden Lehrplane vorgesehenen außerordentlichen Lehrkursus erreicht werden. Über ihn werde ja ausdrücklich bemerkt: „a) daß hier, sowie der Vortrag jedes wichtigen philosophischen Lehrsystems, auch der Vortrag der Kantischen Vernunftkritik seinen Platz finde und b) daß dieser Lehrgang zwar niemandem verwehrt, aber auch nicht zur Verbindlichkeit gemacht, c) auch niemand, besonders hervorragende und unterstützungsbedürftige Talente ausgenommen, zu demselben von der Seite der Staatsverwaltung durch Stipendien und andere Mittel aufgemuntert werden solle.“ Dadurch werde aller Schein der Verheimlichung des Kantischen Systems in den Augen der Jugend und der Reiz, sich auf dasselbe ohne die nötige Anführung zu verlegen, wie nicht minder die Gefahr wegfallen, daß sich ungeeignete und unwürdige Elemente zu diesem Studium herandrängen. Ferner werde so auch verhindert werden, daß sich die Jugend ohne die nötigen Vorkenntnisse und die nötige Verstandesbildung mit diesem System auf Kosten einer schon berühmt erfundenen Elementar-Philosophie beschäftige.“

Werüber jedoch noch einige Meinungsverschiedenheit obwalte, das sei die Frage, ob der Vortrag der Kantischen Philosophie in dem außerordentlichen Kurse bloß Kants „Kritik der reinen Vernunft“ oder aber ein nach deren Grundsätzen ausgeführtes vollständiges System der gesamten Philosophie zum Gegenstande haben solle. Doch scheine es die Meinung der Mehrheit zu sein, daß bei dem noch obwaltenden Mangel über Bestimmtheit und Ausbildung der Kantischen Philosophie die Fassung eines entscheidenden Schlusses über diesen Punkt noch einige Jahre verschoben werden solle. Innerhalb dieser Zeit werde wohl über den Wert und die Brauchbarkeit dieser Philosophie ein endgültiges Urteil möglich sein. Dies werde sich ums leichter bewerkstelligen lassen, da ja der Eröffnung des außerordentlichen philosophischen Lehrkurses die Einführung und Eröffnung des dreijährigen vorhergehen müsse.

Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß Hägelins geheimes Promemoria auf die vorstehenden, von der Kommission einstimmig gebilligten Ausführungen Rottenhans nicht ohne Einfluß geblieben ist. Ja, dieser ging noch weiter, als vielleicht jenem erwünscht war.

Doch hat Graf Rottenhan schon kurze Zeit später viel milder geurteilt. In den vom Freiherrn von Eggers¹⁾ abgedruckten „Gedanken über die Organisation der Geschäftsleitung über die öffentlichen Unterrichtsanstalten“ erklärt er S. 56 es als die Hauptaufgabe des philosophischen Unterrichtes, daß die gebildeten Leute richtig denken lernen. Dieses Resultat lasse sich wohl mit jedem philosophischen Systeme erreichen, wenn nur die Lehrer weder Obskuranten noch Sophisten sind. Dann fährt er S. 57 also fort: „Ich bin keiner Beurteilung dieses wissenschaftlichen Gegenstandes fähig, aber nach der sehr oberflächlichen Kenntnis, die ich von der Kantischen Philosophie habe, scheint mir, daß, obgleich selbst nach dem Zeugnis berühmter protestantischer Gelehrter viel Unheil in der gelehrten Welt durch die Kantische Philosophie angerichtet wurde, es doch leicht sein würde, für den Schulunterricht den neuen Dogmatismus dieses Lehrsystems zur Aufstellung eines, die Grenzlinie des eigentlichen Wissens und des auf Probabilitäten von unleugbarem Übergewicht in den Gründen ruhenden Erkenntnisses der praktischen Vernunft zu benutzen und die Mittelsätze auf eine, für die positiven Wahrheiten der Religion und Rechtswissenschaft unschädliche Weise umzuarbeiten.“

Mit den früher angeführten Anschauungen deckten sich die a. a. O. S. 214 und 223 mitgeteilten Äußerungen des Prof. Hammer (von dem ordentlichen akademischen Unterrichte in der Philosophie): „Es kann dem unbefangenen, dem menschenfreundlichen und unterrichteten Beurteiler die Entscheidung kaum schwer oder bedenklich scheinen, daß zur Erzielung aller vernünftigen Endzwecke des öffentlichen akademischen Unterrichtes keine Philosophie geschickter sei, als die verbesserte Leibnizisch-Wolffsche... Und diese (gewünschte) Metaphysik findet man in den Grundsätzen der Logik und Metaphysik von Feder 1794, wenn anders getreue Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie, nach ihren Schwächen und Vollkommenheiten, Entfernung von allem Sektengeiste, Auswahl des Nützlichsten und Brauchbarsten, Vermeidung unnötiger, Geschmack und Sprache verderbender Kunstausdrücke, Vorsicht und Bescheidenheit im Entscheiden und Absprechen, ohne der Stärke überwiegender Gründe nicht das geringste zu vergeben, Bereitwilligkeit, die Wahrheit aufzunehmen, woher sie immer komme, wenn bei Gedrängtheit und Kürze zureichende Vollständigkeit und soviel Deutlichkeit, als bei bloßen Anzeigen der Sätze und ihrer Gründe möglich ist, wenn anders diese Eigenschaften wichtige und zureichende Empfehlungsgründe eines metaphysischen Compendiums sind.“

¹⁾ Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten mit authentischen Belegen. Tübingen 1808.

Von Rottenhan erfahren wir a. a. O. S. 11, daß für den geplanten höheren Kurs der Philosophie eine ausführliche und polemische Geschichte der philosophischen Systeme von Plato und Aristoteles bis Kant bestimmt war¹⁾. Außerdem handelt über diesen Kurs Hammer in dem Aufsätze „Von dem außerordentlichen Unterrichte in der Philosophie“ a. a. O. S. 232—236. Er sollte für diejenigen bestimmt sein, die sich Philosophie zum Spezialstudium erkoren haben; dort sollte „Philosophie als Wissenschaft an sich in Verbindung ihrer Geschichte und Polemik“ vorgetragen werden; ebenso „über die Anwendbarkeit oder die Unbequemlichkeiten der Kantischen Vernunftkritik, sowie über Humes Skeptizismus, welcher zu dieser neuen Theorie Anlaß gab“.

Leider kam es nicht zur Errichtung eines solchen außerordentlichen philosophischen Lehrkurses, doch bestimmten die philosophischen Lehrpläne vom Jahre 1805 und 1824, daß die philosophische Fakultät an den Universitäten drei Jahre umfassen und daß im dritten Jahrgange Geschichte der Philosophie gelehrt werden solle.²⁾

Es hat also im großen und ganzen der im Jahre 1804 gestorbene Karpe gesiegt. Es wurde die Kantische Philosophie nur gelegentlich neben der Leibnizisch-Wolffischen gelehrt, wie er und Feder es in ihren Büchern geübt haben. Allerdings darf man nicht vergessen, daß sich um diese Zeit auch bereits der große Enthusiasmus gelegt hatte, mit dem man früher in Deutschland und Österreich für den Königsberger Philosophen eingetreten war. Es sei nur daran erinnert, daß selbst Reinhold von ihm im J. 1805 abgefallen war. Doch bemühte sich Karpe zu Grillparzers Zeiten nicht mehr, für Kant zu begeistern. Dieser erzählt in seiner Selbstbiographie: „In dem Professor der Philosophie hatten wir einen Pedanten, aber nicht nur im gewöhnlichen Sinne, sondern als eigentliche Lustspielfigur, als ob der *‘Dottore’* aus der italienischen *‘Comedia dell’ arte’* sich in ihm verkörpert hätte. Er hatte eine „Philosophie ohne Beinamen“ als Vorlesebuch geschrieben und hielt sich für ganz selbständig, bloß weil er die Neuerungen Kants von sich stieß, indes sein System nichts als der baare Wolfianismus war. Oft, erinnere ich mich, rief er während der Vorlesung aus: Komm her, o Kant, und widerlege mir diesen Beweis. Seine

¹⁾ Damit ist ein bedeutender Fortschritt gegen die „Vorschrift über die Reform der philosophischen Studien vom Jahre 1752“ erreicht worden. In der Vorschrift heißt es: „*Secundo*: Sollen in dem ersten Jahre des *Cursus Philosophici* durch die ersten 3. Monate November, December und Januarii. . . ein kurzer Auszug von der *Historia Literaria Philosophica* und *Notitia Authorum* vorgelesen werden“.

²⁾ Vgl. Wilhelm Unger. Systematische Darstellung der Gesetze über die höheren Studien in den gesammten deutsch-italianischen Provinzen der österreichischen Monarchie, II. Theil. Wien 1840. S. 488, § 18 und S. 510, 35 g.

Philosophie bestand bloß aus Distinctionen und Divisionen, zwischen denen sich die Definitionen nothdürftig Platz machten. . . . Das Ganze wurde im Küchenlatein abgehandelt; nur bei heftigen Aufwallungen bediente sich der übrigens höchst gutmüthige Mann der deutschen Sprache¹⁾. Diese Darstellung verrät nur, daß der früher so verdienstliche Karpe bereits ein kindischer Greis geworden war. Auf jeden Fall waren die gegen seine Methode früher vorgebrachten Einwände berechtigt. Immerhin war man Kant in Österreich noch länger ergeben als in Deutschland, wie Haschka²⁾ und Milde beweisen, dessen Lehrbuch 1810 erschien.

So dürfte doch endlich einmal die Behauptung verstummen, bei uns sei gegen Ende des XVIII. Jahrh. die Kantische Philosophie mit Feuer und Schwert verfolgt worden. Die hier mitgetheilten Verhandlungen der Studien-Revisions-Hofkommission sprechen wohl eine zu dentliche Sprache, als daß man noch länger derlei behaupten könnte. So entsprechen auch Moritz Neckers Worte in der Biographie Grillparzers: „Ein anderer (Lehrer) Franz Samuel Karpe, war Verfasser eines trivial kompilierten Lehrbuches der „Philosophie ohne Beinamen“, womit er der auch in Wien sich verbreitenden Kantischen Philosophie von Amts wegen entgegenwirken wollte; denn seit der französischen Revolution erschien sogar Kant der Wiener Regierung staatsgefährlich“³⁾, nicht, wie wir soeben gesehen haben, der historischen Wahrheit. Freilich sind wir Lehrer der Philosophie zum großen Teile selbst an diesem allgemeinen Mißverständnisse schuld. Zu einer Geschichte der Philosophie in Österreich fehlen ja noch fast alle Vorarbeiten.

Daß eine Untersuchung späterer Phasen der Philosophie bei uns durch die vorliegende Arbeit erst in das richtige Licht gerückt wird, soll noch zum Schluß erwähnt werden. Im Jahre 1902 veröffentlichte zu Halle Dr. Melchior Palágyi eine Studie „Kant und Bolzano. Eine kritische Parallele“. Es bleibt ein großes Verdienst dieses Gelehrten, auf den heute fast vergessenen Prager Philosophen wieder aufmerksam gemacht zu haben. Palágyi rühmt an ihm p. IX „eine seltene Klarheit“, die er leider bis ins Peinliche treibe. Wenn er nun fortfährt: „Es mag sein, daß der innere Gegensatz zu Kant ihn dazu verleitete, auch seine Schreibweise zu einem förmlichen Widerspiel der Kantischen auszubilden“, so werden wir ihm nur beipflichten können, indem wir uns erinnern, daß man in Österreich besonders an Kants unklarer Terminologie und Sprache Anstoß genommen hat. Auf der folgenden Seite lesen wir: „Nun ist Bolzano selbst

¹⁾ Vgl. Grillparzers sämtliche Werke. Stuttgart 1872. X. Bd S. 30 f.

²⁾ Vgl. a. O. S. 75.

³⁾ Vgl. Grillparzers sämtliche Werke. Herausgegeben von Moritz Necker. Leipzig 1903. 1. Band, S. XXVI. Gleichfalls unbillig ist das von Necker S. XV ff. über Hägelin als Theatersensor gefällte Urteil, obgleich er Glossys Aufsatz kennt und nennt.

ein strenger Apriorist (Rationalist), und zwar einer aus der Schule Leibnizens. Seine eigentliche Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philosophie beruht vornehmlich darauf, daß er ein wahrhaft berufener, wissenschaftlicher Fortbildner der Leibnizischen Logik ist.“ Kann dies uns jetzt noch wundern, da das dogmatische Leibnizisch-Wolffische System bei uns so großen Anklang gefunden hat? Wurde doch Bolzano nach diesem unterrichtet und er selbst mußte sich amtlich danach bei seinen Vorlesungen richten. Als Denker überragt er Karpe, Hammer und die anderen Wiener Philosophen turmhoch. Was diese nur dunkel ahnten, hat er tief erfaßt und gründlich durchgeführt. Palágyi hat zuerst auf diesen Gegensatz hingewiesen, dessen historischen Zusammenhang er noch nicht ahnen konnte.

Wien.

Dr. Karl Wotke.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

P. Cauer. *Palaestra vitae*. Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 8°. 156 SS.

Der gelehrte und begeisterte Anwalt des humanistischen Gymnasiums, der schon 1890 zur Verteidigung des altsprachlichen Unterrichtes die Schrift: „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer“ veröffentlicht hat, ist auch heute noch von der Möglichkeit und Berechtigung einer solchen Erziehung überzeugt und führt in seinem neuesten Buche, das durch Erweiterung der zu Ostern 1900 erschienenen Programmabhandlung: „Wie dient das Gymnasium dem Leben?“ entstanden ist, in geistvoller und eigenartiger Weise den Beweis, daß der häufige und schwerwiegende Vorwurf, die humanistische Bildung, die das Gymnasium vermittelt, stehe im Gegensatz zu berechtigten Forderungen der Gegenwart, durchaus unbegründet ist, daß im Gegenteil die Beschäftigung mit dem Altertume „den jugendlichen Geist nicht von der Welt, die uns umgibt, ablenkt, vielmehr tüchtig machen hilft, sie zu begreifen, um dereinst in ihr zu wirken“ (S. 5). Denn „jede ganze Wissenschaft hat ihre Berührungen mit allen Zweigen des menschlichen Daseins; und vollends die klassische Philologie hat sie, deren eigentümlicher Inhalt es ist, eine Periode reichsten Kulturlebens zu verstehen und darzustellen. Zu all den mannigfaltigen Interessen und Aufgaben, von denen die moderne Kultur erfüllt und durchsetzt ist und zersprengt zu werden droht, liegen dort die Ansätze . . . Diese Keime gilt es aufzusuchen und zu pflegen“ (S. 6). Wer sich mit ihnen genau vertraut gemacht hat, wird das, was in der Folgezeit aus ihnen geworden ist, klar verstehen und die eigene Gegenwart besser begreifen. Das Ziel des Unterrichtes, mit den wichtigsten Seiten des menschlichen Lebens bekannt zu machen, sollen wir also nicht dadurch zu erreichen suchen, daß wir die einzelnen Fächer in möglichster Vollständigkeit lehren und dazu noch neue einführen, sondern dadurch, daß wir dem philologischen Unterrichte im Lehrplane eine zentrale,

beherrschende Stellung einräumen und innerhalb desselben jene Elemente verfolgen, welche zu den übrigen Fächern und zur Gegenwart überhaupt in Beziehung stehen. Aber eine solche Behandlung des Altertums wäre nach des Verfassers Überzeugung unmöglich, wenn wir am Gymnasium nur Latein und kein Griechisch hätten. Denn es ist das sichere Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit der letzten hundert Jahre, daß die antike Kultur im wesentlichen griechisch ist, und wir wissen jetzt, wie sehr die Römer auf allen Gebieten, sogar auf dem des Rechtes, das doch als ihre ureigenste Domäne galt, von den grundlegenden Vorarbeiten der Griechen abhängig sind. Daher wäre die Aufgabe, die Gegenwart und ihre Probleme vom Altertum aus zu begreifen, ohne Griechisch gar nicht zu lösen.

Man bemerkt sofort, daß dieser Gedankengang Cauer's sich mit den Ideen berührt, die Wilamowitz auf der Berliner Schulkonferenz über die Ziele des griechischen Unterrichtes entwickelt hat und auf denen sein Lesebuch aufgebaut ist. Indes besteht zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied hinsichtlich der Mittel, deren sie sich bedienen; denn während Wilamowitz das neue Ziel nur durch Einführung neuer Lesestoffe glaubt erreichen zu können, will Cauer die klassischen Werke, die ohnehin Gegenstand der Schullektüre sind, für seinen Zweck nutzbar machen. Wie dies geschehen kann, wie die Lektüre bei entsprechender Behandlung Gelegenheit bietet, das Verständnis für exakte Wissenschaften, für Himmels- und Erdkunde, für wirtschaftliche und politische Verhältnisse, für Geschichte und Geschichtschreiber, für Kunst- und Lebensfragen zu fördern und zu beleben, wie also der altsprachliche Unterricht am Gymnasium zu einer „Ringschule für das Leben“ gestaltet werden kann, das setzt Cauer auf Grund eigener Lehrerfahrung in seinem Buche geistvoll und fesselnd auseinander, wobei er sich nicht auf theoretische Erörterungen beschränkt, sondern überall vom konkreten Falle ausgeht und seine Ausführungen mit treffend gewählten, aus der Praxis des Unterrichtes hergeholtten Beispielen belegt.

Besonders gelungen scheint mir der im dritten Abschnitte geführte Nachweis der mannigfachen Beziehungen zwischen der Lektüre und der Geographie. An einer Reihe lehrreicher Beispiele wird gezeigt, wie der philologische Unterricht, wenn er nicht gedankenlos betrieben wird, auf Schritt und Tritt Gelegenheit zur Erweiterung und Befestigung geographischer Kenntnisse bietet. Ein Beispiel von vielen mag herausgegriffen werden. Die Lektüre von Demosthenes' Staatsreden gibt Veranlassung, die Passatwinde zu erklären und zugleich auf ihre Bedeutung für kriegerische Unternehmungen hinzuweisen: dabei wird den Schülern sofort klar, warum es für die Athener so wichtig war, im Norden des Ägäischen Meeres Besitzungen zu erwerben. Derartige fruchtbare Bemerkungen über Wechselbeziehungen zwischen der Natur eines

Landes und der Geschichte und Lebensweise seiner Einwohner lassen sich auch an manche andere Stellen anknüpfen. Und das alles wird, wie der Verf. hervorhebt, bei richtiger Behandlung nicht gelehrt und gelernt, sondern von den Schülern selbst gefunden, prägt sich ihnen also besser ein, als wenn es fertig übernommen wird. — Die Ausführungen dieses Abschnittes bilden zugleich die nähere Begründung für die von Cauer auf der letzten Versammlung des Gymnasialvereines verfochtene These, daß „der eigentliche Boden, aus dem die geographische so gut wie die geschichtliche Bildung Nahrung zieht, für das Gymnasium das klassische Altertum ist“, eine Behauptung, die wohl etwas zu weit geht und die auch in der Versammlung selbst nicht ohne Widerspruch geblieben ist. O. Jäger hob dieser Ansicht gegenüber hervor, daß der Unterricht in der Geographie von der Gegenwart ausgehen müsse.

Auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse lassen sich, wie im folgenden Abschnitte ausgeführt wird, lehrreiche Vergleiche anstellen. Daß es schon bei den Alten etwas unseren großindustriellen Unternehmungen Ähnliches gab, das zu erwähnen hat man Gelegenheit z. B. bei der Biographie des Demosthenes, der von seinem Vater eine Waffenfabrik erbt, in der 38 Sklaven beschäftigt waren. Im Anschluß an solche Stellen läßt sich, wie Cauer zeigt, auch eine interessante Parallele ziehen zwischen den sozialen Verhältnissen des Altertums und der Gegenwart, zwischen der Stellung des modernen Fabrikarbeiters und dem Lose des antiken Sklaven. Die hieran geknüpften sehr lesenswerten Betrachtungen des Verf.s stellen als Ergebnis fest, daß bei aller Verschiedenheit im Äußeren in Bezug auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse eine wesentliche Übereinstimmung zwischen Altertum und Gegenwart besteht. Über Nutzen und Berechtigung solcher Vergleiche sprechen sich in treffender Weise die Schlußworte dieses Kapitels aus: „... dadurch, daß wir die gegenwärtigen Formen mit denen der Vergangenheit vergleichen und sie im Äußern verschieden, im Kerne oft wunderbar übereinstimmend finden, lernen — und lehren — wir, in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der modernen Welt das Äußerliche und Zufällige vom Notwendigen und Wesentlichen zu trennen. Und das ist doch wohl, was man 'verstehen' heißt.“

Daß eine derartige fruchtbar vergleichende Betrachtung auch auf dem politischen Gebiete möglich ist, dafür bietet der Abschnitt „Staat und Politik“ interessante Beispiele. Die uns so auffallend, ja widersinnig scheinende Wahl der Beamten durch das Los, wie sie in Athen üblich war, wird S. 62 aus den damaligen Verhältnissen erklärt und darauf hingewiesen, daß wir ja eigentlich etwas Analoges in unserer parlamentarischen Vertretung haben, wo ebenfalls — wenigstens im Prinzip — jeder Abgeordnete im Stande sein soll, die Gesamtheit der Interessen aller seiner Wähler,

auch solche, die ihm selbst ferne liegen, zu wahren und zu vertreten. Und wie die Lektüre und alte Geschichte Gelegenheit bietet, das Verständnis für wichtige politische Einrichtungen der Gegenwart zu fördern, dafür gibt Cauer ein besonders gut gewähltes Beispiel auf S. 64, wo er zeigt, daß wir an dem Vorgehen Ciceros gegen die Catilinarier die Bedeutung der Trennung von Justiz und Verwaltung, deren wir uns mit Recht rühmen, den Schülern klar machen können. Denn Cicero, sagt er, „handelte nicht viel anders, als wenn heutzutage ein leitender Staatsmann durch das Gesamtministerium ein Todesurteil aussprechen und dieses dann vollstrecken lassen wollte“. — Zu diesem Kapitel ist zu vergleichen O. Liermanns Aufsatz über politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum (Das humanistische Gymnasium 1901, S. 18—36), wo an den im Gymnasium gelesenen griechischen und lateinischen Historikern im einzelnen die Elemente nachgewiesen sind, die für die politische Ausbildung nutzbar gemacht werden können.

Nachdem der Verf. im VI. Abschnitt an einer Reihe von Beispielen gezeigt hat, wie die alte Geschichte besonders geeignet ist, zum Verständnis der späteren Zeiten und der Gegenwart anzuleiten, indem sie die immer wiederkehrenden historischen Grundverhältnisse kennen lehrt, wendet er sich im VII. Kapitel zu den am Gymnasium gelesenen griechischen und römischen Geschichtsschreibern und bietet wertvolle Bemerkungen zur Charakteristik und Behandlung derselben. Man findet hier treffliche Fingerzeige, wie die geschichtliche Lektüre für die Erziehung zu historischem Denken ausgenützt werden kann; indem die Schüler durch geschickte Fragen dazu gebracht werden, das Auffällige und Unwahrscheinliche an der Darstellung des Geschichtsschreibers selbst herauszufinden, was dann der Lehrer durch ungeschickte Benutzung der Quellen u. dgl. zu erklären hat. Auf diese Weise die Schüler zur Betätigung ihres kritischen Triebes anzuleiten, ist gewiß ein löbliches Beginnen; aber die Sache muß jedenfalls sehr maßvoll betrieben werden, da sonst die Gefahr naheliegt, daß dadurch die der Jugend ohnehin eigentümliche Neigung zu gegenwärtigen Urteilen gefördert würde. Daher dürften z. B. bei der Livius-Lektüre — wenigstens bei uns in Österreich, wo sie wohl zu früh angesetzt ist — derartige Bemerkungen nur selten angezeigt sein, da die Schüler noch kaum die nötige Reife, jedenfalls aber noch nicht die erforderlichen Kenntnisse aus der Geschichte besitzen. Dagegen sind die Vorbedingungen für eine solche Übung des historischen Urteils schon in höherem Grade vorhanden bei der Lektüre des Sallust, insbesondere aber bei der des Tacitus. Ist es bei jenem leicht, die Schüler darauf zu bringen, daß, wie Cauer richtig bemerkt, im Catilina die Tatsachen zu Gunsten Cäsars zurechtgeschoben sind und daß im Jugurtha die Beurteilung des Marius und Sulla nicht frei von Parteilichkeit ist, so

wird bei Tacitus manches, insbesondere die Behandlung des Tiberius, den denkenden Schüler von selbst davon überzeugen, daß der Geschichtschreiber seinem rühmlichen Vorsatze, *sine ira et studio* zu schreiben, untreu geworden ist.

Reich an sehr beachtenswerten Bemerkungen ist der Abschnitt „Kunst“, in dem sich der Verf. die Aufgabe stellt, zu zeigen, wie sich an Stoffe, die der philologische Unterricht bietet, künstlerische Belehrung anknüpfen läßt. Entschieden wendet sich Cauer gegen die lehrplanmäßige Einführung der Kunstgeschichte, die nur eine Belastung der Schüler mit abfragbarem Wissen hervorrufen würde, aber keine erzieherische Wirkung hätte, und betont mit Recht, daß die natürlichste Stelle für eine knappe Darlegung des Entwicklungsganges der antiken Kunst die Geschichtsstunde ist. Auch warnt er eindringlich vor allzuweit gehender Heranziehung bildlicher Darstellungen zur Erklärung des Gelesenen, wo eine Erklärung gar nicht notwendig ist, und vor einer bei künstlerischer Belehrung nicht genug gemiedenen Gefahr, daß man nämlich von der Jugend verlangt, sich über das Gesehene bestimmte Werturteile anzueignen. Dieser Abschnitt enthält eine Fülle treffender und anregender Bemerkungen allgemeiner Art über den Charakter der griechischen Kunst, über das Verhältnis von Malerei und Plastik, von bildender Kunst und Poesie, von Kunst und Wirklichkeit u. a., Bemerkungen, zu deren Mitteilung sich im Unterrichte Gelegenheit findet und für die bei Schülern der oberen Klassen das notwendige Verständnis wohl vorausgesetzt werden darf.

Wie die altsprachliche Lektüre geeignet ist, auch über wichtige Lebensfragen Belehrung zu bringen und so für die Charakterbildung nutzbar gemacht werden kann, wie sich an bedeutende Gedanken insbesondere aus der Philosophie und tragischen Dichtung der Griechen ernste Betrachtungen erzieherischer Art anknüpfen lassen, das führt Cauer im IX. Abschnitte seines Buches aus. Was da in gedankenreicher Darstellung im Anschluß an hervorragende Denker des Altertums z. B. über den Einfluß der natürlichen Anlage und des Unterrichtes auf hervorragende Leistungen des Menschen, über die Erziehung zur Sittlichkeit u. a. gesagt wird, ist vielleicht nicht alles zur Mitteilung in der Schule geeignet, berührt aber wichtige ethische Fragen, die jeder Lehrer und Erzieher, der es mit seinem Berufe ernst nimmt, zum Gegenstande seines Nachdenkens machen muß.

Es ist eine schöne Aufgabe, die Cauer in der „*Palaestra vitae*“ dem altsprachlichen Unterrichte stellt. Wenn er sie auf dem Titelblatte seines Buches eine neue nennt, so ist das freilich nur zum Teil berechtigt. Gewiß hat es schon früher einzelne Lehrer gegeben, die in diesem Sinne zu unterrichten bemüht waren, und mancher wird hier vielleicht Gedanken begegnen, die er selbst gelegentlich in der Schule entwickelt hat; auch hat in jüngster Zeit, wie der Verf. selbst S. 136 bemerkt, F. Bölke

in einem Vortrage diese Aufgabe des klassischen Unterrichtes treffend bezeichnet (vgl. Das humanistische Gymnasium 1899, S. 161 ff.). Aber in diesem Umfange auf die mannigfachen Beziehungen zwischen der altsprachlichen Lektüre und den übrigen Unterrichtszweigen hingewiesen zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Verf.s und seine neueste Schrift ist ebenso wie die „Kunst des Übersetzens“ und die „Grammatica militans“ ein wertvoller Beitrag zur Methodik des philologischen Unterrichtes. Freilich ist das Ziel, das er diesem Unterrichte setzt, ein hohes und nicht so leicht erreichbares; dies sieht er selbst ein und bespricht in dem letzten „Ideal und Verwirklichung“ überschriebenen Abschnitte die Schwierigkeiten, die sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstellen. Sie liegen zunächst im Lehrplan, da die zur Verfügung stehende Stundenzahl nicht hinreicht, um bei den Schülern eine solche Vertiefung ins Altertum zu erreichen, wie sie hier vorausgesetzt wird. Cauer will die Bedeutung dieses Hindernisses nicht unterschätzen, glaubt aber, daß man sich auch mit dem unvollkommenen Bilde, das man in den jugendlichen Seelen vom Altertum entwirft, begnügen müsse; denn das für die Entwicklung der Geisteskräfte Entscheidende sei nicht der Inhalt, der angeeignet, sondern die Mühe, die aufgewendet werde, um diesen Inhalt zu bewältigen (S. 132). Auch einem zweiten Bedenken vermag Cauer die Berechtigung nicht ganz abzuspochen, daß nämlich die neue Aufgabe an die philologischen Lehrer hohe Anforderungen stelle. Und dieses Bedenken ist vielleicht noch wichtiger als das erste. Denn zu einer solchen Vertiefung und Vergeistigung der Lektüre, wie der Verf. sie anstrebt, genügt es m. E. nicht, daß der Lehrer sich mit dem betreffenden Autor innig vertraut mache (S. 131), dazu gehört vielmehr jener weite historische und philosophische Blick, von dem jede Seite dieses schönen Buches Zeugnis ablegt, dazu gehört, wie es bei uns in Österreich schon der bekannte Ministerial-Erlaß vom 30. September 1891 fordert, „jene mehr philosophische Betrachtungsweise des klassischen Altertums, welche alle Erscheinungen desselben in ihrem Zusammenhange und in ihrer Beziehung zur menschlichen Natur umfaßt“. Nur wer sich in steter Fortbildung diese zu eigen gemacht und zugleich eine möglichst umfassende Kenntnis des modernen Lebens und seiner Probleme erworben hat, wird imstande sein, den vielfachen Beziehungen zwischen Altertum und Gegenwart nachzugehen und so den geistigen Gehalt der Lektüre in vollem Maße für die Erziehung und Ausbildung der Jugend auszunützen. Wie dies im einzelnen geschehen kann, dafür kann es kaum eine trefflichere Anleitung geben als Cauers neuestes Buch, das hiermit den Fachgenossen wärmstens empfohlen sei. Es bietet nicht nur belehrende Anregung in reichem Maße, sondern ist auch in hohem Grade geeignet, die Freude am Berufe zu erhöhen.

Homers Ilias. Schulausgabe von Paul Cauer. Zweite, berichtigte und durch Beigaben vermehrte Ausgabe. Wien, F. Tempsky 1902. Preis geb. 3 K 60 h

Homers Odyssee. Schulausgabe von Paul Cauer. 3. Auflage. Wien, F. Tempsky 1902. Preis geb. 3 K.

Wenn ein Gelehrter von der Gründlichkeit und dem Scharfsinn P. Cauers darangeht, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung für die Schule nutzbar zu machen, so darf man von vornherein seinem Bestreben mit dem günstigsten Vorurteile entgegenkommen. Es ist bekannt, welche Bedeutung sich P. Cauer auf dem Gesamtgebiete der Homerischen Forschung zu erringen verstanden hat. Er darf wohl heute als der Vorkämpfer jener Richtung bezeichnet werden, die bemüht ist, — vielfach im Gegensatze zur alexandrinischen Überlieferung — den Resultaten der Sprachwissenschaft auf die Konstituierung des Homertextes Einfluß zu verschaffen. So trägt denn auch dieser Schultext der Ilias und Odyssee das ausgesprochene Gepräge der eigenartigen wissenschaftlichen Überzeugung Cauers, die er schon in seiner kritischen Ausgabe der Odyssee (Prag 1886) und dann in seinen 'Grundfragen der Homerkritik' nachdrücklich vertreten hatte. Die Abweichungen von der Überlieferung der alexandrinischen Grammatiker sind demnach sehr namhaft und viel bedeutender, als die harmlos klingende Ankündigung im 'Vorwort' zur Odyssee ahnen läßt, wo von 'Entfernung einer Anzahl unverständlicher Formen gesprochen' wird. Und sicher gilt von diesen Schulausgaben, was C. in der Praefatio seiner genannten Odyssee-Ausgabe (1888) ausspricht: *'Kammeri et Ludwichii audaciam meam detestabuntur'*. Insbesondere fühlt sich das Auge des Lesers wie von einem fremdartigen Eindruck getroffen durch die vollständige Beseitigung der sog. 'zerdehnten Formen' der Verba contracta, die im Cauerschen Homertexte einfach durch die offenen, uncontractierten Formen ersetzt worden (also ὀπόων durch ὀποοῶν). Cauer folgt da aber der Ansicht Wackernagels, daß jene ursprünglichen offenen Formen erst durch die alexandrinischen Grammatiker und dann durch die attischen Abschreiber jene Umgestaltung und gewaltsame Umbildung erfahren hätten, die unser heutiger Homertext aufweist. Ob freilich mit dieser konsequenten Durchführung der Wackernagelschen Lehre das Richtige getroffen wurde, ist doch recht unsicher. Brugmann wenigstens (Griech. Gramm.³ § 369. A. 1 und § 46) spricht sich darüber keineswegs so entschieden aus; er meint, daß diese Frage der 'Zerdehnung' nicht als eine Frage der griechischen Lautlehre, sondern als eine solche der Fortpflanzung des griechischen Sanges auf mündlichem und schriftlichem Wege zu betrachten sei; er ist demnach eher geneigt, ὀπόων als die lautliche Zwischenstufe zwischen ὀπόω und ὀποῶ zu fassen. Indes sind dergleichen Notierungen im Texte nur für das Auge des an der überlieferten Homertext Gewöhnten etwas be-

fremdlich, während für den Schüler, der an die Homerlektüre herantritt, wohl das seine Richtigkeit hat, was Cauer erklärt (Od. praef. p. XV) *'ei qui Homerum legere incipiunt, talia curare non debent, dummodo in unoquoque vocabulo ratio scribendi sibi constet'*. — Und gerade hiemit, nämlich mit der sowohl vom Standpunkte der Wissenschaft, als insbesondere vom Standpunkte der Schule zu fordernden Gleichmäßigkeit der Schreibung gewisser Formen war es wohl bisher vielfach ziemlich arg bestellt. So hat Cauer, was nur zu begrüßen ist, auch hinsichtlich der in den Homerausgaben schwankenden Schreibungen der Konjunktivformen *θελουμεν, θήης, βήουμεν* usw. eine, wie es scheint, in der Tat auf eine Lehre des Aristarch zurückgehende einheitliche Schreibung durchgeführt. Daß wirklich unverständliche Schreibungen, wie jene hybride Form *οὐν α 70* für *δο*, getilgt wurden, ist selbstverständlich. Namhaft sind die Abweichungen des Cauerschen Textes hinsichtlich der Accentuierung der Präpositionen. So erhalten bei ihm auch einsilbige Präpositionen den Accent, wenn sie ihrem Nomen nachgestellt oder adverbial gebraucht werden, desgleichen werden zweisilbige Präpositionen, die ihrem Nomen oder Verbum nachgestellt werden, auch dann anastrophiert, wenn sie ihre Endsilbe durch Elision verloren haben und auch wenn diese Präpositionen durch dazwischentretende Wörter von ihrem Nomen oder Verbum getrennt sind. So zahlreich hiedurch auch die Abweichungen von dem uns geläufigen Homertexte sind, so muß doch Cauer zugegeben werden, daß dies erstens, wie bereits erwähnt, für die Schüler ziemlich gleichgiltig ist, zweitens aber, und dies ist das Wichtigere, daß diese Accentuierung der Präpositionen dem Schüler einen rascheren Überblick über die Konstruktion und somit ein leichteres Verständnis des Textes ermöglicht. So viel über den Text der homerischen Gesänge, der von Cauer in völlig unverkürzter Form dem Schüler geboten wird.

Cauers Ausgabe enthält indes auch noch mehrere eigenartige wertvolle Beigaben, an denen jeder Freund der Homerlektüre seine helle Freude haben kann. Zunächst bietet sie eine in beiden Bänden natürlich gleichlautende Zusammenstellung, welche 'Stimmen des Altertums über Homer' betitelt ist. Hier finden wir den Schluß des Hymnus auf den delischen Apoll, dann die Stellen Herod. II 53 und V 67, eine sehr interessante Stelle aus Flavius Josephus *κατὰ Ἀπλωνος* I 2 und nebst manchem anderen die merkwürdigen und bedeutsamen Anlassungen Platos in der Republik III 9, wie auch noch mehrere Stellen aus dem X. Buch derselben Schrift, weiters aus Aristoteles' Poetik mehrere lehrreiche Stellen, endlich Longin *περὶ ὕψους* c. IX 12 u. XIII 2, dann von römischen Schriftstellern Cic. Tusc. V 39, 114 f. und Horaz Epist. I 2 sowie Art. poet. 136 ff. u. 359 f. Es ist dies in der Tat eine Anlese der trefflichsten und inhaltsreichsten Urteile des Altertums über Homer und die homerische Poesie, und es ver-

schlägt da gar nichts, daß das Verständnis einzelner derselben, u. zw. gerade der bedeutsamsten dem Schüler erst auf der obersten Stufe und auch da nur unter anleitender Mithülfe des Lehrers vollständig erschlossen werden kann. Jeder ernste und denkende Schüler wird sich gern in diese wertvollen Gedanken vertiefen. — Eine weitere schöne Beigabe des Buches ist eine sehr genaue, tief in die Komposition der Dichtung eindringende Inhaltsangabe der Ilias und Odyssee. Eine solche kommt wirklich einem Bedürfnisse der Schule entgegen; denn F. A. Wolfs Summaria haben sich nachgerade doch schon überlebt. Freilich sah sich Ref. bei Besprechung einer anderen Schulausgabe des Homer in diesen Blättern veranlaßt, vom Standpunkt der Schule entschiedene Einsprache zu erheben gegen die Art, wie dort die Inhaltsangabe zu einer fortgesetzten hämischen Kritik der Dichtung benutzt wird. Hier bei Cauer jedoch, bei einem so gründlichen Kenner der homerischen Poesie nehmen wir das gerade Gegenteil wahr und der Gelehrte scheut sich auch nicht, in seiner Vorrede zur Ilias rückhaltslos folgendes einzubekennen: 'Während der nicht mühevollen, aber lehrreichen und erfreulichen Arbeit, überall so viel als möglich das Zusammengehörige hervorzuheben, die Hauptabschnitte zu bezeichnen, in den Übergängen das gegenseitige Verhältnis der Teile anzudeuten, bin ich selbst mehr als einmal überrascht gewesen, wie viel an durchdachter Anlage und planmäßigem Aufbau die Ilias doch auch in der überlieferten Gestalt erkennen läßt. Wer sich die Mühe nehmen will, die neue Inhaltsangabe zu prüfen, wird, denke ich, denselben Eindruck gewinnen und mir dann auch darin beistimmen, daß eine kritische Analyse des Epos, die einen kunstvollen Zusammenhang, wo er vorhanden ist, unbeachtet läßt, nicht auf dem richtigen Wege sein kann.' Gewiß ein sehr wertvolles Geständnis! Man dürfte auch wohl heute überwiegend geneigt sein, diesem Urteile beizupflichten. Endlich enthält die Ausgabe noch nebst einem Verzeichnis der Eigennamen mit kurzen erklärenden Bemerkungen und Stellenangabe auch ein 'Sachliches Register', das unter diesem bescheidenen Namen eine reiche Fülle von Belehrung bietet. So werden dort aus den homerischen Epen alle Stellen zusammengetragen, die beispielsweise über Ackerbau, Ärzte, Bestattung, Eid, Eisen, Familienleben, Gastfreundschaft, Kleidung, Königtum usw. — das Register ist alphabetisch angeordnet — handeln. Bietet auch das Register weiter nichts als ein genaues Verzeichnis der bezüglichen Stellen, so ist es doch klar, wie sehr ein solches geeignet ist, jeden, der sich dafür interessiert, rasch in die Kulturschauungen und die Gedankenwelt der homerischen Zeit einzuführen. — Recht nützlich ist auch eine Zusammenstellung aller Gleichnisse. Diese Stellensammlung ist auch sehr geeignet, einen schönen Nebenzweck zu erfüllen, nämlich für einschlägige Themen zu deutschen Aufsätzen als Fundstätte zu dienen.

So sei denn diese treffliche Schulausgabe der homerischen Gesänge, die sich auch durch eine wahrhaft mustergiltige äußere Ausstattung auszeichnet, der angelegentlichsten Beachtung der Fachgenossen empfohlen! Wir sind, denk' ich, auch in Österreich wohl durch nichts gezwungen, den Schülern unbedingt eine dekurtierte Homerausgabe in die Hand zu geben. Es wäre ja zu sonderbar, in einer vollständigen Homerausgabe eine Gefahr für die Sittlichkeit zu erblicken. So weit muß freilich jeder Lehrer, der Homer in der Schule behandelt, in der homerischen Literatur bewandert sein, daß er die für die Komposition oder sonst bedeutsamen Partien der Dichtung herauszuheben wisse. Denn daß nicht jede gekürzte Schulausgabe des Homer auch zweckentsprechend hergestellt ist, daß da vielmehr gar nicht selten mit rauber Hand die Dichtung verstümmelt und geschädigt wird, das glaubt Ref. vor kurzem in diesen Blättern eingehend nachgewiesen zu haben.

Wien.

Alois Kornitzer.

P. Ovidi Nasonis de arte amatoria libri tres. Erklärt von Paul Brandt. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1902. XXIII u. 255 SS. Preis br. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Der Verf. erörtert im Vorworte selbst eingehend die Gründe, welche ihn zu dieser, natürlich nur für Fachleute bestimmten Spezialausgabe des „berüchtigten, aber für Kultur- und Sittengeschichte wichtigen, dabei von feiner Psychologie durchdrungenen Gedichtes“ bewogen; er gibt zugleich präcis auch seinen Standpunkt an, der mit Verzicht auf eigene kritische Beiträge (es ist im wesentlichen der Ewaldsche Text zugrunde gelegt) hauptsächlich die Erklärung des Werkes für sich, die Erläuterung der Anspielungen auf Mythologie, Kultus, Antiquitäten, die übersichtliche Zusammenfassung des Materials für Kulturgeschichtliches sowie für die Studien und Eigentümlichkeiten des Dichters ins Auge faßte. Unleugbar ist es allerdings, daß hier in neuerer Zeit, trotz verschiedener Einzelarbeiten und der reichen Verwertung von Stellen der Dichtung in Werken verschiedener Gebiete der Altertumskunde, die Neubearbeitung eines fortlaufenden Kommentars aus naheliegenden Ursachen wenig Anziehungskraft ausübte und daß in dieser Beziehung nur mehr Anläufe im erklärenden Anhang zu ein paar Übersetzungen gemacht wurden, die aber, obgleich mehrfach nur an Älteres sich anlehnend und namentlich im Textkritischen, wie z. B. noch H. Lindemann 1859, auf veraltetem Standpunkte stehend, der Vollständigkeit wegen in der Literaturangabe wohl kurz noch hätten angedeutet werden können. Handelt es sich nun um die Frage, wie es dem Verf. gelungen ist, seinen genau umschriebenen Plan durchzuführen, so

wird das Urteil im ganzen günstig ausfallen müssen. Die Einleitung mit dem Überblick über alle in Betracht kommenden Verhältnisse ist anziehend geschrieben und nähert sich bisweilen der Darstellungsweise O. Ribbecks in seiner „Geschichte der römischen Dichtung“; die jedem Gesange vorangestellten allgemeinen Inhaltsangaben sowie die in den Kommentar verflochtenen, jedesmal durch gesperrten Druck kenntlich gemachten Dispositionen sind durchdacht; die an betreffenden Stellen gut angebrachten neueren Literaturangaben über Sprachgebrauch und Versifikation des Dichters, über Topographisches, Mythologisches, Archäologisches, Kulturgeschichtliches zeugen von fleißiger Umschau; die zur Erklärung oder Vergleichung herangezogenen Stellen aus der griechischen Literatur (mit Beachtung auch neuerer Papyrusfunde), aus der römischen, deutschen und italienischen sind meist gut gewählt. In letzterer Beziehung wäre aber bei den Textzitaten bisweilen noch größere Rücksicht auf neueste Ausgaben wünschenswert gewesen (z. B. für Hesiod S. 7 auf die von Rzach; S. 209 hätte zur vergleichenen Theophraststelle die neue Ausgabe der Leipziger S. 17 noch Weiteres geboten), hie und da auch eine naheliegende Ergänzung vergleichbarer Stellen (z. B. zu III 677 auch Iuvenal VI 272; zu II 475 Iuvenal VI 5). Auf mythologischem Gebiete hätte für die Hylasage S. 224 auch die neueste Schrift von G. Türk genannt werden sollen (vgl. des Ref. Besprechung in dieser Zeitschrift 1896, S. 24 ff.), für manche Punkte (z. B. *Bona Dea* S. 156, *Virbius* S. 211) nun auch Wissowas „Religion und Kultus der Römer“. In den Hinweisen auf literarhistorische Werke vermißt man ungern die römische Literaturgeschichte von Schanz (z. B. gleich S. 15) und Susemihls „Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit“ (gewiß z. B. in der Anm. S. 289 besonders zu nennen, vgl. Susem. I 175 f.). Für Naturgeschichtliches hätten bisweilen noch die Stellensammlungen in den Büchern von Lenz einige Einzelwinke geben können (S. 153 war bei der roten Schminke wohl weiter *Anchusa* kurz zu nennen, vgl. jetzt auch Wagler bei Pauly-Wissowa RE. I 2111).

Bei einer neuen Auflage würden wir den Anhang, welcher neben einigen kritischen Bemerkungen weitere Ausführungen des im Kommentar Gegebenen, Zusätze und noch nähere literarische Nachweise enthält, der Übersichtlichkeit wegen wenigstens teilweise, namentlich bezüglich der Zusätze, lieber mit dem Kommentar einheitlich verarbeitet sehen.

In den kritischen Bemerkungen dieses Anhangs (S. 205 bis 207) betrifft die verhältnismäßig umfangreichste die vielbehandelte Stelle II 308. Es wird da gegenüber manchen Konjekturen vornehmlich betont, daß nach allem Vorangehenden auch am Schlusse dieses Distichons ein Imperativ erwartet werde und der Passus, wie auch vorne im Texte, als bisher noch ungeheilt bezeichnet. Gewiß mit Recht und es ist hier allerdings eine einigermaßen

sichere Herstellung im Anschlusse an die Buchstaben der besten Überlieferung (denn die zahlreichen, an interpolierte Codices geknüpften Vermutungen sind ohnehin wertlos) besonders schwierig. Ausgegangen muß natürlich werden von den Schriftzeichen des R: *et quaedam gaudia noctis habe*; Merkel vermutete im Anschluß daran *et praedem gaudia noctis habe*, was Riese in den Text aufnahm und wohl auch hier noch neben anderem kurze Erwähnung verdient hätte, Ehwald in der Praef. der Ausgabe p. XXXV zweifelnd *et, quae dat, gaudia noctis habet*. Daß in *quaedam* ein Verderbnis aus *quae* und einer passenden Form des Verbums *dare* stecke, scheint mir Ehwald nach Burmann richtig erkannt zu haben; vgl. für ähnliche Verbindung mit *gaudia* z. B. A. A. II 459 *Veneris de gaudia flenti*, R. A. 728 *gaudia nocte dedit* (dann *addere Veneris gaudia* Martial XI 26, 5). Ein jüngerer Codex des Heinicus hat, wie ich sehe, *quae das*; sollte an ein mit entsprechender Interpunktion (:) an das Vorhergehende lose angeknüpftes: *et 'quae das gaudia noctis, have'* zu denken sein? (vgl. v. 804 *Torserit igne comam: torte capille place!*). *Have* findet sich ebenso im Pentameterschlusse R. A. 640 (*Suppliciter dominae nomine dicat 'have'*), ex P. IV 18, 2; bei Martial zählt man dann sechs solche Fälle (zur ohnehin naheliegenden Verwechslung zwischen *have* und *habe* vgl. z. B. auch Friedländers Apparat zu Mart. IX 7, 2); *quae das* konnte vielleicht unter dem Einflusse des folgenden *gaudia* frühe in *quaedam* übergehen, doch zeigen sich überhaupt Verwirrungen im Wortschluß bei *s* auch in der Ovidüberlieferung gerne, wie ich jüngst an anderer Stelle wieder gezeigt habe.

Hie und da fällt ein Druckfehler auf, z. B. S. 7 *δσαλ* st. *θσαλ*, S. 8 *rotis* st. *rotis* (Hor. carm. I 1, 5), S. 72 *posideat*, S. 145 *munditis* st. *munditiis*. Ein Druckversehen ist es sicher auch nur, wenn in den Literaturangaben S. 204 den philologischen Abhandlungen des Ref. nur zwei, dagegen dem Buche „Zu späteren lateinischen Dichtern“ vier Abteilungen zugeschrieben werden, da sonst die Zitate richtig sind.

Drei gut gearbeitete Indices (1. Eigennamen, 2. Sprachliches, 3. Sachliches) bilden den Schluß des Buches.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Erläuterungen zu Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Bachof. Erstes Heft, Buch I—III. Zweite Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1901. 8°. 148 SS. Preis Mk. 1.

Das Büchlein enthält zunächst auf zwei Seiten 1. Xenophons Leben und Schriften. 2. Truppengattungen des griechischen Söldnerheeres. 3. Attische Währung. Schon an dem geringen Umfange

dieser einleitenden Abschnitte ersieht man, daß der Verf. — der sich übrigens eines Vorwortes enthält¹⁾ — nur das zur Erklärung Notwendigste und Elementarste bieten will. In der Tat beschränkt sich der Kommentar auf die für das sprachliche Verständnis unumgänglichen Bemerkungen, sachliche Noten sind seltener, doch nirgend, wo sie nötig sind, übergangen, ja zu I 4, 4; 8, 5; 10, 6; 10, 8 und 10; III 2, 36; 4, 14; 4, 21 und 22 finden sich auch graphische Skizzen. — Da die Lektüre Xenophons mit dem Beginn der griechischen Syntax parallel geht, so erklärt sich eine eigenartige Einrichtung des Kommentars, die Ref. sonst nirgends angetroffen hat. Der Verf. gibt nämlich hinter jedem Buche einen syntaktischen Anhang, auf den gelegentlich im Kommentar verwiesen wird. Der Anhang zu I, der naturgemäß am reichhaltigsten ist (S. 68—71), bietet unter den herkömmlichen Rubriken der Schulgrammatik (Artikel, Pronomen, Kasus, Genera verbi, Tempora, Modi, Infinitiv, Partizip, Negation) einen syntaktischen Abriß, der zum Verständnis der syntaktischen Erscheinungen des 1. Buches hinreicht. Entsprechend erweitert wird derselbe im Anhang zu II (S. 107—112), wo dieselben Rubriken wiederkehren. Anhang zu III (S. 144—148) enthält nur mehr wenige nachträgliche Notizen. Ref. würde sich mit dieser Einrichtung nicht einverstanden erklären, wenn förmliche grammatische Lehren vorgetragen würden, deren Wortlaut der Schüler einzuprägen hätte; denn der Schüler soll mit seiner Grammatik vertraut werden und sich deren Wortlaut zu eigen machen. Allein förmliche Regeln will der Verf. nicht aufstellen. Er bietet fast nur Beispiele und deren Übersetzungen und enthält sich offenbar absichtlich aller erläuternden Zusätze, die durch andeutende Bemerkungen ersetzt werden, welche dem allgemein angenommenen Sprachgebrauche der Grammatik entlehnt sind; so beispielsweise beim Artikel 'attributive und prädikative Wortstellung', beim Accusativ 'Accusativ bei den Verben des Nützens und Schadens' u. ä. Ref. hat daher keinen Anlaß, das Büchlein als unzweckmäßig zu bezeichnen.

De gerundivi et gerundii vi antiquissima et usu recentiore.

Thesim proponebat facultati litterarum universitatis Parisiensis L. Bayard. Insulie, typis Lefebure-Ducrocq 1902. 8°. 60 SS.

Die Frage nach dem Wesen des Verbalnomens auf *-ndo* dreht sich bekanntlich um zwei strittige Punkte, einerseits ob dasselbe aktiver oder passiver, andererseits ob es präsentischer oder futurischer Bedeutung sei. Der Verf. vorliegender Schrift entscheidet sich unter Verzicht auf die Untersuchung der etymologischen Frage für die ursprünglich mediale und zwar reflexive Bedeutung, die er

¹⁾ Ref. ist daher auch nicht in der Lage, die Abweichungen der 2. Aufl. von der 1., die er nicht kennt, nachzuweisen. — Über die 1. Aufl. hat Stolz in dieser Zechr. 1889, S. 759 f. referiert.

an den formell unzweifelhaft hieher gehörigen Bildungen *secundus*, *labundus*, *oriundus* und *volvendus* nachweist. Was das Tempus anlangt, so ist nach B. das Gerundivum (denn von diesem ist auszugehen) ursprünglich weder Präsens noch Futur, sondern es ist 'actio imperfecta, quae fit, dum alia fit', eine Funktion, die es mit dem sog. Participium praesentis teilt; es bezeichnet daher auch den zeitlosen Begriff des Stammverbs selbst (*unda labunda*). Aus der reflexiven Bedeutung entwickelte sich, wie sonst, so auch hier die passive. Das Gerundium hinwiederum ist nichts als der absolute Gebrauch des Gerundivums mit seiner passiven Bedeutung. Daß das Gerundium passiver Natur ist, die allerdings vielfach abgeschwächt und verdunkelt erscheint, ergibt sich u. a. schon daraus, daß es ungern einen Accusativ zu sich nimmt. Wie das Gerundium zum Participium necessitatis werden konnte, macht die Verwendung desselben in Verbindungen erklärlich, die wie *fundi lustrandi ergo, oratores pacis petendae, decemviri legibus scribundis creati* den Begriff der Absicht, des Zweckes und der Bestimmung enthalten, der jedoch, genau besehen, nicht im Participium an sich gelegen ist. Nachdem nun einmal das Gerundium zum förmlichen Passivum geworden war, mußte es auch seine ursprüngliche reflexive und wesentlich aktive Bedeutung völlig einbüßen, zumal da auch das Participium praesentis als sein Konkurrent aufgetreten war. Erst im 2. nachchristlichen Jahrhundert wurde das Gerundium zum Participium futuri, eine Gebrauchsweise, die sich aus der Bedeutung der Notwendigkeit entwickelte.

Soweit die Ausführungen des Verf. Sie sind gleich der durchgängigen Polemik gegen Weisweiler (über diesen s. diese Zs. 1891, S. 124—128) wohl erwogen und gründen sich auf fleißiges Studium der neueren einschlägigen Literatur. Doch hätte der Verf. seiner Arbeit eine festere Unterlage bieten können, wenn er die hieher gehörigen Untersuchungen der englischen Philologen gekannt hätte. Ref. verweist insbesondere auf die gründliche Arbeit von H. J. Roby in der Einleitung zu seiner lateinischen Grammatik, London 1896, II. Bd. p. LXI—XCVII (Of the Gerund and Gerundive), auf W. Fay 'The Origine of the Gerundive' in Transactions and Proceedings of the American Philological Association 1898 S. 5—30, und auf die Publikationen von J. W. Thomes, die derselbe The Classical Review 1902, S. 282 aufführt. — Mit Bezug auf die Termini Gerundium und Gerundivum, die der Verf. als Eigentümlichkeit deutscher Philologen anführt, sei bemerkt, daß sie von dem Belgier Joannes Despautarius stammen. Derselbe bemerkt in seinen *Commentarii grammatici* (Paris 1537): 'Valla Perottus ceterique generali vocabulo gerundii comprehendunt gerundivum' und weiter: 'Gerundivum est adiectivum nomen ex gerundio ductum: ut legendus, legenda, legendum'.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch. II. Teil: Quinta, bearbeitet von Dr. Peter Hau. Köln, Verlag der M. du Mont-Schaubergschen Buchhandlung 1901. 8°, II u. 104 u. 38 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Der 2. Teil soll nach der Absicht des Verf.s in noch viel höherem Maße als der 1. der Vorbereitung auf die Lektüre dienen. Deshalb sind neben zusammenhangslosen Einzelsätzen, welche die Einübung der Formenlehre zum Hauptzwecke haben, zahlreiche zusammenhängende Stücke aufgenommen, zum Teil aus Nepos und Cäsar mit den nötigen Änderungen. Unter den 92 Nummern gibt es 24 lateinische und 15 deutsche Lesestücke, deren jedes einen Umfang von 1—2 Seiten hat; auch von den Einzelsätzen umfassen nicht wenige selbst 20 Zeilen. — Zum Inhalt haben die zusammenhängenden Stücke wichtige Ereignisse der alten Geschichte und Lebensbeschreibungen, in gleicher Weise ist der Inhalt der Mehrzahl der Einzelsätze der Geschichte entnommen; auch die übrigen bieten den Schülern Wissenswertes und Anregendes.

Hinsichtlich der Ausführung ist zu bemerken, daß selbst die umfangreicheren Stücke der Leistungsfähigkeit der Schüler auf dieser Stufe angemessen sind; infolge dessen konnte Dr. Hau auch hier wie im 1. Teile der Anmerkungen entraten; eingeklammerte Anweisungen zum Übersetzen finden sich mit wenigen Ausnahmen nur mehr in den deutschen Sätzen. Die Umbildung der Stellen aus den erwähnten Schriftstellern ist im ganzen und großen mit Geschick durchgeführt. In einigen Fällen jedoch, die sogleich erwähnt werden sollen, ist der Zusammenhang der einzelnen Teile der Erzählung so locker, daß sich daraus Schwierigkeiten für das Verständnis ergeben. Im Stück 24 *De Orgetorige* betrauen die Helvetier den Org. damit, den Freundschaftsbund mit den Nachbarvölkern zu sichern. Dann heißt es „*In eo itinere Casticum Sequanum et Dumnorigem Aeduum, viros potentissimos gentium suarum, commovit, ut foedus secum facerent*“. Bei dieser Darstellung liegt es nahe, vielmehr an ein diplomatisch geglücktes Völkerbündnis als an einen Treubruch zu denken, wie es Dr. Hau in dem folgenden Satze „*Hi tanta perfidia irati illum in carcerem coniecerunt*“ will. 32 a) 10: *Nervii exercitum Romanum tam subito et loco tam iniquo aggressi sunt, ut unus proelium administrare non posset*. Abgesehen davon, daß *proelium administrare* ein ungebräuchlicher Ausdruck ist, würde es einer langen Auseinandersetzung bedürfen, um die Schüler dahin zu bringen, sich etwas Rechtes dabei zu denken. Nach 55 a) befiehlt Cäsar dem Labienus, die Helvetier nicht vor der Ankunft der übrigen Heeresmacht anzugreifen. An Stelle der Begründung Cäsars *ut undique uno tempore in hostes impetus fieret* wird der weit abliegende und mit *tum* eigentümlich zugespitzte Gedanke „*verebantur enim, ne hi tum salutem fuga peterent*“ gesetzt. Der Satz in Stück 69 a) 5 *Aemilius Paullus cum non ignoraret, in quam tristi condicione Hannibal esset, proelium differre cupivit* ist ohne

Erklärung nicht verständlich. Der deutsche Satz in St. 75 „Die Tyrannen wurden auf den Rat des Pausanias gezwungen“ ist dem Gedanken und Ausdrücke nach anstößig. Die Stelle „*Expeditione Sicula finita Athenienses rem tam male gesserunt, ut omnes fere colonias in ora Asiae sitas amitterent. Sed postquam Alcibiades ab exercitu revocatus est*“ dürfte in ihrem zweiten Teile selbst einem mit der griechischen Geschichte wohl Vertrauten zu denken geben. Den Schluß des Lehrbuches bilden acht Fabeln des Phädrus. Es sind allerdings leichtere gewählt; doch enthalten auch diese Schwierigkeiten und von der klassischen Prosa in Form- und Satzlehre Abweichendes, so daß sie wohl nur für Begabtere oder als kursorische Schullektüre unter direkter Leitung des Lehrers in Betracht kommen.

Die lateinischen Sätze zeigen gegenüber den deutschen ungefähr dasselbe Zahlenverhältnis wie die oben erwähnten Lesestücke, 24 : 15; im übrigen ist beim Hinüberübersetzen der Grundsatz festgehalten, daß der Wortschatz der lateinischen Sätze zur Verwendung kommt.

Der behandelte Lehrstoff weicht nur insofern von dem an unseren Gymnasien in der 2. Klasse gelehrt ab, als auch die Präpositionen in einem eigenen Abschnitte zur Einübung vorliegen. Bei der Anordnung des Lehrstoffes hat der Verf. in verständiger Weise den Mittelweg zwischen systematischer Einübung und einer solchen, die im Anschlusse an die Formenlehre erfolgt, eingeschlagen. Es werden nämlich nur die zwei wichtigsten Spracherscheinungen des Lateinischen, der Acc. c. Inf. und die Partizipien, in besonderen Kapiteln und zwar nach Tunlichkeit erschöpfend in Beispielen und Regeln gelehrt. Schon wegen der Übereinstimmung mit dem Deutschen ist es als pädagogisch richtig anzuerkennen, daß hier als die ersten, den Acc. c. Inf. regierenden Verba „lassen“ und „sehen“ gebraucht sind; auch im Lateinischen hat diese Konstruktion von Verben wie *sino* ihren Anfang genommen. Das vorliegende Büchlein ist zunächst im Anschlusse an Dr. Bones Grammatik verfaßt und so werden in Übereinstimmung mit dieser die Perfekta der Verba der 3. Konjug. zuerst nach dem Präsens-, dann nach ihren Perfektstämmen gruppiert und zur Einübung gebracht.

Auch in diesem Bande sind 14 syntaktische Regeln formuliert. Das lateinische Vokabular (ein deutsches fehlt) stellt die Wörter eines jeden Stückes, u. zw. alphabetisch zusammen; um jedoch den Schülern das Aufsuchen entfallener Bedeutungen zu ermöglichen, ist ein alphabetisches Verzeichnis der lateinischen Wörter mit Angabe der Paragraphen, wo sie sich finden, hinzugefügt. Den Schluß des Buches bildet eine Zusammenstellung der wichtigsten Phrasen in vier Gruppen: Kriegswesen, öffentliches Leben, Gerichtswesen, sonstige Redensarten.

Auf den sprachlichen Ausdruck ist im lateinischen und deutschen Teile Sorgfalt verwendet. Einer Verbesserung, bezw. Änderung bedürfen folgende Stellen: In 6 a) 6 *Viri divitis officium est, civibus pauperioribus beneficia largiri* ist „pauperioribus“ ein Germanismus. 20 a) 1 *Nam non ignorat, quam inconstans id sit* ist wegen des unschönen Tonfalles zu ändern; ähnlich 26 a) 5. 56 a) 6 *Copiae Marianae post multas clades Sullae postremo ante portas Romae ipsius resistierunt. Sed etiam hic fugatae sunt.* Die Stellung von *Sullae* ist zweideutig. 77 a) 12 ist von den Gesandten der bei Cannae Gefangenen die Rede, welche vom Senate deren Loskaufung erbitten sollten. *Sed frustra eum obtestati sunt, ut sui misereretur. Complures enim dies in capite morati infecta re ad Hannibalem redierunt;* für *enim* ist wohl besser „itaque“ einzusetzen und *caput* ohne Genetiv ist undeutlich.

Auch in den deutschen Sätzen ist einiges zu verbessern. St. 5 „da sie einen triftigen Grund zum Kriege nicht hatten“. 37 b) 2 Die Gegner wagten den Alcibiades nicht anzugreifen, so lange er zu Hause (statt „in der Heimat, daheim“) war. 58 „Der Ring, der ihm besonders am Herzen lag.“ 56 b) 6 „Die empfangenen Niederlagen“. 67 c) 36 „Themistokles soll Selbstmord begangen haben.“ — Von Druckfehlern ist mir einer im 3. Satze des 73. Stückes aufgefallen: *parere* statt *parare*. Die Ausstattung ist gefällig, der Druck deutlich. Dem Büchlein ist der dargelegten Vorzüge wegen eine weite Verbreitung zu wünschen.

Teschchen.

Hermann Bill.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 5.—7. u. 13. Bd.

Rasch schreitet diese durchaus empfehlenswerte Ausgabe der Werke Goethes vor. In den letzten Monaten erschienen vier neue Bände. Der 13. enthält als Fortsetzung zum 12. Bande den 3. und 4. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ und die „Biographischen Einzelheiten“. In den Anmerkungen zur Selbstbiographie, S. 442 fg. finden wir gleichsam als Paralipomenon die Zusammenstellung von Bettinas Angaben über Goethes Mutter „Aristeia“ nach der Weimarer Ausgabe. Den Band hat K. Heinemann bearbeitet.

Der 5. Band enthält beide Teile des „Faust“ mit Einleitung, Kommentar und kritischem Apparat von O. Harnacks kundiger Hand; der 6. die übrigen Versdramen Goethes in der Bearbeitung von K. Heinemann, nämlich 1. „Iphigenie auf Tauris“, 2. „Torquato Tasso“, 3. „Die natürliche Tochter“, dann in wunderlicher Folge 4. „Die Mitschuldigen“ und 5.

„Die Laune des Verliebten“. Zur Ausgabe der „Iphigenie“ mag lobend erwähnt werden, daß sich Heinemanns Kommentar in den richtigen Grenzen hält und überall das Wichtigste in knapper Form hervorhebt. Daß die antiquarischen Notizen etwas reichlicher ausgefallen sind, ist nur berechtigt. Unrichtig erscheint mir dagegen die Anmerkung zur „Iphigenie“, S. 16, daß „der Frauen“ Genetiv. sing. sei, während die Stelle doch wohl allgemein und darum richtig pluralisch aufzufassen ist. Goethes „Tasso“ wird m. E. kaum richtig als Tragödie bezeichnet, wofür schon der ungelöste Konflikt zeugt. In der Einleitung zu diesem Drama vermisse ich bei dem Quellenverhältnisse eine Erwähnung K. J. Schröders; S. 173 und 472 wird irrigerweise das Todesjahr der Prinzessin-Mutter 1775 angegeben (S. 469 dagegen richtig 1755).

Der 7. Band endlich bringt Goethes Prosadramen: 1. „Götz von Berlichingen“ (1773), 2. „Egmont“, 3. „Clavigo“. 4. „Stella“, 5. „Die Geschwister“, 6. „Der Großkophta“ und 7. „Der Bürgergeneral“. Bearbeitet ist der Band von Dr. Th. Matthias in Zittau. In der Einleitung zum „Götz“ finden wir eine treffliche Zusammenstellung der historischen Quellenwerke, die Goethe benützte oder wenigstens gekannt haben dürfte. Ob er auch die von Lachmann angezogene Ballade „Adelheid v. Weisenburg“ kannte („Gegenwart“ 54. Bd., Nr. 17), mag dahingestellt bleiben; einzelnes Bemerkenswerte wird in den Anmerkungen S. 495 fg. nachgetragen. Stilistisch sind einige geschmacklose Zusammensetzungen und Wendungen zu tadeln, als: Weisingenauftritte, Shakespearewendungen, Gegenwartwert, der romantische Dichter ganz Europas (S. 15). Auch die Bezeichnung Elisabethes als „Martha-Natur“ hat nicht meinen Beifall. Der Text ist nach der Ausgabe letzter Hand und nach der Weimarer Ausgabe gestaltet, wozu noch andere Ausgaben vergleichsweise herangezogen wurden; für weitere Leserkreise, an die sich ja diese Ausgabe zunächst wendet, mag die kontaminierte Gestalt des Goetheschen Dramas die beste sein.

Graz.

S. M. Prem.

Heinrich von Kleist. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Hubert Badstüber. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1902. 8°, 56 SS.

Die Schrift enthält einen allgemeinen und drei besondere Teile, die nur in einem losen Zusammenhange stehen. Eine dürftige Lebensskizze leitet die ausführlichere Besprechung von Kleists poetischem Schaffen ein. Neben der Absicht, in die Kleistforschung einzuführen, stellte sich der Verf. die schwierige Aufgabe, die „psychische und dichterische Veranlagung“ des genialen Mannes zu beleuchten; ein Vorhaben, das sich in engem Rahmen kaum

lösen ließe, selbst wenn ihm die Kräfte Badstübers gewachsen wären. So gelangt der Leser über Inhalts- und Quellenangaben, Urteile und polemische Bemerkungen, die seltsam durcheinander gemengt sind, zu keiner klaren Anschauung, wohl auch zum Teile darum, weil Badstübers Urteile über Kleist sehr widerspruchsvoll sind. Gewiß mischte sich eine so eigenartige Individualität, wie Kleist es war, aus mannigfachen Widersprüchen, aber diese psychologisch aufzulösen und zu einer organischen Einheit zu verbinden, wurde kaum versucht. Die Fülle der Einzelheiten verwirrt den Anfänger, für den die Schrift bestimmt ist, ohne daß der sachkundige Leser aus diesem Überflusse Nutzen ziehen könnte.

In einem zweiten Teile werden 30 Briefe Kleists an seine Braut, der größere Rest war Badstüber nicht zugänglich, auszugsweise zusammengestellt und auf ihre Beweiskraft für Max Morris' Hypothese über Kleists Würzburger Reise geprüft. Diese Reise hat den Kleistforschern viel zu tun gegeben. Karl Biedermann hat in seiner Vorrede zu Kleists Briefen an seine Braut (S. IX ff.) die verschiedenen Erklärungsversuche zusammengestellt, ohne sich für irgend einen entscheiden zu können. Man hat politische, geschäftliche und poetische Pläne hinter dieser Reise gewittert. Morris will sie auf eine ganz neue, nicht sehr sympathische Weise erklären. Nach seiner Meinung hat Kleist in Würzburg Heilung einer — selbstverschuldeten Impotenz gesucht. Das also wäre das große Geheimnis, das Kleist so sorgsam hütete und wieder in den Briefen an Schwester und Braut mit einem gewissen Glorienschein umgab! Badstüber begegnet diesem Erklärungswagnis mit berechtigtem Mißtrauen, leider um nur eine gefährlichere Hypothese aufzustellen: „Er hat sich doch auch von den Folgen von Ausschweifungen anderer Art heilen lassen können“ (S. 41, 57). Wenn diese Annahme berechtigt wäre, müßte Kleist ein Cyniker und Heuchler schlimmster Art gewesen sein; denn unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Würzburg schrieb er seiner Braut: „Und dann, wenn ich einmal auf Kosten der Bescheidenheit die Wahrheit reden will, habe ich nicht auch während meiner Anwesenheit in Frankfurt unter unserer Familie manches Gute gestiftet? Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben bei anderen stärken, durch weise Freuden zur Nachahmung reizen, immer dem Nächsten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte, ist das nicht auch Gutes wirken?“ (13. November 1800). Man hat keinen stichhaltigen Grund, Kleist solcher Verlogenheit und Heuchelei zu beschuldigen. Aber welcher abgrundtiefe Cynismus läge in dem Würzburger Briefe an die Braut, die er wegen eines längeren, zufälligen Stillschweigens mit folgenden strafenden Worten anredet: „Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es. Wie würdest Du, in kurzem, herüberblicken mit Wehmut und Trauer zu mir, von dem Du dich losgerissen hast, gerade da ich Deiner Liebe am würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege

vor Deinen Augen, geschmückt mit den Lorbeeren meiner Tat. Das würdest Du nicht ertragen“ (11. September 1800). Darf man annehmen, daß Kleist eine noch so schmerzliche Operation als lorbeergekrönte Tat bezeichnet habe? Man vergleiche noch die Briefstelle an Kleists Schwester vom 5. Februar 1801, welche beginnt: „Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich ist, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache hat.“ Welche Prachtstelle für Morris, wenn die „Tat“ nicht schon fünf Monate früher vollbracht worden wäre! Der Beweis für Morris' Annahme, die sich auf einige wenige dunkle Briefstellen, die auch eine ganz andere Deutung zulassen, gründet, scheint mir durchaus mißlungen und Wilbrandts wirklich geistvolle und psychologisch feine Erklärung, daß sich Kleist nach Würzburg zurückgezogen habe, um seine dichterische Kraft zu erproben, ist in jeder Beziehung haltbarer, als die scheinbar realistische, aber nur ausgeklügelte und abenteuerliche Idee, die Badstüber ernst nimmt. Dafür spricht folgende Briefstelle, die noch zu zitieren gestattet sei, um eine schwere, nicht bloß die Lebensführung, sondern auch den innersten Charakter Kleists treffende Anklage zu entkräften: „Ich bin fest entschlossen, den ganzen Adel von mir zu werfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge“ (13. November 1800). Die Berufung auf Shakespeare wird wohl den Sinn haben, daß Kleist Schriftsteller werden wolle. Und klingt es seltsam, daß jemand eine Reise macht, um seinen Dichterberuf zu entdecken, so erinnert man sich einer Äußerung Laubes, daß er sich auf die Bahn begeben müsse, wenn seine poetische Kraft stocke.

Die gleiche kritische Unsicherheit beweist Badstüber gegenüber Reinhold Steigs Buch, das Kleists letzte Berliner Kämpfe behandelt. Steig erhebt darin die ebenso neue als unbegründete Anklage, daß die „Juden“ an Kleists Untergang schuld seien. Bekannt ist, daß sich Kleist in jüdischen Kreisen wohlgefiel. So schrieb er seiner Schwester Ulrike am 5. Februar 1801: „In Gesellschaften komme ich selten. Die jüdischen würden mir die liebsten sein, wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung täten“. Gedenkt man noch des rührenden Briefes von Rahel Varnhagen über Kleists Tod, so schrumpft auch diese Entdeckung in nichts zusammen. Der Schluß der Abhandlung ist der Analyse eines Kleistdramas von W. v. Polenz gewidmet.

Die Schrift ist im ganzen nicht gelungen; es fehlt ihr Klarheit des Aufbaues, Einheit des Grundgedankens, Maß, Bestimmtheit und Selbständigkeit des Urteils; aber rühmend hervorzuheben sind des Verf.s große Belesenheit, sein Fleiß, seine Begeisterung für den Stoff und das unter besonderen Schwierigkeiten ohne Hilfe einer großen Bibliothek mühsam herbeigeschaffte ansehnliche Material.

Schulausgaben französischer und englischer Schriftsteller.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller:

Ereckmann-Chatrion, *Histoire d'un conscrit de 1813*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Eugène Pariselle. Mit 2 Karten. Wien, F. Tempsky 1902. V und 114 SS. Preis 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (42 SS.) Preis 50 h. — Général G. Niox, *Histoire de la guerre franco-allemande 1870—1871*. Nebst einem Anhang. Für den Schulgebrauch herausg. von H. Bretschneider, Oberlehrer. Mit 2 Kartenskizzen. Wien, F. Tempsky. 107 SS. Preis 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (69 SS.). Preis 90 h. — Jacques Narouse, *A travers la tourmente*. Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. G. Balke. Wien, F. Tempsky 1902. IV u. 112 SS. Preis 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (57 SS.). Preis 60 h. — Dash and Daring, *Tales of Peril and Heroism by Various Authors*. Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Albert Herrmann. Wien, F. Tempsky 1902. V u. 100 SS. Preis 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (54 SS.). Preis 70 h. — Talbot Baines Reed, *English Boys*. Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Karl Münster. Wien, F. Tempsky 1902. 108 SS. Preis 1 K 50 h. Hierzu ein Wörterbuch (58 SS.). Preis 70 h.

Der Inhalt der *Histoire d'un conscrit* ist kurz folgender: Joseph Bertha, ein Uhrmachergehülfe in Phalsbourg im Elsaß, wird trotz seiner Lahmheit im Jahre 1813 zur französischen Armee assentiert, macht nebst einigen kleineren Treffen die Völkerschlacht bei Leipzig mit, wird verwundet und nimmt nach seiner Wiederherstellung an dem Rückzuge der Franzosen teil. Er wäre den Strapazen der unaufhörlichen Märsche erlegen, wenn ihn nicht ein Kamerad halbtot in einen Transportwagen geschoben hätte, auf dem er in seine Heimat befördert wurde; hier verfällt er in ein heftiges Fieber und wird von seiner Braut Katherine gepflegt, die er später heiratet. Dieser in fesselnder Weise und in klassisch reiner Sprache geschriebene Stoff wurde schon mehrmals, so z. B. in den Sammlungen Perthes, Renger, Velhagen und Klasing, für den Schulgebrauch herausgegeben. Die Anmerkungen, mögen sie die Verdentschung einiger idiomatischer Stellen oder die Erklärung der sachlichen Schwierigkeiten betreffen, sind durchwegs gelungen; nur hätte zu dem Kommando *Portez armes!* 'Gewehr über!' (S. 100) bemerkt werden sollen, daß hier keine konsonantische Bindung eintreten darf. Das „Wörterbuch“ zeichnet sich durch Vollständigkeit des Wort- und Phrasenmaterials aus und läßt den Hilfesuchenden nirgends im Stiche.

Die Geschichte des deutsch-französischen Krieges vom Jahre 1870/71 bildet einen sehr beliebten Lesestoff im französischen Sprachunterrichte der höheren Schulen Deutschlands. So sind in Gaertners Sammlung allein nicht weniger als vier verschiedene Bearbeitungen dieses Krieges erschienen: D'Hérison, *Journal d'un officier d'ordonnance*; La guerre franco-allemande 1870/71 par le commandant Rousset; Boissonas, *Une famille pendant la guerre 1870—71*; La guerre 1870—71 von verschiedenen

Autoren. Die Bengersche Sammlung enthält außer Boissonas Buche noch Sarceys *Siège de Paris*. Das vorliegende Bändchen zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil (S. 1—35) bringt eine gedrängte Übersicht über alle Hauptereignisse des Krieges aus der Feder des jetzigen Divisionsgenerals Niox, der den Krieg als Hauptmann mitgemacht hat. Im zweiten Teile (S. 36—79) sind 17 kurze Erzählungen oder Schilderungen verschiedener Schriftsteller abgedruckt, also Fragmente, die zur Belebung des im ersten Teile mitgeteilten Bildes dienen sollen. Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Herausgeber statt der Aufnahme so vieler verschiedenartiger Stücke die Proben aus Zolas „*La Débâcle*“ und aus Sarceys *Siège de Paris* vermehrt hätte? — Die Anmerkungen, die sich meist auf sachliche Erklärungen beschränken, verdienen alles Lob. Im „Wörterbuch“ habe ich nur folgende Redensarten nicht erklärt gefunden: S. 62, Z. 16 *Une voisine qui pleurait sur son cadavre on ne peut plus défiguré m'affirma qu'il était tout petit*; S. 77, 11 *force nous fut de rendre le salut*.

„*A travers la tourmente*“ bildet den dritten Teil des Romanzyklus „*Les Bardeur - Carbonsane*“, in dem Jacques Narouze (der Schriftstellernamen von Frau R.-Cl. Chalamet) es unternimmt, die Geschichte einer französischen Familie während hundert Jahre zu erzählen. Den geschichtlichen Hintergrund des vorliegenden Bandes bildet die Zeit der französischen Revolution, deren Hauptereignisse an uns silhouettenartig vorüberziehen. Davon hebt sich ein anziehender Roman ab, an dessen Schlusse die Tochter aus dem adelsstolzen Hause der Marquis de Nozières einem bürgerlichen Militärarzte die Hand zum Ehebunde reicht. Das in reinem, flüssigem Französisch geschriebene Buch bildet einen vorzüglichen Lesestoff für die ersten Klassen der Oberstufe an höheren Knaben- wie Mädchenschulen.

Die „Anmerkungen“ erfüllen vollkommen ihren Zweck. In sachlicher Beziehung wäre eine Erklärung zu *Brutus* (S. 12, Z. 1) wünschenswert. Von den Übersetzungsvorschlägen ist „*jusqu'à la trace* bis auf die letzte Spur“ ungenau; denn die Stelle „*Ces paysans qui en ont beaucoup souffert voudraient en effacer jusqu'à la trace*“ heißt: „Diese Bauern, die darunter sehr gelitten haben, möchten auch die Spur davon verwischen“. Für die Übersetzung der Redensart *quoi que tu en aies* (S. 37, Z. 18) finden die Schüler weder in den „Anmerkungen“ noch im „Wörterbuch“ eine Hilfe.

„*Dash and Daring*“ heißen fünf kurze Erzählungen, die alle irgend eine mutige Tat zum Gegenstande haben. Der Held der ersten Geschichte, *Joe Polwreath the Hunchback*, rettet an der Küste von Cornwall die Insassen eines Schifferbootes während eines heftigen Sturmes. In „*The Waters Out*“ wird von zwei beherzten Männern erzählt, die mit eigener Lebensgefahr die Bewohner eines Hauses, das bis auf das Dachstübchen unter Wasser steht, retten. Die Erzählung „*My Escape from the Jhansi Massacre*“ führt uns

nach Indien zur Zeit des indischen Aufstandes 1857—1858 und zeigt uns, wie ein englischer Offizier nur durch List und unter unsäglichen Strapazen einem sicheren Tode entrinnt. In der vierten Erzählung „*Was I A Coward?*“ werden wir in die Krim versetzt und sehen, wie ein tüchtiger Offizier, der viele Beweise seiner persönlichen Tapferkeit geliefert hat, bei einem offenen Angriff auf die Feinde stets von einem unerklärlichen Zittern befallen wird. In „*The Palace of Golden Deeds*“ endlich wird uns eine indische Sage mitgeteilt, nach welcher eine von Hungersnot heimgesuchte Provinz durch die Entschlossenheit eines Ministers vor dem Untergange bewahrt bleibt. Alle diese Erzählungen sind durch ihren fesselnden Inhalt wie durch ihre leichte und einfache Sprache gut geeignet, schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes gelesen zu werden.

In den „Anmerkungen“ (S. 82—97) werden viele sachliche und sprachliche Schwierigkeiten aufgebellt; unerklärt blieben folgende Stellen: S. 1, Z. 18 *were it not that* . . . ; S. 21, Z. 19 *You go down* (Imperativ!); S. 25, Z. 25 *It 's got to be done* (die Erklärung zu S. 3, Z. 18 *has got* fam. für *has*“ genügt für diese Stelle nicht!); S. 58, Z. 26 *I began to think that England would do the looking on and nothing else*. Zu den vorhandenen Bemerkungen mögen einige Verbesserungsvorschläge hinzugefügt werden: S. 83. Zu *I try hard not to* hätte bemerkt werden sollen, daß diese Unterdrückung des Infinitivs nur im *Colloquial English* vorkommt. — S. 84 „*that fifty pounds*, der Singular *that* zu erklären aus *that sum of fifty pounds*“. Es ist nicht nötig, hier eine Ellipse anzunehmen, vielmehr erklärt sich *that* daraus, daß *fifty pounds* als eine Einheit aufgefaßt wird. — S. 86 „*prevent them grinding* an Stelle des üblicheren *prevent them from grinding*.“ Die ganze Stelle (S. 17, Z. 10—13) lautet: „*There the smacks were rolling heavily, with sacks filled with bits of rope, bundles of straw, and other materials hung over their sides to prevent them grinding against each other*.“ Hier wäre im Gegenteil die Setzung von *from* nach *prevent them* ungewöhnlich, da *grinding* passiven Sinn hat und einem *being ground* gleichzusetzen ist: 'um zu verhindern, daß sie durch den gegenseitigen Anprall zermalmt werden.' — S. 88 „*my every remark* jede Bemerkung von mir“; es hätte hinzugefügt werden können, daß statt dieser nur im gewählten Stile vorkommenden Verbindung gewöhnlich *every remark of mine* gesagt wird. — In dem „Verzeichnis der Eigennamen“ fehlt *Cornishman*.

In dem „Wörterbuche“ sind folgende Lücken und Ungenauigkeiten zu verzeichnen: „*abuse* Mißbrauch, Schmähung, Beschimpfung“; es fehlt *vocabulary of abuse* (S. 9, Z. 2). — *again* [eɡe'n]; die Aussprache eɡe'n ist ganz gewöhnlich. — *ashes* [æ's ez]; lies æ's iz! — *beauteous* [bjü'tias]; lies bjü'ties! — *current* [kə'rent]; man spricht doch ka'rent aus! — „*decide* sich entschließen,

bestimmen“; vor „bestimmen“ ist *-on* einzuschieben (S. 65, Z. 4). — „*device* Erfindung, Kunstgriff, Plan“; es fehlt die Redensart *left to our own devices* (S. 59, Z. 22).; — *dishonour* [diso'neɪ], *disorder* [disɔ'dɔ:ɪ]; geläufiger ist die Aussprache dizo'neɪ, dizɔ'dɔ:ɪ. — „*either* jeder von beiden“; füge hinzu „einer von beiden“ (vgl. S. 58, Z. 4 *if either could do the other a good turn it was always done*). — *executive* [egzɛ'kʊtɪv]; lies igzɛ'kʊtɪv! — *go*; es fehlt das Kompositum *go without* (S. 65, Z. 25 *many had to go without even this comfort*); zuweilen ist *go* unübersetzbar (S. 8, Z. 9 *to go and get drowned*); *to be going* heißt nicht nur „im Begriff sein, wollen“, sondern auch „werden“ (S. 16, Z. 6 *I fear it's going to be a big gale*). — „*land* landen“; diese Bedeutung paßt nicht für das transitive Verb (S. 2, Z. 27 *a fall the other way would land them among boulders*). — *make*; es fehlt die Redensart *make up* (S. 8, Z. 14 *that fifty pounds, with what you have put by, will make up the money you want for a new boat*). — *menagerie* [menæ'ʒɛri]; lies minæ'dz'ɛri! — *neither* [niðɛɪ]; moderner ist die Aussprache nai'dɛɪ. — *perpendicular* [pɛɹ—]; lies pɛɹ—! — *plant* [plænt]; lies plänt. — *succumb* [seka'mb]; lies seka'm. — *vessel* [ve'sel]; lies ve's'l. — „*wearing apparel* Kleidungsstück“; lies „Kleidungsstücke“.

Druckfehler: S. 90 Ersatztruppen st. Entsatz-truppen.

Das letzte Bändchen bringt 13 Erzählungen, welche Reeds Werk „*Parkhurst Sketches and Other Stories*“ entnommen sind. Von diesen behandeln die ersten elf denkwürdige Ereignisse aus dem Leben der bekanntesten englischen Prinzen aus der Zeit vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Die beiden letzten behandeln moderne Verhältnisse. In „*A Boating Adventure at Parkhurst*“ wird ein Bootsanfall geschildert, während „*Athletic Sports at P.*“ uns englische Jünglinge bei ihren sportlichen Wettkämpfen vorführt. Stil und Sprache sämtlicher Erzählungen sind so einfach und klar, daß sie schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes gelesen werden können. Die „Anmerkungen“ (S. 88—105) erschließen dem Schüler vollends das Verständnis der ohnehin nicht schweren Texte. Die zu der Stelle S. 21, Z. 9 *the distant murmur was now grown to a loud din* gegebene Bemerkung betreffs der Bildung des Perfekts und Plusquamperfekts mit *to be* hätte schon zu 12, 82 *and the two men . . . were come* gegeben werden sollen. Ebenso gehört die Bemerkung über den Infinitiv mit *to* nach *to bid* (S. 21, Z. 25) schon zu 3, 13: *The prince himself had . . . bidden every man to fill his cup*. Im „Verzeichnis der Eigennamen“ ist die Aussprache von *Greenwich* fälschlich mit gr'i'nidz' st. gr'i'nidz' angegeben. Auch im „Wörterbuch“ sind einige unrichtige Ausspracheangaben: *caught* (kot) statt kōt; *condescend* (kondese'nd) st. kondise'nd; *demonstration* (dimenstrɛ's'en) st. demonstrɛ's'en; *example* (egzæ'mpl) st. igzä'mpl; *fought* (fot) st. fōt; *oar* (ōɹ) st. ɔɪ; *preparation* (preperɛ's'en) st. preperɛ's'en; *rebel* (rebe'l)

st. ribe'l; *towards* (tō'aidz) st. tōidz; *worse* (wɔɪs) st. wāis. Zu bemängeln ist ferner, daß als Imperfekt von *shrink* die Form *shruk* angegeben ist, wiewohl im Texte die gewöhnliche Form *shrank* vorkommt: S. 13, Z. 3 *he shrank from obeying his master*¹⁾.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgegeben von Direktor Dr. Bernhard Huber u. Dr. Max F. Mann. Leipzig, Rosberg'sche Verlagsbuchhandlung (Arthur Rosberg) 1902. 2. Band: *Quatre nouvelles modernes*: I. *Boum-Boum* par Jules Claretie; II. *Une guérison difficile* par Ernest Legouvé; III. *La chèvre de M. Seguin* par Alph. Daudet; IV. *Yvon et Finette* (conte breton) par Edouard Laboulaye. — 4. Band: *Expédition de Bonaparte en Egypte et en Syrie* par Adolphe Thiers. — 6. Band: *Nouveau choix de Contes et Nouvelles modernes à l'usage des classes supérieures*: I. *Les Mères* par Alphonse Daudet; II. *Le Retour* par René Bazin; III. *La Première édition* par Jacques Normand; IV. *Courage de Femme* par Jacques Normand; V. *Anne des Iles* par Paul Féval.

Diese Publikation ist eine folgerichtige Durchführung der äußersten Reformbestrebungen, denen Dr. Gustav Wendt in seinen berühmten Thesen auf dem Neuphilologentage 1898 Ausdruck verliehen und die im großen und ganzen der Leipziger Neuphilologentag sanktioniert hat. Besonders wurde folgenden Thesen Rechnung getragen: Th. 1. „Die Beherrschung der fremden Sprache ist das oberste Ziel des Unterrichtes; den Unterrichtsstoff bildet das fremde Volkstum; die fremde Sprache ist das naturgemäße Mittel, um in dessen Erkenntnis einzudringen.“ — Th. 2: „Die Unterrichtssprache ist französisch oder englisch.“ — Th. 7: „Die Klassenlektüre — im Mittelpunkte des Unterrichtes stehend — berücksichtigt vorwiegend die moderne Prosa.“ — Die vorliegenden drei Bändchen eröffnen die Reihe der auf dieser Basis bearbeiteten französischen Schullektüre. Man muß gestehen, daß die Auswahl eine sehr glückliche ist sowohl bezüglich der hervorragenden Schriftsteller, denen sie entnommen ist, als auch hinsichtlich des anregenden Stoffes. Die jedem Bändchen in einem Sonderheft beigegebenen Anmerkungen sind so zahlreich, daß sie an Seitenzahl den Text übertreffen. Dieselben geben sprachliche und sachliche Erklärungen. Die sprachlichen Notizen geben zumeist Erklärungen einzelner Ausdrücke, indem sie dieselben durch Umschreibungen zum Verständnisse zu bringen suchen; z. B. 2. Bd. Annot. p. 3: *aubépine* (f.): *arbrisseau* (= *petit arbre*) *épineux* (= *portant des*

¹⁾ Druckfehler: (im Texte) S. 15, Z. 28 *through* statt *rough*, *clut-ed* st. *clutch-ed*; S. 25, Z. 16 *in temperance* st. *intemperance*; S. 52, Z. 19 *In thi she* st. *in this he*; (im Wörterbuch) *e'kolont* st. *e'kolont*; *rezoljū'sen* st. *rezoljū's'en*.

épinés) à fleurs blanches. — 4. Bd. Annot. p. 9: équiper: pourvoir q. (= donner à q.) des choses qui lui sont nécessaires, p. ex. des vêtements, des armes usw.; p. 11 bouder: montrer de la mauvaise humeur, témoigner à q. son mécontentement. — Es ist außer Zweifel, daß man bei der Erlernung fremder Sprachen das Bedürfnis fühlt, ein fremdes Wort durch ein kongruentes aus der Muttersprache zu ersetzen; hat man dieses gefunden, so ist der Begriff des Fremdwortes erschlossen und mit ihm der Sinn des Gelesenen. Es ist demnach fraglich, ob langwierige Umschreibungen und Erklärungen den richtigen Begriff immer vermitteln können. Werden alle Schüler aus den oben angeführten Erklärungen den deutschen „Hagedorn, Weißdorn“ erkennen, wird nicht der eine oder der andere an „Schlehdorn“ denken? Wird bei équiper der Begriff „ausrüsten, ausstatten“, bei bouder „schmollen“ mit Sicherheit aus der Notiz hervorgehen? Hier liegt die Gefahr einer Begriffsverwechslung nahe, der beim Klassenunterrichte allerdings gesteuert werden kann; am besten und leichtesten jedoch durch Hinzufügung der deutschen Bedeutung. Es scheint unerreichtbar, auf die Unterrichtssprache selbst in der obersten Klasse gänzlich verzichten zu können. Dieses Ideal des fremdsprachlichen Unterrichtes bleibt infolge der herrschenden Schulverhältnisse eben nur ein Ideal. Durch diese Bemerkung soll aber der Wert dieser neuartigen Schullektüre nicht verkannt werden. Für die Klassenlektüre wird sie ein willkommenes Lehrmittel sein, dessen Benützung sich jedoch beim praktischen Unterricht anders gestalten dürfte, als den Herausgebern und Bearbeitern vorschweben mochte. Zu diesen Ergebnissen scheinen schon die Bearbeiter des 4. und 6. Bandes gelangt zu sein, die neben der französischen Erklärung öfters eine Verdeutschung bringen; z. B. 4. Bd. p. 3 hiboux (allemand) Eulen; tressé geflochten. Doch waren hier Verdeutschungen bekannter Wörter wie hufre = Auster, tortue = Schildkröte nicht notwendig. — Auf grammatische Eigentümlichkeiten wurde in den besprochenen Schulausgaben nur selten eingegangen, obgleich dies zum Verständnisse des Baues der französischen Sprache wesentlich beigetragen hätte. So beschränkt sich der Bearbeiter des 6. Bandes bei der Erklärung „ne laissaient pas de me troubler“ (Annot. p. 40) auf die Bemerkung: me troublaient pourtant. Bei derartigen Redensarten soll der Unterschied zwischen der Fremd- und der Unterrichtssprache hervorgehoben werden, indem man darauf hinweist, daß, wie hier, deutsche Adverbia bisweilen durch Verba mit einem Infinitiv gegeben werden. — Wenn die „Neusprachliche Bibliothek“ für die Klassenlektüre, in welcher der belebende Geist der Lehrer gute Dienste leisten kann, so ist dies für die Privatlektüre nicht mit Sicherheit anzunehmen; denn der Schüler müßte, um die französischen Erklärungen zu verstehen, das Lexikon öfter zurate ziehen, als er es beim bloßen Texte notwendig gehabt hätte.

Die Ausstattung in typographischer und buchbinderischer Hinsicht sowie die zumeist tadellose Wiedergabe des Textes verdienen alles Lob. — Im 4. Band, Annot. p. 12: 'l'Institut' wird unrichtig gesagt, die sechste Auflage des Dictionnaire de l'Académie française sei 1877 erschienen; es war die siebente.

Wien.

P. Pejscha.

H. Brettschneider, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte an höheren Lehranstalten. VII. Teil. Vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. 2. verb. Aufl. Halle, Waisenhaus 1901. 8°, 201 SS.

Die erste Auflage des Altertums und des Mittelalters dieses Lehrbuches ist bereits in dieser Zeitschrift 1893, S. 790 ff. und 1894, S. 800 ff. angezeigt worden. Da die Gesamtanlage des Buches unverändert geblieben ist, wird es genügen, auf einzelne Bedenken und Ungenauigkeiten aufmerksam zu machen und hinsichtlich der Vorzüge des Buches auf die genannten Besprechungen zu verweisen.

Bezüglich der Stoffauswahl sei bemerkt, daß die brandenburgisch-preußische Geschichte sehr eingehend, die österreichische dagegen sehr dürftig behandelt ist; überdies führt der Verf. dem Hause Habsburg gegenüber trotz der Bemerkung im Vorworte auch in dieser Auflage stellenweise noch „eine allzu temperamentvolle Sprache“. Für die letztere Behauptung sei auf einzelne Ausdrücke S. 17, 41, 44, 92, 103 und 116 verwiesen; die Reformtätigkeit der Kaiserin Maria Theresia, die Erhebung der Tiroler im Jahre 1809, die Siege Österreichs im J. 1866 in Italien werden nur mit ein paar Worten erwähnt, die Gebietsverluste Österreichs im Jahre 1809 anzugeben, hält der Verf. nicht für der Mühe wert. Die Schlacht bei La Hogue sollte erwähnt sein. In konfessioneller Beziehung nimmt das Buch einen streng protestantischen Standpunkt ein.

Die Anordnung des Stoffes gibt zu folgenden Bemängelungen Anlaß: S. 8 „Grundzug der innerpolitischen Entwicklung“ gehört nicht hieher, weil dadurch das Ergebnis der späteren Geschichte vorweggenommen wird. S. 4 wäre besser mit Frankreich statt mit England begonnen worden, weil die englische Geschichte von der gleichzeitigen französischen bedingt ist und durch die geänderte Anordnung schon äußerlich das damalige Übergewicht Frankreichs zutage getreten wäre. S. 28 und 29. Schon hier wären einige Mitteilungen über die inneren Zustände Polens am Platze. Es ist nicht ersichtlich, warum S. 65 die Reformen des aufgeklärten Absolutismus in Österreich erst nach den romanischen und nordischen Staaten besprochen werden, zumal da jene auf Italien Einfluß ge-

übt haben. S. 66. Der Physiokratismus hätte unmittelbar im Anschlusse an die Aufklärung behandelt werden sollen, da er mit ihr zusammenhängt. Nach der Anordnung des Stoffes auf S. 84 könnte man annehmen, daß Robespierre zuerst Danton und dann erst die Hebertisten auf das Schafott gebracht habe.

An Unrichtigkeiten sind mir aufgefallen: S. 1. Das habsburgische Ungarn reichte bis Tokaj und Szatmar. S. 2. Polen wurde im Süden von Ungarn begrenzt und reichte nach dem Westfälischen Frieden bis an den unteren Dnjepr. S. 21. Auch Poussin war ein Landschaftsmaler. S. 22. Siebenbürgen wurde im Jahre 1697 von dem Fürsten Michael II. Apaffy an die Habsburger abgetreten. S. 28. Auch der Kurfürst von Hannover stand beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges auf Seite des Kaisers. S. 41. Zur Zeit des Wiener Friedens war Franz Stephan erst Bräutigam der K. Maria Theresia. S. 75. Der Ausspruch Mirabeaus ist ungenau wiedergegeben. S. 84. Der Taufname der Corday lautete Marie. S. 95. Daß Szekler Husaren den Rastatter Gesandtenmord verübt haben, sollte mit Rücksicht auf die Veröffentlichung der Akten durch die Leitung des k. u. k. Kriegsarchivs vom Jahre 1899 in einem Lehrbuche, das 1901 erschienen ist, nicht mehr vorkommen. S. 95. Die Änderung des Kriegsplanes im zweiten Koalitionskriege war das Werk der Engländer. S. 140. Wien wurde im Oktober 1848 bezwungen. S. 143. Es ist unrichtig, daß Nikolaus II. den Krimkrieg vom Zaune brach. S. 104 ist Znaym, S. 153 Tegethoff gedruckt.

Hinsichtlich der Darstellung ist zu beanstanden, daß häufig nur Schlagworte ohne jede nähere Erklärung gegeben sind. Dahin gehören z. B.: S. 3 Die Möglichkeit der Gründung einer starken Königsgewalt trat ein durch Ausbildung der Geldwirtschaft. S. 6 Pym's „große Remonstranz“. S. 10 Die Habeas-Corpus-Akte, dieses Palladium der persönlichen Freiheit. S. 21 wird der Barockstil, S. 32 die *dispositio Achillea*, S. 53 das *liberum veto* nur erwähnt. S. 20: Die Literatur erzeugte nach Überwindung des naturwidrig gewordenen Akademismus und Pretiosentums (!) des Hôtel Rambouillet den sehr unklassischen Klassizismus. S. 69: Eine wirtschaftliche Krisis war über die englischen Bauern hereingebrochen. S. 117: Hegels absoluter Idealismus, der mit seiner dialektischen Methode alle Erscheinungen erklären wollte. S. 143: Der Aufstand der Sepoys. S. 174: Das eherne Lohngesetz usw. Dazu kommen zahlreiche eingeschaltete Sätze.

Der Ausdruck muß im ganzen gelobt werden; im einzelnen sei bemerkt: Die Bezeichnung „extremer Absolutismus“ auf S. 1 möchte ich trotz der Bemerkung im Vorworte nicht glücklich nennen. S. 2. Der Satz: „Schweden war im Besitze Bremens“ muß zu der Auffassung führen, daß auch die Reichsstadt Bremen Schweden gehörte. S. 34 findet sich die unrichtige Wortstellung: „Die drei ersten Hohenzollern“. S. 89 steht der sonderbare Satz: „Es gelang,

die Staatseinkünfte zu verdoppeln und doch noch einen Schatz anzusammeln.“ S. 52. Es ist übertrieben, Friedrich den Großen als Leiter der Geschichte Europas zu bezeichnen; auch ist daselbst nur von Polen und Deutschland die Rede. Undeutsch ist die Wendung S. 58: „Leugnung allen positiven Dogmas.“ S. 94 steht: „Alle Volksbeamte wurden abgeschafft.“ S. 156 und 158 kommt der häßliche Ausdruck: „Kriegstreiberei“ vor. Eine besondere Vorliebe hegt der Verf. für das Wörtchen: alsdann. S. 19 steht der Druckfehler: Dragonnaden.

Fragen volkswirtschaftlicher Art werden wiederholt in zweckmäßiger Weise behandelt. Auf einige andere Punkte wird bei der Besprechung des Neubanerschen Buches hingewiesen werden.

Dr. Friedrich Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. V. Teil: Vom westfälischen Frieden bis auf unsere Zeit. 2. Aufl. Halle, Waisenhaus 1901. 8°, 195 SS. Text; außerdem geschichtliche Tabellen und Übersichten zur Staats- und Wirtschaftskunde.

Da auch von diesem Lehrbuch bereits die erste Auflage des II. Teiles in dieser Ztschr. 1899, S. 1106 ff. besprochen wurde, sei es gestattet, gleich auf Einzelheiten des vorliegenden Bandes einzugehen.

Hinsichtlich der Auswahl des Stoffes möchte ich folgendes beanstanden: S. 17 ist von der Förderung der Wissenschaften durch Ludwig XIV. gar nicht die Rede. S. 21. Die Türkenkriege sind zwar etwas ausführlicher als von Bretschneider behandelt, aber namentlich Prinz Eugen, dessen Charaktereigenschaften gar nicht gewürdigt werden, ist zu kurz gekommen. Bei der preußischen Geschichte übergeht Neubauer mehr als Bretschneider leicht entbehrliche Nebendinge. S. 72. Es ist doch zu dürftig, wenn von Cook bloß gesagt wird, daß er die Küsten Australiens genauer erforscht hat. Ebenda. Die Reformen des aufgeklärten Absolutismus in den romanischen Ländern und in Dänemark verdienen doch wenigstens eine Erwähnung. S. 173 fehlt die Angabe, daß im Jahre 1878 die Dobrudscha an Rumänien gekommen ist. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind in der neuesten Geschichte fast unberücksichtigt geblieben. Dagegen sind die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Frankreich seit dem Jahre 1871 sowie die innere Geschichte des ersteren und Preußens bedeutend ausführlicher als bei Bretschneider erörtert. Österreich gegenüber ist Neubauer billiger als dieser (vgl. die Darstellung auf S. 1, 108, 157 u. a.), bespricht jedoch den österreichischen Feldzug in Italien im J. 1866 nur mit wenigen Worten, ohne Tegetthoff auch nur zu erwähnen, während er doch auf Lamarmora nicht vergißt. Anerkennung verdienen die kurzen Charakteristiken von Fürsten und Staatsmännern sowie die eingehende und klare Behandlung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse; diese erfahren auch in den in der Überschrift

genannten „Übersichten“, die von Verfassung, Verwaltung, Finanz- und Heerwesen, Produktion, Wirtschaftsstufen, Ständen, Ackerbau, Gewerbe, Handel, Kolonien und den volkswirtschaftlichen Theorien handeln, eine zweckentsprechende Beleuchtung auf geschichtlicher Grundlage.

Die Anordnung und Gliederung des Stoffes gibt zu folgenden Bemerkungen Anlaß: Hinsichtlich des Überblickes auf S. 1—3 und der Voranstellung der englischen Geschichte gilt das bei Bretschneider Gesagte auch hier. S. 67 erwähnt der Verf. den Mangel an Wertschätzung der Entwicklung im Zeitalter der Aufklärung, bespricht aber die Aufklärungsliteratur erst auf S. 77; es ist daher auch bei Josef II. (S. 67) die Bemerkung, daß er „im Geiste seiner Zeit“ Klöster aufhob, verfrüht. Richtiger ist es, wenn B. die Aufklärungsliteratur vor den Reformen bespricht; freilich faßt dieser wieder jene Literatur, die Reformen, die Umwälzung des wirtschaftlichen Lebens, den amerikanischen Freiheitskrieg und die Regierung des ancien régime unter dem wenig passenden Titel: „Genesis der französischen Revolution“ zusammen. Der Verkauf deutscher Truppen an England wird S. 68 und 79 erwähnt. Br. und N. behandeln zweckmäßig im Revolutionszeitalter die Kriegsgeschichte getrennt von der inneren; es ist aber nicht ersichtlich, warum beide den Feldzug des Jahres 1792 bei der Darstellung der inneren Geschichte einschalten. Die Einleitung zur neuesten Geschichte S. 119 ff. paßt, namentlich im volkswirtschaftlichen Teile, erst für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Infolge der eingehenden Gliederung des Stoffes herrscht große Übersichtlichkeit in der Neubauerschen Darstellung.

Der Ausdruck ist im ganzen bei N. sorgfältiger als bei B. Jener begnügt sich nicht mit Schlagworten (ganz vereinzelt sind S. 75 *taille* und S. 86 Sansculotten nicht erklärt), vermeidet unnütze Fremdwörter und Schaltsätze und ist weniger abstrakt als dieser; in letzterer Beziehung sei besonders auf die Bemerkungen B.s über den allgemeinen Charakter der französischen Kultur S. 20 verwiesen. Zu bemängeln ist: S. 15 läßt der Ausdruck annehmen, daß erst Colbert die Verpachtung der Steuern eingeführt habe. Falsche Schreibweisen sind: Höchstedt, Sidney, Znaym, Schwindt, Custozza. S. 30. Nicht die Südspitze, sondern der südliche Teil Schwedens wurde im Jahre 1660 von Dänemark abgetreten. Sonderbar ist der Satz S. 43: Der große Kurfürst starb mitten in den Gedanken an die englische Unternehmung seines Neffen. S. 45 und 49. Da Polen ein Wahlreich war, kann man nur Thron-, nicht Erbfolgekrieg sagen. Hart klingt der Satz S. 53: „Zu England kam es zu keinem näheren Verhältnisse.“ S. 93 heißt es: „Napoleon I. schuf in Frankreich die straffste Zentralisation“, S. 96: Die Verwaltung wurde straff zentralisiert, S. 144: Die von Napoleon I. geschaffene Organisation ermöglichte die straffste Zentralisation.

Als Ungenauigkeiten führe ich an: S. 22. Es ist unrichtig, daß Ungarn seit dem Jahre 1687 durch Personalunion mit Österreich verbunden ist. Hinsichtlich der Abtretung Siebenbürgens, der Stellung Franz Stephans zur Zeit des polnischen Thronstreites, der Worte Mirabeaus, des Taufnamens der Corday, des Rastatter Gesandtenmordes, der Änderung des Kriegsplanes im zweiten Koalitionskriege sei auf das bei B. Gesagte verwiesen. S. 27. Sizilien fiel im Jahre 1720 an Karl VI. S. 50. Beim Friedensschlusse von Passarowitz fehlt die Abtretung des Banats; der zweite Türkenkrieg unter Karl VI. dauerte 1737—1739. S. 51. Von einer „feurigen Begeisterung“ der Magyaren zu Gunsten der K. Maria Theresia kann man nicht sprechen. S. 83. Franz war noch nicht Kaiser, als ihm von Frankreich der Krieg erklärt wurde. S. 88. Die Bezeichnung „jeunesse dorée“ wurde erst später üblich. S. 91. Vier Heere wurden zum Entsätze Mantuas nach Italien geschickt; Erzherzog Karl wurde von Napoleon in Kärnten besiegt. S. 122. Der mechanische Webstuhl wurde schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfunden. S. 124. Es ist unrichtig, daß Rauch und Rietschl unter dem Einflusse Thorwaldsens den Spuren der Antike folgten.

Da nunmehr auch an unseren Gymnasien die Geschichte von 1815 ausführlicher behandelt wird und die didaktische Gestaltung dieses Stoffes noch wenig festgestellt ist, dürfte die Frage nach der Darstellung dieses Abschnittes bei B. und N. größeres Interesse erwecken, weshalb zum Schlusse dieser Besprechung noch darauf eingegangen werden soll.

B. gliedert den Stoff vom Jahre 1789 an in drei Abschnitte. Von diesen ist der erste: „Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons I.“, der zweite: „Kämpfe um bürgerliche Freiheit und die Gestaltung nationaler Staaten“, der dritte: „Kämpfe um soziale Probleme“ überschrieben. Der zweite Abschnitt zerfällt wieder in folgende Teile: Restauration und Revolution, Zeitalter des Julikönigtums, Revolution und Reaktion, Die Gründung des Königreichs Italien und des Deutschen Reiches, während der dritte Abschnitt in die beiden Teile: „Das Deutsche Reich und das Ausland“ und „Innere Entwicklung des Deutschen Reiches“ gegliedert ist. Diese Einteilung mag im ganzen als zutreffend bezeichnet werden, wenn ich auch das Julikönigtum nicht für bedeutend genug halte, um der Zeit von 1830—1848 den Namen zu geben. Andererseits möchte ich beanstanden, daß mitunter der Stoff in zu kleine Stücke zerpfückt ist; dadurch wird kein richtiges Interesse für den betreffenden Stoff erweckt, weshalb er auch um so schneller vergessen wird. So ist z. B. die Geschichte Englands von 1815 bis 1830 auf $\frac{1}{2}$ Seite, Frankreich und die Julirevolution auf $\frac{2}{3}$ Seiten, England von 1830—1848 wieder in gleichem Umfange behandelt.

Ganz anders gliedert N. denselben Stoff; er zerlegt ihn nämlich in die beiden Abschnitte: „Die Zeit des Deutschen Bundes“ und „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I.“ Indem er ferner den ersteren in die beiden Teile „Die letzten 25 Jahre Friedrich Wilhelms III.“ und „Die Zeit Friedrich Wilhelms IV.“, den letzteren in die Teile: „Die Gründung des neuen Deutschen Reiches“ und „Der innere Ausbau des Deutschen Reiches“ gliedert, zeigt es sich, daß er diesen Stoff ganz und gar um die Geschichte Preußens und die des Deutschen Reiches gruppiert. Dadurch wird aber der Geschichte des Erdteiles um so mehr Zwang angetan, als jene beiden preußischen Könige in die geschichtliche Entwicklung nicht tief eingegriffen haben und Deutschland erst seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bedeutsam in den Vordergrund getreten ist. Es kann doch wohl nicht zweifelhaft sein, daß das Jahr 1848 einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte des westlichen und mittleren Europa bildet, was vom Todesjahre Friedrich Wilhelms III. gewiß nicht behauptet werden kann.

Dem Umfange nach nimmt die Darstellung der neuesten Geschichte bei B. und N. nahezu zwei Fünftel des ganzen Lehrbuches ein, ist daher viel ausführlicher gehalten, als es in unseren Lehrbüchern der Fall ist. Da andererseits beide weniger Stoff enthalten als die Neuzeit bei uns, ist die Zeit vom Westfälischen Frieden an sehr kurz behandelt.

Vor die Wahl gestellt, ob ich lieber nach dem Brettschneiderschen oder dem Neubauerschen Buche unterrichten möchte, würde ich mich für das letztere entscheiden.

Villach.

A. Zeehe.

Franz Hutter, Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. Mit 130 Abbildungen und 2 Kartenbeilagen. Braunschweig, Fried. Vieweg u. Sohn 1902. Preis 15 Mk.

Dieses grundlegende Werk für die Kenntnis des darin besprochenen Landes enthält eine Vorgeschichte, Wanderungen, Forschungen und ein Schlußwort. Im I. Abschnitte finden wir eine meisterhaft zusammengefaßte Entdeckungsgeschichte des Kamerungebietes von den ältesten Zeiten (Phönizier und Karthager!) bis zum Jahre 1893, die Besitzergreifung durch Deutschland usw. Die Wanderungen des Verf.s sind äußerst fesselnd, humorvoll und lehrreich geschildert. Eingehend besprochen werden Handel, Verkehr, das Leben der Europäer an der Westküste Afrikas, das Sklavenwesen und das sog. Küstenenglisch — die gangbarste Verkehrssprache. Der Marsch ins Innere wird nicht bloß in seinem Verlaufe erzählt, sondern es werden alle Anforderungen und die Vorschulung des Reisenden, die notwendige Ausrüstung, die Träger

und die Lebensweise eingehend besprochen. Zum Schlusse dieses Abschnittes werden Entstehung, Bedeutung, Anlage und Bau einer Station im Innern, Leben und Lebensweise darin sehr anregend behandelt. Zahlreiche Anführungen aus Tagebüchern wirken belebend und erheiternd. Im II. Hauptabschnitte finden das Waldland und seine Bevölkerung und ebenso das Grasland eine eingehende geographische und ethnographische Besprechung, die außerordentlich eingehend, gründlich und genau ist und eine Fülle ganz neuer Angaben enthält. Dann folgen Streifzüge in die Tierwelt, sprachliche und meteorologische Beobachtungen. Im Schlussworte gedenkt der Verf. mit Vergnügen seines Lebens in der Wildnis. Ein genau und ausführlich gehaltenes alphabetisches Sach- und Namenverzeichnis schließt das Werk (578 SS.), das für alle Spezialforscher Westafrikas unentbehrlich werden wird. Alle Seiten des Negerlebens, die Landschaften, ihre Kultur, Handel und Verkehr, Wege, Tier- und Pflanzenwelt werden gleichmäßig behandelt; zahlreiche gelungene Abbildungen, namentlich auch von Industrie-Erzeugnissen der Neger, von Volkstypen usw. machen das Buch sehr wertvoll — möge es daher die weiteste Verbreitung finden.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

W. Sievers und W. Kükental, Australien, Ozeanien und Polarländer. 2. Aufl. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1902.

Die Behandlung des Stoffes nach großen geographischen Landschaften erheischte ebenso wie beim Bande Afrika eine durchgreifende Umgestaltung des Werkes. Sie war keine leichte Aufgabe, wenn man sich die räumliche Ausdehnung namentlich der Inselwelt vor Augen hält. Als Einheiten wurden betrachtet: 1. Das Festland Australien und Tasmanien (beide nach den Gesichtspunkten: Bodengestalt und Bewässerung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung und Staat getrennt geschildert), 2. die Neuseelandgruppe, die Doppelinsel und die benachbarten Inseln umfassend, 3. Melanesien, in Nordwest-, Mittel- und Südostmelanesien geschieden, 4. Polynesien mit den Unterabteilungen Südwest-, Südost-, Mittel- und Nordpolynesien, 5. Mikronesien, in die Gilbert- und Marschallinseln, Karolinen, Palaugruppe und Marianen zerfallend. Bei den letztgenannten drei Einheiten geht der Beschreibung der einzelnen Inselgruppen eine die ganze Einheit betreffende allgemeine Darstellung voraus. Ein ähnlicher Vorgang wurde bei den Polarländern eingeschlagen. Grönland und der amerikanische Archipel, in der 1. Auflage von Kükental bei Amerika, die Südpolarländer bei Australien von Sievers beschrieben, wurden zu einem Bilde der gesamten Polarwelt erweitert, so daß die erstgenannte Gruppe auch die europäischen und asiatischen Polar-

länder enthält. An der Spitze der besonderen Erörterung steht eine allgemeine Schilderung des Klimas, der Pflanzen und der Tiere. Innerhalb der geänderten Stoffanordnung tritt überall eine umfassende Neubearbeitung und Erweiterung des Inhalts zutage. Die Entdeckungsgeschichte ist bis zur Tappenbeckschen Expedition nach dem Bismarckarchipel 1899/1900 geführt. Die allgemeine Übersicht, die in der vorhergehenden Auflage auf 14 SS. gegeben war, wurde auf 86 erweitert. In ihr fanden die einzelnen geographischen Elemente in acht Abschnitten eine orientierende Darstellung. Auch die Karten zeigen tiefgehende Änderungen. Sämtliche wurden durchgesehen und berichtigt. Eine neue physische Karte von Australien, Melanesien und Neuseeland 1 : 26 000 000 ersetzt die frühere, kleinere, von Australien allein. Neu ist auch eine politische Karte des Festlandes. In der Entdeckungskarte treffen wir bereits die Routen des Pinguin und Waterwitch oder die Reise Carnegies. Die geologische Karte verrät ebenso wie die Wiedergabe des Reliefs des Meeresgrundes den Einfluß der Ergebnisse der neueren Forschungen. In die Karten der Januar- und Juli-Isobaren wurden die Richtung der vorherrschenden Winde und die Lage der windstillen Gebiete aufgenommen. Bei Behandlung der Pflanzendecke fanden bereits Warburgs Arbeiten und das Australische Handbuch für 1901 Verwendung. Die Karte der Tierwelt scheidet eine neue, die Hawaische Region aus. Die neuen Erwerbungen des Deutschen Reiches machten auch eine Vergrößerung der Karte dieser Kolonialgebiete notwendig. Die Verkehrskarte wurde mit der politischen Übersichtskarte vereinigt. In die Regenkarte wurden die Niederschlagsmengen nach einer geänderten Skala eingetragen. Die Volkszählungsergebnisse bis 1900 zeigen ihre Wirkung in der Karte der Volksdichte. Unter den Karten der Polargebiete sei die der Nordpolarländer besonders hervorgehoben. So begegnen uns also auch in den Beilagen die Umgestaltungen wieder, die der Text erfuhr. Sievers Australien ist in der Tat ein ganz neues, nicht bloß in wissenschaftlicher, sondern auch in technischer Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes Werk, dem die weiteste Verbreitung nur aufrecht zu wünschen ist.

A. Seibert, Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anstalten. II. Teil für den 8. Jahrgang. 7., im wesentlichen unveränderte Auflage. Wien, Tempsky 1902.

Zwei Dinge sind dem Ref. in dem Buche in erster Linie aufgefallen, die Profile und die Fragen. Jene müssen als wenig brauchbar bezeichnet werden, da sie eine richtige Vorstellung von dem Charakter des Gebirges nicht zu bieten vermögen. Es fehlt ihnen vor allem der Längenmaßstab. Zudem zeigt ein Vergleich der Figuren 12 und 13, was von ihrer Richtigkeit zu halten ist. In beiden kommt die Gegend von der Birnlücke bis zum Kaiser Tauern

zur Darstellung, aber in jeder sieht sie anders aus. Der Zweck der Fragen ist überhaupt nicht einzusehen. Denn sonst müßte ja das Lehrbuch nur aus solchen bestehen. Die Art der Fragestellung ist besonders mit Rücksicht darauf, daß das Buch für solche bestimmt ist, die einst selbst zu fragen berufen sind, durchaus nicht zu billigen. Fragen wie: „Aus dieser Gegend fließen die Ybbs, die große Erlaf (wohl besser Erlauf, Ref.) und die Traisen zur —?“ „Die Stadt wird von —? durchflossen“, „Noch weiter ostwärts finden wir Gran an —?, den Sitz des Primas von Ungarn“ sind weder sprachrichtig, noch sprachüblich. S. 140 unten und 141 oben ist fast nur aus solchen Sätzen gebildet. Der Textierung fehlt vielfach Abwechslung des Ausdruckes. „Finden wir“, ist eine sehr häufig wiederkehrende Wendung. Bei der Einteilung der Alpen sucht der Verf. der Böhmschen Einteilung zu folgen. Trotzdem er in manchen Punkten auch von ihr abweicht, leidet doch seine Darstellung an einer Überfülle von Namen, ja sie muß sogar zu einer keineswegs zulässigen Numerierung in Karte und Text ihre Zuflucht nehmen (auf das Kärtchen S. 7 mit dem Schadona- und Gentschelpasse wurde wieder anderseits in der Beschreibung des Bregenzerwaldes nicht Bezug genommen). Dabei fehlen S. 10 das Kaisergebirge und S. 23 die Steiner Alpen. S. 15 vermißt man eine Erwähnung der fiederförmigen Gliederung der hohen Tauern, S. 23 werden dagegen die Karawanken fälschlich als Gebirgsstock bezeichnet. Dem Schulzwecke dürfte es wohl genügen, die Grenze der Kalkalpen durch die Orte Wörgl, St. Johann i. T., Griesenpaß, Saalfelden, Südfuß des Steinernen Meeres und der Übergossenen Alm, Bischofshofen und Radstadt zu markieren und als Südgrenze der Zentralalpen gerade Linien vom Idrosee nach Meran und von hier zum Toblacherfelde zu ziehen. Die Formen der Südtiroler Dolomiten sind keineswegs von dem Auftreten des Dolomites bedingt. Seit der Errichtung der beiden Montblancobservatorien ist das am Sonnblick nicht mehr das höchste in Europa. Die Einführung des Begriffes Stufe in die Orographie Steiermarks S. 46 könnte zu einer unrichtigen Auffassung des Terrainbildes führen. S. 62 werden die Dolinen durch Einsturz erklärt und Arsa und Bocche irrtümlich als Fjord angesprochen. Die geologische Charakterisierung Bosniens S. 168 ist unzureichend, da der paläozoischen Formation und ihrer Bedeutung für die Oberflächenformen und die materielle Kultur des Landes nicht gedacht wird. Als bedeutende Erhebungen des Okkupationsgebietes waren auch Crstnica und Maglic zu nennen. S. 28 bezeichnet den Wagram als Ebene. S. 33 geht in der Aufzählung der Bestandteile der Wiener Bezirke zu weit. Die Vernichtung der Karolingischen Ostmark erfolgte schon 907. Die babenbergische Mark wird 996 mit dem Namen Ostarrichi erwähnt. S. 45 fehlt die Liechtensteinklamm. S. 82 ist Böhmen unrichtigerweise als Stufenland aufgefaßt. In der Anmerkung S. 89 findet sich die falsche Ableitung des Wortes

Gesenke. Bergbau und Industrie sind in der Bukowina etwas vorgeschrittener, als nach dem Buche scheinen könnte. Die Ungarn haben erst am Ende des 9. Jahrhunderts von der ungarischen Tiefebene Besitz genommen (S. 128). Die Kohlenvorkommnisse von Steierdorf, Reschitza und der Umgebung von Kronstadt sollten ebenso wie die Mineralquellen schon auf S. 129 angeführt sein. Fehlerhafte Zahlen treten entgegen beim Leopoldsberge (S. 11), Piz Buin (S. 12), Obergurgl (S. 14) und Triglav (S. 24). Die Prozentzahlen auf S. 180 sind fast durchwegs unrichtig. Sie stimmen auch nicht mit denen der Tabelle auf S. 160 überein. In dieser ist die Zahl der Fremden in Ungarn zu gering. Auch die Seentabelle S. 145 enthält zahlreiche Fehler, darunter besonders die unrichtigen Tiefenangaben für den Millstätter-, Zeller-, Garda- und Bodensee.

Wien.

J. Müllner.

Elemente der Stereometrie. Von Prof. Dr. G. Holzmüller. 4. Teil. Fortsetzung der schwierigen Untersuchungen. Mit 89 Figuren. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1902.

Nunmehr ist der vierte und letzte Band des auf breiter Grundlage aufgebauten Lehrbuches der Stereometrie erschienen. Dasselbe besteht aus drei Abschnitten, von denen der erste die Simpsonsche Regel, die Schichtenformel, die konforme Abbildung und ihre Anwendungen auf die Berechnung der Längen, Flächen und Inhalte stereometrischer Gebilde und ihrer Momente verschiedener Ordnung, und der zweite Anwendungen der bisherigen Berechnungsmethoden auf die Kegelschnittflächen zweiten Grades und auf die mit ihnen zusammenhängenden Körper enthält. Der dritte Abschnitt bringt Nachträge über das Katenoid, die Gaußsche Pseudosphäre und die Minimal-Schraubenregelfläche. Ein ausführliches Sach- und Namenregister bildet den Schluß des hervorragenden und überaus lehrreichen Werkes, das gar Vieles zur Selbstbelehrung, aber auch für den Unterricht in der Schule Dienliches aufweist und das Ref. den Herren Fachgenossen zur Würdigung empfiehlt.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

George Howard Darwin, Ebbe und Flut sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der zweiten englischen Auflage von Agnes Pockels zu Braunschweig. Mit einem Einführungswort von Prof. Dr. Georg v. Neumayer und 43 Illustrationen im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Der Professor an der Universität Cambridge G. H. Darwin hielt im Jahre 1897 in Boston einige Vorträge über Ebbe und

Flut und manches von diesen Vorlesungen wurde in dem englischen Original des vorliegenden Buches, das 1898 erschien, aufgenommen. Namentlich sind es Erklärungen der praktischen Methoden, der Beobachtung und Vorhersagung der Flut, mit welchem sich der Verfasser in dem Buche beschäftigt, dann ist er aber auf andere Fragen der spekulativen Astronomie eingegangen, die im innigsten Zusammenhange mit der Gezeitentheorie stehen. In dieser Beziehung sind besonders erwähnenswert die Abschnitte über die Gleichgewichtsfiguren einer rotierenden Flüssigkeitsmasse, über die Entwicklung der Weltsysteme, dann über die Saturnringe. Es ist staunenswert, daß der Verf. es verstanden hat, den an manchen Stellen sehr schwierigen Gegenstand ohne Hinzuziehung von mathematischen Formeln seinen Lesern in gemeinverständlicher Weise vorzuführen. Der Direktor der deutschen Seewarte in Hamburg Dr. v. Neumayer bezeichnet das Buch, das zu einer Kosmogonie angewachsen ist, als eine wertvolle Bereicherung der deutschen einschlägigen Literatur.

Im ersten Abschnitte handelt der Verf. von den Gezeiten im allgemeinen und den Beobachtungsmethoden; hier erscheinen besonders bemerkenswert die Winke für die zweckmäßige Aufstellung der Flutapparate und für die Wahl des Beobachtungsortes, der nicht weit von der offenen See sein darf und vor schwerem Wasser geschützt liegen muß und in dessen Nähe selbst bei Ebbe tiefes Wasser sein muß. Bedeutungsvoll ist auch der zweite Abschnitt, in dem die Seeschwankungen betrachtet werden. Hier sind die Arbeiten Forels besonders berücksichtigt, dessen Studien am Genfer See epochemachend geworden sind. Weiters werden die Erscheinungen der Ebbe und Flut in Flüssen betrachtet. Mit großer Ausführlichkeit bespricht der Verf. die unter dem Namen „bore“ (im Französischen „mascaret“) bekannte Flutwelle. Vom geschichtlichen Standpunkte interessant ist die Übersicht über die Geschichte der Studien des Gezeitenphänomens, welche im folgenden gegeben wird.

Die Besprechung der fluterzeugenden Kraft, der Abweichung der Lotlinie (Methode, diese mittelst des Bifilarpendels zu messen), einiger seismologischer Forschungen folgt nun. Im Zusammenhang mit den Erscheinungen der Gezeiten wird auch die elastische Deformation der Erdoberfläche durch wechselnde Belastung besprochen. Dabei wird auch der Wirkung des atmosphärischen Druckes auf die Erdoberfläche gedacht, wobei der Verf. zu dem bemerkenswerten Ergebnisse kommt, daß wir bei sehr hohem Barometerstande uns wenigstens 7·5 cm näher dem Erdmittelpunkte befinden als bei sehr tiefem. Auch das Meer muß dem Luftdrucke folgen, insoferne es durch hohen Druck niedergedrückt, durch niedrigen gehoben wird. Nun folgt die genaue Erörterung der Gleichgewichtstheorie und der dynamischen Theorie der Gezeiten; erstere wird als unhaltbar erwiesen. Hier ist von hervorragendem

Interesse die Erörterung, wie sich die erzwungene Schwingung eines Pendels zu dem dynamischen Prinzip in der Fluterscheinung verhält. Wenn nämlich auf ein System, das mit einer bestimmten Periode schwingen kann, eine periodische Kraft wirkt, dann fallen die Schwingungen des Systems mit denen der Kraft zusammen, wenn die Periode der Kraft größer ist als die freie Schwingungsdauer des Systemes; sie erscheinen aber in Bezug auf die Kraft umgekehrt, wenn die Periode der Kraft kürzer ist als die natürliche des Systemes. Im folgenden kommen die Gezeiten in Seen zur Sprache. Wohl der schwierigste Abschnitt in dem ganzen Buche ist derjenige, in dem die harmonische Analyse der Gezeiten gegeben ist. Es ist aber dem Verf. auch auf populärem Wege gelungen, seinem Leser die Überzeugung beizubringen, daß eine Flut in ihre Bestandteile aufgelöst werden kann. Wie man die verschiedenen Partialfluten auseinander finden kann, das lehrt der Verf. im Abschnitte, die von der Reduktion der Flutbeobachtungen handelt. Die Einrichtung der sogenannten Gezeitentafeln, welche den Zweck haben, für einen gegebenen Ort und einen gegebenen Tag die Zeit der Flut und der Ebbe anzugeben in Verbindung mit der Höhe der ersteren und der Tiefe der letzteren, ist im folgenden klargelegt worden. Wie die Gezeitentafeln berechnet werden können, wie speziell ein sinnreicher Mechanismus komplizierte Rechnungen ersetzen kann, das zeigt das Folgende. Der beschriebene Apparat rührt von Ferrel her. Wie der Genauigkeitsgrad der Vorherbestimmung der Gezeiten beschaffen ist, lehrt der Verf. im nächstfolgenden Abschnitte. Belangreich für die Geophysik sind auch die Betrachtungen über die Elastizität der Erde, über die durch Breitenschwankung erzeugten Gezeiten, die Starrheit der Erde, die Fortpflanzung von Erdbebenstößen. In fesselnder Weise hat der Verf. den Abschnitt „Gezeitenreibung“ behandelt, da der Verf. in seinen Deduktionen zu überraschenden Vorhersagungen kommt. Unter anderem zeigt er, daß die Verlängerung des Tages und des Monats unter dem Einflusse der Gezeitenreibung in der Weise vor sich geht, daß der Tag schließlich länger als der Monat wird. In dem nächsten Abschnitt findet man wichtige Betrachtungen über die Gleichgewichtsfiguren, über stabile und instabile Zustände und es werden auch die Übergänge der einen Form in die andere sowie die Beziehungen zwischen Abplattung und Dichte der Planeten erörtert. Die Theorie der Weltentstehung von Kant und Laplace, die Besprechung der Ringbildung des Planeten Saturn, wobei auf mathematische Entwicklungen von Maxwell Rücksicht genommen wird, ist nicht minder anziehend als die vorhergehenden Abschnitte. Nach der in dem Buche hervorgehobenen Anschauung kann das Problem der Ringbildung des eben genannten Planeten auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß diese Ringe aus getrennten materiellen Teilchen bestehen und daß diese Materie vielleicht Verwandtschaft mit den Meteoriten hat. Diese Ansicht

ist seither durch verschiedene andere Untersuchungen als in sehr hohem Grade wahrscheinlich gemacht worden.

Das vorliegende Buch ist so voll origineller Gedanken, so reich an großartigen Ausblicken auf die Physik der Erde und die kosmische Physik, daß es freudig begrüßt werden muß, daß das englische Original durch diese Übersetzung dem deutschen Leserpublikum nähergebracht wurde. Die Übersetzung ist eine recht gelungene. Es sei das Buch auch den Physikern bestens empfohlen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Alois Lanner, Naturlehre. Mit 377 Figuren, einer Spektraltafel und 4 meteorologischen Karten in Farbendruck. Wien 1902. Verlag der Jos. Rothschen Verlagsbuchhandlung. 377 SS.

Aus der auf dem Titelblatte angebrachten Bemerkung: „Bearbeitet für die oberen Klassen der Mittelschulen auf Grund der mit Erlaß des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 23. Februar 1900 veröffentlichten 2. Auflage des Lehrplanes und der Instruktionen für Gymnasien“ sollte man meinen, daß die vorliegende Naturlehre als Lehrbuch für Mittelschulen gedacht ist. Tatsächlich schließen sich auch die einzelnen Kapitel dem Lehrplane an; nur innerhalb derselben finden sich kleine Abweichungen von der gewöhnlichen Anordnung des Lehrstoffes. Dagegen ist die Stoffmenge (371 Textseiten in Großoktav, wobei vom Kleindruck ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, so z. B. die ganze spezielle Chemie) eine derartige, daß sie wohl unmöglich an einer Mittelschule bewältigt werden kann. Dazu kommt noch der Umstand, daß der Verf. nicht immer den einfachsten Weg der Ableitung wählt und in manchen Partien der Rechnung einen viel zu breiten Raum gewährt.

Das Buch besitzt andererseits unleugbare Vorzüge. Es ahmt die Vortragsweise des Lehrers nach; die fließende, klare und gefällige Ausdruckweise macht es lesbar und daher für den Selbstunterricht ganz geeignet, für den manches breiter behandelt werden muß, was sonst mit wenigen Worten geschehen könnte. Für ein Schulbuch ist dagegen eine kürzere, knappere Darbietung des eigentlichen Lehrstoffes vorteilhafter.

Ziemlich viele historische Daten sind an den passenden Stellen eingestreut. Die graphische Methode, nämlich die Verwendung von Vektoren, ist überall konsequent durchgeführt. Die meist schematisch gehaltenen Figuren sind durchwegs sehr nett, deutlich und zweckmäßig. Der Druck ist sauber und korrekt, die neue Rechtschreibung ist freilich noch nicht berücksichtigt. Nicht zu billigen ist der Wechsel in der Schreibweise der Brüche. Der schiefe Bruchstrich sollte in keinem Lehrbuche vorkommen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wäre im besondern folgendes zu erwähnen:

Die Benützung der Dimensionsformeln dürfte für den Schulunterricht von keinem besonderen Werte sein. Beim Kräftepaar fehlt die Bemerkung, daß die unmögliche Division durch Null eben anzeigt, daß in diesem Falle keine Resultierende existiert. Die Definition: „Der Schwerpunkt ist derjenige Punkt, der zugleich mit dem Körper alle Bewegungen ausführt, als wenn die ganze Masse desselben in ihm vereinigt wäre“ ist weniger anschaulich als die gewöhnliche Erklärung. Man kann sich doch auch den Schwerpunkt eines Körpers vorstellen, ohne gerade an eine Bewegung desselben zu denken. Recht hübsch ist die Zusammenstellung der verschiedenen Arten des Gleichgewichtes. Die Unterscheidung zwischen ein- und zweiarmigem Hebel bei der Ableitung der Gleichgewichtsbedingung ist überflüssig. Die hiezu benützte Figur könnte durch eine einfachere ersetzt werden. Als Beispiel für die Fliehkraft ist das konische Pendel behandelt. Die Erörterung über die Polargleichung der Ellipse könnte wohl wegfallen. Recht passend ist der Hinweis, daß das zweite Keplersche Gesetz auch für die geradlinige, gleichförmige Bewegung gilt. Das Trägheitsmoment kommt im neuen Lehrplane nicht mehr vor. Der Kreiselbewegung ist ein eigenes Kapitel gewidmet.

Die Mechanik flüssiger Körper wird mit der Kapillarität eingeleitet. Durch die von der gewöhnlichen Reihenfolge abweichende Anordnung des Stoffes kommt es vor, daß schon Begriffe erwähnt werden, bevor sie noch erklärt wurden. So ist S. 68 vom spezifischen Gewichte die Rede, obwohl es erst S. 75 definiert wird; ähnlich verhält es sich in der Elektrizitätslehre mit dem Volt und in der Optik mit Farbe und Farbenzerstreuung.

Die Hydrodynamik ist ausführlicher behandelt als gewöhnlich. Die zweite Ableitung der Formel für die barometrische Höhenmessung ist für Mittelschulen unbrauchbar, da $\lim \left(1 + \frac{1}{\omega}\right)^\omega = e$ verwendet wird. Die zweistieflige Ventilluftpumpe hätte erwähnt werden können, da sie in den meisten Kabinetten zu finden sein wird. Dagegen könnten in der Wärmelehre die ziemlich weitläufige Berechnung der Druckerhöhung bei einer adiabatischen Verdichtung sowie der Carnotsche Kreisprozeß in Wegfall kommen. Auch die spezielle Chemie ist in Anbetracht der geringen Zeit, die diesem Gegenstande am Gymnasium gewidmet werden kann, viel zu ausgedehnt. Falsch ist die Angabe S. 160, daß die magnetische Kraft in der doppelten Distanz nur mehr halb so groß ist.

Die Elektrizitätslehre mit den vielen neuen Begriffen und das Gedächtnis belastenden Definitionen gehört gewiß nicht mehr zu den leichtesten Kapiteln der Physik. Hier ist daher eine Beschränkung auf das Notwendigste geboten; dieses aber muß eine gründliche Behandlung erfahren. Manche Begriffe der Elektrotechnik,

die in dem Buche allzu kurz, gleichsam nur so nebenher behandelt sind, könnten füglich ganz weggelassen werden.

In der Wellenlehre tritt die mathematische Behandlung zu sehr hervor. Dagegen ist zu billigen, daß auch die Biegung der Wellen besprochen wird. In der Optik bei der Besprechung der Fernrohre hat der Verf. mit Recht keine langwierigen Rechnungen über den Betrag der Vergrößerung aufgenommen, sondern angegeben, wie dieselbe praktisch bestimmt wird.

Die chromatische Polarisation ist für Mittelschulen etwas zu ausführlich dargestellt.

Die kosmische Physik, welche die Abschnitte: Astronomie und Astrophysik, Geophysik, Meteorologie und meteorologische Optik enthält, ist recht verständlich behandelt. Vermißt haben wir in der Meteorologie das Gesetz von Buys-Ballot. Außerdem wäre zu wünschen, daß eine Wetterkarte beigegeben würde, damit die Schüler Gelegenheit hätten, die gebräuchlichen Zeichen kennen zu lernen.

Die in der Fig. 370 zwischen „bleicher Mond“ und „Regenschauer“ mit „Neuralgie und Rheumatismus“ bezeichnete Zone dürfte nur zu leicht den Witz der Schüler herausfordern.

Wien.

Alois Pichler.

Prof. Dr. J. E. Weiß, Grundriß der Botanik. Ein Leitfaden für den botanischen Unterricht zum Gebrauche an Mittelschulen und zum Selbstunterricht. Mit 527 in den Text gedruckten Abbildungen. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. München und Berlin, B. Oldenbourg 1902. Groß-8°. VIII und 317 SS.

Wenn ein Lehrbuch in einem Zeitraume von sieben Jahren vier Auflagen sich erfreuen kann, so muß es sehr bedeutende innere Vorzüge besitzen, die seine Brauchbarkeit für den Unterricht erweisen. Tatsächlich ist es ein vortrefflicher „Grundriß der Botanik“, der sehr vieles bringt, nach Anschauung des Ref. viel zu viel für ein an Mittelschulen zu verwendendes Lehrbuch. Und das ist nun das eine Bedenken, das ich über das Buch äußern muß, so sehr ich es seiner Übersichtlichkeit, guten Anordnung des Stoffes und einfachen, klaren Diktion wegen loben muß. Allerdings habe ich hier nur österreichische Mittelschulen im Auge; aber in den bayrischen Schulen, für welche dieses Buch geschrieben ist, werden die Verhältnisse auch nicht viel anders sein. Welcher Lehrer wird imstande sein, bei zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden diese Fülle von Material auch nur annähernd zu bewältigen? Sowie es jetzt inhaltsreich und selbst mit mancherlei feineren Einzelheiten (die „Stärkebildner“ sind angeführt und abgebildet!) beladen ist, paßt es vorzüglich für jene Spezialschulen, an denen Botanik ein wichtiges Lehrfach ist. Was sollen beispielsweise in der Mittel-

schule die Ausdrücke „haplostemon“, „diplostemon“, „superponiert“, was sollen die ausführlichen Angaben über die Nebenblätter, die Knospenlage und Knospendeckung der Blätter, Dinge, die ja für denjenigen, der anfängt, sich näher mit der Botanik zu befassen, höchst wichtig sind, jedoch weitans das Maß des für die Mittelschule Gebotenen überschreiten? Über die Staubblätter und den Pollen handeln fünf Seiten. Im systematischen Teil könnten zahlreiche Familien wegfallen, die auch in Handbüchern oft nur recht kurz behandelt werden, wie die Cistaceen, Portulacaceen, Elatinaceen, Anacardiaceen, Hippuridaceen, Halorrhagidaceen, Callitrichaceen usw.

Ein zweites Bedenken habe ich gegen gewisse Bezeichnungen und Benennungen. Die Ausdrücke „Würfelgewebe“ für Parenchym, „Leimgewebe“ für Kollenchym und „Steingewebe“ für Sklerenchym sind antiquiert und unpassend. Zur Illustration dessen ist gleich auf derselben Seite die Abbildung eines Sternzellenparenchyms, also eines „Würfelgewebes“! So ist auch die irreführende Bezeichnung „Eiweiß“ für Endosperm zu beanstanden, zumal da wir dafür doch das gute Wort „Nährgewebe“ oder „Keimnährgewebe“ haben (für Perisperm „äußeres Keimnährgewebe“).

Die Ausstattung ist vorzüglich. Die Bilder sind schön und gut gewählt, die meisten wohl Reproduktionen aus bekannten Werken. Zwei derselben auf S. 130, Holzquerschnitte darstellend, sollten durch bessere, bezw. richtigere ersetzt werden.

Krems.

Dr. T. F. Hanausek.

Hauptmerkmale der Baustile. Verfaßt von dem Seminarlehrer J. Schneider und Architekten O. Metzke (zu Köln a. Rh.). Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn 1903.

Das mir vorliegende, für den Geschichtsunterricht bestimmte Werk ist in zwei Ausgaben veröffentlicht, von welchen die größere für den Lehrer, die kleinere für den Schüler bestimmt ist. Der Text ist für beide Ausgaben der gleiche.

Der Zweck dieses Werkes ist, dem Schüler nach Vorführung und Besprechung der großen Wandtafeln (90 cm : 70 cm) einen nachhaltigen Eindruck über die Eigenart der Baustile jedes Kulturvolkes, n. zw. hauptsächlich durch Anschauung zu schaffen, ihm also mit möglichster Kürze die Stilarten von den Ägyptern angefangen bis zur Gegenwart vor Augen zu führen.

Die Lösung dieser Aufgabe ist gewiß von vielen Schwierigkeiten begleitet — Malerei und Skulptur erfreuen sich heutzutage in weiten Kreisen allgemeiner Teilnahme. Von ihren Werken föhlt sich unmittelbar die Empfindung im Menschen lebhaft angesprochen, zu ihnen hingezogen, und es fehlt nicht an Handbüchern, welche

die geschichtliche Erkenntnis der erwähnten darstellenden Künste auch dem größeren Publikum vermitteln. — Anders ist es mit der Architektur, der allgemeinsten und würdigsten unter den bildenden Künsten, deren Schöpfungen uns zwar überall begleiten, für welche aber selbst in den gebildeten Kreisen ein Mangel der Kenntnis der notwendigsten Grundbegriffe zu erkennen ist. Ganz abgesehen davon, daß dem Laien über die vielen technischen Ausdrücke, welche die Disziplin der Architektur erfordert, kein entsprechend literarisches Hilfsmittel geboten werden kann, führte die Erforschung der Baudenkmäler in neuerer Zeit zur Anhäufung eines reichhaltigen Materials, aus welchem nur bei größter Beherrschung desselben jene Erkenntnistypen entwickelt werden konnten, die eine populäre kurze Darstellung der einzelnen Epochen erfordert.

Es ist deshalb eine sehr beachtenswerte Leistung, wenn einerseits für die Schule, andererseits für den Selbstunterricht des Laien aus diesem reichen Materiale jene Merkmale der Baukunst, welche wir als Baustile bezeichnen, festgestellt werden, welche dann in so klar sprechender und charakteristischer Form den Weg zur weiteren Erkennung des Kulturunterschiedes verschiedener Völker erschließen.

Wenn durch solche Bemühungen erreicht wird, daß die ästhetische Bildung nicht ausschließlich auf Poesie und Musik beschränkt bleibt, sondern einen universelleren Charakter erhält, so ist damit etwas Wichtiges für eine edle harmonische Durchbildung des nationalen Geistes gewonnen. Allerdings ist in dem vorliegenden Werke von einem tiefer eingehenden Studium dieser für die Kultur so wichtigen Kunst ja nicht die Rede, dies würde dem Zwecke des Werkes entgegen sein. Es handelt sich hier vor allem um das Fundament, um den äußersten, sofort in die Augen fallenden Umriss eines kulturellen Bildungsmittels, wie es die allgemeine Bildung erfordert. Zu begrüßen ist es, daß hier der erfahrene Lehrer mit dem praktischen Fachmanne arbeitete, wie dies die Wahl der verschiedenen Beispiele und deren Darstellung erkennen lassen.

Die kleinere Ausgabe gibt auf zehn Lichtdruckblättern die Baudenkmäler der ägyptischen, der antiken und mittelalterlichen Zeit — der Renaissance — und der folgenden Stilepochen. Die Lichtdruckbilder sind klar und kräftig nach Zeichnungen hergestellt, geben sonach in vollendeter Weise die Formen der verschiedenen Bauwerke oder deren Teile, so daß jede Unbestimmtheit in der Darstellung selbst ausgeschlossen erscheint. Jedem Blatte ist ein Textblatt gegenübergestellt, welches nebst den streng sachlichen Erklärungen auch eine kurze geschichtliche Übersicht der betreffenden Zeitperiode enthält.

Beachtenswert ist ferner, daß zu jeder Stilperiode auch des Ornamentes, wenn auch nur mit wenigem gedacht und überdies vom Renaissancestil an des Möbels Erwähnung geschehen ist. Doch fällt mitunter Mangel an Einheitlichkeit ins Auge. Beim ägyptischen Stil ist weder im Texte noch bildlich der Grundriß des Tempels

berührt, während dies bei den meisten der vorgeführten Baustile der Fall ist. Auch beim Ornament fehlt die typische Sphinx, die sitzenden und stehenden Porträtkolosse, die doch so häufig beim Tempel erwähnt werden. Bei dem griechischen Tempel ist leider nur im Texte der Abarten der Grundrißformen gedacht und auch da nicht vollständig. Es ist ferner mit aller Entschiedenheit erwähnt, daß der griechische Tempel ohne Fenster war —! Nicht immer, denn am Erichtheum gab es Fenster, und wenn die Form der Fenster in späteren Perioden berührt wird, warum gerade hier nicht? — Von der Ante, deren Bedeutung und Anordnung ist nichts zu finden; ebenso ist der Kalymatiendecke nicht gedacht.

Wie die Tafel II die griechischen, so zeigt die Tafel III die römischen Säulenordnungen. Es ist hier auch des von den Etruskern übernommenen und weitergebildeten Gewölbebaues, wie auch des Tonnengewölbes in der Anwendung beim Bogen des Constantin und des Kuppelbaues am Pantheon zu Rom gedacht. Über den Privathausbau (Haus der Pansa) ist nichts erwähnt. Während später in der Zeit Ludwig des XV. einer Rokoko-Innendekoration gedacht wird, so ist hier die Wanddekoration in Pompeji und Herculaneum gar nicht berührt.

Der nun folgende altchristliche Stil ist zunächst durch den Schnitt und Grundriß einer altchristlichen Basilika, San Clemente in Rom, eingeleitet. Es ist hier das Wichtigste: die dreischiffige Anlage im Grundriß mit der Apsis vorbereitend auf die Grundrißentwicklung der romanischen Kirchen gegeben. Im Schnitt ist die Bildung der flachen Decke konstruktiv vorgeführt. Für den byzantinischen Stil liegt der Grundriß und Schnitt der Sophienkirche in Konstantinopel vor, womit für den Kuppelbau dieser Zeit das Wesentlichste überliefert wird, während die byzantinische Säule, ein Flächenmuster und ein plastischer Fries byzantinischer Art den formalen Teil dieser Periode ergänzen.

Den maurischen Stil, dessen Bauwerke so häufig die von Bogengängen oder Arkaden umgebenen offenen Räume enthalten, veranlicht ein Hufeisenbogen mit dem zugehörigen Kapitäl und dem üblichen Stalakitenfries. Das maurische Flächenmuster gibt die in der Tafel IV enthaltene Arabeske. Die Tafel V bringt den Rundbogen- oder romanischen Stil.

Der aus den Grundformen entwickelte Bau romanischer Kirchen ist durch den Grundriß der Abtei Maria Laach, wie auch durch den die flache Decke verdrängenden Kreuzgewölbebau treffend gekennzeichnet. Die Choranlage mit seitlichen Türmen ist durch die Kirche St. Gereon in Köln zur totalen Ansicht gebracht, wie denn dieses Beispiel auch die Gliederung der Wandflächen durch Säulen und Bögen, die aus gleichen Elementen gebildeten Fenster in einer den Stil gänzlich bestimmenden Form zur Anschauung bringt. Ein früh- und spätromanisches Kapitäl, die Basis mit dem charakte-

ristischen Eckblatte, eine Portalanlage und ein Ornamentfries ergänzen im weiteren den Formenapparat.

Für die Gotik ist auf Tafel VI der Grundriß des Kölner Domes, der Schnitt durch das Mittel- und Seitenschiff in erster Linie sprechend. Das gotische Fenster, der Turmbau, die Gesimsprofile, der Giebelbau am Rathaus zu Hildesheim, der Bündelpfeiler mit dem Kapitäl und ein geschnitztes Flachornament bieten für die ersten Erkennungszeichen dieses Stiles Hinlängliches.

Wenn nun auch der Charakter der christlich-mittelalterlichen Architektur auf ihrer großen Mannigfaltigkeit beruht und nur aus der Fülle individuell verschiedener Gestaltungen ein Gesamtbild erhalten werden kann, so liegt uns jene gerade auf architektonischem Gebiete an Schöpferkraft überaus reiche und herrliche Epoche räumlich und zeitlich so nahe, daß ich dem Wunsche nach einer größeren Anzahl von Beispielen gerne gerade hier mehr Recht schaffen möchte.

In ähnlicher Weise gedenke ich der nun folgenden Renaissance. So gebürt der italienischen Renaissance gewiß ein größerer Raum, denn sie ist die Basis aller weiteren Stile. Die Vielseitigkeit der italienischen Renaissance und die hohe Schönheit ihrer Werke in dekorativer, wie in rein baulicher Beziehung erheben dieselbe hoch über die von derselben abgeleiteten Stile. Der hier nächststehenden französischen Renaissance konnte wohl in Rücksicht auf den Raum nicht eingehender gedacht werden, obwohl die trefflichen Plandispositionen, die wohl abgestufte Gliederung der Massen des Aufbaues und die damit verbundene phantasiereiche Ornamentierung ihr mehr Recht einräumen, der deutschen Renaissance gegenüber das Feld zu behaupten. Die deutsche Renaissance kann aber am wenigsten darauf Anspruch machen, als Architekturstil im vollen Sinne zu gelten, da in ihren Werken die Rücksichtnahme auf die bauliche Gesamtform nur selten zu gehörigem Ausdrucke kommt. In der Lösung der Grundrißdispositionen, in der Bildung des Raumes, in der Gliederung und Abstufung der Fassaden kommt es hier selten zu einer Leistung, die den Eindruck des vollständig Durchdachten und aus einem Guße Geplanten macht. Die Eignung dieses rein dekorativen Stiles für die Kleinkunst spricht sich auch deutlich in den baulichen Werken aus. Die Tafel VII gibt für die italienische Renaissance die bildliche Darstellung eines Teiles der Fassade des Palastes Pandolfini in Rom. Das aus der Antike Übernommene ist sofort an den Fensterbildungen zu erkennen, wie denn auch das in griechisch-römischen Formen gehaltene Kranzgesimse und die an den Eckflächen auftretende Eustika Hauptmerkmale dieser Zeit feststellt. Hiezu tragen auch die dreieckigen und flachrunden Fenstergiebel und die charakteristische Brüstung der Fenster wesentlich mit bei. — Der Kirchenbau ist durch die Kirche St. Maria di Carignano in Genua vertreten, deren charakteristischer Bestandteil, an die byzantinische Zentralanlage erinnernd, die Kuppel auf dem Tambur ruhend über der Vierung zeigt.

Die reiche Komposition des italienischen Ornamentes ist an einer Konsole und dem Füllungsornamente eines Pilasters gekennzeichnet.

Die deutsche Renaissance ist durch die vordere Fassade eines deutschen Wohnhauses, durch eine Nischenumrahmung, durch die Säule, durch ein derberes Ornament der italienischen Renaissance gegenüber, endlich durch ein Tischbein vorgeführt. Leider ist des sich verschiedenen Materialien anpassenden Formenapparates der italienischen Renaissance gar nicht gedacht. Geben doch verschiedene Paläste durch Anwendung des Marmorfachornamentes, des Marmor-Niello-Ornamentes, des Sgraffito- und Stuck-Ornamentes ein wesentlich verschiedenes Bild der betreffenden Bauwerke selbst.

Die letzten drei Tafeln zeigen die Baustile bis in die neueste Zeit. Der Barockstil ist durch eine Fassade, deren Giebelbildung, geteilte Gesimse und Verkröpfungen und die nun auftretenden Hormen und geschweiften Linien charakterisiert. Der Kirchenbau ist durch die Kirche zu Weingarten in Schwaben — das Innere desselben durch die Gewölbbildung mit dem Kuppelansatz der Kirche del Gesu in Rom veranschaulicht. Aus der Kleinarchitektur gibt die Tafel VIII Säulen- und Pilastermotive, ein Rahmenwerk, wie es die Innendekoration bedingte, und einen Barocktisch zur Kenntnis.

Der Rokostil ist zunächst an einem Altaraufsatz aus der Kirche zu Ottobeuren zu studieren, an welchem die sitzenden Figuren auf den postamentartig geschweiften Auswüchsen der Pilaster Hauptkennungszeichen des wulstigen Stiles geben.

Ganz gegensätzlich wirkt die auf dieser Tafel angeführte Eckfassade der bischöflichen Residenz zu Straßburg, denn sie läßt schon die Rückkehr zu einem fast schmucklosen Klassizismus erkennen, indem sie zugleich mit ihrer Einfachheit auf den Zopfstil hindeutet. Die charakteristischen Merkmale sind überdies durch das vertiefte Mansarddach mit den sog. Ochsenaugen und den abgerundeten Ecken hervorgehoben.

Auch die Fensterbildung fällt hier ins Auge. Der von lauter geschwungenen Linien begrenzte Rokokogiebel aus Würzburg, die Innendekoration aus dem Schlosse Wilhelmstal bei Kassel, das Rokokokapital, der Tisch und die unsymmetrischen, lebensvoll in kräftiger Plastik gehaltenen Ornamentfiguren eines Eisenwerkes lassen auch diese Stilperiode hinlänglich erkennen lernen.

Die Zeit der Gegenwirkung gegenüber der Ausschweifung des Rokoko, der Zopfstil, wie er durch die Schinkelsche Schule zur Anwendung kam, ist auf der Tafel X dargestellt. Die Innendekoration im sog. Louis-seize-Stil, das Zopfornament, der Zopftisch geben Anhaltspunkte, um auf diesen Stil hinzudeuten. Auch der Empirestil ist durch eine Fassade aus Kassel, durch eine Innendekoration, bei welcher nicht nur die bevorzugte gerade Linie, sondern auch eine ganze Architektur mit Pilastern und Gebälk über die Wände verteilt ist, endlich durch das Kapital und die

Basis, ein Ornament und ein Tischbein nebst Empirevolute, auch einer Balustrade versinnbildlicht.

Der Stilrichtung im 19. Jahrhundert und der modernen Linienführung, welche durch zwei bildliche Darstellungen anschaulich gemacht ist, konnte in Rücksicht des gebotenen Raumes, wenn im Texte auch der von England und Frankreich ausgehenden Bewegung gedacht ist, nicht weiter Rechnung getragen werden. Die Entwicklung der verschiedenen Bestrebungen führte eben noch nicht zur typischen Ausgestaltung einer eigenartigen Bauart, die uns einen neuen Stil in vollster Bedeutung dieses Wortes zur Anschauung bringen kann.

Wenn ich nun im vorbergehenden manches Wünschenswerte anzudeuten als meine Pflicht erachtete, so geschah dies nicht in der Absicht, den wirklichen Wert dieses kleinen Werkes in irgend einer Richtung zu schmälern. Soll doch dieses Werk nur ein Unterichtsbehelf für die allerersten Merkmale einer Kunst für den Anfänger sein und ihm das Nötigste für seine allgemeine Bildung vermitteln.

Überdies spricht ja auch der Preis dieser Ausgabe gegen weitere Forderungen auf dem gegebenen Gebiete. Die Wahl der Beispiele ist eine glückliche, sie ist insbesondere für das Ausland geschaffen, und wenn es mir auch näher liegt, für die Charakterisierung der einzelnen Stilperioden, wo es tunlich, der in Österreich stehenden Denkmäler zu gedenken und etwa während der Herrschaft des Barockstiles des tüchtigen Architekten Fischer v. Erlach und seiner Werke, wie der Karlskirche, des Belvedere und anderer Erwähnung zu tun, so ist dies ein persönlicher, aber berechtigter Wunsch, der in keiner Weise dem Endzwecke dieses Werkes schadhaf wäre.

Im Hinblick auf das Studium der Stilformen ist ein solcher Lehrbehelf für Schüler und Lehrer stets willkommen zu nennen, denn der klare, präzise und inhaltsreiche Text bei solcher Kürze des Werkes, die deutlichen Zeichnungen der einzelnen Tafeln, die Handlichkeit desselben beim Studium selbst, die gleichmäßige und übersichtliche Behandlung des Gebotenen, welche in so kleinen Ausgaben insbesondere in Rücksicht auf die nach der Renaissance folgenden Stile oft sehr mangelhaft erscheint, lassen in mir die feste Überzeugung entstehen, die „Merkmale der Baustile“ jedermann auf das beste empfehlen zu können.

Für das weitere Studium stehen uns von österreichischen Autoren mannigfache Werke zur Verfügung, es genügt, wenn ich hier der drei kleinen Bände A. Hausers und in bildlicher Richtung der Langsachen Wandtafeln gedenke — alles darüber hinausreichende geht den Fachmann an.

Wien.

Heinrich Röver.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neuere deutsche Literatur im Lehrplan der
Mittelschule¹⁾.

Daß wir den Abstand eines entfernten Gegenstandes, von dem uns ein gleichförmiger Zwischenraum trennt, zu unterschätzen geneigt sind, hat jeder Tourist gelegentlich an sich erfahren. Auch beim Rückblick auf Ereignisse der selbsterlebten Vergangenheit, wie auf solche, die weit vor unserem Dasein liegen, mögen wir uns zuweilen bei einer Unterschätzung des zeitlichen Abstandes ertappen: unwillkürlich bemessen wir ihn nach der Menge der dazwischenliegenden Erlebnisse, jenen nach der Zahl der uns bekannten späteren Geschehnisse. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß dem naiven Blick die Vergangenheit in einer zunehmenden Verkürzung erscheint, die sich allmählich in Dämmerung verliert. Erst nachfolgende Überlegung macht uns das Selbstverständliche klar, daß jeder noch so entlegene Zeitraum genau so lange gewährt hat wie das Jahr oder Jahrhundert, in dem wir leben.

Nicht die wissenschaftliche Geschichtsschreibung, wohl aber die volkstümliche und für die Unterweisung der Jugend bestimmte zeigt im großen und ganzen das räumlich und das zeitlich Entfernte in perspektivischer Verkürzung. Sie behandelt die Erlebnisse eines außereuropäischen Volkes knapper als die eines benachbarten Reiches; sie legt im allgemeinen die Ereignisse eines Zeitraumes um so ausführlicher dar, je näher er der Gegenwart liegt. Und sie hat darin recht. Sie will die Jugend nicht in fremden Zeiten ansiedeln, sondern die fremden Zeiten in nahegerückten Bildern an ihr vorüberführen, damit ein vergleichender Ausblick sie kundiger mache und heimischer in der Gegenwart. Doch auch die politische und kulturelle Bedeutung eines Volkes gibt ihr für die Breite der Darstellung ein Maß.

Auffälliger noch ist die ungleiche Liebe, mit der die literaturgeschichtliche Unterweisung die Vergangenheit behandelt. Das hat sie

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten im Verein „Mittelschule“ in Wien.

von der wissenschaftlichen Literaturgeschichte überkommen; auch diese kann sich der Bewertung dichterischer Erzeugnisse nicht völlig entziehen, ohne gegen die Natur der behandelten Gegenstände zu verstoßen. Denn Dichtungen waren stets bewertet, kühl und leidenschaftlich, vom naiv Genießenden wie vom Kenner, von den Zeitgenossen und der Nachwelt. So gewährt sie den verschiedenen Schulen, Persönlichkeiten und Werken einen verschieden breiten Raum. Aber nicht die Schätzung, die ein Dichter von der Mehrheit seiner Zeitgenossen erfuhr, die geringere oder größere Verbreitung seiner Werke unter ihnen dient ihr als Maßstab: sondern das Urteil der Gegenwart, der Besten aus ihr, im einzelnen das des Verfassers selbst. Wenn auch des öfters an die kühle Aufnahme erinnert, die Goethes klassischen Dramen selbst bei nahen Freunden zuteil wurde, und an die Beliebtheit, derer sich gleichzeitig manche in der Genieszeit oder der Aufklärung wurzelnde Schriftsteller erfreuten, wir erhalten doch immer ein Bild der Vergangenheit, in dem Vorder- und Hintergrund, Licht und Schatten nach dem im ganzen klareren Urteil der Nachwelt verteilt ist. Vollends die Auswahl des literaturgeschichtlichen Stoffes für den Jugendunterricht wird durch diese Wertschätzung nahezu allein bestimmt. Hier handelt es sich ja weit weniger um Vermittlung geschichtlichen Wissens als um die Einführung in das wertvollste, was unser Volk an Dichtungen hervorgebracht hat, damit die Jugend an ihm das eigene Innenleben kläre und kräftige, sich bereichere und erhebe. Doch scheint gerade dieser in letzter Linie gegenwartsfreundliche Standpunkt die Mitursache für eine Rückständigkeit geworden zu sein, die seit langem merkbar, mit der Wende des Jahrhunderts um so empfindlicher geworden ist; ich meine die stiefmütterliche Behandlung, ja teilweise Vernachlässigung der Literatur des XIX. Jahrhunderts.

„Lehrplan und Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“, 1900 in 2. Auflage veröffentlicht, bezeichnen als Lehrstoff für die VIII. Klasse die Fortführung der Literaturgeschichte „bis zu Goethes Tod“; diese Abgrenzung entstammt der Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 26. Mai 1884, Z. 10.128. Dazu wird nach der Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 14. Jänner 1890, Z. 370 ein „Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung Grillparzers“ gefordert. Die Ausscheidung von Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ aus dem Lehrplan hatte diese Erweiterung ermöglicht. Ein zögernder Schritt in die Literatur des XIX. Jahrhunderts war getan.

Diesen Bestimmungen gemäß werden im Deutschen Lesebuch für österr. Gymnasien, herausgegeben von Dr. Karl Ferd. Kummer und Karl Stejskal, VIII. Bd., 4. Aufl. 1897, nach den Romantikern, den Dichtern der Befreiungskriege und dem schwäbischen Dichterkreis noch Chamisso, Rückert und Platen behandelt; mit ihnen, deren Schaffen wenig über das vierte Jahrzehnt hinausreicht, hauptsächlich aber für das zweite und dritte Dezennium charakteristisch war, schließt die deutsche Literatur des XIX. Jahrhunderts. Eine knappe, nicht ganz zwei Seiten füllende

„Übersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrhundert“ erwähnt die Tätigkeit Aug. Wilh. v. Schlegels und Th. Körners in Wien, weist auf die Verdienste Josef v. Hammers hin und hebt „aus der großen Zahl der älteren und neueren österreichischen Dichter des XIX. Jahrhunderts“ Collin, Pyrker, Zedlitz, Raimund, Sealsfeld, Ebert, Seidl, Stifter, Halm und Bauernfeld hervor. Pyrker und Zedlitz sind durch je eine Leseprobe vertreten. Grillparzer, Lenau und Anastasius Grün bilden den Schluß und werden mit erfreulicher Ausführlichkeit behandelt. Der in allen drei Bänden dieses Lesebuches befolgte Grundsatz, verhältnismäßig wenig Namen zu nennen, das Leben hervorragender Persönlichkeiten aber um so eingehender darzustellen, wurde eben auch hier festgehalten. Im Deutschen Lesebuch für die Klassen österreichischer Gymnasien, herausgegeben von Leopold Lampel, IV. Teil, 1890, wird an Chamisso, Rückert und Platen noch Heine angeschlossen; eine beigegebene Anmerkung spricht von Karl Immermann und weist im Anschluß an Heine auf das „junge Deutschland“ hin, dessen Vertreter mit Namen angeführt werden. Die deutsche Dichtung in Österreich wird ungefähr in dem nämlichen Umfange wie im Lesebuche von Kummer und Stejskal behandelt. Die literarische Übersicht allerdings ist ausführlicher; sie erwähnt u. a. auch Franz Stelzhamer, Ludw. Aug. Frankl, Hermann v. Gilm und Karl Beck, den Dichter der „Lieder vom armen Mann“. Die Übersicht über die dramatische Dichtung in Österreich schließt mit einem Hinweis auf Friedrich Heibel. Reichlicher noch ist die im Deutschen Lesebuche für österr. Obergymnasien, herausgegeben von Dr. Franz Prosch und Dr. Franz Wiedenhofer, III. Teil, 1896, gebotene Übersicht über die epische und lyrische Dichtung in Österreich; hier finden bereits Robert Hamerling, Adolf Pichler und Peter Rosegger Erwähnung. Die Besprechung der dramatischen Dichter Österreichs schließt mit Ludwig Anzengruber.

Hier wie in Lampels Lesebuch glaubt man das Bestreben zu erkennen, der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts unter Berücksichtigung der dem Deutschunterrichte zugewiesenen Stundenzahl und innerhalb der durch den Lehrplan gezogenen Grenzen eine möglichst freundliche Beachtung schenken zu wollen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese „Überblicke“ — und nur solche werden ja durch die Ministerial-Verordnung von 1890 verlangt — kaum eine Fortführung der Literaturgeschichte über Goethes Tod hinaus bedeuten. Sie sind nicht viel mehr als Namensverzeichnisse. Im Lesebuche von Kummer und Stejskal werden die Dichter nach Maßgabe ihres Geburtsjahres aufgezählt; im Lesebuche Lampels und dem von Prosch-Wiedenhofer erscheinen sie nach den drei Hauptgattungen der Dichtung geordnet; ein Einteilungsprinzip, das im Anschluß an den Lehrstoff der V. Klasse in beiden Lesebüchern auch bei älteren Epochen zugrunde gelegt wurde, an und für sich einwandfrei, ja zweckmäßig ist. Aber der in unseren Lesebüchern bei allen älteren Kulturepochen gemachte Versuch einer innerlich begründeten Gruppierung der Dichter zu Schulen, die Charakteristik ihrer Richtung und ihrer Hauptvertreter, um deretwillen man leicht auf die

Nennung manchen Namens zweiten und dritten Ranges verzichten könnte, vor allem der unerlässliche Hinweis auf den Zusammenhang mit der deutschen, ja außerdeutschen Literatur und mit dem geistigen Leben der Zeit fehlt. Ein tatsächlicher Einblick in die Entwicklung der deutschen Literatur nach Goethes Tod wird unseren Schülern bisher nicht gewährt. Auch beschränken sich ja die dargebotenen Dichtungsproben der Hauptsache nach auf Grillparzer, Lenau und A. Grün. Es liegt mir ferne, durch diesen Hinweis gegen irgend jemand einen Vorwurf erheben zu wollen. Die genannten Übersichten sollten eben einen einstweiligen Ersatz bilden; die Ministerial-Verordnung von 1890, die vor allem eine gebührende Würdigung Grillparzers ermöglichte, bedeutete einen ersten Versuch, die bisher festgehaltene Grenze für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte der Gegenwart etwas näher zu rücken. Daß aber diese Abgrenzung allmählich zu enge geworden ist und eine Rückständigkeit in der literaturgeschichtlichen Unterweisung wie im dargebotenen Lehrstoff verursacht, kann heute kaum bezweifelt werden.

Ließen doch die Verfasser selber in den Lesebüchern des Untergymnasiums und in denen für die V. Klasse, die zur Einführung in die Eigenart der „epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsgattungen“ dienen, ab und zu einem Dichter aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts das Wort; hier konnte die Brauchbarkeit des Stückes für die Aufnahme maßgebend sein, jene Abgrenzung bildete kein Hindernis. So finden sich im Deutschen Lesebuche von Kummer und Stejskal, V. Bd., 6. Aufl., 1893 u. a. Heines „Belsazer“ und „Die Lorelei“, ein „Morgenlied“ von Hoffmann v. Fallersleben, die Gedichte „Der Kreuzschnabel“ und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ von Julius Mosen, „Der Löwenritt“ und das Lied „O lieb, solang' du lieben kannst“ von Ferdinand Freiligrath, die Legende „*Ave Caesar, morituri et salutant!*“ von Karl Gerok, „Der Triumphator“ von Alfred Friedrich Graf v. Schack, „Der Tod des Tiberius“ und drei Lieder von Em. Geibel, „Der Mönch von Heisterbach“ von Wolfgang Müller. Auf dem Gebiete der Erzählung kommen neben älteren Schriftstellern Karl Immermann, Ernst Curtius, Friedr. Wilh. v. Hackländer, Herm. Masius und Ottokar Lorenz zu Wort.

Im Deutschen Lesebuche für die V. Klasse von Leopold Lampel, 2. Aufl. 1891, ist u. a. Abraham Emanuel Fröhlich durch sechs Fabeln, Hoffmann v. Fallersleben durch zwei Lieder, Karl Gerok durch die Legende „*Ave Caesar*“, Em. Geibel sogar durch sechs Lieder, ein Sonett, zwei Elegien und mehrere Sprüche vertreten; auch Paul Heyses stimmungsvolles Lied „Über ein Stündlein“ wurde aufgenommen. Für die Prosa lieferten u. a. Ernst Curtius, Gustav Freytag, Ottokar Lorenz und Peter Rosegger Musterstücke.

Auch im Deutschen Lesebuche für die V. Klasse von Prosch-Wiedenhofer, 1890 ist ein und der andere in der späteren literaturgeschichtlichen Unterweisung nicht mehr berücksichtigte Dichter des XIX. Jahrhunderts durch Leseproben vertreten. Von Abraham Emanuel Fröhlich wurden drei Fabeln, von Scheffel und Gottfried Kinkel je zwei

Lieder, von Em. Geibel zwei Lieder und eine Ode aufgenommen. Aber Ed. Mörike (Gedichte 1838), Theodor Fontane (Balladen 1861) und Martin Greif (Gedichte 1868) vermisste ich in allen drei Lesebüchern und vermisste sie ungern. Gerade ihre unrhethorische, durch Unmittelbarkeit der Empfindung und lebendige Anschauung ausgezeichnete Dichtung wünschte ich reichlich vertreten. Sie ist vor allem geeignet, die Jugend, die leicht in überhitzten Phantasien und in künstlichem Wortgepränge das Poetische sucht, das Wesen echter Dichtung zu erschließen und eine Liebe zu begründen, die spätere Lebenserfahrungen nicht schmälern werden.

Auch dürfte sich ja heute in den meisten Schülerbibliotheken Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden“, ein oder das andere Werk von Gust. Freytag, von Scheffel, Felix Dahn oder Georg Ebers vorfinden.

Seit 1900 ferner wird für den geschichtlichen Unterricht in der VII. Klasse ausdrücklich die Behandlung der Neuzeit „vom Beginne des Dreißigjährigen Krieges bis auf die Gegenwart mit besonderer Hervorhebung der kulturhistorischen Momente“ verlangt. Daher finden wir die Literatur des XIX. Jahrhunderts sowohl in Gindely-Mayers Lehrbuch der Allgemeinen Geschichte, III. Bd., 10. Aufl. 1900 (S. 209) als auch in Andreas Zeehes Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit 1899 (S. 245) und in Dr. J. Loserths Grundriß der Allgemeinen Geschichte, III. Teil, 8. Aufl. 1895, wenn auch in naturgemäß sehr knapper Weise charakterisiert. Gindely-Mayer weist auf die Pflege des Romans und der Novelle in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts hin, hebt als deren Vertreter in Deutschland Auerbach, Gustav Freytag, Viktor v. Scheffel, Spielhagen, P. Heyse und Gottfried Keller hervor und schließt mit einem Hinweis auf den Naturalismus. Zeehe erklärt sein Aufkommen in Deutschland als eine Folge des Aufschwunges der Naturwissenschaften und weist auf die Einwirkung der Franzosen, Norweger und Russen hin, von denen „der Romanschreiber Zola, der Dramatiker Ibsen, der Dramatiker und Novellist Björnson und der Romanschriftsteller Turgeniew“ genannt werden. Loserth bespricht die Literatur Deutschlands und Österreichs und jene außerdeutscher Staaten und Völker in besonderen Abschnitten. — Freilich können weder diese dürftigen Andeutungen, noch einzelne in den Schülerbibliotheken vorhandene Werke neuerer Romanschriftsteller oder jene wohlmeinenden Versuche, die Dichtung des XIX. Jahrhunderts in den Lesebüchern für die V. oder für die VIII. Klasse innerhalb der durch den Lehrplan gezogenen Grenzen zu gebührender Geltung zu bringen, einen vollwertigen Ersatz bieten. Sie mögen teilweise dem Bewußtsein der Unvollständigkeit des literaturgeschichtlichen Lehrstoffes entsprungen sein.

Zudem besitzt gerade das Lesebuch von Prosch-Wiedenhofer, das die Literatur des XIX. Jahrhunderts am ausführlichsten behandelt, bisher geringe Verbreitung. Im Schuljahre 1901/2 fand ich unter 98 Oberlyceen, deren Jahresberichte ich einsah, Kummer-Stejskals Lesebuch an 51 in Verwendung, Lampels Lesebuch an 31, Prosch-Wiedenhofers Lesebuch an 8 Anstalten. An den 18 übrigen Anstalten ist infolge eines augenblicklichen Überganges keines der drei genannten Lesebücher ausschließlich in Gebrauch. Ich möchte übrigens durch die angeführten

Zahlen nach keiner Seite hin ein verhülltes Werturteil über jene Lesebücher abgegeben haben. Rücksicht auf die *bibliotheca pauperum*, längere Gewöhnung des Fachlehrers mag ab und zu neben seiner Ansicht über die Verwendbarkeit der drei Lesebücher für die Beibehaltung eines älteren Lehrbuches bestimmend sein. Und ihre Verwendbarkeit kann natürlich nicht schlechtweg nach dem Ausmaß beurteilt werden, indem die Literatur des XIX. Jahrhunderts innerhalb der durch den Lehrplan gezogenen Grenzen Berücksichtigung findet; um so weniger als nach der bestehenden Organisation schwer eine hinreichende Stundenzahl für ihre Behandlung erübrigt werden kann. Widersinnig aber wäre es, die Schüler mit Namen von Dichtungen oder gar mit den Geburts- und Sterbedaten ihrer Verfasser zu quälen, ohne sie mit ihren Werken hinlänglich bekannt zu machen. Erst das Interesse an einem bedeutenden Werke drängt ja den natürlichen Menschen zur Frage nach seinem Urheber, auf den er nun seine Liebe überträgt, dessen Sein und Schaffen ihn anzieht und ihm die Lösung manches Rätsels verspricht. Andererseits ist ja der Fachlehrer nicht so eng an das Lesebuch gebunden, daß es ihm nicht freistünde, zweckmäßige Kürzungen oder Erweiterungen des dargebotenen Lehrstoffes vorzunehmen. Dennoch möchte ich aus der angegebenen Verbreitung der drei Lesebücher schließen, daß die Mehrzahl unserer Schüler mit der Literatur des XIX. Jahrhunderts tatsächlich nur im bescheidensten Ausmaß bekannt gemacht wird; ihre etwas breitere Behandlung bei Prosch-Wiedenhofer könnte also gegenwärtig meiner Klage über die Vernachlässigung des XIX. Jahrhunderts kaum entgegengehalten werden.

Natürlich geht auch die pflichtmäßige Schul- und Privatlektüre nicht über ein oder das andere Drama Grillparzers oder bestenfalls Kleists hinaus; und schon deshalb sind auch die bei Alfred Hölder, Karl Graeser und F. Tömpky veröffentlichten Schulausgaben klassischer Werke bisher innerhalb jener durch Goethes Tod bezeichneten Grenze verblieben.

Unserem Unterrichte mangelt allzu empfindlich die Fühlung mit der Gegenwart, mit dem Leben, wie es sich außerhalb der Schulmauern abspielt; und das ist nicht recht. Gewiß bin ich weit von der Meinung entfernt, als ob diese Fühlung mit der Gegenwart einfach durch Aufhebung jener öfter erwähnten Abgrenzung gewonnen werden könnte. Hier ist größtenteils die Art des Unterrichtes entscheidend. Überall und in jedem Gegenstande lassen sich Hunderte von Beziehungen zur Gegenwart finden; und mehr noch: alles Vergangene, Halbentschlafene erwacht im Lebendigen zu neuem Leben. Eben dieses Erwecken der toten Lettern zu lebendigen Worten ist eine unserer wichtigsten und schönsten Aufgaben. Aber Literaturgeschichte und Lektüre an unseren Gymnasien ist doch etwas rückständig.

Die letzte unseren Schülern vorgeführte Epoche geistigen Lebens ist die Romantik. Sie bildet zeitlich und innerlich den Übergang vom Jahrhundert Winckelmanns zur Gegenwart. In Platen, Immermann und Heine erstanden ihr die ersten, wenn auch selber uneinigen Gegner. Seit der Julirevolution von 1830 kommt in der deutschen Literatur eine neue Bewegung zum Ausdruck; die seit den Befreiungskriegen vergeblich

gelegte Hoffnung auf liberale Regierungsformen rief sie hervor. Es ist die Zeit des jungen Deutschland, das die Dichtung in den Dienst einer demokratischen, den Ideen der Romantik entgegengesetzten Politik stellte. Die Journalistik des XIX. Jahrhunderts wurde damals begründet. Neben Heine sollten Börne, Laube und Gutzkow genannt werden. An das junge Deutschland wäre die politische Lyrik eines Georg Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt und Freiligrath anzureihen. Die Blüte des Dramas in Altösterreich, die an die Namen Grillparzer, Bauernfeld, Raimund, Nestoy und Halm geknüpft ist, findet in unseren Lesebüchern Berücksichtigung. Auf dem Gebiete des Romans wäre außer Sealsfeld auch Wilibald Alexis zu nennen. Die Tätigkeit Josef Ranks und Adalbert Stifters würde durch einen Hinweis auf Immermanns Oberhof, auf die Schweizer Dorfgeschichten des Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten im Zusammenhang mit Bestrebungen ihrer Zeit erscheinen. Nach dem Revolutionsjahr 1848 stehen die Kämpfe um ein geeintes Königreich Italien und um die Vorherrschaft in Deutschland im Vordergrund des Interesses. Der Aufschwung der Naturwissenschaften, die Mißachtung der Philosophie kennzeichnet das Zeitalter. Eine bedeutende Vermehrung der Verkehrsmittel, zahlreiche technische Erfindungen verändern das Leben. Es ist die Zeit des poetischen Realismus, vertreten durch Gustav Freytag, Friedrich Heibel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Theodor Fontane, Viktor Scheffel und Fritz Reuter. Hochschätzung der Form kennzeichnet die seit 1852 entstandene Münchener Dichterschule. Emanuel Geibel, Adolf Friedrich v. Schack, Bodenstedt, P. Heyse, Hermann Lingg, Wilhelm Hertz und Martin Greif gehören ihr an. Die Verdienste der kunstsinnigen Wittelsbacher wären zu würdigen. An Eduard Mörikes Gedichte wurde bereits erinnert; seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ (Stuttgart 1856) sollte in den Schülerbibliotheken nicht fehlen. Friedrich Spielhagen und der Humorist Wilhelm Raabe treten auf dem Gebiete der erzählenden Prosa bedeutend hervor, mit epischen Dichtungen errang Robert Hammerling starken Erfolg. Der Begründung des Deutschen Reiches, der Neugestaltung Österreichs, der Erfüllung so vieler politischer Ideale des Bürgertums folgen Jahre der Müdigkeit und des Überdresses an der Gegenwart. Schopenhauers Pessimismus breitet sich aus, der historische Sinn feiert Triumphe. Weltgeschichte, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte finden glanzvolle Darstellung. Dichter-Archäologen wie Georg Ebers, Felix Dahn und Ernst Eckstein pflegen den kulturhistorischen Roman; mag die ästhetische Kritik auch ihre Werke nicht allzu hoch einschätzen, in den Schülerbibliotheken leisten sie uns gute Dienste; sie entrollen vor den jungen Leuten weit lebensvollere Bilder vergangener Zeiten und Völker als sie der Schulunterricht zu bieten vermag. Aber ihrer dichterischen Bedeutung wegen müßten die Lyriker und Novellisten Konrad Ferdinand Meyer und Theodor Storm genannt und namentlich Storms aus tiefem Gemüt geschaffene Novellen bereits den Schülern zugänglich gemacht werden. P. K. Rosegger, Adolf Fichler und Marie v. Ebner-Eschenbach würden als Vertreter der Prosadichtung, Rudolf Baumbach seiner beliebten

Erzählungen in Versen wegen zu nennen sein; auch von ihren Werken ließe sich ein und das andere in die Schülerbibliotheken einstellen. Ja, ein lustiger Schwank, ein munteres Touristenlied Baumbachs, hier und dort in unsere Lesebücher aufgenommen, trüge einen frischen Lufthauch in die Klassen. Weiter wäre auf den ungeheuren Erfolg Richard Wagners zu verweisen, mit dessen musikalischen Dramen die Romantik den Wandel der Zeiten siegreich überdauert. Noch wäre Ernst v. Wildenbruch, der letzte großartige Dramatiker des XIX. Jahrhunderts, zu nennen. Ludwig Anzengruber aber verdient an österreichischen Gymnasien eine sorgfältige Würdigung. Und schließlich wäre auch auf jenen vorläufigen Aberkünd in der Nachwirkung des Klassizismus und der Romantik, auf das Fortkommen des Naturalismus zu verweisen, der durch ausländische Vorbilder angeregt und begünstigt durch eine vielleicht übertriebene Hochschätzung der Naturwissenschaften sich ähnlich dem vorklassischen Sturm und Drang im Gegensatz zum herrschenden Historismus und Formenkultus entwickelte; der gleich ihm den Alltag abschildert, den Dialekt bevorzugt und die kunstvolle Führung der Sprache mißachtet; gleich ihm Gesellschaftskritik übt und sich vielfach für die Bestrebungen des vierten Standes einsetzt wie ehemals der junge Schiller für das Bürgertum. Aber in Großstädten erwachsen ist im teilweise eine Ziel- und Ideallosigkeit, die ihn von dem hochstrebenden Sturm und Drang des XVIII. Jahrhunderts scharf unterscheidet. Die Schlagwörter „Neuroromantik“, „Renaissance“, „Heimatkunst“ bezeichnen Bestrebungen und Versuche der Jüngsten.

Von dieser Entwicklung der deutschen Literatur, wie sie sich während der 71 Jahre vollzog, die uns heute von Goethes Tod trennen, hören die jungen Leute wenig oder nichts; Dichtungen dieser Zeit werden ihnen in ungenügendem Ausmaß geboten. Nahezu ausschließlich über Literaturrepochen ferner oder näherer Vergangenheit unterrichtet, muß im naiven Schüler die Meinung entstehen, als gehöre die Literatur selber der Vergangenheit an, als seien ihre Werke vornehmlich zu geschichtswissenschaftlicher Betrachtung geeignete Denkmale und nicht vielmehr die jeweiligen Erzeugnisse einer zwar größeren oder geringeren, aber doch ununterbrochen fortwirkenden lebendigen Kraft. Daß er selber mitten in eine Entwicklung gestellt ist, kommt ihm kaum zu Bewußtsein.

Noch mancherlei schiefe Auffassung der Literatur erhält durch jene Ausscheidung der nachklassischen Zeit einigen Vorschub. Über dem höchsten Ziele der Kunst, jenem Ideale der Renaissancedichter, Werke von zeitloser Geltung zu schaffen, wird ihre allererste Aufgabe, dem jeweiligen Innenleben der Zeit, d. h. der in ihr geistig herrschenden Klasse Sprache zu leihen, leicht übersehen. Freilich kann diese Erkenntnis dem Schüler an verschiedenen Epochen der Vergangenheit eröffnet werden, an dem Zeitalter des Rittertums wie an dem der Befreiungskriege. Wird sie ihm aber auch hinsichtlich der Gegenwart zuteil, dann dürfte es nicht bei der kalten Erkenntnis bleiben; dann wecken wir in manchem jungen Menschen ein über die Schule fortwirkendes Verlangen nach einer

Dichtung, die sein eigenes Leben darstellt und deutet; wir haben ihn nicht nur zu einem Gebildeten erzogen, den gelehrte Kenntnis und Ehrfurcht vor den Großen der Vorwelt ziert, sondern zu einem Menschen mit persönlichem Bedürfnis nach Kunst.

Leicht wird auch durch jenen Abschluß mit Goethes Tod in der doktrinär veranlagten Jugend die Meinung angebahnt, als gebe es für die Kunst allgemein und allezeit gültige Vorbilder, bleibende Muster für eine mehr oder weniger äußerliche Nachahmung. Als sei nicht vielmehr jede normative Ästhetik einer Grammatik zu vergleichen, die den Sprachgebrauch bestimmter Zeitalter festhält und zur Regel erhebt. Zwar ist die Kunst nach Grillparzers Wort „zu allen Zeiten Eine“; und auf gleicher Stufe der Entwicklung gelangen die Menschen bei ihrer einheitlichen Organisation zu ähnlichen Anschauungen über die nämlichen Dinge. So sind etwa die Gedanken Herders über das Wesen der Lyrik, die Unterscheidungen epischer und dramatischer Dichtung im Goethe-Schillerschen Briefwechsel, Lessings Grundanschauungen über das Wesen des Dramas als der Vorführung einer Willenshandlung so tief in der Natur der Sache begründet, daß ihre Geltung nur mit der Dichtkunst selber vergehen könnte. Aber im übrigen ist doch die Art künstlerischer Äußerung verschieden nach Zeit und Land und muß es bleiben, soll die Dichtung bodenständig sein und echt. Den in unsere Lesebücher aufgenommenen kritisch-ästhetischen Stücken Lessings, Herders, Goethes, Schillers und der Romantiker sollten daher in Anmerkungen stets reichliche Hinweise auf jene Dichtungen beigegeben werden, aus denen diese Theorien gewonnen wurden, auch wenn sie als allgemein gültig hingestellt erscheinen; nicht minder aber ist ihre Verwertung in den Dichtungen der Verfasser selber zu zeigen. So würden jene Aufsätze fruchtbar gemacht, an den Dichtungen manches erhellt und jener irrtümlichen Meinung gesteuert werden. Allerdings berühre ich hiemit eine Frage, die eine Erörterung für sich verdiente, die Frage der in unseren Lesebüchern und Schulausgaben gebotenen Anmerkungen. Hier möchte ich nur an Adolf Lichtenhelds mustergültige Anmerkungen zu der bei Graeser erschienenen Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie erinnern, der es nicht veräuimt, gelegentlich auf die zeitlichen Grenzen für die Geltung der von Lessing aufgestellten Theorien hinzuweisen. Ebenso wäre auch eine Fortführung der Literaturgeschichte bis zur Gegenwart geeignet, vor einer Engherzigkeit und Buchstabengläubigkeit in literarisch-ästhetischen Fragen zu warnen, die in letzter Linie der Auffassung jener Meisterwerke selbst zum Schaden gereicht.

Daß andererseits die Kenntnis der Gegenwart vielfach zu vergleichender Betrachtung des XVIII. Jahrhunderts einladen würde, die dem Verständnis beider Zeitalter zugute käme, brauche ich nur kurz anzudeuten. So gäbe etwa die Erwähnung der glänzenden Geschichtsschreibung des XIX. Jahrhunderts Anlaß, den leicht übersehenen Unterschied zwischen literarhistorischer Kritik und der Tageskritik Lessings, Herders und der Romantiker zu erhellen: dort das Bestreben mitten in ihrer Zeit stehender Männer, durch Erzeugnisse der Vergangenheit das geistige Leben der

Gegenwart zu befruchten, hier die Tendenz zu einem völlig unparteiischen und selbstlosen Versenken in das Gewordene; ein Unterschied, durch den die herrschende Geistesrichtung beider Zeitalter gekennzeichnet wird. Nicht minder etwa durch die Erwägung, daß sich unsere Klassiker noch nicht jenes Schutzes erfreuten, den die Gesetzgebung des XIX. Jahrhunderts geistigen Erzeugnissen gewährt und der erfolgreiche Schriftsteller von ihrer Feder leben läßt. Die Bedeutung der Fürstenhöfe für die Blütezeit unserer Dichtung erführe dadurch eine gebührende Würdigung. Die Tätigkeit der Klassiker hatte einen aristokratischen, von Geschäftsinteresse freien Zug. Und die einst von einem Cotta, Göschen oder Brockhaus geleiteten Buchhandlungen haben sich im XIX. Jahrhundert in Aktiengesellschaften verwandelt. So kam auf allen Linien das Demokratische, das Unpersönliche zum Siege. Noch viele Beispiele einer vergleichenden Betrachtung des XIX. mit dem XVIII. Jahrhundert ließen sich anführen; und jedesmal würde die Kenntnis des Gegenwärtigen die Erkenntnis des Vergangenen vertiefen. Das Vergangene aber an die Gegenwart geknüpft, würde von unseren Schülern mit um so größerem Interesse aufgenommen werden und später nicht als eine müßige Gedächtnislast verloren gehen.

Tritt heute der Abiturient aus der Schule und wird mit literarischen Erscheinungen seiner Zeit bekannt, so mag ihm zu Mute sein, als wäre er plötzlich in eine fremde Gegend versetzt worden. Rückblickend gewahrt er die fernen Höhenzüge der Vergangenheit, vor ihnen eine pfadlose Strecke. Ihm fehlt der geschichtliche Zusammenhang. Gewiß sind ja geschichtliche Kenntnisse gerade zum Verständnis eines Kunstwerkes nicht nötig, weniger nötig als die Fähigkeit des Einfühlens und Miterlebens; aber sie sind doch auch dem künstlerischen Verständnis sehr förderlich und für eine Beurteilung kaum zu entbehren. Und er hat doch soviel Geschichte gelernt, mehr vielleicht als ihm lieb war; gerade hier vermißt er sie ungen. Wahllosigkeit in der Lektüre, urteilslose Überschätzung oder unwissende Unterschätzung der Gegenwart sind eine naheliegende Folge jener Versäumnis. Hat ihn nicht der geographische Unterricht mit der Gestalt seines Vaterlandes vertrauter gemacht als mit der des übrigen Europa und ihm von Europa mehr erzählt als von den anderen Weltteilen? Und in der Naturgeschichte war weniger von Erzeugnissen vergangener Erdperioden die Rede, als von dem, was heute lebt und blüht. Warum mußte er gerade im geistigen Leben seiner Zeit ein Fremdling bleiben? Verwunderung mag ihn befallen, die leicht in Groll gegen die Schule umschlägt. Hier liegt ein Anlaß zu Vorwürfen gegen die Schule, der sich beseitigen ließe. Freilich nur ein Anlaß und vielleicht nicht der maßgebendste. Aber nie wird ja eine völlige Versöhnung der großen Mehrheit unter den Eltern mit einer Schule gelingen, die über die Vermittlung rasch verwertbarer Kenntnisse und Fertigkeiten hinausgeht und ihr Ziel in einer scheinbar zwecklosen und doch den höchsten menschlichen Zwecken dienenden Ausbildung des Geistes erblickt. Und schwerlich werden die besten Lehrer sich jemals rühmen können, daß die Mehrheit ihrer vormaligen Schüler der Schulzeit nur

mit Liebe gedenkt. Denn eben die Mehrheit konnte nicht ohne Zwang auf eine Stufe geistiger Ausbildung gehoben werden, die sie aus eigener intellektueller und moralischer Kraft, in jenen Jahren wenigstens, nicht erreicht hätte. Dieser Druck aber schmerzt nach, mag er auch noch so wohlwollend und erfolgreich gewesen sein. Bald in andere Lebenssphären gerückt, verharret man nicht selten bei jenen Anschauungen, die man sich während der empfänglichen Schülerzeit über das Gymnasium gebildet hatte; allmählich aber versieht eine geschäftige Phantasie die Erinnerungsbilder der vormaligen Lehrer mit möglichst tyrannischen oder komischen Zügen und schafft so einen beruhigenden Ausgleich. Ich will ja damit nicht jeglichen Vorwurf gegen Schule und Lehrer erklärt und entkräftet haben. Dem gegen die Vernachlässigung der neueren Literatur gerichteten stimme ich bei. Je vollständiger die Schule das Leben des jungen Mannes in Anspruch nimmt, desto sorgfältiger gilt es allezeit zu überlegen, was sie ihm für sein späteres Leben bietet.

Gegenüber der Einwendung, daß es eben Sache des absolvierten Gymnasiasten sei, jene von der Schule gelassene Lücke in seiner Bildung durch eigenen Fleiß zu ergänzen, berufe ich mich auf die allbekannte, auch in Grillparzers Selbstbiographie erwähnte Erfahrung, daß Kenntnisse, zu denen in der Schule nicht wenigstens der Grund gelegt, für die das Interesse nicht in jenen jungen Jahren erregt wurde, später nur selten und schwer erworben werden. Meist bleibt eine bedauerliche Unkenntnis bestehen, die unter dem Einfluß des Berufes, der kleinen Freuden und Leiden des Tages zur unwürdigen Gleichgültigkeit gegen das geistige Leben der Zeit wird und seiner feinsten Blüte, der Literatur. Das wird die Schule freilich nicht hindern können, sie soll es aber nicht mitverschulden.

Man wird mich vielleicht an die Meisterwerke Älterer und alter Zeit erinnern, an die Antike, an Shakespeare und die deutschen Klassiker, mit denen der Abiturient bekannt gemacht wurde, und denen das XIX. Jahrhundert nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen habe; an Werke, deren Verständnis auf jener Altersstufe nur angebahnt werden konnte, da ja zu einem Ausschöpfen ihres Gehaltes jungen Leuten das nötige Maß innerer und äußerer Erfahrung noch mangelt. Aber schwerlich wird jemand ohne berufliche oder gelehrte Veranlassung nach älteren Werken greifen, der keine Beziehungen zur Literatur seiner eigenen Zeit gewonnen hat. Viel leichter wird ihn im späteren Leben die mit der Gegenwart gewonnene Fühlung veranlassen, jene Meisterwerke der Weltliteratur wieder vorzunehmen und sich ihrer mit gereiftem Verständnis zu bemächtigen. Das wäre eine der schönsten Nachwirkungen der Schule, ja vielleicht das wertvollste Ergebnis einer vollen Berücksichtigung der Gegenwart.

Ähnlich ist ja auch der Vorgang, den wir an unseren Klassikern, wie an allen schöpferischen Naturen beobachten. In der Gegenwart wurzelnd, vertiefen sie sich in das Fremde, nicht um in demselben aufzugehen oder es zu kopieren, sondern um es für sich und ihre Zeit zu erobern. So hat Goethe, abgesehen von einer unvollendet gelassenen

Studie, die peinliche Nachahmung der vorbildlich verehrten Griechen vermieden. Als Homeride zeichnet er deutsches Leben auf deutschem Boden. Seiner Iphigenie ist das Gedanken- und Gefühlleben des XVIII. Jahrhunderts verliehen; sein Egmont, aber auch sein Tasso trägt Züge Goethes und mancher Zeitgenossen. Nicht anders verfährt der Historiker Schiller bei seinen der Geschichte entnommenen Dramen: Marquis Posa, Maria Stuart, Jeanne d'Arc und Talbot sind Menschen des XVIII. Jahrhunderts. In vielen seiner Gedichte gewahren wir eine häufige Vermischung antik-heidnischer und christlicher Vorstellungen, die in gleicher Weise sein Inneres erfüllen, das er zum Ausdruck bringt. Gemäß seiner Anschauung, daß hinter allen Religionen die Religion liege, glaubt er keine Scheidung vernehmen zu müssen. Grillparzer verleiht Kaiser Rudolf II. viel von seinem eigenen Charakter; aus seinem Spartakus, seinem Ottokar, aus Kleists Hermannschlacht fühlen wir heraus, daß die Dichter jene Gestalten einer fernen Vergangenheit mit ihrem eigenen, durch die Ereignisse der Befreiungskriege angeregten Innenleben erfüllt haben. Den Zwiespalt in Sappho schöpft Grillparzer aus Erfahrungen der eigenen Brust und begegnet dem Tadel, das Stück sei nicht griechisch genug, mit den Worten, das sei ihm recht, da er nicht für Griechen, sondern für Deutsche schreibe. Nur weil das geistige Leben des Klassizismus dem unseren nahe verwandt und jenes älterer Epochen uns im allgemeinen weniger vertraut ist, kommt uns dieses vom künstlerischen Schaffen untrennbare Projizieren lebendiger Gegenwart in ferné Jahrhunderte, dieses Erfüllen vergangener Zeiten mit modernstem Inhalt nicht immer zum Bewußtsein; oder doch weniger deutlich als das freilich naivere Verfahren des Helianddichters, Heinrichs von Veldeke, der Verfasser des Nibelungenliedes oder Hans Sachsens, bei denen auch das äußere Kostüm der Gegenwart und Heimat angehört. So schafft jeder echte Künstler aus seinem in der Gegenwart wurzelnden, durch Fremdes bereicherten Innern. Aber auch nur das unserer Gegenwart Angehörige, ihr Verwandte oder Nahegerückte vermögen wir ohne Nebeninteresse menschlich und künstlerisch voll zu erfassen. Mitten in einer alexandrinischen Zeit wagte es Fritz v. Uhde, biblische Stoffe in das Kostüm der Gegenwart zu kleiden. Dies plötzliche Fallenlassen der traditionellen Darstellung, mehr noch ein teilweiser Mangel an Idealisierung, in der ein gesundes Volk alle jene sehen will, zu denen es aufblickt und die es liebt, mußten viele Beschauer verletzen, denen jene Gestalten noch nicht historisch geworden sind. Und seine Bilder verblühten ein Publikum, das an Kolossalgemälden und Panoramen geschichtlichen Inhalts Gefallen fand, an das historisch getreue Kostüm der Meininger gewöhnt war, vor dessen Phantasie Roman und Kulturhistorie alle Zeiten und Völker auferstehen ließen. Aber es konnte sich an ihnen der Verschiedenheit zwischen rein menschlicher Teilnahme und gelehrtem Interesse wieder bewußt werden, des tiefgehenden Unterschiedes von Kunst und Wissenschaft, dieser so oft und meist mit Unrecht in einem Atem genannten Änderungen menschlichen Geistes. Ist doch das Verhältnis der Wissenschaft zur Vergangenheit ein anderes als jenes der Kunst; und ich möchte

der Kunst beileibe nicht die erste Rolle in der Erziehung einräumen; wichtiger als die Pflege des Gemütes und der Phantasie ist die Übung des Verstandes und die Festigung des Willens. Auch der einseitigen Bevorzugung des Gegenwärtigen möchte ich mich nicht schuldig machen; ihm fehlt der geheimnisvolle Reiz, der das Ferne umgibt und das Altertümliche. Und nur wer den Blick über das enge Dasein hinauszuweifen läßt in Vergangenheit und Fremde, entwindet sich der natürlichen Beschränktheit. Aber das völlige Übersehen des Gegenwärtigen führt zur Unnatur. Gerade in einer durch ihren hochentwickelten Historismus gekennzeichneten Zeit erscheint mir die volle Berücksichtigung der Gegenwart in der Schule geboten; nicht allein um des XIX. Jahrhunderts willen, sondern zur Pflege und Entwicklung eines lebendigen Gegenwartssinnes.

Welche Erwägung zu jener durch die Ministerial-Verordnung von 1884 gegebenen Abgrenzung die Literaturgeschichte führte, scheint uns schwer verständlich zu sein: das Bestreben, die Jugend nur mit anerkannt wertvollen dichterischen Erzeugnissen bekannt zu machen. An der Literatur nach Goethes Tod sollte die Zeit erst ihre Sichtung vornehmen; so blieb jene Bestimmung, kaum geschwächt durch die Ministerial-Verordnung von 1890, in Kraft. Aber während der letzten 70 Jahre hat sich jene Sichtung zum Teile vollzogen; sie völlig abzuwarten würden noch viele Jahre nötig sein und zu gänzlichem Stillstand gelangt das Urteil der Nachwelt nie. Im allgemeinen aber pflegt man die Literatur eines Jahrhunderts, das unmittelbar auf eine Blütezeit folgte, nicht allzu gering zu schätzen. Wollte man aber den Zweck des Deutschunterrichtes ganz ausschließlich in einer durch Vermittlung der klassischen Dichtung erstrebten Gemüts- und Geschmacksbildung erkennen, dann gebührt den meisten vorklassischen Jahrhunderten noch weniger eine Berücksichtigung von Seite unserer Lesebücher als unserer unmittelbaren Vergangenheit.

Eine zweite Ursache jener Bestimmung liegt wohl in der verhältnismäßig geringen Berücksichtigung, welche das XIX. Jahrhundert bis vor kurzem von Seite der wissenschaftlichen Literaturforschung fand; ihre besten Vertreter waren noch mit der Klarlegung des Klassizismus und der Romantik vollauf beschäftigt. Die Literatur nach Goethes Tod wurde selten in den Kreis akademischer Vorlesungen und Seminarübungen gezogen. Auch hier hat seit einiger Zeit ein Umschwung begonnen¹⁾. In Einzelschriften und Gesamtdarstellungen — ich erinnere an die Werke von Richard M. Meyer, Barthel, Stern, Weitbrecht, Busse — ist heute die Literatur des XIX. Jahrhunderts hinreichend klargelegt, um von der Schule berücksichtigt werden zu können.

Daß man aus patriotischen Gründen Anstand nehmen werde, die Schüler österreichischer Gymnasien mit der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts bekannt zu machen, ist heute kaum zu besorgen.

¹⁾ Vgl. den interessanten Artikel Jakob Minors „Bis zu Goethes Tode“ in der „Neuen Freien Presse“ vom 15. Februar 1903, abgedruckt im „Litterarischen Echo“, V. Jahrg., Nr. 12.

Trotz der Ereignisse des Jahres 1866 besteht zwischen Deutschland und dem deutsch-österreichischen Volke ein enger und von maßgebender Seite gebilligter kultureller Zusammenhang. Zwischen den Universitäten und zwischen den ersten Bühnen beider Reiche herrscht eine Art Freizügigkeit. Der Allgemeine deutsche Sprachverein wie die Schiller-Stiftung ist in Zweigvereinen über deutsche und österreichische Städte verbreitet. Der Schillerpreis wurde 1878 vom Inhaber der preussischen Krone Franz Niessel und Ludwig Anzengruber, der Grillparzerpreis zu wiederholten Malen Angehörigen des Deutschen Reiches verliehen. Nunmehr hat durch die neue Rechtschreibung auch das Schriftbild der gemeinsamen Sprache völlig einheitliche Gestalt bekommen.

Wünschenswert erscheint mir nach dem Gesagten die reichliche Einstellung passender Dichtungen des XIX. Jahrhunderts in die Schülerbibliotheken. Dadurch könnte der Deutschunterricht gefördert und ebenso dem Interesse der Schüler gedient werden. Denn erfahrungsgemäß suchen die Schüler in ihrer Bibliothek weit weniger populär-wissenschaftliche Werke als Unterhaltungslektüre; wird ihnen diese nicht in befriedigender Weise gewährt, so sind sie geneigt, auf die Benützung der Schülerbibliothek zu verzichten und ihre Zeit mit der Lektüre jedes sich ihnen zufällig anbietenden und nicht immer passenden Buches zu vergeuden. Zweckmäßig erschiene mir eine Vereinigung von Germanisten, die innerhalb einer nicht allzu kurz bemessenen Zeit alle namhaften Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts unter dem angegebenen Gesichtspunkte lesen und das Ergebnis in einem Verzeichnis veröffentlichen würden. Wenn auch ein derartiger Katalog den Fachlehrer der Pflicht abermaliger Lektüre eines Werkes vor seiner Einreihung in die Schülerbibliothek nicht überhebt, so könnte dadurch doch manche Anregung gegeben werden.

Wünschenswert erscheint mir ferner die Ausdehnung der pflichtmäßigen Schul- und Privatlektüre auf einige der bedeutendsten Dichter des XIX. Jahrhunderts, die nicht mehr als Vollender einer vergangenen Epoche, sondern als Vertreter eines neuen Zeitalters gelten; ich denke an Hebbel, O. Ludwig und Anzengruber.

Wünschenswert erscheint mir insbesondere eine Abänderung des Lehrplanes für das Deutsche am Obergymnasium, nach dem die Behandlung der Literaturgeschichte bis zur Gegenwart, u. zw. mit eingehender Berücksichtigung der mhd. Blüthezeit, des Klassizismus und der Gegenwart, d. h. des XIX. Jahrhunderts gefordert werden sollte.

Um für die Behandlung dieses erweiterten Lehrstoffes innerhalb der dem Deutschunterrichte zugewiesenen Stundenzahl die nötige Zeit zu gewinnen, sollte der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte mit der V. Klasse einsetzen. An den Anfang des Lesebuches denke ich mir einen nicht allzu dürftigen Abriss der germanischen Mythologie gestellt, dem Hinweise auf manchen Nachklang jener religiösen Urpoesie in volkstümlichen Vorstellungen, Gebräuchen und Märchen nicht fehlen dürften. So würde der Schüler an der Hand der Mythe, als des Elementar-Poetischen in die Geschichte der deutschen Dichtung eingeführt. Leicht

erfaßbar wäre ihm der tiefe Bruch mit der Vergangenheit, den die bald nachher zu erwähnende Annahme des Christentums von Seite der verschiedenen Stämme bedeutete. An das Zeitalter der Völkerwanderung würde sich eine Darbietung der deutschen Heldensage schließen. Ihre Entstehung in der Phantasie eines schriftlosen Volkes, das die Erinnerungen an verschiedene geschichtliche Ereignisse untereinander und mit fortlebenden Resten der Mythe verknüpft, wäre in den Hauptzügen klarzulegen. Wichtiger noch der Hinweis auf die wenigen, aber bezeichnenden Motive, die mit mehr oder minder wesentlichen Veränderungen allen deutschen Heldensagen zugrunde liegen: die Brautwerbung, der Kampf, die Blutrache. So würde sich die deutsche Heldensage als ein in übermenschlich großen Zügen entworfenes Abbild jenes harten Geschlechtes darstellen. Eine Übersetzung des Hildebrandliedes und Proben aus der Edda sollten mitgeteilt werden. Weiter wäre das Zeitalter Karls d. Gr. und das der Ottonen zu besprechen; reichliche Übersetzungsproben aus dem Heliand und Scheffels Übersetzung des Walthariliedes möchte ich hiebei nicht vermissen. Es folgt eine Charakteristik des Zeitalters der Kreuzzüge; eine Inhaltsangabe des Rolandaliedes als des lebendigsten Ausdruckes der heiligen Kampfeslust jener Zeit und des Spielmannsepos vom König Rother wäre zu bieten. Die Besprechung des Volksepos in Österreich schließt sich an; nun könnte die mhd. Lektüre beginnen. Die Einführung ins Mhd. denke ich mir natürlich völlig induktiv, sowie etwa Julius Zupitza in seinem bekannten Werkchen¹⁾ an der Hand von 42 Nibelungenstrophen die Kenntnis des Mhd. vermittelt. Diese Einführung würde nach meinem Dafürhalten am besten in Form von Anmerkungen gegeben, die allmählich spärlicher werden, bis sich der Schüler mit bloßen Rückverweisungen, einigen sachlichen Anmerkungen und dem Wörterbuch allein behelfen könnte. Ein dem Wörterbuch beigegebenes grammatisches Register, das, ohne selbst Aufschluß zu bieten, auf die entsprechenden Stellen der Einführung verweist, würde es ermöglichen, sich rasch über jede Frage der mhd. Laut- und Formenlehre aufzuklären und macht die bisher in unseren Lesebüchern gebotenen systematischen Darstellungen der mhd. Grammatik völlig entbehrlich. Hier, wo es sich nicht um Aneignung eines fremden Idioms, sondern um die Einführung in eine ältere Form der Muttersprache handelt, ist dieser Vorgang dringend zu empfehlen. Dr. August Scheindler hat ihn hinsichtlich des homerischen Dialektes mit bestem Erfolge eingeschlagen. Er wird auch von den Instruktionen vorgeschrieben, leider aber durch die Einrichtung unserer Lesebücher Lehrern und Schülern unnötig erschwert. Bei der Lektüre des mhd. Volksepos — wobei neben Abschnitten aus dem Nibelungenlied auch das Lied von Alphart, dem knabenhaften Helden, gelesen werden könnte, wird man es natürlich nicht unterlassen, auf die Einkleidung jener altgermanischen Reckengestalten in das Kostüm der Ritterzeit hinzuweisen. Es würde die Behandlung des höfischen Epos

¹⁾ Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. 4. Aufl. Oppeln 1891.

folgen. Hartmanns Armer Heinrich wäre zu lesen. Die mhd. Lyrik ferner sollte nicht lediglich durch Walther von der Vogelweide vertreten sein. Unsere Lesebücher bieten fast ausschließlich politische Sprüche Walthers, meist solche, aus denen wir auf die Lebensschicksale des Dichters Schlüsse zu ziehen vermögen. Aber diese Auswahl gibt kein befriedigendes Bild des Minnegesanges. Eine Charakteristik des Meistergesanges und reichliche Proben des im XIV. und XV. Jahrhundert blühenden Volkliedes würden den Schluß bilden.

Ein derartiges Lesebuch für die V. Klasse würde — hierin den in Gebrauch stehenden ähnlich — zum weitaus überwiegenden Teile Lese-stoff bieten, allerdings geschichtlich geordneten. Die dazwischen gestellten Abschnitte dienen vornehmlich der Einführung in die Lektüre oder der Vertiefung ihres Verständnisses. Und das Verständnis dieser Poesie einer kindlichen Zeit würde sich auch Quintanern leicht erschließen. Freilich würden dann die Schüler früher mit dem Nibelungenliede bekannt als mit den homerischen Gedichten, deren Lektüre erst im zweiten Semester der V. Klasse beginnt. Doch dürfte sich hieraus kaum ein besonderer Nachteil ergeben. Zwischen beiden Volksepen besteht keine äußere Abhängigkeit, sondern eine innere Verwandtschaft; sie beruht auf ähnlichen Kulturzuständen in entfernten Zeitaltern und ist uns ein Beispiel für die einheitliche Organisation des menschlichen Geistes. Auf diese innere Verwandtschaft aber könnte im philologischen Unterrichte, müßte in Schul- oder Hausarbeiten und später in Redebungen hingewiesen werden.

Der Einwand, daß durch den Beginn der literargeschichtlichen Unterweisung in der V. Klasse der Parallelismus zwischen dem Deutschunterrichte und dem in der Geschichte aufgehoben würde, ist kaum stichhältig, da ja der Geschichtsunterricht ohnehin erst zu Beginn des zweiten Semesters der VI. Klasse zur Behandlung des Mittelalters gelangt. Durch Wiederholung der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse und Zustände vor der Besprechung einer Literaturepoche muß hier in der Deutschstunde selbst die wünschenswerte Verknüpfung erzielt werden. Und sie ließe sich in der Quinta immerhin noch leichter erzielen als ein Jahr später; denn auch in der VI. Klasse kann der Lehrer des Deutschen tatsächlich nur mit jener Kenntnis des Mittelalters rechnen, die sich die Schüler im Untergymnasium erworben haben.

Auch der Einwand, daß durch eine derartige Umgestaltung des Lehrplanes der unseren Schülern in der Quinta dargebotene Lese-stoff verloren ginge, scheint mir nicht schwerwiegend; ebenso wenig die Besorgnis, daß die Aufgabe des Unterrichtes in der V. Klasse unerfüllt bliebe: in die stilistischen Eigentümlichkeiten der Dichtungsarten einzuführen, den Unterschied von Stoff und Form zu eröffnen und die Erkenntnis anzubahnen, daß die künstlerische Tat in der Formgebung besteht. Ich denke mir eben den in der Quinta gebotenen Lese-stoff und das dieser Klasse gesetzte Lehrziel nicht ausgeschaltet, sondern über alle vier Klassen des Obergymnasiums verteilt. Aber schon in der V. Klasse könnte dem Schüler im Anschluß an den vorgeschlagenen

Lehrstoff das Wesen der Mythe, des Märchens, der Heldensage, verschiedene Formen des Epos und der Lyrik erschlossen werden. Gerade zur Einführung in die Eigenart der Lyrik würden sich Proben des mhd. Minnegesanges und namentlich Volkslieder des XIV. und XV. Jahrhunderts besser eignen als die in unseren Lesebüchern gebotenen Gedichte, die teilweise schon ziemlich komplizierte Seelenzustände zum Ausdruck bringen. Die gegenwärtig für die V. Klasse vorgeschriebene Einführung in die Dichtungsarten erweist sich ohnehin nicht als völlig zweckmäßig. Da erscheinen die einzelnen Dichtungen nicht als Erzeugnisse bestimmter Zeitalter, gruppieren sich nicht um ein Greifbares, um eine Persönlichkeit, sondern um ein Abstraktum, um den vagen Begriff einer Dichtungsart. Schon dies widerstrebt dem jugendlichen Sinn. Und leicht entsteht die Meinung, als beständen diese Dichtungsarten von allem Anfang an in feststehender Zahl, als seien sie die einzig möglichen, fest umgrenzten Äußerungsformen dichterischen Geistes. Besser würde daher jede Dichtungsart erst bei ihrem Auftreten in der Geschichte charakterisiert; und erst am Ende des Lesebuches für die VIII. Klasse sollte eine zusammenfassende Übersicht der bekannt gewordenen Dichtungsarten, unter denen nun auch das Drama nicht fehlen dürfte, geboten werden. So würden die Dichtungsarten als etwas Gewordenes, vielfach aus der Fremde Aufgenommenes, unter der Hand bedeutender Persönlichkeiten Veränderliches erkannt werden.

Am schwerwiegendsten wäre wohl der Einwand, daß durch diese Verteilung des Lehrstoffes eine empfindliche Mehrbelastung der gerade in der Quinta von allen Seiten in Anspruch genommenen Schüler eintreten würde. Aber das hinge hauptsächlich von der Anlage des Lesebuches für die V. Klasse ab. Ich möchte darauf hinweisen, daß ich ja nicht einfach an eine Versetzung unserer Lesebücher für die VI. Klasse in die vorhergehende denke; daß der literargeschichtliche Lehrstoff der Quinta kaum der Hälfte des gegenwärtig für die VI. Klasse vorgeschriebenen Pensums entspräche; daß das Hauptgewicht nach wie vor auf der Lektüre ruhen würde und daß die Einführung ins Mhd. — durch die vorhin bezeichnete Einrichtung der Lesebücher noch erleichtert — den Schülern erfahrungsgemäß Freude bereitet und wenig Mühe verursacht. Und völlig kann ja auch bei dem gegenwärtig der V. Klasse zugewiesenen Pensum nicht auf den häuslichen Fleiß der Schüler verzichtet werden.

Sollte man aber dennoch eine Mehrbelastung der Schüler für unvermeidlich und diese für durchaus unannehmbar halten, überhaupt aber von dem für die V. Klasse vorgeschriebenen Lehrstoff nicht abgehen wollen, dann ließe sich für die Behandlung der Literatur des XIX. Jahrhunderts schwerlich in anderer Weise Raum schaffen als durch eine empfindliche Kürzung des Lehrstoffes der drei obersten Klassen oder durch eine Vermehrung der dem Deutschunterrichte zugewiesenen Stundenzahl. Der nächstliegende und beste von diesen drei Wegen scheint mir der angedeutete zu sein.

Die Verteilung des Lehrstoffes in den folgenden Klassen ergebe sich leicht. Der Unterricht in der VI. Klasse würde mit Luther und

Hans Sachs beginnen; Opitz wäre als Begründer der deutschen Renaissance-dichtung zu charakterisieren; über Gottsched käme man zu den drei Vorläufern unserer Klassiker, zu Klopstock, Wieland und Lessing. Ihre Verdienste um die Lyrik, die Epik und das Drama wären ins rechte Licht zu stellen. Die Behandlung des Sturmes und Dranges, Herders, der Göttinger Dichter und des jungen Goethe würden folgen. Die Schul- und Privatlektüre stünde im Zusammenhang mit der literargeschichtlichen Unterweisung. Den vierten Gesang des Messias und eine Auswahl aus Wielands Oberon würde das Lesebuch bieten. Außerdem wären die Meisterdramen Lessings, Herders Cid, Shakespeares Julius Cäsar und Goethes Götz zu lesen.

Der Unterricht in der VII. Klasse würde mit Goethes Übersiedlung nach Weimar beginnen, Schiller behandeln und bis zu Goethes Tod gelangen. Die Schul- und Privatlektüre würde sich auf Goethes Egmont, Iphigenie, Tasso, auf Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea sowie auf Schillers Dramen bis einschließlich Maria Stuart und die Braut von Messina erstrecken. Mit diesem Drama, das den Höhepunkt der deutschen Renaissancedichtung bezeichnet, schliesse die Beschäftigung mit der klassischen Epoche, während die romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orleans“ und das Befreiungestück „Wilhelm Tell“ auch aus inneren Gründen der VIII. Klasse vorbehalten bliebe.

Der Unterricht in der VIII. Klasse würde mit der romantischen Schule beginnen, die Dichter der Befreiungskriege, den schwäbischen Dichterkreis, Rückert, Platen und Chamisso, am eingehendsten die Dichtung in Altösterreich behandeln. Das zweite Semester aber wäre der nachromantischen Literatur des XIX. Jahrhunderts bis zur Gegenwart gewidmet. Die Lektüre würde sich wie bisher auf eine Auswahl aus Lessings Laokoon und aus der Hamburgischen Dramaturgie, auf die beiden genannten Dramen Schillers, auf Goethes Faust, I. Teil, zwei Dramen Grillparzers und ein Drama Kleists erstrecken; neu käme etwa die Lektüre von Hebbels Nibelungen, III. Teil, falls man an Maria Magdalena Anstoß nehmen sollte, O. Ludwigs Makkabäern und Anzengrubers Meineidbauer hinzu. Mit dem Meisterwerk dieses gewaltigen Dramatikers Österreichs fände die Lektüre einen würdigen und das vaterländische Gefühl erhebenden Abschluß.

Ich fasse meine Ansicht noch in folgende Sätze zusammen:

1. Der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte ist über Goethes Tod hinaus bis zur Gegenwart fortzuführen.

2. Der literaturgeschichtliche Unterricht ist über alle vier Klassen des Obergymnasiums in der Art zu verteilen, daß man in der V. Klasse von den ältesten Zeiten bis zur Bildung der nhd. Schriftsprache, in der VI. Klasse bis zum jungen Goethe, in der VII. Klasse bis zu Goethes Tod, in der VIII. Klasse bis zur Gegenwart gelangen würde.

3. Zur Unterstützung des deutschen Unterrichtes in den oberen Klassen ist eine reichlichere Einstellung von Dichtungen des XIX. Jahrhunderts in die Schülerbibliotheken wünschenswert.

Wien.

Dr. Friedrich Bauer.

Über Ferienreisen mit Schülern.

In Nr. 3 der „Grenzboten“ vom J. 1903 hat Oberlehrer E. Stutzer in Görlitz seine Ansichten und Erfahrungen über „Ferienreisen mit Primanern“ mitgeteilt. Ausgehend von der Tatsache, daß in Sachen der Leibesübungen der Schüler die Ansichten im allgemeinen nicht schroff gegenüberstehen, erzählt er, daß größere, planmäßige Schülerfahrten im Sinne der Forderungen Rousseaus zuerst Basedow in Dessau unternommen habe, durch Salsmann, Karl Stoy und Guts-Muths seien sie weiter gebildet worden, Heinrich Stoy habe sogar ein dickes Buch über die „Pädagogik der Schulreise“ 1898 veröffentlicht.

Bei jeder Reise, sei sie kürzer oder länger, lernt man seine Schüler anders kennen als im Schulzimmer, das Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden werde dadurch segensreich beeinflusst. Der Lehrer habe die Vertrautheit mit der Heimat bei seinen Schülern auf jede Weise zu fördern; nur das, was man kenne, liebe man. Auf den Wanderungen müsse der Lehrer die Freude an der Natur sowie an der Kunst bei den Jünglingen erwecken. Die aus Natur und Kunst geschöpfte Anregung verlaufe nur bei recht wenigen wie ein Steppenfuß im Sande.

Nicht gering anzuschlagen sei die Tatsache, daß das Anschauungs- und Beobachtungsvermögen durch eine Reise in ganz fremdem Lande sehr gefördert wird. Durch 7—8tägiges Zusammensein lernen die Schüler kameradschaftlichen Sinn zu betätigen und gewinnen aus den Wanderungen auch Befriedigung an den eigenen Leistungen. Die günstigste Zeit für solche Reisen sei der Herbst, wo die Gasthöfe nicht mehr so überfüllt seien; auch können in dieser Zeit die Touren auf 8—10 Stunden im Tage ausgedehnt werden. Die Auswahl der Teilnehmer wird nach pädagogischen Grundsätzen vollzogen, Nichtzulassung wird als Strafe angesehen. Um die Kosten zur Fahrt und zum gemeinsamen Tisch aufzubringen, veranstaltet Stutzer sogenannte Winterfeste, Schülerakademien, an das sich zwangloses, geselliges Zusammensein von „Schule und Haus“ anschließt. Aus den Eintrittsgeldern wurde eine Reisekasse gebildet. Zu diesen Kassen haben auch schon Kommunen und Private beigesteuert. Die Eisenbahnverwaltungen werden um Preisermäßigungen gebeten.

An unseren Mittelschulen sind eintägige Turnerfahrten fast allgemein, Ausflüge in Großstädte und zu den Ausgrabungstätten (wie Karnuntum, Aquileja, Pola) in einzelnen Fällen zu konstatieren. Auch ist bekannt, daß der jetzige Direktor des deutschen Gymnasiums in Ungar.-Hradisch Gallina seit Jahren ausgedehntere Ferienreisen für Schüler aller Mittelschulen und auch für Lehrer mit Erfolg veranstaltet hat. Versuche, wie sie Stutzer im angeführten Aufsätze schildert, sind der Erwägung wert, ohne daß sich die Veranstalter durch die persönliche Haftbarkeit zu beunruhigen brauchen. Knaben und Jünglinge müssen eben gewagt werden.

An lehr- und genußreichen Touren sollte es irgendwo in unserem schönen, weiten Österreich fehlen? Also Glückauf zur ersten Reise mit Schülern!

Otto W. Beyer, *Deutsche Schulwelt des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild*. Mit 467 Bildnissen. Leipzig und Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1903.

Handlungen und Ereignisse um führende Persönlichkeiten zu gruppieren und diese so zum Mittelpunkte alles Wissenswerten, zum Ausgangspunkte der Belehrung darüber zu machen, ist ein längst erprobtes didaktisches Hilfsmittel. Aber auch in den Erwachsenen, deren Bildungserwerb sich in der Regel in freieren, nicht schulmäßigen Formen vollzieht, lebt ein überragendes Interesse für Persönlichkeiten, und daher wird das biographische Verfahren bei Vermittlung eines Wissensgebietes immer Anklang finden. Diesen Umstand hat sich der Herausgeber des vorliegenden Werkes zunutze gemacht, indem er die Schulmänner des XIX. Jahrhunderts in Wort und Bild zu verzeichnen suchte und damit zugleich eine Übersicht zu geben bemüht war über alle Richtungen pädagogischen Strebens, wie es sich in lebhaften und tiefgreifenden Formen gerade im XIX. Jahrhunderte äußerte. Es finden sich in dem Werke nicht bloß Personen des praktischen Schuldienstes in seinen mannigfachen Zweigen vertreten, sondern auch Theoretiker und Geschichtsschreiber der Pädagogik, Schulverwaltungs- und Aufsichtsbeamte bis zum Minister hinauf, Vorstände der großen schulmännischen Landesvereine, Sozialpolitiker, soweit deren Bestrebungen dem Wohle der Jugend galten, kurz solche Männer und Frauen, die nach irgend einer Richtung im deutschen Erziehungs- und Schulwesen des XIX. Jahrhunderts hervorgetreten sind.

Es war für den Herausgeber gewiß keine leichte Aufgabe, die rechte Auswahl zu treffen, die obere und untere Grenze zu bestimmen, und es ist zumindestens kein Zweifel darüber, daß noch dieser und jener Schulmann kraft seiner hervorragenden Leistungen auf dem pädagogischen Gebiete hätte in das Ehrenbuch aufgenommen werden sollen. Eine Neuauflage des Werkes, die kaum ausbleiben kann, wird übrigens das Versäumte nachholen und schwerlich übersehen dürfen, was auch von Seite gewisser Universitätslehrer in Seminarier und ähnlichen Veranstaltungen praktischer Natur für die Heranbildung eines fachlich und methodisch tüchtigen Lehrstandes geleistet worden ist.

Was von biographischem Material in das Werk tatsächlich aufgenommen erscheint, dürfte durchwegs zuverlässig sein, da es — soweit es die noch Lebenden angeht — fast durchwegs auf eigenhändigen Lebensskizzen beruht. Die Bildnisse, die noch zu beschaffen waren, sind mit besonderer Sorgfalt reproduziert, und gerade dieser illustrative Schmuck verleiht dem Werke einen ganz eigenen Reiz. Wer hätte nicht jemals den Wunsch gehegt, denjenigen Mann persönlich kennen zu lernen, dem er in seinen Studien wissenschaftlich näher getreten ist, dem er vielleicht nicht bloß Anregung, sondern Führung fürs ganze Leben verdankt? Und wenn ihm dies, wie es ja sumeist der Fall ist, versagt geblieben ist, wird er sich nicht freuen, ihn wenigstens im Bilde kennen zu lernen und aus den biographischen Aufzeichnungen zu ersehen, wie

dessen Leben und Bildungsgang sich gestaltete? Recht dankenswert ist auch das umfangreiche Register, in welchem der Herausgeber die in das Werk aufgenommenen Schulmänner nach ihrer Stellung im Amte und nach ihrem besonderen Arbeitsgebiete gruppierte. Es ist dadurch das biographische Material des Buches zwar nicht völlig ausgeschöpft, auch nicht immer so verwertet, daß der betreffende Autor an der Stelle erscheint, wo er zufolge seiner tiefgehendsten Wirkung erscheinen sollte, aber es ist denn doch in der Hauptsache so geordnet, daß man sich über die hauptsächlichsten Vertreter der verschiedenen pädagogischen Arbeitsgebiete orientieren kann. Und so ist das pädagogische Lexikon deutscher Pädagogen zugleich zu einer Art von pädagogischer Enzyklopädie geworden, die als Nachschlagewerk nicht bloß auf den Arbeitstisch des einzelnen Schulmannes, sondern auch in den Schülerbibliotheken einen Platz finden sollte. Das Werk hat durch den vorteilhaft bekannten Fichlerschen Verlag eine äußerst geschmackvolle Ausstattung erhalten, was zum Lobe der genannten Firma hier noch besonders hervorgehoben werden soll.

Linz.

Dr. J. Loos.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

De Horatii rectae vitae praeceptis. Scripsit Dr. Ioannes Kopacz.
Seorsum impressum ex commentariis soc. phil., quibus inscribitur
„Eos“, vol. VII. Leopoli 1902. 8°. 26 pag.

Aus den Werken des Dichters Horaz, der noch heute als Lehrer der Lebensweisheit gilt (S. 2), zumal seine Vorschriften dem praktischen Leben entnommen sind (S. 3), greift der Verf. die daselbst ausgesprochenen Grundsätze über Charakterbildung für das Leben heraus und zeigt, daß diese Grundsätze ein Ausfluß der eigenen Lebenserfahrung des Dichters sind (S. 5). So führt diesen das eigene Schwanken zwischen Ansichten zur Klage über die Unbeständigkeit der Menschen (S. 6), die Grundsätze, nach denen er sich selbst das Leben glücklich eingerichtet zu haben meint, empfiehlt er auch anderen (S. 7 ff.), ebenso wünscht er Gehorsam in den Grundsätzen, welche ihn selbst von allen seelischen Aufregungen und Leidenschaften befreit (S. 12 ff.) und auf die im menschlichen Leben nicht genug zu empfehlende goldene Mittelstraße geführt haben (S. 17 ff.).

Freunde des sentenzenreichen Dichters werden den Aufsatz mit Vergnügen lesen, wenn auch das Thema nicht neu ist und auch nicht in ganz erschöpfender Weise behandelt erscheint. Da nämlich in dem Aufsätze auch die Frage berührt wird, inwieweit die Lehren des Dichters, den nur ein reifer Mann vollkommen zu würdigen versteht, der Charakterbildung der Jugend zugute kommen können (S. 4, 26), hätten einige Punkte, deren Erörterung für eine günstige Entscheidung dieser Frage nicht unwichtig erscheint, in weiterem Umfange behandelt werden können. Gar nicht gesprochen wird von des Dichters Ansichten über Gottesfurcht und Gottvertrauen, wozu Stellen wie Od. I 12, 13; III 1, 5; III 2, 31 f.; III 4, 45, 65 Material bieten. Zu den Stellen, wo vom Kampfe gegen Leidenschaften die Rede ist (S. 18), gehören etwa noch Od. III 24, 51 f., Sat. I 3, 34 ff., zu denen vom ernstem Streben nach Vollkommenheit (S. 18 f.) z. B. noch Sat. I 9, 59, Ep. I 1, 47 f., I 17, 37, *de art. poet.* 412, zu denen, welche Freundschaft und Umgang betreffen (S. 23 f.), noch Sat. I 4, 81, Ep. I 5, 24, I 12, 24. Der Begriff der *virtus* (S. 17) erhellt auch aus Od. III 5, 27 ff., III 24, 35; zu Sat. I 2, 24 war noch zu stellen *de art. poet.* 31: *in vitium ducit culpae fuga, si caret arte.*

Wien.

Franz Kunz.

Dr. August Vogel, Ausführliches deutsches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigen Silbentrennungen. Zum täglichen Gebrauch für jedermann. Nach der neuesten für Deutschland, Österreich und der Schweiz geltenden Orthographie von 1902. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung 1902. VIII und 508 SS.

Die immer noch sich vermehrenden orthographischen Wörterbücher, die bald mehr den Charakter von Fremdwörterbüchern, bald mehr von grammatischen Nachschlagewerken tragen, beginnen sich in zwei Gruppen zu sondern: die einen, die im engsten Anschlusse an die amtliche Vorlage gewisse Vokabeln doppelt aufführen, während die anderen im praktischen, Schul-, Bureau- und Kontorinteresse nur der neuen Schreibung Raum geben. Deshalb ist es nicht gleichgültig, daß die Vorrede vom 24. März 1902, also sehr bald nach der offiziellen Publikation, datiert ist; das Buch gehört noch der älteren Form an: Fremdwörter- und Nachschlagebuch mit Doppelschreibung (Cigarre, Zigarre). Doch ist es auch recht reichhaltig; denn es umfaßt unter 22.000 Schlagworten mindestens 30.000 Vokabeln (sehr genaue Schätzung); erstere sind fett, letztere durchschossen, der übrige Text Petit gedruckt, auf sehr gutem Papier so scharf und rein, daß man nichts gegen den Gebrauch einwenden könnte.

Allerlei Bedenken ergeben sich aber hinsichtlich der grammatischen Erläuterungen.

Beim Genetiv hat Vogel den Unterschied zwischen Länder- und Städtenamen nicht beachtet; Ländernamen können nach dem Artikel unflektiert bleiben, behalten aber besser das -s: Für die Ruhe Europas bedarf es eines starken Deutschlands; die Küste des südlichen Englands — besser als: Die Bewohner des heutigen Frankreich. S. 17 finden wir, wenn auch nur in Klammer, die Flexion Amadeusens, Amadeusen. Solche Formen sind, wenn man ihnen überhaupt Aufnahme gewährt, deutlich als absolet zu bezeichnen. — Arge Konfusion und Inkonsequenz herrscht hinsichtlich des unorganischen (euphonischen) -s. Wir finden nebeneinander: Gesangverein, seelen(s)gut, Stiftsdame. Wir können uns hier in keine lange Erörterung einlassen, sondern müssen uns begnügen zu konstatieren, daß das Richtige wäre: Gesang(s)verein, Stift(s)dame, aber seelengut.

Auch die Schwierigkeiten der Pluralbildungen finden nicht die entsprechende Erläuterung. Bei Uhu (S. 476) sind angegeben die Plurale Uhus und Uhue; erstere Form ist falsch, letztere kommt nicht vor; man muß sich klar werden darüber, daß Uhu sing. tant. ist, wie die Unmöglichkeit der sonst zähesten Form, des dat. plur. beweist. — S. 396 Sporn, Plural Sporen. Wie heißt es im „Trompeter“? „Und stechen mich die Dornen. . . . Spornen.“ Hier ist die Form durch den Reim garantiert; in das Wörterverzeichnis gehört aber auch noch die dritte Form: die Rittersporene (Pflanze). — S. 428 Trämmer. Hier wäre das dialektische Vorkommen des Singulars der baiwarischen Schäler halber, die das Wort täglich im Gebrauche haben, ausdrücklich hervorzuheben.

Bezüglich des Umfanges ist es schwer, Kritik zu üben, besonders an einem ziemlich reichhaltigen Verzeichnisse, das doch eine gewisse Bogenzahl nicht überschreiten soll. Hier spielt das subjektive Moment eine zu große Rolle. Dennoch können wir dem Verf. den Vorwurf einer gewissen Willkür nicht ersparen. Wir begnügen uns mit einem Beispiele, das Stämmen geh- und steh- als Bestimmungsworte. S. 401 unter steh- findet sich nur Stehleiter, da doch sowohl häufigere, als der Erklärung bedürftige Zusammensetzungen existieren: Stehkragen,

Stehparterre, Stehplatz (sehr häufig), Stehpublikum, Stehseidel und die Neubildungen Stehbierhalle, Stehtrinkhalle. — S. 175 unter gehen gar nichts Ähnliches, indes doch die Analogie zu Stehleiter eine Reihe sehr bemerkenswerter Vokabeln böte: Gehsteig (bemerke: nicht Geh-, wohl aber Fahrbrücke), Gehsteig (1. Fußweg, 2. Trottoir), Gehschule, Gehstock, Gehweg. — Diese Beispiele beweisen wohl, daß die Auswahl wenigstens zu — rasch getroffen wurde

Wien.

† Richard v. Muth.

Dr. Fr. Machaček, Gletscherkunde. 154. Band der Sammlung Götschen. Leipzig 1902.

Der Stoff wird in acht Gruppen geteilt. Der erste behandelt neben den Gletschern im allgemeinen auch die Schneeregion und Höhe der Schneegrenze. Die zweite befaßt sich mit dem Haushalte des Gletschers, die dritte mit seinem Material und seiner Struktur, die vierte mit den Bewegungen, die fünfte mit den Beziehungen des Gletschers zur Umrahmung und zum Untergrunde. Den sechsten Abschnitt bildet die geographische Verbreitung der Gletscher. Die beiden letzten haben die Gletscherschwankungen und die Eiszeit zum Gegenstande. Folgt zwar der Verf. mit dieser Einteilung im allgemeinen der Gliederung, wie sie uns in Heims Gletscherkunde entgegentritt, so steht er doch inhaltlich, namentlich was die Heranziehung der Ergebnisse neuerer Forschungen betrifft, auf selbständigem Boden. Das frisch geschriebene, durch schönen Buchschmuck gezielte Bändchen erfüllt seinen Zweck vollauf. Es vermittelt in kurzen Zügen einen Einblick in die wichtigsten Fragen der Gletscherkunde.

Wien.

J. Müllner.

Paul Rohrbach, Im Lande Jahwehs und Jesu. Wanderungen und Wandlungen vom Hermon bis zur Wüste Juda. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1901.

Der als Reiseschriftsteller rühmlichst bekannte Verf. hat eine eigene Gabe, mit wenigen Worten ein prächtiges Landschaftsbild zu entwerfen. Auch das vorliegende Buch ist reich an derartigen Skizzen, doch tritt das landschaftliche Bild hier hinter das geschichtliche zurück. Sind wir doch in einem Lande, wo die Religion seit jeher die größte Bedeutung gehabt hat. So folgen wir auch dem Verf. mit größter Teilnahme an die heiligen Stätten, wo der alte semitische Baal verehrt, wo an seine Stelle der jüdische Jahweh gestellt wurde. Solche heilige Stätten werden uns in Manahil, Tell el Kadi, Nahr el-Mukatta, el Muhraka, Beth-El, Haram, Josaphat, Nazareth, Esch-Scheria, Dschebel Karamtal, Tell Hüin, Genezareth, Banijas und Golgatha vorgeführt. Alle an diesen Stätten geknüpften religiösen Erinnerungen führt uns der Verf. vor, und zwar in der anregendsten Weise. Die ganze an Greueln und Verirrungen aller Art so reiche jüdische Geschichte zieht an unserem Geiste vorüber, bis endlich Jesus auftritt, dessen Jugend, Leben, Tätigkeit ausführlich behandelt werden.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

Hilfsbuch für den geometrischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Von Oskar Lesser. Berlin, Otto Salle 1902.

Das fast 200 Seiten starke Buch, das den Ausbau der von demselben Verf. erschienenen „Einführung in den geometrischen Unterricht, Dortmund 1898“ darstellen soll, hat nicht so sehr die Bestimmung ein eigentliches Lehrbuch der Planimetrie als vielmehr die eine Aufgabensammlung zu sein, weshalb in demselben an dem Prinzipie festgehalten wird: Erst Aufgabe, dann Satz und Beweis, wenigstens, was die Behandlung des Lehrstoffes auf der Unter- und Mittelstufe betrifft. Der Schüler lerne zuerst das Handwerkszeug gebrauchen, d. h. mit Zirkel und Lineal umgehen; er lerne zeichnen, er lerne aber auch von vorneherein die gezeichneten Figuren betrachten und ihre Eigentümlichkeiten erkennen. Die Sätze sollen nebenher sich ergeben, als werden hinterher zusammengestellt und streng bewiesen. Von dieser Methode wird auf der Oberstufe selbstverständlich Abgang genommen und das Pensum derselben abrigens weitgehend als es nötig wäre, bearbeitet. Letzteres gilt insbesondere von der Lehre von den Transversalen und den merkwürdigen Punkten, von denen nicht nur die ersten vier, sondern auch noch der Mittelpunkt des Feuerbachschen Kreises sowie die Punkte von Nagel, Gergonne und Lemoine angeführt werden. — Die Darlegung in dem Buche ist eine klare und sprachlich streng richtige, die Anordnung und Verteilung des reichlichen Lehrstoffes eine musterhafte und es kann mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, es werde dasselbe von großem Nutzen für die Schule, der es gewidmet ist, sein.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Kurzer Abriss der Elektrizität. Von Dr. L. Graetz, Professor an der Universität München. Mit 148 Abbildungen. 2. verb. Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn 1900.

Wie schon gelegentlich der Besprechung der ersten Auflage des Buches hervorgehoben wurde, ist dieses kein Auszug aus dem Buche desselben Autors, das den Titel „Die Elektrizität und ihre Anwendungen“; es besteht zwischen diesen Werken ein Unterschied sowohl dem Umfange, als auch dem Ziele und der Anlage nach. Durchwegs werden die elektrischen Erscheinungen als Bewegungs- oder Zustandserscheinungen des Aethers aufgefaßt. Die Anwendungen der Elektrizität werden an jeder Stelle sofort im Anschlusse an die wissenschaftlichen Lehren vorgetragen. Die Einteilung des Stoffes ist dieselbe wie in der ersten Auflage geblieben. Erzeugung und Erkennung von elektrischen Strömen, Gesetze derselben, magnetische Wirkungen des Stromes, Spannungserscheinungen (Elektrostatik), Umwandlung großer Energiemengen in elektrische Ströme und umgekehrt, Wärme-, Licht- und chemische Wirkungen des elektrischen Stromes, wobei auf die Theorie der Elektrolyse von Clausius-Arrhenius des Näheren eingegangen wird. In sehr anziehender Weise ist der Durchgang der Elektrizität durch Gase behandelt und auf die Erscheinungen und Wirkungen der Röntgenstrahlen aufmerksam gemacht worden. Ein Abschnitt, welcher von den elektrischen Schwingungen handelt, beschließt das sehr bemerkenswerte Buch. In diesem Abschnitte findet man auch eine übersichtliche Darstellung der Telegraphie ohne Draht und der Tesla'schen Versuche. Das Buch ist in allen Teilen dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und der Technik angepaßt worden und wird zur Verbreitung der Kenntnisse über Elektrizität wesentlich beitragen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

15. Gschwind Emil, Anschauungsunterricht auf dem Gymnasium und Verteilung der Realerklärung aus der römischen Altertumswissenschaft auf die einzelnen Klassen des Obergymnasiums. Progr. des Staatsgymnasiums in Prag-Altstadt 1900. 69 Ss.

Nach den einleitenden Bemerkungen S. 3—6, in denen mit Recht die Forderung aufgestellt wird, es seien auch die Fortschritte auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft für den Schulunterricht nutzbar zu machen, um einen anschaulichen Begriff von dem Leben im klassischen Altertume hervorzurufen, spricht der Verf. S. 7—14 von dem Anschauungsunterrichte auf dem Gymnasium. Er beschäftigt sich eingehender mit der Hervorbringung anschaulicher Begriffe durch Verwendung von Modellen, Gipsabgüssen, Illustrationen und Abbildungen. Dabei wird betont: es solle ein richtiges Sehen und Beobachten gelehrt und gelernt werden. Belehrend ist jetzt: Luckenbach, „Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht“, Progr. Karlsruhe 1900/01. Es wird dann die Frage aufgeworfen: „Was soll durch Abbildungen, Karten, Modelle usw. veranschaulicht werden?“ und dahin beantwortet: Nur das, wofür das erklärende und beschreibende Wort nicht ausreicht, um ein klares und lebensvolles Bild hervorzurufen. Mit vollem Recht wird vor dem „Zuviel“ gewarnt. Die Vorzeigung selbst soll erst erfolgen, wenn die betreffende Klassikerstelle bereits übersetzt und erklärt ist; die Verwendung der Anschauungsmittel erfolgt nur dann wirkungsvoll, wenn der betreffende Gegenstand beschrieben wird, und zwar möglichst vom Schüler selbst. Luckenbach gibt in dem genannten Aufsätze ein Beispiel. Ref. möchte nur bemerken, daß der Anschauungsunterricht bereits in der II. Klasse beginnen soll; die Lesestücke im deutschen Unterrichte, manche Übungsstücke im Lateinischen und der Geschichtsunterricht bieten vielfach Gelegenheit. Auch die Furcht vor dem Kunstunterrichte kann Ref. nicht teilen: natürlich ist ein systematischer Unterricht in der Kunstgeschichte ausgeschlossen, aber eine Darbietung von Kunstwerken nach bestimmten Gruppen wird dazu beitragen, den Schüler sehen zu lernen.

S. 14—54 behandelt die „Verteilung des Realunterrichtes in der römischen Altertumswissenschaft auf die einzelnen Klassen des Obergymnasiums“. — Für die V. Klasse bestimmt der Verf.: Topographie von Rom, Staatsaltertümer, Sacralaltertümer, Kriegswesen; für die VI.: Kriegsaltertümer, Staatsaltertümer, Wiederholung der Mythologie; für die VII.: Staatsaltertümer (Privatrecht, Rechtspflege, Finanzwesen, Seewesen, Mythologisches 1); für die VIII.: Staatsaltertümer, Abschluß der Kriegsaltertümer, Abschluß der Mythologie, Privataltertümer. Auf die Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen; anzuerkennen ist die Forderung, daß die Verteilung im Anschlusse an die Klassenlektüre erfolgt und daß Zusammenfassungen bei größeren Wiederholungen zur Erzielung eines Gesamtbildes nötig sind. Legt man diese Verteilung, die zugleich einen Leitfaden bildet, zugrunde, dann wird es ja möglich sein, das Notwendige durchzunehmen; aber wie häufig tritt Lehrerwechsel ein und bewahrheitet sich dann das alte Sprichwort: „Viele Köche verderben die Suppe“. Verf. hat die einschlägige Literatur benützt und angeführt: bei der Topographie Roms ist zu ergänzen: H. Kiepert et Ch. Huelsen, *Formae urbis Romae*, drei Karten mit ausführlichem Nomenclator; Ch. Huelsen, Wandplan von Rom. Bei der Anordnung der Topographie ist Richters Vorgang nur teilweise befolgt und dadurch die Übersicht erschwert. S. 18 wäre der Ausdruck „Kaiserfora“ passender; bei dem *Thermae* fehlen S. 22 die *Traiansthermen*; die *Laokoongruppe* ist nicht in den *Titusthermen* gefunden; unter den *Arcus* war der Bogen des Augustus beim Tempel des

divus Iulius und der des Tiberius beim Saturntempel zu erwähnen. Aufgefallen ist Ref. S. 31: Abwicklung eines Processes α) *in re*, β) *in iudicio*, vgl. auch S. 32; man unterscheidet doch das Verfahren *in iure* (Voruntersuchung) und *in iudicio*; vgl. Schiller in Iw. v. Müllers Handb. S. 684.

Becht fleißig und verdienstlich ist der Anhang S. 54—69, in dem an der Lektüre der V. Klasse gezeigt wird, wie sich die Bealerklärung in fortwährender Föhlung mit dem Lektürstoffe durchnehmen läßt. Es wäre zu wünschen, daß auch für die anderen Klassen die gleiche Arbeit geleistet würde. Geschwind verdient für seine Leistung Dank und volle Anerkennung.

Wien.

Dr. Johann Oehler.

Eröffnung der Lehrmittel-Ausstellung für Mittelschulen und verwandte Anstalten.

Unter großer Teilnahme aller beteiligten Kreise fand am Palmsonntag den 5. April l. J. die feierliche Eröffnung der unter dem Protektorate Sr. Exzellenz des Herrn Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Ritter v. Hartel stehenden Lehrmittel-Ausstellung statt. Es waren erschienen: Ihre Exzellenzen die Herren Graf Lanckoroński, Karl Graf Stürgkh und Sektionschef Ritter v. Bernd; Bürgermeister Dr. Lueger mit dem Vizebürgermeister Strobach, die Sektionschefs Kanéra und Dr. Cwikliński, der Vizepräsident des niederösterreichischen Landesschulrates Dr. Freiherr v. Bienerth, die Ministerialräte Dr. Ritter v. Hussarek, Dr. Ritter v. Wretschko, v. Kelle, die Hofräte Prof. Penck, Prälat Biedl, Pavlíček, Oberst Elmayer, die Sektionsräte Dr. Krappel und Dr. Heinz, sämtliche Landes-Schulinspektoren in Wien, der Rektor der Technischen Hochschule Dr. Kraft, der Prorektor der Universität Hofrat Dr. Schipper, Regierungsrat Dr. Sondorfer, Reichsrats-Abgeordneter Dr. Petelenz, Landtags-Abgeordneter Dr. v. Baechle, Prof. Weyr, die Kommerzialräte Ritter v. Hölder, W. Müller, die Verleger G. Freytag, Pichler, Hölzel, eine Abordnung des Vereines böhmischer Professoren in Prag unter Führung des Direktors Stary, der königl. Rat Dr. Staub als Direktor der ungarischen Landes-Lehrmittelsentrale, Universitäts Professor Dr. Beke aus Budapest, viele Direktoren und Professoren von Wiener Mittelschulen und von auswärts u. v. a.

Der Herr Minister wurde vom Ehrenpräsidenten Hofrat Dr. Huemer, den Präsidenten Hofrat Dr. Maurer und Prof. Feodor Hoppe sowie vom Museumsdirektor Hofrat v. Scala ehrfurchtsvoll begrüßt, worauf ein Schülerchor ein Weibelied sang.

Hofrat Dr. Maurer richtete sodann an den Herrn Minister folgende Ansprache:

„Euer Exzellenz! Anlässlich der im J. 1894 in Wien abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte wurde von den Wiener Mittelschulen in den Räumen der k. k. Universität eine Ausstellung von Lehrmitteln für den Unterricht in den Naturwissenschaften und in der Geographie veranstaltet, um den Besuchern derselben die Möglichkeit zu bieten, sich ein klares Bild zu verschaffen von dem damaligen Stande der naturwissenschaftlichen und geographischen Lehrmittelsammlungen an den Wiener Mittelschulen und von den Grenzen, bis zu welchen ein auf Anschauung gegründeter Unterricht in den genannten Lehrgegenständen damals erteilt werden konnte.“

Seit jener Zeit und namentlich seit dem Erscheinen der neuen Instruktionen für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien und Realschulen, durch welche die Pflege der Anschauung beim Unterrichte

in sämtlichen Lehrgegenständen in den Vordergrund gestellt wurde, ist eine stattliche Reihe von Lehr- und Anschauungsmitteln nicht nur für den Unterricht in den realistischen, sondern auch für den in den humanistischen Lehrfächern geschaffen worden. Von diesen Lehr- und Anschauungsmitteln haben bereits viele an den österreichischen Mittelschulen Eingang gefunden und werden gegenwärtig an diesen Anstalten beim Unterrichte verwendet; manche jedoch, insbesondere solche, welche ihr Entstehen dem Nachdenken und der Tätigkeit einzelner für ihr Fach besonders begeisterter Mittelschullehrer verdanken, sind in weiteren Kreisen unbekannt geblieben, während andere wieder aus dem Grunde nicht die verdiente Beachtung gefunden haben, weil die betreffenden Fachlehrer häufig keine Gelegenheit hatten, dieselben durch eigene Anschauung kennen zu lernen und sich von ihrer Zweckmäßigkeit und besonderen Eignung für den Unterricht zu überzeugen.

Aus diesem Grunde haben mehrere Schulmänner und Verleger Wiens im Einvernehmen mit den Direktoren der Wiener Mittelschulen beschlossen, neuerdings eine, jedoch auf sämtliche Lehrfächer der österreichischen Mittelschulen sich erstreckende, auch dem großen Publikum zugängliche und mit Vorträgen verbundene Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel in Wien zu veranstalten, um einerseits den Mittelschullehrern die Möglichkeit zu bieten, das Beste und Zweckmäßigste, das auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichtes an Mittelschulen in neuerer Zeit geschaffen wurde, kennen zu lernen und zugleich eine Grundlage für die auf diesem Gebiete anzustrebenden weiteren Verbesserungen zu gewinnen und andererseits dem großen Publikum, welches häufig noch ältere Formen des Mittelschulunterrichtes in Erinnerung hat, einen einigermaßen klaren Einblick zu gewähren in die Art und Weise, wie die moderne österreichische Mittelschule der ihr anvertrauten Jugend das Wissen zu vermitteln bestrebt ist.

Zur Erreichung dieses Zweckes wurden die bedeutendsten Verleger des In- und Auslandes, in erster Linie jedoch die Direktionen sämtlicher Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern sowie auch das Schulkommando der k. und k. Militär-Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen eingeladen, sich an der Ausstellung durch Einsendung geeigneter Objekte zu beteiligen. Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, heute sagen zu können, daß die Direktionen der bezeichneten Lehranstalten der an sie ergangenen Einladung mit der größten Bereitwilligkeit nachgekommen sind und eingedenk des Wahlspruches Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn, des erhabenen Förderers unseres Mittelschulwesens, vereint mit den Direktoren und Professoren der Wiener Mittelschulen an dem Zustandekommen der Lehrmittel-Ausstellung arbeiteten, die nunmehr ihrer Eröffnung entgegensteht und in Anbetracht der an derselben beteiligten Lehranstalten im wahren Sinne des Wortes eine österreichische genannt werden darf.

Euer Exzellenz haben in Würdigung der Bedeutung dieser Ausstellung für den Fortschritt des österreichischen Mittelschulwesens sich bewogen gefunden, das Protektorat über dieselbe zu übernehmen und auch die Bitte des vorbereitenden Komitees, dieselbe persönlich eröffnen zu wollen, gnädigst genehmigt. Ich gestatte mir im Namen des vorbereitenden Komitees Euer Exzellenz hiefür den ehrfurchtvollsten Dank auszusprechen und Euer Exzellenz zu bitten, die Ausstellung eröffnen und besichtigen zu wollen.“

Hierauf erwiderte der Herr Minister folgendes:

„Mit großem Vergnügen habe ich wahrgenommen, daß mit den Mittelschultagen, die in einigen Städten Österreichs stattfinden, Lehrmittel-Ausstellungen in Verbindung gebracht werden, die zunächst den Teilnehmern an diesen Versammlungen Nachricht und Auskunft über neuere Lehrmittel geben sollen. Sie haben, da Sie sich heuer in Wien

zu dem Mittelschultage versammelten, Ihre Aufgabe höher gefaßt, indem Sie eine allgemeine, auf alle Mittelschulen und darüber hinaus sich erstreckende Ausstellung veranstalteten, die gewissermaßen einen Überblick über die in den letzten zehn Jahren geschaffenen Lehrmittel in Typen bieten sollte und über Ihre engeren Kreise hinaus das Interesse aller Schulfreunde in Anspruch nehmen darf.

Gern habe ich das Protektorat über diese Ausstellung übernommen, bin ich doch selbst voll und ganz davon überzeugt, daß, wie unsere neuen Instruktionen für den Unterricht an Gymnasien und Realschulen immer wieder betonen, der moderne Unterricht mehr als je auf der Anschauung zu basieren hat, im Gegensatze zu einer früheren Zeit, die sich aus Not oder Bequemlichkeit mit der abstraktesten Behandlung der Lehrstoffe zufriedengab, die, anstatt Auge und Seele Hand in Hand arbeiten zu lassen, den Geist einseitig belastete und mit leerem Gedächtnisstoffe über Gebühr ermüdete. Wir Älteren erinnern uns noch, daß unser einsiges Anschauungsmittel der Atlas — und welch ärmlicher Atlas! — war. Dann erhielten die naturwissenschaftlichen Lehrbücher einige Abbildungen, mehr Konturen als Bilder, ohne Detail und farblos, während heute diese Bilder an naturtreuer Wiedergabe kaum übertroffen werden zu können scheinen. Wie lange mußten die Geschichtsbücher bildlichen Schmuckes entbehren, die nunmehr, mit den Porträts großer Männer geziert und mit den Denkmälern der großen und kleinen Kunst ausgestattet, vergangene Zeiten und Kulturen im Geiste der Schule lebendig werden lassen. Ja selbst der Sprachunterricht, den man noch vor nicht langer Zeit als bloßen Wortunterricht bezeichnete, hat durch den wohlthätigen Einschlag der realen Hilfsbücher eine mächtige Förderung und Bewegung erfahren. Aber freilich ohne die bewunderungswürdigen Fortschritte der vervielfältigenden Kunst hätte sich der Unterricht dieser Mittel nicht zu erfreuen.

Aber das Vorhandensein vieler Lehrmittel an einer Mittelschule allein ist es nicht, worauf es ankommt; ebenso wichtig ist, daß von den Lehrmitteln ein richtiger und, wie ich gleich hinzufügen möchte, ein durch didaktische Erwägungen geleiteter Gebrauch gemacht werde.

Die Darbietung reicherer Anschauungsmittel darf kein Anlaß zur Zerstreung werden, welche die knapp zugemessene Zeit unnütz verbraucht oder die Flatterhaftigkeit fördert. Sie darf nicht die Empfänglichkeit der Schüler abtumpfen oder durch Übersättigung ermüden. Sie muß das Auge sehen lehren und zu gewissenhafter Beobachtung anleiten.

Wenn aber das Dargebotene sorgfältig ausgewählt und alles ausgeschlossen wird, was den guten Geschmack verletzt, dann wird von selbst der ästhetische Sinn geweckt und befestigt werden.

Wie so oft ist das, was leicht erscheint, das Schwerste, und so verlangt die richtige und wirksame Verwendung der Anschauungsmittel didaktische Erwägungen aller Art.

Ich begrüße es daher, daß Sie mit der Ausstellung auch Vorträge verbinden, die gewissermaßen den Kommentar zu der mit Mühe und nur durch kollegiales Zusammenwirken möglich gewordenen Sammlung von Anschauungsmitteln bieten sollen.

Das Ausland hat uns die Anerkennung nicht versagt, daß Österreich auf dem Gebiete der Anschauungsmittel eine führende Stellung schon seit längerer Zeit einnimmt.

Dadurch, daß Sie hier das Beste vom Vorhandenen gesammelt und in der Absicht systematisch geordnet vorgeführt haben, Lehrer und rührige Verleger zu neuen Schöpfungen anzuregen, sind die fruchtbarsten Keime zu gesunder Weiterentwicklung gegeben, und mit dem Wunsche, daß diese Ausstellung vielfach zur Hebung und Förderung des Mittelschulwesens — speziell des heimischen — beitragen werde und unter freudiger Anerkennung Ihrer selbstlosen Bemühungen erkläre ich die Ausstellung für eröffnet.

Mögen Sie aber nicht bloß in dieser Anerkennung einen Lohn Ihrer Bestrebungen zu sehen haben. Möge auch die Bevölkerung die liebevolle Sorgfalt, welche Sie der Schule widmen, an dieser Ausstellung näher kennen lernen.“

Lebhafter Beifall folgte den Worten des Herrn Ministers.

Hierauf nahm das Wort Bürgermeister Dr. Lueger, welcher im Namen der Stadt Wien den Veranstaltern der Ausstellung dankte, ihre Bedeutung im besonderen würdigte und speziell hervorhob, daß diese Ausstellung die Bevölkerung mit der Mittelschule in nähere Berührung bringen und zeigen werde, mit welchen anderen Mitteln heutzutage unterrichtet werde im Vergleiche zur früheren Zeit.

Hierauf wurde der Herr Minister mit den Gästen durch alle Räume und Abteilungen geleitet. Hierbei fungierten die Vorstände der Sektionen mit dem Spezialkomitee als Führer. Die Besichtigung der sehr reichhaltigen und höchst lehrreichen Ausstellung dauerte bis 12 Uhr, worauf sich der Herr Minister unter höchst lobender Anerkennung vom Komitee verabschiedete. Hierauf wurde die Ausstellung für das große Publikum, das schon lange des Einlasses harpte, geöffnet.

Wir werden auf das Detail der Ausstellung noch zurückkommen.

Der „Wohlfahrtsverein für Hinterbliebene von Angehörigen des Mittelschullehrantes in Wien“.

Am 7. Februar d. J. hat der Wiener „Wohlfahrtsverein“ nach einjährigem Bestande seine erste ordentliche Hauptversammlung abgehalten. Bei dieser Gelegenheit konnte der Gründer und derzeitige Obmann des Vereines, Prof. Anton Rebhau, die erfreuliche Mitteilung machen, daß der junge Verein bereits 352 wirkliche, 2 gründende und 3 unterstützende Mitglieder zählt, ein Erfolg, der zweifellos beweist, daß der neue Verein in den Kreisen der Wiener Mittelschullehrer rasch Wurzel gefaßt hat.

Den Anstoß zur Gründung gaben mehrere tieftraurige Fälle, die unter den Wiener Kollegen herzliche Anteilnahme, aber auch peinliche Überraschung hervorriefen. Verhältnismäßig rasch hintereinander waren drei Kollegen gestorben, ohne irgend ein Vermögen zu hinterlassen, und in allen Fällen kam das dringend benötigte Sterbequartal erst spät, einmal sogar erst nach sechs Monaten, zur Auszahlung.

Wie sich unter solchen Umständen die Lage der schwerbetroffenen Familien gestaltete, bedarf keiner Ausführung, wenn man erwägt, daß in dem einen Falle der Tod den Ernährer nach langer, kostspieliger Krankheit, in dem zweiten kurz vor dem Zinstermin, in dem dritten fern von Wien auf der Heimreise aus dem Ferienaufenthalte plötzlich daharrafte. Und als in dem ersten dieser Fälle das warme Mitgefühl der Kollegen sich auch tatkräftig äußerte und eine Sammlung an den Wiener Mittelschulen veranstaltet wurde, ereignete sich der peinliche Zwischenfall, daß die Witwe trotz ihrer eingestandenen Bedrängnis das „Almosen“, wie sie den angebotenen Betrag mit Recht nannte, ablehnte und erst nach längerem, eindringlichem Zureden annahm.

Der Wiederkehr solch bedauerlicher, das Ansehen des Mittelschullehrerstandes schädigenden Vorfälle soll nun der „Wohlfahrtsverein“ vorbeugen, der als alleinigen Zweck das Ziel verfolgt, sofort nach Ableben eines Mittelschullehrers, der Mitglied des Vereines gewesen ist, den Hinterbliebenen des Verstorbenen oder sonstigen ihm nahegestandenen und von ihm als Erbe

bezeichneten Personen eine größere Geldsumme zuzuwenden. Diesen Zweck erreicht der „Wohlfahrtsverein“ auf folgendem einfachen Wege.

Der Verein hebt keinen Jahresbeitrag ein, dagegen zahlt jedes Vereinsmitglied satzungsgemäß einen Beitrag von 2 K., und den Hinterbliebenen oder sonstigen Erben des Verbliebenen werden nun sovielmal 2 K. ausbezahlt, als der Verein zur Zeit des Todesfalles wirkliche Mitglieder zählt, also gegenwärtig $352 \times 2 = 704$ K. Da ferner die ersten 2 K. sofort mit der Eintrittsgebühr zu entrichten sind, so sind die bei einem jeden Todesfalle neu einzuzahlenden 2 K. schon für den nächsten Todesfall bestimmt und der Verein ist mithin in der Lage, den satzungsgemäßen Betrag, der frei ist von dem beschämenden Odium eines „Almosens“, weil er jedem wirklichen Mitgliede geführt, jedesmal sofort nach Einlangen der Todesnachricht auszusahlen.

Als wirkliche Mitglieder können nach § 4 e der Satzungen „alle aktiven Angehörigen des Mittelschullehreramtes in Wien, welche für ein Obligatfach an Gymnasien, Realschulen oder Lyzeen geprüft sind, dem Vereine beitreten, wofern sie nicht das 60. Lebensjahr überschritten haben. Ausnahmeweise können auch Lehramtskandidaten, welche die Prüfung noch nicht abgelegt haben, aber bereits an einem Gymnasium, einer Realschule oder einem Lyzeum in Verwendung stehen, als wirkliche Mitglieder aufgenommen werden, jedoch nur auf solange, als sie nicht in eine andere Lebensstellung übertreten. Die Aufnahme erfolgt durch Erlag der Eintrittsgebühr und des ersten Mitgliedsbeitrages. Über die Aufnahme selbst entscheidet der Vorstand.“

Als Eintrittsgebühr wurden im ersten Vereinsjahre von jedem Mitgliede ohne Rücksicht auf sein Alter 4 K. eingehoben. Von jetzt ab haben neu Eintretende Mitglieder nach einem Beschlusse der letzten Hauptversammlung eine höhere, nach dem Alter in folgender Weise abgestufte Eintrittsgebühr zu entrichten¹⁾. Es zahlen Mittelschullehrer, die das 35. Lebensjahr nicht überschritten haben, 5 K., die zwischen dem

35.—40. Lebensjahre stehenden	10 K
40.—45. " "	15 "
45.—50. " "	20 "
50.—55. " "	30 "
55.—60. " "	50 "

doch wird eine Ausnahme zugunsten jener Mittelschullehrer gemacht, die neu nach Wien ernannt werden. Diese zahlen, wofern sie ihren Beitritt innerhalb dreier Monate nach ihrer Ernennung vollziehen, ohne Rücksicht auf ihr Alter die niedrigste Eintrittsgebühr von 5 K. Zur Entgegennahme der Beitrittsanmeldungen sowie zur Besorgung der Vereinsgeschäfte ist in einem jeden Lehrkörper ein Vertrauensmann bestellt, eine Einrichtung, die sich in ausgezeichnete Weise bewährt hat. Der opferwilligen, selbstlosen und nie versagenden Mitwirkung

¹⁾ Aus den Eintrittsgebühren, aus den dem Verein zufließenden Beiträgen der Gründer, Stifter, unterstützenden Mitglieder usw. wird der Stammfond gebildet, aus dem die Kosten der Administration bestritten werden, der aber auch die Aufgabe hat, bei mehreren, rasch aufeinander folgenden Todesfällen dem zweiten, aus den Beiträgen der wirklichen Mitglieder bestehenden Auszahlungsfonde die zur Auszahlung der für die Hinterbliebenen entfallenden Beträge nötige Summe leihweise und ohne Zinsenvergütung vorzustrecken (Geschäftsordnung, II. Teil).

der Vertrauensmänner ist es in erster Linie zu danken, daß die Geldgebahrung sich nach jedem Todesfalle rasch und mit verschwindend kleinen Kosten abwickelt.

In dem ersten Jahre seines Bestehens hatte der Verein unter seinen Mitgliedern nur drei Todesfälle zu verzeichnen. In allen drei Fällen waren die Hinterbliebenen wenige Stunden nach dem Einlangen der Todesnachricht im Besitze des satzungsgemäßen Betrages. Einer dieser drei Todesfälle erfolgte während der Ferien; in diesem Falle wurde der Betrag von dem Obmanne sofort nach Einlangen der Verständigung telegraphisch angewiesen. Raschere Hülfeleistung läßt sich wohl nicht denken. Bei dem ersten Todesfalle wurden 424 K, beim zweiten 614 K, beim dritten 654 K ausbezahlt. In diesen Ziffern spiegelt sich der erfreuliche Aufschwung des Vereines, dessen Mitgliederzahl sich nach jedem Todesfalle ansehnlich vermehrt. Damit ist wohl der Beweis erbracht, daß die Bedenken, die manche Kollegen bei der Gründung des Vereines geäußert haben, nun behoben sind, daß, wie der Obmann in seinem Jahresberichte bemerkte, an ihre Stelle „unter dem Eindrucke offenkundiger Tatsachen die Erkenntnis nicht nur der Ersprießlichkeit, sondern geradezu der Notwendigkeit des Wohlfahrtsvereines getreten ist. Wohl fehlen noch viele Wiener Kollegen in der Mitgliederliste des Vereines, aber die Hoffnung ist berechtigt, daß in absehbarer Zeit auch die noch Zögernden sich für ihn entscheiden werden und der Verein sich zu einer sämtliche Wiener Mittelschullehrer umfassenden Wohlfahrtsgemeinde ausgestalten wird.“

Eingesendet.

Photographien

des deutschen und österreichischen Alpengebietes liefert für Schulzwecke in II. Wahl zum halben Preise die *Kunst- und Verlagsanstalt von Würthle & Sohn, Salzburg.*

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur indogermanischen Altertumskunde.

Die Vollendung von O. Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (Grundzüge einer Kultur- und Völker-geschichte Alteuropas. gr. 8^o, XL u. 1048 SS. Straßburg, K. J. Trübner 1901) und das Entgegenkommen der Redaktion geben mir willkommene Gelegenheit, hier ausführlicher als es im engen Rahmen einer Anzeige möglich wäre, dieses Werk und Fragen, die es anregt, zu besprechen.

Schr.s sehr sympathisches neues Buch ist nicht etwa so zu verstehen, daß alles, was darinnen behandelt wird, Kulturbesitz des sog. indogermanischen Grundvolkes gewesen wäre. Er geht vielmehr von den historischen Zeiten aus, scheut nicht davor zurück, auch die Gegenwart, wo sie konservativ ist, heranzuziehen, und sucht von dieser breiten und festen Basis aus einen Blick in die fernern, urzeitlichen Regionen zu werfen. Daß Schr. sein Werk in Form eines Lexikons angelegt hat, wird wohl bei manchem Erstaunen hervorgerufen haben. Aber ich glaube, er hat daran gut getan. Die Geschichte des einzelnen Gegenstandes, der einzelnen Idee zu schreiben, ist schwierig, aber nicht unmöglich. Aber die Schwierigkeiten hätten sich turmboch gehäuft, wenn Schr. es unternommen hätte, große Bilder von aufeinanderfolgenden Zeitperioden, ihren Gedanken und Kulturmitteln zu malen. Dabei wäre die Wissenschaft zu kurz gekommen, denn die Übermacht der zur Ausfüllung der Gemälde notwendigen Phantasie hätte sie erdrückt. Ich halte also die Anordnung der einzelnen Artikel in alphabetischer Reihenfolge für einen glücklichen Gedanken, weil er der Ruhe der Beurteilung am meisten entgegenkommt und dem Leser nicht unbequem ist.

Ich kann die hohe Achtung, welche ich vor der Leistung Schr.s habe, nicht besser ausdrücken als durch den Wunsch, daß das Buch die größte Verbreitung gewinnt. Wer immer sich für

ehrlich begründete Kulturgeschichte interessiert, muß es haben und für den Lehrer bedeutet es ein ganz unentbehrliches Hilfs- und Nachschlagebuch, eine Belehrung zu dem von ihm berufsmäßig zu behandelnden Stoffe, die ihm selbst neue Freuden und Erkenntnisse bringen wird.

Schr. ist schon längst ein in der Wissenschaft wohlbekannter Mann. Eine große Arbeitskraft hat ihn immer dazu getrieben, Kompendien, Gesamtdarstellungen zu schreiben. Solche Versuche können nicht immer gelingen. Das Gebiet, auf dem er tätig war und ist, umfaßt die Linguistik, Prähistorie, alle Altertumskunden, ja auch die Kenntnis der primitiven heutigen Kulturzustände, deren Lehre man Ethnographie und Anthropologie zu nennen pflegt. Dazu kommen noch die verschiedensten literarischen Quellen mit ihren Nachrichten. Man kann sagen, ohne dem verdienten Manne irgendwie nahezutreten, daß Schr. auf wenigen von diesen Gebieten in origineller Weise tätig gewesen ist. Aber das Reallexikon ist trotzdem ein Werk von originellem Anstrich geworden und das ist die Folge des großen, zusammenstellenden Fleißes und der wohlbedachten Verarbeitung der grundlegenden Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten.

Ich verkenne die Gefahr aller Handbücher und Kompendien nicht. Man kann oft sagen: Je schöner, um so schlechter, weil gefährlicher. Ein schönes Handbuch, das für Alles eine bequeme Bedensart bietet, täuscht leicht über die Festigkeit unserer Schlüsse und hält dort weitere Fragen zurück, wo es sie herausfordern sollte. Das wird hoffentlich bei Schr.s Reallexikon nicht der Fall sein, denn wir sind erst am allerersten Anfange. In jeder Beziehung muß noch unendlich viel getan werden, namentlich in Bezug auf die Erforschung der noch heute bestehenden primitiven Kulturzustände der indogermanischen Völker und ihrer Kulturwörter.

Ein Fehler haftet dem Werke an und wird hindern, daß es in vollem Umfange wirkt: Der Mangel eines Wörterverzeichnisses aus allen Sprachen. Vielleicht entschließt sich Schr., diesem Übelstande abzuhelpfen und veranlaßt die Verlagshandlung, zu einem mäßigen Preise ausführliche Indices herauszugeben¹⁾. Jetzt kann man nicht wissen, wo überall man etymologisch oder sachlich zusammenhängende Wörter zu suchen hat. Das wird jedem, der wie ich von dem hohen Werte der Sachstudien für die Etymologie und damit für alle Teile der Grammatik, sowie für die Theorie der Bedeutungslehre überzeugt ist, als großer Nachteil erscheinen²⁾.

¹⁾ Ich wünschte Wort- und Sachindices, sowie ein Verzeichnis der besprochenen Stellen.

²⁾ Vgl. auch die Ausführungen von H. Schuchardt, *Zts. f. rom. Philol.* XXVI, 426.

Noch eins fehlt: die Bilder. Die Etymologie kann durch genaue Sachenkenntnis nur gewinnen, ebenso die Lehre vom Bedeutungswandel, denn dieser setzt sehr oft den Wandel der Sachen voraus.

Die Literaturnachweise, welche S. 1027—1046 dem Werke beigegeben sind, muß ich bemängeln. Von den wenigsten der dort zitierten Werke kann man sagen, daß sie wirkliche originelle Forschungsarbeiten zu dem von Schrader hier behandelten Gebiete darstellen. Daß neben einer Flut von Handbüchern und Kompendien aller Art ein Teil der Schriften, welche originelle, von Schr. mit Nutzen gebrauchte wissenschaftliche Arbeit verrichteten, im Literaturnachweise nicht erscheinen, ist nicht gutzuheissen, weil es ein ganz falsches Bild von den Arbeitern auf diesem Gebiete gibt und deshalb auch ungerecht gegen Personen ist. Auch sachlich ist es verfehlt, weil der eindringende Leser sämtliche Arbeiten eines Verfassers braucht, wenn er ein Urteil über seine Anschauungsart haben will, nicht bloß den zu irgend einem Artikel zitierten Aufsatz.

Im folgenden einige Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln.

Unter 'Achse' zitiert Schr. *ἀμαξα*, das er auch unter 'Wagen' S. 932 erwähnt, ohne das Wort näher zu durchschauen. Die Grundform ist **sm-aksja* (vgl. Kretschmer, K. Z. XXXI, 349). Die Bedeutung ist „einachsigt“, „Einachse“, womit wohl nur der zweiräderige Karren gemeint sein kann, der älteste und einfachste Wagen. Vgl. M. Heyne, Deutsches Nahrungswesen S. 28, 33.

Ackerbau. In Kärnten bezeichnet „*riess* oder *rüess* (?) m. Handhabe am Pflug“. Lexer S. 209. In Steiermark findet sich *Riester*, Schmeller II 161, wie im ahd. *riestra*. M. Heyne, Deutsches Nahrungswesen S. 37. Nach mündlicher Mitteilung sagt man in Steiermark auch *Rüssel*. Das ist nun entweder Volksetymologie von *Riester* oder — was nicht ausgeschlossen ist — von nl. *ročica*, serbo-kroat. *ručica* 'Pflugsterz'. Denkbar wäre auch Entlehnung von *Arling* (mit hellem a), was das 'Pflugeisen', die 'Pflugschar' bedeutet, aus sl. *ralnik*, serbo-kroat. *raonik* (aus **ralnikū*).

Über *Arl* (man spricht zweisilbig a-l mit dunklem a fast o) 'Pflug' vgl. Lexer, K. Wb. Sp. 8. Die *Arling* genannte Pflugschar hat noch heute genau die Gestalt, welche Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert. Gr. A., Fig. 215 nach einer Darstellung vom Jahre 1445 bringt. Es ist auch heute, so viel ich sehe, nicht klar auszumachen, ob deutsch *Arl* alt oder entlehnt ist. Aber bei *Arling* scheint schon die Bedeutung 'Pflugschar' für Entlehnung zu sprechen¹⁾.

¹⁾ F. X. Hlubek, Die Landwirtschaftslehre. I², S. 267 spricht von 'der Adel'. Adel ist eine mißglückte Verhochdeutschung des Dialektwortes.

Zu Abort möchte ich bemerken, weil Schr. mhd. *privit* zitiert, ohne sich darüber zu äußern, daß dieses, was nicht allgemein bekannt zu sein scheint, mit den slavischen Wörtern (öech. *prevét*, *prevít* m., poln. *prewet* usw.) zu lat. *privatus*, frz. *privé* m. gehört. Vgl. „Das heimliche Gemach“, Beckmann, Beiträge z. Gesch. der Erfindungen II 363.

Abnenkultus. Schr. sagt S. 22: „Ein altslavischer Ausdruck für das Totenmal war *strava*“ mit Bezug auf die Stelle bei Jordanes c. 49. Er meint, es sei ein slavisches Lehnwort im Hunnischen. Aber ich denke, daß die von Anderen vertretene Meinung, daß das Wort germanisch ist, mehr für sich hat: Im Slavischen steht das Wort mehr vereinzelt da, im Germanischen nicht. **Strava* war die Streu, auf welche man sich beim Schmause setzte, dann die Bezeichnung des Leichenschmauses, endlich bei den Slaven einer einzelnen Speise. Vgl. Verf., Die Stellung des bosnischen Hauses usw. S. B. W. A. Bd. 144, S. 84; weiter das über *lectisternium* und ai. *barhís* ebda. S. 102 f. Gesagte.

Bad. Schr. sagt zu Tacitus c. 22: *Statim e somno lavantur saepius calida*, es könne hier nur ein gelegentliches Waschen mit warmem Wasser, nicht ein regelmäßiges Baden in Badestuben gemeint sein, weil diese erst später aufkommen. Ich möchte teilweise beistimmen. Vor allem muß man jeden Gedanken an ein Wannenbad von sich weisen; wann man aber in den Badestuben sich ein Dampfbad machen lernte, das man schon mit wenigen Kübeln Wassers, in das man heißgemachte Steine hineinwarf, herstellen konnte, ist nicht annähernd bekannt. Ich denke, daß man den Brauch weit hinaufrücken darf; an eine Kulturübertragung vom slavischen Osten her, vermag ich nicht zu denken. Was Schr. über die Wortsippe von Stube schreibt, entspricht den Tatsachen. Ich will nur zu meinen Bemerkungen über den Gegenstand in dem Aufsätze „Stellung des bosnischen Hauses“, S. 4 beifügen, daß ganz vereinzelt das Wort Stube vom Stalle gebraucht wird, u. zw. beim serbo-kroatischen Stamme. Ich habe darauf schon in den Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegowina VII S. 275, vgl. Fig. 65 hingewiesen, und jetzt hat sich die Nachricht auch aus Montenegro bestätigt. Auch hier wird der Stall, der das Untergeschoß bildet, *izba* genannt. Die Sache ist noch völlig ungeklärt, doch daß die Stube, d. h. das Wort und die Sache ursprünglich nur mit einem Ofen und seiner Tätigkeit zusammenhängen, darin werde ich wohl trotzdem Recht behalten.

Schr. nennt die aksl. Wörter *kapati* 'baden', *kapěti* 'Bad' unerklärt. Ich weiß auch nicht Rat. Nur eins erscheint mir denkbar. Ohne irgend eine gewaltsame Veränderung ist *kapati* wohl nicht entstanden. Vielleicht ist es ein Fremdwort; vielleicht hängt es mit der Bezeichnung des Hanfes zusammen. Man bedenke, daß das Dampfbad in derselben 'Badestube' vorgenommen wurde, wo

Flachs und Hanf 'gebadet', geröstet wurden. Der Flachs wird ja überdies im Regenwasser maceriert, auf freier Wiese. Im Slavollettischen bedeuten nahverwandte oder identische Wörter „schlagen“ und „waschen“ (Miklosich, Et. Wb. S. 239), begreiflich, weil die eigentliche Reinigungsarbeit mit dem Waschbleuel, mit dem Mangelbrette, vollzogen wurde. Aber auch die Begriffe „schlagen“ und „baden“ gehen durcheinander (lit. *periu perti* „baden, mit dem Badequast schlagen“; Miklosich, Et. Wb. S. 239 s. v. per- 2.) und ich nehme keinen Anstand das Wort 'baden' selbst mit kelt. *bat* 'schlagen' (Stokes, Urkelt. Sprachschatz) zusammenzubringen¹).

Das Wort Quaste scheint mir Kluge mit Recht zu an. *kvistr* 'Zweig' zu stellen²), sachlich richtig, weil eine häufige Art, vielleicht die Älteste der Badequaste, ein Rutenbündel war.

Berneker will aprß. *twaxtan* in **twaxlan* ändern. Ob aber mit Recht? Ich sehe nicht, daß das Wort mit Zwehle etwas zu tun haben kann und halte es für eine Entlehnung aus dem deutschen Worte Quaste³). Das Plus eines *k* ist nicht auffallend, vgl. *as crixtia* 'ich taufe' und die Sippe bei Berneker, Die altpreuß. Sprache, S. 300 f. Ich denke, daß *twaxtan* aus **kwakstan*-entstanden ist. Bei der Annahme einer Verwandtschaft muß es doch sehr auffallen, daß got. *þvahan* usw. gerade nur in der Glosse *Queste Twaxtan* Voc. 553 einen Urverwandten haben soll.

Schr. scheint es für möglich zu halten, daß unsere deutschen Badealtertümer östlicher, slavischer Herkunft sind. Ich halte das für ausgeschlossen. Der Besitz an echt deutschen Wörtern, wie baden, Quaste, Dampf, oder an solchen, die mindestens sehr alte Entlehnungen sein müssen, wie Seife (dazu R. Much, Göttinger Gel. Anz. 1901, S. 460), haben (wenn es überhaupt aus lat. *lavare* stammt!) machen es ganz unwahrscheinlich, daß die Slaven darin unsere Lehrmeister waren. Dann hätten wir doch irgend eine Spur von dieser Kulturübertragung in der Gestalt von klaren Lehnwörtern. Die einzige Spur wäre mhd. *durnitze* (Mhd. Wb. I 406) 'Gaststube, Badestube', das vielleicht aus akal. *gorinica* (vgl. Miklosich, Lex. palaeoslov.) durch Angleichung an dürr,

¹) Eine beachtenswerte Beschreibung eines altväterischen Dampf-bades bei Fr. Nansen, In Nacht und Eis. I, S. 80 aus Vardö: „Aber auch unsere eigenen Körper bedurften eines letzten, zivilisierten Reinigungs-festes, ehe unser Leben als 'Wilde' begann. Das städtische Bad ist ein kleines Blockhaus. Der Baderaum selbst ist niedrig und mit Bänken versehen. Während man auf diesen liegt, wird man von heißen Dämpfen gekocht, die fortwährend erneuert werden, indem glühende Steine in einem der Hölle würdigen Badofen mit Wasser begossen werden. Dabei wird man von jungen quänsischen Mädchen mit Birkenreisern gepeitscht, dann in anmutiger und zierlicher Weise geknetet, gewaschen und abgetrocknet . . .“.

²) Noreen, Altisländische Grammatik, S. 107.

³) Die umgekehrte Annahme, daß Quaste aus *twakstan* entlehnt ist, wiederlegen die Ablautformen, in denen das Wort im Germ. erscheint.

dörren entstanden ist¹⁾. Ich denke, daß diese Entlehnung aber noch nicht hinreichen würde.

Blutrache. Wird ein Mann getötet, so verliert die Sippe einen Kämpfer (und einen Arbeiter?). Deshalb hat sie das Recht, auch der anderen Sippe ein „ganzes Blut“ zu nehmen, wie der Albanese sagt, d. h. einen Mann zu erschlagen. Bei den Albanesen geht die Rechnung aber weiter: Schwere Verwundung eines Mannes oder Tötung eines Hundes — außer bei Gegenwehr — kostet ein „halbes Blut“, d. h. wird mit schwerer Verwundung bezahlt. Die männlichen Sippenglieder genießen überall Schutz und Rache der anderen, sie sind überall der wertvollste Bestandteil der Magschaft. Der Junggeselle ist misachtet (vgl. Schr. s. v.); bei der Zahl der Kinder werden nur die männlichen angegeben (vgl. Schr. s. v. Kind, Kinderreichtum), was alles zusammenstimmt. Miklosich, Blutrache bei den Slaven, Denkschriften d. kais. Akad. d. Wissensch. Wien 1888, Bd. XXXVI, S. 147, sagt von Montenegro: „am erwünschtesten ist dem Rächer der Tod des besten Mannes der feindlichen Sippe“.

Diebstahl. S. 138 nimmt Schr. mit R. v. Ihering für die *furtorum quaestio cum lance et licio* einen indogerm. Ursprung an. Ich denke, daß die Art zu schließen, die dieser Annahme zugrunde liegt, sich als unberechtigt erwiesen hat. Man möge doch nur endlich einmal das nachgelassene Buch R. v. Iherings ohne Personenkult behandeln. Auch seine Darstellung der *furtorum quaestio* ist charakteristisch für das ganze Buch. Dasselbe kann nur den Methodologen interessieren.

Ehe. Schr. nennt hom. *δαρ* S. 156 dunkel. Ich sehe zwei Möglichkeiten seiner Erklärung. Es kann zuerst mit W. *ues, us* 'leuchten', 'brennen', vgl. lat. *Vesta, ἑστία*, also dem Herdfeuer zusammenhängen, was keine üble Bezeichnung der Hausfrau, deren Hauptplatz der Herd ist, wäre. Aber das anlautende Digamma ist fraglich; vgl. L. Meyer, Handbuch der griech. Etymologie I, 494, wo noch gezweifelt wird, daß *δαρος, ἀραρῆσειν, ἀραριστός* damit zusammenhängt, obwohl das doch auf der Hand liegt. Sollte *δαρ* wirklich aus altem **uosr* entstanden sein, dann müßte man es für ein altes Neutrum halten, das sich auf den Herd bezog und dann erst auf die Hausfrau. Dann sind auch *δαρος, ἀραρῆσειν* (etwa 'herdeln', beim Herd sich unterhalten, vgl. dial. 'fensterln')

¹⁾ Vgl. Schmeller I. S. 542; M. Heyne, D. Wohnungswesen 123, 166, 360. Nur nebenbei sei bemerkt, daß auf deutschem und slavischem Sprachgebiete unser Wort zur Bezeichnung eines Obergeschosses wurde. Deutsch *thurnitz* in Anlehnung an *turn* 'Turm' und slav. *gorinica* in Anlehnung an *gorinǐ* 'der oben ist', *gora* 'Berg', Miklosich, Etym. Wb. S. 78, wo aber der Zusammenhang von *gorinica* mit *gorǐts* verkannt wird. Vgl. meine Bemerkungen (Mitteilungen d. Anthropol. Ges. Wien XXVII, S. 233; zu lat. *furvus* vgl. Lindsay-Nohl, Die latein. Sprache, S. 275; auch Kretschmer, Einleitung, S. 147.

begrifflich. — Die zweite Möglichkeit: Gr. $\delta\alpha\rho$ kann **so-sr* sein, wie *consuamz* $\sigma\acute{\upsilon}\lambda\upsilon\zeta$, d. h. *sr* zu lat. *sero* 'reihe an', 'verbinde', *consors*, an. *serða* 'treibe Unzucht'. Wegen δ - vgl. G. Meyer. Gr. Gram.³ S. 72. *Ὀαρος* und *ἰαφίσις* passen auch hieher. Vgl. lat. *conserere sermonem* „sich unterreden“. Weiteres Fick III³, S. 319. So auch in der Hauptsache schon bei Prellwitz, Et. Wb. S. 217.

Eltern. Ich habe schon anderwärts dargelegt, daß got. *berusjos* der Plural eines **bērusi* „die getragenen hat, Mutter“ ist. Vgl. dazu die entsprechende Bildung ai. *mātārā*, eigentlich „die beiden Mütter“, B. V. wie *pitārā* „die beiden Väter“ im Sinne von „Eltern“. Hieher auch lat. *parentes*.

Gabel. Das Bauernhaus kennt heute noch in sehr vielen Fällen die Gabel als Tischgerät nicht. Das Wort stammt von den (ursprünglich zweizackigen) Wirtschaftsgeräten, der Hengabel und der Mistgabel. Auch in der Küche wird nur dort eine Gabel vorhanden gewesen sein, wo das Fleisch gekocht wurde (Schr. s. v. Kochkunst, Küche); wo das Fleisch am Spieße gebraten wurde, war die Gabel entbehrlich. Die Sippe von 'Giebel' (got. *gibla* 'Zinne', ahd. *gebal* 'Schädel', *gibil*: aisl. *gafl* 'Giebel') gehört mit der von 'Gabel' zusammen, denn die den Giebel bildenden Balken machen eine Gabel (\wedge) und wenn lat. *gabulus* 'Galgen' bedeutet, so besteht der Zusammenhang noch immer, denn die Gestalt des Galgens \square ist nur eine besondere Form der Gabel¹⁾. An einen Zusammenhang von 'Gabel' mit lit. *gabėnti* 'holen, bringen', den F. Solmsen (Kuhns Zts. XXXIV, S. 29) vertritt, kann ich nicht glauben.

Lat. *furca*, das Schrader S. 261 unerklärt nennt, habe ich mir ebenso wie S. Bugge mit lat. *forāre* zusammengereimt und der Widerspruch Solmsens hält mich davon nicht ab. Recht hat Solmsen nur darin, daß *furca* nicht „das Gespaltene, Werkzeug mit einem Spalt“ ist. *Furca* ist vielmehr selbst „das bohrende Werkzeug“, wobei man freilich nicht an unseren modernen Bohrer denken darf, sondern an ein Eindringen mit keiner oder wenig drehender Bewegung. Vgl. Wendungen wie „die Augen bohrten sich in die Erde“ usw. Lat. *fuscina* stellt sich leicht zu *furca* als **furcacina*, wobei Solmsen wieder Bedenken hat²⁾. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich auch lat. *fur* 'Dieb', $\varphi\acute{\alpha}\rho$ lieber zu *forare* 'bohren' stelle als zu *fero*; denn der Dieb scheint als 'Einbrecher' besser bezeichnet zu sein, denn als 'Bringer' oder 'Träger'. Stokes hat (Altkeltischer Sprachschatz, S. 168) eine Basis **bēr* 'spalten' angesetzt. Solmsen wird widersprechen, „denn, sagt

¹⁾ Die romanischen Lehnwörter. Vgl. Körting³, Sp. 416.

²⁾ Er nimmt an der Stammbildung Anstoß: **furc-sc-ina*. Auch $\alpha\acute{\epsilon}\iota\upsilon\eta$ ist noch nicht ganz erklärt (lat. *ascia*, got. *agisi*). Aber die Herleitung aus **furcacina* bleibt dabei m. E. noch immer berechtigt.

er gegen Bugge, 'bohren' und 'spalten' sind zwei verschiedene Tätigkeiten . . . Gewiß, heute! Und einen aus einem hohlen Knochen hergestellten Bohrer kannten ja schon die Steinzeitleute. Aber kann Solmsen *φάρος* 'Furche', *φάρω* 'spalte' von 'bohren' usw. trennen? 'Bohren' hat jedenfalls einmal eine bestimmte Technik bedeutet, aber vom heutigen Begriffe aus läßt sich nichts deduzieren. Es ist auch nicht unmöglich, daß Bord hierher gehört, daß also Bord nichts mit got. *bairan* zu tun hat, wie ich noch S. B. A. W. Wien, Bd. 144, S. 88 angenommen habe, sondern mit der Herstellung von Brettern und Balken durch Abspalten mit der Art zusammenhängt.

Haus. Die alten Bezeichnungen für Haus (und Wand) weisen auf verschiedene Techniken hin. Lat. *domus* usw. setzt ein gezimmertes, rohes Blockbau-Haus voraus, got. *gards* ein Flechtwerkhaus, wozu *waddjus* und Wand stimmen¹⁾. Auf Lehm- und Steinbau weist *τειχος, τοιχος* 'Wand' durch seine bekannten etymologischen Zusammenhänge hin. Andere wie lat. *cella* 'Halle' und Verwandte weisen auf eine Bergwohnung hin, auf eine Höhle (das etymologisch verwandt ist), wo man sich verbirgt; vgl. die Bedeutungen von *celare* und 'hehlen'. Wenn Haus wirklich zu *κεύθω* gehört, kann es einen ähnlichen Bedeutungswandel mitgemacht haben²⁾.

Wenn Schrader, den Spuren R. Hennings folgend, ein „indogermanisches Haus“ rekonstruiert, gehe ich heute nicht mehr mit.

¹⁾ Noch zwei Wörter könnten zur W. **vi* 'flechten' gehören: *folxos* (idg. **vik* kann dabei bleiben bei einer Grundbedeutung „mit Hürde eingeschlossene Siedelung“) und aksl. *věza* „*cella penaria*“ mit seinen modernen Verwandten, welche 'Vorhaus, Hütte, Turm' bedeuten, was ganz wohl auf die älteste Form der Sache paßt, eine geflechtene, ursprünglich wohl auch runde Hütte. Aber *věza* kann auch mit einem ganz anderen Worte zusammenhängen, nämlich mit ab. *vačjanh, airyanem vačjo* „*Eranvej*“. Daß Hausteile oder das ganze Haus mit Wörtern zusammenhängen, die „eben“, „Land“, „Erde“ usw. bedeuten, kommt öfter vor. Vgl. Flur zu lat. *plānus* usw.; aksl. *tilo* 'pavimentum', dann 'Tenne' zu lat. *tellus*; aksl. *gumino* 'Tenne', zu lat. *humus*; lat. *area* zu *ἀραρίσσω, ἀρώω*; Raum zu lat. *rūs*, ab. *ravanh*. Der ebene Hausboden und der Kulturboden für Pflanzen berühren sich sachlich. Beachte Flur im Sinne von 'Wiese, Feld', *Tellus* als ernährende Gottheit, ne. *gumno* 'Garten', *area* 'Flur, Tenne und Beet' usw. S. oben im Texte. — Potebnja hat *věza* mit **uegh* 'fahren' verbinden wollen (vgl. Krek, Einleitung in die slav. Lit. S. 140, Anm. 2), wobei er an eine ursprüngliche Bedeutung „Wagenzelt“ denkt. Kreds formale Bedenken sind hinfällig (er findet sich bei der W., und *sz* hätte *z*, **ueghia* also *věza* ergeben, Brugmann K., vgl. Gramm. S. 97), aber ein Wort von der Bedeutung „Wagenkorb“ möchte man sich eher von der Technik des Korbes abgeleitet denken, als von der Bedeutung „fahren“. Doch mag man immerhin die Erklärung Potebnjas auch weiter im Auge behalten.

²⁾ Von der Feuerstätte haben den Namen lat. *aedes*: *αιῶν*, *aestus*, *aestas* und *atrium* zu ab. *atare* 'Feuer'. Dazu vielleicht serbo-kroat. *kuća* s. u.

Auch ich glaube, daß die Indogermanen einen Balkenbau, Herdraum und Vorhalle enthaltend, kannten, vielleicht nur als vornehmes Haus. Aber daran ist nichts Indogermanisches: **patér* 'Vater' ist indogermanisch, aber ein Haus mit Herdraum und Vorhalle ist ein Allerwelthaus und hat nichts spezifisch Indogermanisches. Und dieser Mangel muß einen auch sehr bedenklich machen, wenn man nordisches, altgriechisches und armenisches Haus historisch identifizieren soll.

Alle Bezeichnungen des Hauses sind so alt, daß sie gewiß schon vom alten einzelligen Hause, wie ich zu sagen vorschlug, und worin auch Schrader mir folgt, vom unerweiterten und ungeteilten Herdraume gebraucht worden sind. Aber es ist auch möglich, daß das ebenso von anderen Wörtern gelten darf.

Auf den ersten Blick fällt es auf, daß deutsch Saal usw. mit lat. *solum* zusammenhängen soll, d. h. daß der Raum seinen Namen vom Fußboden haben soll. Doch bei Flur kommt man auf dieselbe Erscheinung; die Bedeutung führt nach der Etymologie auf den Begriff 'eben' (lat. *plānus* Schr. S. 146) und das leitet zu einer Spur. Es ist die besondere, künstlich eben gemachte Fläche des Fußbodens, die charakteristisch war. „Mein Boden“ kann auch „mein Haus“ bedeutet haben. Dazu stimmt die zweite Bedeutung von Flur; es ist das künstlich geebene Feld¹⁾. In dieser Weise bringe ich auch aksl. *gumino* 'Tenne' mit *humus* zusammen. Auch lat. *area* ist der 'Bauplatz', der 'Boden' und (*A*)*arēna* wurde als Lehnwort Ehren ins Hochdeutsche aufgenommen, zuerst für die Bezeichnung des Herdraumes.²⁾

Bei den Pfahlbauten S. 342 werden Schrader meine Nachrichten und Bilder von heute noch bestehenden bosnischen Pfahlbauten für eine zweite Auflage wohl willkommen sein (S. B. A. W. Wien. Bd. CXLIV, S. 42 ff.).

Eine seltsame Bezeichnung für 'Feuer machen, anzünden' findet sich im bairischen *kenten*, vgl. Schmeller I 1260, Lexer Sp. 157; *kentn* setzt im abd. **chantjan*, **kantjan* voraus. Schon längst hat man an Zusammenhang mit *incendere* gedacht. Dieser läßt sich aber nur auf dem Wege einer Entlehnung vor der 2. Lautverschiebung herstellen. Aber welches Wort wurde entlehnt? Schwerlich *incendere* selbst. Ich kann nur vermuten, daß es ein

¹⁾ Vgl. auch M. Heyne, Deutsches Nahrungswesen S. 5. Der eben gemachte Baugrund gibt dem Hause oder einem Teile des Erdgeschosses seinen Namen; von der Decke erhält ihn öfters das Obergeschoß. Vgl. Verf. S. B. A. W. Wien CXLIV, S. 70. 91.

²⁾ *Potebnja* leitete wegen slov. *gubno* neben *gumno* aksl. *gumino* aus **gubino* her, vgl. Krek, Einleitung in die slav. Lit.gesch.² S. 125, Anm. Daß aber die Dialektform *gubno* (vgl. Pleteršnik, Slovar s. v.) das alte erhalten hätte, ist sehr unwahrscheinlich. *Gubno* dürfte eine dissimilierte Form aus **gubino*, *gumino* sein, wie lat. *dubenus* aus *dominus*. Dazu Kretschmer, Einleitung S. 236.

**candiā* 'Feuer' (zu *incendium* aus **in-candiom*) gegeben hat und daß daraus ahd. **kantjan* erwachsen ist.

Das An. bietet „*kynda, to kindle, light a fire*“, von dem wieder engl. *kindle* abstammt. Kluge-Lutz S. 115. Das rückt die Zeit der Entlehnung schon weit hinauf. Der Ablaut erklärt sich daraus, daß **kandjan* ein **kundjan* erzeugte, nach dem Pare **tandjan, *tundjan* (s. Kluge s. v. 'zünden'), das begrifflich und lautlich nahestand.

Das hochdeutsche, vorausgesetzte **kantjō* 'Feuer' ist aber jene Urform, die man für ein bisher nicht erklärtes slavisches Wort erschließen muß, nämlich für die Sippe von serbo-kroat. *kuća* 'Haus' (vgl. Miklosich, Et. Wb. s. v. **konšta*). Die Bedeutungen Zelt (aksl. *kašta*), Hütte, Haus begreifen sich alle, wenn das Wort ursprünglich bloß das Feuer und die Feuerstätte bezeichnete. Die *kuća* ist als Teil des Hauses der Herdraum. Vom Herdfeuer stammt auch *aedes* (vgl. *aldw*) und *atrium* (von *ater*). Auch in späteren Zeiten ist 'Herd' gleich 'Haus' und das Gesetz besteuert den Herd. Peisker, Die serbische Zadruga in den Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Slaven. 3. S. 153 ff.

M. Murko hat mich mit Gründen, die er selbst darlegen wird, noch auf eine andere Möglichkeit gebracht. Kroatisch *kuća* kann mit *kovčōs* „Stange“, *κέρτεω, κέρτρον* zusammenhängen. Uralav. **kontja* hieß also „Gestänge, Zelt“. Wegen des Bedeutungsüberganges macht mich A. Pogatscher auf ags. *traef* 'Zelt' = lat. *trābem* (zu *trabs* „Balken“) aufmerksam. Lat. *cento* „Flickwerk“, ahd. *handug* „spitzig“ hängen mit dem Begriff „spitze Stange, Nadel“ zusammen. Vgl. kymr. *cethr* „Spitze, Nagel“, bret. *quentr* „*éperon*“ Stokes, Urkelt. Wortschatz S. 78.

Sehr befriedigt hat mich der Artikel 'Hausrat' S. 344 (verdruckt 444). Ich freue mich, daß Schrader über Bett, Stuhl, Tisch sich ganz ähnliche Gedanken gemacht hat, wie die, welche ich S. B. W. A. Bd. CXLIV (1901) und schon früher im Sarajevoer Glasnik 1899, Wissenschaftl. Mitteil. aus Bosnien VII 1900 und zuerst, vom oberdeutschen Hausrate ausgehend in den Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien, XXV (1895) 56 ff. dargelegt habe. Der Gedankengang Schraders ist dem von mir in der erstgenannten Arbeit entwickelten ganz konform, was seinen Grund in demselben Material hat und auch darin, daß Schr. schon meiner ersten Arbeit über den Hausrat vom Jahre 1895 zustimmte, weil er sie an sich richtig und in Übereinstimmung mit dem fand, was Montelius über das altschwedische Haus erforschte.

In den Einzelheiten wird es noch lange Differenzen geben, bis ein lückenloses Material vorliegt. Aber im großen Ganzen haben mich neue Kenntnisse nur in dem bestärkt, was ich in meiner letzten Arbeit ausführte: In der Stube gibt es zuerst Streu an den Wänden. Aus der Zeit stammt das Wort Bett und die sla-

vischen Bezeichnungen (aksl. *postelja* usw.). Mit einem genialen Griff ist innerhalb dieser Gedankensphäre K. Brugmann endlich nach langen, fruchtlosen Bemühungen anderer des Wortes *sъвъј* Herr geworden (Berichte der kgl. Sächs. Ges. d. W. 1901, S. 118). An den Rändern der Stube entstehen die ersten Dielungen, eine Bühne oder Bank, aus ihr entstehen die Betten, die erst spät beweglich wurden und sich von den Schlafbühnen und Bänken sonderten. Meine Argumentation über den Tisch, ein Esbrett ehemals, findet sich ebenso bei Schr. und auch über den Stuhl hat Schr. keine anderen Ansichten als jene, denen auch ich Ausdruck gegeben habe. Mein Satz, daß die bosnische Stube eine Entwicklungsstufe darstellt, welche auch die oberdeutsche Stube durchgemacht hat und nicht durch türkischen Einfluß entstellt ist, bleibt umsomehr bestehen, als auch in Montenegro, im heimlichsten Teile, klar und deutlich das oberdeutsche Haus zum Vorschein gekommen ist!¹⁾

Schon vor mehr als hundert Jahren hat A. Linhart, Versuch einer Geschichte von Krain II, S. 297, ganz ähnliche Meinungen ausgesprochen, wie Schrader und ich das getan haben. Im III. Abschnitt („Betrachtungen über den Zustand der alten Slaven in Krain“) handelt das Kapitel XIII über „Häuser, häusliche Einrichtung“. Es ist sehr lehrreich, einiges herauszugreifen. S. 302: „Ihr Nachtlager nannten sie auf der Erde, auf bloßem Stroh. Dieses zeigt die jetzige Bezeichnung des Bettes an, *Postela* (eine Anmerkung gibt die verwandten Wörter der anderen slavischen Sprachen). Das Bettgestelle, Pölster und Küssen, sind Gemächlichkeiten, die sie später kennen gelernt haben“. „Der Tisch war weiter nichts als ein Stuhl, neben dem sie auf der Erde saßen“. sagt Linhart S. 301, hat also den Slaven schon 110 Jahre vor mir den Kulturhorizont abgesprochen, offenbar weil ihm seine Reisen zeigten, daß er zu seiner Zeit sogar noch oft genug fehlte. In sehr erfreulicher Weise hat K. Štrekelj von seiner heurigen Sommerfahrt (1901) die ganz bestimmte Nachricht mitgebracht, daß noch immer im Görzer Karst der runde Tisch, der sich nur wenig über den Boden erhebt, besteht. Štrekelj hat weiter beobachtet, daß der ganz niedrige Tisch sich in jenen Häusern findet, wo auch der Herd so niedrig ist — eine Sache, die die Gewähr ihrer Richtigkeit in sich selbst trägt. — Es ist bloß ein Versehen, wenn Schr. unter Hausrat nur von dem spricht, was unserem Bett, Tisch und Stuhl (auch die Bank durfte hier nicht übergangen werden) zugrunde liegt. Auch der Herd hatte seine uralten Geräte, die den Namen 'Hausgeräte' doch auch für sich in Anspruch nehmen können. Schrader holt einiges unter dem Schlagwort

Herd nach. Aber einiger Geräte wie des Feuerbocks und der Feuerzange, von anderen zu schweigen, wird auch hier

¹⁾ M. Murko wird darüber Näheres berichten.

nicht gedacht. Über den Feuerbock und seine prähistorischen Ahnen vgl. meine Arbeit (Mitteil. der Anthropol. Ges. Wien XXV [1895], S. 59) und die Aufsätze in den vorhergehenden Jahrgängen, namentlich Bd. XXI (1891), 146. Seine deutschen Bezeichnungen sind klar. Ital. *alare* bringt man mit *Lar* zusammen. Körting, Lat. Rom. Wb.² 5442, Sp. 526. Aber franz. *landier* scheint mir trotz der gemachten Versuche (vgl. Körting² 582, Sp. 50) noch nicht erklärt zu sein. O. Lauffer hat in seinen dankenswerten Studien über „Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit“ (Mitt. des german. Nationalmuseums 1900 [S.A.], S. 26) die Namen des Mittellateins für den Feuerbock zusammengestellt. Außer den sofort klaren Bezeichnungen und ganz wenig Undeutlichem fällt die Sippe *andela*, *anderius*, *andedus*, *andasium* auf. Mit französisch. *landier* und engl. *andiron* zusammengehalten, hat *anderius* den Schein des altertümlichsten für sich. Aber was kann hinter dem Worte stecken? Ich kalkuliere so: Der Feuerbock wird fast immer animalisiert, Bock, Hengst, Boß, Hund, Katze sind seine Namen¹⁾. Nachdem weiter aus dem Romanischen zu einer befriedigenden Erklärung nicht zu kommen ist, muß man an ein Fremdwort denken. Das Germanische bietet nichts dar. Aber das Keltische. Cymr. *anner*, br. *ounner*, *onner* 'Färse' weisen mit ir. *ainder* 'junges Weib', auf ein **anderā*, dem ich aber als die ältere die Bedeutung 'Kuh' zuweisen möchte, ohne aber besonderen Wert darauf zu legen. Und **anderā* stimmt mit Ausnahme des Geschlechts zu *landier* (aus *landier*), während engl. *andiron* sich als Angleichung an *iron* 'Eisen' erklärt. Der 'Feuerbock' erscheint diesmal (wenn es nicht ein **anderos* gegeben hat!) als 'Kuh', wozu vielleicht die Art, wie die Scheite auf ihn gelegt werden. Veranlassung gegeben haben mag. Vgl. auch die Namen Katze, Ziege. Die Form *andela* mag im Anklang an *candela*, *andedus* (masc.!) an. *taeda* wie *tedale*, *tedarium*, *tedifera* und endlich *andasium* nach einer erschlossenen Form **taedassium* gebildet sein. Soviel ich sehen kann und von Romanisten erfahre, stehen meiner Herleitung keine Schwierigkeiten im Wege.

Von der Feuerzange, die ich für sehr alt halte, spricht Schr. erst s. v. Zange S. 971. Ein gemein indogerman. Name ist allerdings nicht nachweisbar, aber Schr. faßt seine Aufgabe doch nicht als Rekonstruktion jener Zeit. Dazu hätten wenige Druckbogen genügt.

¹⁾ Murko berichtet den slovenischen Namen *kosa* 'Ziege' für den vierbeinigen Feuerbock aus Oberkrain. Derselbe weist aus Görz auch den Namen slov. *konj* 'Pferd' für „Feuerroß“ nach, was ich zur Beruhigung derer hervorheben will, die glaubten, ich könnte mich bei „Feuerroß“ verhöhrt haben und daß „Feuerroß“ zu sagen ist. Ich habe schon S. B. A. W. Wien, Bd. CXLIV, 15 diese Redensarten abgewiesen. Murko kann noch eine neue Animalisierung des Feuerbocks im Slavischen nachweisen, die Bezeichnung als „Bär“.

Keller. Schr. bemerkt S. 419 richtig, daß lat. *cellarium* einen oberirdischen Speise- und Vorratsraum bezeichnet, nicht einen unterirdischen. Der Keller ist in seiner primitivsten Gestalt ein Verschlag in der Küche, wie man es noch sehr schön bei den Südslaven, namentlich in Bosnien sehen kann. Vgl. Verf. in den Wissensch. Mitteil. aus Bosnien. Bd. VII, S. 268 ff. Der Raum heißt dort *kiljer*, *ciler*, mit dem das in Montenegro vorkommende *čiril* identisch sein muß¹⁾.

Der Artikel Kiste soll über Kasten, Kiste, Schrank, Truhe Auskunft geben. Das vermag er allerdings nicht, was begreiflich ist, denn Schrader fand hier keine Vorarbeiten vor. Zur Etymologie von Kasten vgl. Zupitza, Die Gutturale. S. 193. Der Bedeutungswandel von got. *kas* 'Gefäß' (*kasja* 'Töpfer'), lit. *kastis*, *kastė* 'blechernes Gefäß' und ahd. *kusto* ist natürlich — wie so oft — im Sachwandel begründet. Die Sachen sind aber hier nicht erforscht. Immerhin muß man vermuten, daß Gefäße aus Thon²⁾, dann Körbe, endlich Kisten und Kasten sich als Aufbewahrungsvorrichtungen ablösten. Aber das muß alles erst spezialisiert werden. Ich denke mir den Gang der Entwicklung etwa so: Kofferartige Behälter für Kleider und wertvolleren Besitz hat es schon überall sehr früh gegeben. Unsere Truhe stammt daher, ebenso der Schrein (*scrinium*). Alles Kasten- und Schrankartige ist weit später. Kluge und Heyne, Deutsches Wohnungswesen, S. 174, haben sich wohl zuerst richtige Gedanken über die Entstehung des Schranks gemacht. Meine Auffassung ist der ihrigen ähnlich. Ich denke, daß der Schrank zuerst nur ein Verschlag war: zwei Holzwände in die Ecke gestellt etwa, hinter dem man die aufzubewahrenden Sachen unterbrachte, also kein Möbel, ebenso wenig als das Bett ursprünglich ein solches ist. Das oberdeutsche Haus Bosniens bestätigt das auf das beste. Der Musander, der

¹⁾ Bei einer Art Häuser in Rumänien findet sich *chilerul* als Bezeichnung einer geschlossenen Laube vor dem Hause. Nach Frédéric Damé *Incarcare de Terminologie Bucuresci* S. 98, dessen Bekanntschaft ich H. Schuchardt danke. Nach demselben Werke sind meine Bemerkungen S. B. A. W. Wien, CXLIV, S. 22 in einer wichtigen Sache zu korrigieren: Das oberdeutsche Zweifenerhaus (das Küchenstubenhaus) findet sich in sehr typischer einfachster Gestalt wie in Bosnien, der Herzegowina, Montenegro und Serbien auch in Rumänien, was bis jetzt nicht bekannt war und mir auf den bilderlosen Beschreibungen unerkennbar blieb. A. a. O. S. 98, Fig. 5 ist das Urbild eines oberdeutschen Hauses im Grundriß. Man beachte, daß der Ofen *sobă* genannt wird. Zweifelhaft ist mir noch immer, ob Panaitescu (meines Gewährsmannes) Worte sich überhaupt in irgend einem einschränkenden Zusatze auf ein oberdeutsches Haus beziehen lassen. Vielleicht hat er ganz andere Erscheinungen im Sinne als die, welche Damé beschreibt. Ohne Grundriß sitzen eben alle Beschreibungen nichts und es ist sonderbar, daß man das erst sagen muß.

²⁾ Der Palast auf Kreta, welchen die italienische archäologische Expedition aufdeckte, enthielt in einem Magazin „29 große Krüge, wohl für Vorräte bestimmt“. Vgl. D. L. Z. 1902, Sp. 2048.

einen Teil der Stube abgrenzt, ist ein Schrank im etymologischen Sinne des letzteren Wortes. Der Schrank war in der Stube das was der Keller (s. oben) in der Küche war und was im oberdeutschen Hause Bosniens heute noch der *musander* (*dolaf*) und der *kiler* sind¹⁾.

Mauer. Russ. *plotnik* heißt 'Zimmermann'. Linhart, Versuch einer Geschichte von Krain, II, 299, hat schon im Jahre 1791 sprachlich und sachlich richtig erklärt. Er sah, daß es 'Zaunflechter' zuerst bedeutete, dann den Hersteller eines geflochtenen Hauses, dann den mit ganz anderem Materiale arbeitenden Zimmermann. Vgl. Verf., Etymologien zum geflochtenen Hause. S. 13.

Mit dem Artikel Ofen bin ich wenig zufrieden, was natürlich damit zusammenhängt, daß ich diesem Gegenstande vielen Eifer zugewendet habe. Schrader sagt S. 594: „Meringer . . . vermutet, daß dieselben (die Ursprünge des Kachelofens) ebenfalls auf die Einfüße römischer Kultur, in die Grenzspähre von Römern und Germanen führten.“ Ich bitte um Gerechtigkeit! Vermutet habe ich das 1898 (vgl. Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. Wien. Bd. XXIII, S. 172); aber bewiesen war meine Hypothese, als römische Kachelöfen, d. h. mit Thongefäßen überwölbte Feuerstätten ausgegraben waren. Als ich von der betreffenden Publikation Kunde erhalten hatte, tat ich mir daraufhin nicht wenig zugute. Aber man kann mir das nicht übelnehmen. In dem Aufsätze in den Mitteil. d. A. G. XXVII, 228 (1897) habe ich die Sache besprochen. Kennt Schrader diesen Artikel nicht? Es liegt schließlich nicht viel daran, wie es auch sei, die Sache wird schon selbst für sich sprechen! Auch noch weitere Bemerkungen Schr. sind nach dem was ich gesehen und beschrieben habe, ungenau oder unrichtig. In einem großen Werke sind aber solche Mängel verzeihlich.

Daß die römischen Kachelöfen keine Zimmeröfen, sondern Töpferöfen waren, beweist nichts gegen mich.

Schrader nennt S. 597 s. v. Opfer das got. *blotan* 'anbeten, verehren', ahd. *pluazzan* 'opfern' unerklärt. Ich denke got. *blotan* gehört zu ai. *mlā* 'schwach werden', so daß **m-b-lōd* eigentlich 'Schlachten' bedeutete. Vgl. kroat. *mlaviti* 'schlagen', klr. *mlavji* 'schwach'. Die W. ist eine langdiphthongische, die als **mlāi* und **mlāu* erscheint. Der Zusammenhang mit *molo* ist längst bekannt (W. **mola*) Fick I², S. 719; Hirt, Ablaut § 291. Auch

¹⁾ Wie mangelhaft auch die guten Wörterbücher über sachliche Dinge unterrichten, ersehe man z. B. bei Vuk Steph. Karadžić z. v. *dolap, dolaf*. Er sagt: „u Srbiji i u Bosni po varošima ein Kasten, cistae genus“. In Bosnien habe ich das Wort in diesem Sinne nicht gefunden, und wenn es sich in Bosnien und Serbien in diesem Sinne findet, dann ist das eine Weiterentwicklung, denn *dolaf* (*dolap, dulap*) ist in Bosnien in der ursprünglichen Form zu sehen als Brettverschluss in der Stube.

das Mahlen ist zuerst ein Zerschlagen, Zerstampfen¹⁾. Die Bedeutung 'opfern' ist bei *immolare* aber auf anderem Wege zustande gekommen wie bei got. *blotan*. Ich stelle auch got. *blōp* 'Blut' in diesen Zusammenhang. 'Blut' und 'schlagen', 'opfern' passen besser zusammen als der sonst angenommene Zusammenhang von 'Blut', 'Blume', 'Blühen'²⁾.

Stahl. Was hier Schrader sagt, ist mehrfach anfechtbar. Nesselmanns Erklärung von aprß. *panustaklan* Thesaurus S. 119 ist sehr bedenklich. Nach der Stelle, die das Wort im Elbinger Vocabular, vgl. Berneker, Die altpreussische Sprache, S. 289, Z. 370, einnimmt (Feuerstein *Panustaclan*, Feuerstein, Zunder) ist nicht zu zweifeln, daß das Wort den Feuerstahl bedeutete und daß **stacian* aus dem deutschen Stahl entlehnt ist. Das andere ähnlich klingende Wort *stacle* gehört meiner Meinung gar nicht hieher. Es findet sich a. a. O. Z. 197 und wird mit 'Stütze' erklärt. Die Wortfolge von Schwelle, Ständer, Stütze zeigt klar, daß es sich um den Fachwerkbau handelt und daß unsere Ausdrücke Schwelle, Säule, Strebe (der schiefe, den horizontalen und vertikalen Balken verbindende Balken) entsprechen. Aprß. *stacle* 'Strebe' entspricht lit. *stūclė* usw. und gehört zu einem idg. **sthalo-*, **sthalā-*, das in Stall, Stadel, lat. **staculum* vgl. franz. *obstacle* usw. vorliegt.

Pferd. Schr. nennt Hengst unerklärt. Das ist wohl nicht richtig. Mir scheint doch die Zusammenstellung mit ai. *çaknēti* 'kann, vermag' (vgl. Uhlenbeck, Wörterbuch der altindischen Sprache, S. 801) einfach schlagend zu sein. Die Grundbedeutung ist eine derb sinnliche, was umsomehr Vertrauen einflößt.

Recht. Die vedische Formel *çām ca yōç ca* 'Heil und Segen' hat zwei prächtige uralte Neutra bewahrt. Das erstere *çām*, zu *çápnaw* gehörig, mag 'Frieden' bedeutet haben im Gegensatz zum Unfrieden des Verfehmten, vgl. Schrader S. 885 s. v. 'Strafe'. Die Flexion des merkwürdigen einsilbigen neutralen Stammes müßte man **k'ém* **k'emnēs* rekonstruieren, ai. **çām* **çimnās*, urgriech. **çām*, **çáματος*.

Straße. Aksl. *ulica* 'Straße' ist noch unerklärt. Aber dem Worte ist doch beizukommen. Ich denke mir die Sache so: Im Hofe, d. h. im Raume zwischen den Teilen des Bauerneingehöftes, sieht man Pflasterungen. Bei uns neben dem Wohnhause, die Grad (zu lat. *gradus*, *gradior*, aksl. *gręda* Miklosich, Et. Wb. S. 77, got. *grids* *βαθμός* vgl. Schmeller I³ 986, Lexer, Kärnt. Wb. S. 128), oft auch vom Wohnhause einen Weg quer über den Hof³⁾. Im Süden wächst die Bedeutung des Hofes, er wird in

¹⁾ Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen II. S. 1 ff.

²⁾ S. 772 lies statt „got. *unsibis*“ got. *unsibjis*. Die Uniform stammt aus Schulze, Gotisches Glossar, S. 302, ist aber längst schon beseitigt.

³⁾ Sehr selten ist der ganze Hof gepflastert.

den kühleren Stunden des Tages und oft auch während der Nacht benützt, er ist eine Art Wohnraum. Das gibt sich auch im äußeren kund, vor allem in seiner sorgfältigen Pflasterung. Die *αὐλή* war gewiß schon im Altertum so ausgestaltet und das neugriech. Wort ist ins Albanesische (*avli* für 'Hof, Palast', G. Meyer, Alb. Wb.), sowie ins Slavische, serbokroatisch *avlija* 'Hof', aber auch 'Straße' übergegangen. Vgl. wegen der *avlija* in der Hercegovina Verf. Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien, VII. S. 267 (1900). Im Serbokroatischen heißt auch *ulica* 'Hof, Flur', sowie auch (in Ragusa) die 'Gasse'.

Die nächste sprachliche Tatsache ist nun, daß *ulica* ein **ula* voraussetzt, wie es auch Miklosich, Et. Wb. S. 372 rekonstruiert, und daß dieses entweder urverwandt mit *αὐλά* oder frühe Entlehnung davon sein kann, jedenfalls aber mit ihm zusammenhängen muß. Denn es ist sonst nirgendwo ein Halt für das Wort. *Ulica* heißt dann 'Höfchen', was auf den ersten Blick wenig befriedigt. Wenn man aber annimmt, daß der Begriff des Pflasters des ganzen Hofes mit dem Worte *αὐλή* verbunden wurde und *αὐλή* sich also so spezialisierte (vgl. das umgekehrte Verhältnis von *solum* und Saal), dann könnte man begreifen, daß ein bloßer gepflasterter Weg im Hof als *ulica* bezeichnet wurde und daß von hier die gepflasterte Feld- und Landstraße ihren Namen erhalten hat. Es wäre auch denkbar, daß eine Bildung wie etwa **αὐλική* (*ὄδος*) bei der Entstehung des slavischen Wortes beteiligt gewesen ist. Daß serbokroatisch *avlija* neben 'Hof' auch 'Straße' bedeutet, ist wohl eine Empfehlung meiner Annahme¹⁾. Ob neugr. *αὐλή* die Bedeutung 'Straße' hat oder hatte, kann ich hier nicht ermitteln.

Zum 'Hof' gehörte im vornehmen antiken Hause außer der Pflasterung auch der Zaun, die Palissadenwand oder die Mauer. Im Albanesischen bezeichnet *avuli* f. die Umfassungsmauer; hier hat sich also *αὐλή* mit dem anderen Hauptteile des Hofes identifiziert. Vgl. got. *rohsns*, 'αὐλή' zu *ὄρέγω*, also auch hier der Hof von der Umzäunung benannt¹⁾.

Jeder Artikel Schraders ist eine Aufforderung, die Sache besser zu machen. Den Stand der Wissenschaft gibt Schrader fast in allen Fällen gewissenhaft an. Der Gebildete, der sich instruieren will, folgt einem kundigen und wohlbewanderten Manne, wenn er sich O. Schrader anvertraut.

¹⁾ Sehr lesenswert ist Beckmanns Aufsatz: „Pflasterung der Gassen“, Beitrüge zur Geschichte der Erfindungen. II 335 ff. Er hat schon ganz wohl gesehen, daß die ältesten Pflasterungen die Fußsteige an den Häusern in den Ortschaften waren, deren Herstellung und Instandhaltung vielfach Sache des Grundbesitzers war und ist. Vom gepflasterten Hof und dem Fußwege am Haus bis zur Dorfstraße und der Landstraße war ein weiter Entwicklungsweg zurückzulegen. Den Gedanken, daß die Pflasterung des Hofes das ältere sei, spricht Beckmann S. 339 indirekt aus, wenn er sagt, er wisse nicht, ob Jerusalem gepflastert gewesen sei, denn I. Kön. VII 12 sei nur vom Vorhofe des Tempels die Rede.

Nachtrag.

Zu Achse. Ich habe oben gr. *ἄμαξα* als „Einachser“ gedeutet und den zweirädrigen Karren für den ältesten erklärt. Man hat mir eingewendet, daß die Bezeichnung „Einachser“ doch schon den Zweiachser voraussetzt. Gewiß! Aber trotzdem ist dieser der jüngere, nur hat der alte einachsige Wagen nach Entstehung des zweiachsigen seinen ursprünglichen Namen verloren, weil die Bezeichnungen des einachsigen Wagens und seiner Teile mit dem Wandel der Sache auf den zweiachsigen, vierrädrigen übergegangen waren.

Zu Haus (s. o.) ist nachzutragen, daß meine Etymologie Wand: winden, welcher zwar meines Wissens nicht öffentlich widersprochen wurde, die aber doch bei manchem Zweifel fand, sich vollkommen bewahrheitet hat. Im ags. ist der Ausdruck „eine Wand winden“ belegt worden (vgl. Max Foerster, D. L. Z. 1903, S. 216 f.), also das Zeitwort winden im Sinne von bauen zum Vorschein gekommen. Damit ist die Sache wohl endgültig erledigt. Vgl. weiter M. Foerstes Anzeige von Schraders Reallexikon im Beiblatt zur Anglia, Bd. XIII (1902), Nr. 6, S. 169, wo ich aber zu kurz komme; denn Foerster spricht nur von Schrader, während dieser sich doch selbst auf mich beruft.

Wegen des „indogermanischen“ Hauses vgl. jetzt meine Ausführungen in den Mitteilungen der Anthropol. Ges. Wien XXXIII (1903), S. 267.

Mhd. *durnitze* hat A. Brückner, Die slavischen Ansiedlungen usw., Leipzig 1879, S. 21 mit aksl. *dvornica aula* zusammengebracht, woran er heute wohl kaum mehr festhalten wird.

G r a z.

Rudolf Meringer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Eduard Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums. Berlin, Weidmann 1902. 38 SS. Preis 1 Mk.

Der Verf., der sich namentlich durch seine Grammatik der pergamenischen Inschriften vorteilhaft bekannt gemacht hat, veröffentlicht hier seine zur Habilitation an der Universität Zürich gehaltene Antrittsvorlesung, in der er das Aufkommen und die geschichtliche Stellung des Griechischen und Lateinischen als der beiden „Weltsprachen des Altertums“ skizziert. Wie es im Rahmen eines solchen Vortrages nicht anders möglich ist, sind nur die Hauptlinien der Entwicklung beider Sprachen gezeichnet und die zahlreichen Probleme, die sich hier bieten, bloß gestreift. In der Frage nach dem Wesen der griechischen Gemeinsprache vertritt Sch. leider zu einseitig die vulgare Meinung, daß die attische Literatursprache „auch im mündlichen Verkehr ein ungeheures Gebiet gewonnen“ habe, wenn er auch zugibt, daß die alten Dialekte bei der Bildung der *κοινή* stärker beteiligt waren als man bisher annahm. Es ist natürlich hier nicht der Ort, diese Fragen wieder aufzurollen, denen der Verf. selbst nicht hat näher treten können. — Nachdem das Hochkommen der westlichen neben der östlichen Kultursprache geschildert war, hätte der Kampf, den das Lateinische zur Zeit Constantins des Großen mit dem Griechischen im byzantinischen Reiche führte, etwas schärfer charakterisiert werden können. Auch das Griechische war einmal in Gefahr, der Romanisierung zu erliegen, und dem Namen nach ist es wirklich eine „romanische“ Sprache geworden; denn der heutige Grieche, wenigstens der Mann aus dem Volk, nennt seine Sprache bekanntlich *Ῥωμαϊκά*, wie er sich selbst als „Römer“, *Ῥωμαῖός* bezeichnet, während ihm die *Ἕλληνες* ein Riesengeschlecht der heidnischen Vorzeit sind, mit dem er nichts zu schaffen hat. Sonst

G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, ang. v. J. Oehler. 403

sind dem Griechischen nur eine große Zahl lateinischer Lehnwörter als Spuren dieses Kampfes verblieben¹⁾).

Im ganzen ist die kleine Schrift wohl geeignet, weiteren Kreisen einen allgemeinen Überblick über den behandelten Gegenstand zu geben.

Wien.

Paul Kretschmer.

Dr. Georg Wissowa, Religion und Kultus der Römer. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft herausgeg. von Dr. Iwan v. Müller. V. Band, 4. Abteilung.) München, Beck 1902. X u. 584 SS. Preis 10 Mk., geb. 12 Mk.²⁾)

Wenn wir mit Hartung die römische Religion einem alten Tempel vergleichen, der durch einen Überbau und durch Zubauten verhüllt wurde, dann samt Über- und Zubauten einstürzte, so ergibt sich die Aufgabe, die Trümmer und den Grundriß des ursprünglichen Tempels festzustellen und die anderen Trümmer zu sondern und zu bestimmen. Diese Aufgabe hat sich Wissowa gestellt und im vorliegenden Buche auch glänzend gelöst. Dazu war ja auch niemand mehr berufen als er, der sich seit 1882 in zahlreichen Einzeluntersuchungen mit der römischen Religion beschäftigt hat und das umfangreiche, mannigfaltige Quellenmaterial vollkommen beherrscht.

Der Verf. stellt sich die Frage: „Was ist uns von der römischen Staatsreligion bekannt?“ und beantwortet sie, indem für ihn sakrale Tatsachen unter Hervorhebung der staatsrechtlichen Seite maßgebend sind. Daher erklärt sich auch seine Behandlung der Quellen: während Preller das Hauptgewicht auf die literarischen Zeugnisse gelegt hatte, gelten dem Verf. die epigraphischen und monumentalen Quellen als die wichtigsten, vor allem der Festkalender. S. 8 heißt es klipp und klar: „Die römische Religion hat keine Mythologie“. Die mythologische Dichtung der Römer hat keinen Wert für die römische Religionsforschung, da die Erzählungen der römischen Dichter nur bewußte Erfindungen und Übertragungen griechischer Vorbilder sind. Es ist daher auf die mythologische Darstellung verzichtet; auch die „vergleichende Religionsbetrachtung“ ist aufgegeben. Der Verf. beschränkt sich in richtiger Erkenntnis auf die römische Staatsreligion, da für die italische Gesamteligion die Quellen nicht ausreichen. So durchweht

¹⁾ Charakteristisch ist, daß z. B. das Haus und seine wichtigsten Teile im Neugriechischen lateinische Namen tragen: Haus *σπίτι hospiti-um*; Zimmer *κάμερα camera*; Kammer, Keller *κελλι, κελλάρι*; Tür *πόρτα*; Treppe *σκάλα*; Stall *στάβλος stabulum*; Schloß *παλάτι* u. a.

²⁾ Das Werk hatte zunächst Dr. E. Hula zur Besprechung übernommen, schwere Krankheit machten ihm diese unmöglich. Erst nach seinem vorzeitigen Tode ging das Referat auf den Unterzeichneten über.

das ganze Buch ein strenger Geist besonnener Quellenkritik und nüchterner, methodischer Forschung, der nirgends verschwommene Vorstellungen oder haltlose Hypothesen duldet, sondern überall das Problem scharf faßt und der Lösung zuführt.

Besondere Schwierigkeit bot die Klarlegung der ältesten Schicht der römischen Staatsreligion: hat sich ja diese nicht von innen heraus gestaltet, sondern ist durch die griechischen Religionsvorstellungen ihrem ursprünglichen Wesen entfremdet und gründlich umgestaltet worden. Dem Verf. ist es gelungen, die altrömische Religion zu finden, wie sie vor der Einführung des Griechentums war: sie wird repräsentiert durch die *di indigetes*, deren Kult noch ziemlich einfach war und weder Götterbilder noch Götterwohnungen (Tempel) kannte. S. 18 wird die Reihe der Götter samt ihren Festen aufgezählt; es erscheinen immer paarweise eine männliche und eine weibliche Gottheit; in der Liste sind nur *Ops* und *Vesta* aufgenommen, weil nur diese eine eigene Vertretung in der Fest- und Priesterordnung erhalten haben. Zu *Faunus* gehört *Fauna*, zu *Iuppiter* — *Iuno* (*Iovino*), zu *Liber* — *Libera*, zu *Mars* — *Nerio*, zu *Neptunus* — *Salacia*, zu *Quirinus* — *Hora*, zu *Saturnus* — *Lua*, zu *Volcanus* — *Maia*. — Jede Gottheit hatte einen Kreis dienender Gottheiten, *anculi* und *anculae*, um sich. Als die wichtigsten Gottheiten dieses ältesten Götterkreises erscheint die Trias: *Iuppiter*, *Mars*, *Quirinus*. Diese älteste Periode reicht bis zur Erbauung des kapitolinischen Tempels. In der zweiten Periode, die bis zum zweiten punischen Kriege währt, tritt dem jetzt abgeschlossenen Kreise der Stammgötter, der *di indigetes*, ein äußerer Kreis gleichberechtigter Staatsgottheiten, der *di novensides* (oder *novensiles*), gegenüber, bei denen zu unterscheiden sind die *novensides* italischer Herkunft und die *novensides* griechischen Ursprungs. An Stelle der alten Göttertrias tritt der neue Dreiverein *Iuppiter*, *Iuno*, *Minerva*, bei dem ursprünglich griechische, durch Etrurien vermittelte Vorstellungen wirksam waren. Die Erweiterung des Kreises der römischen Staatsgötter erfolgte ohne Schmälerung der Rechte der älteren Götter. Die Aufnahme italischer Gottheiten geschah teils auf friedlichem Wege (*commercium*), teils infolge eines Krieges (*evocatio*). Zu Beginn der Republik wurden auch griechische Gottheiten aufgenommen: die sibyllinische Orakelsammlung fand staatliche Anerkennung, die *II viri sacris faciundis* hatten die Vorstandschaft über die rezipierten griechischen Kulte, die Kultstätten dieser neuen Götter lagen außerhalb des Pomeriums; die hellenisierende Richtung fand besonders im Plebeierstande Vertreter. Der Staatskult selbst rechnet auf eine größere Beteiligung des Publikums: es wurden Tempel als Wohnungen der Götter errichtet, die Kulthandlungen wurden sinnfälliger, der *ritus Graecus* fand Aufnahme. In der Periode bis zum Ausgange der Republik griff die Hellenisierung des Kultus durch, auch den alten Göttern wurde *Graeco*

ritus geopfert. Die bildende Kunst war ein sehr bedeutsamer Träger griechischer Einflüsse; auch griechische Mythen wurden auf römische Götter übertragen und dadurch eine scheinbar römische Göttergenealogie und Göttersage geschaffen, dazu die allmählich ausgestaltete römische Gründungssage immer mehr mit der griechischen Heldensage verknüpft. Dadurch trat nach und nach ein Verfall der Staatsreligion und des Priestertums ein, das zum Teil einen rein politischen Charakter annahm. Die vierte Periode ist die Religion der Kaiserzeit. Augustus knüpfte an den *Graecus ritus* an und *Apollo Palatinus*, *Vesta Augusta* und *Mars Ultor* sollten die Grundlage der neuen kaiserlichen Religionsordnung bilden; auf dieser Grundlage entwickelten sich die religiösen Zustände bis auf die Zeit der Antoninen. Der dynastische Gesichtspunkt war in allen Zweigen des Kultus der vorherrschende, die Staatsreligion verwandelte sich in eine Hofreligion. Von großer Bedeutung war die Einführung des Kultus der *divi imperatores*, die auch im Beamteneid eine Stelle erhielten. Trotz des Eindringens fremder Gottheiten entwickelte sich die eigentliche Staatsreligion nicht zu einer Reichsreligion. Seit den Antoninen trat die Auflösung der römischen Staatsreligion ein, da orientalische Gottheiten und Kulte nicht nur offiziell in diese aufgenommen, sondern sogar über die römischen gesetzt wurden; endlich führte die Aufnahme der *sacra peregrina* in die Staatskirche zur Vernichtung der römischen, so daß das Christentum im Westen nur noch mit den *sacra peregrina* zu kämpfen hatte. Dies wird in dem ersten Teil, der „Religionsgeschichte“, ausgeführt, wobei die klare Darstellung alle Anerkennung verdient; eine Vergleichung mit dem betreffenden Abschnitte bei Preller zeigt den gewaltigen Fortschritt.

Der zweite Teil behandelt die Götterlehre (S. 91—317) in folgenden Abschnitten: 1. *Di indigetes*; 2. *Di novensides* itali-scher Herkunft; 3. *Di novensides* griechischer Herkunft; 4. Neugeschaffene Gottheiten; 5. *Sacra peregrina*.

Der dritte Teil (S. 318—490): „Die Formen der Götterverehrung“ baut sich auf sakralrechtlichen Grundlagen auf: es wird der Begriff und die Geltung des *ius sacrum* bestimmt; wir erfahren, daß das Votum die in rechtsverbindlicher Form gegebene Feststellung einer Verbindlichkeit ist, die selbst wieder in verschiedenen Formen auftreten kann. Sakrale Beziehungen durchsetzten bei den Römern den Verlauf des ganzen privaten und öffentlichen Lebens, jede wichtige Handlung wurde nur in Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen vorgenommen. Die *Auspicia* haben daher große Bedeutung. Der Staat hat die Pflicht, Sorge zu tragen für die Erhaltung der *pax et venia deum*; deren Gefährdung wird vorgebeugt durch die Lustration. Das *Piacularopfer* dagegen ist die Einlösung einer verfallenen Strafbuße für eine Unterlassung oder einen Verstoß gegen das *ius sacrum*. Die Kult-

handlungen der römischen Religion sind einseitige Rechtsgeschäfte da nur der eine Teil eine Erklärung abgibt, die Gottheit dagegen sich über den Beitritt oder die Annahme nicht äußert. Der Staatspriester ist nicht als Vertreter der Gottheit, sondern nur als Sachverständiger neben dem Magistrate bei den religiösen Akten beteiligt. Es ist von Wichtigkeit, daß der Mensch sich an die richtige Gottheit mit der richtigen Darbringung und in der richtigen Form wendet; darüber haben die *pontifices*, die *X viri sacri faciundis* oder die *haruspices* Auskunft zu geben. Die *sacra* zu fallen in *publica* und *privata*; die Gemeinde wird durch da berufene Personen vertreten. Die Gesamtheit beteiligt sich ausnahmsweise an den Kultakten der alten Religionsordnung, während der *Graecus ritus* eine allgemeine oder doch weitgehende Beteiligung der ganzen Bevölkerung voraussetzt. Über die *sacra privata* führt der Staat eine gewisse Aufsicht und sorgt für ihr Fortbestehen. Der Vertreter der Gemeinde ist die regelmäßige Obrigkeit, dagegen ist der regelmäßige Dienst der Staatsgöttern den Magistraten abgenommen und den Priestern überwiesen. der ältesten Zeit war die Fürsorge für einen bestimmten Kult einem einzelnen Geschlechte übertragen, an dessen Stelle das *collegia* oder *sodalitates* ohne gentilicischen Zusammenhang trat. Die Kosten für den Staatskultus wurden aus öffentlichen Geldern bestritten. Der Geltungsbereich des *ius sacrum* hat sich vom *ag Romanus* ausgedehnt auf ganz Italien, die Provinzen aber blieb außerhalb dieses Rechtsbereiches. Es folgen dann Ausführungen über die Opfer, wobei mit Recht behauptet wird, daß die römische Religionsanschauung Menschenopfer ausschloß; die Einwendungen Samters (Berl. phil. Wochenschr. 1902, S. 905 f.) sind nicht stichhaltig. Klar ist die Darlegung über die Änderungen des Opferritus durch die Einführung fremder Kulte. Die Festzeiten, Örtlichkeiten des Kultes werden eingehend besprochen. Von besonderem Interesse sind die Darlegungen über die Priesterordnung, die *sacerdotes publici* sind nicht Vertreter der Gottheit, nicht Vermittler zwischen Mensch und Gottheit, sondern Organe der Staatsverwaltung. Die altrömischen Priester führen Individualnamen *flamen* bezeichnet den Opfervollzieher. Die Stellenzahl dieser war verschieden, die Rangordnung bildete sich allmählich heraus. Die Ergänzung der Priesterschaften erfolgte ursprünglich durch Kooptation in der Form der *nominatio*, an deren Stelle die Präsentation trat. § 67 handelt über das Pontificalkollegium, § 68 über die *augures*, § 69 über die *X viri sacri faciundis* und *haruspices* und § 70 über die priesterlichen Sodalitäten. Zwei Anhänge: I. Der römische Festkalender mit allen Erklärungen und II. Die römischen Staatstempel in chronologischer Zusammenstellung sind eine erwünschte Beigabe.

Ref. glaubt durch diese Inhaltsangabe auf den reichen Inhalt des Buches gehörig aufmerksam gemacht zu haben. Es ist durchaus

1. Plini Caecili Sec. epist. libri nov. usw., ang. v. Burkhard. 407

nenschaftlich gehalten, das reiche Quellenmaterial wird in angegeben. Kaum nötig ist es eigens zu bemerken, daß eine wahre Fundgrube echt römischer Anschauungen und ist für alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete.

ien.

Dr. Johann Oehler.

Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum Traianum liber, panegyricus. Recognovit C. F. W. Mueller. aed. in aedibus B. G. Teubneri MCMIII. VII und 392 SS. 8°.

Man kann nicht sagen, daß zuerst H. Keil in der Stereotypausgabe aus 1858 und in seiner großen kritischen Ausgabe vom 1875 den Text des jüngeren Plinius auf eine sichere Grundlage gestellt hat. Dem Texte des Panegyricus kamen ferner neue und weit Handschriften, vor allen anderen der treffliche *Upsaliensis*, die Bährens in seiner Ausgabe der *Panegyrici Latini* verwertet hat. Seitdem ist teils durch Auffindung neuer Handschriften, teils durch sprachliche und kritische Untersuchungen der Wissenschaft mannigfach gefördert worden, so daß eine neue kritische Ausgabe des Plinius nach mehr als 30 Jahren im voraus zu erwarten ist.

Die vorliegende Textausgabe fußt in den Briefen auf den besten benutzten Hss. und alten Ausgaben von fast handschriftlichen Werten, wie der des Avantius (A, im *Index notarum* aus dem 16ten übergegangen) und Aldus, im Panegyricus auf dem kritischen Texte von Bährens. Mit Recht hat der Herausgeber nach dem Vorgange Stangls und Ottos die Lesarten des *Riccardianus* (R) *Florentinus* (F) mehr als Keil in der größeren Ausgabe beachtet. Auf die Neuvergleiche der erstgenannten besseren Ausgaben durch E. T. Merrill vom J. 1895 ist Müller erst nach dem Erscheinen der ersten sechs Bogen aufmerksam geworden und hat die Lesarten für diesen Teil in der Einleitung S. 4—6 angegeben. Das meiste war übrigens schon in der von ihm angeführten und in ihrem dritten Teile (Textkritik) auch in der letzten Abhandlung Stangls zu finden, wenn auch begreiflicherweise nicht so bequem wie bei Merrill. In seiner Ausgabe verzichtete er auf die vollständige Wiedergabe der abweichenden handschriftlichen Lesarten und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, die Abweichungen von den Ausgaben Keils und Bährens' zu verzeichnen. Daß diese Abweichungen nicht gering sein würden, ließ sich schon aus einer gewissenhaften Verwertung der neueren und neuesten Schriften wohl erwarten. Und in der Tat hat der Herausgeber die Arbeiten über Plinius bis in die neueste Zeit verfolgt, eine Reihe wichtiger Beiträge sorgfältig benutzt und auch eigene Vermutungen hinzugefügt. Unberücksichtigt ließ er, soviel ich sehe, Verbesse-

rungsvorschläge zu den Briefen von Leithäuser (*Symbolae criticae*, Elberfeld 1874), einem Ungenannten im *Philol. Anzeiger* XIII 558, Mommsens und Günthers (*Genethliacon Gotingense*, Halle 1888), Ottos im *Archiv f. lat. Lex.* VI 18, Boots in der *Mnemosyne* XVII 127. Entgangen ist ihm offenbar auch der 14 Stellen behandelnde Beitrag von Karl Schnelle, 'Kritisches zu *C. Plini et Traiani epistul.*', Zittau 1882, und die beiden wichtigen Veröffentlichungen E. G. Hardys. In der ersten (*Journal of Philology* XVII 95—108) behandelt H. seinen in der *Bodleiana* gemachten wertvollen Fund, dessen handschriftlicher Teil B (= *Bodleianus*) 'die älteste Grundlage für die darin enthaltenen Briefe bildet': — darauf scheinen sich Müllers Worte '*Nunc Oxonii codicem inventum esse audio*' (praef. p. IV) zu beziehen. Die zweite ist H.s Ausgabe des Briefwechsels zwischen Plinius und Traian, London 1889, die nicht nur den erwähnten Fund verwertet, sondern auch eigene Vermutungen bringt. Näheres über beide Schriften bei Ströbel im *Jahresb. u. d. Fortschr. d. klass. Alt.* LXIII (1890. II). Leider sind auch für die 'Lobrede' wichtige Abhandlungen und Beiträge nicht herangezogen worden. Unbeachtet blieb der Aufsatz, den Bährens seiner Ausgabe unter dem Titel 'Zur Handschriftenkunde der lat. Paneg.' im *Rhein. Mus.* XXX 463—465 nachgesandt hat — nebenbei bemerkt, hat auch Elver Strömberg im *Eranos* II 46 f. eine Bährens berichtigende Nachverglei- chung des *Upsaliensis* 1897 veröffentlicht —; wir vermissen ferner die Berücksichtigung der von H. Bornecque '*Les lois métriques de la prose oratoire latine d'après le panégyrique de Trajan*' (*Revue de philol.* XXIV 232 f.) gewonnenen Ergebnisse¹⁾, endlich die Benützung der auf die Handschriftenkunde und Textkritik bezüglichen größeren Arbeiten Guido Susters 1. '*Notizia e classificazione dei codici contenenti il panegyrico di Plinio a Traiano*', Torino 1888, S.-A. aus d. *Riv. di Filol.* XVI und 2. '*Nuovi emendamenti al paneg. di Plinio*', Torino 1889, S.-A. ebend. XVII, die Ref. im 'Jahresber.' LXXXIV (1895, II) 182 ff. und 187 f. besprochen hat.

Trotz dieser Mängel, die wohl nur zum geringsten Teil auf den beengenden Rahmen einer kleinen Textausgabe zurückgeführt werden können, gesteht der Berichterstatter gerne zu, daß die vorliegende Ausgabe einen Fortschritt gegenüber ihren Vorgängerinnen bedeutet. Was benützt wurde, fand gewissenhafte Verwertung. Die Überlieferung wurde schonungsvoll behandelt und nicht selten wieder in ihre Rechte eingesetzt, was besonders im Panegyricus notwendig war, wo Bährens, dessen große Verdienste gewiß nicht geschmälert werden sollen, dem Texte oft Gewalt angetan hat. Mit Recht wurden beispielsweise Konjekturen wie *priores* für *ipsos* S. 319, 21 und *pro re* für *proprie* 363, 19 aus dem Texte wieder ent-

¹⁾ An drei Stellen deckt sich übrigens Müllers Text mit Bs. Vorschlägen und Pan. 18, 2 ist [et] *inde* wohl nicht anzufechten.

ernst (vgl. meine Begründung Wr. Stud. IX 171). S. 312, 21 regnet sich der Herausgeber bei den Worten *decus et cum* im Texte mit dem Zeichen der Verderbnis (†); ich glaube Susters Verbesserung *decus et com(es)* hätte auch bei ihm Anklang gefunden (vgl. Ep. VIII 23, 5); für *ornamentem* in der *adn. crit.* lies *ornamentum*; 321, 27 schreibt Müller *idem* für *in tam* oder *itam* der Hss.; paläographisch einfacher dürfte wohl meine Vermutung *miseriam* sein (vgl. Wr. Stud. VI 322 und das *Lex. Abreviaturarum* von Capelli S. 388). Berichtigend bemerke ich noch, daß auch ich die zu 338, 27 vorgeschlagene Verbesserung Bährens, die Müller in den Text gesetzt hat, meiner eigenen Vermutung vorgezogen hatte (vgl. *Observat.* S. 175 Ende).

Die um etwa vier Druckbogen verstärkte Ausgabe hat auch äußerlich durch den schönen, großen Druck gewonnen; ebenso ist die Wiedereinführung der alten Paragrapheneinteilung zu begrüßen.

Wien.

Karl Burkhard.

Chrestomathie aus Xenophons Schriften. Herausgegeben und mit einem Wörterbuche versehen von Eduard Fiderer, Professor am k. k. Franz Josephs-Gymnasium in Lemberg. Mit einer Karte. (Polnisch.) Dritte Auflage. Lemberg 1902. Verlag des galizischen Mittelschullehrervereins. VII und 233 SS. 8°. Preis 2 K 40 h.

Die Chrestomathie von Fiderer, welche zum erstenmal im J. 1888 erschienen war, hat im J. 1894 eine zweite und nach weiteren sechs Jahren nunmehr eine dritte Auflage erlebt. Das Buch bietet eine gedrängte Einleitung über Xenophons Leben und Werke, dann eine Auswahl aus der Anabasis, Kyrnpaideia und den Erinnerungen an Sokrates, endlich ein griechisch-polnisches Wörterbuch. — Die Auswahl aus den Schriften des Historikers, welche der Herausgeber im Anschluß an die Weisungen unserer Instruktionen (1884, 1900, S. 77—79) mit pädagogischem Takt getroffen hat, darf im allgemeinen als befriedigend bezeichnet werden. Sie enthält folgende Abschnitte aus den genannten Schriften Xenophons: Anab. 1. I 1; 2, 1—5; 2. I 3; 3. I 4, 1—4; 5—9; 11—19; 4. I 5; 5. I 6; 6. I 7; 7. I 8; 8. I 9; 9. II 1; 10. II 3; 11. II 5; 12. II 6; 13. III 1; 14. III 2, 3, 1; 15. IV 3; 16. IV 5; 17. IV 7; 18. V 3; *Cyrup.* 1. I 2, 1—14; 2. I 3, 4, 1—2, 25; 3. I 5, 2—14, 6, 1; 4. VI 4, 1—11; 5. VI 4, 12, 19; VII 1, 1—44; 6. VII 2, 1—29; 7. VII 3, 2—16; 8. VIII 2, 7, 18—23; 9. VIII 7, 1—28; *Apomn. Socr.* 1. I 1; 2. I 2, 1—20, 24—28, 48—55, 62—64; 3. II 1, 21—33; 4. II 4, 5, 10, zusammen 31 mit polnischen Überschriften versehene Lesestücke (S. 1—148). Aus den Erinnerungen an Sokrates hätte ich eine etwas reichhaltigere Auswahl gewünscht. Die infolge von Abstrichen, welche der Herausgeber am Original

vorgenommen hat, im Fortgang der Erzählung entstandenen Lücken sind durch einen verbindenden, polnisch geschriebenen Text ergänzt. Um den griechischen Text der Chrestomathie, welcher auf den besten kritischen Ausgaben fußt, lesbar zu machen, mußte Fiderer hie und da ein oder mehrere Wörter der griechischen Vorlage ändern, weglassen oder hinzufügen. — Das Wörterbuch zur Auswahl aus Xenophons Werken (S. 149—238) ist mit peinlicher Genauigkeit und großer Sorgfalt zusammengestellt. Ausgegangen wird darin stets von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, wobei die Etymologie in maßvoller Weise herangezogen wird. — Die beigelegte Karte veranschaulicht dem Schüler die Satrapie des jüngeren Cyrus und den Zug der Zehntausend. — Auf die Beigabe von Abbildungen, wie sie das Wörterbuch in der ersten Auflage enthielt, hat der Herausgeber wohl mit Recht verzichtet, da ja jedes Gymnasium über die nötigen Anschauungsmittel zur Xenophonlektüre, wie z. B. die Tafeln von Stefan Cybulski, verfügen soll. — Der Druck ist groß, scharf und bis auf geringe Ananahmen (s. S. 238) korrekt. — Die vorliegende Auflage unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen, besonders von der zweiten, so unbedeutend, daß ich es für überflüssig erachte, an dieser Stelle auf die Abweichungen näher einzugehen. — Die Auswahl von Fiderer, welche seit 14 Jahren die veraltete und im Buchhandel vergriffene Bearbeitung der Schenkischen Chrestomathie durch Stefan Borzemski an den galizischen Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache ersetzt, genügt billigen Ansprüchen und darf den Fachgenossen bestens empfohlen werden.

Krakau.

Z. Dembitzer.

Schülerkommentar zu Cäsars Denkwürdigkeiten über den gallischen Krieg. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Johann Schmidt. Dritte durchgesehene Auflage. Wien und Prag. Verlag von F. Tempsky 1901. 172 SS. kl. 8°. Preis geb. 1 K 60 h.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist dieses bereits in 8. Auflage erschienene Büchlein nicht unbekannt. Ich bin seither dieses Erleichterungsbefahren für den philologischen Unterricht nicht freundlicher gesinnt geworden, sofern sie sich als Hilfsmittel der Klassenlektüre geben, weil sie eine Übersetzung liefern, die vom Schüler auf Grund fleißigen Konstruierens, also des grammatischen Verständnisses, und auf Grund der Erfassung und Verwendung der ursprünglichen Wortbedeutung zur Bildung der in den jedesmaligen Text passenden Bedeutung mit Hilfe des Lehrers erst in der Schule erarbeitet werden soll. Es geht, wenn man diese den jugendlichen Geist so sehr bildenden Übungen dem Schüler abnimmt, ein gutes Stück des in den antiken Sprachen steckenden Bildungswertes verloren.

Für die Privatlektüre, bei der die leitende Hand des Lehrers dem Schüler fehlt, ist das Büchlein recht wohl geeignet. Der Verf. hat sich im allgemeinen sichtlich bestrebt, die zunächst gelegene Bedeutung in Wort und Phrase zu finden, was meinen grundsätzlichen Anschauungen über das Übersetzen entspricht. Man möchte da wenig oft etwas einzuwenden haben. So z. B. „I 4, 1 *posna ut igni cremaretur*, die Strafe des Feuertodes (wörtlich: daß er den Feuertod sterbe, durch Feuer getötet werde)“. Damit das in der Klammer Gegebene wörtlich werde, müßten die beiden Phrasen doch zumindest umgestellt werden. Oder „I 1, 7 *spectat* (ist gerichtet) *in eam caeli partem* . . . = liegt nach“. ‚Ist gerichtet‘ entspricht doch in keiner Hinsicht; wenn hier schon ein Fingerzeig gegeben werden mußte, so doch wörtlich: ‚sieht hin nach. . . .‘ und die kleine Notiz, daß Aquitanien persönlich gedacht ist, belebt gleichzeitig die Phantasie des Jungen. Oder „I 3, 2 *ad eas res conficiendas*, zur Erledigung alles dessen“. Damit ist etwas in diese Fügung hineingetragen, was doch nur dem Sinne nach darin gelegen ist; denn *res* heißt nicht ‚alles‘. Ich habe es schon oft bei gelegentlicher Besprechung solcher Übersetzungshilfsmittel hervorgehoben, daß wir zur Wiedergabe des Sinnes bei der Übersetzung erst dann schreiten dürfen, wenn die Grundbedeutung oder die daraus nötigenfalls abzuleitenden verwandten Bedeutungen, also die causale, die konsekutive, dann die synonyme u. ä. dem deutschen Sprachgeföble widerstreben, nach dem bekannten Übersetzungsgesetz: ‚so treu als möglich, so frei als nötig‘. Für *res* paßt hier ganz ausgezeichnet ‚Vorbereitungen‘ und die Gelegenheit ist gegeben, den Jungen zu erklären, wie so oft *res* im Lateinischen eine allgemeinere Bedeutung hat, die im Deutschen durch eine besondere wiedergegeben werden muß. Auch für *conficiendas* ist ‚Erledigung‘ nicht der nächste Ausdruck. Ich glaube, dieses Verb kann man ganz gut wiedergeben mit ‚fertig machen‘, ‚fertig stellen‘, ‚vollenden‘ oder anschaulich: ‚der Vollendung entgegen führen‘, ‚beendigen‘, die alle recht nahe bei der Grundbedeutung stehen. Erst dann, wenn keine der darbotenen Bedeutungen paßte, dann käme allerdings ‚erledigen‘ als nächste daran.

Wie weit die Möglichkeit vorhanden ist, bei scheinbar weiter Entfernung vom Urtexte doch möglichst wörtlich im Sinne des von mir angeführten Übersetzungsgesetzes zu bleiben, will ich auch noch an der Übersetzung des ‚*eas*‘ in der zitierten Phrase zeigen. Der Schüler muß allmählich lernen, ‚*is* bezieht sich gewöhnlich auf Vorhergehendes, *hic* auf Folgendes‘. Das reguliert schon die Übersetzung des deutschen Pronomens ‚dieser‘, das bekanntlich beide Beziehungen hat. Wir gehen aber weiter und verwenden die syntaktische Bedeutung des *hic* zur Übersetzung: also ‚der folgende‘, dem entsprechend daher auch ‚*is*‘ der (früher) genannte, angeführte u. ä., ähnlich wie wenn ich z. B. *ut* übersetze ‚in der Absicht, daß‘

u. ä. Auf diese Art gewinne ich neue Gesichtspunkte für die Übersetzung. Mache ich das mit den Schülern konsequent durch, dann kommen sie bald selbst darauf, in welcher Art eine gut deutsche und dabei doch möglichst treue Übersetzung zustande kommt.

Wenn ich also das angeführte *'ad eas res conficiendas'* etwa so wiedergebe 'zur Fertigstellung der genannten Vorbereitungen', so habe ich eine tatsächlich noch immer wörtliche, also getreue Übersetzung gegeben, gegen die vom Standpunkte des deutschen Sprachgeistes kaum etwas einzuwenden sein dürfte, während dagegen das vom Verfasser gegebene 'zur Erledigung alles dessen' doch nur eine Sinneswiedergabe enthält.

Dieses Beispiel möge für viele genügen. Manchmal möchte man glauben, daß der Verf. zu wenig voraussetze, z. B. 'I 1, 8 *quo facilius* damit desto leichter', dagegen wäre z. B. ib. 11, 3 bei dem Satze *ut... expugnari non debuerint* oder ib. 14, 2 bei *commissum*, um anderes zu übergehen, ein Fingerzeig wohl nötig gewesen.

Kleine Unebenheiten begegnen auch sonst, wie wenn z. B. I 7, 1 bei *peruenit* der Vermerk steht 'Tempus?'; darnach war schon drei Wörtchen vorher bei *contendit* zu fragen, oder wenn ib. 3 bei *legatos — cuius legationis*, *legatos* ist ergänzendes Prädikat zu lesen steht: 'beachte die Wiederholung im Relativsatze!' Ja, hier ist nichts wiederholt, sondern es wird *legatos* durch ein stammverwandtes Wort im Relativsatz wieder aufgenommen.

Diese wenigen Bemerkungen, die sich leicht vermehren ließen, mögen genügen. Vielleicht werden sie dem Herrn Verf. für die nächste Auflage dienlich sein. Freilich müßte das Buch dann stark durchgearbeitet werden.

Die Ausstattung ist wie gewöhnlich bei Tempeky sehr gut, der Druck fast fehlerfrei.

Floridsdorf.

Dr. Polaschek.

Chrestomathie aus Cornelius Nepos und Q. Curtius Rufus.
Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von J. Golling. Wien.
A. Hölder 1903. VI, 72 und 27 SS. 8°. Preis geb. 1 K 20 h, geb.
1 K 40 h.

An Stelle der von weil. K. Schmidt und O. Gehlen herausgegebenen *Memorabilia Alexandri Magni* usw., deren 7. Auflage bereits von J. Golling besorgt worden ist, soll nun die vorliegende Chrestomathie treten. Sie zeigt gegenüber dem Schmidt-Gehlschen Lesebuche eine Verminderung des Textes um 80 Seiten. Der erste Teil (S. 1—22) enthält nur mehr die sechs in den Instruktionen empfohlenen *Vitae* des Nepos (*Miltiades*, *Themistocles*,

Aristides, Cimon, Epaminondas, Pelopidas), ferner zwanzig Lesestücke aus Q. Curtius Rufus (S. 23—72). Die textliche Beschränkung, die manchem zu weitgehend scheinen wird, ist immerhin insoferne gutzuheißen, weil so die aufgenommenen *Vitae* vollständig und die Lesestücke aus Curtius nahezu vollständig gelesen werden können. Tritt noch eine kleine Privatlektüre von Seite der Schüler hinzu, die sich im Untergymnasium freilich in ganz bescheidenen Grenzen halten muß, so kann es gelingen, die ganze Chrestomathie in der Tertia zu bewältigen, ein Resultat, das Lehrer und Schüler zufriedener stellen wird, als wenn die Hälfte eines Lesebuches wegen seines großen Umfanges ungelesen bleiben muß. Die aus Curtius aufgenommenen Stücke sind durchaus geeignet, das Interesse des Schülers zu fesseln. Manche Schwierigkeiten der Sprache und Syntax dieses Schriftstellers sind durch eine freiere Textgestaltung weggeräumt worden, die sich im ganzen mit der in den Memorabilien vorhandenen deckt; nur an einigen Stellen ist wieder der Originaltext nach Stangls Ausgabe (Leipzig 1902) hergestellt worden.

Der beigegebene Kommentar gibt Hilfen für die Übersetzung durch praktische Hinweise auf die Auflösung von Partizipien, auf die Auffassung gewisser Kasus, auf die richtige Übersetzung mancher Konjunktionen, auf die entsprechende Wiedergabe gewisser Worte, die dem Schüler vielleicht bekannt sind, aber an der betreffenden Stelle prägnante oder übertragene Bedeutung haben wie *ops* (Kriegsmacht), *tumultus* (Kriegslärm), *verbum* (leeres Wort), *mens* (Besinnung), *Mars* (Kriegsglück) u. a. Auch auf die Phrasologie wird gebührende Rücksicht genommen. Im ganzen, glaube ich, wird dem Tertianer, der erst in die Lektüre eingeführt wird, mit diesem Kommentare keine über das richtige Maß gehende Unterstützung geboten. Konstruktionsverhältnisse und Gegensätze werden auch im Texte durch Sperrdruck zu verdeutlichen gesucht, wodurch auch hie und da das sinngemäße Lesen gefördert werden dürfte. — Die sachliche Erklärung wird durch Angabe der wichtigsten Jahreszahlen vor jeder Vita des Nepos und für die Geschichte Alexanders durch eine Tabelle auf S. IV und V der Einleitung unterstützt, ferner durch zwei beigegebene Karten (Vorderasien und Griechenland), durch ein Verzeichnis der geographischen Eigennamen und hinsichtlich des Inhalts durch Schlagworte am Rande des Textes. — Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck korrekt.

Möge sich die neue Chrestomathie unter den Schulausgaben den Platz erringen, welchen die alten Memorabilien durch Dezennien behauptet haben!

Wien.

Franz Kunz.

Ostermanns Lateinische Übungsbücher in neuer Ausgabe von H. J. Müller. Teil IV für Tertia und Untersekunda. Mit 1 Karte. Preis 2 Mk. Teil V für Sekunda und Prima mit Phraseologie. Preis 8 Mk. Leipzig und Berlin, Teubner 1901.

Die bekannten Ostermannschen Übungsbücher wurden von H. J. Müller einer so durchgreifenden Änderung unterzogen, daß füglich von neuen Übungsbüchern gesprochen werden kann. Diese sind sowohl hinsichtlich der Verarbeitung des grammatisch-stilistischen Stoffes als auch mit Rücksicht auf den Inhalt, der als wirklich instruktiv und interessant bezeichnet werden darf, den besten ihrer Art beizuzählen. Band IV enthält Übungsstücke im Anschluß an den Gallischen Krieg, die sehr zweckmäßig gestaltet sind. Besonderen Beifall jedoch verdient der für Sekunda und Prima bestimmte Teil V. Dieser bietet zunächst als sehr willkommene Beigabe eine alphabetisch geordnete Phraseologie mit reichhaltigen stilistischen, lexikalischen und synonymischen Bemerkungen, die sich der Schüler systematisch aneignen soll, und da es sich überwiegend nur um Auffrischung von bereits Gelerntem handelt, auch leicht aneignen kann. Daran schließen sich die Übersetzungsaufgaben, welche der Stufe vollkommen entsprechend sind. Der Gedankenkreis, in welchem sich der Herausgeber durchaus bewegt, ist die antike Welt. Moderne Stoffe wurden grundsätzlich ferngehalten, ja Müller hielt es sogar für seine Pflicht, in einem Buche, das dem lateinischen Unterrichte dient, vor allem die Geschichte und die Einrichtungen des römischen Volkes zum Gegenstand der Darstellung zu machen. So wird dem Schüler ein lehrreicher, zweckentsprechender Inhalt in guter, durchaus einwandfreier deutscher Form geboten, und gerade letzteres möchte ich als einen besonderen Vorzug des Buches bezeichnen. Als Ergänzungshefte sind zu diesem Buche auch Übersetzungsvorlagen erschienen im Anschluß an Ciceros Reden für *Sex. Roscius, de imp. Cn. Pompei, in Catilinam, pro Deiotaro, Ligario* und *pro Archia*, überdies noch im Anschluß an Livius XXI und XXII. Auch diese Vorlagen halten sich von dem berüchtigten Übersetzungsdeutsch fern, bieten auch nicht bloß eine verwässerte Paraphrase des Autors, sondern M. versteht es mit bemerkenswertem Geschick, sich des Sprachschatzes des Autors zu gefälligen, in sich abgeschlossenen Übersetzungsstücken zu bedienen.

Wien.

Alois Kornitzer.

La Classe en Français. Von Prof. Dr. Friedrich Marheineke, Oberlehrer. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1902. XVI und 362 SS. Preis 5 Mk.

Nicht nur die strengen Reformer, sondern auch die gemäßigten und im besonderen die Instruktionen für den Unterricht an den

österreichischen Realschulen (S. 64) verlangen vom Lehrer der modernen Sprachen, daß er sich, soweit es nur tunlich, der fremden Sprache im Unterrichte und im Verkehre mit den Schülern bediene.

Da es nur wenigen Lehrern, selbst bei längerem Aufenthalte im Auslande, vergönnt ist, das französische oder englische Schulleben aus eigener Anschauung und durch längere Zeit zu beobachten und zu studieren, so mehren sich mit den Jahren jene Bücher, die es dem Lehrer ermöglichen, sich mit den im Klassenunterrichte gebräuchlichen, oft wiederkehrenden Schulredensarten vertraut zu machen. Das *Vocabulaire systématique* von Ploetz, die Schulredensarten von Rückholdt, G. Schmidt und Dr. Engelke sind Vorläufer der *Classe en Français* von Marheineke, die uns vorliegt.

Dieses Buch mit seinen 362 Seiten ist unter allen bisher erschienenen das stofflich reichhaltigste. Es ist aber eine Frage, ob die Überfülle von Stoff nicht einen Nachteil bedeutet; ich glaube ja, weil viele Dinge herangezogen werden, die über das von einem solchen Buche Verlangte und Erwartete weit hinausgehen. Es gleicht mehr einer Enzyklopädie der Schulredensarten als einem Handbuche mit richtiger Auswahl.

Der Stoff ist alphabetisch nach Schlagwörtern wie: Abgang von der Schule, Arbeit, Abschreiben, Aufmerksamkeit, Ausflug usw. geordnet und jedes Schlagwort ist nach seinen unterschiedlichen Verwendungsarten in numerierten Absätzen behandelt. Welche Variation der Redensarten der Verf. beibringt, läßt sich ermesen, wenn beispielsweise erwähnt wird, daß das Schlagwort „Vorwürfe (Verweise, Tadel)“ nicht weniger als 344 Nummern zählt, deren jede eine mit dem Leitwort in Beziehung stehende Redensart oder eine Bemerkung, ja sogar ausgeführte, 10—100 Zeilen Raum einnehmende Verweise, Strafpredigten usw. enthält. Es sei gestattet, hievon ein Beispiel anzuführen. Punkt 178, No. 32: *N. une fois en train de fainéanter, vous ne vous arrêtez pas de sitôt.* No. 47: *N., qu'est-ce qui vous prend encore? Tourner toujours la tête!* *Qu'est-ce donc qui provoque chez vous un si vif mouvement de curiosité?* No. 324: *N. nulle inconséquence, on ne le sait que trop, ne vous embarrasse, vous qui cherchez à vous tirer du tout avec une phrase tranchante. Qu'une telle phrase soit souvent pleine de sottises, cela ne vous inquiète pas. S'il s'agit de se disculper de quelque chose, Neumann sait nous accabler de raisons; mais il ne lui importe guère, que ces raisons soient fortes, probables, valables, invincibles, ou qu'elles soient faibles, frivoles, fausses. Voilà ce que c'est que de ne pas s'en tenir à la vérité!*

Anerkannt muß werden, daß der Verf. sich Mühe gegeben hat, alles zusammenzutragen, was er in einschlägigen französischen Schriften und Büchern, deren er mehrere bekannt gibt, gefunden hat und verwerten konnte.

Nicht weniger als 185 mit der Schule und dem Schulleben zusammenhängende Begriffe sind in der angegebenen Art in un-

416 Schulausgaben französ. u. engl. Schriftsteller, ang. v. J. Ellinger.

zähligen Sätzen und Absätzen ausgedrückt und verarbeitet, alle in elegantem, korrektem und idiomatischem Französisch vorgeführt und zur Auswahl gestellt.

Der deutsche Lehrer wird das ganze Buch mit großem Nutzen lesen, wird vieles davon verwenden, anderes hinwider, besonders die zu oratorisch klingenden Satzgebilde, praktisch nicht verwerten können. Das Buch gewährt als Nebenzweck einen interessanten Einblick in den französischen Klassenunterricht, der sich von dem unsrigen in wesentlichen Punkten unterscheidet.

Der Verf. hat sich durch die Herausgabe dieser Schulrezensarten jedenfalls ein Verdienst erworben.

Wien.

Al. Seeger.

Schulausgaben französischer und englischer Schriftsteller.

Macaulay, *History of England*. Erklärt von Dr. F. Meffert, ehemals Direktor des Realgymnasiums am Zwinger in Breslau. 7. Heft. I. Kapitel: Die Zeit bis zur Restauration im Jahre 1660. 3. Auflage. Berlin, Weidmann 1902. VIII und 125 SS. Hiesu ein Heft mit Anmerkungen (32 SS.). Preis 1 Mk. 60 Pf.

Es ist bedauernswert, daß der Kommentar zu einem klassischen Werke, wie es Macaulays *History of England* ist, seit dem J. 1879, wo der vorliegende Band in erster Auflage erschien, unverändert geblieben ist. In dem seither abgelaufenen Zeitraum von 28 Jahren, also fast einem Vierteljahrhundert, hat nicht nur die Anglistik große Fortschritte gemacht, sondern es haben sich in dieser Zeit auch die Anschauungen der Lehrer in Bezug auf Didaktik und Methodik gewaltig geändert. Wiewohl der Herausgeber in der Vorrede zur ersten Auflage sagt, „daß sich der Kommentar im wesentlichen auf sachliche Erläuterungen beschränke“, findet man bei näherer Prüfung, daß die Hälfte der Anmerkungen aus lexikographischen, etymologischen und synonymischen Erörterungen besteht, die zwar für Philologen von Interesse sind, aber für die Mittelschule keine Bedeutung haben. Dazu kommt noch, daß viele von diesen Bemerkungen nicht mehr dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechen. S. 4 „Das Wort (*umpire*) ist abzuleiten von *impair*, altengl. mit der germanischen privativen Vorsilbe *umpier*“. Das Etymon von *umpire* ist aber *numpire*, *me. nompere* = *non* + *pere* (lt. *par*). — „*to encroach*“ ist nach dem französ. *accrocher* mit der Präpos. *en* = in gebildet.“ Es kommt direkt aus dem afrz. *encrochier*. — S. 6 „Wahrscheinlich ist die Sprache der Dänen auf die der schon viel zivilisierteren Angelsachsen von nicht gar bedeutendem Einfluß gewesen“. Damit steht in geradem Widerspruche folgender Satz:

aus Emerson, *The History of the English Language* (New York, London 1894), p. 154: „So powerful was the Danish influence that not only nouns, adjectives and verbs were borrowed, but even pronominal forms, as they, their, possibly them, which are Norse rather than English“. — S. 13 „swine verhält sich etymologisch zu *sow* wie der veraltete Plural *kine* zu *cow*“ (1). Die beiden Wörter *swine* (ae. *swin*) und *sow* (ae. *sugu*) haben miteinander nichts gemein. — S. 26. Wozu wird *discard* von franz. *cartier* abgeleitet, wenn man mit *dis* + *card* vollständig auskommt? — S. 31. *Bonfire* leitet Meffert von dem keltischen *ban* „hoch“ ab. Jeder junge Anglist weiß, daß *bonfire* aus *bone-fire* entstanden ist und ursprünglich einen zur Verbrennung der Gebeine bestimmten Scheiterhaufen bezeichnete. — Von großer Naivität zeugt es, wenn der Herausgeber an Macaulays Grammatik Anstoß nimmt und statt „which he dared not offend“ (S. 110, Z. 3), das ihm nicht sonderlich gefällt, entweder *which he did not dare to offend* oder *which he durst not offend* setzen möchte.

Der Druck des Textes ist nicht mit gehöriger Sorgfalt überwacht worden; auf den ersten 50 Seiten habe ich mir gleich über ein Dutzend Druckfehler notiert¹⁾.

Alles in allem genommen, muß der Kommentar dieser Ausgabe einer durchgreifenden Besserung unterzogen werden, ehe sie zum Schulgebrauche empfohlen werden kann.

The Gruno Series. II. *The Children of the New Forest* by Captain Marryat. Annotated by L. P. H. Eykman and C. J. Voortman, Teachers of English at Amsterdam. P. Nordhoff, Groningen 1902. 278 SS. Preis 1 Fr. 75 c.

Der II. Band der „Gruno Series“ (vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1901, S. 623) bringt Marryats Roman „*The Children of the New Forest*“, der unserer Jugend schon lange in deutscher Übersetzung bekannt ist. Der Inhalt des Romans, der wegen seiner Länge noch mehr Kürzungen vertragen hätte, als die beiden Herausgeber ohnehin vorgenommen haben, ist in Kürze folgender: Die Kinder eines Edelmannes, der für den unglücklichen König Karl I. gefallen ist, flüchten aus dem väterlichen Schlosse, das von den Puritanern angezündet wird, in den New Forest; hier leben sie unerkannt in der Hütte eines alten Dieners ihres Vaters, gehen später zu Verwandten nach London und werden nach der Thronbesteigung Karls II. in alle ihnen zukommenden Rechte wieder eingesetzt.

¹⁾ S. 3, Z. 30 *Secound*; S. 5, Z. 6 *where*; S. 14, Z. 20 *contemptions*; Z. 21 *Hat (d)*; S. 17, Z. 4 *identity*; S. 19, Z. 8 *hat (d)*; S. 23, Z. 31 *tho (to)*; S. 24, Z. 4 *owm*; Z. 18 *happines*; S. 25, Z. 20 *widsom*; S. 33, Z. 15 *where*; S. 42, Z. 7 *Edinburggh*; S. 45, Z. 31 *themselva*.

Die in englischer Sprache gegebenen Erklärungen der schwierigeren Wörter, Redensarten und Realien sind im ganzen gelungen. Ich habe nur wenige Ausstellungen zu machen. S. „*The Commons = the House of Commons*“. Es fehlt eine näher sachliche Erläuterung! — S. 2 „*The king took shelter there = the king went there in order to be out of danger*“. Damit ist das Wort *shelter* nicht erklärt; vgl. S. 64 *shelter = protect*. — S. 64 „*To hurt = to cause pain*“ (*I don't think it is hurt*); das Partizip *hurt* hat hier den Sinn von „wounded“, „bruised“, „injured“. — S. 78. „*Set to (sc. with a good appetite) = began*“. Lies „*began to eat!*“ — S. 97 „*Weeping = crying*“. Für den Ausländer ist *weep* verständlicher als *cry*, da ihm dieses eher in der Bedeutung „schreien, rufen“ als in der von „weinen“ geläufig ist. — S. 105 „*Verified = true*“. Statt „*true*“ lies „*proved to be true*“, „*confirmed*“. — S. 114 „*Brow = the hair above the eyes. It is sometimes used, as here, in the sense of face*“. *Brow* bedeutet aber nicht das ganze Gesicht, sondern nur die Stirn. — S. 103 „*Inn = hotel*“. Diese zwei Ausdrücke können einander nicht so ohneweiters gleichgestellt werden. — S. 122 „*Sir is a title which a baronet has a right to put before his name*“. Nicht nur ein *baronet*, sondern auch ein *knight* führt das Prädikat „*Sir*“ vor seinem Vornamen. Zuweilen wird ein Wort zu spät erklärt; so sollten die Erklärungen *troopers = horse-soldiers* (S. 15) schon auf S. 11, *trip = journey* (S. 157) auf S. 46, *putting Billy in the cart* (S. 161) auf S. 46, *hostelrie = inn* (S. 168) auf S. 112, *fugitives = people fleeing from danger* (S. 249) auf S. 222 stehen. Da ein am Schlusse des Buches befindlicher Index über alle erklärten Wörter orientiert, so war es nicht nötig, einzelne Erklärungen doppelt zu bringen; z. B. *credit = honour* (S. 51 und 217), *check = stop* (S. 52 und 158), *harsh = unkind* (S. 168 und 236). Die Aussprache ist prinzipiell nirgends angegeben, doch würde bei Wörtern wie *venison* (S. 7), *steak* (S. 35) usw. ein auf die Aussprache bezüglicher Wink nicht schaden.

Die Ausstattung ist gefällig, der Druck deutlich und korrekt; ich habe nur zwei Versehen bemerkt: S. 12 *Mis*, S. 232 *this (his)*.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Herausgegeben von J. Klapperich. V. Bändchen. *Chambers History of the Victorian Era. The Reign of Queen Victoria*. Ausgewählt und erläutert von Dr. J. Klapperich. Glogau, Carl Fleming 1901. VIII und 128 SS. Ausgabe A: Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache. Ausgabe B: Mit englischer Einleitung und englischen Anmerkungen. — IX. Bändchen. *Paris. Histoire. Monuments. Administration*. Herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 13 Abbildungen, 1 Karte und 1 Plan. Glogau, Carl Fleming 1902. VI und 134 SS. Ausgabe A: Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache. Ausgabe B: Einleitung und Anmerkungen in französischer Sprache.

Diese neue Sammlung englischer und französischer Schriftsteller unterscheidet sich von den bisherigen dadurch, daß jedes einzelne Bändchen in doppelter Form erscheint, indem die Ausgabe A deutsche Anmerkungen, die Ausgabe B englische, bezw. französische Anmerkungen enthält. So kann jeder Lehrer je nach seinem Geschmacke zu den deutschen oder zu den fremdsprachigen Anmerkungen greifen.

Die aus einem englischen Lesebuche der Verlagsfirma W. & B. Chambers in Edinburg stammende „Geschichte der Regierung der Königin Victoria“ erzählt uns von der Jugendzeit, der Erziehung, der Familie und von dem späteren Leben der Königin, ferner von den vielen politischen Kämpfen, die sich im Innern des Reiches vollzogen, und den großen Kriegen, in welche England während dieser Zeit verwickelt war. Unsere Schüler werden mit Interesse die Schilderung des Krimkrieges, der ägyptischen Wirren, des indischen Aufstandes und des letzten südafrikanischen Krieges lesen, sie werden auch begierig sein, die Lebensgeschichte von Männern wie Gladstone, Disraeli, General Gordon zu erfahren; weniger lebhaft dürften sie sich um die innerpolitischen Angelegenheiten Englands, wie die Korngesetze, die verschiedenen *Reform Bills* usw. interessieren.

Die „Anmerkungen“ verdienen in Bezug auf Auswahl und Durchführung unser uneingeschränktes Lob; das Englisch der „Notes“ in der Ausgabe B ist vollkommen korrekt.

Das IX. Bändchen enthält 25 Bruchstücke aus verschiedenen Autoren, die sämtlich über Paris handeln. Die ersten drei Stücke (I. *Paris gallo-romain*, II. *Invasion de Lutèce par les Barbares*, III. *La guerre de Cent Ans*) erzählen in knapper Form die Geschichte von Paris von seinen ersten Anfängen bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts; das Stück IV (*Charles-Quint à Paris*) behandelt das XVI. Jahrhundert, die Stücke V (*Paris au XVII^e siècle*) und VI (*L'Hôtel de Rambouillet et l'Académie*) sind dem XVII., die Stücke VII (*Système de Law*) und VIII (*La Bastille*) dem XVIII. und die Stücke IX (*Couronnement de Napoléon I^{er}*), X (*Retour des cendres de Napoléon I^{er}*) und XI (*Paris pendant la guerre franco-allemande*) dem XIX. Jahrhundert gewidmet. Auf diese geschichtlichen Bruchstücke folgen Beschreibungen der Stadt und einiger ihrer bedeutendsten Bauwerke, wie der *Notre Dame-Kirche*, des *Panthéons*, der *Madeleine-Kirche*, des *Louvre*, des *Palais Royal*, der beiden *Arcs de triomphe*, der *Colonne Vendôme*, des *Trocadéro* und der hervorragenden Theater; auch die wichtigsten Plätze und Straßen, wie der *Place de la Concorde*, das Marsfeld und die Boulevards werden uns vorgeführt. Es sind dies aber nicht trockene Beschreibungen nach Art Baedekers, sondern sie sind stets mit einem Ausblick auf die geschichtliche Entwicklung des beschriebenen Gegenstandes sowie auf die Hauptereignisse, die sich daran knüpfen, verbunden. Kurze Betrachtungen über den

Unterricht, die Verwaltung von Paris und die Regierung Frankreichs bilden den Schluß des anziehend geschriebenen und inhaltlich überaus lehrreichen Buches.

Die „Anmerkungen“ erklären alle geographischen, geschichtlichen und literarhistorischen Anspielungen und füllen auch etwaige Lücken, die zwischen den einzelnen Stücken vorhanden sind, trefflich aus. Das Französische der Anmerkungen in der Ausgabe B ist tadellos.

Die gut gedruckten und schön ausgestatteten Bände sind zum Schulgebrauche bestens zu empfehlen.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

H. Schell, Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Christus. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von F. Kampers, S. Merkle und M. Spahn. Mainz 1903. 156 SS. Preis 4 Mk.).

Als der Rottenburger Bischof Keppler das bereits fertige Manuskript über „Christus“, bestimmt für das Sammelwerk „Weltgeschichte in Charakterbildern“, noch vor der Drucklegung zurückzog und nun mit der Mission der Würzburger Professor Hermann Schell betraut wurde, war die literarische Welt in Spannung, wie das schwierige Problem gelöst werden würde. Sch. gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern des katholischen Lagers, war ein warmer Anhänger Prof. Ehrhards, hat eines seiner Werke, wenn wir nicht irren, auf dem „Index“ gesehen und hielt einige Wochen vor dem Erscheinen seiner jüngsten Arbeit in München einen Vortrag über das Thema: „Christus und die Kultur“. Der leitende Gedanke war dabei nachzuweisen: „Christus und die Evangelien sind der Urquell der modernen Kultur“. Dieselben Ideen begegnen uns auch hier. „Gottesreich ist kein moderner Begriff; Himmereich noch weniger. Daher scheint es, als ob die moderne Kultur im guten Sinne und die Evangelien weit auseinander liegen müßten. Und doch ist Jesus der Ursprung des Besten und Stärksten, was die moderne Kultur erstrebt: Das Ideal der geistigen Persönlichkeit“ (S. 14, 16). Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man Sch. für einen Anwalt alles dessen hielte, was die Gegenwart als Errungenschaft ihrer Kultur erklärt. Vieles davon erfährt im Laufe der Darstellung eine entschiedene Ablehnung. Ihm ist der „moderne Kulturstaat“ — an welchen er speziell denkt, wird nicht gesagt —, „die folgestrengste Bemühung, die Grundsätze der französischen Revolution und die *magna Charta* der Menschenrechte gesetzgeberisch ins Leben zu rufen. Die Kultur der Gegenwart wurzelt in den Grundsätzen der Menschenrechte, welche die Revolution verkündigt hat.“ „Kunst und Literatur

wandelt zumeist nicht auf den Pfaden, die nach dem Urteile kirchlicher Kreise zum Kreuze Christi und zum Heile führen.“ Mit einer gewissen Wehmut wird bedauert, daß Unterricht und Wohltätigkeitswesen der ausschließlich geistigen Leitung und den Händen der freien Nächstenliebe entzogen und als Angelegenheiten des Gemeinwesens erledigt werden (S. 6). Es ist nur eine weitere Folgerung, wenn Sch. den führenden Geistern eine dem Evangelium und dem Christentume abgewandte Richtung zuschreibt. Wenn in der Gegenwart die Eigenart und das Befremdliche des Evangeliums im Vergleiche zu dem Herkömmlichen entweder gar nicht empfunden oder, soweit man es empfindet, nicht darüber beunruhigt wird, so liegt die Ursache darin, daß zwar der Klang der Worte allen noch irgendwie bekannt, aber der eigentliche Sinn und der Inhalt verloren gegangen ist (S. 25). „Leben und leben lassen“ gilt als das Grundgesetz des Fortschrittes im modernen Sinne. Mit Recht hat man gesagt, es muß richtiger lauten: „Leben und verderben lassen“ (S. 89). Fügen wir diesen Exzerpten noch eines hinzu, so dürfte der Standpunkt des Verfassers zur „modernen Kultur im schlechten Sinne“ hinlänglich bestimmt sein: „Die moderne Kultur leidet in den Gesellschaftskreisen, welche sie beherrscht, am Feminismus der Männer, an der Opferscheu des Weibes. Die Männer wollen den Genuß von der Notwendigkeit aufopfernder Tatkraft und Vatersorge trennen. Die moderne Frau von Bildung fürchtet und flieht die Mutterschaft: sie scheut das Opferleben der Liebe, des Wirkens und Leidens für andere und das Ganze“ (S. 107). Wenn Sch. mit der sogenannten modernen Kultur in vielen Punkten nicht einverstanden ist, so wird man ihm hierin nur beipflichten; denn der Kulturzustand jeder Zeit hat seine Schwächen und es zeigt sich, daß nicht auf dem Acker Gottes allein das Unkraut dicht neben dem Weizen wächst. Und darin bestand ja jederzeit die Aufgabe der Propheten, Philosophen und Satiriker, die Schattenseiten der Zeitverhältnisse in den Bereich der Kritik zu ziehen.

Eine andere Frage besteht für uns darin, ob das Christentum imstande war, das klassische Altertum — und damit ist offenbar nichts anderes als der damalige Kulturzustand gemeint — „aus den Angeln zu haben“. Sch. scheint davon überzeugt zu sein, wenn er sich dahin äußert (S. 44), daß der moderne Mensch wissen will, welches die Gedanken waren und sind, die das zustande brachten. Wenn die Frage mit der Antwort gelöst wird, es sei der eigenartige Zauber des Evangeliums der Innerlichkeit gewesen: die schwellende Gedankenkraft geheimnisvoller und auch überwältigender Grundsätze von dem wahren Quellgrunde des geistigen Lebens, wenn das Göttliche und Neue, das Christus der Menschheit gebracht hat, in Glaube, Buße und Liebe verlegt (84) und im engen Anschlusse an Houston Stewart Chamberlain darauf hingewiesen wird, daß Jesus eine verborgene Kraft ent-

deckte, drinnen in der unerforschten und unerforschlichen Welt des Menscheninnern, eine Kraft, fähig den Menschen selber völlig neu zu gestalten, fähig aus einem leidbedrückten Wesen ein mächtiges, seliges zu machen (36), so ist zwar der Grundzug der im Buche in reichen Variationen wiederkehrenden Doktrin von „Innerlichkeit“, „Tatkraft“ und „Gemeinsinn“, den Urquellen des wahren Lebens, gegeben, aber ein Beweis für die ursprüngliche Behauptung nicht erbracht. Mit dieser Frage hängt auch die Umgrenzung der Aufgabe, die sich Sch. stellte, zusammen: „die weltgeschichtliche Bedeutung liegt nicht in dem, was die Welt aus Christus machte, sondern was Christus aus der Welt gemacht hat“. Dem Satze, der an der Spitze des ganzen Buches steht, „Die Welt ist seit den Tagen Jesu Christi unverkennbar eine andere geworden“, wird jeder unbefangene Forscher deswegen unbedingt zustimmen können, weil Sch. ergänzend hinzufügt: „Die Natur des Menschen ist dieselbe wie vordem“. — Unendlich schwerer ist die Antwort auf die Frage: „Mit welchem Rechte wird die Kultur der Neuzeit christlich genannt?“ (6). Dem Verf. klingt es wie Hohn, wenn jene Kultur, welche in der Renaissance, ihrer Weltfreude, ihrem Kunstsinne und ihrem Persönlichkeitsgefühle wurzelt, als eine Frucht des Evangeliums bezeichnet würde (6). Und damit hat der Verf. völlig recht. Es ist aber zugleich auch ausgesprochen, daß das Christentum nicht imstande war, das klassische Altertum dauernd aus den Angeln zu heben. Das klassische Altertum hatte seine Berechtigung, eben weil es war, und nichts, was einmal war, kann so beseitigt werden, daß es nicht als Faktor kommender Entwicklung gelten könnte. Denkt man bei dem Worte „klassisches Altertum“ einzig an den weiten Kreis der Göttersagen, so könnte man mit einigem Rechte behaupten, es sei zu Grabe getragen worden. Vieles andere hat die Flut, die durch das Christentum hereinbrach, überdauert; es bildete den Boden, aus dem heraus neue Gebilde entstanden, die häufig, formell verschieden, im inneren Kerne die ursprüngliche Gestalt erkennen lassen. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums liegt unseres Erachtens nicht in einer Beseitigung des klassischen Altertums, sondern in jener Macht, die eine langsame Umformung zustande brachte. Nicht plötzliche Katastrophen haben das Antlitz der Erde verändert, sondern Evolutionen! Nicht alles war schlecht, vieles ist durch nichts Besseres ersetzt worden.

In einer Beziehung aber hat die Christuslehre gründlichen Wandel geschaffen, zwar mit einer mehr lokalen, aber nichtedestoweniger sehr impulsiven Anschauung. Es war die Messias-hoffnung des Volkes Israel. Und hier hat Sch. mit meisterhafter Schärfe die Gegensätze zu schildern gewußt. „Der Grundcharakter des jüdischen Messiasbegriffes blieb das Königtum im Sinne äußerer Gewaltherrschaft“ (80). Es ist richtig, daß sich

seit dem Zeugnisse des Johannes des Täufers die Messias Hoffnung auf Jesum hingewandt hatte (31), aber ebenso, daß bei den Jüngern auch erst allmählich der Sinn für das Geheimnis des Gottesreiches erschlossen werden mußte (80). Hingegen dürfen wir uns darüber nicht täuschen, daß diese Erschließung mit dem Ende der öffentlichen Wirksamkeit Christi noch lange nicht vollendet war. Und es ist auch natürlich. Seine Jünger waren ebenso wie alle anderen Kinder ihrer Zeit. Je drückender das Joch der Römer auf dem unterjochten Volke lastete, je gewaltiger der Gegensatz zwischen der stolzen Roma und der Provinzialstadt Jerusalem wurde, je mehr das „auserwählte Volk Gottes“ von der Verachtung der Togaträger zu leiden hatte, desto mehr verdichtete sich die ursprünglich nur vage Hoffnung zur zuversichtlichen Erwartung, zur Gewißheit der jetzigen Erfüllung. Und eben darin liegt unseres Erachtens ein neues Moment der weltgeschichtlichen Bedeutung des Erlösers, daß er die völlig reife Frucht, welche wie von selbst in seinen Schoß fiel, nicht verwertete, sondern umwertete. Das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, in dem Prätorium vor dem römischen Prokurator gesprochen, kann damals nicht zum erstenmale in seiner vollen Schärfe formuliert worden sein. Aufgefaßt, verstanden, verwertet ist es aber bis dahin auch von seinen Jüngern nicht worden. Sie sind nicht bloß Zuschauer und Zuhörer, welche außerhalb der Bühne saßen, vielmehr war ihnen vom Anfange ein Platz auf dieser zugewiesen worden. „Von nun an wirst du Menschen fischen.“ Und auf derselben Bühne drängten sich Menschen heran, griffen in die Handlung ein, entwickelten ihre Ansichten und Grundsätze, opponierten, stritten, lästerten und ließen sich trotz der Wunder von ihrem Wahne nicht befreien. Und diesen handelnden Personen gegenüber „war das Wunder nicht einmal dazu ausreichend, das Recht Jesu zu erweisen, am Sabbat Wunder zu tun“ (100). Wenn Sch. weiter bemerkt, „daß nur die Wahrheitserkenntnis echt ist, welche die Wahrheit aus ihr selber erkennt, indem sie ihr tiefstes Geheimnis aus dem Quellgrund ihres Wesens erfaßt, jene Erkenntnis aber, die sich auf das Zeugnis anderer stützt, keine rechte Erkenntnis ist“ (101), so mag er vielleicht wegen dieser Behauptung in streng kirchlichen Kreisen Widerspruch erfahren, aber es ist uns eine Bestätigung, daß eben die Jünger sich ebensowenig zum wahren Messiasgedanken emporarbeiten konnten, wie es die Pharisäer etwa nicht wollten. Jeder der auf der Bühne Handelnden suchte seine eigene Anschauung mit zur Geltung zu bringen.

Nicht zufällig legt Sch. den Wert des Christentums auf das Innerliche. Das ganze Markusevangelium ist ihm ebenso das „Evangelium der Innerlichkeit“ wie das Matthäusevangelium die Heilsbotschaft der „Tatkraft“ und jenes des Lukas den „Geist der Erbarmung und Liebe“ bringt. „Tat der Erkenntnis und Lehre, Tat der Erfüllung und des Vorbildes,

Tat der Hingabe und Aufopferung zur Überwindung aller Gegnerschaft: das ist das große Neue, von dem uns das Johannevangelium Kunde bringen soll“ (17, 18, 98). Sch. ist davon überzeugt, daß „das Gottesreich der Innerlichkeit durch ihre Richtung auf das Äußere gehemmt wurde“ (119): „Das Gottesreich ist ja Innerlichkeit; Erfüllung des Innenmenschen mit dem Lichte der Gotteserkenntnis und der Geistesglut der Gottesliebe“ (145). „Das Reich Gottes ist Innerlichkeit, die das Licht der Wahrheit nie in sich verlöschen läßt“ (127). In der Hervorkehrung des Innerlichen im neuen Glauben liegt ein neues Moment von dessen weltgeschichtlicher Bedeutung. „Das Evangelium ist das Einfachste und zugleich das Schwierigste; Gott und die Wahrheit sind es auch. Der Wahrheit stehen wir nicht wie einem Spiegel gegenüber, sondern sie will durch die Lebenstat errungen werden! Die Wahrheit will erlebt werden. Gott und Wahrheit sind das Allererkennbarste: aber nur an sich, mit Absehung von den Schwierigkeiten, welche die geschöpfliche Beschaffenheit und Lage ip der mannigfachsten Weise mit sich bringt“ (129).

Und die Zeitgenossen des Herrn haben diese Wahrheit nicht erkannt: Pilatus ebensowenig wie Annas oder Kaiaphas und der Schwarm ihrer Anhänger. Statt die Wahrheit zu prüfen, ziehen sie ihr aus dem Wege oder fragen: „Wer ist der Neuerer?“ „Was für eine Vollmacht hat er aufzuweisen, wie beweist er das Recht, gegen die heilige Erblehre aufzutreten?“ „Sie haben selbst kein Bedürfnis nach einer Erhöhung ihrer Denkweise und verstehen nicht, wie man ein solches Bedürfnis hegen könne. Darum fehlte den jüdischen Kirchenhäuptern das Verständnis für das, was Jesus der Welt Neues zu sagen hatte. Was ihnen an seiner Lehre gut dünkte, war nicht neu, sondern sehr alt; was aber daran neu war, erschien ihnen als höchst bedenklich“ (24). Der weltgeschichtliche Konflikt war unseres Erachtens unausweichlich. Die in Judäa herrschende Partei hatte den Schwerpunkt in die äußerliche und peinlich genaue Beobachtung des Ritualgesetzes gelegt, das Ethische aber sichtlich vernachlässigt. Ihre Befangenheit in einem lächerlichen und damals gewiß unberechtigten Nationalstolz, den man in seinen Auswüchsen bereits auf eine psychopathische Basis verweisen möchte, stand in grollem Gegensatz zur Innerlichkeit des Christentums und der allumfassenden Eingliederung aller in das neue Gottesreich. Auf einem ganz anderen Boden sollte es erbart werden als dem der Genese aus Abrahams Schoß. Nicht das ist seltsam, daß es endlich zu einer Katastrophe kam, sondern daß sie verhältnismäßig spät hereinbrach. „Jesus in Jerusalem“ hat Sch. das 10. Kapitel seines Werkes betitelt (108—117). Eben die Stellung, welche Jerusalem zu Christus einnahm, war von ausschlaggebender Bedeutung. Sie ist aber von Sch. nicht mit der nötigen Schärfe historisch entwickelt, wie auch sein Werk, entsprechend dem Titel „Die

Evangelien und ihre weltgeschichtliche Bedeutung“ mehr einen spekulativen, religionaphilosophischen Charakter trägt. Es war von eminenter Wichtigkeit, daß Jerusalem die Anerkennung der messianischen Sendung Christi entschiedenst ablehnte. Nicht die sogenannte „Tempelreinigung“ allein kann die Ursache davon gewesen sein. Vielmehr liegt sie in der ganzen Stellung Christi zur Hochburg des damaligen Judentums. Jerusalem war reich geworden. Hier kreuzten sich die Straßen von Nord und Süd und Ost und West; hier war der Tempel, zu dem jährlich Hunderttausende pilgerten; hier hatte kurz vorher Herodes als König eine prächtige Hofhaltung aufgeschlagen; hier standen die Synagogen der auswärts wohnenden Juden: prächtig und kostbar, am kostbarsten jene der alexandrinischen Juden, reicher Handelsherren, die Rom mit Getreide versorgen halfen. Und der Tempel war der Stolz der Stadt! Herodes, der sich viel in der Welt umgesehen, hatte sich den Ruhm verschaffen wollen, Salomon zu übertreffen: aus weißem Marmor hatte er ihn fast neu entstehen gemacht. Und nach zwei Richtungen hin hatte es sich Jesus mit der Hauptstadt verscherzt: einmal mit der Behauptung, daß er imstande sei, den Tempel innerhalb dreier Tage neu aufzubauen, dann durch die Stellungnahme zum irdischen Besitz. Das genügend hervorzukehren, hat Sch. unterlassen. Die Seligpreisung der Armut, insbesondere aber der oftmalige Weheruf über die Reichen, der wie die Posaune des jüngsten Gerichtes sich ankündigt, die schroffe Ablehnung jeder plutokratischen Herrschaft, dargestellt im Bilde Mammons, gaben das Substrat für die öffentliche Meinung in Jerusalem. Die Menschen nahmen die Worte Christi, wie sie waren, und mußten sie so nehmen. Die Interpretation, die nach dem Vorgange anderer Theologen auch Sch. bringt (84), um das Gewissen christlicher Kapitalisten und Großherren zu beruhigen, kannte man damals nicht. Wie die Worte des Evangeliums als solche auf die Menschen wirkten, welche Bewegungen sie hervorriefen, einerseits als Impuls, andererseits als Opposition, das wäre in großen, umfassenden Bildern zu zeigen gewesen. — Und als es endlich bekannt wurde, daß Jesus der Stadt den Untergang vorhersagte, ihn also auch vorher wünschte, und sie in dieser Beziehung in eine Linie mit Choroazin, Betsaida und Kapernaum stellte — da war der letzte Faden zerrissen. Der bis ins Herz beleidigten Regierungspartei war es leicht, die öffentliche Stimmung der Hauptstadt ihren Absichten dienstbar zu machen.

Sch. können wir nicht zustimmen, wenn er S. 184 (Joh. II, 19) beweisen will, daß der hohe Rat den Wiederaufbau des Tempels nicht als einen Wiederaufbau von Stein und Holz, sondern von der Errichtung einer Religion der Geister verstanden habe. „Es wäre am nächsten gelegen, Jesum beim Worte zu nehmen und es auf eine Probe ankommen zu lassen.“ Sch. folgert: weil

man das nicht tat, folglich konnte man auch die Änderung des Herrn nicht wörtlich genommen haben. Die Schlussfolgerung ist aber m. E. falsch. Hier hat Sch. einen Bericht des Iosephus Flavius (*Antiquitates*, I. XV, c. 11, § 2) übersehen. Selbst dem Könige Herodes gestattete man zum Zwecke des Neubaus die Demolierung des alten Tempels nicht ohne weiteres; er durfte mit dem Einbrechen von Mauern nicht früher beginnen, bevor er sich nicht ausweisen konnte, Materiale und Bauleute zur Genüge zu besitzen. — Die Interpretation Sch. ist aber auch deshalb unrichtig, weil sie einer später in den Text des Evangeliums aufgenommenen Glosse (Joh. II. 21, 22) widerspricht. Alle, auch die Jünger, haben die Worte, da sie gesprochen wurden, so genommen, wie sie lauteten, d. h. im wörtlichen Sinne. „Er aber sagte dies von dem Tempel seines Leibes“, fügt das Evangelium Johannes' hinzu. „Als er nun von den Toten auferstanden war, da erinnerten sich seine Jünger, daß er ihnen das gesagt habe; und sie glaubten der Schrift und dem Worte, das Jesu gesprochen.“ Sch. hat diesen Widerstreit zwischen Wort und Wahrheit selbst empfunden, wenn er treffend an einer anderen Stelle sagt: „Was Christus bietet, liegt nie auf der Oberfläche: die Wahrheit muß denkend und strebend erlebt, ja erkämpft werden“ (106).

Noch ein Abschnitt ist es, über den wir uns mit Sch. auseinandersetzen müssen. Er betrifft die Bedeutung des Mannes von Keriot, Judas genannt. „Was Judas eigentlich gewollt, was ihn zum Entschluß des Verrates bewog, ist in dichtes Dunkel gehüllt“ (110). „Durch das Anerbieten des Judas war der Behörde eine Gelegenheit geboten, wie sie nicht leicht wieder zu erwarten stand, um Jesus ohne alles Aufsehen in Verhaft zu nehmen“ (182). Sch. ist nun davon überzeugt, daß der Entschluß zum Verrate des Meisters veranlaßt wurde durch das verpflichtende Gebot der Hohenpriester, jeder, der Jesu Aufenthalt kenne, solle dies der geistlichen Behörde anzeigen (110). Das erscheint uns nicht erweislich. Die „Verlautbarung“ fällt nämlich in jene Zeit, da sich Jesus nach der Erweckung des Lazarus im Ostjordanlande nahe an der Wüste Ephraim aufhielt (Joh. XI, 57), und hatte nur kurze Zeit Gültigkeit. Es wäre ja widersinnig gewesen, die Pflicht zur Anzeige auch dann noch aufrecht zu erhalten, als Jesus später notorisch in Bethanien weilte, $2\frac{1}{2}$ km von Jerusalem entfernt, oder einige Tage darnach ungehindert in der Stadt aus- und einging. Der Entschluß, sich dem Synedrium zur Dienstleistung anzubieten, ist von Judas erst, als Jesus nahe bei Jerusalem wohnte, gefaßt worden; dann aber hat die Kundmachung, die inzwischen gegenstandslos geworden war, keinen Einfluß geübt. Auch ist es nicht richtig, daß Judas durch den Verbrauch der kostbaren Nardensalbe „aufgeregt“ wurde, da sowohl Matthäus (XXVI, 8) als Markus (XIV, 4) von „mehreren“ sprechen, die diesen Aufwand — er betrug ja doch nur im günstigsten Falle

300 Denare — einer anderen Bestimmung hätten zuführen wollen. Noch weniger aber können wir uns entschließen, dem Diensteantrag des Judas eine verändernde Wirkung auf die bereits gefaßten Entschlüsse des hohen Rates zuzumessen. Allerdings berichtet Matthäus (XXVI, 5), daß das Votum des Kaiaphas lautet habe: „Nur nicht während der Feiertage, damit kein Volksaufstand entstehe!“ Wenn nun trotzdem der entscheidende Schlag vor den Feiertagen stattfand, so darf diese Änderung des Entschlusses in jener sturmbewegten Zeit am allerwenigsten mit Judas in Zusammenhang gebracht werden. Die Rolle nämlich, welche er zu spielen sich aufdrängte, war eine sehr untergeordnete und dementsprechend auch die Entlohnung. „80 Silberlinge“, also vielleicht 80 Denare oder 80 Drachmen, etwa soviel wie ein Arbeiter in der Provinz sich in einem Monate verdienen konnte, oder soviel als der Wert eines wüsten Feldes in der Nähe von Jerusalem im Ausmaße von etwa $\frac{1}{2}$ *ha* betrug. Die wirtschaftliche Lage des Judas ist durch diese Entlohnung gewiß nicht geändert worden. Und er hat auch keine andere Aufgabe gelöst, als 500 Jahre vorher Ephialtes beim Kallidromgebirge! Judas wurde „Wegweiser“ zum Garten Gethsemane! Durch den Kuß hat er jenen bezeichnet, den es galt. Auch ohne Judas hätte die Geheimpolizei, ein Institut, das durch Herodes geschaffen wurde (loc. Flav. Antiqu. I. XV 8, § 4 und 2), den Aufenthalt Christi ausfindig machen können, ebenso wie Xerxes den Weg wohl auch ohne Ephialtes über das Kallidromgebirge gegangen wäre. Judas bleibt ein Schurke; kein Rechtsanwalt wird seine Seele reinwaschen können; aber er hat doch nur sehr untergeordnete Handlangerdienste getan. Und als man anfing, ruhiger zu denken, hat man auch entsprechend die Schandtät Judas' tiefer gehängt. Dieser veränderten Stimmung hat Petrus Ausdruck verliehen, wenn er ihn in einer wichtigen Rede nicht „Verräter“, sondern „Wegweiser“ nannte (Act. Apost. I 16).

Wie aber ist es zu dem Bruche zwischen Judas und dem Synedrium gekommen? Sch. hat die Frage nicht aufgeworfen und war auch nicht imstande, den Schlüssel des psychologischen Problems der Judastat anzufinden, da er übersah, den Wortlaut des Matthäusberichtes genauer zu prüfen. Wenn er behauptet: „Haberecht und Geiz konnten der eigentliche Beweggrund nicht gewesen sein“ (110), so kommen wir zu dem entgegengesetzten Resultate, wobei wir nebenbei bemerken, daß Haberecht und Geiz sich in ihrer Qualität nicht decken und daher Haberecht ganz gut auch ohne Geiz denkbar ist. Wenn Matthäus in der Lage war, die Anfrage des Kerioten wörtlich zu bringen, so dürfte sie auch für uns erhöhte Bedeutung haben. „Wieviel wollt ihr mir geben für den Fall, daß ich ihn euch in die Hände spiele?“ (Matth. XXVI, 15). Wenn also die Höhe der ausgesetzten Geldsumme das entscheidende Moment bildete, ist die Annahme

Sch. hinfällig geworden. — Weiters berichtet zwar Matthäus (XXVII, 8) den Bruch mit dem Synedrium und den Selbstmord des gewesenen Jüngers unmittelbar nach der Verurteilung Christi durch das jüdische Gericht und vor der Fortsetzung des Prozesses im Prätorium. Diese Lokation ist unhaltbar, wie denn Matthäus häufig auch sonst gegen die Chronologie verstößt. Es wäre psychologisch ganz ungerechtfertigt, daß Judas sein Leben gewaltsam beendet, bevor der Kriminalprozeß seinen endgültigen Abschluß fand. Die Katastrophe gehört einzig und allein in jene Tage, da die Nachricht von der Auferstehung des Herrn sich zu verbreiten anfang. Das Motiv dafür ist nicht unschwer zu finden. Derselbe Matthäus erzählt uns, nur ein Kapitel später, folgendes: „Einige von der Wache kamen in die Stadt und meldeten den hohen Priestern den ganzen Vorfall (von der Auferstehung). Da hielten diese mit dem Presbyterium Rat, faßten den Entschluß und gaben den Wächtern ansehnlich Geld“ (*ἀργύρια ἰκανὰ ἔδωκαν* l. c. XXVIII. 11, 12). Von da an betreten wir freilich den stets schwankenden Boden der Hypothese. Wenn nun Judas davon irgendwie Kenntnis erhielt und erfuhr, daß die jetzt zur Auszahlung gelangten Beträge etwa zwei-, drei- oder zehnmal so groß waren als der seinige gewesen, dann würden wir begreiflich finden, daß er mit neuen Forderungen in der Kanzlei der Hohenpriester auftrat und mit dem Ausrufe, er habe unschuldiges Blut vertragen, eine Pression ausübte. Und als er sah, daß man seine Forderungen ablehnte — der Mann hatte seine Schuldigkeit getan —, da schleuderte er ihnen, voll Zorn über seine eigene Torheit, den Pappenstiel vor die Füße. Die Aufhellung der Motive des Verrates kann schon deshalb kein neues Licht „über die Stimmung und Erwartung im Jüngerkreise“ verbreiten, weil Judas für sich isoliert handelte. Sch. ist auch hierin (110) auf einer falschen Fährte.

Allerdings nur als im Bereiche der Möglichkeit gelegen zieht Sch. den Fall in Erwägung, ob denn das Synedrium den Angeklagten nicht besser in einfacher Haft behalten haben könnte, um ihn durch seine Hilflosigkeit von der Torheit seiner messianischen Einbildung zu überzeugen (184). Unseres Wissens ist im mosaischen Gesetze — und auf dieses allein stützt sich das Synedrium — eine Kerkerstrafe nicht vorgesehen. Das mosaische Recht kennt ebenso wie das altdeutsche Strafrecht nur Verwahrungshaft bis zum Austrage des Prozesses (Lev. XXIV 12; Num. XV 34). Wenn später in der Königsherrschaft Kerker erwähnt werden, so ist es fremder Einfluß, der sich geltend machte und eben dieser wurde vom hohen Räte perhorresziert. Johannes der Täufer büßte im Kerker nicht als Sträfling, sondern befand sich in Untersuchungshaft. Die Anklage lautete offenbar auf „*crimen laesae maiestatis*“ und die Strafe dafür war der Tod.

Auch dort, wo Sch. die Stellung des Pilatus zum Prozesse berührt, ist er über das Gewöhnliche nicht hinausgekommen. Wir lesen da (134) Sätze, wie sie in jeder Handpostille zu finden sind. Aber gerade diese gangbaren Vorstellungen leiden unter der mangelhaften Anschauung der im römischen Reiche bestehenden Rechtsnormen. Zu den Aufgaben eines Prokurators mit prokonsularischer Gewalt gehörte, die Ruhe in der Provinz aufrecht zu erhalten. Gestört konnte diese werden durch jede revolutionäre Bewegung, wodurch die Rechte des Gesamtstaates irgendwie verletzt wurden. Insbesondere beim Steuerwesen hatten die Römer sehr empfindsame Nerven. Als daher die Anklage des Synedriums dahin ging, daß Jesus das Land in Aufruhr bringe und verbiete, dem Kaiser Zins zu zahlen (Luk. XXIII, 2), brachte sie notwendig Pilatus in eine Zwangslage. Denn seine Sache wäre es gewesen, in Judäa die pflichtmäßige Obhut zu entfalten. Nun brachten jene, die er von Amte wegen bewachen sollte, selbst die Klage wegen Rebellion vor. Er, Pilatus, wußte davon nichts, der römischen Prokuratur lag keine Anzeige vor! Und dennoch sollte die Bewegung, wie die Anklage behauptet, das ganze Land ergriffen haben. Darin lag der Konflikt für Pilatus. Daher dessen wiederholte Versuche, die Sache zum friedlichen Austrage zu bringen, daher der glücklich entdeckte Ausweg, die Kompetenz des eigenen Gerichtes für einen Galiläer zu bestreiten.

Noch ein wichtiges Moment wurde von Sch. nicht mit genügender Schärfe herausgearbeitet: es ist die Stellung des Evangeliums zur Lehre über den Ursprung der Staatsgewalt. Nicht darin bestand die welthistorische Bedeutung der Evangelien, daß „auch der Kaiser und das heidnische Weltreich schließlich Gottes seien, wie es die Propheten ganz ausdrücklich gesagt hatten“, auch nicht darin allein, daß Jesus in „feinster Klugheit“ den Auspruch tat: „So gebt denn dem Kaiser, was des Kaisers, aber auch Gott, was Gottes ist“ (113). Und doch hat schon Johannes (XIX, 11 — bei Sch. steht durch einen Druckfehler XVIII 11, S. 135) unverkennbar darauf hingewiesen: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben worden wäre; deshalb hat derjenige, der mich überlieferte, eine größere Sünde“. „Deswegen suchte Pilatus ihn freizulassen.“ In diesen wenigen Worten ist die Stellung des Christentums zum Ursprunge der Staatsgewalt vorgezeichnet. Wenn die römischen Imperatoren nur ganz allmählich die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Lehre begriffen, so liegt die Ursache zunächst wohl darin, daß sie eben damals auf dem besten Wege waren, durch den ihnen zuerth von den asiatischen Provinzen freiwillig angebotenen Kaiserthum noch eine Staffel über das von „Gottes Gnaden“ emporzusteigen. Nur insoferne ist es richtig, was Sch. in einem anderen Zusammenhang in meisterhafter Darstellung bringt, damals sei

eine Zeit der ermattenden Greisenhaftigkeit und des Siechtums kulturstolzer Völker gewesen (82), da nach Vergöttlichung eines Menschen, „*homo homini Deus*“ (5), eine Steigerung nicht mehr möglich war. Der Zenith war überschritten!

Welche Stellung Sch. zur Kirchenfrage einnimmt, sei hier mehr angedeutet als ausführlich besprochen. Ihm ist die Kirche der unentbehrliche Aktivismus des Evangeliums, der geistige Aktivismus des Gottesreiches (121). „Die Wehe Jesus gelten nicht dem Kirchentum überhaupt, sondern nur jenem Kirchentum, welches die Religion der Innerlichkeit verkümmern läßt und in Äußerlichkeiten aufgeht, . . . welches nicht in Liebe den Seelendienst, sondern sich in der Herrschaft über die Seelen durch möglichste Unterdrückung der geistigen Selbständigkeit gefällt“ (128). „Was dem Durchschnittsmenschen nützt, war ein guter Hirte, war Hingebung und Hirtenliebe, die aufwärts hebt und aufwärts nötigt, war Autorität, Kirchentum, Lehrgewalt, Seelsorge. Auserwählte sind es, welche die große Wahrheitsfrage in sich als ihre Lebensaufgabe empfinden . . . Auserwählte sind es, welche das hohe Ideal der Vollkommenheit als ihre Lebenspflicht fühlen und von den Wechselfällen der Ideale so betroffen werden, daß sie dieselben als ihr eigenes Glück oder Unglück empfinden. Der Durchschnittsmensch, d. h. die vielen . . . haben weder die Anlage noch die Zeit noch die Neigung dazu. Sie brauchen Hirten, die sie aus den Niederungen der Not und der Naturliebe hinauf zum Gastmahl des höheren Lebens nötigen und sie trotz ihres steten Sehns nach den Fleischtöpfen der Knechtschaft für die Freiheit erziehen“ (125). Haben wir den Sinn seiner Worte recht verstanden, so liegt der Unterschied zwischen Priesterschaft und Laien weniger in einer jener mitgeteilten höheren Gewalt, einer Weihe im kanonischen Sinne, sondern mehr im Unterschiede der Wissensausbildung. Auf der einen Seite stehen die berufsmäßigen Jünger der Religion, auf der anderen die große Zahl derjenigen, welche mit der Kraft und Zeit ihres werktäglichen Lebens ihrem irdischen Berufe angehören (130).

Sch. ist ein Meister des Stiles; seine Ausführungen geben zu denken und setzen eine Summe theologischer Kenntnisse voraus. Seine Auffassung ist originell und auch an Stellen, wo er sich mit dem bekannten Berliner Professor Harnack auseinandersetzt, vornehm und streng sachlich. Es ist die Sprache eines Gelehrten, dem man anmerkt, daß er viel und glücklich die Feder führte¹⁾. Der Glanzpunkt des ganzen Buches scheint uns im I. Kapitel: „Christus in seiner welthistorischen Bedeutung“ zu liegen. Es ist

¹⁾ Größere Werke Sch. sind: Das Wirken des Dreieinigten Gottes 1885. Katholische Dogmatik, 6 Bde., 1889–1896. Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes 1896 (7. Aufl. 1899). Die neue Zeit und der alte Glaube 1898. Apologie des Christentums, I. Bd., 1902.

bestrickend geschrieben in der Eigenartigkeit der Übergänge, der Aneinanderreihung und Gliederung. Man gewinnt den Eindruck von lichtstrahlenden Raketen, die in reicher Fülle durch den nächtlichen Himmel aufflammen und blenden. Man ist gespannt auf die Lösung der großen Frage: „Was war nun Christus?“ Man ist verblüfft durch die Mitteilung, daß auch die Kirche die Bedeutung Jesu mehr in das zu legen schien, was er litt, als was er gelehrt hat (8). Und wenn er in reicher Fülle die sich scheinbar widersprechenden Schilderungen des Evangeliums aneinanderreicht, wenn er fragt: „Ist der echte Christus da oder dort?“, wenn er den Gedanken anregt, ob Jesus durch die Stürme des Seelenkampfes und durch das Gegenübertreten vor Damaskus den Christenverfolger Saul zur Besserung und zur Erkenntnis der Wahrheit brachte — oder ob Jesus dem Paulus den Ruhm verdankt, der Stifter einer Weltreligion, der Vollbringer einer allgemeinen Erlösung und der Befreier von Gesetz und Tod zu sein (11), wenn ferner darauf hingewiesen wird, daß Paulus im edelsten Sinne, auch im menschlichsten Sinne ein Gottessucher war: Jesus nicht, daß das, was einen Buddha zum Religionsstifter und geistigen Führer für Jahrtausende geeignet machte, sich auch bei Paulus, wenn auch in anderer Eigenart, findet: bei Jesus nicht, so ist die Spannung auf das höchste gesteigert, wie der anfangs geschürzte Knoten im Verlaufe gelöst werden wird. Und vielleicht wird man in maßgebenden Kreisen finden, daß zwischen dem ersten und den folgenden Kapiteln kein näherer Zusammenhang ist. Nicht alle Fragen haben ihre Lösung gefunden! Nebenbei sei bemerkt, daß in dem Werke mehr die Religionsphilosophie als das Historische zur Geltung kommt. — Die Ausstattung des Buches ist tadelloß, aber nicht alle Illustrationen sind gelungen.

Mies.

Dr. G. Juritsch.

Sir Harry H. Johnston, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Aus dem Englischen übersetzt von Max v. Halfern. Mit einer Karte von Afrika. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1908.

Dieses für die Kenntnis des heutigen Afrika in seinem Verhältnisse zu den europäischen Völkern grundlegende Werk ist äußerst inhaltreich und belehrend. Verf. und Übersetzer sind mit den afrikanischen Verhältnissen wohlvertraut, da sie wiederholt schwierige Aufgaben daselbst zu lösen hatten. Eine Übersicht über den Inhalt des Buches dürfte also willkommen sein. Nachdem der Verf. im ersten Kapitel die älteste Völkergeschichte Afrikas eingehend behandelt, Phönizier, Karthager, Griechen, Perser, Römer, die Malaien auf Madagaskar, Vandalen und endlich die mohammedanischen Einwanderungen in Nordafrika eingehend geschildert

hat, wendet er sich im zweiten Kapitel der Tätigkeit der Portugiesen zu. Er wird den großen Verdiensten der Portugiesen um die Erforschung und Kultivierung Afrikas vollauf gerecht und erzählt klar und übersichtlich deren Verlauf. Dann wird im folgenden Abschnitte der Spanier gedacht und ihrer Niederlassungen in Nordafrika, den Kanarischen Inseln usw. Im folgenden Kapitel kommen die Holländer an die Reihe. Das hier Erzählte trägt viel zur Klärung der letzten Kriegsereignisse in Südafrika bei. Eingehend bespricht dann der Verf. den Sklavenhandel und die Versuche zu seiner Unterdrückung. Am ausführlichsten (VI. IX. XII) ist die Tätigkeit der Engländer geschildert, die sich ja auch fast über den ganzen Erdteil ausdehnt. Auch das Vorgehen der Franzosen in West- und Nordafrika und in Madagaskar ist ausführlich erzählt. Übersichtlich und klar sind die Kapitel über die christlichen Missionen und berühmte Afrikaforscher. Dann wird noch das belgische, italienische und deutsche Afrika behandelt. In den Schlußbetrachtungen wird ein Ausblick auf die Zukunft Afrikas gemacht. Selbst der wenigen Versuche Österreichs in Afrika wird gedacht, so daß im Jahre 1776 ein in Diensten Maria Theresias gestandener Engländer — Bolte — in Laurenço Marquez den Versuch machte, eine österreichische Handelsgesellschaft für den Handel aus Flandern nach Ostindien zu gründen. Auch die von der österreichischen Regierung unterhaltene Katholische Mission (1848) und die Verdienste ihrer Missionäre, namentlich Dr. Ignatius Knoblauchner, der den weißen Nil bis Gondokoro erforschte, werden erwähnt. Daraus ersieht man, wie der Verf. sorgfältig bemüht war, den Stoff vollständig zu verarbeiten. Dem Übersetzer und der Verlagsbuchhandlung gebührt der größte Dank dafür, daß sie dieses Buch weiteren Kreisen zugänglich gemacht haben — es sei also bestens empfohlen.

Baron A. v. Falkenegg, Abessinien. Wissenswertes über Land und Leute der „afrikanischen Schweiz“. Berlin, Boll u. Pickardt 1902.

Dieses mit dem wohlgetroffenen Bilde des jetzigen Negus negesti Menelik geschmückte Buch gibt uns eine kurze, recht übersichtliche Schilderung von Land und Leuten dieses wenig bekannten und besuchten Landes. Zuerst wird der Sage gedacht, nach der die Beherrscher Abessiniens von einem Sohne Salomos und der Königin von Saba abstammen sollen. Dann wird die Zusammensetzung der Bevölkerung besprochen: „Die erste Schicht der Ablagerung war hamitischen Ursprungs, u. zw. hamitisch-kuschitisch, dann folgte eine zweite hamitisch-semitischer Art, dann eine dritte rein semitisch und eine vierte arischer Mischung. Aus Ägypten wanderten zahlreiche Juden (Falasjan) ein, deren Sitten, Bräuche und Religion noch auf die vormosaische Zeit hinweisen. Ackerbau und Handel werden erörtert, merkwürdigerweise spielt der Maria

Theresiataler auch in Abessinien eine hervorragende Rolle. Im ferneren gelangen dann die Sprache, Lebensweise, Wohnstätten und der Charakter der Abessinier zur Besprechung, besonders wird ihre Gastfreundlichkeit hervorgehoben. Es folgt dann ein kurzer Abschnitt über Bodenbeschaffenheit, Klima, Flora und Fauna. Ausführlich werden dann die Religionen Abessiniens, namentlich die Verhältnisse der äthiopischen Kirche vorgeführt, dann die Geschichte des Landes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage kurz und übersichtlich erzählt. Im nächsten Abschnitte gelangt Abessiniens Bedeutung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Erörterung, während Bemerkenswertes aus Sitten, Gebräuchen und Anschauungen in losen Sätzen angereicht wird. Der Schlußabschnitt bespricht dann noch Forschungsreisen und darauf bezügliche Literatur (ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Da Abessinien in der deutschen Literatur ziemlich spärlich vertreten ist, so mag das vorliegende Buch als ein dankenswerter Versuch, Land und Leute bekannter zu machen, bestens empfohlen sein.

Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899–1900. Mit Beiträgen von Kapitänleutnant Cagni und Oberstabsarzt Cavalli Molinelli. 580 SS. mit ca. 200 Abbildungen, darunter 28 teilweise zweifarbige Separatbilder, 2 zweifarbigen Panoramen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1903. Preis eleg. geb. 10 Mark.

Dieses von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung wahrhaft prachtvoll ausgestattete Werk erzählt in schlichter, einfacher und durchwegs würdiger Sprache, ohne alle Übertreibungen und wunderbar ausgeschmückte Abenteuer den Verlauf der italienischen Nordpolunternehmung unter Leitung des fürstlichen Verfassers. Den Inhalt des Werkes können wir nicht besser, zutreffender und kürzer geben, als dies der Verf. selbst nach seiner Landung in Tromsø in seinem ersten Drahtberichte an S. Maj. König Viktor Emanuel III. tut (S. 251): „Die Stella Polare ist eingetroffen. Sie kehrt über Christiania zurück. Im vorigen Sommer passierte sie den Britischen Kanal, fuhr über Kap Fligely auf Kronprinz Rudolfs Land hinaus und kehrte nach der Teplitzbai zurück, um hier in einer Breite von $81^{\circ}47'$ zu überwintern. Am 8. September beschädigte eine starke Eispressung das Schiff und erzeugte ein großes Leck. Da wir das Wasser nicht eindämmen konnten, verließen wir das Schiff. Wir retteten die Lebensmittel und die Ausrüstung. Mit Hülfe der Rahen, der Segel und der Zelte errichteten wir auf dem Strande eine Hütte, in der wir den Winter gut verlebten. Zu Beginn des Jahres mußten mir infolge Erfrierens die Spitzen zweier Finger der linken Hand amputiert werden. Ich übergab Cagni das Kommando der Schlittenexpedition. Aufgebrochen

am 20. Februar. Strenge Kälte nötigt ihn, nach zwei Tagen zurückzukehren. Die von Cagni befehligte Expedition, bestehend aus Querini, Cavalli, dem Schiffemaschinisten, zwei italienischen Matrosen, vier Bergführern, 18 Schlitten, 104 Hunden bricht am 11. März zum zweitenmale auf, an den ersten beiden Tagen von drei Norwegern begleitet. Die erste Gruppe, bestehend aus Querini, dem Maschinisten des Schiffes und einem Bergführer, die nach einem zwölf-tägigen Marsche von Cagni zurückgeschickt wurde, kehrte nicht wieder in die Hütte zurück. Die zweite Gruppe, bestehend aus Cavalli, einem Matrosen und einem Bergführer, die nach einem zwanzigtägigen Marsche zurückgeschickt wurde, kehrte am 18. April in bester Verfassung in die Hütte zurück. Cagni drang mit zwei Bergführern und einem Matrosen bis zum 25. April nach Norden vor und erreichte die Breite von 86° 34'. Starke Drift und Mangel an Lebensmitteln machten die Rückkehr dieser Gruppe schwierig und mühevoll. Sie nährte sich mehrere Wochen lang nur von Hundefleisch und traf am 28. Juni wieder in der Hütte ein. nach 104 auf dem Packeis verlebten Tagen. Petermannland und König Oskarland existieren nicht. Die Stella polare wurde vom Eise gehalten und sank daher nicht. Infolge schwacher Hoffnung auf ihre Wiederinstandsetzung waren zu Ende des Herbstes die wesentlichsten Reparaturarbeiten angefangen worden, die im Juli wieder aufgenommen wurden, und nach vielen Bemühungen gelang es am 8. August, sie wieder flott zu machen. Am 16. verließen wir die Teplitzbai. Im Britischen Kanal wurden wir 14 Tage lang vom Eise eingeschlossen. Wir erreichten Kap Flora am 31. August, heute (6. Sept.) Tromsø; Querini wurde von Cagni noch in Sicht von Kronprinz Rudolfsland zurückgesandt, bei kaltem, aber die ganze Zeit über sehr schönem Wetter; das Eis reichte bis zur Küste heran und alle Verhältnisse begünstigten die Rückkehr in hohem Grade. Zu meinem großen Schmerz muß ich seinen und seiner beiden Begleiter Untergang, der durch einen Unglücksfall verursacht sein muß, als gewiß annehmen. Vollbewährter Mut, sowie die vom Führer und sämtlichen Teilnehmern an der Schlittenexpedition bewiesene Ausdauer haben trotz furchtbarer Leiden den Erfolg der Expedition gesichert und unserem Vaterlande neuen Ruhm erworben, da die italienische Flagge in der höchsten bisher erreichten Breite geflattert hat. Alle Anwesenden sind bei bester Gesundheit . . .“

Im II. und III. Teile schildern Cagni und Cavalli ihr Verdringen und die Rückkehr zum Schiffe, dieser endlich auch die Gesundheitsverhältnisse der Teilnehmer. Die ungeheueren Mühen und Gefahren, denen diese ausgesetzt waren, lassen sie alle als wahre Helden erscheinen.

Da die wissenschaftlichen Beobachtungen im einzelnen anderwärts zur Veröffentlichung gelangten und nicht in das Buch aufgenommen sind, so ist die Darstellung ungemein fesselnd und

spannend. Äußerst wohltuend berührt der streng sittliche Ernst und die tiefe Religiosität, wie sie wiederholt zum Durchbruche gelangen. So ist dieses Werk nicht nur sehr lehrreich, sondern hat auch großen erziehlischen Wert. In einer Zeit, da unserer studierenden Jugend wissenschaftlicher Idealismus immer mehr abhanden zu kommen scheint, Genußsucht und Leichtlebigkeit immer mehr überhandnehmen, könnte dieses Buch wahre Wunder wirken. Es sei also zur Anschaffung für unsere Schülerbibliotheken nicht nur wärmstens empfohlen, sondern es möge sogar von amtswegen seine Anschaffung aufgetragen werden.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

Heiderich Fr., Vierteljahrshefte für den geographischen Unterricht. 1903. 1. u. 2. Heft.

Der zweite Jahrgang dieser Zeitschrift wird durch einen überaus wertvollen Aufsatz Nathorsts über die kartographische und geologische Aufnahme des Kaiser Franz Josephfjords und des König Oskarfjords in Nordostgrönland im Jahre 1899 eingeleitet. Außer zwei Karten, welche die Gestalt des erstgenannten Fjords nach der zweiten deutschen Nordpolfahrt und nach Payer veranschaulichen, bringt die Arbeit eine Reproduktion der Scoresby'schen Karte des Davyssundes und seiner Umgebung, eine Kartenskizze über die jetzige Verbreitung des Moschusochsen und mehrere vorzüglich ausgeführte Bilder, welche die eigentümliche Formwelt der von Nathorst erschlossenen Gebiete kennzeichnen. — Zweck behandelt die Auswahl des erdkundlichen Lehrstoffes für die Obersekunda und die beiden Primen der Oberrealschule mit Rücksicht auf den Umstand, daß durch die preussischen Lehrpläne von 1901 die zu bewältigende Lehraufgabe nur in großen Zügen angegeben und die genauere Umgrenzung des Lehrstoffes der einzelnen Klassen wahrscheinlich zunächst der Praxis überlassen wurde. Derselbe Verfasser berichtet auch über die in den Jahresberichten der reichsdeutschen Lehranstalten erschienenen Abhandlungen. Immanuel beschreibt Martinique, Kollbach liefert Bilder aus dem Thüringerwalde. In Geißlers Zenenapparat kann Ref. keinen methodischen Fortschritt erblicken, ganz abgesehen davon, daß sich die Selbstanfertigung aus Spielreifen usw. nicht recht empfehlen dürfte. Im zweiten Hefte unternimmt Machacek den Versuch, die in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften enthaltenen Aufsätze über die Appalachen in einheitlicher Weise zusammenzufassen. Er unterscheidet das Cumberlandplateau, das große appalachische Längstal und die Alleghanies. Die Struktur der Appalachen und die Ausbildung der heutigen Oberflächenformen finden eingehende Behandlung. Letztere sind nach dem Verf. „das Ergebnis einer langen

Entwicklungsreihe, die mit dem Auftauchen des Landes aus dem letzten paläozoischen Meere begann. Die heutigen Ketten sind ausgearbeitete Formen“. Recht gute Winke für die Behandlung des Klimas in der Schule gibt Reichardt. Marek erörtert die keineswegs neue, aber doch außerordentlich berechtigte Forderung der Trennung der Prüfungsnoten aus Geographie und Geschichte. Einen Ausflug in die hohe Rhön hat Kollbachs, die Insel Lesbos Immannuels Aufsatz zum Gegenstande. Etwas unklar bleibt der Zweck der Entwicklungskarten, deren Einführung Hundhausen vorschlägt. Die Nachteile transparenter Karten scheinen nicht in Rücksicht gezogen zu sein. Beneš berichtet über die Jahresberichtsansätze der österreichischen Lehranstalten. Eine reiche geographische Rundschau und Bücherbesprechungen sind in beiden Heften vertreten.

Wien.

J. Müllner.

Dr. Julius Mayer, Dr. Anton Becker und Prof. Gustav Rusch, *Geographische Grundbegriffe, erläutert an Wien und Umgebung. Ein methodisches Hilfsbuch mit Benützung des I. Teils von Becker u. Mayer, Lernbuch der Erdkunde. Mit 12 Textfiguren u. 3 Abbildungen im Anhang. Wien, Franz Denticke 1902.*

Was die Verff. mit diesem Büchlein beabsichtigten, sprechen sie im Vorworte aus: Die Umgebung Wiens wird nach ihrer orohydrographischen Beschaffenheit, nach den klimatischen, geologischen, wirtschaftlichen und Siedelungsverhältnissen allseitig betrachtet und damit der Weg gezeigt, auf dem der Schüler zu einer auf die unerläßliche eigene Anschauung gegründeten geographischen Bildung gelangen soll. Das Werkchen zerfällt in sieben Abschnitte: 1. Die verschiedenen Formen des Geländes; 2. Das Kartenlesen; 3. Proben des Kartenlesens; 4. Geographische Landschaftstypen; 5. Grundbegriffe der Klimatologie; Grundbegriffe der Geologie; 7. Grundbegriffe der Wirtschaftslehre. Hinzugefügt ist ein Anhang, der einige sehr interessante tabellarische Zusammenstellungen über Entfernungen einzelner wichtiger Punkte des Wiener Stadtgebietes sowie über Höhendifferenzen des Wiener Bodens enthält.

Die Behandlung der einzelnen Teile erscheint nicht ganz gleichmäßig. Während beispielsweise der erste Abschnitt mit einer fast allzu kindlichen Einfachheit abgefaßt ist, scheinen uns in dem geologischen Teile die Schwierigkeiten, welche die Darlegung des Stoffes bietet, keineswegs ganz glücklich gelöst zu sein. Am meisten befriedigte uns jener Teil, der die Grundbegriffe der Wirtschaftsgeographie enthält; er ist gewiß auch der wichtigste des ganzen Buches. Der Schüler erhält einen klaren Einblick in alle wirtschaftlichen Verhältnisse, soweit sie Wien betreffen. — Vielleicht erfreuen uns die Verff. einmal mit einem Buche, welches das Wirtschaftsleben des ganzen Reiches behandelt, ähnlich wie

das Buch von Dr. Christian Gruber dies für das Deutsche Reich leistet. Ein solches Buch wäre eine wertvolle Ergänzung unserer schon recht veralteten Schul-Vaterlandskunden und würde im Zusammenhange darlegen, wie reich die Bodenschätze, die Verkehrsmittel, kurz alle Quellen der Volkswohlfahrt in unserem Vaterlande sind. Bis zu dem Erscheinen eines solchen Werkes wünschen wir dem vorliegenden Büchlein eine weite Verbreitung; es wird auch dem Lehrer an der Mittelschule gute Dienste leisten.

Wien.

Leo Smolle.

Niedere Analysis von Dr. Hermann Schubert. 1. Teil. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1902. (Sammlung Schubert.)
Preis Mk. 3-60.

Auf 181 Seiten werden in dem vorliegenden Buche die Kombinatorik, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Kettenbrüche und die Diophantischen Gleichungen behandelt. Die Darlegung in den einzelnen Abschnitten beschränkt sich nicht auf den üblichen, in den Lehrbüchern für die höheren Lehranstalten vorkommenden Stoff, ragt vielmehr über denselben ziemlich weit hinaus, was dem Buche, das nicht so sehr den Zwecken des öffentlichen Unterrichtes als denen der Selbstbelehrung gewidmet ist, zu großem Vorteile gereicht. Nach gründlicher Erörterung der Lehre von den Permutationen, Variationen und Kombinationen werden zuerst der binomische und polynomische Lehrsatz und hierauf die arithmetischen Reihen höherer Ordnung in den Kreis der Betrachtung gezogen. — In der hierauf folgenden Wahrscheinlichkeitsrechnung werden zunächst die bekannten elementaren Aufgaben als unmittelbare Anwendung der Definitionssätze vorgeführt, dann aber in besonderen Abschnitten die *force-majeure*-Probleme, die Ursachen-Probleme und die Glaubwürdigkeits-Probleme in überaus lehrreicher Art zur Darstellung gebracht. Die Lehre von den Kettenbrüchen beschäftigt sich sowohl mit geschlossenen als auch mit den periodischen Kettenbrüchen, für welche letztere der Fundamentalsatz abgeleitet wird, daß dieselben stets eine Irrationalität zweiten Grades darstellen. Der letzte Abschnitt bringt die Auflösung der Diophantischen Gleichungen ersten Grades nach der Kettenbruchs- und der Eulerschen Reduktionsmethode, der Auflösung der Diophantischen Gleichungen zweiten Grades zwischen zwei Unbekannten in rationalen Zahlen wird die Pellsche Gleichung $u^2 - Di^2 = E$ zugrunde gelegt, wo u und i die Unbekannten bedeuten, D eine positive ganze und E eine positive oder negative ganze Zahl ist. — Den einzelnen Abschnitten sind zahlreiche, gut gewählte Aufgaben beigegeben, für welche die Resultate am Schlusse des Buches angeführt werden. — Möge das Buch die wohlverdiente Anerkennung und weitgehende Verbreitung finden.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten von Prof. Dr. B. Biel. Ausgabe für Gymnasien. I. Teil: Die Unterstufe. 161 SS. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1903. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

In dem vorliegenden Buche wird nur der erste Teil der Algebra, einschließlich der quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten, in sechs Abschnitten behandelt.

Zuerst wird der Schüler in die Grundbegriffe und die Grundoperationen der Arithmetik durch sehr zweckmäßige Erklärungen und Beispiele eingeführt; hierauf folgen im zweiten Abschnitte die Rechnungsgesetze der beiden ersten Stufen, u. zw. werden Gliederausdrücke ohne und mit Klammern behandelt, sowie die Multiplikation und Division ein- und mehrgliederiger Zahlenausdrücke, die Faktorenerlegung, das Heben und Vereinigen der Brüche, die Division zweier mehrgliederiger Ausdrücke zuerst an einfachen, sodann an schwierigeren Beispielen durchgeführt. Jedem dieser Teile folgen zur Wiederholung des Geübten erweiterte und gemischte Beispiele; zuletzt werden die Proportionen eingehend erläutert.

Im III. Abschnitte sind die Rechnungsgesetze der 3. Stufe, d. s. die Potenzierung, die Radizierung und die Logarithmen, streng geordnet nach den jeweiligen Lehrsätzen, angeführt und durch viele Beispiele sorgfältig eingeübt und veranschaulicht. Sehr zweckmäßig erscheinen die Beispiele über die Umkehrang der Operationen gewählt.

Der IV. und V. Abschnitt behandelt die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und deren Anwendung zur Auflösung von Textgleichungen. Dasselben sind nach den zu ihrer Auflösung anzuwendenden Rechnungsoperationen und zwar genau nach den in den beiden vorhergehenden Abschnitten angeführten drei Stufen geordnet. Die Textgleichungen entsprechen ganz den Gleichungen mit besonderen Zahlen, wie aus den vor jeder Aufgabengruppe stehenden Rückverweisungen hervorgeht. Ebenso werden bei den Grundoperationen die entsprechenden Gleichungen, welche in den einzelnen Fällen zur Übung gelangen, angegeben. Diese Anordnung verleiht dem Ganzen das Gepräge eines innigen organischen Zusammenhanges und trägt sehr zur Erleichterung der Übersicht bei. Angeführt zu werden verdient, daß bei den Gleichungen mehrere Beispiele mit ganz ähnlichen Formen- und Zahlenangaben unter oft entgegengesetzten Bedingungen nebeneinander gestellt sind, wodurch der Schüler zu einer richtigeren Auffassung gelangt.

In ganz analoger Weise erscheinen im VI. Abschnitte die quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten nach den zu ihrer Auflösung dienenden Methoden angeordnet. Die Textgleichungen enthalten zahlreiche Anwendungen aus der Physik und Geometrie.

Man muß anerkennen, daß der Verf. dieses Buch mit vielem Fleiße und Geschick ausgearbeitet hat. Die methodische Behand-

lang des mathematischen Lehrstoffes bietet manches Neue und Schätzenswerte; die weitaus größte Zahl der Aufgaben ist ganz selbständig und die Angaben sind stets so gewählt, daß einfache Resultate erhalten werden. Auch hat der Verf. weise Maß zu halten verstanden und Beispiele, welche dem Schüler auf dieser Unterrichtsstufe Schwierigkeiten bereiten könnten, sorgfältig vermieden.

Diese Aufgabensammlung ist in erster Linie zur Ergänzung des „Leitfadens der Mathematik“ von Prof. Dr. Thieme bestimmt, aber sie kann auch jenen Fachkollegen, die ein anderes Lehrbuch verwenden, zur Benützung wärmstens empfohlen werden.

Wien.

Franz Hübner.

Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den obersten Klassen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an deutschen höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt und mit Hinzufügung der Ergebnisse zu einem Übungsbuche vereinigt. Von Prof. H. C. E. Martus, Direktor des Sophien-Realgymnasiums in Berlin. IV. Teil. Ergebnisse der Aufgaben des III. Teiles. Dresden und Leipzig, C. A. Koch 1901. Preis geb. Mk. 4·50.

Sehr rasch ist die Veröffentlichung der Lösungen der Aufgaben des III. Teiles der „Mathematischen Aufgaben“ von Martus diesem Teile gefolgt. Anerkennend hervorzuheben ist, daß der Schüler in diesen „Ergebnissen“ nicht nur die Resultate der Rechnung, sondern mancherlei Winke und Belehrungen findet, die ihm nur von Nutzen bei seiner Arbeit sein können. Wo immer es nur anging, wurden auch die Grenzen angegeben, innerhalb welcher die Lösung einer Aufgabe möglich erscheint, d. h. es wurde auf die sogenannte mathematische Determination die gebührende Rücksicht genommen. Soweit sich der Ref. auf Grund von vielen Stichproben überzeugen konnte, sind die Ergebnisse der Aufgaben des III. Teiles korrekt. Von den verschiedenen Lösungsmethoden, die mitunter möglich sind, wurden jene gewählt, die relativ am schnellsten und sichersten zum Resultate führen und namentlich der logarithmischen Rechnung leicht unterzogen werden können.

Jedenfalls kann behauptet werden, daß durch die Herausgabe des vorliegenden Bandes ein Werk zum Abschluß gelangt ist, das als die Frucht langer und intensiver Arbeit für die Schule sich in hohem Grade ersprießlich erweisen wird. Nicht immer zweckmäßig ist es, dem Gebrauche der Fremdwörter zu sehr an den Leib zu rücken; so bedeutet die Ersetzung des in der mathematischen Literatur aller Nationen gebräuchlichen Wortes „Coordinationen“ durch „Standgrößen“ sicher keinen Fortschritt, während die Ersetzung der Namen „arithmetische und geometrische Reihen“ durch „Rest- und Bruchreihen“ als zweckmäßig bezeichnet werden kann, weil durch diese Bezeichnung die Wesenheit der genannten Reihen schärfer beleuchtet wird als durch die übliche Nomenklatur.

Grundlinien der anorganischen Chemie. Von Wilhelm Ostwald.
Mit 122 Textfiguren. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1900. Preis geb.
16 Mk.

Die Aufgabe, welche der berühmte Verf. sich bei der Bearbeitung des vorliegenden Buches gestellt hat, ist von ihm selbst in zutreffender und kurzer Weise bezeichnet worden: es sollten die gegenwärtigen Anschauungen und Kenntnisse der wissenschaftlichen Chemie derart in den Unterrichtsgang hineingearbeitet werden, daß der Lernende bereits von vornherein mit den neueren Ansichten vertraut gemacht wird. Wenn man das Buch gewissenhaft durchgearbeitet hat, kann man wohl zu dem Schlusse gekommen sein, daß der Verf. die sich gestellte Aufgabe in vollkommen befriedigender Weise gelöst hat. Sowohl die neueren Forschungen auf dem Gebiete der speziellen und eigentlichen Chemie als auch die so wertvollen Erfahrungen, welche man der physikalische Chemie zu danken hat, sind mit dem Altherkömmlichen so innig in jedem Abschnitte verwebt worden, daß das Buch aus einem Gusse gearbeitet erscheint und wohl den Typus für alle künftigen Lehrbücher der Chemie bilden wird. Der Verf. betont mit vollem Rechte, daß er zunächst die naturhistorische Anordnung des Stoffes beibehalten hat. Dies dürfte für ein Buch, das dem Unterrichte gewidmet ist, derzeit auch der einzig richtige Weg sein, denn das Aufbauen der Chemie als einer rationalen Wissenschaft auf Grund einiger Prinzipien, die Beschreibung der einzelnen Stoffe als Erläuterungen der allgemeinen Gesetze ist für die Zwecke der Schule jedenfalls noch großen Schwierigkeiten unterworfen. Daß die Darstellung in allen Stellen eine gewisse Ausführlichkeit erlangt hat, werden jene, die das vorliegende Buch als Lehrbuch gebrauchen, dem Verf. nur danken. Ebenso muß dankbar anerkannt werden, daß der Verf. dem Schüler einen vollkommen systematisch geordneten Stoff darbietet, so daß das Verständnis des Neuen nur die Kenntnis des schon Vorgetragenen voraussetzt. Für den rationalen Aufbau des chemischen Lehrgebändes sehr vorteilhaft ist der Vorgang, daß nach Feststellung der chemischen Grundbegriffe, aber vor dem Beginn der regelmäßigen Beschreibung der Stoffe und ihrer Umwandlungen eine Übersicht jener chemischen Verhältnisse geboten wird, die unmittelbar aus dem täglichen Leben sich ergeben. Wesentlich ist die in dem Buche konsequent vorgenommene Neuerung, daß der Ionenbegriff nicht als elektrischer, sondern als ein rein chemischer durchgeführt wurde. Wir stimmen dem Verf. vollkommen bei, wenn er behauptet, daß durch einen derartigen Vorgang es ermöglicht wird, daß auch auf einer ganz elementaren Stufe des chemischen Unterrichtes die in dieses Gebiet gehörenden Anschauungen gefördert werden, ohne zu weitgehende Anforderungen an den Schüler zu stellen. Der Verf. zeigt auch an jeder Stelle

des Buches, daß durch die Art der Darstellung des Lehrstoffes der Chemie die gedächtnismäßige Aneignung desselben zurückgedrängt, dafür das rationelle Denken, durch das nunmehr die beiden Schwesterwissenschaften Physik und Chemie einander nähergebracht werden, gehoben werden kann. Es entspricht dieser Vorgang ganz und gar dem modernen Studium der Chemie.

Auf die der Chemie benachbarten Gebiete wurde nur insofern Bedacht genommen, als in diesen rein chemische Fragen zur Erörterung gelangen.

Im einzelnen hätte Ref. folgendes zu bemerken: Ob es zweckmäßig war, das Volumen der Masseneinheit, das bisher spezifisches Volumen genannt wurde, mit dem Namen „Räumlichkeit“ zu bezeichnen, mag dahingestellt bleiben. Auf S. 35 wäre es geraten gewesen, auf den Begriff eines Dyns einzugehen, um die gegebenen Erörterungen mit den in der Physik üblichen in Einklang zu bringen. — Mit großer Klarheit sind die Gesetze auseinandergesetzt, denen die Gase unterworfen sind. In ebenso klarer Weise ist gelegentlich der Besprechung der Wechselwirkung zwischen Eisen und Wasserdampf die sogenannte „Massenwirkung“ auseinandergesetzt worden. Es ist überhaupt eine der vorteilhaftesten Eigenschaften des vorliegenden Lehrbuches, daß die Errungenschaften der theoretischen Chemie im unmittelbarsten Anschlusse an die Erscheinungsgebiete vorgeführt werden und so in vollkommen ungezwungener Weise dem Leser zur Anschauung und vollsten Überzeugung gelangen. — In der Jonentheorie werden als Ionen die unabhängig voneinander reagierenden Bestandteile der Salze bezeichnet. Die Darstellung der elektrolytischen Gesetze von Faraday ist eine überaus gelungene. Die theoretisch vorhergesagten Konsequenzen aus der Jonentheorie haben ihre experimentelle Bestätigung erfahren; so ist — um nur eines von den vielen zu erwähnen — von Arrhenius gezeigt worden, daß die Abweichungen vom Gesetze der Gefrierpunktserniedrigung und die elektrischen Leitfähigkeiten in gesetzmäßiger Abhängigkeit voneinander verlaufen. — Sehr bemerkenswert ist das über die Stärke der Säuren Gesagte, ebenso die Darstellung der Verschiedenheit der elektrolytischen Dissociation. — Unter den in dem Buche enthaltenen sehr instruktiven Schulversuchen verdienen speziell jene genannt zu werden, die sich auf die Chemie der Luft beziehen.

Im Anschlusse an die Chemie des Stickstoffperoxydes ist das Gesetz der Massenwirkung auseinandergesetzt und der Einfluß der Temperatur auf das chemische Gleichgewicht dargestellt. S. 381 findet man eine sehr klare Erweiterung des Valenzbegriffes. — An der Kohlensäure werden die kritischen Erscheinungen derselben im besonderen, der Gase im allgemeinen dargelegt; es wird gezeigt, daß jedem reinen Stoffe drei diesen

charakterisierende Größen zukommen, die kritische Temperatur oder die Temperatur der Isothermen, bei der Flüssigkeit und Dampf identisch werden, der dazu gehörige kritische Druck und das kritische Volumen oder die kritische Dichte. — Von allgemeinem theoretischen Interesse sind die auf S. 449 u. d. f. enthaltenen Erörterungen über die allgemeinen Gesetze der Löslichkeit und des Verhaltens der Salze. Es wird nachgewiesen, daß jede gesättigte Lösung eines Salzes übersättigt wird in Bezug auf dieses Salz, wenn man in der Lösung die Konzentration eines ihrer Ionen vermehrt. Daß sich das Verhalten der Salze als notwendige Konsequenz des Massenwirkungsgesetzes darstellt, wenn man die Ionen der Salze als selbständige Bestandteile betrachtet, wird bei Besprechung der Theorie des Lösungleichgewichtes auseinandergesetzt. — Auf die Theorie der indirekten Analyse wird durch einige Beispiele aufmerksam gemacht. Das Verfahren derselben beruht z. B. darauf, daß von übereinstimmenden Verbindungen der Elemente Kalium und Natrium verschiedene Gewichtsmengen erforderlich sind, um mit gleichen Elementen irgend eines anderen Stoffes zu reagieren. — In sehr klarer Weise wird der Vorgang in den Voltaschen Ketten beschrieben, wobei als Grundgesetz ausgesprochen wird, daß es möglich ist, alle Metalle so in eine einzige Reihe zu ordnen, daß jedes von ihnen auf die wässrigen Lösungen aller folgenden Metalle fallend wirkt, vom jedem vorhergehenden aber gefällt wird.

In dem Schlußkapitel, welches lautet: „Die Wahl der Verbindungsgewichte und das periodische System“, wird zunächst an die Frage herangetreten, welches von den möglichen Multiplen des Verbindungsgewichtes eines jeden Elementes das zweckmäßigste sei. Es müssen die Formeln so einfach wie möglich werden, dann müssen die ähnlichen Verbindungen auch ähnliche Formeln erhalten. Da in mehreren Fällen der Grundsatz der Einfachheit der Elemente und jener der Ähnlichkeit in ihrer Durchführung zu Widersprüchen führen, so ist man gezwungen, oft den einen der Grundsätze zu verletzen. Der Grundsatz der Ähnlichkeit hat im allgemeinen den Vorzug. Es werden dann die aus der Isomorphie, dem Normalgewichte, der Betrachtung der Atomwärme sich ergebenden Resultate benützt, um die Wahl der Verbindungsgewichte, soweit sie die gleichen Elemente betreffen, in geeigneter Weise durchzuführen.

Das Studium der Regelmäßigkeiten, welche zwischen den Verbindungsgewichten ähnlicher Elemente bestehen und welche meist die Form annehmen, daß die Unterschiede in den Zahlenwerten entsprechender Elemente verschiedener Gruppen einander annähernd gleich sind, hat bekanntlich zur Entdeckung des sogenannten periodischen Systemes der Elemente geführt, welches vom Verfasser mit gutem Grunde „nicht als ein Naturgesetz im strengen Sinne, sondern als ein Klassifikationsprinzip für eine

nicht sehr bestimmte Sache“ betrachtet werden muß. Der Verf. schließt sein sehr lesenswertes Buch mit folgenden, an diese Betrachtungen anknüpfenden Worten: „Wir kennen, um ein Bild zu brauchen, von dem großen Organismus der ohemischen Tatsachen nur einen gewissen, zum Teil ziemlich willkürlich geführten Querschnitt, während der übrige Körper uns fast ganz fremd geblieben ist. Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir die den ganzen Organismus beherrschenden Gesetze an diesem zufälligen Querschnitt noch nicht zu übersehen vermögen.“

E. Mascart, Traité de Magnétisme terrestre. Paris, Gauthier-Villars 1900.

Der berühmte Direktor der meteorologischen Zentralanstalt in Paris, Prof. Mascart, hat auf Grund praktischer Rücksichten (namentlich der Teilnahme Frankreichs an den internationalen Polarexpeditionen) das vorliegende Werk verfaßt und in demselben znnächst die allgemeinen Grundzüge der Theorie des Magnetismus und die wesentlichsten Theoreme, welche erfordert werden, dargestellt, dann in sehr ausführlicher Weise die Art der Installation der verschiedenen Apparate angegeben und den Gebrauch derselben gelehrt.

Der Verf. mußte sich mit Rücksicht auf den verhältnismäßig beschränkten Raum begnügen, die wesentlichsten Ideen, welche den Forschungen zugrunde lagen, und die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschungen darzulegen. Es mußte das Augenmerk auf die verschiedenen Wissenschaften gelenkt werden, für welche die Resultate der Erforschung des Erdmagnetismus belangreich sind. Man kann mit gutem Rechte behaupten, daß es dem Verf., der abermals sich als ein weitblickender Gelehrter und als meisterhafter Darsteller auch schwierigerer Partien gezeigt hat, vollkommen gelungen ist, seine schwierige Aufgabe, zu lösen und daß der Fachmann sich aus den Darlegungen des Verf. manchen sehr schätzenswerten Rath wird holen können. Es kann dieses Buch als ein Standard work in des Wortes bester Bedeutung bezeichnet werden.

Zuerst behandelt der Verf. die Grundlehren des Magnetismus und erläutert die hieher gehörigen Begriffe; namentlich geht der Verf. eingehender auf die Theorie des magnetischen Potentials ein. Unter der Voraussetzung eines sehr kurzen Magnetes entwickelt der Verf. die Ausdrücke für die Kräfte in der magnetischen Achse und senkrecht zu derselben. Weiters wird die magnetische Induktion dargestellt; im speziellen wird die Magnetisierung einer Kugel betrachtet und auf das Barlowische Problem eingegangen. In der Lehre vom Elektromagnetismus wird

besonders die Äquivalenz der Ströme und der magnetischen Blätter hervorgehoben und von dem Ergebnisse die erforderliche Anwendung gemacht. Im Abschnitte über das Studium der Magnete findet man einiges Wesentliche, das auf die experimentellen Forschungen auf dem Gebiete des Magnetismus Bezug nimmt. Dieser Abschnitt ist für das Verständnis der folgenden Erläuterungen über den Erdmagnetismus von besonderer Wichtigkeit. Im folgenden finden wir in genauester Weise das angegeben, was sich auf die genaue Bestimmung der Deklination, der Inklination bezieht. Zur Bestimmung der Horizontalkomponente des Erdmagnetismus finden wir zunächst relative Messungen angewendet; dann wird die hiezu dienliche Anwendung der elektrischen Ströme gelehrt, sodann wird die Methode von Poisson angegeben, der das Verhältnis des magnetischen Feldes eines Magneten zum magnetischen Erdfelde bestimmte und daraus als erster die Horizontalkomponente des Erdmagnetismus im absoluten Maße bestimmte. Eingehend wird dann die Methode von Gauß besprochen. In sehr instruktiver Weise werden die sogenannten magnetischen Variationsapparate dargestellt. Die hieher gehörigen Apparate werden genau beschrieben und durch sehr gelungene Figuren klargestellt. So finden wir auch eine sehr gelungene Skizze jener Apparate, welche zu den selbstregistrierenden gehören und in denen die Variationen des Erdmagnetismus auf photographischem Wege angegeben werden. Unter den magnetischen Reiseinstrumenten finden wir den Theodolith von Lamont, die Instrumente von Brunner, die Boussole von Lloyd.

Nun wendet sich der Verf. zur Darstellung der Ergebnisse der Studien über die Variationen des Erdmagnetismus. Ganz allgemein zeigt Prof. Mascart, wie eine Erscheinung, die eine unbekannte Funktion der Zeit ist, in Reihen dargestellt werden kann. Unter den Variationen des Erdmagnetismus werden die säkulären Variationen, die täglichen Variationen betrachtet. Besonders lehrreich ist das Studium der Diagramme der Variationen. Weiters werden die jährlichen Variationen in Erwägung gezogen, dann auf die sogenannten lunaren Variationen eingegangen und der Zusammenhang der Variationen mit den Sonnenflecken dargestellt. Im folgenden finden wir das, was bezüglich der Störungen oder magnetischen Perturbationen erforscht wurde. Im Abschnitte, der von der Verteilung des Erdmagnetismus handelt, finden wir die Gaußsche Theorie auseinander gesetzt. Während in den früheren Entwicklungen auf die Abplattung der Erde keine Rücksicht genommen wurde, wird im zwölften Abschnitte die Theorie auf den Fall ausgedehnt, daß die Erde die Gestalt eines Ellipsoids besitze. Zur Vereinfachung wird in erster Linie vorausgesetzt, daß die Erde eine gleichförmige Magnetisierung besitze, welche in der geographischen Achse von Nord nach Süd gerichtet ist.

Die Bemerkungen über atmosphärische Elektrizität, über die Polarlichter und deren Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus sind kurz gefaßt, geben aber doch im wesentlichen ein entsprechendes Bild über den heutigen Zustand der Forschungen auf diesem Gebiete. Über Erdströme handeln die weiteren Entwicklungen.

Der letzte Abschnitt enthält die Forschungen über den Magnetismus der Schiffe, welche teils theoretischer, teils experimenteller Art sind. Aufgabe derselben ist es, da ein Schiff sich wie ein Magnet von sehr komplizierter Konstitution verhält, die Variationen des Kompasses infolge dieser Eisenmassen kennen zu lernen oder sie zu kompensieren. — Wir empfehlen das Studium des neuesten Buches von Prof. Mascart aufs beste den Fachgenossen; infolge der eleganten und durchaus gelungenen Diktion kann dieses als ein sehr anregendes bezeichnet werden.

Lehrbuch der Experimentalphysik. Von Dr. E. v. Lommel, weil. o. Professor der Physik an der Universität München. 8. und 9. neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Walter König. Mit einem Porträt, 429 Figuren im Text und einer Spektraltafel. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1902.

Nach Ablauf von zwei Jahren ist wieder eine Doppelaufgabe des ausgezeichneten Lehrbuches der Experimentalphysik von Lommel erforderlich geworden, wohl genug Beweis, daß das Buch sich schon sehr eingebürgert hat und beim Unterrichte vielfach verwendet wird. Es sind in der neuen vorliegenden Auflage mehrere neue Abbildungen aufgenommen worden; manche der älteren Abbildungen sind durch neue, zweckentsprechendere ersetzt worden. In textlicher, bezw. sachlicher Beziehung ist namentlich die Elektrizitätslehre und die Lehre vom Lichte vielfach umgearbeitet worden. Die Bemerkungen über den Voltaschen Fundamentalversuch hätten ganz unterbleiben können, den Beginn der Lehre von den elektrischen Strömen hätte die direkte Betrachtung der Vorgänge im Voltaschen Elemente bilden sollen. Die Jonentheorie wird bei der Besprechung der Theorie der Elektrolyse dargelegt und auch von dem Vorgange der Stromerzeugung in den galvanischen Elementen wird auf Grund der Jonentheorie ein sehr zutreffendes Bild entworfen. Die Flamingsche Linkehandregel wird durch eine gelungene Abbildung dem Leser vorgeführt. In sehr übersichtlicher Weise werden die Studien auf dem Gebiete der Röntgen- und der Bequerelstrahlen zusammengestellt. Es wird an der Vorstellung festgehalten, daß beide Strahlungen die Luft ionisieren, d. h. in entgegengesetzte Bestandteile zerspalten; deshalb vermögen diese Strahlen geladene Körper zu entladen. Neu aufgenommen ist das über den sprechenden Lichtbogen Gesagte.

An dieser Stelle wird auch — allerdings in sehr kurzer Weise — der Lichttelephonie gedacht. Auch die Lehre von den elektrischen Schwingungen ist durch Berücksichtigung der neuesten Forschungen berücksichtigt worden.

In der Lehre vom Lichte ist unter anderen die Abhängigkeit der Strahlung von der Temperatur besprochen worden und das Energiespektrum berücksichtigt. Es zeigte sich, daß das Maximum der Energie mit zunehmender Temperatur sich nach dem sichtbaren Spektrum hin verschiebt und zugleich die Warmewirkung dieses Maximums mit der Temperatur sehr schnell ansteigt. Die theoretischen Betrachtungen über die Abhängigkeit der Strahlungsenergie von der Strahlenart, das ist von der Wellenlänge einerseits und von der Temperatur andererseits, werden in übersichtlicher Weise skizziert.

Wie schon bei der Besprechung der früheren Auflagen hervorgehoben wurde, ist in dem vorliegenden Buche die theoretische Optik in überaus fesselnder Weise (ohne Hinzuziehung der Rechnung) behandelt worden, doch glauben wir kaum, daß diese Partie in dem angegebenen Umfange in der Mittelschule Raum finden kann. Außer der magnetischen Drehung der Polarisationssebene ist auch die Erscheinung, welche von Zeemann entdeckt wurde, beschrieben und gedeutet worden. Ferner sind die Beziehungen zwischen den elektrischen Erscheinungen und den Lichterscheinungen, die Hertz'schen Versuche und die elektromagnetische Lichttheorie erörtert worden. Der Artikel über Farbenempfindung wurde neu redigiert; die Abschnitte über Irradiation und über pseudoskopische Erscheinungen sind weggelassen worden, weil sie mehr das Gebiet der experimentellen Psychologie als jenes der Experimentalphysik betreffen.

Das Buch hat jedenfalls durch die vorgenommenen Neuerungen wieder sehr gewonnen und wird dem Unterrichte — davon sind wir vollständig überzeugt — neue, wertvolle Dienste leisten.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Peter Gerdes, Einführung in die Elektrochemie. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen. 8°, 134 SS. Halle a. S., Wilhelm Knapp 1902.

Das Büchlein soll denjenigen, die sich ohne besondere Vorkenntnisse mit den Grunderscheinungen der Elektrochemie an der Hand von Versuchen bekannt machen wollen, einen Führer abgeben, so daß ihnen ein weiteres Eindringen in die genannte Wissenschaft durch das Studium größerer Werke nicht mehr schwer fällt.

In der zirka fünf Seiten umfassenden Einleitung wird die Entwicklung der elektrochemischen Wissenschaft behandelt; daran schließt sich im 1. Kapitel die Erläuterung der Grundbegriffe (S. 6—41), im 2. Kapitel die Behandlung der Osmose und des osmotischen Druckes (S. 42—49). Im 3. Kapitel wird die Elektrolyse (S. 49—67), im 4. die Polarisation (S. 68—71) vorgeführt. Das 5. Kapitel handelt von den Säuren, Basen und Salzen, sowie von der Neutralisation und dem Verhalten der Säuren, Basen und Salze in ihren Lösungen (S. 72—75). Im 6. Kapitel wird von der elektrischen Stromerzeugung gesprochen, u. zw. von den galvanischen Elementen und den elektrischen Maschinen und Thermosäulen (S. 76—103). Das 7. Kapitel handelt von den Zersetzungen durch den galvanischen Strom: Faradays Gesetz, Metallausfällung, galvanische Metallüberziehung (S. 104—113). In einem vier Seiten umfassenden Anhang werden die beiden wichtigsten Gesetze der Elektrochemie angeführt und Tabellen über die Zusammensetzung und elektromotorische Kraft der bekanntesten galvanischen Elemente, sowie über die elektrochemischen Äquivalente der bekanntesten Elemente gegeben. Mit einem sechs Seiten ausfüllenden Sachregister schließt das Werkchen ab, das im allgemeinen als gut ausgestattet bezeichnet werden kann. Der physikalische Teil des Büchleins scheint dem Ref. besser gelungen zu sein als der chemische.

Wien.

Joh. A. Kail.

Richard Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 39. Bändchen.) Mit 31 Figuren im Texte. kl. 8°, 123 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1902.

Bei dem gegenwärtigen Umschwung der Anschauungen gehört ein Teilchen Mut dazu, ein so heikles und schwieriges Thema in einer allgemein zugänglichen Form dem Leser vorzuführen; aber der Verf. hat es in vortrefflicher Weise verstanden, die zwei Kardinalfragen, die an die naturwissenschaftliche Forschung gestellt werden — wie können wir die Abstammungslehre beweisen und wie können wir die Abstammung erklären — durch Tatsachen und durch jedermann zugängliche Beispiele aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft, aus der Systematik, vergleichenden Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Geologie zu beantworten.

Aus Vorlesungen dieses Volkshochschulkurses in Stuttgart hervorgegangen, gibt das Werkchen einen klaren Einblick in den

448 J. Schuchter, Kurzgefaßte empirische Psychologie, ang. v. J. Loos.

gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und kann geradezu als ein Muster populärer Darstellung mit der unentbehrlichen wissenschaftlichen Grundlage bezeichnet werden. Der streng logische Aufbau, die Methode der Aneinanderreihung von Analogien und Homologien in dem anatomischen Abschnitte und die überaus klare Sprache geben dem Buche einen bleibenden Wert; der Lehrer wird freilich kaum etwas darin finden, was ihm fremd ist; aber aus der Methode kann er lernen.

Krems.

Dr. T. F. Hanousek.

Schuchter Josef, Kurzgefaßte empirische Psychologie.
Wien, Hölder 1902. Preis geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 30 h.

Wir haben es hier mit einem ganz eigenartigen Buche, welches für den Unterricht der Psychologie an österreichischen Gymnasien bestimmt ist, zu tun, eigenartig nach seiner Form und Materie zugleich. Der Verf. verzichtete nämlich zunächst durchaus auf jedes Diagramm und auf sonstige bildliche Zutaten, weicht aber auch in der philosophischen Grundlegung völlig ab von dem was nach Trendelenburg den Ausgangspunkt für schulmäßige Erörterungen psychologischen Stoffes gebildet hat. Er knüpft wieder an Aristoteles an und an Thomas von Aquin, bringt das Seelenproblem wieder in die Schule und scheut sich nicht, bei den Fragen über Raum und Zeit, über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele metaphysisches Gebiet zu betreten. Es ist ja wahr und mißlich zugleich, daß wir, um ein Wort Fr. A. Langes zu gebrauchen, nunmehr jetzt eine „Seelenlehre ohne Seele“ besitzen, aber ebenso wahr, daß unseren Schülern zum Verständnisse und zur Lösung von Aufgaben, welche über das Gebiet des Empirischen hinaus liegen, gerade im philosophischen Vorunterrichte das nötige Rüstzeug fehlt. Oder wäre es etwa Aufgabe gerade dieses Unterrichtes, die Schüler hiezu zu befähigen? Die Instruktionen für den propädeutischen Unterricht an österreichischen Gymnasien warnen geradezu vor solchen metaphysisch-ethischen Unterweisungen. „Ein Übergreifen“, heißt es daselbst ganz deutlich, „in metaphysische Probleme ist durch den Gegenstand selbst weder gefordert noch geraten. Ein streng sachliches und wissenschaftlichen Ernst zeigendes Lehrverfahren wird das Interesse und die Denktätigkeit der Schüler so sehr durch den Stoff selbst in Anspruch nehmen, daß sie zu einem mutwilligen, nicht zur Sache gehörigen Hereinzerren religiös-metaphysischer Streitfragen sich nicht werden veranlaßt fühlen.“ Wenn es der Verf. trotzdem gewagt hat, sein Lehrbuch der Psychologie gerade auf dieser Grundlage aufzubauen, welche durch die genannten Sätze der Instruktionen abgewiesen wurde.

konnte er sich nur durch besondere Ziele, welche er mit einem so angelegten Lehrbuche erreichen wollte, bestimmt fühlen. Ich denke z. B. daran, daß er für geistliche Lehranstalten ein psychologisches Lehrbuch schaffen wollte, welches den Schülern neben einer Summe allgemein psychologischen Kenntnisse auch so viel des speziell Metaphysischen und Thomistischen vermitteln sollte, daß im theologischen Studium leichter daran angeknüpft werden könnte. Wenn man das vorliegende Buch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint manches in einem anderen Lichte, als wenn es nach den durchgehenden Forderungen des propädeutischen Unterrichtes geprüft würde. Die Schüler werden von vornherein in eine anders geartete, eben Aristotelisch-thomistische Terminologie eingeführt, auch grundsätzlich bei den Aufstellungen dieser Philosophie festgehalten, wenn der Verf. auch den Versuch unternommen hat, die Lehren der neueren Psychologen zum Vergleich, und wo es anging, zur Bestätigung heranzuziehen. Und gerade in diesem komparativen Verfahren hat der Verf. ein großes Geschick bekundet. Das geht besonders aus den §§ 15 bis 19, 26, 27, 28, 30—33, 37; 43, 44, 48, 57, 61 und 66 seines Buches hervor. Freilich ließe sich auch darüber wieder streiten, ob es zweckmäßig ist, die Autoren selbst sprechend einzuführen, ganz abgesehen davon, daß die Darstellung durch die oft abschneidenden Zitate an Einheitlichkeit einbüßt. Schuchter dürfte, wenn ich recht gezählt habe, von Aristoteles bis auf Lindner hinauf 43 Autoren das Wort erteilt haben, von anderen nicht zu reden, deren Ansichten er wortgetreu mitteilt. — In methodischer Hinsicht würde ich an dem Buche bemängeln, daß es vielfach zu wenig exemplarisch und anschaulich ist, daß einmal gewonnene Begriffe nicht immer im selben Sinne beibehalten, zum Teil auch, wie es in der Lehre von der Apperzeption der Fall ist, verschiedene Erklärungsweisen als gleichwertig behandelt werden. Überhaupt halte ich die Abschnitte über „Empfindungen“ und „Vorstellungen“ für schwächer gearbeitet, als die über das „Denken“, „Fühlen“ und „Streben“. In dieses letztere Kapitel hat der Verf. die Ergebnisse der neueren Psychologie vielfach so geschickt hineingearbeitet, daß manches davon auch in andere derzeit approbierte Lehrbücher der Psychologie übergehen sollte. Also Licht und Schatten, wie in jedem Menschenwerk! Im ganzen aber sei zur Ehre des Verf.s und des Verlegers, der auf die Ausstattung des Buches große Sorgfalt verwendet hat, gesagt, daß hier auf eine unserer wichtigsten Aufgaben, nämlich ein recht brauchbares Lehrbuch der Psychologie für unsere Gymnasien zu schaffen, ein tüchtiges Fachwissen und ein rühmenswerter Fleiß aufgewendet worden ist.

Linz.

Dr. J. Loos.

Warnecke G., Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhange. Mit 441 Abbildungen im Text und 4 Farbendruckten. Leipzig, E. A. Seemann 1902. 448 SS. Preis 6 Mk.

Ein prächtiges Werk, das W. mit dem vorliegenden Buche geschaffen hat! Es soll dem Leser die Mittel bieten, sich in den Charakter, in die Absichten des Meisters, in die geschichtlichen Zustände und die künstlerischen Vorstellungen der Entstehungszeit des Kunstwerkes, mit einem Worte in die Genesis desselben einzuleben: auf diese Weise soll es zur Verbreitung ästhetischen Genusses beitragen. Als Leser denkt sich der Verf. alle diejenigen, die noch eigentlich Laien in Kunstdingen sind, die aber das allgemeine Bedürfnis zur Beschäftigung mit dem Schönen treibt, besonders auch Lehrer und Lehrerinnen, sodann Zöglinge der oberen Klassen der höheren Knaben- und Mädchenschulen, auch diejenigen, die in der Schule bereits die erste Einführung in das Studium der bildenden Künste erhalten haben.

Diesen Zweck zu erreichen ist dem Verf. vollständig gelungen. Behandelt wird die Kunst des Altertums, das Mittelalter und die Kunst der neuen Zeit, wobei auf Baukunst, wie auf Skulptur und Malerei Rücksicht genommen wird. Der Abschnitt über die Kunst des Altertums bietet eine treffliche Einführung in alle Fragen, welche die antike Kunst betreffen, und enthält bei aller Knappheit doch sehr gehaltvolle Essays über die einzelnen hervorragenden Kunstwerke. Dabei wird auch das topographische Moment vollauf berücksichtigt, so bei der Darstellung der Werke auf der Akropolis, in Olympia, Pergamon und dann wieder in Rom (*Forum Romanorum*). Bei der Besprechung der altchristlichen Kunst des Mittelalters tritt selbstverständlich Ravenna mit seinen Kirchen und Mosaiken in den Vordergrund. Ebenso wird die Kunst des Islam, die romanische und gotische Kunst in ihrer Entstehung und Entwicklung in klarer Weise vorgeführt. Zur Besprechung der Kunst der neuen Zeit übergehend behandelt der Verf. inhaltlich und formell in übersichtlicher Darstellung die verschiedenen Perioden der Renaissance hinsichtlich der Architektur, der Plastik und der Malerei nach den beiden Gesichtspunkten der Renaissance in Italien und im Norden. Den Abschluß bildet die Darstellung der Kunst des 17., 18. und 19. Jahrhunderts bis auf Lenbach, Böcklin, Klinger und die letzten Erscheinungen der englischen Kunst hinab. Die Fülle des Stoffes ist so reichhaltig, daß man auf die Besprechung des Einzelnen kaum eingehen kann. Bezüglich der Auswahl der besprochenen 'Hauptwerke' wird man schwer eine Einhelligkeit des Urteiles erwarten können, da in diesem Punkte auch das subjektive Moment des Kritikers eine wichtige Rolle spielt. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß, wie die ganze Darstellung, so auch die getroffene Auswahl eine gelungene ist.

Ein besonderes Lob verdient die Beigabe so vieler schön ausgeführter Illustrationen — nur wenige sind etwas undeutlich.

G. Warnecke, Hauptwerke der bildenden Kunst, ang. v. J. Kubik. 451

Ihnen ist überall ein erläuternder Text in der Weise beigelegt, daß man Illustration und Text nebeneinander hat. Ausführliche Indices (Künstlerverzeichnis, Ortsverzeichnis mit Angabe der behandelten Kunstwerke, Verzeichnis der Ausdrücke, die sich auf Technik und Stil der bildenden Künste beziehen) erleichtern die Benützung des Werkes. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Und da auch der Preis (6 Mk.) im Vergleiche zu dem Gebotenen ein sehr geringer ist, so kann das Buch den beteiligten Kreisen nach jeder Richtung hin aufs wärmste empfohlen werden.

Wien.

Dr. Jos. Kubik.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Naturwissenschaft und Erziehung¹⁾.

Als Lehrer der Naturgeschichte habe ich alljährlich die Schüler der I. Gymnasialklasse in das Studium der Naturwissenschaften einzuführen und mache hiebei stets die Erfahrung, daß nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten nicht nur sehr bald der Unterrichtserfolg ein zufriedenstellender wird, sondern auch, was noch höher zu schätzen ist, daß fast ausnahmslos alle Schüler an diesem Unterrichte mit regem und anhaltendem Interesse teilnehmen. Um so eigentümlicher tritt dagegen die Tatsache hervor, daß die Naturwissenschaften von seiten der Eltern nicht selten als minder wichtig für die Erziehung ihrer Söhne angesehen werden, ja daß sogar häufig diese Meinung dem Lehrer der Naturgeschichte gegenüber offen ausgesprochen wird.

Obzwar die Organisation unserer Gymnasien Abstufungen in der Bedeutung der obligaten Lehrgegenstände nicht zuläßt, also dem Nichtgenügend in Naturgeschichte dieselben Folgen zuerkennt, wie einem Nichtgenügend im Latein, mag diese irrtümliche Auffassung des Elternhauses vielleicht eine scheinbare Begründung in dem geringen Stunden- ausmaße finden, welches den Naturwissenschaften zugewiesen ist. Die Bedeutung der Naturwissenschaften nur nach diesem rein äußerlichen Merkmale zu beurteilen, wäre aber ein Fehler, der um so auffälliger erschiene, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade im abgelaufenen Jahrhunderte die Naturwissenschaften durch gewaltige Fortschritte der Forschungen nicht nur ihr eigenes Wissensgebiet außerordentlich erweiterten, sondern auch auf andere Wissenschaften, auf Philosophie und

¹⁾ Vortrag, gehalten am Mariahilfer Gymnasium beim Elternabend den 10. Jänner 1903.

Kunst mächtig einwirkten, selbst das soziale Leben vielfältig beeinflussen, und daß dieser unaufhaltsame Siegeszug noch in der Gegenwart andauert, ja zweifelsohne in absehbarer Zeit kein Ende finden wird. Hiedurch erwächst unleugbar heutigen Tages für jedermann, mag er sich einem praktischen Berufe oder rein wissenschaftlichen Bestrebungen widmen, die Notwendigkeit, entsprechende Kenntnisse auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu erwerben, sofern er auf den Besitz allgemeiner Bildung Anspruch erheben will.

Der naturwissenschaftliche Unterricht ist aber nicht etwa auf die Rolle des Vermittlers einer gewissen Menge von notwendigen Kenntnissen beschränkt, sondern er fördert auch, wie ich hier zu zeigen versuchen werde, die Erziehung in so hohem Grade, daß er für diese geradezu als unentbehrlich bezeichnet werden muß.

Um nun den Boden zu schaffen, auf welchem wir uns über den erheblichen Einfluß der Naturwissenschaften verständigen können, fühle ich mich verpflichtet, mehrfach kurze, rein theoretische Erörterungen, namentlich aus dem Gebiete der Seelenkunde, einzuflechten, welche also vor allem dazu dienen sollen, die Möglichkeit von Mißverständnissen auszuschließen.

So wollen wir uns zunächst feststellen, welche Bedeutung wir dem für uns äußerst wichtigen Begriffe „*Erziehung*“ zu geben haben. Unter „*Erziehung*“ versteht man das absichtliche und zielbewußte Einwirken des Menschen auf den Menschen, u. zw. des Erwachsenen auf den Unerwachsenen, wodurch letzterer geistige und sittliche Selbständigkeit erwerben und zu jener Reife des Urteils gelangen soll, welche erforderlich ist, um den Zwecken des Lebens frei nachstreben und die eigene Erziehung selbsttätig fortsetzen zu können. Die Erziehung hat also nicht bloß für einen äußeren Zweck auf äußere Fertigkeiten hinarbeiten, sondern das innere Freiwerden des Menschen selbst zu erreichen.

Subjekt und Objekt der Erziehung ist der Mensch; nur der Mensch als freies Wesen kann andere zur Freiheit heranziehen. Der Mensch als Person ist Selbstzweck der Erziehung: nicht für andere wird er erzogen, sondern für sich selbst. Andererseits ist das Ziel der Erziehung derart gesteckt, daß man niemals behaupten kann, dasselbe erreicht zu haben. Denn durch die Erziehung wird der Mensch vervollkommnet, aber nicht ins Endliche, sondern ins Unendliche. Der Mensch wird mit sich selbst niemals fertig, so daß er nichts mehr zu lernen, nichts mehr abzulegen hätte. Eben die tüchtigsten Menschen arbeiten am meisten an ihrer eigenen Vervollkommnung; denn je höher die sittliche Ausbildung ist, die sie erlangt haben, um so größer werden stets die Forderungen sein, die sie selbst an sich stellen. Nur im pädagogischen Sinne ist das Ziel der Erziehung ein beschränktes und deshalb erreichbares. Hier kann man behaupten, zum Ziele gelangt zu sein, wenn der Zögling selbst zum Charakter geworden ist, für den eine weitere Einwirkung von seiten eines anderen nur Hemmung der freien Selbstentwicklung und Verletzung seiner eigenen Menschenwürde bedeuten müßte.

Wenn auch demnach die Erziehung hauptsächlich auf die Entwicklung des Fühlens und Begehrens hinarbeitet, kann sie doch des *Unterrichtes*, der vor allem die Entwicklung des Denkvermögens fördern soll, nicht entbehren. Denn die Bildung, welche ja geistiges Eigentum des ganzen Menschengeschlechtes ist, wird durch Vermittlung des Unterrichtes auf die heranwachsende Jugend übertragen und derjenige, welcher geringere Vertrautheit mit den Bildungselementen erworben hat, ist auch nicht so gut imstande, den Zwecken des Lebens frei nachzustreben, wie der Besserunterrichtete. Außerdem darf auch der Unterricht sich nicht darauf beschränken, daß er eine gewisse Menge von Kenntnissen vermittelt. Es muß vielmehr mit Hilfe des Unterrichtes der Lehrstoff der verschiedenen Fächer derart zum Eigentume des jugendlichen Geistes gemacht werden, daß dieser aus ihm die Grundsätze seines Empfindens, Denkens und Handelns sowie die Kraft, diesen Grundsätzen gemäß zu verfahren, entnehmen könne.

Erziehung und Unterricht sind also innig ineinander greifende, sich gegenseitig ergänzende und bedingende, darum auch zu einer unzertrennlichen Einheit verbundene Tätigkeiten, so daß es geradezu als bedenklich bezeichnet werden müßte, wenn die Erziehung ohne Einfluß auf die denkende Tätigkeit des Zöglings bliebe und der Unterricht seiner erziehenden Bedeutung verlustig ginge. Deshalb kann man auch bei der Betrachtung eines einzelnen Unterrichtsgegenstandes seine bildende Einwirkung unmöglich von der erziehenden trennen, sondern muß vielmehr in dem innigen Ineinander-greifen beider Richtungen eine notwendige Forderung für die Schulung des menschlichen Geistes erblicken.

Da wir nun die gemeinsame Pflege aller Seelenkräfte als Hauptaufgabe der Erziehung erkannt haben, so erwächst daraus für mich die Pflicht, zu erörtern, welche Wirkungen die Naturwissenschaften auf die Ausbildung der Seelenkräfte und dadurch auf die Erziehung des Menschen selbst äußern. Diese umfangreiche Aufgabe auf einigen Blättern erschöpfend zu lösen, bin ich selbstverständlich nicht imstande. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, nur die Grundlinien der Lösung zu entwickeln und gewissermaßen in großen Zügen die erziehliche Bedeutung der Naturwissenschaften vor Augen zu rücken.

Wir unterscheiden hauptsächlich *drei Funktionen* der Seele des Menschen: das *Vorstellen*, das *Fühlen* und das *Begehren*, ohne damit behaupten zu wollen, daß dieselben voneinander völlig unabhängig seien.

Das *Vorstellen* äußert sich vorzüglich nach drei Richtungen, nämlich:

1. Vorstellungen werden erzeugt, und zwar a) durch die *Wahrnehmung* und b) durch die *Einbildung (Phantasie)*.
2. Vorstellungen werden wiedererzeugt durch das *Gedächtnis*.

3. Vorstellungen werden verknüpft, und zwar teils unbewußt, teils durch bewußte Tätigkeit des *Verstandes*.

Der Reichtum unseres Geistes ist also in erster Linie durch die Aufnahme von Sinneseindrücken bedingt, welche in uns zum Bewußtsein gelangen, zu *Wahrnehmungen* werden. Das neugeborene Kind hat nur Empfindungen, keine Wahrnehmungen, und wenn es sich auch ohne besondere Hilfe nach und nach in der Außenwelt zurechtfinden würde, so ist es doch eine der wichtigsten Erziehungsaufgaben, den richtigen Gebrauch der Sinne zu lehren, die Übung derselben zu leiten, insbesondere aber die Heranbildung der Empfindungen zu Wahrnehmungen zu fördern.

Da nun, ohne die Bedeutung der übrigen Sinne zu unterschätzen, doch das Auge als Werkzeug des Farben- und Gestalten-Sinnes für das weitaus wichtigste Sinnesorgan erklärt werden muß, bedarf vor allem der Gesichtssinn sorgfältiger Übung, die ihm namentlich durch den sogenannten *Anschauungsunterricht* zuteil wird.

Wenn nun auch die übrigen Lehrgegenstände des Gymnasiums dem Anschauungsunterrichte einen ziemlich weiten Spielraum gewähren, so ist dieser doch eigentlich nur für die Naturwissenschaften geradezu als unentbehrlich zu bezeichnen. Nicht allein die Einzelheiten, auf denen die naturwissenschaftliche Forschung aufbaut, verlangen eine bis ins kleinste genaue sinnliche Auffassung, sondern auch die Zuverlässigkeit der Forschungsergebnisse beruht größtenteils auf der Schärfe und Bestimmtheit, mit welcher wir uns die Gruppierungen von Körpern und Körperteilen, sowie die Veränderungen derselben vorzustellen imstande sind. Da also die Naturwissenschaften einer geschulten sinnlichen Anschauung geradezu benötigen, bilden sie dieselbe auch in ganz hervorragender Weise heran.

Die Ausbildung der Körperempfindung, welche uns den eigenen leiblichen Zustand zum Bewußtsein bringt, fällt sogar ihrem ganzen Umfange nach ausschließlich dem naturwissenschaftlichen Unterrichte zu, der allein uns Kenntnisse vom Baue und der Tätigkeit des menschlichen Körpers vermittelt und uns dadurch befähigt, die Körperempfindungen stets auf die richtigen Körperteile zu beziehen und demgemäß den Körper in vollkommener Weise zu handhaben.

Die *Phantasie*, die Fähigkeit freier Erzeugung von zusammengesetzten Vorstellungen, liefert neue Gebilde und gestattet uns, den durch Anschauung gewonnenen Boden der Wirklichkeit zu verlassen und in das unabsehbare Reich des Möglichen vorzudringen, z. B. unser Sonnensystem unter Kants geistvoller Führung gleichsam vor unseren Augen aus einem ungeheuren glühenden Gasballe entstehen zu lassen. Die Phantasie kann uns also Gegenstände vorführen, die wir nie sahen, und uns in Lagen versetzen, in denen wir uns nie befanden.

Jeder Unterricht muß sich an die Phantasie wenden und von ihrer Mitwirkung einen großen Teil seines Erfolges erwarten. Denn sobald der Unterricht den Bereich der Anschauung verläßt, arbeitet er mit Worten,

d. h. mit konventionellen Zeichen, und muß daher verlangen, daß der Schüler diese Worte mit seinen Vorstellungen begleite. Im Bereiche des Bekannten muß die Phantasie jene Bilder suchen, aus denen sich die neuen, durch den Unterricht zu weckenden Vorstellungen zusammenfügen. Der Schüler „faßt“ die Worte des Lehrers „auf“, wenn es seiner Phantasie gelingt, sie durch die entsprechenden Vorstellungsbilder zu illustrieren. Wenn aber seine Phantasie dies zu tun nicht imstande ist, so werden die Worte nur als inhaltlose Klänge vernommen und bestenfalls vom Gedächtnisse als schwerdrückende Last festgehalten.

Es ist nun eine unleugbare Tatsache, daß, selbst wenn der Anschauungsunterricht bis an die Grenzen der Möglichkeit durchgeführt wird, die Naturwissenschaften noch immer große Anforderungen an die Phantasie der Schüler stellen müssen.

Von der Ungeheuerlichkeit tropischer Land- und nordischer Seetiere bis zu den Infusorien herab, die in fast unzählbaren Mengen in einem Glase Wasser leben und sterben, von den gewaltigen Mammutbäumen Kaliforniens bis herab zu jenen winzigen, aber als Krankheits-erreger so wichtigen Pilzen, welche selbst bei den stärksten Vergrößerungen uns die Geheimnisse ihres Baues noch nicht erkennen lassen, werden Formen vorgeführt, für welche dem Lehrer nur in seltenen Fällen lebende Individuen, häufiger tote Exemplare oder Abbildungen zu Gebote stehen, die durch den Unterricht gleichsam zum Leben gebracht werden müssen.

Das Wüten tropischer Stürme, den unaufhörlichen Wechsel von Ebbe und Flut, die alles vernichtende Gewalt von Erdbeben und tätigen Vulkanen, der Aufbau, das Werden und Vergehen der Gestirne sowie ihr gesetzmäßiges Kreisen im Weltraume, kurz das ganze Leben des Weltalls sollen wir uns mit Hilfe der Phantasie vorstellen, da doch nur wenigen Menschen die Gelegenheit gönnt ist, selbst schauend und forschend die Wunder desselben zu begreifen.

Fürwahr nicht gering sind die Forderungen, welche der naturwissenschaftliche Unterricht an die Zöglinge stellt! Aber bei richtigem Vorgehen kann die Gefahr, welche übertriebene Forderungen an die Phantasie heraufbeschwören, sehr leicht vermieden werden, die Gefahr nämlich, daß der Schüler in gedanken- und vorstellungsloses Spiel ver falle. Der Erfolg des naturwissenschaftlichen Unterrichtes hängt vor allem von der Methode desselben, zum Teile aber auch von der Person des Lehrers ab.

Das *Gedächtnis*, die Fähigkeit, Vorstellungen wiederzuerzeugen, bewirkt, daß der Mensch nicht immer wieder von vorne anzufangen hat, sondern das geistig Erworbene zu immer neuen Bildungen verwenden kann: „Tantum scimus, quantum memoria tenemus“.

Wie alle Unterrichtsfächer, üben auch die Naturwissenschaften bei klarer und zusammenhängender Behandlung des Lehrstoffes das Gedächtnis. So wichtig aber auch die Ausbildung des Gedächtnisses für das geistige Leben des Menschen ist, darf doch nicht etwa die Aufnahme eines recht

umfangreichen Lernstoffes in das Gedächtnis als Ziel des naturwissenschaftlichen Unterrichtes angesehen werden. Im Gegenteil muß der Lehrer der Naturwissenschaften die bloß gedächtnismäßige Aufnahme, das „Auswendiglernen“, auf das eifrigste bekämpfen, wenn er den Naturwissenschaften ihren hohen Wert für die Erziehung wahren will.

Das Verknüpfen von Vorstellungen durch die Tätigkeit des Verstandes wird gewöhnlich als Denken bezeichnet. Das Denken geht dahin, den Inhalt von Vorstellungen eindeutig zu bestimmen — sie zu Begriffen zu erheben; die Begriffe (Vorstellungen) sind die Grundlage des Urteils und aus wahren Urteilen werden neue Urteile — Schlüsse — abgeleitet.

Wäre jeder einzelne Mensch genötigt, selbst die verstandesmäßigen Beziehungen herauszufinden, welche zwischen den Gegenständen der Erfahrung stattfinden und die sich durchaus nicht von selbst sofort zu erkennen geben, so müßte er auf einzelne Erkenntnisse beschränkt bleiben, die sich ihm mehr durch Zufall darbieten würden. Erst die Überlieferung der Gedankenarbeit von Generation zu Generation gewährt dem Menschen die Möglichkeit, an den geistigen Erwerb seiner Vorfahren direkt anzuknüpfen und seinem Verstande eine stets höhere Ausbildung zu verschaffen.

Da die Naturwissenschaften einen großen Schatz von gedankenmäßig Erworbenem darbieten, tragen sie auch in reichem Maße zur Ausbildung des menschlichen Verstandes bei. Soll aber in dieser Beziehung den Naturwissenschaften ihr voller Wert gewahrt bleiben, so darf sich der Lehrer nicht auf die Überlieferung des gedankenmäßig Erworbenen beschränken, sondern muß auch die Methode der Forschung berücksichtigen, also den Weg weisen, auf welchem Forschungen im Gebiete der Natur erfolgreich betrieben werden. Denn vor allem das Vordringen vom Besonderen zum Allgemeinen, die induktive Methode, hat den Naturwissenschaften ihren gewaltigen Aufschwung ermöglicht. So hat die Induktion, ausgehend von der Beobachtung, daß ein Stein auf seine Unterlage drückt und derselben beraubt zur Erde fällt, zunächst zur Entdeckung der alle irdischen Körper umspannenden Schwerkraft, weiterhin aber zu dem das ganze Weltall beherrschenden Gravitationsgesetz geführt, dessen Aufstellung dem Namen Newtons Unsterblichkeit verlieh. Durch Induktion wurde die Natur immer durchsichtiger für den menschlichen Verstand und selbst gewaltige Naturerscheinungen verloren ihren Schrecken, seit sie durch den Verstand in die Form von Naturgesetzen gebannt sind, deren volle Gültigkeit durch die Ausnahme nicht bestätigt wird, wodurch die Naturgesetze an das Sittengesetz erinnern, bei welchem die Ausnahme als „Sünde“ oder „Verbrechen“ gebrandmarkt wird. Mit Recht beherrscht deshalb die induktive Methode durch Zuführung neuer Kenntnisse und Erweiterung der alten den naturwissenschaftlichen Unterricht und verleiht ihm dadurch einen besonderen Wert für die „formale“ Bildung.

Die Gefühle sind Erscheinungen unserer Seele, welche sich als Lust und Unlust äußern. Die Gefühle bestimmen den Wert oder

Unwert, welchen die Vorstellungen für uns haben und erlangen hiedurch hohe Bedeutung für das Seelenleben des Menschen.

Aus dem umfangreichen Gebiete dieser Erscheinungen will ich nur jene Gefühle hervorheben, welche sich auf die Vorstellungen des *Wahren* und *Schönen* sowie auf jene von *Gott* und *Ich* beziehen.

Wahrheit ist Übereinstimmung unserer Erkenntnisse mit sich selbst. Diese Übereinstimmung wird nicht bloß durch den Verstand erkannt, sondern auch als Freude an der Wahrheit gefühlt. Je weiter wir im Gebiete der Wahrheit vordringen, desto mehr gibt sich dieses Gefühl als Lust des Forschers kund.

Wer auch nur halbwegs mit den Naturwissenschaften vertraut ist, weiß, daß das ganze Streben der Naturforschung auf Erkenntnis der Wahrheit gerichtet ist. Meinungen haben hier nicht die geringste Geltung, sondern müssen sich der Unerbittlichkeit der Tatsachen unterwerfen. Parteien existieren hier nur, insoferne sie sich um Hypothesen scharz, welche zwar nicht Wahrheiten an sich sind, aber als mächtige Hilfsmittel zur Erforschung der Wahrheit dienen. Wenn Hegel mit Recht sagen durfte: „Wer die Werke der Alten nicht gekannt hat, hat gelebt, ohne die Schönheit zu kennen!“, so sind wir vielleicht noch mehr berechtigt auszurufen: „Wer die Ergebnisse der neueren Naturforschung nicht kennen gelernt hat, hat gelebt, ohne die Wahrheit zu kennen!“

Durch den Unterricht in den Naturwissenschaften wird der jugendliche Geist in den Stand gesetzt, das Wahre von dem Unwahren und bloß Wahrscheinlichen zu sondern. Durch die Beschäftigung mit der Natur lernt er den unbesiegbaren Reiz kennen, der nicht bloß im Finden der Wahrheit, sondern namentlich auch in dem stets sich erneuernden Suchen nach der Wahrheit liegt. Die Wahrheit aber, die er auf dem Gebiete der Forschung sucht, gewinnt er lieb, lernt ihr auch im Leben folgen und gewöhnt sich dadurch an die Wahrhaftigkeit, d. h. an die Pflicht, dem Nächsten mit der Wahrheit zu dienen. So erstarkt durch den naturwissenschaftlichen Unterricht der Sinn für Wahrheit, die Grundbedingung jeder wissenschaftlichen Forschung und die schönste Zierde des Charakters.

Das *Schöne* unterscheidet sich vom *Wahren* durch seine sinnliche Seite und durch die Leichtigkeit, mit welcher die in seiner Zusammensetzung sich kundgebende Harmonie von jedem unbefangenen Beobachter aufgefaßt werden kann. Denn Harmonie der Teile ist eine notwendige Eigenschaft des Schönen. Die einzelnen Teile dürfen nicht gleich, sie müssen vielmehr verschieden sein und trotz dieser Verschiedenheit sich doch untereinander vertragen, also eins sein. Das Schöne ist besonders geeignet, auf den Menschen veredelnd zu wirken und ihn mittelst der Sinnlichkeit zu höheren Dingen zu erheben. Denn edler als die Körperwelt ist der Geist des Menschen und die Schönheit seiner Seele beruht ebenfalls auf der Harmonie der Teile.

In der Natur erschließt sich dem jugendlichen Geiste eine Welt der reichsten Mannigfaltigkeit und doch wiederum der schönsten Harmonie und Einheit. Vergeblich bemühen sich Phantasie und Kunst.

Schöneres zu schaffen als uns die Natur im reichsten Maße, z. B. in der strahlenden Erscheinung des Sonnenaufganges, in der funkelnden Pracht des nächtlichen Sternenhimmels, in der Großartigkeit vieler Gebirgslandschaften, in der scheinbaren Unendlichkeit des flutenden Meeres, in zahllosen Formen von Pflanzen und Tieren darbietet.

Selbst wo der Unkundige sich nur von Gewöhnlichem umgeben sieht und die Schönheit vermißt, erschließt sich dem Naturkundigen eine reiche Fülle des Schönen. Dichter und Künstler fühlen sich doshalb auch meist von einer besonderen Liebe zur Natur hingezogen und diese Liebe zur Natur verknüpft die Kunst mit den Naturwissenschaften so eng, daß man geradezu behaupten kann, durch das Studium der Natur werde auch die rechte Auffassung für die Werke der Kunst erzeugt.

Die *religiösen* Gefühle haben als psychologische Voraussetzung die Vorstellungen des Menschen von einer übersinnlichen Welt, deren Mittelpunkt *Gott* ist. Sie erheben den Geist des Menschen über die Sinnenwelt, spenden ihm Trost in den Wechselfällen des irdischen Lebens, lassen das Sittengesetz als Ausspruch des göttlichen Willens erkennen, ja sie haben für das Seelenleben des Menschen eine so hervorragende Bedeutung, daß dieselbe kurz zu schildern niemand imstande ist.

Vielfach wird nun gegen den naturwissenschaftlichen Unterricht der schwere Vorwurf erhoben, daß er von Gott abführe und die Religion untergrabe. Sehr mit Unrecht! Denn ganz abgesehen davon, daß auch andere Wissenschaften unter ihren Vertretern Gottesleugner aufzuweisen haben, daß es also unbillig ist, nur die Naturwissenschaften als verderblich zu bezeichnen, können wir mit aller Entschiedenheit behaupten, daß die Naturwissenschaft keine Schuld daran trägt, wenn ein Naturforscher den Glauben an Gott verliert, ja daß vielmehr die sorgfältige und liebevolle Betrachtung der Natur den Gottesglauben und die religiösen Gefühle mächtig fördert.

Die ewige Ordnung im Haushalte der Natur, der tief sinnige, menschlicher Vernunft unerreichbare Plan, der sich durch alle Vorgänge der Natur hinzieht, das wunderbare Ineinandergreifen der einzelnen Erscheinungen zur Erreichung eines obersten Zweckes — dies allein gewährt schon mehr als eine Bürgschaft für das Dasein eines obersten Weltlenkers. Gottes Schöpferhand läßt sich wahrnehmen im Sandkorne, im Blumenblatte, im Insekte! Berzelius fand ihre Spur im Staube, sowie Herschel am Sternenhimmel!

Geradezu hervorragende Naturforscher waren es, welche die unergündliche Weisheit und die unendliche Größe des Schöpfers nicht nur erkannten, sondern auch rückhaltlos priesen. So wird von Newton, dem Manne, welcher am tiefsten hineingeblickt hat in die Ordnung des Weltalls, berichtet, er habe niemals den Namen Gottes aussprechen können, ohne vorher sein Haupt zu entblößen. So verdanken wir einen großen Teil unserer Kenntnisse vom Baue der Sonne und der übrigen Weltkörper den Forschungen Seechis, dessen Stellung als Glied des Jesuitenordens wohl hinlängliche Gewähr dafür bietet, daß die Naturforschung dem Glauben an Gott nicht abträglich ist!

Freilich bekämpfen die Naturwissenschaften den Aberglauben! Allein ihn bekämpfen durch Beseitigen törichter Vorurteile, durch Bekanntmachen mit den Naturgesetzen, durch Gewöhnen an richtiges Wahrnehmen und Urteilen heißt nicht das religiöse Gefühl beeinträchtigen und schwächen, sondern vielmehr stärken und fördern.

Die Überwindung der sich von außen dem *Ich* entgegenstellenden Hindernisse fördert mächtig das *Selbstgefühl*. Für den Menschen als Mitglied einer Gesellschaft gleichartiger Wesen, ist es nun unbedingt notwendig, daß das Selbstgefühl nicht zur Überschätzung des Ich über alles Auswärtige ansarte, sondern auf sein wahres Maß zurückgeführt werde, und daß die rohe Herrschbegierde sich verwandle in Gehorsam vor dem Gesetze, das erst die wahre Freiheit ermöglicht.

Reiche Anregung für die Ausbildung des Selbstgefühls kann der Mensch durch den naturwissenschaftlichen Unterricht empfangen. Denn fürwahr, der menschliche Geist, welcher an der Hand der exakten Forschung mit sicherem Schritte die Himmelskörper in ihren Bahnen bis weit in die Unendlichkeit hinein begleitet, kann stolz sein auf das, was er durch sie vermag! Aber an den gerechten Stolz und an das Selbstvertrauen, das er durch die Zuverlässigkeit des Erkannten erlangt, muß sich sogleich die tiefste Demut knüpfen, wenn er sieht, wie bald er im weiten Reiche des Wissens an die Grenze gelangt, jenseits deren die Mittel der exakten Forschung nicht mehr anwendbar sind, und wie vieles er nicht so, wie er es durch sie zu wissen gewöhnt ist, wissen kann. Nicht dunkelhaftes, hochmütiges Wesen befördern die Naturwissenschaften! Sie lehren vielmehr, daß alles menschliche Wissen Stückwerk ist und predigen dem Denker ununterbrochen die Tugend der Demut.

Begehren ist die Seelentätigkeit, welche sich im Wollen und Wünschen, Streben und Widerstreben, Verlangen und Verabscheuen usw. kundgibt. Das *Wollen* ist von der Einsicht in die Erreichbarkeit des Begehrten abhängig und äußert sich in Taten und Handlungen. Insofern der Mensch seine Taten als Folgen seines Wollens erkennt, hält er sich für frei, obswar sein Wollen mächtig beeinflusst, ja geradezu verursacht werden kann durch sittliche Grundsätze, welche aus oft wiederholten und dadurch erstarkten Strebungen erwachsen sind, in sein Wollen und Handeln eine gewisse Konsequenz bringen und dem Menschen Charakter verleihen.

Da der Mensch in seinem ganzen Wollen und Handeln den ewigen Naturgesetzen unterworfen ist, so muß es für die Entwicklung seines Wollens von außerordentlichem Vorteile sein, wenn er sich mit dem Schauplatze seines Handelns genauer vertraut macht. Die Naturwissenschaft lehrt ihn einerseits die unerbittliche Gewalt der Kräfte kennen, gegen welche sich der Menschenwille ohnmächtig aufbäumt, andererseits aber zeigt sie ihm auch die Mittel, wie er diese Kräfte zu seinem Besten verwerten kann. Die Bekanntschaft mit der Natur und ihrem Wirken wird daher dem Menschen behilflich sein bei der Entscheidung über die Erreichbarkeit seines Begehrens. Er wird dadurch auch besser imstande sein, sich jene notwendigen Grundsätze seines Wollens und Handelns zu

erwerben und nach ihnen zu richten, kurz es wird ihm leichter werden, das Ziel aller Erziehung, die Ausbildung zum Charakter, zu erreichen.

Aber die Erkenntnis des gesetzmäßigen Waltens in der Natur fördert auch in hervorragender Weise unsere Einsicht in die Erscheinungen des *politischen und sozialen Lebens*. Sie erhebt den Geist zu einem höheren Standpunkte: das Wesentliche scheidet sich vom Unwesentlichen, aus dem Chaos unedler und engherziger Bestrebungen erhebt sich die leitende sittliche Macht, welche alles seinem Ziele mit Notwendigkeit zuführt, so frei und willkürlich sie auch scheinbar den Einzelnen schalten läßt. Die Idee der staatlichen und sittlichen Ordnung findet gerade in der naturwissenschaftlichen Anschauung eine mächtige Stütze, und wer tiefer in die Geheimnisse organischen Lebens eingedrungen ist, kann sich nie soweit vergessen, die gewonnene Einsicht Lügen zu strafen und sich zum Prediger schrankenlosen Begehrens und zügellosen Handelns, sowie völliger Gleichheit und Gleichwertigkeit der einzelnen Menschen aufzuwerfen.

Versuchen wir es nun, die *Ergebnisse* unserer Betrachtungen zu überblicken, so erkennen wir, daß der naturwissenschaftliche Unterricht einerseits eine Menge von Kenntnissen vermittelt, deren Besitz heutigentages für jedermann, welcher auf allgemeine Bildung Anspruch erhebt, unumgänglich nötig ist, sowie daß er andererseits seine Aufgabe namentlich darin sucht, die Anschauung in hervorragender Weise zu bilden, die Ursachen der Erscheinungen anzuschauen, die hiebei für einzelne Fälle gefundenen Gesetze mittelst der Induktion auf eine größere Zahl gleichartiger Fälle auszudehnen und dadurch die Denkfähigkeit zu fördern, zugleich aber durch Anbahnung liebevollen und verständigen Verkehrs mit der Natur das Fühlen und Begehren zu schulen, also die ethische Entwicklung des Zöglings kräftigt zu unterstützen. Da also die Naturwissenschaften für die Ausbildung aller Seelenkräfte von großem Werte, für einzelne von ihnen geradezu unschätzbar sind, so darf ich mit vollem Rechte der Überzeugung Ausdruck geben, daß der naturwissenschaftliche Unterricht für die Erziehung unbedingt notwendig ist, ja daß ohne ihn das Ziel der Erziehung unmöglich erreicht werden kann.

Hiemit betrachte ich meine Aufgabe als gelöst und schließe mit den geradezu klassischen Worten Schleiermachers, der die Naturwissenschaften und ihre Wirkung auf den Menschen folgendermaßen schilderte:

„Ein eigentümlicher Vorzug der Naturwissenschaft ist die Lebendigkeit und der Reiz der Anschauung.“

„Der Geist muß an reine, von aller Teilnahme der Sinne freie Tätigkeit des Denkvermögens gewöhnt werden, aber nicht ausschließend, wenn nicht Ermüdung oder Trockenheit und Starrheit gefürchtet werden soll. Es ist dem Geiste wohlthätig, daß seine Anstrengung durch damit verbundene oder abwechselnde Beschäftigung der Sinne erleichtert werde.“

„Selbst so weit das Studium der Naturwissenschaften nicht unmittelbar mit sinnlicher Wahrnehmung verbunden ist, knüpft es sich doch immer an Anschauungen und gibt lebendige und bestimmte Bilder der Phantasie. Das mit sinnlicher Anschauung verbundene Studium der Naturgeschichte aber gewährt dem Geiste jene anregende und zugleich für Gesundheit, Frische und Tätigkeit der Geisteskraft oft wohlthuende Art der Beschäftigung, welche vor anderen den Geist zu kräftigen geeignet ist.“

„Die Naturwissenschaft halte ich für das Studium, dessen Pflege als Gegenstand der allgemeinen gelehrten Bildung bisher unter allen am meisten hinter dem, was ihm gebührt, zurückgeblieben ist und am meisten der Förderung bedarf und würdig ist.“

„Es gilt nur vom beschränkten Gesichtspunkte aus, daß das vorzüglichste und wichtigste Studium für den Menschen der Mensch sei. Aus der Naturwissenschaft ist reineres Interesse, wie großartigere Ansicht des Lebens zu gewinnen: sie könnte Grundlage neuer Bildung sein.“

Wien.

Dr. Gustav Ficker.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Konferenzen in Angelegenheiten des Mittelschulwesens.

Die „Wiener Abendpost“ vom 21. April d. J. brachte folgende amtliche Mitteilung:

Am 16., 17. und 18. April d. J. waren im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht sämtliche Landes-Schulinspektoren für Mittelschulen zur Beratung in Mittelschul-Angelegenheiten versammelt. Den Vorsitz in dieser Enquête führte Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel und in seiner Stellvertretung Se. Exzellenz Sektionschef Ritter v. Bernd.

Der Vorsitzende erörterte bei Eröffnung der Sitzungen Zweck und Ziel dieser Beratungen und wies im besonderen darauf hin, daß die Resultate der letzten Inspektoren-Versammlung, soweit nicht besondere Verhältnisse, namentlich finanzielle Schwierigkeiten entgegenstanden, durchgeführt wurden und seither manche wohltätige Folge wahrgenommen werden konnte. Wieder seien wichtige Fragen der Organisation, des Unterrichtes und der Erziehung aktuell geworden, von denen einige, wie das Berechtigungswesen, die Praxis der Prüfungen, die Pflege der körperlichen Übungen in Lehrervereinen, öffentlichen Versammlungen, in der Fach- und Tagesliteratur eine lebhaftere, zum Teile sogar leidenschaftliche Erörterung gefunden haben. Es liege der Unterrichtsverwaltung daran, über diese und andere Fragen ein freies Urteil der Aufsichtsorgane auf Grund ihrer vielfachen Erfahrungen zu hören. Mit Absicht sei die allgemeine Frage über die Organisation der Mittelschule ausgeschlossen, da die wahrgenommenen Übelstände nicht so sehr in der Einrichtung unserer Mittelschulen bestehen als vielmehr in der Durchführung, in den miblichen Verhältnissen, mit denen die Organisation fast während ihres ganzen Bestandes zu kämpfen hat. Reformen, wie sie anderwärts begonnen oder durchgeführt sind, verfolge die Unterrichtsverwaltung mit Aufmerksamkeit; die Entwicklung unseres Mittelschulwesens dürfte aber nicht in der ausschließlichen Nachahmung fremder Muster bestehen.

Darauf wurde in die Beratung der einzelnen Beratungsgegenstände eingegangen. Die erste Frage lautete: Wie können die Unterrichts- und Erziehungserfolge an den Mittelschulen gesteigert werden?

Den Versammelten war Gelegenheit gegeben, sich über die verschiedensten Unterrichts- und Erziehungsfragen zu äußern und selbst in die verwandten Gebiete der Volks- und Hochschule hinüberzugreifen. Aus der Fülle der Anregungen hob der Herr Vorsitzende heraus, daß

bezüglich der Aufnahmeprüfung in die erste Klasse der Mittelschulen mit Rücksicht auf die bestehende Überfüllung eine strikte Durchführung der Vorschriften erforderlich, daß bei der Prüfung selbst aber auf die Methoden und Lehrziele der Volksschule Rücksicht zu nehmen sei und gegen die Aufnahmebewerber, welche die Erreichung der Ziele der Mittelschule mit Wahrscheinlichkeit vermuten lassen, in rücksichtsvoller Weise vorgegangen werden müsse. Über den Vorschlag, daß Schüler, welche im ersten Quartale nicht entsprechen, von der Mittelschule zu entfernen seien, konnte eine Einigung nicht erzielt werden. Den Vorbereitungsklassen wurde das Wort geredet. Bezüglich der Disziplinarvorschriften wurde allgemein verlangt, daß aus denselben das Unkontrollierbare entfernt und für die Schüler der beiden obersten Klassen größere Freiheit geschaffen werde. Die Schulfeste seien besonders zu pflegen. Die Erziehung von Konvikten sei nur dann zu fördern, wenn die Erziehung in denselben in bewährten Händen ruht. Die Direktoren-Versammlungen seien zu begünstigen; es seien besondere Reisestipendien für Inspektoren, Direktoren und Lehrer zu schaffen, damit sie pädagogisch-didaktische Erfahrungen im Auslande sammeln könnten.

Den zweiten Gegenstand der Beratungen bildete die Pflege der körperlichen Übungen, ferner die Frage über die Erholungspausen, die Verteilung der Lehrstunden auf den Vor- und Nachmittag, die Abänderung der Weihnachts- und Semestralferien. Die Beratung führte zur Billigung der von den Referenten aufgestellten Leitsätze:

Die bestehenden Vorschriften über den Turnunterricht sind durch weitere Ausdehnung des verbindlichen Charakters derselben, durch Beschaffung von Turnhallen und von Turnplätzen, durch Gewinnung einer genügenden Zahl rationell vorgebildeter Turnlehrer (deren Stellung zu verbessern wäre) und durch Bestellung von Turn-Inspektoren (zunächst in den größeren Städten) zur Durchführung zu bringen. Die Jugendspiele sind unter Aufrechthaltung ihres unverbindlichen Charakters weiter zu pflegen und ihre Ausübung ist durch vermehrte Beschaffung geeigneter Spielplätze sowie durch Belebung des Interesses von Lehrern und Schülern am Schulsport zu heben. Auch den übrigen körperlichen Übungen, wie: Baden, Schwimmen, Eis- und Skilaufen, Eisschießen, Radfahren, Rudern, Schulspaziergängen und Schulwanderungen u. dgl., ist je nach den örtlichen Verhältnissen und der Jahreszeit die entsprechende Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden, jedoch alle Sport- und Vereinsmäßige davon fernzubalten.

Alle Maßnahmen zur Pflege der körperlichen Übungen sollen von hygienischen Gesichtspunkten geleitet sein. Es dürfte sich empfehlen, unter die Themen der „populären Vorträge“ auch solche allgemein hygienischer Art aufzunehmen, welche von Ärzten zu halten wären.

Bezüglich der Einführung von Schulärzten gingen die Ansichten auseinander. Es würde weiter aus hygienischen Rücksichten eine Ausdehnung der Erholungspause empfohlen. Unter dieser Voraussetzung könne auch unter Würdigung lokaler Verhältnisse die Verlegung der sämtlichen obligaten Lehrstunden auf den Vormittag, wodurch die Schüler mehr Zeit für die eigene Ausbildung erübrigen würden, nicht als unstatthaft erklärt werden. Eine solche freiere Bewegung stellte der Herr Minister als höchst vorteilhaft hin. Die Weihnachtsferien hätten die Zeit vom 23. Dezember inklusive bis 2. Jänner inklusive zu umfassen.

Die gründlichste Erörterung erfuhr das dritte Thema: *Wie und inwieweit kann den Absolventen der Realschule der Zutritt zur Universität erleichtert werden?* Zur Beratung über diesen Gegenstand war auch der Rektor der Universität in Wien Hofrat Professor Dr. Gussenbauer und der Rektor der technischen Hochschule in Wien Dr. Krafft eingeladen.

Die Versammlung einigte sich nach langer Debatte auf folgende Leitsätze: Es liegt im Interesse der allgemeinen Kultur, den realistischen

Bildungsanstalten die gehörige Förderung angedeihen zu lassen, damit sie ihrer Aufgabe im vollen Maße entsprechen. In diesem Sinne ist die siebenklassige Realschule in eine achtklassige auszugestalten und die Berechtigung beider Arten achtklassiger Mittelschulen als Vorbildungsstufen für bestimmte Zweige des Hochschulstudiums zu regeln. Inzwischen wäre die bestehende Ergänzungsprüfung in folgender Art zu erleichtern: Kandidaten, welche sich mit einem gesetzlich erworbenen Reifezeugnisse für Studien an technischen Hochschulen ausweisen, sind ohne Rücksicht auf ihr Alter zu einer Ergänzungsprüfung für Universitätsstudien zuzulassen, welche auf einen Aufsatz in der Unterrichtssprache, auf die lateinische und griechische Sprache und auf philosophische Propädeutik zu beschränken wäre. Weitere Erleichterungen erteilt in Ausnahmefällen nach Anhörung der betreffenden Fakultäten der Minister für Kultus und Unterricht.

Der Herr Minister erklärte, in dieser Frage das Einvernehmen der Universitäten pflegen zu wollen.

Die vierte der vorgelegten Fragen betraf das Prüfungswesen an den Mittelschulen. Zu dieser Beratung war auch der Gymnasial-Direktor und außerordentliche Professor an der Universität in Graz Dr. Martinak beigezogen.

Die gegenwärtige Praxis des Prüfens und Klassifizierens wurde von allen Seiten beleuchtet, mancherlei Abänderungen beantragt. Es seien die Semestralzeugnisse abzuschaffen und an deren Stelle Quartal-anweise einzuführen, der Gebrauch des Klassenkataloges einzuschränken und dafür dem Handkataloge wieder mehr Geltung einzuräumen, auch die Versetzungsprüfungen seien zu restringieren. Eine einheitliche Ansicht kam aber weder bei diesen Fragen, noch bei der Behandlung der Kompensationfrage zum Durchbruche. Nur dafür wurde allgemein gestimmt, daß weniger Zeit auf das spezielle Prüfen zu verwenden sei. Wie der Lehrer sein Urteil gewinnt, sei im allgemeinen ihm zu überlassen. Es müsse dahin gewirkt werden, daß das Dichten und Trachten der Schüler, Eltern und Lehrer mehr von den Noten ab- und auf die Sache selbst hingelenkt werde. Das beste Mittel hiezu seien tüchtige Lehrer, die sich auch ihrer ersieherischen Aufgabe voll und ganz bewußt sind. Der Herr Minister bemerkte zusammenfassend, daß über das Zeugnis- und Katalogwesen auch noch die Landesschulräte zu hören sind, die sich auch mit den Lehrkörpern ins Einvernehmen setzen können. Schwer sei die Kunst des Prüfens und keine Verordnung sei imstande, daß, was seltene Qualität eines Lehrers ist, zum Gemeingut aller gemacht werde. Die Praxis, daß bessere Leistungen in einem Gegenstande eine mildere Beurteilung der Leistungen auf anderem Gebiete mit sich führen, werde auch jetzt von verständnisvollen Lehrkollegien geübt. Durch den Verkehr der Landes-Schulinspektoren mit dem Lehrkörper müsse erreicht werden, daß der Geist der Milde, Gerechtigkeit und Klugheit in allen Lehrerkreisen walte. Im besonderen wurde hierauf über die Maturitätsprüfungen verhandelt. Der Vorschlag des Ministerial-Referenten wegen Wiedereinführung der halbjährigen Reprobationsfrist wurde gebilligt. Die Versammelten beantragten mancherlei Praktiken wegen Vereinfachung des Prüfungsmodus und wiesen auf Mittel hin, wie der Ängstlichkeit der Abitrierenden vor dieser Prüfung zu begegnen sei. Der Herr Vorsitzende führte des näheren aus, wie die Prüfung im Geiste der Vorschriften durchzuführen wäre.

Die fünfte der vorgelegten Fragen lautete: Wie läßt sich im Interesse der Inspektionstätigkeit der administrative Dienst der Landes-Schulinspektoren vereinfachen?

Die eingehende Beratung über diesen Gegenstand zielte auf eine Entlastung der Inspektionsorgane und Direktoren von Vielschreibereien und bürokratischen Förmlichkeiten ab. Eine Klärung der Stellung des

administrativen Referenten zu den Landes-Schulinspektoren wurde gewünscht.

Den Schluß der Beratungen bildeten freie Anträge von Teilnehmern an der Enquête und Mitteilungen der Ministerial-Referenten, welche die Klassifikation in der Geographie an den Gymnasien, die erweiterte Anrechnung von Supplentenjahren bei Beförderung in höhere Rangklassen, die Remunerierung für Programmabhandlungen, die Gesuche um Verleihung von Quinquennalsulagen u. a. betrafen.

In der Schlußansprache dankte der Vorsitzende den Versammelten für die betätigte Mühewaltung und sprach die Hoffnung aus, daß die gepflogenen Beratungen der ruhigen Weiterentwicklung unseres Mittelschulwesens zum Vorteile sein werden.

Die Landes-Schulinspektoren besuchten hierauf die Lehrmittel-Ausstellung und wohnten einigen Vorträgen in den Räumen des Oesterreichischen Museums bei.

Literarische Miscellen.

Krafft und Rankes Präparationen für die Schullektüre (Hannover 1902, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel). Heft 84: Präparation zu Curtius Rufus' Geschichte Alexander des Großen (Buch III und IV in Auswahl). Von Dr. Wilhelm Reeb, Oberlehrer. 27 SS. 8°. Preis 55 Pf. — Heft 86: Präparation zu Titi Livii ab urbe condita libri (Buch II—IV in Auswahl). Von Dr. W. Soltau, Professor. 28 SS. Preis 55 Pf. — Heft 72: Präparation zu Ciceros Briefen in Auswahl. Von Dr. L. Gurlitt, Oberlehrer. 49 SS. Preis 80 Pf. — Heft 69: Präparation zu Plutarchs Tib. und C. Gracchus. Von Prof. Dr. H. Fritzsche. 82 SS. Preis 65 Pf. — Heft 71: Präparation zu Xenophons Hellenika. Buch III und IV (Auswahl). Von Dr. K. Braun, Professor. 84 SS. Preis 65 Pf.

Um mein Urteil über die vorliegenden Präparationen, welche einer von manchen Seiten empfohlenen, von anderer Seite bekämpften Richtung angehören, auf ein praktisches Beispiel zu stützen, greife ich aus dem an erster Stelle genannten Hefte die Episode vom gordischen Knoten heraus. Reeb gibt für dieses Kapitel fortlaufend Vokabeln wie *vicus, frequens, praeterfluo, cupido, incedo, suspensus, ratio, visus, percipio, omen, verto* in ihrer Grundbedeutung, dann in der für die betreffende Stelle passenden Bedeutung an. In Schülerkommentaren finde ich für dasselbe Kapitel nebst anderen Angaben ganze Gruppen zusammengehöriger Worte wie *pluribus vicis frequentem esse, urbem praeterfluentem, cupidus incedit animo alicuius, expectatione suspensus, nec ratione nec usu percipere, in omen aliquid vertere* in fertiger, mundgerechter Übersetzung vor. Offenbar wird durch Schülerkommentare dieser Richtung das selbständige Denken des Schülers weit mehr eingeengt, als wenn ihm durch Angabe der einzelnen Vokabeln die bloßen Bausteine gereicht werden, aus denen er selbst die einzelnen Teile des Satzes zusammensetzen muß; denn sonstige Bemerkungen, die ihn in der Bewältigung seiner Aufgabe unterstützen, sind in diesem Hefte sowie in der an zweiter Stelle genannten Präparation zu Livius, die nach denselben Grundsätzen gearbeitet ist, ziemlich spärlich vertreten, so daß der eigenen Tätigkeit des Schülers ein hinreichender Spielraum bleibt. Einzelne Vokabeln werden immer, gleichgültig, ob sie der Schüler aufschreibt oder gedruckt vor sich hat, oft allzu rasch seinem Gedächtnisse entschwinden. Als dauernden Besitz soll er, in der lateinischen Lektüre wenigstens,

gewisse Phrasen und Wendungen sich aneignen, um bei der deutsch-lateinischen Übersetzung nicht in Verlegenheit zu kommen. Solche Redewendungen muß er auch beim Gebrauche der Kraft-Rankeschen Hefte, da sie zumeist nur einzelne Vokabeln anführen, zum Zwecke einer gelegentlichen Wiederholung selbst zusammenfassen. — Daß in der Präparation zu Livius und zu 87 Briefen Ciceros (zum Teile *ad Atticum*, zum Teile *ad familiares*) sich Vokabeln finden, die dem Schüler längst bekannt sein sollen, läßt sich nur aus der Rücksicht auf die schwächsten unter den schwachen Schülern erklären. Die Anführung von Vokabeln, die auf früheren Stufen wiederholt vorgekommen sind, wird an diesen Präparationsheften öfter als Unterstützung der Denkfaulheit gerügt. Ich denke folgendermaßen: Weiß ein Schüler diese oder jene in den Heften verzeichneten Vokabeln, dann sind sie für ihn überflüssig gedruckt, er wird über sie weggehen, ohne weiter in seinem Denken Schaden nehmen zu können. Weiß er sie aber nicht, so erhält sein Gedächtnis durch die Aufnahme der betreffenden Vokabeln eine Stütze zur rechten Zeit. In den Briefen Ciceros finden sich übrigens hie und da Vokabeln, die dem Schüler in der Grundbedeutung jedenfalls bekannt sind, aber an der betreffenden Stelle eine Bedeutung haben, über die ihn das Lexikon nicht immer völlig aufklären dürfte. — Etymologische Winke wie bei *pertineo* (*teneo*), *magno opere* (*magno opere*), *meritum* (*mereo*), *popularis* (*populus*) u. a. sind für Leser Ciceronianischer Briefe zu unbedeutend; doch finden sich sowohl in diesem Hefte als auch in den beiden ersten auch zahlreiche Etymologien, die geeignet sind, das Interesse des Schülers in dieser Richtung zu wecken und zu fesseln.

Mag die Verwendung gedruckter Vokabelhefte beim Unterrichte noch manchem nicht recht geheuer erscheinen, für die Zwecke der Privatlektüre, welche durch keine Vorpräparation von Seite des Lehrers erleichtert wird, dürften sie kein Bedenken erregen, namentlich dann, wenn der Wortschatz eines Autors erheblich von dem Sprachgebrauche klassischer Schriftsteller abweicht, wovon eine Durchsicht der an vierter Stelle genannten Präparation überzeugen kann. Auch diesem Hefte sowie der an letzter Stelle genannten Präparation zu einer Auswahl aus Xenophons Hellenika, die an unseren Schulen auch nur als Privatlektüre in Betracht kommen, mangelt es nicht an gewissenhafter Durchführung der gestellten Aufgabe.

Wien.

Franz Kuntz.

Übungsstoff zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlusse an Ciceros Reden (für S. Roscius, über den Oberbefehl des Pompeius und für den Dichter Archias) von Dr. Anton Führer, Gymnasial-Direktor in Rheine in Westfalen. Münster i. W. 1902, Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 55 SS. 8°.

Wie aus dem Vorworte dieses Büchleins hervorgeht, sind die darin enthaltenen Übungsstücke als eine Fortsetzung des im Verlage von Schönigh in Paderborn erschienenen „Übungsstoffes zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlusse an die Lektüre der Sekunda“ zu betrachten und wie dieses Heft zur Ergänzung des Übungsstoffes für die Mittelstufe bestimmt. Infolgedessen waren für den Verf. dieselben Grundsätze wie früher maßgebend, d. h. es kam ihm erstens darauf an, die Gedanken des Schriftstellers nicht bloß zu wiederholen, sondern den Inhalt seiner Reden übersichtlich zusammenzufassen und planmäßig zu gliedern, zweitens strebte er nach einer echt deutschen¹⁾ Ausdrucksweise, die sich ohne alle große Schwierigkeiten in die fremde Sprache übersetzen ließe, und drittens achtete er — was sich gewiß auch gebührte — auf die Wieder-

holung und Einführung bestimmter grammatischer Regeln. — Die Stücke beziehen sich auf Ciceros Reden für S. Roscius, für die lex Manilia und den Dichter Archias. Nirgends ist in ihnen der Anschluß an die Lektüre ein so enger, daß es der Schüler mit einer bloßen Rückübersetzung zutun hätte, sondern überall wird sein selbständiges Denken verlangt. Dabei sind die vorgelegten Sätze — große Perioden kommen überhaupt nicht vor — so schlicht und einfach, daß die meisten Sekundaner sie rasch und ohne Mißbehagen ins Lateinische übertragen dürften. Das beigegebene Wörterverzeichnis umfaßt diejenigen (meist der Lektüre entnommenen) Wörter, die der Verf. nicht als bekannt voraussetzt. Mancherlei von den darin gebotenen Vokabeln und Phrasen ist nun freilich entbehrlich und überflüssig²⁾, dies „zuviel“ schadet aber wohl nicht, insbesondere wenn so die Möglichkeit geschaffen werden soll, die Übungstücke auch unabhängig von der Lektüre zu übersetzen.

Druck und äußere Ausstattung des Büchleins werden jedermann zufrieden stellen. Wir könnten froh sein, wenn uns lauter solche Hilfsmittel zu Gebote stünden.

Übungstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschluß an die Lektüre. Von Dr. H. Hammelrath und Dr. Ch. Stephan. IV. Heft: Wörterverzeichnis. Berlin 1903, Weidmannsche Buchhandlung. 45 SS. 8°.

Zu dem schon S. 37—38 dieser Zeitschrift besprochenen Übungsbuche von Hammelrath und Stephan erschien nun das dazugehörige Wörterverzeichnis, das nicht nur die den Sekundanern und Primanern unbekanntem Wörter enthält, sondern auch einzelne in früheren Klassen gelernte Ausdrücke, die seltener gebraucht werden. Mit Recht wurden hier und da auch ganze Wendungen aufgenommen, die unter den den Schülern unbekanntem Wörtern angegeben sind; wo es zweifelhaft war, was von einer solchen Fügung fremd sei, wurden sie an mehreren Stellen angeführt. — Bezüglich der Auswahl der einzelnen Vokabeln nahmen sich die Herausgeber vor, außer den Eigennamen in der Regel alles das wegzulassen, was der Schüler auf der Stufe, für welche das Übungsbuch berechnet ist, unbedingt zu wissen hat oder durch eigenes Nachdenken finden kann. Dieser Absicht sind sie aber meiner Meinung nach nicht völlig gerecht geworden; sonst hätten sie nicht Wörter in ihr Verzeichnis aufnehmen können wie S. 5 *vena* = Ader, S. 6 angesehen = *amplus*, *clarus*, S. 7 die Aufmerksamkeit auf etwas lenken = *animum advertere ad*, S. 11 Bestreben = *studium*, S. 13 Donner = *tonitrus*, S. 14 einräumen = *concedere*, S. 15 Elbe = *Albis*, S. 18 Fremdling = *advena*, S. 20 Geier = *cultur* usw. Wenn man nun anderseits mehrere mindestens ebenso unbekanntem Ausdrücke wie S. 3 'leidig', S. 4 'sich angelegen sein lassen', S. 5 'einschüchtern', S. 10 'über die Klinge springen lassen',

¹⁾ Zu beanstanden wäre höchstens die gehäufte Anwendung des Pron. 'derselbe' = er, z. B. S. 9, Nr. 12 die Fügung, 'von dem er behauptet, daß' (S. 3, Nr. 4), der Gebrauch des Subst. 'Vollbringung' (S. 13, Nr. 6) und der Wendung 'wohlbekannt mit' (S. 14, Nr. 19).

²⁾ So die Bedeutungen für: angesehen (S. 46), Landleben (S. 47), angrenzend (S. 43), Gefäßtheit im Reden (S. 48), rein — unbescholten (S. 49), die Bucht — der Seeräuber (S. 50), von Jugend auf (S. 51) u. v. m. — Hiingegen fehlen Angaben zu: Ungunst der Zeiten (S. 2), die Macht vollständig zertrümmern (S. 15), Privat- und Kriminalprozesse (S. 17), unzufrieden werden (S. 37), Staatsverwaltung — Politik (S. 39), das Leben aufs Spiel setzen (S. 45) u. dgl.

S. 24 'zum offenen Aufruhr kommen', S. 43 'sich zu Schulden kommen lassen' usw. vergeblich im Lexikon sucht, so ist das wohl eine Ungleichmäßigkeit, die freilich subjektiver Natur sein mag und nicht sehr ins Gewicht fällt; denn im ganzen und großen ist das Wörterverzeichnis doch als brauchbar zu bezeichnen.

Kaaden.

Dr. Josef Fritsch.

Sievers W., Süd- und Mittelamerika. 2. neubearb. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut. 1. Lfg. 1903.

Kurz nach Vollendung des Bandes Australien beginnt auch der im Jahre 1894 herausgegebene Band Amerika in neuer Auflage zu erscheinen. Der Verf. entschied sich für eine Trennung in zwei selbständige Teile, deren erster, von ihm selbst bearbeitet, Süd- und Mittelamerika behandeln soll, während E. Deckert im zweiten Nordamerika beschreiben wird. Dem ersten Bande fallen alle mittelamerikanischen Staaten und sämtliche Antillen, dem zweiten Mexiko zu. Wie in den Bänden Afrika und Australien, soll auch in den beiden neuen eine ländereckliche Darstellung Platzgreifen.

Wien.

J. Müllner.

Lehrbuch der Arithmetik nebst Übungsaufgaben von Th. Heller. I. und II. Teil. Ferner: Lehrbuch der Arithmetik mit zahlreichen Übungsaufgaben für Latein- und Realschulen von F. X. Steek und J. Bielmayr, neu herausgegeben von W. Pözl. 2 Teile. 12. Aufl. Kempten, Jos. Köselche Buchhandlung 1902.

Beide fast gleichzeitig und in demselben Verlage erschienenen Lehrbücher sind Bearbeitungen der Arithmetik für den Unterricht auf der ersten Stufe der Gymnasien und Realschulen auf Grund des im Jahre 1901 herausgegebenen Lehrprogramms des k. bayerischen Unterrichtsministeriums. In beiden wird ein streng methodischer Vorgang eingehalten und die überaus vielen Übungsaufgaben, die den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, werden insbesondere dem angehenden Lehrer eine wertvolle Unterstützung darbieten.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Textgleichungen geometrischen Inhaltes. Für den Gebrauch beim Unterricht entworfen von Dr. Th. Harmuth, Oberlehrer am kgl. Wilhelmsgymnasium zu Berlin. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Springer 1900.

Diese Textgleichungen beziehen sich auf Aufgaben aus der Planimetrie und der Stereometrie; sie sind sehr instruktiv und es kommen in ihnen außer den Gleichungen ersten und zweiten Grades auch bestimmte Gleichungen dritten Grades und unbestimmte Gleichungen ersten Grades zur Anwendung. Jede Aufgabe ist durch zwei Zahlenbeispiele

vertreten, wodurch eine namhafte Vermehrung des Übungsmaterials eingetreten ist. In der zweiten vorliegenden Auflage sind die Aufgaben für den planimetrischen Teil um 100, für den stereometrischen um 50 der Zahl nach vermehrt worden. Es wurden neu aufgenommen: Aufgaben über die Eigenschaften der Berührungskreise des Dreiecks sowie solche über harmonische Teilung; in dem stereometrischen Teile ist wesentliche Aufmerksamkeit den ein- und umgeschriebenen Körpern und der Vergleichung mehrerer Körper zugewendet worden. Die Auflösungen sind dem Buche ohne weitere Winke und Weisungen beigegeben. Sehr anerkennend hervorzuheben ist auch der Umstand, daß die Lösungen fast durchwegs zu einfachen ganzen Zahlen führen; ferner wird der Gebrauch des Buches wesentlich durch die verschiedene Bezeichnung der Aufgaben, welche durch Gleichungen verschiedener Grade gelöst werden können, gefördert. Für den Unterrichtsgebrauch erscheint dem Ref. die vorliegende Aufgabensammlung sehr geeignet.

Die Kontinuität des gasförmigen und flüssigen Zustandes
 von Prof. Dr. J. D. van der Waals. 2. Teil. Binäre Gemische.
 Mit 23 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1900.

Die Übersetzung des niederländischen Originals hat J. J. van Laar, Privatdozent an der Universität Amsterdam, veranstaltet. Es wird in dem Buche die Theorie eines Gemisches zweier Stoffe bearbeitet. In dem ersten Teile, welcher von der Molekulartheorie eines Körpers handelt, der aus zwei verschiedenen Stoffen besteht, wird die Kenntnis des Druckes in jeder homogenen Phase bei irgend einer Temperatur und für jedes gegebene Verhältnis beider Stoffe verlangt. Man muß aber hier besonders zwischen den stabilen und labilen Phasen unterscheiden und jene bestimmen, die zu derselben Zeit in demselben Raume bestehen können. Die Thermodynamik liefert diesbezüglich die entsprechenden Aufschlüsse. Es sind in diesem Abschnitte nur die Grundlagen der Theorie angegeben, die im Jahre 1889 von van der Waals der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam vorgelegt wurde, jedoch noch keineswegs zum Abschlusse gekommen ist. In den weiteren Abschnitten werden verschiedene Unterteile der Theorie näher erläutert, wobei sich der Verf. auf den Inhalt seiner Vorträge über Thermodynamik bezieht, soweit sie sich auf die Anwendung auf Gemenge beschränkt.

Es wird demnach die Zustandsgleichung aufgestellt, diese an den Beobachtungen geprüft; die Annäherungsgesetze für Gemische werden angegeben, dann auf die Gleichgewichtsbedingungen bei coexistierenden Phasen eingegangen, wobei auf die Arbeiten von Gibbs besondere Rücksicht genommen wurde. Ein eigener Abschnitt wurde der Betrachtung der kritischen Erscheinungen bei einem Gemenge gewidmet. Speziell werden auch die Gleichungen für den Fall aufgestellt, daß eine der Phasen eine verdünnte Gasphase ist.

Die vorliegende Arbeit, welche sich mit sehr schwierigen Problemen beschäftigt, die heute noch nicht vollends überblickt werden können, stellt einen sehr bemerkenswerten Beitrag zur Molekulartheorie dar. Durch die Heranziehung geometrischer Untersuchungen, namentlich der Fläche, welche die freie Energie eines Gemenges zweier Stoffe bei konstanter Temperatur darstellt, wurde die Darstellung einigermaßen erleichtert und anschaulich gemacht.

Wien,

Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

16. Schiller Wilhelm, Die römischen Altertümer an unsern Gymnasien. Progr. des evangel. Gymnasiums A. B. zu Hermannstadt 1900. 33 SS.

Schiller tritt für die Behandlung der Altertümer ein, weil sie ein Mittel bieten, das Geistes- und Kulturleben der Römer und Griechen zu erfassen. Er weist diese der Lektüre zu und sieht in ihnen Hilfswissenschaften zu den Schulautoren. Der Umfang des Erklärungstoffes wird bestimmt durch die Summe dessen, was in den Schulautoren oder in den meisten derselben als Altertumsmaterial erscheint; dabei sind nur die Umrisse, nicht ein eingehendes Detail zu geben. Verf. beschäftigt sich zunächst nur mit einem Teile der römischen Altertümer und deren Behandlung im Anschlusse an die Lektüre. Seine Forderung: sprachliche und sachliche Behandlung der Schriftsteller sollen sich ergänzen, nicht anschiessen, wird allgemeine Billigung finden. Nach kurzer Begründung gibt er S. 11 folgende Verteilung: IV. Klasse, Cäsar. Die taktische Gliederung des römischen Heeres; V. Kl., Livius. Allgemeine Bemerkungen über das römische Heerwesen. Die römische Bevölkerung und ihre Glieder. VI. Kl., Sallust, Cicero. Die römischen Staatsgewalten. VII. Kl., Cicero. Gerichtswesen und Religionsaltertümer. Die Grundzüge der Mythologie. VIII. Kl., Tacitus, Horatius. Privataltertümer. Literaturgeschichtliches. Diese Verteilung ist in unsern Gymnasium für die IV. Kl. tatsächlich durch den Anhang zu Cäsars b. G. von Kalinka erfolgt; auch für die übrigen Klassen läßt sie sich leicht durchführen. Die Anmerkungen S. 11 geben genauere Erklärungen für die zu behandelnden Punkte. — Richtig ist die Forderung, der Lehrer müsse vor Beginn der Lektüre genau feststellen, welche Altertümer in der zu lesenden Schrift besonders auftreten, müsse sich einen „Voranschlag“ machen und darnach seine Disposition treffen. Vgl. Geschwinds Zusammenstellung für die V. Kl. Was die Art der Behandlung betrifft, wird betont, daß das Zusammentragen und Zusammenfügen der Materialien mit und durch die Schüler geschehen soll und die Anschauungsmittel, die zum Inventar jedes Gymnasiums gehören müssen, emsig zu benutzen sind. Mit Recht wird hervorgehoben, daß ein Abriss oder Leitfaden der Altertümer, ausgestattet mit Abbildungen, besonderen Wert hat in den Händen der Schüler; er bietet den Stützpunkt der Belehrung und erleichtert Lehrer und Schüler die Aufgabe; vgl. die trefflichen Ausführungen von Isidor Krenn im Programm Melk 1876.

S. 15—33 bietet die römischen Kriegsaltertümer für die IV. und V. Klasse; die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und Gründlichkeit aus. Die Abhandlung Schillers sei allen Freunden der Realerklärung gelegentlich empfohlen.

Wien.

Dr. Johann Oehler.

17. Comparaison du théâtre de Racine avec celui de Corneille. Par Z. Szymanski. Progr. des Staatsgymnasiums in Nowy Sącz 1901. 11 SS.

Dieser Vergleich, zwar wenig neu in der Sache, ist von einer gewissen literarischen Feinfühligkeit. Manches ist glücklich gedacht, wenn schon nicht ebenso gut gesagt. Die Stellung Racines in der französischen Literatur findet gebührende Würdigung, Corneille wird jedoch ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung stark verkleinert. Gut bemerkt ist die ethische Verwandtschaft Corneilles mit Schiller; Goethes

bei weitem größere Natur läßt sich aber nicht ohne Vorbehalt Racine vergleichen. Der Verf. war beim Ausprägen seiner Gedanken stark behindert, denn die französische Sprache ist ihm nicht genug vertraut; manche selbst elementare Verstöße (*La poétique de Corneille remercie son origine plus à la raison . . .*) gegen den Sprachgebrauch und die Syntax (celui wird mit celui-ci verwechselt) sollen den Verf. bei künftigen Publikationen zu größerer Vorsicht mahnen.

18. Tieck und Shakespeare von Dominik Želak. Progr. der Staatsrealschule in Tarnopol 1901. 29 SS. (Fortsetzung.)

Der erste Teil dieser Abhandlung hatte wenig Ansprechendes; erfreulicherweise ist die Fortsetzung selbständiger und fruchtbarer. Želak zeigt, wie verschiedene Motive und Eigenheiten der dramatischen Technik: Gespenster, Musik, Theater auf dem Theater von Tieck nach Shakespeares Vorgang geformt wurden. Auch die Charakteristik der Personen ist seinem Muster nachgebildet, wenngleich die Wirkung bei Tiecks unzulänglicher Gestaltungskraft weit hinter dem Vorbilde zurückbleibt. Recht feine Beobachtungen teilt Želak über die Sprachbehandlung mit, namentlich ging die Figur der Wiederholung, von Shakespeare kunstvoll gesteigert, in Tiecks Form über. Endlich stehen ganze Szenen unter Shakespeares Einfluß. Želak hat diese Szenen einfach nebeneinander gestellt; die für solche Vergleiche nötige philologische Methode muß er sich noch aneignen. Alles in allem bedeutet die Arbeit einen erheblichen Fortschritt zu seinem ersten Versuche. Auch die Sprache ist sorgfältiger behandelt und verrät nunmehr selten den Fremden. Wenn Želak sich bescheidet, nur Eigenes zu bringen, wird er aufmerksame Leser finden.

Wien.

W. Duschinsky.

19. Simon Binder, Geschichte Abessinians vor der Einführung des Christentums (10 bis zirka 350 n. Chr.). Progr. des Privatschulgymnasiums zu Duppau in Böhmen 1902. 12 SS.

Wenn wir von dem im Vorjahr erschienenen Buche A. v. Falkeneggs über Abessinien vorläufig noch absehen, ist Abessinien in der deutschen Literatur bisher sehr stiefmütterlich behandelt worden. Es muß also der Versuch, das in Zeitschriften zerstreute Material zu sammeln und zusammenzufassen, freudigst begrüßt werden. Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes bringt auf 16 Seiten allerdings erst einen Anfang, dem nächstes Jahr eine Fortsetzung folgen soll. Er bespricht zuerst das „*Monumentum Adulitanum*“, die griechische Inschrift des Ptolemaeus Energetes, von der der Indienfahrer Kosmas (um 520 n. Chr.) für den König von Aksum eine Abschrift anfertigte. Der Verf. gibt uns dann eine Übersetzung dieser Inschrift und macht an der Hand anderer Forscher, namentlich D. H. Müllers, den Versuch, die in der Inschrift genannten Völkerschaften und Orte genauer zu bestimmen und auf die Verhältnisse des aksumitischen Reiches und seiner Beherrscher Schlüsse zu ziehen. Ebenso werden nach D. H. Müller, ohne daß der Verf. diesem Forscher in allem zustimmt, noch vier Inschriften besprochen: die Bilinguis von Aksum, die Königsinschrift von Aksum und die beiden Geez-Inschriften. Sie enthalten eine Fülle von geschichtlichen Angaben, die in geschickter Weise verwertet werden. Zum Schlusse dieses I. Teiles seiner Abhandlung bespricht der Verf. kurz und klar Schrift und Sprache.

Menschen, politische Zustände und die Religion der ältesten Zeit Abyssiniens. Die Abhandlung zeigt von gründlichen und eingehenden Studien des Verfassers und es kann der Fortsetzung dieser Arbeit mit Spannung entgegen gesehen werden.

20. H. Kurzwehnert, China, Land und Leute. Ein geographisches Charakterbild (mit einer Kartenskizze). Progr. des niederöstr. Landes-Real- und Obergymnasiums in St. Pölten 1902. 22 SS.

Der Hauptteil des vorliegenden Aufsatzes ist im wesentlichen ein knapper, fließend geschriebener und leicht übersehbarer Auszug aus dem grundlegenden Werke Bruno (nicht Rudolf) Navarras „China und die Chinesen“, das deshalb wohl bei den Quellenangaben mehr in den Vordergrund hätte gestellt werden sollen. Der Verf. will „den Laien, u. zw. in erster Linie den Schülern ein anschauliches Bild von Land und Leuten in China“ bieten. Dieses Ziel wäre so ziemlich erreicht, wenn nicht der äußere Aufbau der Abhandlung so unglücklich angepackt wäre. „Ich lade hiemit den Leser ein, mit mir im Geiste von Wien aus eine Reise in den Orient zu machen“. Nach diesen einleitenden Worten ist man auf eine Reisebeschreibung gespannt, die nicht geboten wird — denn schon in der 12. Zeile läßt uns der Verf. in Kalkutta landen und führt uns über den Himalaja, um dann zu erklären: „Haben wir dieses Gebirge überschritten, so befinden wir uns schon auf chinesischem Boden“. Ist der Aufsatz für Schüler bestimmt, so muß dieser Satz nur eine Begriffsverwirrung herbeiführen, denn China und chinesisches Reich sind ganz verschiedene Dinge. Was der Aufsatz bis zur sechsten Seite bietet, findet man in allen unseren geographischen Lehrbüchern — die ersten sechs Seiten wären also am besten zu streichen, wenn die Arbeit dem Titel entsprechen soll. Es folgt darauf eine Beschreibung der natürlichen Verhältnisse Chinas, Bodenbeschaffenheit, Flüsse, Städte durcheinander mit eingestreuten Bemerkungen über Industrie, Verkehrsverhältnisse usw. Dann folgt eine Besprechung der Bevölkerungsverhältnisse, der Sprache, des Staatswesens, der Stadt Peking, der politischen Einteilung, des Beamtenwesens und der Armen. Die folgenden Seiten über die äußere Erscheinung, Kleidung, Lebensweise, Wohnungen, gesellschaftliche Verhältnisse, die Rechtspflege, das Bettlerwesen, die Feste, die verschiedenen Religionen usw. sind ganz dem Werke Navarras entnommen, auf das auch die Schlußbemerkung über die Ereignisse des Jahres 1901 hinweist. Die beigegebene Kartenskizze ist belanglos.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

21. Dr. Ignaz Brommer, Versuch einer Morphometrie der pyrenäischen Halbinsel. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Cilli 1902. 46 SS.

Die Grundlage der äußerst mühsamen Untersuchung bildete eine Lohypsenkarte der Halbinsel, die der Verfasser unter Verwendung der Stielerischen Atlaskarte im Maßstabe 1:1,500,000 entwarf. Da die spanische topographische Aufnahme nur einen kleinen Teil des Landes umfaßt, mußten zur Gewinnung von Höhenangaben in den übrigen Gebieten ebensowohl die Denkschriften und Berichte der geologischen Kartenkommission wie die französische Karte (1:500,000) und der Atlas des Francisco Coello herangezogen werden. Für Portugal stand die Carta chorografica zur Verfügung. Die Halbinsel wurde in vier Teile zerlegt: in das iberische Tafelland, die Beckenlandschaften des Guadalquivir und Ebro, die Gebiete im Süden und Südosten und in die nord-

östliche Umwallung. Für jeden dieser Teile und seine Untergruppen bestimmte der Verf. durch planimetrische Anmessung der Isohypsenflächen und den Entwurf der hypsographischen Kurve die orometrischen Werte. Die Pyrenäenhalbinsel hat hienach einen Flächeninhalt von 584.000 km², ein Volumen von 374.000 km³ und eine mittlere Höhe von 640 m. Der letztere Wert übertrifft die mittlere Höhe Europas um mehr als 300 m. Er kennzeichnet die Halbinsel als überaus massiges Gebiet.

22. F. Banholzer, Die Frage nach dem Erdinnern und die Geographie. Progr. des I. deutschen Staatsgymnasiums in Brün 1902. 10 SS.

Die Arbeit ist eine Polemik gegen Ratzels Aufsatz „Die Kant-Laplacesche Hypothese und die Geographie“, in welchem dem Geographen das Recht aberkannt wird, die genannte Theorie zur Erklärung des Vulkanismus und tektonischer Vorgänge auf der Erde heranzuziehen, da die Erde „durch Vereinigung von unzähligen Meteoritenschwärmen entstanden sei“, mithin nicht schrumpfe, sondern wachse. Der Verf. weist auf Grund einer umfangreichen Literatur nach, in welchem Sinne von verschiedenen Geographen die Kant-Laplacesche Theorie gebraucht wurde, zeigt, daß hierbei nicht kritiklos vorgegangen wurde und verlangt für den Geographen das Recht, eine Hypothese, die es ermögliche, Erscheinungen auf der Erde in einfacher Weise zu erklären, solange festhalten zu dürfen, bis es möglich sei, eine besser bewiesene an ihre Stelle zu setzen. Da Ratzel eine solche nicht zu geben vermochte, sei sein Vorwurf ungerechtfertigt.

23. Dr. Hugo Ostermann, Zur Aussprache fremder geographischer Namen in der Schule. Progr. des deutschen Staatsgymnasiums in Prag-Altstadt 1902. 14 SS.

Der Verf. teilt die fremdsprachlichen erdkundlichen Namen in zwei Gruppen: in solche, bei denen eine Verdeutschung möglich ist, und in solche, bei denen dies nicht angeht. Die erste Gruppe umfaßt übersetzungsfähige Namen, eingebürgerte Nebenformen und in der Aussprache dem Deutschen angepaßte oder deutsch umschreibbare Bezeichnungen. Er tritt also beispielsweise dafür ein, daß alle Appellativa oder Adjektiva, die ins Deutsche übertragen werden können, auch deutsch wiedergegeben werden sollen. Das heißt statt Red River hat Roter Fluß, statt Freetown Freistadt zu stehen. Fremde Bezeichnungen für Berg wären entweder zu übersetzen oder wegzulassen. Gibt es Nebenformen der Namen, die der deutschen Sprache angepaßt sind, wie Kopenhagen statt Kjöbenhavn, so sind diese zu gebrauchen. Nach dem Lautwerte des Deutschen sollen ferner auch solche Bezeichnungen gesprochen werden, welche aus dem Lateinischen erst in die fremde Sprache übergegangen sind oder deren deutsche Aussprache bereits allgemein gebräuchlich geworden ist. In letzterem Sinne ist daher London oder Kalkutta so auszusprechen, wie es geschrieben wird. Hinsichtlich jener Namen, welche Nationen mit nicht lateinischen Alphabeten entstammen, habe Transkription mit durchwegs deutschen Lautwerten platzzugreifen. In allen Fällen, in denen auf keine Weise eine Verdeutschung möglich ist, möge die fremdländische Aussprache in rein deutscher Umschreibung u. zw. jedesmal, so oft der Name vorkommt, dem Namen beigelegt werden. Die Schule kann sich mit einer annähernd richtigen Aussprache zufrieden geben. Die Vorschläge des Verf. seien der Beachtung empfohlen. Sie würden, allgemein befolgt, zur Vereinfachung des fremdsprachlichen *Büchereiges* im erdkundlichen Unterrichte gewiß beitragen.

24. Dr. Alois Müller, Über die Berücksichtigung der Geologie im geographischen Unterrichte der VIII. Gymnasialklasse. II. Teil. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Oberhollabrunn 1902. 10 SS.

Kann man sich zwar mit den Ausführungen des II. Teiles, obsehon auch er in keiner Hinsicht Neues bringt, noch eher einverstanden erklären als mit denen des ersten (vgl. diese Zeitschr. 1902, S. 855), so möchte Ref. doch neuerdings auf den großen Unterschied zwischen der Theorie und dem wirklichen Schulunterrichte verweisen, der aus den bereits angegebenen Gründen geomorphologische Erörterungen nur im bescheidensten Anmaße zulassen wird. Die Arbeit enthält einige sachliche Irrtümer. So „müssen“ beispielsweise (S. 5) die „mächtigen Schutthügel“ des Innetales bei Innsbruck keineswegs als „Verwitterungsprodukte des Kalkes angesehen werden“. Schon die „Österr.-ungar. Monarchie“, auf deren Band Tirol und Vorarlberg sich hiebei der Verf. stützt, spricht von Nagelfluhfelsen und Moränen des Inngletschers. Die zahlreichen Arbeiten über diesen hätten dem Verf. wohl genauere Kenntnis über die Genesis der Gehängeformen nördlich von Innsbruck vermitteln können. Der Blick von Innsbruck nach Süden zeigt uns keine so ganz anders gestalteten Formen. Erheben sich doch auch dort aus Kalk zusammengesetzte Spitzen wie die Serles- und Kesselspitze. Daß der Text zum Charakterbilde „die Talsperne von Kronburg“ von V. v. Haardt stammt, sei nur nebenbei erwähnt. Die mesozoischen Gesteine beginnen am rechten Innufer schon bei Schwarz, so daß von da ab beide Ufer vom Kalk begleitet werden. Der Zellerece liegt nicht in einer Kreidemulde. Kreide tritt nicht einmal in der nächsten Umgebung auf. Wie schon W. Schjerning und erst kürzlich A. Penck nachgewiesen haben, verdankt der See lediglich glazialen Ursachen seine Entstehung. Hinsichtlich der Morphologie der Alpen sei auf Pencks „Alpen im Eiszeitalter“ verwiesen.

Wien.

J. Müller.

25. Prof. Karl Meusburger, Calcium-Carbid und Acetylen. Progr. des k. k. Gymnasiums in Brixen 1900. 40 SS.

Der recht lesenswerte Aufsatz ist in schöner und klarer Sprache abgefaßt und behandelt 1. Herstellung, 2. Eigenschaften des Calcium-Carbids, 3. das Acetylen und seine Eigenschaften, 4. die praktische Verwendung des Acetylens.

In 1 ist enthalten: Eine kurze Geschichte der Entdeckung und sachgemäße Erörterung der Darstellung des Carbids im elektrischen Ofen samt Beschreibung eines solchen Ofens. Leistung einer solchen Carbidfabrik am Niagara-fall 5000 kg täglich, je 100 kg zu zirka 90 Mk. Erzeugungskosten. Anführung einiger Ofenkonstruktionen. Dissoziation des Carbids durch die Hitze des elektrischen Lichtbogens. Bedingungen, unter denen man reines, gutes Carbid erhält. Chemischer Vorgang bei der Carbidbildung im elektrischen Ofen. Abhängigkeit der Gesteigungskosten von der Art der Kräftezeugung. „Für die nächste Zukunft ist ein bedeutendes Sinken der Carbidpreise nicht wahrscheinlich.“

In Abschnitt 2 kommt vor: Zusammensetzung des reinen und des in praxi verwendeten Carbids. Physikalische Eigenschaften desselben. Verhalten zu Metallen, zu Säuren und zu Wasser. Verwendung des Carbids zur Entwässerung von Alkohol und als Mittel gegen die Reblaus. Bei der Acetylen-Entwicklung ist hohe Temperatur zu vermeiden. Zusammensetzung des mittelst Carbids aus den Etschwerken auf der Töll bei Meran erzeugten Acetylens. Vorsichtsmaßregeln beim Aufbewahren und Transport von Calcium-Carbid. In Deutschland vom Posttransport

ausgeschlossen. Gefahren von luftdicht verschlossenen Behältern mit großer Wandstärke. Österreichische Verordnungen betreffend den Raum, in dem Carbid aufbewahrt wird. Luftbeständiges Carbid nach Orłowskys Patent und nach Meilt.

Unter Punkt 3 wird behandelt: Acetylen der einzige Kohlenwasserstoff, welcher direkt durch die Vereinigung seiner Elemente dargestellt werden kann. Wichtigkeit des unangenehmen Geruches von Acetylen für die praktische Verwendung desselben. Seine Löslichkeit in verschiedenen Flüssigkeiten. Salzwasser die beste Sperrflüssigkeit. Einfluß des Lichtes. Verflüssigung; große Vorsicht dabei geboten. Oxydation zu Oxalsäure, zu Essigsäure, Überführung in Äthylen. Verbrennungsprodukte. Verpuffung mit Chlor. Bildung von Cyanwasserstoff. Verhalten zu Metallen: „Metallisches Kupfer oder Kupfer enthaltende Legierungen werden durch trockenes Acetylen selbst bei Vorhandensein von Sauerstoff nicht angegriffen.“ (S. 28). Verhalten des Acetylen-Kupfers.

Das 4. Kapitel endlich bietet: Im Prinzip lassen sich alle Acetylen-Entwicklungsapparate auf vier Systeme zurückführen: Tropf-, Tauch-, Überschwemmungs- und Einwurfapparate. Die ersteren sind die schlichsten und nur etwa zu Fahrrad- und Wagenlaternen zu verwenden. Das Tauchsysteem eignet sich für kleinere Apparate und für Tischlampen. Das Überschwemmungssystem findet schon für größere Apparate Verwendung; die Explosionsgefahr dabei nicht ausgeschlossen; schon mehrere Unfälle vorgekommen. Für große Anlagen das Einwurfsystem an sich und auch bezüglich der Sicherheit das beste. Reinigung des Acetylens von den ihm beigemischten Gasen durch: a) Chlorkalk, b) salzsaure Kupferchlorfällung, c) Chromsäure. Brenner für Acetylen. 15fache Leuchtkraft des Leuchtgases. Vorteile des Acetylens gegenüber dem Leuchtgas: a) Unabhängigkeit von der Gasanstalt, b) das Licht ist ruhiger und kommt von allen bekannten Lichtarten dem Tageslichte am nächsten, c) die Luftverschlechterung ist geringer, sogar geringer als beim Auerlichte. Der allgemeinen Einführung der Acetylenbeleuchtung stehen entgegen die angebliche Giftigkeit des Gases und dessen explosive Eigenschaften. „Leuchtgas und Acetylen stehen in Bezug auf Gefährlichkeit so ziemlich auf derselben Stufe; das eine ist etwas giftiger, das andere etwas explosiver, und die Vorwürfe der Giftigkeit und Explosibilität, wie sie von manchen Seiten erhoben werden, sind weit übertrieben“ (S. 38). In Bezug auf den Kostenpunkt stehen von den in Frage kommenden Beleuchtungsarten nur das Auerlicht und das elektrische Bogenlicht billiger als die Acetylenlampe. Die erste größere Stadt, welche die Acetylenbeleuchtung eingeführt hat, ist Tota-Tovaros in Ungarn.

Mit der Besprechung des vom Acetylen ausgehenden Aufbaues von Aethylalkohol und mit dem Hinweise auf die große Bedeutung der Carbidfabrikation für Tirol, das eine Menge brachliegender Wasserkräfte besitzt, schließt die hübsche Arbeit ab.

26. Prof. Hynek Něm eček, O chromoforech strojených barvio organických. Progr. der Kommunal-Realschule in Laun 1899—1900. 38 SS.

Auf 38 Seiten werden besprochen: 1. Nitrofarbstoffe, 2. Azofarbstoffe, 3. Oxychinone und Chinonoxime, 4. Ketonimide und Hydraside, 5. Triphenylmethanfarbstoffe, 6. Chinonimidfarbstoffe, 7. Azinfarbstoffe, 8. Anilinschwarz, 9. Induline und Nigrosine, 10. Chinolin- und Akridinfarbstoffe, 11. Farbstoffe der Indigogruppe.

Wien.

Joh. A. Kail.

27. P. Dr. Andreas Pühringer, Ein Ausflug nach Carnuntum.
 Progr. des k. k. Stiftsgymnasiums zu Melk 1901. 7 SS.

Erfreulicherweise mehren sich die Anstalten, welche ihren Schülern durch den Besuch der alten Römerstadt Carnuntum Gelegenheit bieten, einen Begriff von einer alten Stadt und eine Vorstellung von einem römischen Lager zu gewinnen, ein Amphitheater zu schauen und die mannigfachen Funde im Museum zu besichtigen. So haben auch die Schüler der V. Klasse am altherwürdigen Stiftsgymnasium zu Melk die Fahrt unternommen und unter Führung Pühringers in voller Frische die ihnen reichlich gebotene Belehrung genossen trotz der anstrengenden 12stündigen Fahrt. Pühringers frisch geschriebener Bericht über diese gelungene Schülerfahrt ist recht geeignet, auch andere Lehrer zu gleichem Unternehmen anzuregen, zugleich ein Vorwurf für viele Anstalten Wiens, die trotz der Nähe Carnuntums diese alte Stadt noch nicht besucht haben und sich von weit entfernten Gymnasien überfüßeln lassen.

Wien.

Dr. Johann Oehler.

Professor Otto Hirschfeld.

Zum 60. Geburtstage.

Am 16. März d. J. feierte der Professor der alten Geschichte an der Berliner Universität, Dr. Otto Hirschfeld, seinen 60. Geburtstag. Mehr als ein Decennium hat der Jubilar an österreichischen Universitäten gewirkt und sich um die Pflege der römischen Altertumskunde und die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für die Wissenschaft und Schule dauernde Verdienste erworben. In Königsberg am 16. März 1843 geboren, absolvierte er daselbst das Gymnasium und die Universität, an welcher er sich vorzugsweise philologischen und historischen Studien widmete — ein Semester studierte er auch in Bonn — und im Jahre 1863 zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Nachdem er einige Zeit in Berlin und zwei Jahre auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien zugebracht hatte, habilitierte er sich 1869 als Privatdozent der alten Geschichte in Göttingen. Durch seine Erstlingsarbeiten, seine Dissertation „de indigitamentis et devinctionibus amatoris apud Graecos Romanosque“, seine Arbeiten über die afrikanischen Priesterhäuser („J. sacerdoti dei municipi Romani“) und die römische Getreideverwaltung („das aerarium militare in der römischen Kaiserzeit“), und durch seine Lehrtätigkeit erlangte er bald so großen Ruf, daß er, von hervorragenden Autoritäten wie Mommsen, Waitz und Sanppe als Mann von Talent und bedeutenden Kenntnissen und einer seltenen Lehrgabe empfohlen, im Jahre 1872 auf die neuerrichtete Lehrkanzel der alten Geschichte nach Prag berufen wurde; 1875 erhielt er die Professur der alten Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik in Wien, wo er bis 1885 verblieb. Schon 1873 wurde ihm die Lehrkanzel in Kiel an Stelle Alfred von Gutschmids angeboten, 1875 erging an ihn die Berufung nach Halle, 1878 nach Göttingen, 1884 nach Straßburg — in den beiden letzten Fällen als Nachfolger Nissens — allein er blieb Österreich getreu; als jedoch 1885 der Ruf an ihn erging, an der Seite Mommsens zu wirken und diesen seinen Lehrer zu vertreten, vertauschte er den ihm liebgewordenen Wirkungskreis in Wien mit der Lehrkanzel in Berlin.

Mit Alexander Conze ist Otto Hirschfeld der Begründer des archäologisch-epigraphischen Seminars an der Wiener Universität, jenes Musterinstituts, das auch außerhalb Österreichs sich eines

geachteten Rufes erfreut. An den vorbereitenden Arbeiten hatte Otto Benndorf, Hirschfelds Kollege in Prag, lebhaften Anteil, der dann als Nachfolger Conzes mit Hirschfeld das Seminar rühmlich geleitet hat. Aber nicht nur um Lehre und Wissenschaft, sondern auch um die Erhaltung und Erforschung der Reste römischen Lebens und römischer Kultur, an denen Österreich-Ungarn so reich ist, hat er sich hervorragend verdient gemacht. Die römischen Inschriften Siebenbürgens und Dalmatiens fanden in ihm ihren Sammler und Erklärer, namentlich war es aber die nahe bei Wien gelegene Stätte von Carnuntum, der sein besonderes Augenmerk zugewendet war und für die er unermüdlich das Interesse zu wecken verstand, das dann durch die unter seiner wesentlichen Mitwirkung erfolgte Gründung des Vereines „Carnuntum“ dauernd gesichert wurde. Durch sein grundlegendes Werk „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte“, durch seine Mitarbeit an dem großen Inschriftenwerk, dem von der Berliner Akademie herausgegebenen Corpus Inscriptionum Latinarum, ist er in Fachkreisen zu großem Ansehen gelangt. Die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler hat er sich aber durch seine hingebungsvolle Teilnahme an ihren Arbeiten und ihren Geschicken gewonnen und über die Studienzeit hinaus erhalten; sein offenes und liebenswürdiges Wesen, nicht zum mindesten die schöne Gastlichkeit seines von edler Frauenhand geleiteten Heimes haben ihm auch in Kollegenkreisen und darüber hinaus treue Freunde erworben.

Als Hirschfeld von Wien schied, wurde ihm die allerhöchste Anerkennung „seiner vorzüglichen lehramtlichen und wissenschaftlichen Leistungen“ ausgesprochen; von Schülern, Kollegen und Freunden wurde ihm eine von Scharff meisterhaft geprägte Medaille gewidmet. Mit der Berufung nach Berlin wurde er zum Mitglied der preussischen Akademie der Wissenschaften gewählt; außerdem ist er Mitglied der Zentralkommission des deutschen archäologischen Instituts.

Zum 60. Geburtstag wurde „dem Forscher und Lehrer“ von „treuen Freunden und dankbaren Schülern“ eine Festschrift gewidmet, die unter dem Titel „Beiträge zur alten Geschichte und griechisch-römischen Altertumskunde“ 63 Aufsätze enthält, die ein Bild der vielseitigen Forschertätigkeit Hirschfelds bieten, da sie zumeist auf seine Arbeiten Bezug nehmen. Das vorangehende Widmungablatt weist 136 Namen von Freunden und Schülern auf; an der Spitze der Beiträge steht ein Aufsatz des Altmeisters Mommsen: „Über die Erblichkeit des Decurionats“. Sowohl unter den Widmenden als unter den Beitragenden sind außer Deutschland und Österreich auch Frankreich und Italien durch eine Reihe klangvoller Namen (wie Cagnat, Héron de Villefosse, C. Jullian, S. de Ricci, G. Lumbroso) vertreten; verhältnismäßig stark ist die Beteiligung aus Rumänien (es sind zehn Widmende, davon einer, Tocilescu, mit einem Beitrag). Die Widmungstafel weist 41 Österreicher (darunter auch der Unterrichtsminister W. v. Hartel, die Hofräte Gompers, Benndorf, Bormann usw.), die Liste der Mitarbeiter 15 auf; diese Zahlen erhöhen sich auf 44 und 18, wenn man die jetzt im Auslande wirkenden Wiener Schüler: Domaszewski in Heidelberg, Löwy in Rom und Studniczka in Leipzig mitsählt.

Die Überreichung der Festschrift fand, wie ich freundlicher brieflicher Mitteilung H. Dessaus verdanke, durch eine Anzahl in Berlin wohnender Mitarbeiter unter Führung Theodor Mommsens am Vermittag des 16. März in der Wohnung Hirschfelds statt. Es waren im ganzen zwölf Herren einschließlich des aus Leipzig eingetroffenen Prof. Studniczka und des Buchhändlers Vollert erschienen, von den Berlinern die Professoren Dessau, in dessen bewährten Händen die Redaktion des Festbandes lag, H. Dressel, B. Kübler, C. F. Lehmann u. a. Mommsen hob in seiner Ansprache an den Jubilar die nun 40jährige Dauer der Freundschaft hervor, die durch keinen Mißton jemals getrübt

worden sei, und betonte, daß, wie er selbst, so auch Hirschfeld dem gemeinnützigen Unternehmen des *Corpus Inscriptionum Latinarum* Opfer gebracht habe. Ohne das C. I. L. wäre, wie der 4. Band der römischen Geschichte, so auch der 2. Band der Untersuchungen zur Verwaltungsgeschichte längst geschrieben worden. In seiner Erwiderung gab Hirschfeld dem Glück Ausdruck, seinen alten Lehrer auch an diesem Tage noch bei sich zu haben. Prof. Studniczka sprach im Namen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Wiener Universität, übermittelte dessen Glückwünsche, überreichte aber auch im eigenen Namen den Anfang einer H. von ihm gewidmeten Publikation über den Triumphbogen des Cottius. Prof. Dessau erwähnte aus der Vorgeschichte der Festschrift, daß, bei einer nicht hinwegzuleugnenden Abneigung gegen Festschriften im allgemeinen, doch alles darin einig gewesen sei, daß gerade Hirschfeld eine gewidmet werden müsse, und daß sich keineswegs alle „treuen Freunde und dankbaren Schüler“ beteiligt hätten, die Festschrift wäre sonst zu groß geworden. Man hätte es vorgezogen, ihr eine gewisse Homogenität zu geben, in der Meinung, daß sie dadurch an Wert gewinnen würde. Es fehlten auch manche der treuesten Freunde und wirksamsten Mitarbeiter H.s., weil sie durch andere Arbeiten überhäuft, zu spät gekommen seien.

Die Festschrift repräsentiert sich, zumal in ihrer würdigen und schönen Ausstattung, als prächtiger Band: er ist über 82 Bogen stark, geziert mit einem Bildnis Hirschfelds nach einem neuen Stich des jüngeren Jacobi. Indem wir uns vorbehalten, auf den Inhalt der Festschrift gelegentlich zurückzukommen, sei hier nur erwähnt, daß schon das Verzeichnis der Beiträge, zumal das folgende Sachregister — ein Vorrat dieses Bandes — zeigt, daß mit Hirschfelds Namen nicht nur ein stattlicher, sondern auch ein wertvoller Sammelband hier dauernd verknüpft ist, der eine Bereicherung der von dem gefeierten Gelehrten mit so viel Erfolg gepflegten Altertumswissenschaft bedeutet, die sich von ihm selbst noch manche wertvolle Gabe erhoffen darf. Daß Otto Hirschfeld die Schaffenskraft und Arbeitsfreude noch lange Jahre unvermindert erhalten bleiben, ist der innige Wunsch, in den gewiß auch die in der Festschrift nicht Vertretenen seiner treuen Freunde und dankbaren Schüler einstimmen werden.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

Entgegnung.

In dem XI. Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift bricht Herr Dr. Hergel über meinen Kommentar zu Platons Apologie im leidenschaftlichsten Tone den Stab, vor allem, weil er es den Schülern viel zu leicht mache. Herr H. übertreibt und verkennt den Gesichtspunkt, von dem aus der Kommentar gestaltet ist. Nach meiner Überzeugung hat die Platolektüre die Aufgabe, dem Schüler ein Verständnis der sokratisch-platonischen Weltanschauung zu vermitteln. Dieses Ziel, das mit dem Erlasse des deutschen Kaisers vom 26. November 1900 im Einklange steht, erfordert eine umfangreichere Lektüre und kann nur erreicht werden, wenn Lehrer und Schüler ihre ganze Kraft einsetzen. Daher ist die hochgehende sittliche Entrüstung des Herrn H. und sein Eifern gegen „die verlockende Giff Frucht“ eitel viel Lärmen um nichts.

Es folgen mancherlei Ausstellungen, zum Teil ohne Begründung. Ich kann daher nur auf zwei Arten eingehen. Daß mein Kommentar an „Unklarheiten und Irrtümern nicht arm“ sei, soll unter freigeübiger Anwendung von Ausrufungszeichen an sechs Stellen dargetan werden. Die

drei ersten Ausrufungszeichen bekommt der hervorragende Platokenner M. Schanz mit ab, denn er erklärt die beiden Stellen ebenso. — Meine Bemerkung zu *πολλά ἤδη ἔτη καὶ οὐδὲν ἀληθὲς λέγοντες* II p. 18 b bezieht sich lediglich auf *καὶ*. Da dies doch nur zwei Begriffe verbinden kann, so kann doch nicht von drei Momenten gesprochen werden; *πολλοὶ* (*κατηγοροὶ γεγόνασι*) hinzunehmen, ist gegen alle Logik. — Bei der von Christ in den letzten Worten von III angewandten Interpunktion ist es unmöglich, die Stelle anders zu erklären und zu übersetzen, als ich es getan habe. — X p. 23 d war meine Begründung zu widerlegen, daß an dieser Stelle *τις* nicht mit *Σωκράτης* verbunden werden könne. Daß II p. 18 b *τις Σωκράτης* steht, wußte ich auch. — Die Anmerkung zu *ὄμως δὲ* XIV p. 26 b erklärt lediglich, wie *ὄμως* hieher kommt, und gibt so zu dem Tadel des Herrn H. keinen Anlaß. — Meine Anmerkung zu *καὶ νεώτερον κ. πρ.* XVII p. 30 a weist auf eine jedem Philologen bekannte sprachliche Erscheinung hin. — Die Fassung meiner Anmerkung zu *προύσαυτες* XVIII p. 31 a sowie die im Kommentar unmittelbar vorangehende Anmerkung zeigen ganz deutlich, daß ich in der vorliegenden Stelle einen Vergleich der athenischen Bürgerschaft mit einem Rosse keineswegs annehme. Übrigens ist Herr H. im Irrtume, wenn er glaubt, daß „hier von einer Fliege gesprochen wird“.

An fünf Stellen soll nachgewiesen werden, daß „häufig von der wörtlichen Übersetzung ohne Zwang abgewichen wird“. Auch in dieser Beziehung herrscht bei Herrn H. große Unklarheit. Er bringt unter diese Rubrik auch Übersetzungen, bei denen es sich um eine verschiedene Auffassung handelt, und hält für wörtlich, was gar nicht wörtlich ist. X p. 23 d übersetzt der Kommentar *κατάδηλοι γίνονται* „es wird von ihnen dargetan“, *προσποιεῖσθαι* „sich anmaßen“. Dafür verlangt Herr H. „entlarvt werden“ und „sich die Maske aufsetzen“. So kommt die Übersetzung heraus: Die Wahrheit mögen sie nicht sagen, daß sie nämlich entlarvt werden, daß sie sich die Maske aufsetzen, ein Wissen zu besitzen, während sie gar nichts wissen.

Der Herabsetzung meines Kommentars gegenüber darf ich wohl darauf hinweisen, daß derselbe von der Kritik sehr günstig beurteilt worden ist und auch bei hochangesehenen Schulmännern warme Anerkennung gefunden hat.

Gera.

Gustav Schneider.

Erwiderung.

Wer sich um die Sache interessiert, hat ja Gelegenheit selbst zu prüfen.

Aussig.

Dr. G. Hergel.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die neuen Bruchstücke der Sappho und des Alkaios.

(Fortsetzung.)

Die Erforschung unserer Bruchstücke ist, seitdem Fr. Blas die Berliner Papyri einer Überprüfung unterzogen hat (*Hermes* Bd. XXXVII, 456 ff.), in ein neues Stadium getreten. Das Ergebnis der Arbeit, bei der auch der Entdecker W. Schubart mitgeholfen, ist sowohl in Hinsicht der Feststellung der Schriftzeichen von Bedeutung, als auch durch die konjekturalen Beiträge des Erstgenannten. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, meine eigenen Aufstellungen im 4. Hefte des Jahrganges 1902 dieser Zeitschrift an denjenigen Stellen, wo durch die Nachkollation Neues zutage gefördert wurde, einer Revision zu unterziehen. Mancherlei Gewinn erwuchs auch aus J. Fraccarolis Abhandlung im *Boll. di fil. class.* VIII, Maggio 1902. Endlich haben sich mit dem neuen Funde noch beschäftigt F. Solmsen im *Rhein. Museum* Bd. LVII, 328 ff., Th. Reinach *Revue des ét. gr.* 1902, 60 ff., Wörpel *Wochenschr. f. kl. Philol.* 1902, Nr. 21, S. 588 ff. und zwei italienische Gelehrte in der Zeitschrift *Atene e Roma* V, Nr. 40—42, S. 541 ff.

Aber es ist noch ein zweiter Grund vorhanden, weshalb ich zu derselben Sache noch einmal das Wort ergreife. Ich habe in meiner ersten Arbeit mich allewege von der Voraussetzung leiten lassen, daß bei Sappho in Sprache und Gedanken die größte Einfachheit und Klarheit gewaltet habe. Diese Ansicht hegt auch Blas. „Die Gedichte der Sappho“, sagt er a. a. O. S. 472, „müssen eine ganz leicht verständliche und unmittelbar eingehende Lektüre gewesen sein, ganz anders als die des Alkman, Pindar und Horaz, welche sämtlich eine gewisse studierte Kunst hineinbringen, die das Verständnis erschwert“. Vielleicht gelingt es mir nun in den folgenden Ausführungen, in diesem Sinne in der dichten

Finsternis noch einige Schritte weiter vorzudringen. Wenn nicht, so mögen sie doch als Anregung zu weiterem Tasten und Suchen hingenommen werden.

Im 3. Verse des ersten Fragmentes stellt Blasß als richtige Lesung fest: ΤΟΔ' ΕΕΙ'ΤΤ' [-- ; wir atmen auf, da wir dadurch der monströsen Form *έέν[υεπεν* ledig werden. Den Rest der Zeile füllt er mit *έειπ[έ μοι* aus. Ich ergänze nunmehr *έειπ[' ύμοι*. *ύμοι* = *όμοϋ (άμα)*, das Blasß am Ende von V. 13 entziffert und mit CIG III 4727 (Meister I 194) belegt hat. Dann läge also der nämliche Sinn vor, wie in dem Ovidischen *singultu medius impediēte sonos* (Trist. I 3, 42). Vgl. noch zum Überflus Xenoph. Cyr. I 4, 11 *έδίδου τε άρα τοις παισι και άμα έλεγεν* und VIII 4, 23 *γελώντων δέ άμα είπεν*.

V. 8 und 10 sind MEMNAICΘ und OMNAICAI des Pap. mit Blasß und Solmsen einfach in MEMNACΘ und OMNACAI zu korrigieren. An meiner erstmaligen Deutung des vermeintlichen Plurals *μέμναισθε* halte ich nicht mehr fest: *μέμνασθ'* ist vielmehr infin. imperat. Das Ganze von V. 4 an stellt Blasß jetzt so her:

*χαίροις' έργεο κάμεθεν
μέμνασθ'· οίσθα γάρ ώς σε πεδήπομεν.
αι δέ μή, αλλά θέλω θέλω
όμνάσαι, [τὸ δ' ά]μ[ελ]ψεαι
ίθ[υς· „πόλλα τε και κάλ' έπάσχομεν“.
πίόλλοις γάρ στεφά]νοις Ιων usw.*

Davon ist *θέλω θέλω* ein *εύρημα* ersten Ranges. Es wird nicht bloß dem verfügbaren Raume des Papyrus vollkommen gerecht, sondern ist auch mit Anacreontea 11, 12 (außerdem noch 12, 1; 8, 3, 9 und 19) trefflich beglaubigt. Dagegen will mir anderes nicht recht gefallen. Wenn man hört *άλλά θέλω όμνάσαι*, nicht auch, woran Sappho erinnern will, so ergänzt man natürlich aus V. 7 *έμεθεν*. Also: „gedenke mein, wenn aber nicht, so will ich dich (meiner) erinnern“. Aber das wäre prosaisch und auch Blasß hat daran gewiß nicht gedacht. Haben wir daher als Objekt zu *όμνάσαι* vielmehr *ώς σε πεδήπομεν* zu ergänzen, so muß jedermann die Worte *τὸ δ' άμείψεαι* | *ίθυς· „πόλλα τε και κάλ' έπάσχομεν“* ganz hinwegwünschen. Sie legen sich störend dem geraden Verlaufe der Gedanken in den Weg und sind auch an sich recht matt. Man vergesse weiter nicht, daß Sappho einfach berichtet, was sich zwischen ihr und dem Mädchen zugetragen hat (*κατελίμπανεν* 2, *έειπε* 3, *άμειβόμαν* 6). Wie soll dazu das Futurum *άμείψεαι* passen, das doch nur dann zulässig wäre, wenn sich die Dichterin den bevorstehenden Abschied vor Augen stellte? Da nun aber Blasß V. 5 . M . . ΨΕAI für ziemlich sicher erklärt, so gebe ich mein *ά τὸ λείψεαι* auf und ergänze jetzt:

δυνασαι [σ', δσ' ἀ]μ[ε]ψει,

ἀμείβεσθαι natürlich in der Bedeutung von 'in Tausch geben, dahingeben, verlassen', wie bei Platon Apol. 87 D ἄλλην ἐξ ἄλλης πόλεως ἀμειβομένην ζῆν. Was die Form δσα anlangt, so lesen wir sie auch fr. 95 δσα φαίνολις ἐσκέδασ' αἰώς, daneben freilich auch δσσα fr. 1, 26 δσσα δέ μοι τέλεσσαι θυμός ἰμέρρει, τέλεσον: hier entschied eben das metrische Bedürfnis, wie an der zweiten Stelle auch τέλεσον neben τέλεσσαι lehrt. Ich akzentuiere endlich δυνασαι nicht δυνᾶσαι, obwohl es inf. aor. act. ist (nicht, wie Solmsen will, imper. aor. med.), denn das in der neugefundenen Ode auf den Bruder ¹⁾ überlieferte ἀνίαν λύγρον (gen. plur.) lehrt, daß die äolische Retraktion des Akzentens von den Grammatikern ohne jede Rücksicht durchgeführt wurde.

Wir kommen nunmehr zu dem strittigen zweiten Buchstaben in V. 11. In meiner Vermutung, es sei ein aus O korrigiertes C, werde ich durch die genaue Beschreibung des Schriftzeichens durch Blas nur bestärkt. Er berichtet S. 460: "... dann ein O, mit etwas wie der Mittellinie des Θ, doch an das Oval angesetzt und dann nach rechts geführt". Es ist bekannt, daß das Sigma der nach rechts geneigten Unziale aus einem schmalen Halboval besteht, an das oben ein von links nach rechts schräg verlaufender kurzer Querstrich angesetzt ist. Hatte nun der Schreiber irrigerweise statt C ein O geschrieben, wie umgekehrt V. 14 in -θηκας statt -θήκαιο ein C statt O, so bestand die einfachste Verbesserung ins Sigma darin, an dieses O jenen Querstrich anzusetzen²⁾. Jedenfalls steht jetzt soviel fest, daß das, was wir sehen, weder ein Θ noch ein O ist, sonach die beiden Konjekturen von Blas ἰθυς und ἰοις keine höhere Berechtigung beanspruchen können als mein ἰσθ'. Daß dieses ἰσθ' paßt, da es aus δυνασαι wie von selbst herauswächst, daran halte ich fest: der Einwand Fraccarolis, es sei wegen des οἰσθα in V. 8 anstößig, ist nichtig, denn sonst müßte auch V. 5 -λιμπάνω nach V. 2 -λιμπανεν, V. 8 δυνασαι nach V. 8 μέμνασθ' anstößig sein. Solche nicht störende Wiederholungen sind vielmehr eben ein Kennzeichen jener einfachen Diktion.

V. 12 ist der von Blas leise geäußerte Zweifel, ob man mit Rücksicht auf Athen. XV 676 E δεῖξαι γὰρ οὐκ ἔχεις, ὅτι διαλελυμένως τις εἶρηκε ῥόδων στέφανον καὶ ἰων στέφανον überhaupt sagen dürfe στεφάνοις ἰων καὶ βρόδων, gänzlich fallen zu lassen: der Genetiv steht auch Simonid. fr. 10, 2 ἢ στεφάνοισι ῥόδων ἀνεδήσατο νίκας.

¹⁾ The Oxyrhynchus Pap. part. I (London 1898), Tafel II.

²⁾ Ich erinnere daran, daß bei Bakchylides 5, 160 irriges o in α dadurch korrigiert erscheint, daß an das o ein von links nach rechts gehender langer Querstrich angesetzt ist: ΤΟΙΔ' ~ ΤΟΔΙΔ (= τοιδ' ~ τῶδ').

V. 13 muß auch jetzt noch für unerledigt gelten, da Blas' Konjekturen *ἀκίνω τ' ὅμοι* (aus *ακίων γ υμοι*) auf der Voraussetzung eines Schreiberfehlers beruht. Dagegen spricht im folgenden Vers sein Vorschlag *κάννήτω* sehr an (Alc. fr. 36).

V. 17 ist mit Blas jetzt *ἀνθέων ἡαρίνων* zu lesen. Außer an den von ihm selbst zitierten Stellen (Hom. B 89 und Simonid. fr. 57, 2) steht es in Verbindung mit *ἀνθεα* auch noch in dem Dichterfragmente bei Athen. XV 682 c.

Neu hergestellt sind von Blas auch V. 18 ff.:

καὶ πόλλω[. . . .]ς μύρω
βρενθείω β[ασιληί]ω
20 ἐξαλείψω . . .

Durch die Dative sind wir der Notwendigkeit enthoben, eine sonst nicht nachweisbare Konstruktion anzunehmen: *ἐξαλείφωμαι φιάλαν* (z. B.) *μύρου* 'ich versalbe an mir eine Schale von Myrrhenöl'. Jetzt ist alles in Ordnung gebracht, nur die Lücke nach *πόλλω* und der Rest von V. 20 ist noch zu ergänzen. Blas erblickt in einem Haken vor *μύρω* den Rest eines C und ergänzt daher zweifelnd *θάμακίς* und dann V. 20 *ἐξαλείψω καλλίκομον κάρα*. Ich vermissе die Erwähnung der Brust: Alc. fr. 36 *καὶ δὲ χεράτω μύρον ἄδυ κατ τῷ | στήθεος ἄμμι*, 42 *κατ τὰς κόλλη παθοίσας κεφάλας κακχεάτω μύρον | καὶ κατ τῷ κόλλη στήθεος*, Archiloch. 80 *ἐσμυρισμένα κόμας καὶ στήθεα*, Anacr. 9 *στήθεα χρυσάμενος μύρω*. Nun läßt sich aber *στήθεα* und *στέφρα* aus metrischen Gründen nicht unterbringen¹⁾. Vielleicht genügt indes *δέραν* oder *αύχένα*. Daß die Alten zwischen dem obersten Teile der Brust und dem genannten Körperteile keinen strengen Unterschied machten, zeigt Anacr. fr. 39, der dieselben *ὑποθυμίδες*, die hier und sonst um den Hals getragen werden, um die Brust gelegt sein läßt (*πλεκτὰς δ' ὑποθυμίδας | περὶ στήθεσι λατίνας ἔθεντο*), und Athenaeus XV 674 D, der diese Stelle des Anakreon zusamt mit der unsrigen als Belege dafür vorbringt, daß die Alten mit den *ὑποθυμίδες* den *τράχηλος* zu umwinden pflegten. Ich vermute also vorläufig:

καὶ πόλλω [λιπάρω]ς μύρω
βρενθείω βασιληίω
20 ἐξαλείψω κα[ὶ κάρα καὶ δέραν (od. καύχένα)].

Eines Wortes der Widerlegung bedarf hier noch Blas' Behauptung, daß es sich nicht um ein Symposion handle, wie ich behauptet hatte. Aber nach Athen. II p. 46 A war der Zweck der

¹⁾ Zur direkten Bezeichnung der Brust vermag ich nur ein Wort in Vorschlag zu bringen, *τιθία*: vgl. Antiphanes bei Athen. XV 689 E (= 58 K.). Also V. 19 [*πλοκάμοις*] und V. 21 *κάλα τε τῖθια*. In die verliebte Sprache der Sappho würde das Wort wohl passen: aber ich halte es doch noch zurück.

Salbung mit *μύρον*: *μὴ βλέπτεσθαι ἀπὸ τῆς τῶν οἴνων ἀναθυμιάσεως* und denselben Zweck hatten auch die Kränze: Athen. XV 675 E *μυροσίνης στέφανον τὴν οἴνων ἀναθυμιασιν ἀποχρονόμενον*.

V. 21 schreibt Blas:

*καὶ στρώμ[ας ἀπὸ μαλθάκας
ἀπάλαν παρ' [ἔμοι χέρα
ἐξίης ποθέ[σαισα πότον γλύκν (?).*

Aber das Bild des faulen Mädchens, das auf den Teppich hingestreckt sich von ihrer Lehrerin bedienen läßt, will mir nicht behagen. Ferner hat Blas übersehen, daß ich *ἀπαλός* als Epitheton der *στρωμνά* aus Pollux *Onom.* X 42 nachgewiesen habe. Ich verwende nun zur Ausfüllung der Lücken das *fr.* 50 *ἔγω δ' ἐπὶ μαλθάκην | τύλαν σπολέω* (= *στελεῶ*) *μέλεα* und zwar so:

*καὶ στρώμ[αν ἐπὶ πόλλακι
ἀπάλαν παρ' [ἔμοι σπόλεισ',*

also *στέλλομαι* s. v. a. *μέλεα στέλλω* und *σπόλεισα* = *σταλείσα*. Ferner ist *πόλλακι* jedenfalls notwendig wegen *πόλλοις* 12, *πόλλαις* 15, *πόλλω* 18. Die Elision des *a* am Schlusse des Verses wie *fr.* 18 *αἰδώς κέ σ' οὐ κίχανεν ὄπκατ', | ἀλλ' ἔλεγες περὶ τῷ δικαίῳ*. Daß nämlich mit V. 22 der Satz sprachlich nicht abgeschlossen ist, ergibt sich daraus, daß an der Spitze des folgenden Verses die Verbalform *ἐξίης* ohne jede anknüpfende Konjunktion erscheint.

Für die Fortspinnung des Gedankens muß weiterhin als entscheidend gelten, daß der Sinn von *παρ' ἔμοι* durch V. 14 *παρ' ἔμοι περεθήκαο* festgelegt ist. Es heißt nicht etwa „neben mir“, sondern „bei mir“, d. i. „in meinem Hause“. Um nun den Gedanken zu Ende zu führen, ziehe ich die schöne Stelle zu Beginn der *Patrokleia* heran. Wie dort das Kind in Tränen aufgelöst ist, weil die eilende Mutter es nicht mitnehmen kann, in ähnlicher Weise wirft sich hier das Mädchen, dem Sappho auch Mutter ist — *fr.* 38 *ὥς δὲ παῖς πεδὰ μάτερα πεπτερόγῳμαι* —, sooft diese allzu lange außer Hause weilt — der ganze Nachdruck liegt auf *ποθέ[σαισα* —, auf das Lager und vergießt bittere Tränen, dieselben, die sie dann später (oben V. 2 *ψισδομίνα*) beim Abschiede weint. V. 23 mag also etwa gelautet haben:

ἐξίης ποθέ[σαισά με δάκρυα oder *μ' ἄβροισ γόοις*.

Zu *ἄβροισ γόοις* vgl. Aesch. Pers. 541 *αἰ δ' ἄβρόγοοι Περόιδες*.

Daß wir uns mit dieser Herstellung auf richtiger Fährte bewegen, lehrt der Rest des Gedichtes. Keinen Schritt durfte Sappho tun, ohne *Atthis* mitzunehmen:

κοῦτε τις [γάμος οὔτε τι: Blas]

20 *Ἴρον οὐδ' ὄ [~ - ~*

ἐπλετ', οἷ [κε λίποισά σ' ἀπωρόμαν,

οὐκ ἄλσος [~ ~ ~ ~ ~

Nämlich V. 26 ändere ich Blas' Vorschlag οἱ προλίποισά σε κ' ὤχουσαν im Hinblicke auf fr. 109 παρθενία, παρθενία, ποί με λίποισ' ἀποίχη;

Auch das zweite Bruchstück hat durch Blas und Fraccarelli wesentliche Förderung erfahren. Von den ersten drei Versen sind folgende Reste erhalten:

— — —] σαροδ [—
 λακι τυιδ . . ὠν ἐχοισα
 ὡς πι[οτ' ἐύ]ῶμεν δ[.]εν
 σε θεας ἰκέλαν αρι

5 γνωτα σε δε μαλιστ εχαιρε μολπα,

die Blas so ergänzt:

ἀπὸ] Σαρδ[ίῳν
 [πρὸς σὲ πόλ]λακι τυιδ[ε ν]ῶν ἐχοισα,
 ὡς πι[οτ' ἐξ]ῶμεν δ[ύο, κὼς νέμ]εν
 σὲ θεᾶ (F)ικέλαν ἀρι-

5 γνώτα, σᾶ δὲ μάλιστ' ἐχαιρε μόλπα.

Sappho soll demnach sagen: „. . . indem sie (d. i. Atthis) gar oft hierher (d. i. gen Lesbos) zu dir (= zu mir, nämlich Sappho) den Sinn richtet, wie sie, die Leuchtende, dich (= mich, Sappho) für eine Göttergleiche hielt usw.“ Daß dies nicht einfach gesprochen ist, liegt auf der Hand. Warum sollte Sappho auf die Gefahr hin, nur schwer verstanden zu werden, statt der natürlichen ersten Person in der Selbstansprache die zweite gewählt haben? Auch dürfte ἀριγνώτα, als Epitheton von Atthis sich selbst beigelegt, wenigen gefallen. Dazu kommen technische Schwierigkeiten. Gänzlich unbeachtet bleibt die Interpunktion nach ῶμεν, weiters gibt der Papyrus μόλπα nicht μόλπαι, endlich scheint die Verbesserung des verderbten σε δε in σαι δε gewaltsam.

Mich dünkt ein verlässlicher Wegweiser in dieser Wirnis der V. 15 ἀγάνας ἐπι | μνάσθεισ' Ἄττιδος; so berichtigt nämlich die Worte Blas aus ἀγάνα ὅπι μν. Ἄ. Nun ist ἐπιμνάσθεισα sinnverwandt mit τυιδε νῶν ἐχοισα und damit tritt an uns die Forderung heran, das Ganze so herzustellen, daß mit V. 15 ff. die Gedankenfolge zu ihrem Ursprunge zurückkehrt, wie dies sowohl sonst in der lyrischen Poesie so gebräuchlich, als auch bei Sappho im ersten Gedichte der Fall ist: V. 5 ἀλλὰ τυιδ' ἔλθ' . . . und V. 25 ἔλθε μοι καὶ νῦν. Wenn wir ferner auch hier wieder, wie mir scheint, vom Anfange des Gedichtes gar nicht weit entfernt sind, so denke ich mir diese ersten Verse etwa so:

1. (Ἄττι, δεινον σέθεν γ' ὀνέχω πόθον),
 ἐπειδὴ ἧς ἐνι] Σάρδ[εσιν
 ἱραις, πόλ]λακι τυιδ[ε ν]ῶν ἐχοισα,

2. ὡς ποτ' εὖ ζῴομεν· δοκίμω δ' ἔμην
 σὲ θεᾶ̃ Φικέλαν ἀρι-
 γνώτα, σοὶ δὲ μάλιστ' ἔχαιρε μόλπα.

Subjekt zu ἔχοισα ist Sappho, τνῖδε (= τῆδε) 'darauf hin' ist Hinweisung auf den folgenden indirekten Fragesatz ὡς ποτ' . . . Νῶν ἔχοισα stellt Bläß her mit dem Hinweise auf Eur. Phoen. 360 τὸν δὲ νοῦν ἐκείσ' ἔχει. Mit einem Adverb, das auf das folgende hinweist, steht νοῦν ἔχειν auch Eur. Or. 1181 ἔκουε δὴ νῦν καὶ σὺ δεῦρο νοῦν ἔχε. . . Ἐλένης κάτοισθα θυγατέρ', dann Ion 1370 ἐκείσε τὸν νοῦν δούς, ὄθ' ἦ τεκούσά με . . . ἀπημόλα, endlich Platon Gorg. p. 504 D πρὸς τοῦτο ἀεὶ τὸν νοῦν ἔχων, ὅπως ἂν. . . ἐγγίγνηται. Auch δοκίμω (imperf. von δοκίμωμι 'abschätzen') gehört Bläß (fr. 37 ψαῦήν δ' οὐ δοκίμωμ' ὄράνω δύσι πάχσειν, 69 οὐδ' ἴαν δοκίμωμι. . . ἔσσεσθαι σοφίαν πάφθενον. . . τοιαύταν und Bergk. z. d. St.). Natürlich hat der Satz δοκίμω δ' ἔμην . . . nur die Form eines Hauptsatzes, dem Gedanken nach ist er gleichfalls Objekt zu τνῖδε νῶν ἔχοισα. Was σοὶ ἔχαιρε betrifft, so vgl. Sappho fr. 118 ἔ (scil. σᾶ̃ προσιώφω) σὺ χάρεισα . . . ; von σε δε ist aber zu σοὶ δε sicherlich nicht so weit wie zu σοὶ δε. Endlich gehört ἀριγνώτα zu μόλπα und dieses ist Subjekt zu ἔχαιρε; an der Personifizierung der μόλπα darf sich niemand stoßen, man vergleiche die Stellen in Rumpels *lex. Pind.* unter αἰοῖδά zum Schlusse p. 55 'quasi persona fingitur Ne. 5, 2; 4. 3', wozu noch J. 7, 56 und 2, 8 kommen; geradezu anthropomorphisch begegnet das Lied als Ἀγγελία und Φῆμα bei Pindar und Bakchylides.

Das Epitheton des Mondes V. 8 ῥοδοδάκτυλος hat man mit schiefen Augen angesehen, es gar für eine bedeutungslose epische Floskel erklärt. Dem gegenüber führe ich einen der feinsinnigsten Beobachter der Natur als Zeugen an, P. K. Rosegger. In seinem 'Gottsucher' (1883, A. Hartlebens Verlag) heißt es S. 116: '.... als es am Himmel klar geworden war, als hinter dem Johannesberge der kalte Tag verblaßte und über den Wäldern des Tärn der rote Mond aufging'.

Zu V. 9 f. φάος δ' ἐπίσχει θάλασσαν ἐπ' ἀλμύραν habe ich als Belegstelle für φάος als nom. und somit intransitiven Gebrauch des Verbums (so auch Bläß S. 475) nachzutragen Herod. III 28 σέλας κατίσχει ἐξ οὐρανοῦ.

V. 13/14 ist von Bläß statt κᾶπαλα | θρούσκα jetzt aus dem Papyrus festgestellt κᾶπαλ' ἂν | θρούσκα und mit Pherecr. bei Athen. XV 685 B (fr. 109 K.) und C (98 K.) belegt. Hesychs Glosse θρούσκα· ἄγρια λάχανα ist also Irrtum.

V. 15 ist das Rätsel ΖΑΦΟΓΓΑΙC von Bläß in glücklichster Weise dadurch gelöst, daß ΓΓ von ihm vielmehr als ΙΓ agnosziert wurde, also ζα- (= δια-, wie fr. 87 ζᾶ δ' ἐλεξάμαν) φοῖταισ'. Sonst heißt διαφοιτᾶν (Herod. I 16, Aristoph. av. 557) 'umher-

ziehen', hier dagegen 'suchend (wie traumverloren) hin- und wiedergehen'.

V. 16 f. liest jetzt Blaß:

. . . ἡμέρω
λέπταν μοι φρένα καρδία βάρηται

(st. *βάληται*), also *βάρηται* = *βαρεῖται* von *βαρέω* 'belaste', 'bedrücke' und Medium statt des Aktivums wie V. 6 *ἐμπρέπεται* st. *ἐμπρέπει*.

Mit dem Reste vermag auch Blaß nichts Rechtes anzufangen.

Vom dritten der Fragmente hat Blaß folgende Reste ermittelt:

του [--
 . ρ' α [--
 δηρα τε [--
 γογγυλας [--
 5 η τις ἀμ' εθε [--
 παισι μαλισταν [--
 μας γ ἰσηλθ' ἐπι [--
 ειπον ω δεσποτ' ἐπ (od. ν) [--
 . ν μα γαρ μακαιρα [--
 10 . υδεν ἀδομ' ἐκαρθ' ἀγα [--
 κατθανην δ' ἡμερος τις [--
 λωτινοῖς δροσοεντας [--
 π. οἰς ἰδην [--
 . . . δοραφ [--
 . . νδ οτ ο [--

Wenn wir zunächst, um festen Boden zu gewinnen, nach dem Metrum fragen, so ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es — wie schon Schubart vermutete — dasselbe ist wie in dem zweiten Bruchstücke. Gegen die sich wiederholende Versfolge

9 — — — — — [— —]
 10 — — — — — [— —]
 11 — — — — — [— —]

erhebt einzig und allein V. 6 Einspruch, da man dort als ersten Versfuß einen zweisilbigen erwartet. Aber zu den von Blaß S. 466 geltend gemachten Möglichkeiten tritt noch diese, daß es doch nicht ganz undenkbar ist, daß der Daktylus, der seinen Platz in unseren Fragmenten so häufig wechselt, einmal bis in den ersten Fuß vorgeschoben war.

Mit den ersten sechs Versen läßt sich nicht viel anfangen. Nur hat Blaß gefunden, daß V. 4 in *Γογγύλας* der uns aus Suidas bekannte Name einer der Schülerinnen der Sappho zu

agnoszieren ist: *μαθήτριαι δ' αὐτῆς Ἀναγόρα Μιλησία, Γογγύλα Κολοφωνία, Εὐνεΐκα Σαλαμινία*, was auch ich gleich beim ersten Lesen erkannt hatte. Wir haben daher ein Recht anzunehmen, daß unser Bruchstück, trotz Gleichheit des Metrums, nicht die Fortsetzung des zweiten Gedichtes ist, das ja die Atthis nennt, sondern ein neues Gedicht, an Gongyla gerichtet.

V. 3 ist *θηρα* wohl ohne Zweifel *θήρα*, also adverbialles Neutrum Pluralis, gleich dem homerischen *θηρόν* (= *θήν*).

Aus V. 7 ff. haben Schubart und Blas folgendes herausgelesen :

μας γ' εἰσήλθ' ἐπ [- -
εἶπον ὦ δέσποτ' ἐπ [- -
οὐ μὰ γὰρ μάκαιρα [- -
 10 *οὐδὲν ἄδομ' ἐπᾶρθ' ἄγα [- -*
κατ᾿άνην δ' ἰμερός τις [- -
λατίνους δροσόεντας [- -
π . . οἰς ἴδην [- -

Es ist also von der Epiphanie einer Gottheit die Rede, der Sappho ihre Not klagt. Blas denkt an Hermes und ergänzt V. 6/7 *Ἐφ | μας*, wozu V. 8 *δέσποτ'* paßt. Hermes, der *ψυχοπομπός*, ist ja auch der richtige Gott, an den sich einer, der sterben will (V. 11 *τεθνάκην δ' ἰμερός τις*), zu wenden hat. Aber ich möchte dennoch die Frage aufwerfen, ob *δέσποτ'* nicht auch *δεσπότι* sein kann. Wer bedenkt, daß die Elision bei Dichtern und besonders bei den Lesbiern einen sehr umfangreichen Gebrauch aufweist, ferner daß die Ergänzung des richtigen Vokals bei vorhergehender Nennung des Namens der Göttin — und sie war, wie wir sehen werden, V. 9 genannt — nicht zweifelhaft sein konnte, endlich daß Sappho trotz der Elision das *ι* dennoch geschrieben hat (s. Kühner-Blas I 1, S. 232, 4), der dürfte diese Frage kaum rundweg verneinen. Da nun am Ende von V. 7 metrisch *Ἀφροδίτα* sich unterbringen läßt und eine Bitte um Beistand an diese Göttin in Sapphos Mund am besten paßt und uns auch aus dem ersten Liede bekannt ist, so denke ich etwa an folgende Ergänzung:

. . . *ν(έον δ') οὐτ' ἄμ-*
μας γ' εἰσήλθ' ἐπ[ίκουρος Ἀφροδίτα,
εἶπον ὦ δέσποτ', . . .

Der Akkusativ *ἄμμας* (st. *ἄμμε*) wäre eine Nebenform, die anzunehmen der Nominativ *ἄμμης* und das Vorkommen von *σοί* (fr. 7) neben *τοί* (fr. 8), *σέ* (fr. 1, 2) neben *τέ* (Greg. Cor. 615), besonders aber *ἄμμιν* neben *ἄμμεσιν* (Alc. fr. 100) berechtigt.

Der Rest von V. 8 enthielt vielleicht eine ganz allgemeine Bezeichnung der unglücklichen Lage, in der sich Sappho befindet, etwa:

. . . *ἐνδοθεν ὠλόμαν.*

(Vgl. Hom. δ 467 $\mu\iota\nu\acute{\upsilon}\theta\epsilon\iota\ \delta\acute{\epsilon}\ \mu\omicron\iota\ \acute{\epsilon}\nu\delta\omicron\theta\epsilon\nu\ \eta\tau\omicron\rho$). V. 9 ergänzt Blaß $\mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha\nu\ \acute{\epsilon}\mu\alpha\nu$, womit Aphrodite gemeint sei (*fr.* 1, 13 $\tau\acute{\upsilon}\ \delta'$, $\acute{\omega}\ \mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha\ .\ .\ .$). Ich zweifle nicht, daß es $\mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha\nu\ \acute{\epsilon}\mu\epsilon$ hieß, so daß Sappho bei sich selbst schwört. Der Sinn von $\mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha$ ergibt sich aus V. 10, den Blaß sehr ansprechend so gestaltet hat:

$\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}\nu\ \acute{\alpha}\delta\omicron\mu'$ (= $\eta\delta\omicron\mu\alpha\iota$) $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\theta'$ $\acute{\alpha}\gamma\alpha[\nu\ \acute{\epsilon}\pi'$ $\delta\lambda\beta\omega$.

Es heißt also $\omicron\upsilon\ \mu\acute{\alpha}\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha\nu\ \acute{\epsilon}\mu\epsilon$ 'bei meinem Reichtum' und die Bedeutung 'reich' hat $\mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha$ auch *fr.* 78 $\acute{\epsilon}\upsilon\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\sigma\iota\nu\ \acute{\epsilon}\kappa\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \pi\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\tau\alpha\iota\ \kappa\alpha\iota\ \chi\acute{\alpha}\rho\iota\tau\omicron\varsigma\ \mu\alpha\kappa\alpha\iota\rho\alpha\nu$ (= $\mu\alpha\kappa\alpha\iota\rho\alpha\acute{\nu}$) | $\pi\rho\omicron\tau\acute{\epsilon}\rho\eta\nu$, wie auch $\mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\rho$ bei Hom. *A* 68, α 217 und Hes. op. 547. Ich ändere nur noch $\acute{\epsilon}\pi'$ in $\acute{\epsilon}\tau'$ (= $\acute{\epsilon}\tau\iota$), das mit $\omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon}\nu$ am Anfange des Verses zu verbinden ist. Das gibt demnach:

$\acute{\epsilon}\iota\pi\omicron\nu\ \acute{\omega}\ \delta\acute{\epsilon}\sigma\pi\omicron\tau'$, $\acute{\epsilon}\nu[\delta\omicron\theta\epsilon\nu\ \acute{\omega}\lambda\acute{\omicron}\mu\alpha\nu$.

$\omicron]\upsilon\ \mu\acute{\alpha}\ \gamma\acute{\alpha}\rho\ \mu\acute{\alpha}\kappa\alpha\iota\rho\alpha[\nu\ \acute{\epsilon}\mu\epsilon$,

$\omicron]\upsilon\delta\acute{\epsilon}\nu\ \acute{\alpha}\delta\omicron\mu'$ $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\theta'$ $\acute{\alpha}\gamma\alpha[\nu\ \acute{\epsilon}\tau'$ $\delta\lambda\beta\omega$

und dann weiter mit Blaß:

$\tau\epsilon\theta\nu\acute{\alpha}\kappa\eta\nu\ \delta'$ $\iota\mu\epsilon\rho\acute{\omicron}\varsigma\ \tau\iota\varsigma$ [$\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\ \mu\epsilon\ .\ .\ .$

Im Reste vermutet er etwa folgendes:

$\ .\ .\ .\ \kappa\alpha\iota$

$\lambda\omega\tau\acute{\iota}\nu\omicron\iota\varsigma\ \delta\rho\omicron\sigma\acute{\omicron}\epsilon\nu\tau\alpha\varsigma$ [$\acute{\alpha}$ -

$\beta\rho\omicron\iota\varsigma\ \iota\delta\eta\nu$ [$\sigma\tau\epsilon\phi\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\varsigma\ \pi\rho\acute{\omicron}\kappa\epsilon\iota\sigma\theta'$ $\acute{\epsilon}\chi\omicron\iota\sigma\alpha\nu$.

Der Gedanke, der erreicht werden soll, wäre, wenn ich Blaß recht verstehe, der, daß Sappho sich selbst im Schmucke von Totenkranzen daliegend zu sehen wünscht. Aber kann man sagen $\iota\mu\epsilon\rho\acute{\omicron}\varsigma\ \acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota\ \mu\epsilon$, $\iota\delta\eta\nu\ \pi\rho\acute{\omicron}\kappa\epsilon\iota\sigma\theta\alpha\iota$ ($\acute{\epsilon}\mu\grave{\epsilon}$) $\sigma\tau\epsilon\phi\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\varsigma\ \acute{\epsilon}\chi\omicron\iota\sigma\alpha\nu$, also $\delta\rho\acute{\alpha}\nu$ mit dem infin.? Dazu kommt, daß der ganze Gedanke kaum als einfach und natürlich bezeichnet werden kann. Ich meine daher vielmehr, daß mit den Worten der Grund angegeben war, der Sappho in so große Trübsal gestürzt hat. Am Schlusse von V. 11 hat, denke ich, ein $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota$ gestanden und es war weiter gesagt, daß die Dichterin deshalb in den Tod betrübt sei, weil sie ihr Mädchen nicht mehr im Schmucke der üblichen Kränze — zu $\lambda\omega\tau\acute{\iota}\nu\omicron\iota\varsigma\ \delta\rho\omicron\sigma\acute{\omicron}\epsilon\nu\tau\alpha\varsigma$ vgl. Hom. Ξ 347 $\lambda\omega\tau\acute{\omicron}\nu\ \delta'$ $\acute{\epsilon}\rho\sigma\acute{\eta}\nu\tau\alpha$ — bei sich sehe. Der Anfang von V. 13 ist unsicher ('von Π (B usw.) nur oben die Ecke links' Blaß), vielleicht stand dort statt zweier Buchstaben, die Blaß annimmt, nur einer, u. zw. ein breiter: M (Blaß S. 458 unten). Das würde nun folgende Ergänzung gestatten:

$\ .\ .\ .\ \acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota$

$\lambda\omega\tau\acute{\iota}\nu\omicron\iota\varsigma\ \delta\rho\omicron\sigma\acute{\omicron}\epsilon\nu\tau\alpha\varsigma$ [$\delta\rho$ -

$\mu\omicron\iota\varsigma\ \iota\delta\eta\nu$ [$\pi\alpha\rho'$ $\acute{\epsilon}\mu'$ $\omicron\upsilon\kappa\epsilon\tau'$ $\acute{\epsilon}\sigma\tau'$ $\acute{\epsilon}\chi\omicron\iota\sigma\alpha\nu$.

Wegen der Elision von $\omicron\iota$ in $\acute{\epsilon}\mu'$ s. Kühner-Blaß I 1, S. 239 f. Wem dies nicht gefallen will, der kann in den $\lambda\omega\tau\acute{\iota}\nu\omicron\iota\ \sigma\tau\acute{\epsilon}\phi\alpha\nu\omicron\iota$ eine Hinweisung auf die Vermählung des Mädchens erblicken. Wenigstens lesen wir im Epithalamios des Theokrit (XVIII 44), daß der Reigen der Mädchen der neuvermählten Helena einen Lotoskranz am Platanistos aufhängt. Lotos — es ist damit Honigklee gemeint, der $\mu\epsilon\lambda\acute{\iota}\lambda\omega\tau\omicron\varsigma$ des zweiten Fragments — ist ein

wucherndes Kraut und galt daher vielleicht als Symbol der Fruchtbarkeit. Dann könnte man vermuten:

. . . [έπει
 λωτίνοις δροσόεντας [άβ-
 ροις ἰδην [στεφάνοις πάρεστ' ἔχοισαν . . .

Die Reste von V. 14 sind zumeist unsicher. Als sicher bezeichnet Blaß bloß ein δ. Vielleicht stand also am Anfange des Verses:

παῖδ' ἐράνναν,

vgl. fr. 77 ἀσαροτέρας οὐδαμ' ἐπ', ἃ ῥαννα, σέθεν τύχουσα. Sappho sieht also das geliebte Mädchen im bräutlichen Kranze: daher ihr großes Weh.

Was die beiden Fragmente des Alkaios betrifft (Pap. 9569), so befinden sie sich in einem traurigen Zustande. Mit Sicherheit läßt sich ein einziger Vers des ersten ergänzen:

. . . CΠΥΡΓΟ [.] ΑΡΕΥΪ [— — ;

es ist das aus Schol. zu Aesch. Pers. 347 und zu Soph. O. R. 56 bereits bekannte fr. 23 Bgk.⁴:

ἄνδρες γὰρ πόλιος κύργος ἀρεύϊ[οι (oder -ος).

Wir haben einen Asclepiadeus minor vor uns und was von den anderen Versen beider Fragmente erhalten ist, widersteht nirgends der Annahme, daß wir es mit stichischen Asklepiadeen zu tun haben. Aber von keinem Verse ist mehr als der zweite Teil höchstens im Umfange der Silben

. . . .] — — — — —

erhalten. Im zweiten Bruchstücke sind die Anfänge der Verse vorhanden, aber nur höchstens drei Silben (V. 6), sonst meist zwei, fünfmal gar nur eine Silbe.

An eine Ergänzung der Verse oder auch nur an ein Erraten ihres Sinnes ist vorläufig nicht zu denken. Ich warte daher auch mit der Mittheilung der vorhandenen Textreste ab, bis, was zu hoffen steht, Prof. Blaß auch diese Bruchstücke untersucht und das, was uns Schubart geboten hat, überprüft haben wird.

Wien.

Hugo Jurenka.

Sprachpsychologische Spähne.

In den folgenden Zeilen sind in ganz anspruchloser Weise einige von mir selbst gemachte Beobachtungen und Erfahrungen mitgeteilt, die geeignet erscheinen, auf die Erklärung der in Betracht kommenden sprachlichen Vorgänge einiges Licht zu werfen oder schon früher gemachte Beobachtungen anderer Forscher zu bestätigen. Letzteres ist insbesondere der Fall hinsichtlich der in

dem trefflichen Buche von R. Meringer und K. Mayer „Versprechen und Verlesen“ aufgestellten Theorie des sprachlichen Vorganges bei der Erscheinung der „Silbenschwund durch Dissimilation“, wofür übrigens auch noch verschiedene andere Termini aufgestellt worden sind (vgl. Brugmann, Grundriß I² 857 ff. und meine Lat. Laut- und Formenlehre ²95). In dieser Hinsicht dürfte es nicht ganz ohne Interesse sein, auf folgende Beispiele von Haplographie zunächst aus meiner eigenen Erfahrung hinzuweisen. Das erste (vom 26. April 1901) ist folgendes: „Diese beiden Adjektive ¹⁾ gehen auf **āsus* **calus* zurück, die zu Beginn der römischen Literatur schon abgestorben wie usw.“ Ich war bereits mit den beiden ersten Buchstaben von „wie“ fertig, als mir zum Bewußtsein kam, daß ich „waren, wie“ hatte schreiben wollen. Ich hatte also in meinem Denken das mit demselben Laute beginnende „wie“ vorweggenommen und niedergeschrieben, dagegen „waren“ ausgelassen. Das zweite (vom 31. August 1901) ist dieses. Bei Niederschrift eines Aufsatzes, der sich mit einem Berichte über literarische Erscheinungen auf dem Gebiete der tirolischen Altertumskunde befaßte, schrieb ich „Menschlag“ statt „Menschenschlag“. Ein drittes nicht minder belehrendes Beispiel ist das folgende. Am 15. Jänner 1900 schrieb ich bei Abfassung einer Anzeige der dritten Auflage von Brugmanns „Griechischer Grammatik“: „neuen insbesondere inschriftlichen Materials auch in der wissenschaftlichen Durcharbeitung“, während ich schreiben wollte „Materials als auch“. Noch ein viertes Beispiel sei erwähnt, dessen Datum ich mir allerdings nicht genau gemerkt habe. Es ist folgendes: „bei deren neuer Herausgabe²⁾ M. sich durch- auf gute Vorarbeiten usw.“

Seitdem ich die vorstehenden Zeilen niedergeschrieben habe (September 1901), bin ich in meiner Erfahrung um eine Anzahl neuer Belege reicher geworden, die gleichfalls mitgeteilt werden sollen. Am 19. Februar 1902 fand ich in einer Korrektur der Anzeige von L. Meyers Handbuch der griechischen Etymologie für die Zeitschr. f. d. österr. Gymn. „Berüchtigung“ statt „Berü[ck-]sichtigung“, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß in meinem Manuskripte richtig „Berücksichtigung“ geschrieben war. Diese Silbenschwund kommt also ganz sicher auf Rechnung des Setzers. Bei der Abfassung des Berichtes über die von der Universität Innsbruck im Winter 1901/02 veranstalteten volkstümlichen Vorträge schrieb ich „statischen“ statt „stat[ist]ischen“. Dazu bemerke ich, daß ich trotz mehrfacher Durchsicht auf dieses Schreibversehen

¹⁾ Es handelt sich um die beiden Adjektive *aridus* und *calidus*.

²⁾ Die Bemerkung stammt aus einer Besprechung eines Heftes der von Collitz und Bechtel herausgegebenen Sammlung der griechischen Dialektinschriften.

nicht aufmerksam wurde, sondern immer darüber hinweg las; erst als ich den Bericht in der Sitzung des Ausschusses zu mündlichem Vortrage brachte, kam es mir zum Bewußtsein. Natürlich sprach ich „statistischen“ und merkte nun sofort den Abgang der Silbe „ist“ in der Niederschrift. Einige weitere Belege des gleichen Vorganges lieferten mir die Korrekturen griechischer Arbeiten des Proseminars, nämlich „δυνωτάτους“ statt „δυν[α]ωτάτους“, „πεπολημένων“ statt „πεπολ[εμ]ημένων“, „οὕτω γὰρ ἦν κεκοσμένη“ statt „κεκοσ[μ]ημένη“. Das letzte Beispiel habe ich auch deshalb angeführt, weil in der folgenden Zeile vollkommen richtig geschrieben war: „ἦν γὰρ οὕτω ἄκοδομημένη“. Mit diesen Beispielen von Silbenschichtung stimmen auch die von M. Niedermann in den *Studi glottologici italiani* II 239 f. sub I) veröffentlichten Beispiele von Verschreibungen von Schülerinnen, nämlich „endü“ statt „entendü“, „échaud“ statt „échafaut“, „chaleuses“ statt „chaleureuses“. Wenn auch nicht ganz gleich geartet, aber doch im Grunde genommen auch hierher gehörig ist folgendes Beispiel aus der „Vita“ in der Dissertation von C. Spormann *De ellipsis brachyologiaeque apud Herodotum et Thucydidem usu*, Hal. Sax. 1888 (drittletzte Zeile): „optime de meritis“. Kann auch nicht festgestellt werden, ob der Fehler von dem Verfasser der Dissertation oder vom Setzer verschuldet ist, so ist er doch in jedem Falle ein sicherer Beleg dafür, daß durch das bereits vorschwebende Wortbild von „meritis“ das unmittelbar vorausgehende, mit der ersten Silbe desselben lautlich übereinstimmende „me“ ausgemerzt oder, richtiger gesagt, übersprungen worden ist. Mit den früher aufgeführten Beispielen von Haplographie stimmt genau überein Livius XLII 38, 6 ‘agentessalorum’ für ‘a gente Theasalorum’, auch wieder zu erklären ‘agen[te]ssalorum’. Etwas anderer Art ist das von A. Zingerle, Sitzb. Bd. CXLV, 9 angeführte handschriftlich überlieferte *quachicensoresma | gistratumhabebunt*, für das man am wahrscheinlichsten mit Weißenborn ‘quam diu hi censes magistratum habebunt’ zu lesen hat, wenn auch in diesem Falle ein Vorspringen des Schreibers auf *censes* und sofortige Korrektur mit Überspringung des *diu* vorliegt.

Sollte nun nicht die Berechtigung vorliegen, diese Erfahrungen auf dem Gebiete der „Haplographie“ auch zur Erklärung der Brecheinungen auf dem Gebiete der „Haplogologie“ (Silbenschichtung) zu verwenden? Auch sie dienen zu willkommener Bestätigung der neueren Anschauung von der Anticipation der ganzen folgenden Silbe mit Unterdrückung der vorausgehenden. Freilich darf ich doch nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß ich einmal vor Jahren auch „Stück fück“ statt „Stück für Stück“ geschrieben habe, ein Fall, der mit den früher angeführten nicht übereinstimmt. Ich bemerke ferner, daß ich in einer griechischen Arbeit „πεντεριδα“ statt „πεντετηριδα“ gefunden habe. Auch Niedermann verzeichnet a. a. O. „diami“ statt „diamant“. Diese Fälle stehen

im Widerspruch mit den an erster Stelle angeführten, die aber unzweifelhaft viel zahlreicher sind und gewissermaßen, wenn es gestattet ist, diese Terminologie zu gebrauchen, den regelmäßigen Vorgang darzustellen scheinen. Es wird eben, wie schon in der Neuen philol. Rundschau 1898, S. 129 von mir bemerkt worden ist, eine einheitliche Erklärung der Erscheinungen der „Haplographie“ und „Haplogie“ nicht gut möglich sein¹⁾. Bei diesem Anlasse erlaube ich mir noch auf die vulgärlateinische Form *radagne* für *rhododaphne* hinzuweisen, die ich gleichfalls als Beleg für die Richtigkeit der neueren Theorie der „Silbenschiebung“ in einem Aufsätze in den Wiener Studien XXIII (1901), S. 167 aufgeführt habe. — Ein ähnliches Hinwegeilen über den Vokal der ersten Silbe, verursacht durch die Gleichheit beider, liegt in der Schreibung *καστήσαι* für *κ[α]ταστήσει* vor, auf die ich einmal bei der Korrektur der Proseminararbeiten gestoßen bin.

Wie bei der eben berührten Erscheinung spielt die Vorwegnahme eines Teiles des im Bewußtsein der Schreibenden oder Sprechenden als Ganzes haftenden Wortbildes überhaupt eine große Rolle, so bekanntlich auch bei der Lautversetzung. Auch hier habe ich zunächst nur das geschriebene Wort im Auge, glaube aber annehmen zu dürfen, daß die analoge Erscheinung beim gesprochenen Wort auf demselben psychischen Vorgang beruht.

In dieses Kapitel „Vorwegnahme folgender Laute“ gehören die Schreibungen *comptemptoris*, *conspicui* und *depressus*, die ich in lateinischen Arbeiten gefunden habe. Wie hier trotz der Vorwegnahme des *p*, *c* und *r*, die wohl sicherlich auch für die Aussprache anzunehmen ist, der Laut auch an richtiger Stelle bezeichnet ist, so ist dies auch der Fall bei den von Niedermann a. a. O. sub III *α* mitgeteilten Beispielen *carthédrale*, *avalanche*, *moins de janvier* statt *cathédrale*, *avalanche*, *mois de janvier*. Ein sehr altes Beispiel von Vorwegnahme eines Lautes ohne Wiederholung an richtiger Stelle (vgl. *decrouvit* statt *decouvert* bei Niedermann a. a. O.) ist *Painsscos* CIL XIV 4098, das man für verschrieben aus *Paniscos* (= griech. *Πανίσκος*) zu betrachten hat.

¹⁾ Es mag gestattet sein, die betreffende Stelle aus einer Besprechung von Brugmanns Grundriß I², 2. Hälfte, hier wörtlich anzuführen. „Mehrere Male habe ich bei Leichenbegängnissen (und, kann ich auch noch hinzufügen, ebenso bei feierlichen Anlässen in der katholischen Kirche überhaupt) die deutliche Wahrnehmung gemacht, daß die Kirchensänger das bekannte „*et cum spiritu tuo*“ jedesmal in haplogischer Weise durch „*et cum spirituo*“ wiedergaben. Und zwar konnte ich ganz unzweifelhaft feststellen, daß die Haplogie durch Überspringen auf 'tuo' zustande kam, also, wenn man so sagen will, das erste 'tu' ausfiel. Graphisch müßte man dies so zum Ausdruck bringen: '*et cum spiri[ti]tuo*', und somit hat Meringer a. a. O. ('Versprechen und Verlesen') S. 183 recht. Natürlich ist aber ein solcher Fall nicht erschöpfend für alle Möglichkeiten.“

Unmittelbare Vertauschung liegt vor in den folgenden Fällen, die Hausarbeiten von Lehramtskandidaten entstammen, *tragedia* für *tragedia*, *Decomedes* für *Democedes* (Herodot. III 187) und „damich mit Todten des Feuers teilhaftig machen die Troer und die Weiber der Troer“ statt „damit mich“ usw. Analog ist der Fall *τῆλαϊτεῖον* statt *τῆλευταίον*, der zugleich schlechte Aussprache des *εῦ* zur Voraussetzung der Verwechslung hat. Etwas anderer Art ist, was ich selbst bei Abfassung des Vorwortes zur dritten Auflage der lateinischen Laut- und Formenlehre am 18. Juni 1899 geschrieben habe. „Endlich sei darauf hingewiesen, daß der erste Bogen der lateinischen Lautjahre schon im August des Jahres 1898 im Beindruck vorgelegen hat“. Es erklärt sich unschwer, daß „Lautjahre“ an die Stelle von „Lautlehre“ sich drängte, wenn man bedenkt, daß in meiner Vorstellung gerade auf dem bald darauffolgenden „Jahre 1898“ der Hauptnachdruck rubte. Natürlich ist diese Anticipation wesentlich gefördert worden durch den Gleichklang der zweiten Silbe von „Lehre“ und „Jahre“ und durch die übereinstimmende (lange) Messung der ersten Silbe.

Daß auch Teile der nachfolgenden Gedanken ihre Schatten vorauswerfen, ist eine hinlänglich bekannte Tatsache. Ein Beleg hiefür scheint mir ein Druckfehler in dem Buche unseres mit Recht gefeierten Dichters A. Pichler, *Kreuz- und Querzüge* (Leipzig 1891), S. 201, zu sein: „Möchte ein feiner Historiker den delikaten Stoff¹⁾ behandeln, natürlich französisch, damit ihn auch die deutschen Frauen, diese strengen Hüterinnen der Zucht und treuen Kronwächterinnen des poetischen Hausschatzes, genießen können; das wär' nach all den pikanten Dingen, die sie auf den modernen Büchern²⁾ sehen oder in Romanen lesen, eine fast harmlose Abwechslung“. Ich finde den Fehler „Büchern“ statt „Bühnen“, von dem ich allerdings nicht weiß, ob er schon im Manuskripte des Dichters stand oder erst dem Setzerteufel seine Entstehung verdankt, sehr auffallend. Ist ersteres der Fall, so ist die Ersetzung des dem Sinne allein entsprechenden „Bühnen“ durch das unpassende „Büchern“ meines Erachtens nur dadurch einigermaßen erklärlich, daß dem Verfasser bereits das folgende „in Romanen lesen“ vorschwebte, das die Entgleisung von „Bühnen“ zu „Büchern“ veranlaßt hat. Aber auch wenn das falsche „Büchern“ durch das Verschulden des Setzers an Stelle des richtigen „Bühnen“ kam, haben wir, um sein Stehenbleiben bei der Korrektur leichter begreiflich zu machen, den oben angedeuteten Weg der Erklärung einzuschlagen. Da der Druck des Buches, soviel ich sehen kann, sehr sorgfältig überwacht ist, bin ich geneigt anzunehmen, daß der Fehler bereits im Manuskripte stand und von dort in den gedruckten Text übernommen wurde. Die bloße äußerliche Ähn-

¹⁾ Gemeint ist das *ius primae noctis*.

²⁾ Von mir gesperrt.

lichkeit von „Büchern“ und „Bühnen“ dürfte deshalb zur Erklärung des Druckfehlers kaum ausreichen, weil ersteres ganz und gar nicht in die Konstruktion hineinpaßt. Es wird daher gerechtfertigt sein, den oben genannten psychologischen Faktor zur Erklärung dieses auffallenden Druckfehlers heranzuziehen.

Ein treffliches Beispiel für Beeinflussung einer vorausgehenden Konstruktion durch eine folgende, dem Schreibenden natürlich vollkommen deutlich vorschwebende liefert folgender Satz aus dem Buche „Aus Laskers Nachlaß. Herausgegeben von Wilhelm Cahn I. S. 105“ (vgl. Literarisches Centralblatt 1902, Sp. 656): „Man denke nur an die Schwierigkeit der Verhandlung zwischen den beiden Männern, welche daraus entsprang, daß Bismark, wenn er mit den leitenden Gesichtspunkten eines Planes mit sich im Reinen war, die Sache ihm selbst für abgetan galt (soll heißen „die Sache selbst für abgetan hielt“) und die Schwierigkeiten der Durchführung nicht gelten ließ“¹⁾. Ein sehr lehrreiches Beispiel für das Vorgehen der Konstruktion eines nachfolgenden Relativsatzes und die dadurch herbeigeführte Störung der Struktur des Hauptsatzes liefert der folgende Satz, der sich in einer Besprechung des Buches von Dr. Alois Walde, Die germanischen Anlautgesetze von H. Hirt im „Arkiv för nordisk filologi“ XVIII, ny följd XIV, S. 375, Z. 2 v. o. findet. Der Satz lautet: „Es macht sich, wie ich auch schon lange glaube, der Einfluß eines folgenden dunklen Vokals geltend, einen Einfluß, den²⁾ Walde mit Recht in das Ugerm. verlegt“. Mit der gewöhnlichen Erscheinung der sogenannten „Attraktion“ zeigt unser Fall immerhin einige Verwandtschaft, aber nur ganz ferne, indem die Setzung des Accusativs „einen Einfluß“ lediglich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß das darauf bezügliche Relativum regelrecht im Accusativ steht.

Für „Entgleisungen“ anderer Art seien folgende zwei Belege aufgeführt. Bei A. Daudet, „Künstlerehen“ (Reclam Nr. 1577, 8 f.) liest man: „Aber Du weißt ja auch, daß gerade wir durch unsere sitzende, an das Haus gebundene Lebensweise mehr als alle anderen Menschen von ihrem³⁾ Heim und ihrer³⁾ Umgebung abhängig werden“. Es müßte notwendig heißen von „unserem“ und „unserer“ und nur die unmittelbare Nähe von „alle anderen Menschen“ erklärt die Setzung des unrichtigen „ihrem“ und „ihrer“. Eine Verquickung merkwürdiger Art enthalten folgende Verse, die ich

¹⁾ Die Anwendung des gesperrten Druckes stammt von mir, um dadurch die Beeinflussung der an erster Stelle stehenden Konstruktion durch die folgende und die dadurch entstandene Entgleisung schlagend hervortreten zu lassen.

²⁾ Von mir gesperrt.

³⁾ Von mir gesperrt.

auf einem „Leichbrett“ in der Nähe von Saalfelden im letzten Sommer las¹⁾:

„Den Glauben treu in Leiden
 Ferliesest sie die Welt
 Und wird zu ewigen Freuden
 Den Heiligen zugesellt“.

Dem Verfasser dieser Verse, der ursprünglich die abgeschiedene Seele apostrophierte, drängte sich die viel häufiger übliche Form der Ausdrucksweise in diesen Leichenpoemen (3. Person) in den Vordergrund und veranlaßte die Verquickung. Etwa „sie“ gewissermaßen als Vorläufer von „die Welt“ zu nehmen wäre unstatthaft.

Ein sehr gutes Beispiel eines „Sprunges im Denken“ findet sich bei A. Huber, Geschichte Österreichs III 510: „Allen, welche die Landesordnung annahmen, wurde Amnestie versprochen, wenn sie fortan ruhig blieben und für den angerichteten Schaden Ersatz leisteten, dagegen sollten neue Aufstände mit Gewalt unterdrückt und streng bestraft werden. Aber nur die wälschen Tiroler, die Bauern in der Umgebung von Trient, in Valsugana und auf dem Nons- und Sulzberg, setzten die Feindseligkeiten gegen den Bischof von Trient und den Adel fort.“ Offenbar hat hier dem Verfasser der Gedanke vorgeschwebt „Und in der Tat fügten sich die meisten Bauern. Nur die wälschen Tiroler usw.“ Bemerkenswert ist, daß dieser „Sprung im Denken“, insofern ein wesentlicher Teil des Gedankens unterdrückt wurde, durch das „aber“ sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Die entgegengesetzte Konjunktion hatte bei Ergänzung des fehlenden Gedankengliedes keine Berechtigung, wie die von mir versuchsweise hergestellte vollständige Fassung des Gedankens zeigt. Der Schreibende anticipierte in bekannter Weise den nachfolgenden Gedanken, den er mit Unterdrückung des unmittelbar vorausgehenden, natürlich in seinem Gedankengange ihm vorschwebenden sofort zur Niederschrift brachte. Das Bewußtsein des Gegensatzes, in dem der zu Papier gebrachte Gedanke mit dem übersprungenen stand, hat in der Setzung des, wie bereits früher bemerkt worden ist, nicht berechtigten „Aber“ seinen Ausdruck gefunden; in ihm steckt gewissermaßen der nicht zur Niederschrift gelangte Gedanke.

Nachtrag.

Seit der Absendung dieses Aufsatzes ist mir noch eine Reihe von Fällen zur Kenntnis gekommen, welche zur Ergänzung des

¹⁾ Über diese „Leichbretter“ im Mittelpinzgau habe ich einen Aufsatz in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, IX. Jahrgang 1903, S. 1—15 veröffentlicht.

oben beigebrachten Materials vorzüglich geeignet sind. In dem *Gradus ad criticen* von H. Hagen (Leipzig 1879) sind S. 79 f. folgende Haplographien von Silben verzeichnet, welche alle durch Überspringen auf die nächstfolgende Silbe entstanden sind. *Adlobrus* und *Adrobus* für *Allobr[og]us*, wobei bezüglich *Adrobus* auch noch die Vorwegnahme des *r* aus der folgenden Silbe beachtenswert ist. Man vergleiche ferner *diurnum* für *di[ut]urnum*; *agite* für *agi[la]te*; *destatio* für *de[te]statio*; *dissere* für *diss[er]ere*; *inimitur* für *inm[it]itur*. Auf zwei verschiedene Wörter verteilt sich dieselbe Erscheinung bei *insula* anstatt *[in]insula* und bei *memorestote* für *memor[es]estote*. Ein etwas anderer, aber im Grunde genommen auch hieher zu zählender Fall ist die Schreibung *decus* für *[de]decus* als Erklärung von 'vitium'. Im Anschlusse an diese Fälle von Haplographie sei es gestattet, auf den Aufsatz von E. Schwyzer, Indog. Forsch. XIV 24 ff. aufmerksam zu machen, der die sehr probable Vermutung aufgestellt hat, in dem Hesiod zugeschriebenen Schild des Herakles V. 254 (Rzach) das überlieferte *βάλλ' ὄνυχας* für *βάλλ(ον) ὄνυχας* zu fassen und durch die Annahme dieser Haplogie das scheinbare Gebrechen der Überlieferung zu heilen.

Auch noch einige lehrreiche Belege für Vorwegnahme einzelner Wörter habe ich in einer Hausarbeit gefunden, nämlich die beiden Beispiele 'mit dem all dem Schmucke des andern geziert' und 'Herodot schreibt für *v* für *γν*'. Auch Buchstabenversetzung durch Vorwegnahme des Auslauts der folgenden Silbe habe ich in zwei Arbeiten des griechischen Proseminars am 18. Februar 1903 gefunden, in denen ich *Καινίνας* für *Καινίνας* las. Endlich sei noch eines gleichwertigen Setzerfehlers gedacht, den ich bei der Korrektur des oben erwähnten Aufsatzes „Über Leichenbretter im Mittelpinzgau“ am 28. März fand, nämlich 'Busch und Fauris' anstatt 'Fusch und Bauris'. Es kann doch wohl kaum Zufall sein, daß auch die in diesem Zusatz vorgeführten Fälle sich in progressiver, Nachfolgendes vorausnehmender Richtung bewegen und so die in dem vorstehenden Aufsatz ausgesprochenen Ansichten zu bestärken geeignet sind¹⁾.

¹⁾ Als weitere inzwischen gefundene Belege seien verzeichnet: *necne* für *necne*; *compare* für *comparare*; *inter fabulos* für *inter fabulosos*. Als neu in ihrer Art verzeichne ich *paeni idem* statt *paeni idem* und *ἐπιτισμόν* statt *ἐπι[σι]τισμόν*.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Martin Nilsson, *Studia de Dionysiis Atticis*. Lundae 1900.
8°, 165 SS.

Wie schon der Titel verrät, in dem übrigens das Wort *Studia* besser durch *Quaestiones* ersetzt worden wäre, gibt der Verf. nicht eine zusammenhängende kritische Darstellung der attischen Dionysosfeste und ihres Verlaufes, sondern er beschränkt sich darauf, strittige Punkte dieses Gebietes oder solche, die es bis vor kurzem waren, von allen Seiten her zu beleuchten, um unter sorgfältiger Prüfung der bisher vorgebrachten Ansichten und Gründe die Wahrheit zu ermitteln. Von den zwei Hauptteilen der Arbeit behandelt der eine die Zeiten, der andere Wesen und Ursprung der drei kleineren Dionysosfeste Attikas, während die großen, städtischen Dionysien grundsätzlich ausgeschlossen bleiben; „ad eos (d. i. ludos scaenicos) enim totum festum se refert, et, si qui alii fuerint ritus antiquitus traditi, prae studio fabularum oblitterati sunt; quin, multi uiri docti has ferias non ita ueteres, sed admodum recenti aetate constitutas esse censent. quamobrem ego, qui uestigia opinionum antiquissimarum imprimis persequor, Dionysiis magnis omissis in cetera inquiram, in quibus multo plures reliquiae antiquitatis remanserunt.“ Vorausgeschickt ist ein Kapitel 'De Lenaeone mense' mit Untersuchungen über den boiotischen und ionischen Kalender; angehängt sind die auf die besprochenen Gegenstände bezüglichen *testimonia*, m. E. der wertvollste Abschnitt des Buches. Damit soll nicht geleugnet werden, daß die vorangehenden Erörterungen Nilssons sowohl von anerkannter Gründlichkeit als von richtigem Urteil Zeugnis ablegen, wengleich sie nicht immer so tief eindringen, wie es gerade bei religionsgeschichtlichen Fragen wünschenswert wäre. Die wichtigsten Resultate der Abhandlung decken sich größtenteils mit der *communis opinio* der Forscher der Gegenwart. So weist N. ausführlich nach, daß die ländlichen Dionysien, die Lenaien und die Anthesterien drei verschiedene Feste waren, von denen im ersten im Poseideon, die letzten im Anthesterion, die Lenaien im Gamelion gefeiert wurden und daß die Dionysischen Feste Athens nichts mit der Weinlese, die Lenaien nichts mit der Kelterung des Weines

zu tun haben, daß also sie alle nicht dem Gotte des Weines, sondern einem Gotte der Fruchtbarkeit überhaupt gelten. Auf demselben Boden scheint W. N. Bates (Transactions and proceedings of the american philological association XXX 1898/9) zu stehen, dessen Arbeit mir hier nicht zugänglich ist.

Hugo Jurenka, Archilochos von Paros. Aus den Fragmenten dargestellt. Progr. des k. k. Maximilian-Gymn. in Wien 1900. 8^o.

Was sich über das Leben des großen Dichters Archilochos ermitteln ließ, kann man in den Literaturgeschichten und seit einigen Jahren in der meisterhaften Darstellung, die Crusius zur Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa beigezeichnet hat (II 487 ff.), nachlesen. Zu diesen Lebensschicksalen die Fragmente des Dichters soweit nur möglich in Beziehung zu setzen und manche von ihnen dadurch erst verständlich zu machen, war gewiß ein fruchtbarer Gedanke; und es hätte für den Leser ein wahres Vergnügen werden können, die verschlungenen, dunklen Pfade der erhaltenen Einzelverse und Gedankensplitter an der Hand des neuen Bearbeiters zu verfolgen, wenn er die Fragmente selbst in der von ihm begründeten Anordnung und Textgestalt abgedruckt und mittelst eines fortlaufenden Kommentars in den Zusammenhang des Dichterlebens eingereiht hätte. Jedoch ging Jurenka namentlich darin zu weit, daß er aus inhaltlichen und sprachlichen Parallelen bei späteren Dichtern, von denen wir mehr haben und mehr wissen, unbedenklich auf Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse des Archilochos zurückzuschließen wagte.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung waren die beiden iam-bischen Bruchstücke, welche Reitzenstein aus Straßburger Papyri in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1899, S. 857 ff. ans Licht gezogen und Hauvette in Verbindung mit der von F. Hiller Freih. v. Gärtringen gefundenen Archilochos-Inschrift der Insel Paros (Athen. Mitteil. 1900, S. 1 ff.) in der Revue des études grecques XIV 71 ff. behandelt hat. Indes hat F. Blass im Rheinischen Museum 1900, S. 102¹ angedeutet, S. 341 ff. m. E. bewiesen, daß beide Gedichte von Hipponax stammen; denn dieser ist in dem einen ausdrücklich genannt und für das andere durch das von Blass entzifferte Scholion *ση]μαίνει τὸν [Βού]καλον* unverkennbar bezeichnet. Die beiden Stücke gehörten also wohl nicht, wie Jurenka 12⁸ vermutet und noch in der Besprechung von Udo Bahntje, *Quaestiones Archilocheae* (Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1901. S. 121) voraussetzt, einer Miscellanrolle, sondern einem Gedichtenbuche des Hipponax an, vielleicht sogar, wie A. Gercke (Wochenschrift für klass. Philologie 1900, S. 28—30) will, einem und demselben Gedichte. Text und Übersetzung des einen von Jurenka mitgeteilten Stückes würde ich stellenweise anders wünschen; so wird die vermeintliche Ironie von *ἐὐφρονέσ[τατα]* der Konjektur

von Schulthess (Rhein. Museum 1902, 157) *εὐφρόν[ης σκότῳ]* weichen müssen. Die Übersetzung weist metrische Härten auf: Schmütze ihm Séetang den Leib, Hart an dem Félsenstrand, Also mög ihm es ergéhn.

Die längst bekannten Fragmente weiß Jurenka wenigstens zum Teil schärfer auszudeuten, als es bisher gelungen war. Glücklicherweise erbracht scheint mir der gegen Crusius geführte Nachweis, daß in Archilochos ebenso wie in Theognis allezeit das Bewußtsein seiner adeligen Herkunft lebendig war; dennoch kann ich nicht aus dem Sätzchen *πάρειθε γενναίος γὰρ εἶς*, wo Athenaios *γενναίος* mit *εὐγενής* gleichsetzt, den Schluß ziehen, „daß dem Archilochos wie dem Theognis Adel der Geburt und der Gesinnung eins ist“. Obwohl ich ferner vollkommen zustimme, daß Welckers feinsinnige Zusammenstellung der Magd *Ἐνικό* mit der *Ἰάμβη* überzeugende Kraft hat und somit jene nicht im Ernst für die leibhafte Mutter des Dichters gelten könne, so wird man sich doch hüten, den parteiischen Ausspruch des Theognis *οὐτε ποῦ' ἐκ δούλης τέκνον ἐλευθέριον* dafür ins Feld zu führen. Mindestens zweifelhaft ist es mir auch jetzt noch, daß bei der Auswanderung nach Thasos, die aus rein wirtschaftlichen Gründen hervorgegangen zu sein scheint (Aelian v. h. X 18 nach Kritias über Archilochos: *καταλιπὼν Πάρον διὰ πενίαν καὶ ἀπορίαν ἦλθεν ἐς Θάσον*), Archilochos als Abkömmling des sagenhaften *οἰμιστῆς Τέλλης* eine führende Rolle spielte; denn die verhältnismäßig späte Inschrift v. Hillers, die zudem in einem *Ἀρχιλόγειον* aufgestellt sein mochte, kann nicht wohl zum Beweise herangezogen werden. Ganz haltlos aber ist gegenüber der eben angeführten Notiz Aelians, die sich ausdrücklich auf das Selbstzeugnis des Archilochos beruft, die Behauptung Jurenkas (S. 13): „Außer dem Schiffbruch im politischen Leben scheint auch die unglückliche Liebe zu Neobule, der Tochter des Lykambes, den jugendlichen Dichter zur Auswanderung aus Paros veranlaßt zu haben.“ Er bemerkt dazu: „Crusius verlegt die Liebe zur Neobule in die späteren Jahre des Dichters: wenn er aber damit die poetische Reife der Epoden erklären will, so ist zu entgegnen, daß nach den Ausführungen dieses Gelehrten Archilochos überhaupt nur 40 Jahre alt wurde.“ Diese Entgegnung ist hinfällig; Crusius hat entschieden recht. Unbeweisbar ist die zuversichtlich vorgetragene Annahme, daß A. aus glänzenden Verhältnissen in Armut gesunken sei, indem sein väterliches Vermögen, das übrigens nach den Versen *βοῦς ἐστὶν ἡμῖν ἐργάτης ἐν οἰκίῃ κορωνό;* *ἐργῶν ἰδρις οὐδ' ἀργός ποτε* äußerst bescheiden gewesen sein muß, inneren Parteikämpfen zum Opfer fiel; daß er sich schließlich in die trostlose Lage auf Thasos schickte, während es weit wahrscheinlicher ist, daß er sich baldigst davonmachte; endlich daß er nach seiner Rückkehr in die Heimat sich deshalb wieder ins Kampfgewühl stürzte, um seinen politischen Ärger zu betäuben. Für unzutreffend halte ich die Konjekturen (S. 8) *δήμου*

502 N. Wecklein, Äschylos Sieben gegen Theben, ang. v. H. Jurcika.

μέγ' ἐπιόρησιν μελεδάνων, wofür ich mit Elmsley δήμου μιν (überliefert ist δηλοῦμεν) schreiben möchte, und (S. 18) (σχ)οίην Λυκάμβω παιδα τὴν ὑπερέτην statt des ganz unverdächtigen οἴην. Vollen Beifall aber zolle ich unter anderem der Erklärung θαλάσσιος βίος in Frg. 51 = *uictus ex mari* (S. 4'), der Behandlung des 9. Fragmentes (S. 8) und der Auffassung der dem 74. Fragment zugrunde liegenden Situation (S. 18).

Czernowitz.

Ernst Kalinka.

Äschylos Sieben gegen Theben. Mit erklärenden Anmerkungen von N. Wecklein. Leipzig, Teubner 1902.

Weckleins „Umarbeitung“ seiner großen griechischen Ausgabe (Athen 1896) hält sich in Anlage, Inhalt und Umfang der Erklärungen streng an das Programm der Teubnerschen Sammlung und wird ohne Zweifel die lange empfundene Lücke verdienstvoll ausfüllen. Indes ist an dem Buche manches mißraten und ich will zu Nutz und Frommen einer zweiten Auflage mit dem, was mir bei der Durcharbeitung aufgefallen ist, nicht hinter dem Berge halten. Vor allem wäre statt der in der Sprache der Scholiasten-Paraphrasen hergestellten Übersetzungshülfen — man lese nur die Übersetzung von V. 320 ff. — eine Anleitung zu einer poetisch veredelten Prosaübersetzung erwünscht. Die neuesten Funde sind wohl schon herangezogen (z. B. zu 369 Bakchyl. 8, 16), aber nicht vollständig: zu 671 *εὐκλείᾳ* fehlt der Hinweis auf Bakchyl. 12, 204 Bl. *ἀλαθειᾶ*, zu 89 *λεύκασπις* zu vgl. ders. 8, 10 *φαινικάσπιδες*; zu 104 schreibt Wecklein Archiloch. fr. 65 noch immer *δεινοῖς* trotz Herond. 7, 104 *δένοις*. Die Choriamben zu Beginn des Trimeters (475 und 534) werden heute ganz anders erklärt: s. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901, 2 und neuestens v. Wilamowitz, Timotheos S. 30. Die gänzliche Weglassung der metrischen Schemata und meistens auch jeder Angabe über die metrische Natur der Verse wird zur Folge haben, daß der Studierende oft (z. B. bei Dochmien und Bakcheen) ganz ratlos dasteht. — Was die Textkritik anlangt, so hält sich der Verf. in angemessenen Grenzen. Doch finde ich 320 ff. die Lesart wegen der ungeheuerlichen Wortstellung wenig ansprechend, desgleichen schreit 747 wegen des unbelegten Solözismus der Wortstellung nach einer Konjekture. Dasselbe gilt von 547. V. 719 war Verf. *φθιμένους νιν* wohl zu rezipieren, wenig wahrscheinlich ist aber 116 *δλαθετοι* (<δέ τοι>). Im Kommentar vermissen ich zu 7 (und 245) die für Schüler doch unentbehrliche Bemerkung über den besonderen Sinn des *πάλλιν*, zu 342 (und 367) die Angabe des Präsens zum *ἄπ. εἶρ. λελλιμένως* (*λιπτω*), 498 bedarf *χρεῖα* einer Erklärung, 899 sind die Worte „lange Umbiegung, die nicht

in die Heimat, sondern in den Hades führt“ schwer verständlich (statt „die“ vielmehr „weil sie“), 690 sollte doch auch *θανυμάζεται* erklärt sein. Zu zitieren war zum V. 441 noch Anakreon fr. 75, zu 638 einige Beispiele für *ὅδε* = *ἐγώ*, zu 758 *ἀγών* = *ἀγορά* Pindar Pyth. 10, 29, bes. da das angeführte Scholion sagt *παρὰ Βοιωτοῖς*, zu 820 Hesych. *πάσις* · *κῆσις*, zu 858 „*δόλος οὐδεις* μη: μη für μη οὐ“ z. B. Soph. Ai. 540 *τί δῆτα μέλλει, μη οὐ παρουσίαν ἔχειν*, zu 1025 noch Pindar Ol. 1, 4 und 2, 158. Unrichtig erklärt ist 349 *ἐν φοθίοις* (*ἐν* nicht modal, sondern instrumental); 684 statt *κρείττω* doch wohl *κροδία*. 124 *ἰχθυβόλοις* heißt nicht 'fischstachelnd', sondern 'fischaufspießend', 899 statt „für diese beiden Herrn“ doch lieber „Fürsten“.

An Druckfehlern notiere ich a) im Texte: 16 *μητρι* (statt *μητρι*), 259 *ἐπισόκποις*, 447 *πρασβαλεῖν*; 730 fehlt Komma, 920 Punkt am Schlusse des Verses. b) im Kommentar: 53 *γυνή δ'*, 132 *Λυκείος*, 207 *δεῶν*, 455 Eteokles (st. Eteoklos), 540 *αἰσός*, 557 *Ὀμολώιος*, 686 in der Homerstelle statt I vielmehr I (= IX), 864 *μελέα* (st. *μελέω*).

Wien.

Hugo Jurenka.

Dissertationes Americanae. Classical Philology No. 2. Sturtevant E. H. Contraction in the Case Forms of the Latin *io-* and *ia-* stems and of *deus*, *is*, and *idem*. Chicago, Scott, Foresman and Company 1902. 35 SS.

Die vorliegende sorgfältig gearbeitete Dissertation kommt auf Grund der mit Umsicht und Genauigkeit zusammengestellten statistischen Daten zu folgenden Hauptergebnissen. Zur Zeit des Plautus und Terentius endigte der Nominativ des Plurals der *io-* Stämme auf *-iē* (geschrieben *-iei* oder *-ie*), der Dativ des Plurals auf *-iēs* (geschrieben *-ieis* oder *-ies*). Um 600 u. c. erfolgte der Übergang von *-ē* zu *-i* und *-iē* und *-iēs* wurden zu *-i* *-īs* kontrahiert. Die Schreibung *-iei* *-ieis* jedoch behauptete sich neben der jüngeren *-ei*, *-eis*, *-i*, *-is*, die Rückbildungen *-ī* *-īs* wurden in der Schriftsprache schon zu Lucretius' Zeit in Gebrauch genommen und die kontrahierten Formen fast ganz aus der schulmäßigen Redeweise verbannt. Dagegen behaupteten die kontrahierten Formen auf *-i* und *-īs* im gewöhnlichen Gebrauche die Oberhand bis zum Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus. Während der Kaiserzeit war die Schreibung *-ii*, *-iis* fast ebenso häufig wie die phonetische *-i*, *-is*. Die Formen *dī* und *dīs* waren die einzigen, von denen wir für die ältere Zeit Kunde haben, und sie scheinen auch noch in der Kaiserzeit in der Umgangssprache diese Stelle behauptet zu haben. *Dii*, *dīs* bevorzugte die schulmäßige Orthographie, die rekonponierten Formen *dei* und *deis* tauchen in der Schriftsprache zur Zeit Cäsars auf und wurden ganz allgemein um

die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, obwohl auch *di* und *dis* sich im Gebrauche hielten. Die zweisilbigen Formen *ei* und *eis* (*ecis* Senatuscons. d. Bacch., *eieis* Senatuscons. d. Tiburtibus) waren seit Beginn der lateinischen Sprachüberlieferung üblich. Die einsilbigen Formen *i* und *is* (geschrieben *ei*, *eis* und *iei*, *ieis* in älterer, *ii*, *is* in jüngerer Zeit) sind seit 630 u. c. sicher nachzuweisen und waren die in der Kaiserzeit üblichen. *Eidem* und *eisdem* (?) waren wahrscheinlich die bei den alten Dichtern üblichen Formen, während *idem* und *isdem* (geschrieben *eidem* und *eisdem* in älterer Zeit) in der Zeit von 621—636 u. c. auftreten und auch in der Kaiserzeit fast die einzig üblichen sind.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

M. Tullii Ciceronis in M. Antonium oratio Philippica prima. Texte latin, publié avec Apparat critique, Introduction bibliographique historique et Commentaire explicatif. Par H. De la Ville de Mirmont, professeur de la littérature latine à la faculté des lettres de l'université de Bordeaux. Paris, Librairie C. Klincksieck 1902. gr. 8°, 102 SS. Preis 3 Fr.

Dem Texte vorausgeschickt ist eine Introduction, die in ihrem ersten Teile eine sorgfältige historische Einleitung zur Rede bietet, indem die 'faits historiques du 15. Mars au 2. Septembre 44' besprochen werden. Diese über die Vorgeschichte der ersten philippischen Rede trefflich orientierende Einleitung zeichnet sich durch eine gewisse Frische und Wärme der Darstellung aus, wie sie nicht selten französische Gelehrte bei solchen Anlässen bekunden. Freilich ist bedauerlicherweise in dem einleitenden Satze, einer rhetorischen Wirkung zuliebe, die sachliche Genauigkeit geopfert worden, indem behauptet wird, daß Cäsar *au moment où il entra dans la salle où le sénat tenait séance, tomba percé de vingt-trois coups* usw., was bekanntlich mit den Tatsachen nicht stimmt. Ein besonders klares und interessantes Bild weiß M. von den Beziehungen zwischen Cicero und Antonius zu entwerfen, die ihre wahren Empfindungen gegeneinander anfangs durch eine gewisse Höflichkeit wenigstens im gegenseitigen Verkehr zu verhüllen wußten, bis der tiefe Haß offen ausbrach. Der zweite Teil der Einleitung gibt eine Geschichte des Textes der ersten philippischen Rede, der Handschriften, Ausgaben usw., eine recht nützliche und sehr sorgfältige Zusammenstellung. Die im Jahre 1901 erschienene Ausgabe Clarke, durch welche die Kritik der philippischen Reden eine beachtenswerte Förderung und Sicherung erfahren hat, lag dem französischen Herausgeber offenbar noch nicht vor. Es ist ihm daher zu entschuldigen, wenn er auf S. 82 die Behauptung ausspricht: *Il semble peu profitable de tenter de nouvelles et pénibles recherches parmi les autres manu-*

scrīts des Philippiques, qui sont tous des codices deteriores.
Daß dies durchaus nicht der Fall ist, hat mittlerweile Clark gezeigt. Mit der vorliegenden Ausgabe will M. die französischen Studierenden der Philologie beim Studium dieser Rede von fremden, insbesondere deutschen Ausgaben tunlichst unabhängig machen. Er entspricht damit einem von der Fakultät in Bordeaux ausgesprochenen Wunsche, durch den gerade diese Rede der Lektüre empfohlen wird. Mit großer Sorgfalt verwertet er alle literarischen Behelfe sowohl für die Gestaltung des Textes als auch für die sprachliche und sachliche Erläuterung der Rede.

In den erklärenden Anmerkungen nehmen die sprachlich-stilistischen und rhetorischen Erklärungen einen besonders breiten Raum ein, was wohl mit der Richtung der philologischen Studien an französischen Schulen zusammenhängen dürfte. In weit größerem Umfange als in deutschen Kommentaren wird auf die etymologische Worterklärung und auf die Scheidung der Synonyma Bedacht genommen, auch wo nicht gerade ein passender Anlaß dazu vorliegt. Infolge dessen erscheinen derartige Bemerkungen manchmal etwas gesucht.

In Bezug auf grammatische Fragen hat M. das treffliche Werk von Lebreton *Études sur la langue et la grammaire de Cicéron*, das in der Tat für jeden Ciceroerklärer, ja für jeden Latinisten sehr wichtig ist, mit Nutzen wiederholt zu Rate gezogen. So bietet denn dieser französische Kommentar eine interessante Ergänzung der deutschen erklärenden Ausgaben dieser Rede. Im folgenden mögen noch ein paar Bemerkungen über Einzelheiten Platz finden. S. 39, N. 18 scheint mir der Ausdruck, Cicero habe den Rechtsgelehrten Ser. Sulpicius in der Rede pro Murena *viollement attaqué* doch etwas zu scharf. Durch Ciceros launigen Angriff auf Sulpicius wurde das Verhältnis der beiden Männer gar nicht gestört, wie ja des Sulpicius berühmtes Trostsprechen an Cicero (ad fam. IV, 5) zur Genüge beweist. — Nicht richtig ist eine Bemerkung S. 45 *Cicéron avait eu l'heureuse chance de découvrir, grâce aux figures géométriques du cylindre et de la sphère, qui y étaient gravées, le tombeau d'Archimède*. Diese Figuren waren in des Archimedes Grabmal nicht eingraviert, sondern auf das Grabmal aufgesetzt war eine Kugel und ein Zylinder, vgl. Cic. Tusc. V 64 *in summo sepulcro sphaeram esse positam cum cylindro*. Ab und zu machen einzelne Erklärungen gar zu sehr den Eindruck des Elementaren, wie wenn S. 64, § 19 zu *plus quam biennium obtinerentur* bemerkt wird, *biennium* sei ein Accusativ *employé pour exprimer l'extension dans le temps, la durée*. § 15 wäre vielleicht eine Erklärung zu den Worten *fuert quaedam necessaria* (*quaedam* Subjekt, *necessaria* Prädikat!) viel erwünschter als eine Erörterung des Sinnes von *necessarius*. § 25 ist die Kongruenz *cur aut ego aut quisquam metuat?* die M. (nach Lebreton) als Beweis dafür anführt, daß

auch bei mehreren Subjekten das Prädikat regelmäßig mit dem nächstehenden übereinstimme, kein passender Beleg hiefür, da ja bei derartigen disjunktiven Konjunktionen wie *aut-ant* eine gleichzeitige Geltung des Prädikates für alle Subjekte, also die Kongruenz, bestehend in der Zusammenfassung durch den Plural, nicht gut möglich ist. Diesen Fällen soll daher eine Sonderstellung in dem Kapitel der 'Kongruenz' angewiesen werden. Auch § 26 *quod ita erit gestum, id lex erit* bezeichnet M. als ein 'exemple d'une construction très rare', weil es nicht *ea lex* heißt. Aber diese Fassung war hier durch die ganz unerläßliche Übereinstimmung mit *quod* geradezu ausgeschlossen. Das Beispiel Liv. I 45 *ea erat confessio* ist ganz anderer Art, da dort kein solches Pron. rel. vorausgeht. § 27 *armis utatur sui defendendi causa*. Hier verweist M. über den Gebrauch von *sui* auf die Grammatik von Riemann § 250. Wiewohl mir diese Grammatik nicht zugänglich ist, so scheint mir doch dieser Hinweis hier völlig überflüssig, weil ja hier *sui defendendi causa* keinerlei Erklärung braucht. Nur dann, wenn *sui defendendi* Pluralbedeutung hat, also = *ad se defendendos*, mag eine erläuternde Bemerkung am Platze sein. — Nicht einverstanden kann ich mich erklären mit der grammatischen Erläuterung einer Stelle in § 16, wo es heißt: *Vellem adesset M. Antonius! doceret me, quem ad modum Caesaris acta defenderet*. Hier sagt nun M. in der Note: *doceret = vellem adesset, ut doceret*. Das ist aber völlig unrichtig: *doceret* vertritt absolut nicht einen Finalsatz, sondern ist der Hauptsatz. Es liegt oben hier in dem Satzbau: *vellem adesset: doceret* nichts anderes vor als jene ursprüngliche parataktische Form der hypothetischen Periode, in der der Konditionalsatz noch die Form des Wunschsatzes hat.

In der Konstituierung des Textes zeigt der Herausgeber ein besonnenes, selbständiges Urteil. Als sehr störend jedoch muß besonders in den kritischen Notizen der Umstand bezeichnet werden, daß diese durch eine sonderbare Nachlässigkeit des Druckes von dem zugehörigen Texte oft durch mehrere Seiten getrennt sind, vgl. S. 57, 81, 82, 90. — Hinsichtlich der lateinischen Orthographie sind Schreibungen wie *abfuit*, *promontorium*, *conniveo*, *cumdem*, *quemdam*, *jam*, *jubeo*, *retulit* durchaus nicht zu billigen.

Wien.

Alois Kornitzer.

P. Ovidii Nasonis *Metamorphoses*. Auswahl für Schulen mit erläuternden Anmerkungen von Dr. Joh. Siebelis u. Dr. Fr. Polle. 2. Heft, B. X—XV. 14. Aufl. besorgt von Dr. O. Stange. Leipzig, B. G. Teubner 1902. 8°. VIII u. 178 SS.

Die bekannte Ausgabe, deren frühere Auflagen seit ihrem ersten Erscheinen (1853 fg.) in dieser Zeitschrift zum größten Teile besprochen worden sind, liegt nunmehr in 14. Auflage vor.

Stange, der die Neubearbeitung dieses zweiten Heftes übernommen, hat einige ersprießliche Änderungen vorgenommen; so sind z. B. die vorausgeschickten „Allgemeinen Bemerkungen“ nunmehr der Übersichtlichkeit halber aufs knappste beschränkt; aus demselben Grunde wurde auch das Register der Abweichungen vom Merkel'schen Texte umgestaltet, dagegen ist das Register zu den Anmerkungen ganz in Wegfall gekommen. Die Ausgabe, der bereits die neue deutsche Rechtschreibung zugrunde liegt, entspricht sowohl in wissenschaftlicher als auch in methodischer Hinsicht durchaus den modernen Anforderungen.

Im Texte weicht der Herausgeber an etlichen zwanzig Stellen von der Textgestaltung Polles in der letzten (18.) Auflage ab. — Am bemerkenswertesten scheinen mir folgende Änderungen zu sein: XI 329 *fratrigue pio solacia dixi* (mit Riese) statt *nisi* (so cod. Marc.); die unrichtige Lesart ist aus dem Mißverständnisse von *accipere* im zweitnächsten Verse, das hier nicht 'empfangen', sondern 'aufnehmen' bedeutet, entstanden. XII 132 *clipeoque rotato* für *recepto* nach des Herausgebers eigener Vermutung, für die sich aber wohl niemand erwärmen dürfte, da an der Belegstelle aus Vergil (Aen. IX 441 *rotat ensem*) eben vom Schwerte, nicht vom Schilde die Rede ist; *clipeum recipere* heißt den Schild (zum Schwunge) zurückziehen (wie *ensem recipere* u. dgl.), um zum Schlage anzuholen. XII 350 *Lycopen* (mit H. Usener) kommt der handschriftlichen Lesart *Lychepen* viel näher als *Lycotan* (Merkel) und *Lycetum* (Riese). XIII 294: *diversosque orbes*. Man sollte nicht glauben, daß die Herausgeber Riese, Merkel, Korn (letzterer gibt freilich seinem Zweifel selber in der Anmerkung Ausdruck) mit solcher Zähigkeit an der sicherlich verdorbenen Überlieferung festhalten, wo doch der Vergleich mit Hom. Il. XVIII 483—489 auf *diversosque orbes* (= die beiden Scheiben an entgegengesetzten Stellen des Himmels, Sonne und Mond) hinweist; fast zu jedem Ausdruck Ovids an dieser Stelle läßt sich der entsprechende vorbildliche Homers ausfindig machen: *terras* — γαίαν (ἐτενξε), *alto caelo* — οὐρανόν, *sidera* — τὰ τείρεα πάντα, *Pleiadas*, *Hyadas* — Πληιάδας, Τάδας, *nitidum Orionis ensem* — τό τε σθένος Ὠρίωνος, *Arcton* — Ἄρκτον, *inmunis aequoris* = V. 489 bei Homer; nur ἡέλιον und σελήνην sollte Ovid außer acht gelassen haben? XIII 693 liest St. *hanc* — *illam*, ferner (im Anschluß an die Überlieferung im Cod. M) *per inertia vulnera* (daher auch *demisso* — *telo*), was er als 'unbeholmene Wunden' versteht. XIV 574 schreibt er an sehr verdorbener Stelle im Anschluß an M und in Übereinstimmung mit Magnus: *barbarus ensis* (daher auch *quem*), aber wenig glücklich wegen des folgenden *et tepida latuerunt tecta favilla*; m. E. ist an Bentleys *Dardanus* (mit *ignis*) festzuhalten. XIV 828: *reddentem* — *non regia iura* (für das handschriftliche *tunc* oder *iam r. i.*) sucht der Herausgeber durch eine gezwungene Erklärung in der Anmerkung zu recht-

fertigen, *Romulus* sei seinem Quiritenvolke nicht als Alleinherrscher gegenübergestanden. XV 625 erklärt er die aus den *Havniensis* genommene Lesart *adiecerit* gut durch den Hinweis auf die kompendiarische Ausdrucksweise, der zufolge *unde Coroniden* (= *Aesculapium*) *Insula R. sacris adiecerit urbis* gleich sei *u. sacra Coronidae sacris R. u. adiecerit*.

Die Anmerkungen, in denen der Herausgeber ebenfalls einige Änderungen vorgenommen hat, sind dem Fassungsvermögen der Schüler vollkommen entsprechend. Höchstens Kleinigkeiten wären noch zu verbessern; so z. B. kann die Anmerkung zu Abschnitt 36, V. 32 entfallen, weil identisch mit der zu 31, V. 10, und durch den Hinweis auf diese Stelle ersetzt werden; 36, V. 39 f. *colla iugo cānentia pressos Exhortatus equos* geht es wohl nicht an, zu übersetzen: 'denen das Joch auf den weißschäumenden (statt 'mit weißem Schaum bespritzten') Hälsen lag'; wahrscheinlich aber ist *canentia colla* hier überhaupt nicht in dem angegebenen Sinne zu fassen, sondern heißt 'auf den grauweißen Hälsen' (von Grauschimmeln, griech. ψαρόλ ἴπποι, vgl. Arist. Nub. V. 1225). 42, V. 130 f. *ille tamen placeatque sibi, placeatque licebit, quod nollem, Galatea, tibi*: Der Beistrich nach *sibi*, der den Schülern beim Konstruieren im Wege ist, sollte entfallen; ferner würde es angemessen sein, wie es ja sonst an so vielen Stellen der Ausgabe geschieht, dem Schüler anzugeben, wie die Wörter zu verbinden sind, also: *ille tamen licebit placeat sibi et placeat tibi, quod nollem, Galatea*. 47, V. 342 *saxaque cum saxis (venti) iactant* wäre *saxis* wohl nicht einfach mit (= *in saxa*) abzutun, sondern der Schüler aufmerksam zu machen, daß hier dem Dichter zur Setzung des im Lateinischen seltenen Dativs der Richtung Homer vorbildlich gewesen sein dürfte mit seinem *κνυέη βάλε* 'warf in den Helm' (E 187), *χθονὶ χεῖβεν* T 222 usw.

In den Allgemeinen Bemerkungen steht irrtümlich (S. VI) *Andromedān* statt *Andromedān* (vgl. IV 757 *protinus Andromedān et tanti praemia facti*); demnach muß es heißen: 'Es findet sich . . . *ān* oder *ān* als Endung des Acc. Sing. usw.' In derselben Zeile *Cyllan* fälschlich für das richtige *Cyllan* des Textes (38, 219); S. VII vermißt man nach dem Abschnitte II einen den nächsten Abschnitt einleitenden Satz etwa folgenden Inhaltes: 'III. Andere formelle, syntaktische und stilistische Bemerkungen.'

Im Mythologisch-geographischen Register sind einige für den Schüler nötige Quantitätsbezeichnungen unterblieben. So ist es bemerkenswert, daß Ovid dem Hexameter zuliebe das *e* in *Aenēades* kurz gebraucht trotz *Aenēas* (es wäre daher S. 158 die Quantität des *e* in diesem Worte ausdrücklich zu bezeichnen); S. 159 sollte stehen *Apūlus* (statt *Apulus*); S. 162 *Clārius* statt *Clarius* (der Schüler denkt an *clārus*). Die Kürze des *a* sollte ferner in *Lātiaris*, *Lātinus*, *Lātium* hervorgehoben werden. Sonst ist noch die Quantitätsbezeichnung unterblieben in *Latōna* und *Latoius* (die des *ā*), im *Liber* (des *ī*), in *Monychus* (des *ū*).

Die jetzige Auflage ist trotz dieser und ähnlicher kleinerer Mängel vorzüglich geeignet, den Schüler sowohl bei der häuslichen Präparation als auch bei der Privatlektüre aus Ovid nachdrücklich zu unterstützen.

Znaim.

Dr. Karl Mras.

Das Wesen der sprachlichen Gebilde. Kritische Bemerkungen zu Wilhelm Wundts Sprachpsychologie. Von Ludwig Sütterlin, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Winter 1902. 8°, VII u. 102 SS. Preis 4 Mk.

Nach der Inhaltsübersicht nimmt sich vorliegendes Buch wie eine systematisch angelegte Grammatik aus; wenigstens sind Sprachlaute, Wortbildung, Wortformen, Satzfügung, Bedeutungswandel so ziemlich die Rubriken jeder Grammatik. In der Tat haben wir es mit einer planmäßig geordneten Reihe von Kritiken zu tun, die gegen die Aufstellungen Wundts im 1. Bande seiner 'Völkerpsychologie' gerichtet sind. Die Tendenz des Buches berührt sich daher mit derjenigen, welche B. Delbrück in seinen 'Grundfragen der Sprachforschung' (mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie, Straßburg 1901 erörtert) verfolgt. Delbrück hat jedoch die weitgehenden Absichten Wundts unterschätzt: er hält es noch für gleichgültig, ob der Sprachforscher Herbart folgt oder Wundt; seine Arbeitsweise werde dadurch nicht verändert, seine Ergebnisse nicht berührt. Allein Wundt geht von der Voraussetzung aus, daß der ganze Betrieb der Sprachforschung mit Einschluß der indogermanischen verbessert und vertieft werden könne. Bis jetzt habe man es zu sehr bei einer Verfolgung der äußeren Sprachgeschichte bewenden lassen; nach den äußeren Ursachen, den Zusammenhängen und den inneren Gründen habe man wenig gefragt. Schon auf dem Boden der indogermanischen Sprachen lasse sich darin Wandel schaffen. Da S. die in diesen Worten angedeuteten hohen Erwartungen, die Wundt an sein Werk geknüpft hat, vollauf kennt, so ergibt sich, daß seine Kritik wesentlich anders geartet sein muß als die Delbrücks. Tatsächlich macht sie nicht den Eindruck wie die mitunter etwas einwandscheuen Bemerkungen Delbrücks. S. kritisiert mit der nötigen Schärfe die Theorien Wundts vom Standpunkte des Sprachvergleichers und Linguisten vom Fach, was Wundt entschieden nicht ist. Inwieweit Wundt mitunter selbst elementare sprachliche Kenntnisse vermissen läßt, ersehe man aus den abenteuerlichen Verstößen, die er namentlich dort begeht, wo er Beispiele beibringt. Ref. verweist auf die in den Fußnoten von 8. angebrachten Bemerkungen, namentlich S. 51 (*ελημεν* neben *εβημεν* und *εσβημεν* Imperfekt!), 107, 125, 130 und 179. Derlei verdient um so nachdrücklicher hervorgehoben zu werden, je höhere Anforderungen Wundt an die Achtung vor seinem Werke stellt. —

Des Verf.s Aufgabe ist allerdings in erster Linie eine kritische; nach des Ref. Ansicht erfüllt er aber auch eine exegetische, insofern S. über Wundts nicht immer glatte Schreibart durch bündige Darstellung eines weiter ausgesponnenen Gedankengehaltes hinweghilft. Freilich sieht sich S. selbst mitunter in die Notwendigkeit versetzt, sich an Wundt mit der Frage nach der richtigen Interpretation zu wenden: wer wird es ihm verargen?

Ellendt-Seyfferts Lateinische Grammatik. Neu bearbeitet von Dr. M. A. Seyffert u. Dr. W. Fries. 46. Aufl. Berlin, Weidmann 1902. 8°, 1V u. 265 SS. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

Bei der Anzeige eines Schulbuches, das so oft unter die Lupe genommen wurde, an das sich sogar eine kleine Literatur angeschlossen hat, wie dies bei E.-S.s Grammatik der Fall ist, ist es dem Ref. kein Leichtes, wesentlich Neues zur Besserung desselben beizubringen. Ref. begnügt sich denn auch zumeist, den Eindruck wiederzugeben, den das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt auf ihn bei der Durchsicht geübt hat.

Ellendt-Seyffert ist ein Schulbuch in allzu strengem Sinne geblieben: d. h. es verzeichnet den Sprachgebrauch der prosaischen Schulschriftsteller — der poetische Sprachgebrauch ist ausgeschlossen — in dogmatischer Vortragsweise ohne irgend welche rationelle Begründung, und wäre eine solche dem Schüler auch ohne Schwierigkeit verständlich. Der Grundsatz ist strenge durchgeführt: Ref. hat nur eine einzige Ausnahme entdeckt, nämlich § 207, wo zur Erklärung der syntaktischen Eigentümlichkeiten von *quin* dessen Etymologie behandelt wird. In systematischer Beziehung ist eine Eigentümlichkeit der Syntax auffällig. Nach Abschluß der Kasuslehre folgt nämlich die Behandlung der Präpositionen, woran sich drei Kapitel über Ort-, Raum- und Zeitbestimmungen schließen. Ref. war bisher der Meinung, derlei Anhänge seien den Grammatikern der Renaissance und ihrer Nachfolger eigen. Ursinus z. B. bringt in seinen 1700 f. erschienenen *Institutiones l. L.* das Sonderkapitel XIII: '*De nominibus temporum et locorum aequo spatio horum et distantis.*' War ehemals für solche nachträgliche Abschnitte die Mangelhaftigkeit des gewählten Systems die eigentliche Veranlassung, so sind hier hingegen didaktische Gründe maßgebend. Es fragt sich nur, ob diese schwerwiegend genug sind, um einen von den vorhandenen Schulgrammatiken so stark abweichenden Vorgang gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Im einzelnen werden sich, wie bemerkt, wenig Besserungsvorschläge beibringen lassen. Ref. möchte nur in einem Punkte eine Ergänzung vorschlagen. § 190 liest man: '*Die Consecutio temporum* handelt von der Folge der Zeiten in innerlich abhängigen Sätzen, d. h. in solchen konjunktivischen-Nebensätzen, die aus dem Sinne des Subjekts im regierenden Satze gesprochen sind'.

Es wäre hier doch zur Erläuterung dieser dem Mißverständnisse nur allzu sehr zugänglichen Regel die Bemerkung nicht überflüssig, daß in die Kategorie der innerlich abhängigen Sätze Sätze mit dem finalen *ut*, mit *ne*, *quo*, *quominus*, *quin* (wenn es nicht konsekutiv ist), die Konjunktivsätze mit *antequam*, *priusquam*, *dum* (*donec*), *quoad*, viele konjunktivische Relativsätze, die indirekten Fragesätze und die Sätze der indirekten Rede gehören. Die innerlich abhängigen Nebensätze kommen wieder zur Sprache § 248, wo der Gebrauch des reflexiven Pronomens behandelt wird, ein Umstand mehr, der hier Deutlichkeit fordert.

Wien.

J. Golling.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Cäsars gallischen Krieg. Buch I—VII. Von Gymnasialdirektor Dr. Heynacher. Essen, Druck u. Verlag von G. D. Baedeker 1902. 8°, 67 SS. Preis 80 Pf.

Ich habe in meinen „Beiträgen zur Unterrichtspraxis in der Philologie“, Ztschr. f. österr. Gymn. 1899, 810, auf das Verhältnis zwischen der Fremdsprache und dem zum Retrovertieren bestimmten deutschen Abklatsch hingewiesen, daß dieser letztere entweder a) wirklich mehr oder minder getreu ist, oder daß sich b) der zum Hinübersetzen bestimmte Vorwurf nur stofflich an das Gelesene anlehnt, oder endlich c) daß der Stoff ein anderer sei, die Phrasen aber und der Vokabelschatz aus bereits gelesenen Abschnitten geschöpft werden.

Es ist klar, daß diese drei Möglichkeiten für die Didaktik und die Methodik der Fremdsprachen von ganz außerordentlicher Bedeutung sind. Man wird sich immer fragen müssen, für welche Stufe paßt am besten die eine oder die andere Art; ja es wird der Fall eintreten, daß auch auf ein und derselben Unterrichtsstufe die Anwendungsmöglichkeit aller drei Fälle gegeben sein wird. Das ist der eine Gesichtspunkt, der bei diesen Unterrichtsbehelfen in Berücksichtigung kommt. Die sonstigen wichtigeren Forderungen sind bald aufgezählt: keine Häufung von Schwierigkeiten, keine entlegenen Vokabeln und Phrasen und als Hauptsache ein gutes, ein echtes, natürlich kein manieriertes Deutsch. „Das Gefühl für Stil und Phraseologie kann nicht früh genug geübt werden. Der Schüler soll — einen deutschen, nicht einen latinisierten Satz übersetzen können. Man sollte — endlich so weit sein, daß nicht der Philologe das einreißt, was der Germanist mühsam aufbaut, gleichgiltig, ob — die klassischen Sprachen und das Deutsche in einer Hand oder in verschiedenen sind. In der deutschen Stunde muß doch richtig gesprochen und auch dazu angeleitet werden, und in der Lateinstunde doch auch. Hier ist ein Feld für die Konzentration“ (vgl. meine Anzeige von Böhme, Ein Jahr in der lateinischen Grammatik,

Ztschr. f. Ost. Gymn. 1899, 986). Gegen die letzte Forderung wird am allermeisten gesündigt. Ich betone diesen Punkt bei jeder Gelegenheit. Und die Hülfe ist doch so einfach: die Klammer. Neben die deutsche Wendung stelle man, wenn noch nötig, die latinisierte in der Klammer hin. Der Gewinn ist augenscheinlich. Neben der Gewöhnung an den wirklich deutschen Ausdruck wird die Stilistik fast ganz unvermerkt zum Eigentum des Schülers. Man denke nun den umgekehrten Fall: zuerst latinisiertes Deutsch und, um rechtes Deutsch übersetzen zu können, erst stilistische Theorie! Das ist doch wider die Natur.

Das vorliegende Buch, nach diesen geäußerten Gesichtspunkten gewertet, verdient ein gewisses Lob. Es gibt vorzugsweise nach a) die für die vorangesetzte Stufe gewiß passende mehr oder minder getreue Übersetzung, bemüht sich bezüglich des deutschen Stiles ersichtlich, allerdings ohne daß diese Bemühung ganz durchgriffe, und häuft auch die Schwierigkeiten nicht, wenn auch gewisse schon zum eisernen Vorrat gehörigen Philologenausdrücke und Wendungen recht unheimlich herumwimmeln, z. B. die Ausdrücke des Zweifels in lieblichster Abwechslung, überzeugen, überreden, hindern, fürchten, sich enthalten und was dgl. mehr ist; auch die gewiß netten Partikelchen: nun, nämlich, aber u. a. schwimmen in größerer Zahl als nötig umher. Wirklich abschreckende Satzungenfüme kommen nicht gar zu oft vor. Man sehe etwa S. 31, 14: 'Da Cäsar täglich eine Legion zum Getreideholen ausschickte, so hofften die Feinde, wenn sie sich nachts im Walde versteckten, die Römer, wenn sie die Waffen abgelegt und sich zerstreut hätten, während sie beim Mähen beschäftigt waren, angreifen zu können'.

Wollte man ins einzelne gehen, gäbe es allerdings des zu Bemängelnden genug, z. B. gleich S. 5, 2: 'um — mit den benachbarten Staaten den Frieden und die Freundschaft zu befestigen' statt um — einen festen Friedens- und Freundschaftsbund zu schließen.' Natürlich müßte der Lehrer bei der Lektüre des Originalsatzes *constituerunt cum proximis civitatibus pacem et amicitiam confirmare* zu dieser Übersetzung anleiten. Er müßte durch Umfrage an die Schüler feststellen, ob man sagen könne: 'Frieden und Freundschaft befestigen'. Die Antwort wird 'nein' lauten. 'Also die deutsche Fügung! 'Frieden und Fr. schließen'. "Ja, aber es fehlt jetzt die in *confirmare* gelegene Grundbedeutung: fest". Kann man sagen 'Festen Frieden und Freundschaft (allenfalls: feste) schließen?' 'Nein.' "Übersetzen wir *pacem et amicitiam* prägnant (d. h. so, daß wir aus dem Zusammenhange ein passendes Substantiv, Adjektiv u. ä. herausuchen): 'Festen Friedens- und Freundschaftsbund schließen.'" Welch eine sprachlich fruchtbare Übung! Man sieht aber, das gute Deutsch des rückzuübersetzenden Stückes setzt ein ebenso gutes Deutsch beim Herübersetzen voraus.

Dieses eine Beispiel stehe hier für viele andere.

Das Büchlein sei den Kollegen als nützlicher Leitfaden für Klassenarbeiten empfohlen.

Floridsdorf.

Dr. Polaschek.

Meyer-Lübke, Einführung in das Studium usw., ang. v. Friedwagner. 513

Meyer-Lübke, Dr. W., Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft. Heidelberg, Winter 1901. kl. 8°, VIII u. 224 SS. Preis 5 Mk. (1. Band der „Sammlung romanischer Elementarbücher“, herausg. v. Dr. W. Meyer-Lübke, ord. Prof. an der Universität in Wien.)

Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Von Dr. Karl Voretzsch, Prof. der rom. Philologie an der Universität Tübingen. Zum Selbstunterricht für den Anfänger. Halle a. S., Niemeyer 1901. gr. 8°, XIV u. 258 SS. Preis 5 Mk. (1. Band der „Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen“).

Nonnenmacher, Dr. E., Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Wien, Pest u. Leipzig, Hartlebens Verlag (ohne Jahreszahl). kl. 8°, VIII u. 182 SS. Preis 2 K 20 h. (61. Bändchen der „Kunst der Polyglottie“).

Die beiden erstgenannten Werke eröffnen, jedes für sich, eine Sammlung von grammatischen (und literarhistorischen) Lehrbüchern, wie sie vor etwa zwanzig Jahren der damalige Henningersche Verlag in Heilbronn angekündigt hatte, ein Versprechen, das nachher nur Th. Gartner mit seiner Rätoromanischen Grammatik einlöste, während Fritz Neumanns Altfranzösische Grammatik (vgl. Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1880, I, Sp. 86, 475), der man große Hoffnungen entgegengebracht, niemals erschien¹⁾. Die akademischen Lehrer empfanden nicht minder wie die studierende Jugend diesen Mangel an geeigneten romanischen Handbüchern, den lange nur K. Bartschs Chrestomathien und erst in jüngerer Zeit die altfranzösischen Übungsbücher von Förster und Koschwitz, Toblers Verbau, Suchiers Aucassin, G. Paris' Extraits und einige neuere Bücher etwas weniger fühlbar zu machen suchten, aber doch nicht völlig beseitigen konnten, weil sie sich nur mit einzelnen Teilgebieten befaßten, eine zusammenhängende kurze Darstellung bis zum Grundriß aber fehlte. Die Bedürfnisfrage, welche für solche Sammlungen die wichtigste ist, wird hier also kräftigst bejaht werden müssen und die vorliegenden Eröffnungsbände lassen für jede Reihe nur das Beste erwarten. Die Konkurrenz der beiden Unternehmungen bietet mit einem Male einen Reichtum, der gegen die frühere Dürftigkeit angenehm absticht und ein erfreuliches Zeugnis von dem Eifer ist, mit dem solche Handbücher begehrt werden. Die glückliche Vollendung von Gröbers monumentalem „Grundriß der romanischen Philologie“ und Meyer-Lübkes vierbändiger romanischer Grammatik bildet mit dem fast gleichzeitigen Auftreten solcher Kompendien der

¹⁾ Sein Versprechen wird nun in gewissem Sinne durch obiges Buch seines Schülers K. Voretzsch erfüllt. Die afr. Grammatik von E. Schwan (— Behrens) ging zwar auch aus dem von Gebr. Henninger auf Reiland übertragenen Verlage hervor, bildete aber kein deutliches Glied jener verheißenen Reihe. Die italienische Grammatik von M.-L. aus dem gleichen Verlage befindet sich in ähnlichem Falle.

Einzelnsprachen einen bedeutsamen Abschnitt und man darf ohne Übertreibung von einem neuen Aufschwung des Studienbetriebes, wie er in den letzten Siebzigerjahren zu bemerken war, seit Beginn des XX. Jahrhunderts, so kurz es noch ist, sprechen oder einen solchen wenigstens voraussagen. Und Meyer-Lübke, der die eine „Sammlung“ mit seiner „Einführung“ inauguriert, hat durch seine Arbeiten in allererster Linie dazu beigetragen, daß die Entwicklung der romanischen Sprachwissenschaft nach der Tiefe und Breite so mächtig fortschreitet.

Das an dritter Stelle genannte Lehrbuch Dr. Nonnenmachers geriet nun allerdings in eine Sammlung, die sonst keinerlei wissenschaftlichen Zwecken dient¹⁾, aber die Einreihung unter so ungleichartige Glieder ist für den Wert doch nebensächlich; und man kann es, in entsprechendem Abstände, hinter den eingangs genannten anführen und als die in der Hauptsache gelungene Erstlingsarbeit eines Schülers von Mussafia und Meyer-Lübke anerkennend und empfehlend nennen.

Was nun jedes dieser Bücher im besonderen betrifft, so kann man von M.-L.s „Einführung“ sagen, was einst der Kanzler d'Aguesseau (1726) an Rollin schrieb, als dessen „*Traité des Études*“ erschien: „*J'envie à ceux qui étudient à présent un bonheur qui nous a manqué: je veux dire l'avantage d'être conduit par un guide aussi sûr*“. Die Aufgabe war nicht leicht, wenn einer nicht bloß berichten, sondern mit eigenem Urteil in den vielen strittigen Fällen entscheiden wollte; sie erforderte außer methodischem Geschick einen Linguisten, der nicht nur die romanische Philologie mit weitem Blick umspannt, sondern auch in der klassischen, germanischen, keltischen Sprachwissenschaft sich sicher fühlt und die verschiedenartigen Einflüsse aufs Romanische prüfen kann. Wie viele Gelehrte nun vermöchten solchen Ansprüchen zu genügen? Es haben ja wohl manche vielleicht in dem Buche etwas ganz anderes gesucht als es bietet; sie haben dann eben doch wohl ihr Ziel merklich niedriger gesteckt als der Verf. Zweierlei Wege boten sich ihm: der gewöhnliche war, ein *tableau des résultats acquis et des recherches entreprises* zu geben, wie M. Roques (*Romania* XXXI. 399) und mit ihm die meisten sich wohl die Sache vorgestellt hätten²⁾. Dieser Weg endet auf dem Punkte, wo die Wissenschaft derzeit angelangt ist. Ein Buch, nach diesem Grundsatz verfaßt.

¹⁾ Die „Kunst der Polyglottie“ strebt fast nur praktische Ziele an, so die Erlernung der neufranzösischen, englischen, böhmischen, bulgarischen, japanischen, siamesischen, malayischen Sprache usw. und des — Volapük. Es soll uns aber freuen, wenn daneben auch Altfranzösisch, Altenglisch usw. begehrt wird. Der billige Preis kommt seiner Verbreitung hoffentlich zustatten.

²⁾ Und wie es z. B. A. Zauner, *Die romanische Sprachwissenschaft* (Sammlung Göschen Nr. 128) 1900, mit sehr gutem Geschicke gemacht hat.

bietet im wesentlichen einen Rückblick, läßt also mehr zum Wissen ein als zum wertvolleren Erkennen und eigenem Forschen. Damit begnügen sich nun auch fast alle bisherigen Bücher dieser Art. M.-L. kennt natürlich diesen Weg ganz wohl, beschreitet ihn auch streckenweise, bleibt aber nicht stehen, wo der betretene Pfad endigt: er gibt also im ganzen und großen auch eine Darstellung des jetzigen Standes der Wissenschaft und der Mittel, durch welche man zur gegenwärtigen Erkenntnis gekommen ist, aber er lenkt den Blick auch nach vorwärts, weist auf Probleme, die noch einer befriedigenden Lösung harren und wird gleichzeitig durch Winke und Warnungen ein Führer in wenig oder gar nicht erforschten Gegenden. Die große suggestive Kraft, die M.-L.s Büchern und Vorlesungen eigen ist, verleugnet sich auch hier nicht, seine „Einführung“ dürfte manchen, der schon einen Namen hat, und nicht nur angehende Romanisten auf lohnendes Arbeitsgebiet weisen.

Ein Elementarbuch im gewöhnlichen Sinne, das dem Anfänger für die allererste Zeit das Verständnis der Vorlesungen erleichtern soll, um dann beiseite gelegt zu werden, ist die „Einführung“ also nicht und gar so leicht ist schließlich das Buch auch nicht¹⁾, weil dies die Wissenschaft, deren Grundzüge und Methode es vermitteln soll, selbst in den Elementen nicht ist und zu gemeinfaßlicher Darstellung sich z. B. viel weniger leicht eignet als andere historische Wissenschaften, da sie schon viel zu viel voraussetzen muß. Darum hat nirgends der Dilettantismus so viel geirrt als in der Sprachwissenschaft. Auch noch eine andere Schwierigkeit kommt bei uns dazu, die sonst nicht besteht: während in anderen Disziplinen der Student vor seiner Inskription eine gewisse, sicher zunehmende Vorschule durchgemacht hat und somit gleichartiges Material der weiteren Ausbildung harret, setzt die neuphilologische Hörerschaft sich aus Gymnasiasten und Realschülern zusammen, von denen die ersteren bei der gegenwärtigen Organisation dieser Schulgattung zwar eine mehr oder minder gute Kenntnis des Lateins, aber eine auch im günstigsten Falle nicht tiefgehende, oft aber gar keine Bekanntschaft mit den neueren Sprachen mitbringen, während die letzteren meist erst auf der Universität mit dem Studium der lateinischen Sprache beginnen. Wo soll da ein Elementarbuch einsetzen? Und gar so umfangreich soll es eben auch nicht sein. Die Aufgabe scheint demnach leichter als sie ist. Wichtiger als die Vermittlung von bloßen Detailkenntnissen scheint mir bei einem solchen Buch, daß es in die Methode einführe, daß es hier ein unsicheres Tasten verhindere und der Student, der oft nicht

¹⁾ Besser, der angehende Student lernt gleich anfangs den Ernst und die Schwere seiner Pflicht, als daß ihm durch bequeme Tore ein Gebiet erschlossen wird, auf dem er dann bald seine Kräfte unzureichend findet. Gerade zu der neueren Philologie drängen sich manchmal Elemente heran, die mit oberflächlicher Sprachkenntnis fürs Leben auszukommen glauben oder gar anderwärts gescheitert sind.

Gelegenheit hat, gleich in dem ersten Semester ein entsprechendes Kolleg zu hören, oder nicht genug Geld, sich Gröbers „Grundriß“ zu kaufen, von Anfang an seines Weges sicher sei. Wie reich übrigens auch der konkrete Inhalt der „Einführung“ ist, werden wir gleich zeigen.

Ein einleitendes erstes Kapitel orientiert über die wichtigsten Zeitschriften und grundlegenden Werke der allgemeinen, der indogermanischen, der lateinischen und der romanischen Sprachwissenschaft. Eine kurze Charakteristik dieser Quellen zeigt sofort ihre größere oder bedingte Vertrauenswürdigkeit. (An Einzeluntersuchungen ist S. 8 freilich nur wenig und mehr zufällig angeführt; es fragt sich, ob diese letzteren Arbeiten nicht auch, wie es meist geschehen ist, im Texte selbst hätten Platz finden können.) Das zweite Kapitel handelt über Grenzen und Gliederung der romanischen Sprachen (hier würde § 16 eine etwas genauere historische Abgrenzung des Romanischen in Südtirol gegen das Deutsche ein freilich mehr österreichisches Interesse befriedigen). Der erste Hauptteil (4. Kap.) untersucht dann den Stoff der romanischen Sprachwissenschaft auf seine Zusammensetzung aus lateinischen, gallischen und germanischen Bestandteilen. Das ist nun alles ganz außerordentlich interessant und lehrreich, selbst für Germanisten. Nur die Definition: „Der Stoff, dessen Bearbeitung die Aufgabe der romanischen Sprachwissenschaft bildet, besteht aus dem Wortschatze, wie er überliefert und in den Wörterbüchern und auf den Karten gesammelt ist“ scheint mir zu eng, zu sehr auf die Anlage des Buches zugeschnitten; man möchte hinzugefügt sehen „... Wortschatze an sich und nach seiner Verwendung in mündlicher und schriftlicher Rede“, oder so ungefähr wenigstens, wobei man an die Syntax denkt. Daß der Verf. sie von vorneherein ausschloß, hat er in der Vorrede begründet und man mag (trotz Roques Rom. XXXI, 894) zunächst darauf verzichten; es möchte aber nicht beim Einzuführenden die Meinung erweckt werden, als sei ein solcher Ausschluß grundsätzlich. Die in Aussicht gestellte historische französische Grammatik M.-L.s wird ja durch Ausblicke auf die allgemeine rom. Syntax dem abhelfen, bis einmal von ihm eine besondere Darstellung erscheint. Der Mensch, besonders als Rezensent, ist nun leider einmal so, daß er, was ihm auch Treffliches vorgelegt werden mag, immer noch Unerfülltes sieht oder zunächst Unerfüllbares wünscht, anstatt dankbar die köstliche Gabe zu schauen.

Der zweite Hauptteil der „Einführung“ handelt von den Aufgaben der romanischen Sprachwissenschaft: 1. Biologische Aufgaben, 2. Paläontologische Aufgaben. Jene beziehen sich auf die Umstände und Bedingungen des sprachlichen Lebens, die Einflüsse, von denen es abhängt, die Entstehung, Verbreitung und Dauer bestimmter sprachlicher Erscheinungen. Es ergeben sich naturgemäß vielfache Berührungspunkte mit der allgemeinen Lin-

guistik, wie denn auch die herangezogenen Hilfswissenschaften: die Phonetik, Laut- und Wortgeographie, die Sprachpsychologie u. a. für alle Sprachen gleich sind. Nirgends tritt die Tatsache deutlicher hervor als hier, daß der Horizont der romanischen Sprachwissenschaft in den letzten zwei Jahrzehnten sich ganz außerordentlich erweitert hat und daß überall die engste Fühlung mit den Nachbargebieten hergestellt worden ist.

Was dieses 4. Kapitel in 18 Paragraphen an neuen Gesichtspunkten und feinen Bemerkungen bringt, würde man in einem Elementarbuch nicht gesucht haben. Unter den Händen des Verf.s wird so selbst eine erste „Einführung“ für die Wissenschaft förderlich und ergebnisreich. Einsichtige werden, auch für den vor-schwebenden Zweck, eine solche Verquickung von Produktivität mit pädagogischer Verarbeitung der schon gesicherten Resultate nur dankbar anerkennen.

Der weitaus größte Teil des Buches handelt aber von den paläontologischen Aufgaben, der Erforschung und Ermittlung jener Sprachformen und Sprachzustände, die der vorliterarischen Zeit angehören und oft nur erschlossen, nicht aber belegt werden können. Die Zeit, welche dabei in Betracht kommt, ist für die einzelnen Sprachen verschieden, doch bleiben für alle gleichmäßig besondere jene Jahrhunderte zu betrachten, die dem Untergange des römischen Reiches folgen, die als die eigentliche Bildungszeit, die Zeit der Differenzierung der einzelnen romanischen Sprachen gelten können; also wird hier das Verhältnis von Lateinisch zu Romanisch den Hauptgegenstand der Untersuchung bilden, und ihm ist auch fast die Hälfte des Buches gewidmet. Das Vulgärlateinische, das man sonst immer mehr in den Mund zu nehmen scheint als man davon weiß oder mitteilt, nimmt erfreulicherweise einen sehr breiten Raum ein, und gerade hier ermöglicht ein Vergleich mit demselben Verf.s Artikel in Gröbers „Grundriß“ den Weg zu erkennen, der seither, in 13—14 Jahren nur, zurückgelegt worden ist. Die Beteiligung der vorlateinischen Sprachen an der Bildung und Gestaltung des Romanischen, welcher G. Mohl auch in seiner umfangreichen Anzeige von M.-L.s Buch in der Zts. f. rom. Phil. XXVI, 598—620¹⁾ wie in seinen früheren Arbeiten ein energisches Wort reden möchte, wird auf ein Minimum abgeschätzt und nur wenige sichere Spuren von Einwirkung zugegeben: so die Nasalvokale, dann die Veränderung von lt. *ct* zu *xt*, *it* (*factum* = *fait*), nicht aber mit irgendwelcher Sicherheit die Aussprache von lat. *ū* als *ū*, als gallischer Einfluß, während die italischen Sprachen (oskisch-umbrisch usw.) die heutigen ital. Dialekte nicht zu er-

¹⁾ Vgl. dazu M.-L.s Erwiderung Zts. f. r. Phil. XXVII, 127. Auf E. Herzogs Rezension im Literaturblatt f. g. u. r. Phil. 1902, Sp. 120 fg. sei noch besonders verwiesen, weil sie manche Bemerkung hier gegenstandlos macht, und auf Weigand, D. Lit.-Ztg. 1901, Sp. 8114.

klären vermögen und außer lat. *nt* zu *nd*, *nc* zu *ng* im Umbrischen und *nd* zu *nn* im Oskisch-Umbrischen keine sicheren Spuren im Lautsystem der mittelitalienischen Mundarten und der romanischen Sprachen überhaupt hinterlassen haben und von flexivischen Einflüssen der vorromanischen Sprachen schon gar keine Beweise zu erbringen sind. Der reiche Niederschlag der nichtlateinischen Sprachen im romanischen Lexikon hingegen wird schon § 33—48, dann § 194—195 an gut gewählten Beispielen gezeigt. Schon daraus, daß zum großen Teil längst erloschene Sprachen zur Betrachtung kommen, geht die Berechtigung des Titels „paläontologisch“ hervor. Und ist nicht auch ein großer Teil der Formen, Worte und Fügungen der mittelalterlichen romanischen Sprachen untergegangen? Man sollte doch einem Buche von solcher Bedeutung nicht mit so kleinlichen Ausstellungen wie diese kommen!

Der letzte Abschnitt handelt von der Ortsnamenforschung und ist völlig neu. Nicht daß nicht längst auf die Bedeutung der Ortsnamenkunde hingewiesen wäre! Aber nur wenige Arbeiten haben bisher eine wissenschaftlich unanfechtbare Methode befolgt. Eine solche wird hier in den Grundzügen gegeben; freilich, wie es in der Natur der Sache liegt, vielfach nach der negativen Seite hin: wegweisend und zugleich warnend. Daß die Untersuchung der Personennamen in ähnlicher Weise zu betreiben wäre und gleichfalls wichtige Aufschlüsse bringen kann, ist zwar nicht ausdrücklich hervorgehoben, ergibt sich aber von selbst. — Ein reichhaltiger Wortindex schließt das wertvolle Buch.

Wenn ich im Anschluss an das Gesagte mir einige kleine Bemerkungen, bezw. Verbesserungen gestatte, so geschieht es nur als Zeichen aufmerksamen Studiums und im Hinblick auf eine zweite Auflage, die bald nötig sein wird, da das Buch in aller Hand ist. Ich sehe dabei natürlich von Dingen ab, die schon andere vor mir besprochen haben¹⁾. § 43, ital. *feltro* usw. setzt germanistische Kenntnisse voraus, die wenige im ersten Jahre schon, viele (je nach der Fachgruppe) nie erwerben; hier scheint mir etwas größere Umständlichkeit des Ausdruckes geboten, ebenso § 57, der wieder ziemlich viel phonetische Vorbildung bedingt, wenn er zum Bewußtsein kommen soll. Gestattet der Raum eine weniger knappe Darstellung nicht, so empfiehlt es sich vielleicht, nur andeutungsweise davon zu sprechen. § 52 wäre besser *viginti* (*vint*) und *triginta* (*trente*) zu drucken, um die Abhängigkeit des Tonvokals vom auslautenden (Umlaut) deutlich zu machen, wie etwa auch bei ahd. *sibun*, *zohan*. Doch ist das ein rein päd-

¹⁾ Vgl. außer den genannten Anzeigen u. a. noch Subak, *Zts. f. d. Realschulwesen*, XXVII, S. 159—161, der zustimmend hervorhebt, daß in der „Einführung“ dem angehenden Romanisten „nicht alles in den Mund geschoben wird“, im weiteren Verlaufe seiner Anzeige aber diesen zweifellos richtigen Standpunkt verlassen zu haben scheint.

gogischer Wunsch, den nicht jeder einsehen mag, der aber zur Aufgabe des Buches stimmen würde. So könnte § 47 zu altfränkisch *stītan* das hd. Wort „schleifen“ gestellt werden, wie es gleich darauf bei *skītan* trotz des vulgären Klanges geschehen ist. S. 106 wird, wie S. 20 und anderwärts, in sehr verdienstlicher und in nachdrücklicherer Weise, als man es bisher getan hat, auf die Wichtigkeit des Zusammenhanges von geschichtlichen, handels- und verkehrspolitischen mit den sprachlichen Verhältnissen hingewiesen und manches Rätsel daraus erklärt; ein paar weitere bibliographische Angaben oder kurz ein Hinweis auf Gröbers „Grundriß“ II, 3, 481 fg. könnten somit auf Beachtung rechnen. Es scheint mir eines der großen Verdienste dieses Buches, daß es überall die Sprache mitten im Volksleben und nicht als etwas abseits und für sich Bestehendes erfaßt, daß es den Horizont weitert und überall nach den letzten Ursachen fragt, statt sich bei den bloßen Tatsachen zu beruhigen. Ich stimme also Koschwitz, Anleitung zum Studium der französischen Phil. S. 85¹ vollkommen bei, wenn er sagt: „Es ist endlich auch selbstverständlich, daß man die sprachliche und literarische Entwicklung eines Landes nicht verstehen kann ohne Kenntnis von seiner politischen und kulturellen Entwicklung . . .“ und die Studierenden, die meist nur sehr selten und gar nicht daran denken, auf diese Hilfswissenschaft aufmerksam macht. Unsere Abiturienten bringen über die Kulturländer Frankreich und England, deren Sprachen sie studieren, kaum eine auch nur oberflächliche Vorstellung mit, was sich leicht konstatieren läßt, wissen aber genau, wie viel Asses ein Römer besitzen mußte, um in diese oder jene Rangs- und Wählerklasse eingereiht zu werden, was m. E. für sie keinen Wert hat. — S. 108 (§ 98) wird frz. *toassin* neben ital. *segno*, sp. portg. *seño* zu *signum* gestellt, was einer Erklärung bedurft hätte, da z. B. *insignem* = afrz. *ensein* ergibt. Zeile 9 v. u. ist, weil offene Länge, zu lesen: „*signum* über *signum* zu *signum*“. Das unmittelbar Vorausgehende ließe *dignum* zu *dignum* als Beispiel erwarten, vgl. auch § 95, erste Zeile. Doch das ist schließlich gleich. Undeutlich ist mir aber die Verwertung dieses Wortes S. 132 in der gegebenen Form: nicht *dignus* zu *dignus*, sondern *dignus* zu *dignus* (Dehnung, aber nicht Schließung eines ursprünglich kurzen Vokals) dürfte gemeint sein und so gehörte dann diese meine Bemerkung nur ins Druckfehlerverzeichnis. — S. 121, § 111, „Angleichung eines tonlosen Vokals an den betonten bei tonloser zweiter Silbe“, wofür *salvaticus* aus *siloaticus* genannt wird; es ist anstatt „zweiter“ wohl „vorletzter“ zu lesen. — S. 130. Das Beispiel *annus* = rum. *an*, wo lat. *mn* = *nn* oder Erhaltung zu erweisen ist, bleibt bei der Kürze des Ausdrucks dunkel; man könnte etwa an ein Druckversehen für *somnus* = *somn* denken, stünde nicht die Übersetzung „Jahr“ dabei. Die Stelle ist ja sonst klar, ebenso daß *mn* im Latein nur gelegentlich zu *nn* wurde,

nicht, wie es nach Cicero scheinen könnte, allgemein, vgl. *autumnus* = rum. *toamnă*, vulgärlateinisches (schon plautinisches) *domnus* = *domn* (Herr, Fürst), *domna* = *doamnă*, während rum. *columnă* und *coloană*, letzteres trotz volkstümlicher Gestalt des Tonvokals, gelehrt sind (populär = *stîlp* „Säule“). — S. 148 altrum. *foamete* (jetzt noch „Hungersnot“) könnte ja, wie port. *fome*, aus dem lat. Stamm *fam* — mit Verdampfung des betonten Vokals (sonst fast nur in vortoniger Stellung: afrz. *femier* zu nfrz. *fumier* usw., vgl. Nyrop, Afrz. Gr. § 233) durch umgebende Labiales hergeleitet werden, doch ist die Erklärung Mohls a. a. O. S. 619, aus *fomes*, *fōmitis* „Zunder“, dann übertragen auch *fomes peccati* ansprechend und **famite* also nicht nötig. — § 154 ist das Sternchen bei **praegnas* zu tilgen, da diese Nebenform von *praegnans* bei Plautus u. a. belegt ist. — S. 174, § 183 ist die Regel, daß im Afrz. *e* aus lat. *a* zu *ie* wird, wenn die vorhergehende Silbe *i* enthält, doch zu allgemein gefaßt und *tirier* als Beispiel dafür nicht empfehlenswert, weil dies doch eine nur seltene (analogische) Nebenform von *tirer* ist, vgl. Rom. Gr. I, § 259; II, § 118. Die übrigen Folgerungen aber bleiben in Kraft.

Das sind die wenigen und nicht eben wichtigen Bemerkungen (*glanures* würde ein Franzose besser sagen), die ich noch zu machen hätte. Sie nehmen sich dem reichen Inhalte des Buches gegenüber dürftig genug aus. Einige Druckfehler mögen bei einer zweiten Auflage Berücksichtigung finden: S. 27, Z. 14 v. u. lies *Saineanu* statt *Saineanu* (S. 32, Z. 17 *diphthongus* statt *diphth.*); S. 38, Z. 5, 6 zweimal „Kniekehle“ st. „Kniekette“; S. 38, Z. 10 v. u. lies „Hohlmeißel“; S. 85, Z. 1 rum. Apfel *mër* (*mär*) st. *mer*; S. 103, Z. 14 v. u. *meurt* st. *mœurt*; S. 107, Z. 19 v. o. lies „über *stëlla* zu *stëlla* (statt *stëlla*) geworden“; S. 116, Z. 6 v. u. rum. *omeni* l. *oameni* od. *öm.*; S. 125, Z. 2 v. u. l. *Guarnerio*; S. 128, Z. 3 v. u. lies § 100 st. § 97; S. 130, Z. 4 v. u. ein Schreibversehen, wenn ich recht verstehe: lies „Ende des IV. Jahrhunderts“ st. „Anfang“, und zwei Zeilen vorher l. „später“ st. „früher“; S. 136, Z. 19 v. u. „und“ st. „uns“; S. 174, Z. 1 l. *piuze* st. *püize*; S. 175, Z. 4 v. u. st. „Rückkehr von *u*: *ü*“ l. „von *ü* zu *u*“; S. 184 (§ 193), Z. 13, 14 l. § 172 st. § 227 und § 173 st. § 228.

Voretzsch hat zu seiner „Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache“ die analytische Methode gewählt, wie sie vor ihm Zupitza fürs Mhd. angewendet hatte und Prof. Fritz Neumann in Heidelberg, dem das vorliegende Buch gewidmet ist, und mancher andere in seinen altfranzösischen Übungen handhabt¹⁾. Sie besteht bekanntlich darin, daß man an einem Sprachtexte mit immer größerer Steigerung der Ansprüche an das Verständnis und

¹⁾ Und wie man jetzt allgemein Neufranzösisch in den Schulen unterrichtet.

die Vorkenntnisse des Lesers oder Hörers die Grundzüge der historischen Grammatik zunächst einzeln und ohne inneren Zusammenhang, wie eben der Zufall des Textwortes sich bietet, entwickelt, worauf die so gewonnenen Ergebnisse systematisch gesammelt und geordnet werden. Neben ausgesprochenen Vorteilen hat freilich diese Methode auch ihre Schattenseiten. Der Zufälligkeit des so vermittelten, weil vom Text abhängigen Stoffes kann allerdings begegnet werden — wie es oft auch hier tatsächlich geschieht — indem man die zahlreichen Lücken, in den Formen z. B., von anderwärts her ergänzt. Weniger leicht ist dem Umstande abzu- helfen, daß an einem bestimmten Worte eine ganze Reihe von unter sich zusammenhanglosen Bemerkungen zu machen sind, was verwirrend wirken kann. Voretzsch bringt nun freilich nicht alles auf einmal vor, sondern spart sich manches auf, bis ein ähnliches Wort zur Erörterung neue Gelegenheit gibt. Das nötigt zu öfterer Bezugnahme auf früher Gesagtes oder erst zu Besprechendes. Die steten Rückverweisungen nun sind zwar bei der mündlichen Erklärung gewiß von großem Nutzen und frischen das Gedächtnis auf; bei der Unterweisung durch ein Buch aber kann es oft ermüden, sich an drei oder vier Stellen die Erklärung eines Wortes zusammensuchen zu müssen, wie z. B. die von *ele* aus lat. *illa*: 1. *ï* zu *e* S. 26, 2. *ll* zu *l* S. 50, 3. *a* zu *e* S. 6—7. Das ist nun aber natürlich nicht Voretzsch' Schuld; denn diese Wiederholungen und Hinweise können kaum unterlassen werden, weil nicht anzunehmen ist, daß eine einmal gegebene Erklärung bei der Menge der Regeln sich von selbst wieder dem Bewußtsein des Anfängers darbiete oder ohneweiters angefundnen werden könne. Ein Vorteil dieser Methode ist es aber, daß die altfranzösische Grammatik gleichzeitig mit einem anziehenden Texte und infolgedessen lebendiger dem Gedächtnisse eingepägt wird, an Worten und Sätzen, die nicht trockenes Material sind, sondern ein Stück mittelalterlichen Lebens und Denkens darstellen. Damit ist dann auch der Weg zu eigenem Literaturstudium und zu den Quellen unserer Sprachkenntnis gewiesen. Wenn also Voretzsch' Handbuch bezweckt, daß der Anfänger sich damit durch Selbstunterricht soweit vorbereiten könne, um systematische Vorlesungen über altfranzösische oder historische Grammatik oder einer Text-Interpretation mit besserem Verständnis folgen zu können, so ist dieses Ziel als erreichbar zu betrachten; denn die „Einführung“ ist mit sicherer Sachkenntnis und großem pädagogischen Geschicke geschrieben, was ich gleich eingangs bemerken will.

Als Text hat V. das Gedicht von „Karl's Reise“ zugrunde gelegt, das sich, wengleich schlecht überliefert, durch das hohe Alter (Ende des XI. oder Anfang des XII. Jahrhunderts), seine zentrale Mundart und seine durch die Mitarbeit vieler Gelehrten gereinigte Gestalt zur Einführung in das Altfranzösische besonders empfahl. Die Disposition des Buches ist folgende: Im I. Teil

werden die Verse 1—31 Wort für Wort übersetzt, dann Laut für Laut und Form nach Form erklärt und die verwandten Erscheinungen aus den übrigen Teilen des Textes, soweit er mitgeteilt ist, zusammengestellt, um dadurch die Allgemeingültigkeit der oben abgeleiteten Regel zu zeigen. Im II. Teil sind die aus Anlaß der ersten 31 Verse bereits zur Sprache gebrachten Lautgesetze und Regeln vom Lateinischen aus systematisch geordnet. Der III. Teil erläutert dann mit geringerer, weil hier nicht mehr so nötiger Ausführlichkeit V. 32—122 und versieht V. 123—258 sowie 302—370 mit einem Kommentar unter dem Strich, während der IV. Teil wieder die Laut- und Formenlehre, soweit sie sich aus dem Gedichte ergibt, in umgekehrter Richtung, d. h. vom Französischen ausgehend, systematisch betrachtet und das Wichtigste aus der Syntax zur Sprache bringt. Ein vollständiges Glossar zum Text (der nur ein Bruchstück des ganzen Gedichtes bildet) und ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur über Karls Reise beschließen das treffliche Buch.

Im einzelnen ist nicht viel zu bemerken, da V. bei Ausschluß wenig ansprechender Meinungen meist nur gesicherte Ergebnisse der Grammatik vorführt oder den Leser auf das Vorhandensein anderer Erklärungen aufmerksam macht. Vielleicht wäre es für die II. Auflage nicht ohne Nutzen, folgendes zu erwägen: S. 15 wird *del* = *de le*, *des* = *de les* durch Inklination erklärt, so daß *e* in *del* aus lat. *de*, nicht aus *e* von *illo* stammte (also *de* + *'l*, nicht *d'el*). Meyer-Lübke, Ital. Gr. § 381, it. Ausgabe von Bartoli-Braun § 189 setzt *d[e]* — *illu* = *d* + *el*, weist aber doch auf Z. f. r. Phil. 1897, S. 329, wo er *de* + *'l* wie Voretzsch als Grundlage für *del* annahm. S. 29 wird *regnet* 861 als Beispiel für *gn* = *ñ* angeführt, aber neben *rené* ist dies eine seltene Nebenform (vgl. M.-L. Gr. I, § 259 und § 466) und gerade an der zitierten Stelle zeigt die Assonanz (: *citet*), daß *g* nur etymol. Schreibung ist (vgl. auch 867). S. 35 sieht Voretzsch in dem *-t* von *a-t-il*, *a-t-elle* einen Rest des antevokalischen Gebranches, wo lat. *-t* nicht verstummt sei; dies sei später auch auf *parle-t-il* usw. übertragen worden. Daß dem nicht so ist, zeigt das altfr. *a ü*, wo *t* geschwunden ist wie in *chanta*, *oï*, *fini* usw. (3. Sg. Pl.); vielmehr stammt die Wiedereinführung des *-t* in der 3. Sg. Präs. bei *avoir* und den Verben der I. Konj. aus der Analogie mit *est-il*, *peut-il*, *entent-il*, *ont-il*, *avait-il* usw., wo *-t* nie geschwunden war, und ist nicht älter als aus dem XVI. Jahrh., vgl. Tobler, Verabau², S. 59—60; Suchier, Grundriß, S. 609—610; G. Paris, Rom. VI 439, wo eingehend darüber gehandelt ist; übrigens auch Schwan-Behrens Gram.³ § 406 angedeutet.

S. 44 hat *paucum* ein Sternchen, ebenso S. 48 und 122 *battualia*, die keine nur erschlossenen Formen sind. S. 53 wird die nfr. Aussprache von *empereur* mit *äperür* angegeben, wo *äprür* das Richtige wäre. S. 60, die Regel, daß auslautendes *-s* nach

l und *n* zu *ts* (*z*) wird, ist zu allgemein gefaßt und bedürfte einer Einschränkung; Z. 12 von unten auf gleicher Seite lies: „wird *l* vor *Kons.* zu *u*“. Zu S. 75 und 128: *que* aus *quod* vgl. Meyer-Lübke, Einführung § 76. S. 76, Z. 15 l. **ha hora*, weil erschlossen; richtig im Glossar. S. 78 *kaisur* statt *kaisar* ist Druckfehler. S. 112: Nicht bloß *tpa* gäbe altfr. **teue*, sondern auch *totus*: **teuz*, nicht *top*, vgl. **prodis*: *preuz* (vgl. S. 149 A.), *wodus*: *neuz* u. a. — S. 138, Mitte: lies „mouilliertem *r*“. — S. 160, Z. 5 l. *ē* aus *ā* statt *ē*, vgl. S. 166. — S. 187, V. 121 l. *per* statt *por*. — S. 214, Z. 4 soll es heißen: „antekonsonan-tische“ Entwicklung anstatt „antevokalischer“. — S. 215: „*ō* aus afr. gedecktem *ü*, *ō*, *ö*“ soll heißen: „aus *ü*, *ō*, *ö* vor gedeckter oder auslautender Nasalis“. S. 240, Z. 18 *sont deseurret* l. 253 st. 240. — Glossar: „*atirer* zu deutsch *tēran* = zieren“. Wenn damit die Identität der beiden deutschen Stämme gemeint ist, darf man an der Richtigkeit zweifeln; auch die Bedeutung von germ. *tēran* stimmt zu „zieren“ nicht. Es sind meines Wissens zwei verschiedene Worte. Übrigens zeigt sich Voretzsch überall auch als so guter Germanist, daß ich ihn gar nicht belehren könnte. — Bei *guet*, germ. Stamm *wad* — Furt, hätte vielleicht auf mhd. und nhd. *waten* hingewiesen werden können. — Statt *laër* ist *laier* (Inf.) oder *laiier* zu drucken. — Bei *tost* ist durch einen lapsus calami lat. *torquere* statt *torrere* angesetzt. Zu *traire*, als dessen Quelle lat. **tracere* für *trahere* angesetzt wird, vgl. Meyer-Lübke, Einführung § 72. — Im übrigen vgl. auch die Anzeigen von A. Tobler, Archiv f. n. Spr. CVIII 255—259; Vossler, Lit. Bl. 1901, Sp. 286.

Nonnenmachers Altfranzösische Grammatik gibt im ersten Teil auf 64 enggedruckten Seiten das Wichtigste aus der Laut- und Flexionslehre mit einem kurzen Abriß der Syntax, im zweiten einige Texte samt Wörterbuch. Daß die Zusammenstellung geschickt gemacht ist und das Buch als Einführung wohl dienen kann, wurde bereits eingangs angedeutet. Wenn man denkt, daß die erste brauchbare altfrz. Grammatik (von E. Schwan) nur etwas mehr als zehn Jahre vorher erschienen war und noch vielfach die Merkmale ihrer Jugend an sich trug, so ist die Geschicklichkeit, mit der hier in einer Erstlingsarbeit ein nicht leicht zu behandelnder Stoff verarbeitet erscheint, vor allem der tüchtigen Schule, aus der N. hervorgegangen, dann aber auch seinem eigenen Fleiß und eigener Umsicht, die ihn das Wagestück ohne größeren Unfall unternehmen ließ, zuzuschreiben. Nach dieser Anerkennung darf ich auch wohl, ohne der Verbreitung des Werkchens zu schaden oder dem Verfasser unrecht zu tun, einige Bemerkungen und Bedenken vorbringen. Soll es „über die ersten Schwierigkeiten am Beginne des Studiums hinweghelfen“, so darf es nur sorgfältig ausgewählte Beispiele bringen, darf nicht allzuviel voraussetzen und vor allem nicht Wörter seltenen Vorkommens ohne Übersetzung

anführen, wie es oft geschieht. Selbst für die bloße Lautgestalt ist die Bedeutung oft nicht Nebensache; wie könnte man sonst *sire* oder *grief* oder etwa *craindre* und andere erklären? Es gibt wenig Sprachmaterial, das wie Bausteine einander gleicht und als leblos behandelt werden darf. Also viel weniger Stoff, Ausscheidung der Wörter, die einem Studenten auch nach vieler Lektüre noch unbekannt sein können¹⁾, und Erklärung der gebrauchten technischen Ausdrücke, wofür das kurze Verzeichnis am Eingang nicht ausreicht. Die wissenschaftlichen Ansprüche werden also dank vortrefflicher Lehrer und fleißiger Studien ganz befriedigt, die pädagogische Seite, für welche die Vorlesungen gleichfalls ein Muster boten, ist etwas schwächer und konnte bei dem Mangel an eigener Erfahrung im Lehramte auch kaum anders sein. Darin liegt ja eben die Hauptschwierigkeit eines solchen Unternehmens. Eine Spezialuntersuchung kann unter Umständen viel leichter sein. Auch in der Ansetzung von Zwischenstufen der Lautentwicklung sollte man vorsichtiger sein, wo man sie nicht sicher weiß; und da die Chronologie hier schwierig ist, weiß man sie eben oft nicht. Sicher falsch ist die Reihenfolge S. 30 z. B. *recipit* > *receipt* > *receit* (nfr. *reçoit*), denn intervokalisches *p* wurde *b*, *r*, ehe der Endvokal fiel. So lautet denn *recipo* = *receif* aus *recfo* nicht *receip*; also *recipit* = *receptet*, *receift* (vielleicht dann Assimilation zu *tt* und Vereinfachung), *receit*; daher das *-t* ein festes *-t*. So ist auch *debet* über *devet* zu *deift* geworden, vgl. *dift* der Eide und die Deutung dieses Wortes durch Cornu, Romania IV 454; Koschwitz, Kommentar S. 21. Daß (S. 18) ferner *fabrica* über *faurica* zu *forge* geworden und nicht *or* zu *ur* später ist als *ica* zu *eca*, *ega*, kann man behaupten, doch ich glaube es nicht recht. Schwan-Behrens § 112³, A. nimmt die Entwicklungsreihe: *fábrica* : **favrega*, **favr'ga* zu *faurga* (*forge*) an und dürfte der Wirklichkeit damit am nächsten kommen. Und solcher Fälle wären noch manche.

Im einzelnen möchte ich etwa folgendes bemerken: § 3 die Definition der „Erbwörter“ als Wörter, welche von jeher dem Sprachschätze des betreffenden Volkes angehört haben, ist nicht anwendbar z. B. auf die germanischen Bestandteile der ältesten Schichte, die trotz ihres fremden Ursprungs eigentlich auch Erbörter sind²⁾, wie z. B. *guise* = deutsch *Weise* (ahd. *wisa*). Auch ist „Lehnwort“ nicht mit „Fremd- oder Buchwort“ identisch. Aber hier schwanken auch sonst die Begriffe, weshalb dem Verf. kein schwerer Vorwurf gemacht werden soll. — § 4 ist der Ausdruck

¹⁾ Z. B. *faule* § 83 Bode (mir im Frz. nie begegnet, auch bei M.-L., Register zur rom. Gramm. und Godefroy nicht, aber prov. *faula*, ital. *fola*, vgl. Einf. § 107), *estuire* § 86 Matte (?), *soivre* § 84 Schwieger-vater, die leicht durch gewöhnlichere Beispiele ersetzt werden können.

²⁾ Anders G. Paris, Journal des Savants, Mai 1900, S.-A. p. 4.

„Tochtersprache“ gebraucht, der längst aufgegeben ist, weil er eine unrichtige Vorstellung erweckt. Französisch, Italienisch usw. sind „Latein“, nichts anderes, aber Latein in einer bestimmten Zeit und Gegend, Latein auf einer bestimmten Fortbildungsstufe. Die Zweige eines Apfelbaumes sind Apfelbaum so gut wie die Wurzeln oder der Stamm; das Neuhochdeutsche ist keine Tochter des Ahd., sondern beides sind nur Entwicklungsphasen einer und derselben Sprache. — Auch ist es nicht zutreffend, daß das Keltische in Gallien erst gegen Ende des VI. Jahrh. so ziemlich ausgestorben sei mit Ausnahme der Bretagne. Der berühmte Keltist Windisch (Gröbers Grundriß I 298) sagt, es ergebe sich aus keiner überlieferten Stelle, daß das Gallische noch im V. Jahrh. in breiten Schichten der Bevölkerung gesprochen worden sei, und das Bretonische setzt kaum das alte Gallische fort, sondern beruht auf einer neuen Einwanderung aus Cornwall im V.—VII. Jahrh. Jedenfalls wären etwaige Reste schon sehr schwach gewesen (vgl. *ibid.* S. 283). — § 20 wird *rage* auf *rabie(m)* statt auf **rabia* zurückgeführt, § 22 *lavoie* auf *lavabam*, während hier doch *-ēbam* (außer *-os*, *-oue* normannisch) zugrunde liegt, § 28 *hier* auf *here*, was ein Druckfehler für *heri* sein dürfte. § 29 *pena* > *peine*, während der Anfänger nur lat. *poena* kennt¹⁾, das erst im Munde des Volkes zu *pena* wurde, und auch sonst die klassische Schreibung angesetzt wird: *sinu*, nicht *senu* gleich hinterher. § 31 wird als Entsprechung von *-itia* > *esse* angegeben, während die regelmäßige nach der verbreitetsten Ansicht doch *-oise* ist (vgl. Nyrop, Afr. Gr. § 196, A.; Behrens, Afr. Gr. § 197, A. 2; Mussafia, Rom. XVIII 529 ff.; G. Paris, Rom. XVIII 550 ff.; anders Meyer-Lübke, Z. f. franz. Sprache X 277, Gramm. d. rom. Spr. I, § 509). § 32 *doit* (*digitum*) hat festes *-t* wie *roit* (*rigidum*), *froit* (*frigidum*) u. a., also nicht *doi*. § 35 das Beispiel von *vīginti* = *venti* = *vin(g)t* hätte besser, weil die anderen einfacheren genügen, wegbleiben können. Der Anfänger kennt *vīginti* mit *i* und sieht hier weder den Umlaut ein noch ist ihm die Tonverschiebung ersichtlich. Der Fall ist zu schwierig. — § 43 *comite* : *conte* neben *collu* : *col* erscheint dem Anfänger, der vom Ausfall des nachtonigen Vokals im Proparoxytonon erst § 56, 57, 88 erfährt und von romanischer Position nichts weiß, befremdlich. — § 44 wird vom Fehlen des Diphthongs in *om* (*homo*) gesprochen, indessen oben § 39 auf derselben Seite *homo* = *uem* steht. § 47: *o* + *i* „entwickelt sich zum selben Diphthongen *oi* wie freies *e*“ gilt erst für spätere Zeit; ebenso § 53; *o* + *i* = *oi* das „schon früh mit *oi* aus freiem *e* zusammenfällt“. Für Paris fand Suchier, Afr. Gr. S. 51 dieses Zusammenfallen erst im

¹⁾ Dasselbe gilt § 37 von *fenu* = *fenum*. Unter § 5 a hätte auch etwas über die romanische, bzw. französische Entwicklung von lat. *oe*, *ae* gesagt werden sollen.

J. 1243 (Geufrois Bibel) tatsächlich belegt; also hat eben Nonnenmacher hier eine pikardische Eigentümlichkeit (Ille aus dem J. 1167 trennt noch *pi* und *oi* aus *ei*; Heraklius, der kurz darauf entstanden sein wird, vgl. Förster, Ausg. S. XVII, aber nicht mehr) verallgemeinert, was irreführen muß. Vgl. auch Schwan-Behrens, Afr. Gr. § 233. — § 54: *gauta : jone* usw. „.....ein *au*, auf welches unmittelbar noch ein Vokal folgt“; aber als *-t-* fiel, war doch längst kein *au* mehr da, und *-t-* fällt ja erst § 76, also unklar ausgedrückt. — § 58 l. *vicinum*, wie § 62 *ô* richtig gedruckt ist. — § 61 f: *praebenda : provende* und *praepositus : provost* „zeigen Vermischung mit *pro*“. Möglich, aber zahlreich sind Wörter mit anlautendem *pro-* nicht und die lat. Praepos. *pro* ist *por*, außer in Buchwörtern. Vielleicht hat die umgebende labiale Konsonanz den Übergang, wenn nicht verursacht, so doch beschleunigt, vgl. § 61 g. — In *porter, dormir, fossé* bleibt *o* anstatt zu *ou* zu werden, nicht nach *porte, dort, fosse*, sondern weil das *o* ein offenes *o* in geschlossener Silbe ist und nur in freier Vortonsilbe zu *o*, *ou* wird. — § 65 „im Zentralfranzösischen findet sich niemals eine Spur einer Unterscheidung von *an* + *Kons.* und *en* + *Kons.*“, wofür besser gesagt wäre: „seit wir beweisende Denkmäler besitzen“. — § 71. Zu german. *wald* ist *gaut* näherstehend als *gaudine*, also ersteres gegenüberzustellen. § 77 lies *prœcare* st. *procure*. § 88 l. *debita* st. *debtu* = *dette*; *trahere* für *trahere* = *traire* hat Meyer-Lübke, Einführung § 72 erledigt, s. o. — § 90: geht wirklich *aerdre* auf *adérigere* zurück? Über die Tonstelle vgl. Meyer-Lübke, Einf. § 81. — § 95 wird *el* nach M.-L., rom. Gr. I, § 552, aus *alim* für *aliid* abgeleitet; **alum* st. *aliud* ist die allgemeinere Erklärung, doch soll N. in seiner Entscheidung nicht beeinflußt werden. § 103 wir *bieus* als Nominativ zu *bel* angesetzt; mir ist diese Form nie begegnet. Das bewiese freilich nichts. Der Übergang von *bels* zu *beals* (*beaus*) wird mir wenigstens aber nur bei erhaltenem *l* begreiflich, so daß *bele, beals, beaus* die Stufenfolge wäre. Hat N. einen Beleg für *bieus*, so gehörte doch die gewöhnlichere Form ins Schema; *biel* ist die pikardische Form. § 134 ist der Inf. zu *vucil* natürlich *valoir*, nicht *valoir*. § 148, S. 47 wird *mil* etwas zu frei mit „hundert“ übersetzt.

Die Syntax ist recht dankenswert und für einen ersten Versuch auf diesem Gebiete gut geschrieben. Bisher endigten die afr. Gr. mit der Formenlehre, obgleich die afr. Syntax sehr stark von der Nfr. abweicht. Auch hier nur ein paar Bemerkungen: § 159 *i metrai un mien fil* könnte den Anfänger verleiten zu glauben, daß hier ein vollständiger Satz vorliege und *i* an dessen Spitze stehen dürfe; S. 52, unten Z. 7 l. war st. wer. § 169 steht die Stellung der Pronomina zu einander im Befehlsatze *car me l'enseigniez* im Widerspruche zu § 194. — § 169 der Imper. von *dire* ist *di* (lat. *dic*), nicht *dis*, also *di va!*

Den zweiten Teil, und zwar die größere Hälfte des Buches, bilden die altfranzösischen Texte. Auf sie ist also ein besonderes Gewicht gelegt worden. Ich glaube aber, daß hier der Verf. zuviel auf einmal erreichen wollte und deshalb sein Ziel verfehlt hat. Was soll für einen Anfänger ein diplomatischer Abdruck mit Gegenüberstellung des kritischen Textes? Eine kurze Probe von einer Hs. ist ganz gut, damit er nicht glaube, es stehe schon alles so fein säuberlich in der Überlieferung; aber warum bei solcher Beschränktheit des Raumes volle 17 Seiten diplomatischen Text? Der Anfänger lernt doch nicht gleich mit den ersten Elementen Textkritik und lernt sie vor allem nicht aus einer einzigen Hs.! Also das fiele bei einer II. Auflage wohl bis auf 1—2 Seiten Probe weg. Noch anderes wird schwerlich bleiben können. Vom Alexiuslied (Mitte des XI. Jahrh.) werden die ersten zwanzig Laissen in die zentralfranzösische Mundart von Ende des XII. Jahrh. übertragen (*talis = teus, solus = seus* usw.), das übrige (von Laisse 75 an) in nicht verjüngter Gestalt nach der Ausgabe von G. Paris wiedergegeben, d. h. der Leser lernt zuerst die jüngere, dann erst die ältere Sprache anstatt umgekehrt. Da ein umfangreiches Stück vom Löwenritter abgedruckt ist, genügte diese letztere reichlich als Probe der Sprache jener Zeit. Noch einen Übelstand bringt diese Umformung der alten Sprache mit sich: das Metrum zwingt zur Beibehaltung von alten Inklinationen wie *col = ço + le*, der Aphaerese *luin = lui + en* usw., die sich in der verjüngten Umgebung sonderbar genug ausnehmen. Die Anmerkungen sollten reichlicher sein¹⁾. A. 12 zu Hs. *cuntretha* (*contree*) weist auf den Laut des englischen *th*; es wäre zu sagen: *th* in *this* (tönende Spirans) gegenüber *think*. Vom Rolandsliede werden V. 1—95 in die zentralfranzösische Mundart umgesetzt, das übrige behält die altertümlichere westliche Färbung bei; die gegenüberstehende Hs. aber ist (was hätte bemerkt werden sollen) anglonormannisch. Gibt es keine bessere Art, dem Anfänger ein Bild der altfrz. Dialekte zu geben? Lieber verschiedene Originalstücke abdrucken, als einen ehrwürdigen Text so zerschneiden! Ich zweifle, daß jemand aus diesen Beigaben sich eine richtige Vorstellung über die alten Sprachzustände verschaffen kann. Vom Löwenritter hätte ich die Hälfte lieber durch Anmerkungen ersetzt, ohne die er nicht verstanden wird, da er kein leichter Text ist, vielleicht auch durch ein paar Proben lyrischer Poesie.

Das Glossar ist ziemlich reichhaltig; besonders die Hinweise bei einzelnen Wörtern auf bestimmte Paragraphen der Grammatik sind dankenswert. Sie hätten auch sonst nicht geschadet, weil die Zahl deutlich zeigt, ob es sich wirklich um diese oder jene Verszeile handelt. Einiges zum Glossar: *aire : de bon' aire*,

¹⁾ Zum Rolandsliede sind nur fünf, zum Löwenritter außer der Inhaltsangabe gar keine beigegeben.

warum dann nicht auch *de mal' aire, de put' aire* mit Apostroph? — *Apointer* mit *-ier*; *a tant* heißt meist „hierauf“; *bachelier* hat afr. *-er*, nicht *-ier*; *blei* heißt nicht bloß „blau“, sondern „licht. hell“ usw.; *dementres* und *dementer* sind vertauscht (beim Druck!); *el* „anderer“ ist „anderes“ zu lesen; *gair* 71 sollte *ne* bei sich haben. Warum *liue* Meile in pikard. Form? *Loier* „Lohn“ und *loiser* „binden“ waren gleich zu schreiben. 86 *vergogne* ist „Scham“, nicht „Schwan“ zu lesen. Einige Worte, deren Bedeutung mir nicht sicher scheinen, lassen sich mangels an Verweisungszahlen nicht kontrollieren.

Diese Bemerkungen sollen das eingangs gegebene Urteil nicht aufheben; sie können aber vielleicht zur Hebung der Brauchbarkeit ein Geringes beitragen. Daß Nonnenmacher mit soliden Kenntnissen auch ein gutes Geschick vereinigt und ein (nach meiner Ansicht besonders auch zur Wiederholung geeignetes) Büchlein geschaffen hat, das manchem Studenten gute Dienste leisten wird, hat auch Risop, Archiv für das Studium der neueren Sprachen CV, S. 454—455 gesagt.

Czernowitz.

Matthias Friedwagner.

Auswahl von 50 französischen Gedichten. Für den Lehrgebrauch zusammengestellt und erläutert, nebst einem Wörterbuch von Dr. Georg Steinmüller, kgl. Gymnasialprofessor. 2. Aufl. München u. Berlin, R. Oldenbourg 1902. 94 SS.

Das vorliegende Büchlein enthält eine Reihe bekannter und für den Unterricht durchaus geeigneter Gedichte. Der erste, für die Unterstufe berechnete Abschnitt (S. 7—21) weist auch drei Übersetzungen deutscher Gedichte auf, von denen eine: „*Le bon Camarade*“ sich auch zu den jetzt beliebt gewordenen Gesangsübungen im französischen Unterrichte verwerten läßt. Der zweite, für die Oberstufe bestimmte Teil enthält eine Anzahl Lafontaine'scher Fabeln, eine Fabel von Florian, eine recht gute Auswahl aus Béranger, einige charakteristische Stücke von Victor Hugo, zwei Gedichte des Elegikers Charles Millevoje und endlich von Coppée „*Thermidor*“ (unter dem Titel „*L'un ou l'autre*“) sowie „*La Grève des Forgerons*“. Im großen und ganzen kann man dem Herausgeber hinsichtlich der getroffenen Auswahl Beifall zollen. Es findet sich für jede Altersstufe Passendes und auch die nationale Eigenart des Seelenlebens der Franzosen tritt aus den gebotenen Proben gut hervor. Bezüglich der restlichen Tätigkeit des Herausgebers jedoch — wenigstens so weit sie sich auf die in der Einleitung gebotene kurze Verslehre und die Anmerkungen erstreckt — muß der Ref. mit dem Lobe zurückhalten. Die Verslehre enthält wohl im großen und ganzen die Mehrzahl der wichtigeren Regeln

der neufranzösischen Metrik, doch ist gleich im ersten Paragraph eine Ungenauigkeit im Ausdruck zu bemängeln. Es heißt dort: „Im französischen Vers werden die Silben nicht nach Länge und Kürze gemessen, wie im antiken und deutschen Vers, sondern nur gezählt“. Das Wort deutsch ist auszumerzen, da wir doch einen accentuierenden und nicht einen quantifizierenden Vers haben.

Ferner vermißt man hier einige, wenn auch kurze Hinweise auf die üblicheren poetischen Freiheiten, die so häufige Synäresis, den Abfall des End-*s*, sowie einige syntaktische Freiheiten, umso mehr als dem Schüler derartige unerklärt gebliebene Formen bei der Lektüre des Buches auffallen müssen: so die Fälle von Synäresis „*plôiraient*“ (S. 17, Str. 3, V. 5), *païrai* (S. 23, Z. 2 v. o.), *joïrons* (S. 20, Str. 3); die in den Anmerkungen (S. 64) sich findenden Erklärungen: *joïrons* dichterisch für *jouïrons* und *païrai* = *païrai* sind nicht ausreichend, der Schüler muß auch den Grund dieser Veränderung erfahren. Ebenso sieht der Schüler in dem Buche wiederholt *encor* neben *encore* (z. B. S. 26, 27, 35, 36 usw.), ohne daß ihm eine Erklärung dieser metrischen Doppelform geboten wird.

Anfällige Wortstellungen im Verse (wie S. 11 *Le petit Pierre*, 4. Str., V. 1) sollten wenigstens für die Schüler der Unterstufe besprochen werden, umso mehr als ja aus der Lektüre des Gedichtes Sprechübungen erwachsen sollen. Auch über den Kehrreim, wie überhaupt über die Strophenbildung fehlt jede Angabe; dafür ist der Besprechung des Enjambement das Dritteil einer Seite gewidmet. Die der Grammatik dienenden Anmerkungen reichen aus; S. 76 hätte die Note zu Hugos „*et mort plus qu'à moitié*“: man erwartet *plus d'à moitié*, auch auf den von der *Académie* geduldeten schwankenden Gebrauch der Parallele: *plus qu'à demi* neben *plus d'à demi* hinweisen können (s. Lücking, S. 398, Note 3). Zu dem Namen *Achéron* (S. 10 u. S. 28) sollte die verschiedene Aussprache je nach der Verwendung des Wortes in der Rede oder im Gesang erwähnt werden.

Die im zweiten Teile gegebenen literarhistorischen Einleitungen sind vollständig ausreichend; höchstens könnte bei Lafontaine ein Hinweis auf seine Vorliebe für Archaismen noch platzfinden. Im ersten Teile befremdet die Inkonsequenz und das Fehlen jedes Systems bei der Angabe der Lebensdaten der einzelnen Dichter. Entweder läßt man die Jahreszahlen ganz weg — und das würde sich auf der Unterstufe am meisten empfehlen — oder man bringt Geburts- und Todesjahr, und zwar — richtig! In unserem Buche aber finden wir bei dem einen Autor gar keine Angabe, bei anderen nur das Geburts- oder Todesjahr (Gaudy — Lefort — 1850, Lemoine, geboren 1786 [sic! richtig 1802—1885], Malan, geboren 1818 [!]). Bei einigen sind beide Daten angegeben, bei Gustave Nadand wieder unrichtig; der Dichter starb nicht 1881, sondern 1893.

Im Anhange (S. 60 ff.) gibt der Verf. zur ersten Nummer jeder Abteilung Musterfragen für die Konversationsübungen. Da möchte der Ref. nun vor Fragen wie: „*Comment la trouvez-vous?*“ (sc. *notre petite poésie*) und „*Est-elle jolie?*“ auf der Unterstufe besonders warnen. Ist es schon auf der Oberstufe mißlich, vom Schüler ein ästhetisches Urteil über Gelesenes zu fordern, so wirkt ein solcher Versuch auf der Unterstufe geradezu verderblich. Die Antwort wird mechanisch geplappert werden, ohne daß Herz und Vernunft einen Anteil daran haben.

Das Wörterbuch strebt nach Vollständigkeit. Wenn bekannte Wörter wie *villageois*, *gris*, *soie*, *soleil* usw. aufgenommen werden, dürfen dann aber auch dem Schüler ferner liegende Ausdrücke wie *batelier*, *nocher*, *röder*, *au plus tôt* usw. nicht fehlen. Daß *bouge* im Wörterbuche als weiblich angegeben erscheint, ist wohl nur ein Versehen bei der Korrektur. Die Bezeichnung von *h consonne* im Gegensatz zu *h voyelle* möchte ich aus pädagogischen Gründen für eine eventuelle Neuauflage sehr empfehlen.

An Druckfehlern sind mir außer einigen fehlenden Interpunktionszeichen aufgefallen: S. 12, Nr. 11, V. 11: *repondit* statt *répondit*, S. 62, Z. 6 v. u. *imprudens* st. *imprudents* und S. 75. Z. 12 v. o. „*se levant*“ st. *se levant*.

Die Ausstattung des Büchleins entspricht den Schulzwecken. Ob bei uns, die wir in unseren Sprech- und Lesebüchern die poetische Literatur ohnedies so reichlich vertreten finden, ein Bedürfnis nach solchen Separat-Lesebüchern besteht, diese Frage zu beantworten, fällt nicht in die Kompetenz des Berichterstatters.

Wien.

Dr. Leopold Wurth.

Lehrgang der französischen Sprache. I. Teil: Die vollständige Formenlehre. Nach den neuesten Lehrplänen und der neuesten französischen Sprachreform. Bearbeitet von Dr. Karl Wimmer. Zweibrücken, Fritz Lehmann 1902. VIII u. 302 SS.

Den Vorzug dieses „Lehrganges“ in methodischer Hinsicht bildet dessen streng einheitliche Anlage, indem die stufenmäßig geordneten Lesestücke den Ausgangs- und Mittelpunkt für die gesamte Sprachbehandlung abgeben. In jedem der 71 Kapitel werden die Lesestücke zu grammatischen und stilistischen Übungen, Fragen, Dictées und Thèmes unter umsichtiger und geschickter Benützung des rückwärts im „Grammatischen Teil“ zu jedem Kapitel zusammengestellten grammatischen Materiales verarbeitet. An diesen Grundstock schließen sich als „Anhang“ noch kurze Lesestücke vermischten Inhalts und die recht nützliche Zusammenstellung der *Fêtes de l'année* (S. 196), einiger *Proverbes* (S. 197) und der *Locutions de classe* (S. 197 ff.). Die Lesestoffe sind in Sprache und Stil durchaus modern, aber vielleicht dem Inhalte nach nicht

immer für die Jugend passend. Das Stück *Le militaire avisé* (Kap. 32—34) sagt noch dazu unserem Geschmacke nicht zu.

Da der „Grammatische Teil“ nicht systematisch aufgebaut ist, ist im Anfang auch die „Laut- und Schriftlehre“ von der Grammatik nicht streng getrennt. Die Lautlehre ist im ganzen sorgfältig behandelt, wofür auch der Umstand spricht, daß die beiden *a*-Laute des Französischen unterschieden werden. Nur kennt der Verf. bloß die konsonantische und nicht auch die vokalische Bindung. Auch hätte bei *p*, *t*, *k* bemerkt werden sollen, daß sie im Französischen nicht zu aspirieren sind. Nicht zu billigen ist aber das Transkriptionssystem. Abgesehen von dem Gebrauche der deutschen Buchstaben ist es inkonsequent, die Qualität der *o*- und *ö*-Laute durch den Accent, die der *a*- und *e*-Laute dagegen durch verschiedene Buchstaben auszudrücken. Als ganz verunglückt muß man jedoch die Darstellung des französischen *j* durch *sch*, des französischen *ch* durch *sch* bezeichnen. Außerdem muß es sich für den Unterrichtserfolg sehr hemmend erweisen, daß, abgesehen von ganz vereinzelt Fällen im „Grammatischen Teil“ und in den „Vokabeln“, auf die Aussprache der einzelnen Wörter nicht mehr Bezug genommen wird. Der „Grammatische Teil“, der nur die Formenlehre behandelt und, wie schon erwähnt, in enger Beziehung zu den einzelnen Lesestücken steht, zeichnet sich durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus, wozu nicht wenig der Umstand beiträgt, daß schon durch den Druck Wichtigeres von minder Wichtigem geschieden wird. *Boire* und *croire* sind unter die Verben auf *-oir* aufgenommen: ohne jeden Vorteil und noch dazu inkonsequenterweise, wenn man *dire*, *lire*, *rire* usw. nicht unter die Verba auf *-ir*, sondern unter die auf *-re* stellt.

Gegenüber der „neuesten französischen Sprachreform“ nimmt der Verf. eine merkwürdige Stellung ein. Was zunächst den Bindestrich betrifft, so setzt ihn der Verf. im „grammatischen Teil“ (z. B. *lève-toi* S. 237) und macht dazu die Bemerkung: „Der Bindestrich kann auch weggelassen werden“. Dieser Vorgang ist gewiß zu billigen; weniger schon der Zusatz S. 210: „Doch schreibt man ihn besser in *a-t-il*“ usw., was inkonsequent ist und gegen den Geist der Reform verstößt, die — soll sie einen Sinn haben — doch den Bindestrich gänzlich unterdrücken wollte. Freilich hat sie sich für Fälle wie *a-t-il* nicht ausgesprochen. Ganz zu verwerfen ist es aber unseres Erachtens, *est-ce* und *est ce*, *a-t-il* und *a-t il*, *sous-préfet* und *sous préfet* in demselben Lesestück bunt durcheinander zu gebrauchen. Derselbe Wirrwarr herrscht bei *quatre-vingt* und dem Plural von *cent*; man vergleiche S. 208 und S. 227 f. Am besten wäre es auch hier gewesen, noch konsequent bei der alten Weise zu verbleiben und in einer Anmerkung die zu dulddende Abweichung zu verzeichnen, wie es auch S. 227 hinsichtlich des Gebrauches des vollen Teilungs-Artikels vor dem Adjektiv geschieht.

Dagegen ist von einer anderen, viel wesentlicheren Neuerung der Reform — nämlich der auf die Verwendung der Konjunktivformen auf *-assions* usw. bezüglichen — weder im „Grammatischen Teil“ (S. 224), noch in den dazu gehörigen Kapiteln 48—50 (vgl. S. 172: *je voudrais que vous prononçassiez, que tu allasses*) eine Einwirkung zu verspüren. Alles in allem genommen stellt das Buch gewiß — namentlich was den Plan betrifft — eine wohl-durchdachte Leistung vor; doch ist es in den angedeuteten Punkten noch verbesserungsbedürftig. — Der Druck (Druckfehler S. 239: *nacquis*) und die Ausstattung sind geradezu vorzüglich.

W r. - Neustadt.

Dr. F. W a w r a.

Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 21. Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Dr. Otto Lange. XI u. 691 SS. Leipzig, Wilh. Engelmann 1903.

Webers Lehrbücher der Weltgeschichte nehmen seit einem halben Jahrhundert einen hervorragenden Platz unter den Geschichtsbüchern ein und haben ihr Ansehen bis auf den heutigen Tag behauptet. Der „mittlere Weber“ ist soeben in 21. Auflage im Erscheinen begriffen, u. zw. in einem wesentlich erweiterten, vier Bände umfassenden Umfange, und auch der „kleine Weber“ liegt bereits in der ebensovvielten Auflage vor. Dr. O. Lange hat sich der nicht leichten Aufgabe unterzogen, das Buch den Zeitforderungen gemäß einer durchgreifenden Neubearbeitung zu unterwerfen, wobei er die Ergebnisse der neueren Forschung gewissenhaft berücksichtigte und zugleich die Vorzüge, die dem Buche in seinem älteren Gewande eigen waren, nämlich die übersichtliche Gruppierung des reichhaltigen Stoffes und die bei aller Knappheit doch klare und anschauliche Form der Darstellung zu erhalten bemüht war. Auch wurde Webers Vorgang, die alte und mittlere Geschichte auf einen kleineren Raum zu beschränken und dafür die neue ausführlicher zu behandeln, beibehalten.

Nach einer gedrängten Übersicht über die verschiedenen Kultur- und Staatsformen, über die Gliederung der Völker nach Ständen, über die Religionen und Geschichtsquellen setzt die Erzählung mit der Geschichte des Orients (S. 8—27) ein, worauf die „griechische Welt“ (S. 27—77) behandelt wird; das „Römerreich“ (S. 77—183) bildet sodann den Abschluß der alten Geschichte. Ein nahezu gleich großer Raum (S. 184—249) ist dem „Mittelalter“ gewidmet, so daß diese zwei gewaltigen Geschichtsperioden weit hinter der neueren und neuesten Zeit, die den größten Teil des Buches (S. 250—644) füllt, zurückstehen. Gewiß wird man bei mancher historischen Tatsache aus der älteren Zeit den Wunsch nach einer breiteren Darstellung nicht unterdrücken können

und dennoch kann man dem Standpunkte des Verf.s die Berechtigung nicht absprechen. Die neuere Geschichte, die den Übergang zur Gegenwart vermittelt, die in das Verständnis unserer Zeit einführen soll, gewinnt als Bildungsmittel immer mehr an Bedeutung, und so ist es nur begründet, daß sie in einer größeren Ausführlichkeit vorgeführt wird. Dieser Gesichtspunkt wird sich mit der Zeit auch in unseren Schulbüchern noch mehr zur Geltung durchringen.

Daß der Inhalt des Buches überaus reichhaltig ist, kann schon aus dem Namen- und Sachregister, das nahezu ein halbes Hundert Seiten (646—691) füllt, ersehen werden, — ja mir scheint das Buch des Guten mitunter zu viel zu bieten. So hätte in der politischen Geschichte manches Ereignis zweiten und dritten Ranges, insbesondere in der neuesten Geschichte (von 1815 an) unbeschadet der relativen Vollständigkeit wegbleiben können, um den nötigen Raum für eine breitere Besprechung der wichtigeren Tatsachen zu schaffen. Noch mehr scheint mir ein „Zuviel“ die kulturgeschichtlichen Partien zu belasten. Selbstverständlich sollen in einem Geschichtsbuche auch die Ruhmestaten der Menschheit im friedlichen Wettkampfe verzeichnet und Künste und Wissenschaften, Technik, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr in ihrer Entwicklung und Größe vorgeführt werden; allein bei der Verschiedenartigkeit und Massenhaftigkeit dieser Materien ist es dringend geboten, sich die nötige Beschränkung anzuerlegen, damit nicht ein allzu üppiges Detail verwirrend wirke. Ich will das Gesagte in einem speziellen Falle näher beleuchten. Jedes Kulturvolk blickt gewiß mit Stolz auf seine poetischen Schöpfungen hin, die eine unerschöpfliche Fülle des Schönen und Erhabenen in sich bergen, — allein die Nationalliteraturen sind zu einem Umfange gediehen, daß sie in einer übersichtlichen Darstellung der Weltgeschichte nur in ihren großen Zügen berücksichtigt werden können. Was für einen Zweck hat es z. B., wenn in dem § 496, der nicht ganz anderthalb Seiten füllt, neben Hölty, Voß, Bürger, Maler Müller, Lenz, Klinger, Jean Paul, Hölderlin, Seume, Hebbel auch noch die Klassiker Herder, Goethe und Schiller zusammengepfercht werden, u. zw. mit Anführung der meisten ihrer Werke. Diese Kolonnen von bloßen Namen vermögen kein Interesse für unsere Geistesheroen zu erwecken. Dieser Gegenstand könnte und sollte mit allen seinen Einzelheiten wohl der Literaturgeschichte überlassen bleiben. — Dagegen erscheint mir ein anderes wichtiges kulturgeschichtliches Gebiet, das mit der politischen Geschichte in innigem Zusammenhange steht, nämlich die Architektur, allzu dürftig behandelt. Die monumentalen Bauten verleihen geradezu einzelnen Perioden, mitunter aber auch der ganzen Geschichte eines Volkes ein charakteristisches Gepräge, so daß von ihnen in mehr als einer Beziehung die Worte gelten: *saxa loquuntur*. Hier vermißt man nun gar manches. So kommen die Kolossalleistungen der Römer zu wenig

zur Geltung; bei den griechischen Banstilen (§ 53), bei der Renaissance (§ 920), bei dem Barock- (§ 432) und bei dem Rokokostil fehlt jede charakterisierende Bemerkung, die doch leicht in der knappen Form, wie sie z. B. in dem §. 263 über den altchristlichen, romanischen und gotischen Stil geboten wird, hätte gegeben werden können.

Auch wird es kaum Zustimmung finden, daß Stammtafeln gänzlich fehlen. — Die Entfernungen sollten wohl nicht mehr in Meilen, sondern in Kilometern angegeben sein.

Die Ausstattung des Buches ist tadellos, nur spielt der Kleindruck noch eine bedeutende Rolle.

Ich will mit meinen Bemängelungen den Wert des Buches durchaus nicht herabsetzen; dasselbe wird in seiner jetzigen, wesentlich verbesserten Gestalt gewiß in weiten Kreisen Anklang finden.

Linz.

Chr. Würfl.

Alexander Baumgartner S. J., *Nordische Fahrten, Skizzen und Studien*. I. Island und die Farber. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 135 Abbildungen und einer Karte. 3. vermehrte Aufl. 1902. Preis 9 Mk. — II. Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte. 3. Aufl. 1901. Preis 10 Mk. — III. Reisebilder aus Schottland. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 28 in den Text gedruckten Abbildungen und 19 Tonbildern. 2. Aufl. Preis 5 Mk. Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1902.

Die Literatur über die in diesem groß angelegten Werke besprochenen Länder ist zwar ziemlich reichhaltig, immerhin aber spricht für seinen hohen Wert das rasche Erscheinen neuer Auflagen. Der gelehrte, außerordentlich gebildete, geist- und humorvolle Verf. weiß seine Darstellung durch die Berücksichtigung von Sage, Geschichte, schöner Literatur mit zahlreichen Beispielen, Geographie, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen usw. derart zu würzen, daß das Lesen der vorliegenden drei Bände für jung und alt nicht nur ein wahrer Genuß, sondern auch außerordentlich lehrreich ist. Der Verf., durch zahlreiche andere Schriften rühmlichst bekannt, ist Mitglied der Gesellschaft Jesu, es ist also erklärlich, daß er den Spuren katholischen Lebens in den von ihm bereisten Ländern nachgeht und ihnen in seinen Schilderungen einen sehr großen Raum gewährt. Die warme Begeisterung für die katholische Kirche und ihre die ganze Erde umspannende Tätigkeit begeistern den Verf. zu wahrhaft dichterischem Schwunge. Seine Literatur- und Geschichtskennntnis, seine Gabe landschaftlicher Beschreibung sind außerordentlich; so möge also sein Werk, dessen Inhalt im folgenden skizziert werden soll, wärmstens empfohlen sein, namentlich für unsere Schülerbibliotheken. Denn das

Werk ist eine wahre Fundgrube für Herz und Gemüt und in jeder Hinsicht geeignet, belehrend, erhebend und zugleich unterhaltend zu wirken. Im I. Bande führt uns der Verf. zunächst nach Kopenhagen, das wir unter seiner Führung genau kennen lernen. Von hier geht die Fahrt durch den Sund, die schottische Küste entlang nach Thorshavn auf den Faröern, die ausführlich beschrieben werden, dann gelangen wir nach Reykjavik in Island, das nach allen Seiten hin genau geschildert wird. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte mögen die Reichhaltigkeit dieser Schilderung dartun: „Die Almannagjá und Thingvellir“, „Die Geysir in Haukadalar“, „Vom großen Geysir zur Hekla“, „Oláfsvellir, Langardalur und Reykir“, „Zweiter Aufenthalt in Reykjavik“, „Aus Islands heidnischer Vorzeit“, „Das altnordische Sonnenlied“, „Das katholische Island des Mittelalters“, „Die Edda“, „Die mittelalterliche Sagaliteratur“, „Die Skaldendichtung“, „Islands Verfall nach der Glaubensstrennung“, „Islands Wiederaufleben im 19. Jahrhundert“, „Fjorde und Handelsplätze der Westküste“, „Am Eismeer“, „Akureyri“, „Das Ostland“, „Von Island nach Norwegen“, „Island am Ende des 19. Jahrhunderts“. Im II. Bande lernen wir die herrlichen und großartigen Landschaften Skandinaviens kennen. Die Hansestadt Bergen, Thronhjelm, Christiania, Stockholm, Upsala, Malmö, Lund, dann Abo und Helsingfors in Finnland, endlich St. Petersburg und Reval in den russischen Ostseeprovinzen werden sehr ausführlich beschrieben. Von anderen landschaftlichen Schilderungen seien besonders hervorzuheben: der Hardangerfjord, der Sognefjord, der Jostedalsgletscher, Nordland und Finnmarken, die Alandsinseln usw. Nicht minder reichhaltig ist auch der III. Band über Schottland, in dem von größeren Städten Glasgow, Oban, Edinburgh u. a., von Landschaften die am Clyde, das Land der Seen, die Inseln Jona und Staffa, die äußeren Hebriden, der caledonische Kanal usw. eingehend beschrieben werden. Wunderschön sind zumeist auch die beigegebenen Abbildungen.

Dr. Karl Sapper, Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1900. Mit einem Titelbilde, 60 Abbildungen u. 4 Karten. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902. Preis 10 Mk.

In einem früheren Werke hat der gelehrte Verfasser schon das nördliche Mittelamerika behandelt, während der vorliegende Band (430 SS. gr. 8^o) dem südlichen gewidmet ist. Er zerfällt, dem Titel entsprechend, in zwei Teile und einen Anhang. Der erste schildert das Pflanzenerleben des Verf.s und seine Wanderungen in Mittelamerika, die er größtenteils zu Fuß gemacht hat. Diese Schilderungen sind sehr lehrreich und fesselnd und führen uns in die Stadt Antigna, die Cockscomb-Mountains in Britisch-Honduras, an die Funsecabai, nach Nicaragua und in die Städte Tegucigalpa und S. Juanito, dann zu den Payas in Honduras: Sitten, Gebräuche

und Sprache dieses gänzlich unbekanntes Indianerstammes finden eine eingehende Erörterung. Darauf folgt eine Reise im östlichen Honduras und die Schilderung des nicaraguensischen Erdbebens vom 29. April 1898 und der Maribios-Vulkane, hierauf eine Reise nach Guanacaste und der Halbinsel Nicoya, ins Innere Costaricas, Vulkanbesteigungen in diesem Lande, ein Besuch bei den Chirripó- und Talamauca-Indianern in Costarica, eine Reise über die Landenge von Chiriqui, ein Besuch bei den Guatufos in Costarica. Den Schluß des I. Teiles bilden eine Beschreibung der Inseln in der Hondurasbai und eine Reise auf dem Rio Coco im nördlichen Nicaragua, wo auch die Sumos und Mosquitos besucht und geschildert werden. Im II. Teile wird zuerst ein allgemeines Naturgemälde des südlichen Mittelamerika entworfen, dann die Produktionsverhältnisse des Landes und die Frage des mittelamerikanischen Kanals eingehend besprochen. Die folgenden Abschnitte behandeln den mittelamerikanischen Handel und den deutschen Anteil daran, die Münzverhältnisse, den Kaffeebau, Kautschuk- und Indigokultur. Die praktischen Winke für Neuanlage von Plantagen und für Neuankömmlinge sind eine ebenso dankenswerte Beigabe, wie die im Anhange enthaltenen Regelmessungen und statistischen Tabellen.

Wer sich über die Verhältnisse der wenig bekannten mittelamerikanischen Landschaften unterrichten will, wird unbedingt zu diesem Buche greifen müssen und darin auch alle wünschenswerten Aufschlüsse finden. Die vorzüglichen Karten und Bilder gereichen dem Werke zur Zierde, das hiemit allen Geographen wärmstens empfohlen sei.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

Maturitäts-Prüfungsaufgaben aus der Mathematik. Zusammen- gestellt und mit Auflösungen versehen von Josef Gajdeczka. 8^o. 74 SS. Wien, Verlag von Franz Deuticke 1893. Preis K 1 40 h.

In 70 Nummern mit je drei bis vier Aufgaben werden die verschiedenen Gebiete der Mathematik behandelt, u. zw. sind dieselben in drei Gruppen derart geteilt, daß vorerst von Nr. 1 bis 30 sehr leichte für schwache Schüler, Nr. 30 bis 55 für fähigere und zuletzt Aufgaben für Vorzugsschüler vorgeführt sind. In einem Anhange sind Beispiele aus der sphärischen Trigonometrie beige- fügt, um das Buch für Realschüler verwendbar zu machen. Die einzelnen Beispiele sind recht geschickt gewählt und zweckmäßig angeordnet, nur muß bemerkt werden, daß in den Nummern 45, 46, 47, 53 die Algebra zu wenig berücksichtigt wird; ferner sind Nr. 39₁, 51₂ quadratische Gleichungen mit 3, bzw. 4 Unbekannten, die wohl leicht zu lösen sind, doch den Vorschriften zufolge nicht gegeben werden sollen. Die Aufgaben Nr. 52₂, 54₂, 68 scheinen für eine mündliche Maturitätsprüfung nicht geeignet, sie müßten

denn vorher eingeübt worden sein. — Aufgabe Nr. 31₂ ist für die gestellte Bedingung einfacher zu lösen, dasselbe gilt von 44₃, indem diese Schicht, als Cavalierischer Körper betrachtet, direkt, ohne Anwendung einer Formel leicht berechnet werden kann. In Nr. 43₂ ist wohl die Frage gemeint, wie man zur Volumensbestimmung des Pyramidenstumpfes gelangt. — Die Beispiele Nr. 56₃, 60₃, 62₃, 67₃, können wohl auf eine kürzere und einfachere Weise durchgeführt werden; dagegen sind 62₁ und 64₁ infolge eines Versehens unrichtig aufgelöst; bei 55₂ ist der Winkel γ weggelassen worden.

Die Beispiele Nr. 23₃, sowie im Anhang 8 und 9 wären wohl besser direkt aus der Figur als mit Hülfe der allgemeinen Formeln zu lösen, die doch nicht dem Gedächtnisse der Schüler eingeprägt sind.

Immerhin kann das vorliegende Übungsbuch als ein schätzenswerter Behelf für die Abiturienten der Mittelschulen bestens empfohlen werden.

Wien.

Franz Hübner.

Elementares Lehrbuch der Physik nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Ludwig Dressel S. J. Zweite vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage. I. Abteilung. Mit 200 in den Text gedruckten Figuren. Freiburg i. Br. Herder 1900. II. Abteilung mit 389 Figuren. Ebendasselbat.

Das Lehrbuch der Physik von Dressel enthält nicht nur den experimentellen, sondern auch den theoretischen Teil dieses Gegenstandes, soweit dieser der experimentellen Behandlung zugänglich ist. Es liefert dieses Buch eine ziemlich erschöpfende, durchwegs klare Darstellung des gegenwärtigen Standes der Physik, und dies ist einer der bedeutendsten Vorzüge des Buches. — Gegen die erste Auflage ist die vorliegende inhaltlich bedeutend vermehrt worden; so wurden unter anderen neu aufgenommen: Die Potentialtheorie der Gravitation, die Experimente über Wirbelbewegung und deren theoretische Erklärung, die neueren und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie, die wesentlichsten Teile der physikalischen Chemie, die neuesten Forschungen auf dem Felde der Elektrotechnik und der Lehre von der Strahlung, ebenso eine knappe, aber recht klar geschriebene Skizze der elektromagnetischen Lichttheorie. Ungenauigkeiten, Schwierigkeiten der Darstellung und Unrichtigkeiten in der ersten Auflage wurden entfernt; ebenso ist die Diktion an manchen Stellen eine korrektere geworden. Ein bedeutender Fortschritt gegenüber der ersten Auflage ist in der vorliegenden insofern eingetreten, als die Einheitlichkeit der Darstellung in dieser gefördert erscheint. Die Heranziehung

mechanischer Vergleiche und Bilder in gewissen Teilen, z. B. in der Elektrizitätslehre, ist sehr zu billigen, zumal dadurch neuere Anschauungen dem Verständnisse näher gebracht und gefestigt werden. — Daß der Energiebegriff und die energetischen Betrachtungen nicht an die Spitze der einzelnen vorgetragenen physikalischen Prinzipien gestellt wurden, erscheint dem Ref. in Anbetracht des Umstandes, daß das vorliegende Buch in erster Linie ein Lehrbuch sein soll, zweckentsprechend.

Die Durchführung der Dimensionen der physikalischen Größe ist eine konsequente; dasselbe gilt von dem Zentimetergramm-Sekunden-System.

Im einzelnen hätte der Ref. Nachstehendes besonders hervorzuheben: Es war zweckmäßig, auf den Begriff des „Trägheitswiderstandes“ einzugehen und diesen durch die Verhältnisse an der Fallmaschine von Poggendorff zu erläutern. — Gewicht und Maße werden auf Grund der Erläuterungen auf S. 45 als gleichbedeutend angenommen, dagegen ist unter Gewichtsdruck immer der Schwerdruck als Kraft verstanden. — Auf die Ursachen der Gravitation kommt der Verf. kurz zu sprechen, ebenso auf die Studien über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit. Ganz vortrefflich ist der Abschnitt über das Potential in der Gravitationstheorie in elementarer Weise bearbeitet worden. — In der Hydrostatik wird von dem Begriffe der spezifischen Dichte jener des spezifischen Gewichtes wohl unterschieden. — In ganz zutreffender Weise ist die Hydrodynamik dargestellt worden. — Das Boyle'sche Gesetz ist auf Grund leichter rechnerischer Betrachtungen deduziert worden; ebenso das Gesetz von Avogadro und jenes von Dalton. — Den neuesten Forschungen gemäß wurde der Abschnitt, welcher von dem Verhalten der Gase und Flüssigkeiten in Berührung mit durchlässigen Scheidewänden handelt, umgearbeitet. — Gelegentlich der Besprechung und Erklärung der Erscheinungen der Wirbelbewegungen nimmt der Verf. Veranlassung, auf die zyklischen Bewegungen des näheren einzugehen. — In genauer Weise sind die Erscheinungen dargestellt worden, die sich zeigen, wenn Wirbelringe einander benachbart sind und entweder dieselbe oder entgegengesetzte Rotationsrichtung besitzen. — Die Wellenlehre oder — wie sie der Verf. bezeichnet — die Dynamik der Elastizität wird konstruktiv und mathematisch durchgeführt. — Im fünften Abschnitte behandelt der Verf. die mechanische Energetik, also die Erklärung der Naturerscheinungen auf Grund der Energieverhältnisse. In sehr genauer Weise und fortwährend an der Hand von Beispielen setzt der Verf. die Energiefaktoren der mechanischen Energien auseinander. Daran schließt sich die Erläuterung des Intensitätsgesetzes von Helm und des Maximumgesetzes von Ostwald.

In der Wärmelehre wird unter anderen der bemerkenswerte Satz abgeleitet, daß während der Bildung eines Gramm-Moleküls irgend eines Gases bei der absoluten Temperatur θ und unter normalem Luftdrucke immer eine äußere Arbeit geleistet wird, die nahezu 2θ Grammkalorien äquivalent ist. — Die Beziehung zwischen Molekulargewicht und Gasdichte wird sehr eingehend erörtert. — Dadurch, daß der Verf. in der neuen Auflage einen Abschnitt über die graphische Darstellung der Zustandsänderungen in Gasen und Dämpfen aufgenommen hat, konnte dieser theoretisch und experimentell belangreiche Abschnitt einheitlicher und übersichtlicher dargestellt werden. — Der Theorie und Praxis der Dampfmaschinen und Gaskraftmaschinen, sowie der Vorrichtungen zur Dampfheizung und künstlichen Eiszeugung ist der Verf. in der vorliegenden Auflage näher getreten als in der ersten. Neu ist auch das über die Kältemaschine von Linde und über Dewars Flaschen Gesagte. — Der Abschnitt über Meteorologie ist ganz neu bearbeitet worden und schließt sich vielfach den Angaben und Ausführungen in Traberts Meteorologie an. — Ohne Zuhilfenahme höherer mathematischer Hilfsmittel ist die Wärmetheorie zur Behandlung gelangt. Anschließend daran werden die Grundgedanken der energetischen Wärmetheorie, welche in der „Lehre von der Energie“ von G. Helm behandelt worden sind, klar dargelegt.

Fast durchwegs neu sind die Ausführungen, die sich auf die Wirkung der Wärme auf die chemischen Verbindungen und die molekularen Stoffgemische beziehen. Es kann dieser Abschnitt als ein sehr gelungener kurzer Abriß der physikalischen Chemie bezeichnet werden. Der von dem Amerikaner Gibbs aufgestellten Phasenregel sind einige Betrachtungen gewidmet worden. — Weitere Erörterungen, die allerdings über den elementaren Unterricht hinausgehen, beziehen sich auf die Erscheinungen der Thermochemie, auf die Dissoziation durch die Wärme, auf die Wärmeverhältnisse in Lösungen, auf die Veränderung der thermischen Konstanten in Lösungen. Der Verf. ist da vielfach den Forschungen und Entwicklungen van t'Hoffs gefolgt. Den Schluß des ersten Bandes bildet die Besprechung der Wärmeleitung und der verschiedenen Wärmequellen.

Im zweiten Teile des vorliegenden Lehrbuches wird die Elektrizitätslehre und die Lehre vom Lichte in einer sehr ausführlichen Weise und mit Heranziehung der neuesten experimentellen und theoretischen Forschungen behandelt. Man kann mit gutem Rechte behaupten, daß auch dieser Band ganz und gar auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft sich befindet und daß die Darstellung auch schwieriger Partien eine durchwegs gelungene genannt werden kann. In der Elektrizitätslehre ist vielfach auf die Beschreibung der Modelle eingegangen, durch welche die neueren Theorien, namentlich die Maxwellsche,

dem Verständnis des Studierenden nahegebracht werden. Das Buch wird in der gegenwärtigen Form wohl für Mittelschulen sich nicht eignen, da es zu breit angelegt ist; es wird sich aber beim Selbststudium und auch als Nachschlagebuch für den Lehrer der Physik vorteilhaft erweisen.

Besonders hervorhebenswert erscheinen dem Ref. folgende Partien: Die Erörterung des elektrischen Feldes, die Begriffe der Kraftlinien, des Kraftflusses und des elektrischen Potentials. Es erwies sich zweckmäßig, auf die elektrischen Energiefaktoren besonders aufmerksam zu machen. Zur klaren Darstellung der Tatsachen erwies es sich ferner sehr vorteilhaft, die elektromotorischen Wirkungen im einfachen Felde von den ponderomotorischen getrennt zu besprechen. In dem Abschnitte über die Bedeutung des Dielektrikums bei elektrischen Vorgängen hat der Verf. sehr deutlich gezeigt, daß der mit der Verschiebung der Elektrizitätsmenge hervorgerufene Zwangszustand des Dielektrikums die Grundlage der elektrischen Ladungsenergie ist. Zur Darstellung des Ladungsvorganges wird das von Lodge gebrauchte Modell herangezogen. Auch in der Erläuterung der Eigenschaften des zusammengesetzten elektrischen Feldes folgt der Verf. sehr häufig den geistreichen Ausführungen des genannten englischen Forschers. Interessant ist die Ableitung der Formel für den elektrostatischen Druck von Mebius, die in dem Buche angegeben wird, und bei der ein Kreisprozeß zur Anwendung kommt. Für die Erläuterung der Wirkung einer Leydnerflasche wird das sehr sinnreiche, von Lodge erdachte Modell angegeben. Durchwegs arbeitet der Verf. auch in diesem Abschnitte mit Kraftlinien, welche zur Erörterung der auftretenden Verhältnisse ersprießliche Dienste leisten. Im Geiste der Faraday-Maxwellischen Anschauungen ist der Abschnitt über das Verhalten der dielektrischen Körper verfaßt. — Ausführliche Darstellung haben die Erscheinungen der elektrischen Entladung, ebenso die elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre erfahren. — Das Quadranten-elektrometer hätte an früherer Stelle, als es im Buche geschehen ist, beschrieben werden sollen, da es schon bei der Demonstration der elektrostatischen Versuche wesentliche Dienste leistet. Die Theorie der Elektrolyse wurde im engsten Anschlusse an die neuesten Forschungen dargestellt. Den Ausgangspunkt der Betrachtungen bildet die Darlegung von Arrhenius, daß nur die dissociierten Moleküle an der Leitung des Stromes teilnehmen, während die ungespaltenen Moleküle sich dem Strome gegenüber passiv verhalten. Die Theorie der galvanischen Stromerzeugung im galvanischen Elemente wird nach dem Vorgange von Helmholtz angegeben. Auch die Nernstsche Theorie, daß jedes galvanische Element als eine Maschine anzusehen sei, die nach Art der Dampfmaschinen durch wirksamen Druck betrieben wird,

ist besprochen worden. Der Druck resultiert aus dem Zusammenwirken des osmotischen Druckes der Ionen in der Lösung des Elektrolyten und aus dem Lösungsdrucke der Atome der Elektroden.

In sehr genauer Weise ist der Abschnitt über die Stromwirkungen außerhalb der Strombahn und über das Stromfeld bearbeitet worden. Es fand sich hier Gelegenheit, den Abschnitt über die Lehre vom Magnetismus einzuschalten. Anstatt zu sagen, daß die Ursache des elektromagnetischen Feldes nur in der anhaltenden Bewegung der Elektrizitätsmenge längs der Strombahn liegt, wäre es besser gewesen, den Satz aufzustellen, daß bewegte statische Elektrizität ein elektromagnetisches Feld erzeugt, während ruhende ein solches nicht hervorruft. — Es wäre gut gewesen, die Einrichtung des Drucktelegraphen von Hughes durch eine anschauliche schematische Figur dem Verständnisse des Lesers nahezubringen. — In ganz vorzüglicher Weise ist die Lehre von den Induktionsströmen behandelt worden. Ein spezielles Augenmerk ist der Theorie der sinoidalen Wechselströme zugewendet worden; die angegebenen geometrischen oder konstruktiven Erläuterungen bringen die obwaltenden Verhältnisse dem Verständnisse näher. Die Anwendungen der Induktionsströme, sowie die Entladungserscheinungen in verdünnten Gasen und die Hochfrequenzspannungsströme von Tesla werden an letzter Stelle dieses Kapitels erörtert. Unter den modernen Elektrizitätstheorien werden jene von Maxwell in erster Linie besprochen; dann wird die Elektrotonentheorie, die namentlich durch Riecke, Drude und Giese ausgebildet worden ist, eingehender erläutert.

Das dritte Buch handelt von den Erscheinungen der Ätherstrahlung, also zunächst von den Lichtphänomenen. Die Darstellung auch dieses Abschnittes ist eine sehr gelungene und es wurde auf die neuesten Arbeiten bei dessen Abfassung Rücksicht genommen. Die minimale Ablenkung in einem Prisma ist auf konstruktivem geometrischem Wege abgeleitet worden. Auf die Ableitung der Linsenformel von Silvanus P. Thomson ist eingegangen worden; dieser Forscher verfolgt nicht den Gang der Strahlen, sondern die Änderung der Wellenfront; dadurch wurde eine einfachere Ableitung erzielt, die sich enger an die gebräuchlichen Meßmethoden der Optiker anschließt.

Außerdem wird auch noch auf die Theorie dicker Linsen, wie sie von Gauss aufgestellt wurde, des näheren Rücksicht genommen. Die Lehre von den optischen Instrumenten und von der physiologischen Optik ist ausführlich und klar gehalten. Theoretisch behandelt wurde die Beugung durch schattenwerfende Körper; der hier angegebene Versuch von Möller deckt sich mit dem klassischen Experimente von Grimaldi. Die stehenden Lichtwellen, die Beugungsinterferenzen im Linsenbilde, die von Pernter gegebene Theorie des Regenbogens sind wertvolle Neuerungen in der vorliegenden Auflage des Lehrbuches. Auch die

Erscheinungen der chromatischen Polarisation sind jetzt eingehender zur Sprache gekommen als in der ersten Auflage. Ganz umgearbeitet erscheint der von den Strahlungserscheinungen handelnde Abschnitt. Außer der Lichtstrahlung wird die thermische Strahlung und die elektrische Strahlung besprochen. Auf die Beobachtungsmethoden der elektrischen Wellen und Strahlen ist die gebührende Rücksicht genommen worden, ebenso auf die Anwendung in der Funkentelegraphie. Daran schließen sich zusammenfassende Bemerkungen über die elektromagnetische Lichttheorie. Interesse erregend ist das in dem Buche über die Energie und den Druck der elektrischen Wellen Gesagte; es wird unter anderem in diesem Abschnitte gezeigt, daß die in 1 cm^3 enthaltene Sonnenstrahlenenergie $0.7 \cdot 10^{-4}$ Erg beträgt.

In einem Rückblicke und Schluß wird der Wettstreit der dynamischen, kinetischen und energetischen Naturerklärung dargelegt und auf Grund der Studien von Lord Kelvin auf den Ausgangspunkt des physikalischen Geschehens und auf das letzte Ende gewiesen.

Der Verf. schließt sich den Ausführungen Auerbachs an, der behauptet, daß der Ausgleich der Niveauformen-Differenzen der Energie mit einer den vorhandenen Differenzen proportionalen Geschwindigkeit erfolgt, somit immer langsamer wird, da diese Differenzen stetig abnehmen; daß also der Endzustand, in dem die Wirkungsfähigkeit Null ist, asymptotisch erreicht wird.

Wir empfehlen das wertvolle Buch den Lehrern der Physik zum Studium aufs beste.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Karl Anton Henniger, Chemisch-analytisches Praktikum behufs Einführung in die qualitative Analyse. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1902. 8°, 127 SS.

In dem Büchlein werden behandelt: Bildung und allgemeine Eigenschaften der Salze (12 SS.); H_2SO_4 , HCl , HNO_3 und Königswasser als Lösungsmittel (5 SS.); Aufschließen unlöslicher Verbindungen (4 SS.); Borax- und Phosphorsalzperlen (1 S.); die Reaktionen der wichtigsten Ametalle und Metalle (50 SS.). Daran reihen sich Notizen über Aufgabe und Ausführung der qualitativen Analyse (1 S.), die Vorprüfung auf trockenem Wege (8 SS.), das Verhalten der wichtigeren Metalle zu den sog. Gruppenreagenzien ($2\frac{1}{2}$ SS), Aufsuchung der Basen in einfachen Substanzen (6 SS.), Aufsuchung der Basen in zusammengesetzten Substanzen (10 SS.), sowie endlich Aufsuchung der Säuren (4 SS.). Anhang 1 betrifft Ausstattung (2 SS.), Anhang 2 die gebräuchlichsten Reagenzien (4 SS.).

Die Aufgabe des Werkchens, „den Anfänger auf methodischem Wege in die qualitative Analyse einzuführen und ihm dabei die Möglichkeit zu gewähren, sich über den Grund und Verlauf jeder einzelnen Reaktion möglichst genau Rechenschaft abzuliegen“ ist von dem Verf. nach des Ref. Meinung im großen und ganzen gut gelöst worden. Der erste Hauptteil des Praktikums, der von den Reaktionen der Körper handelt, ist wertvoller als der eigentlich analytische, zweite Hauptabschnitt.

Zu loben ist, 1. daß die wichtigeren und unterscheidenden Reaktionen schon durch den Druck als solche hervorgehoben werden; 2. daß am Beginn eines jeden Abschnittes Angaben über die Löslichkeit der Verbindungen gemacht werden; 3. daß am Ende der meisten Kapitel „Wiederholungen“ platzfinden, die für eine gewisse Kategorie von Schülern, die zum Nachdenken mit allen erdenklichen Mitteln gedrängt werden müssen, recht wertvoll werden können; 4. die Aufnahme von Bemerkungen, die das Verhalten der Körper zu den Reagenzien ergänzen und damit den Verlauf der Reaktion besser zu erklären geeignet sind; 5. die ziemlich vollständige Angabe des Verhaltens der Salzlösungen zu den gebräuchlicheren Reagenzien; 6. die gute Art, wie die Unterschiede einer Reaktion von ähnlich verlaufenden hervorgehoben wird; 7. die Anstellung von Trennungsübungen innerhalb der Körper einer analytischen Gruppe, die Einfachheit der hierzu gewählten Beispiele und die übersichtliche Darstellung der damit verbundenen Arbeit; 8. die Klarheit und Gründlichkeit, mit der fast alle benützten Reaktionen vorgetragen werden, ein Umstand, der recht wohltuend anspricht im Vergleich zur Darstellung desselben Gegenstandes in anderen Büchern; 9. die Voranstellung der Reaktionen der Metalloide gegenüber denen der Metalle; 10. eine ganze Reihe von interessanten Aufgaben aus dem Gebiete der Aufschließungsarten unlöslicher Verbindungen; 11. die Bereitung der „Perlen“ und die sich in der Perle abspielenden Prozesse; 12. die rasch auszuführende und zu bestätigende Entscheidung, ob eine Kupfer- oder eine Nickelverbindung vorliegt; 13. die für den Anfänger sehr wertvolle Angabe, wie man feinst verteiltes Quecksilber in glänzende Kügelchen zusammenfassen kann; 14. die Bemerkung, daß es vorteilhaft ist, bei Fällung der basischen Wismutsalze die Salzlösung in das reine oder angesäuerte Wasser einzugießen.

Vom gewöhnlichen Gebrauche abweichend ist, daß im „Gang der Analyse“ die ganze, durch H_2S fällbare Gruppe von Metallen auf einmal abgehandelt wird: Kadmium und Zinn z. B. werden in einem Gange abgetan; das Verhalten der Sulfide zu $(NH_4)_2S$ wird also nicht zur Trennung derselben in zwei Gruppen benützt.

Nicht gut scheint dem Ref., 1. daß schon bei Anfangsversuchen verhältnismäßig viel Materiale in Arbeit genommen wird: so z. B. je 30 ccm Säure- und Basislösung (S. 5), 70 g Substanz an einem anderen Orte, 100 g Kupfervitriol (S. 8), ja bei

Konstatierung der Siedepunkterhöhung sollen von einem Schüler sogar 318 g KNO_3 benützt werden; 2. die merkwürdige Begriffsbestimmung „Sulfarsenite, d. h. Salze, deren Säuren im freien Zustande unbekannt sind“. Ähnlich sind übrigens die Begriffe „Normalsalz, saures Salz und neutrales Salz“ gehalten (S. 7); 3. die Aufnahme der Überführung eines Ferrosalzes in ein Ferrisalz (S. 14); 4. die Wendung: „Fügt man zu überschüssiger Ammoniummolybdatlösung etwas salpetersaure Lösung eines beliebigen Phosphates“ (S. 32); 5. der Absatz: „Wird die salpetersaure Lösung von Silberpyrophosphat einige Zeit gekocht, so läßt sich darin die entstandene Phosphorsäure (nach A. 2 oder 3) nachweisen, da Ammoniummolybdat durch Phosphorsäure nicht gefällt wird“ (S. 33); 6. der Brauch, die Oxide von Ba, Sr und Ca einfach als „Erden“ anzusprechen (S. 49 und an vielen anderen Orten); 7. die Angabe: „An Stelle einer Lösung von FeCl_3 kann man auch durch Chlorwasser eine Lösung von Ferrosalz in eine solche von Ferrisalz überführen“ (S. 64, Fußnote) und 8. die Behauptung, daß „NO als braungelbes NO_2 entweicht“ (S. 68) und die „Ferrisalze gelbweiß gefärbt sind“ (S. 64); 9. die Anwendung von Kaliumcyanid als unterscheidendes Reagens auf Kobalt- und Nickelverbindungen (S. 68; man bedenke doch nur die damit verbundene Gefahr! Ref.); 10. die Fassung der Notiz: „ Ag_2CrO_4 , das in verdünnter HNO_3 und besonders leicht in NH_4OH zu $\text{Ag}_2\text{CrO}_4 \cdot 4\text{NH}_3$ löslich ist“ (S. 82) und ebenda (l. A.): „... in H_2O löslich, die übrigen, z. B. Ag_3AsO_3 meist in HNO_3 oder HCl “; 11. die Übung, von höchst „giftigem Geruch“ zu sprechen (z. B. S. 84) und 12. den Übergang der Farbe des HgJ_2 von scharlachrot in eigelb als Dunklerfärbung zu bezeichnen (S. 94); 13. die Bemerkung: „ Cr(OH)_3 ... in KOH und in reichlichem NH_4OH teilweise mit rötlicher Farbe löslich“ (S. 99); die Behauptung, daß der mit KOH aus einer Kobaltsalzlösung erhaltene Niederschlag blaugrün gefärbt sei (S. 105) usw.

Das Kapitel „Aufsuchung der Basen in zusammengesetzten Substanzen“ ist für die meisten Mittelschulverhältnisse zu weit gehend. — Die moderne Namengebung ist in manchem Belange viel richtiger und schärfer durchgeführt als in anderen Büchern ähnlicher Richtung; nur selten wird hievon abgewichen, so etwa S. 95, wo die Verbindung SO_2 „schwefelige Säure“ genannt wird.

Gegen den Stil, der im allgemeinen zu loben ist, sind nur wenige Verstöße geschehen; die wichtigsten dürften folgende sein: S. 29 wird geschrieben: „eine braune Zone von NO, gelöst in 2FeSO_4 “ (hienach wäre NO an sich braun!) und ebenda: „so tritt Entfärbung der hellblauen Lösung ein; sie erscheint nunmehr gelblich“; S. 25: „ $\text{Br}_2 + \text{H}_2\text{S} = 2\text{HBr} + \text{S}$. Durch Kochen kann der überschüssige H_2S , durch Filtrieren der ab-

geschiedene Schwefel davon (wovon denn?) getrennt werden.“ (NB.: bei längerem Kochen bleibt wohl auch kein HBr zurück!); S. 27: „ $2\text{HJ} + \text{NO}_2 = \text{H}_2\text{O} + \text{J}_2 + \text{NO}$. Auch hier kann J durch Schütteln der Lösung mit CS_2 oder CHCl_3 abgeschieden werden“. S. 32: „das wägbare Pyrophosphat“; S. 37: „scheidet sich beim Erhitzen schwärzende Kohle ab“; S. 49: „selbst die Anwesenheit freier Essigsäure hindert die Fällung nicht, da Calciumoxalat in dieser Lösung unlöslich, in viel HCl aber löslich ist“; S. 51: „nach vorherigem Zusatz von hinreichendem Salmiak“; S. 106: „der Ammoniakgeruch, welcher rotes Lackmuspapier bläut“.

Bei einer Neuauflage des Buches, die sicher nicht ausbleiben wird, wären nach der Meinung des Ref. an folgenden Stellen Änderungen erwünscht: S. 16 sollte in „Säure von bestimmter Konzentration macht Eisen passiv“ der Gehalt an Säure wirklich angegeben werden oder aber die ganze Notiz in Wegfall kommen. S. 39 sollte die Abscheidung von Schwefel aus den Ammoniumsulfiden bei Einwirkung von Sauerstoff durch eine Gleichung erläutert und weiters statt „der Alkalie“ gesetzt werden „Metalle der Alkalien oder Erdalkalien“. S. 48, A. 2 wäre der Grund anzugeben, warum Alkohol auszuschließen ist oder der Zweck durch eine eingeschaltete Zwischenfrage wenigstens anzudeuten. S. 54, A. 2 und S. 55, A. 6 sollte „usw.“ durch eine passendere Bemerkung und S. 54, A. 8 „aus dieser stark verdünnten Azetatlösung . . . scheidet sich durch Kochen“ etwa durch „aus dieser Lösung wird nach starkem Verdünnen mit Wasser durch Kochen . . .“ ersetzt werden. In ähnlicher Weise sollte S. 55, A. 8 „aus dieser stärker verdünnten Chromlösung“ etwa „aus dieser Lösung nach stärkerer Verdünnung mit Wasser“ . . . umgewandelt werden. Es würde dadurch den Tatsachen besser Rechnung getragen. S. 55, letzte Zeile wäre „Chrom“ in „Chromverbindungen“ umzuändern. S. 58, A. 8 müßte zwischen die Worte „wird“ und „ebenfalls“ die Aufnahme von „ H_2S “ dringend gefordert werden. S. 79 könnte die Frage aufgeworfen werden, warum bei der trockenen Probe auf Kadmium nur Beschlag- und nicht auch Kornbildung zu beobachten ist. S. 60 und S. 74 wäre das Wort „zunächst“ als gänzlich überflüssig zu streichen; dasselbe hätte S. 63, A. 6 mit „gesättigt“ zu geschehen. Auch S. 81, A. 1 wäre entweder das „usw.“ wegzulassen oder es sollten noch andere unlösliche Silberverbindungen angeführt werden. S. 85, Punkt 4 sollte der besprochene Vorgang durch Gleichungen erläutert und S. 84, Punkt 7 eine mit der dort vorliegenden Gleichung besser stimmende Fassung des Textes (As_2O_5 und H_3AsO_3 !) angestrebt werden. Eine Gleichung wäre des weiteren S. 89 erwünscht, um die Einwirkung von Sauerstoff auf SnCl_2 und die Umwandlung dieser Verbindung in SnCl_4 schärfer hervortreten zu lassen. Als sehr wünschenswert endlich erscheint

es dem Ref., daß S. 94 vor dem Eingehen auf die „Vorprüfung auf trockenem Wege“ die Hauptpunkte dieser Untersuchungsart (*A, B* und *C* des vorliegenden Buches) am Kopf des Abschnittes kurz zusammengestellt würden; dadurch könnte der Schüler in übersichtlicher Weise rasch inne werden, was denn im folgenden eigentlich angestrebt wird.

Druck und sonstige Ausstattung sind recht gut. — Von Druckfehlern ist das Büchlein, das gewiß weitere Auflagen erleben wird, fast frei.

Wien.

Joh. A. Kail.

Anfangsgründe der Zahlenlehre. Von Gustav Wertheim. Mit den Bildnissen von Fermat, Lagrange, Euler und Gauss. Braunschweig, Druck u. Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn.

Das vorliegende, prächtig ausgestattete Werk ist nicht ausschließlich für diejenigen bestimmt, die sich dem Studium der Mathematik widmen, sondern soll jedermann, der Interesse für den Gegenstand hat, mit den wichtigsten Sätzen und Methoden der Zahlenlehre bekannt machen, soweit sich dieselben auf elementarem Wege, ohne die Hilfsmittel der höheren Analysis in Anspruch zu nehmen, begründen lassen. Zahlreiche, zumeist den mathematischen Klassikern entnommene Aufgaben, die den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, werden dem Anfänger das Studium dieses außerordentlich wichtigen mathematischen Gebietes sehr erleichtern. Es sei das Buch des um die Mathematik hoch verdienten Verf.s, der leider bald nach Abfassung desselben verschieden ist, allen Fachgenossen aufs beste empfohlen.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Beiträge zur Ausgestaltung der Jugendspiele.

Wie bei früheren Gelegenheiten Beratungen über die Maßnahmen zur Hebung der Körperpflege beim Mittelschulunterricht nicht gefehlt haben, so hat auch der diesjährige deutsch-österreichische Mittelschultag in Wien in der Sektion für Schulhygiene und Körperpflege das so wichtige Kapitel der Jugendspiele zur Diskussion gestellt. Nicht als ob es geolten hätte, über die längst erkannte Berechtigung und Notwendigkeit der Jugendspiele¹⁾ irgendwelche Beschlüsse zu fassen; sondern es handelte sich um eine Aussprache über gewisse Schwierigkeiten oder Mängel, die sich beim Betriebe der Jugendspiele eingestellt haben, sowie über die Mittel und Wege, diesen Hindernissen entgegenzuwirken²⁾.

Denn nicht in der Art des Betriebes liegt die Schwierigkeit. Vielmehr gehört es zu den durch die Praxis erworbenen Erfahrungen, daß die Grundbedingungen für eine glückliche Entwicklung der Jugendspiele folgende sind: Freudige Anteilnahme des Spielleiters (daher besondere Sorgfalt bei der Auswahl desselben), unverdrossene Anregung der Schüler, ein guter Spielplatz, dauerhafte und zweckentsprechende Spielgeräte (deren Unterbringung womöglich in einer Spielhütte³⁾ erfolgen soll) und Beschränkung auf wenige Spiele, deren Charakter ethischen

¹⁾ So wird beispielsweise in dem heuer geplanten Salzburger Ferienkurs auch ein Kapitel über die Jugendspiele gelesen werden.

²⁾ Zu diesem Zwecke hat der Verf. in der gen. Sektion das Korreferat erstattet und hiebei außer den eigenen Erfahrungen ein stattliches Material zur Verfügung gehabt, welches er der in liebenswürdiger Weise erfolgten Beantwortung der ausgesendeten Fragebogen verdankt. Die folgenden Ausführungen stützen sich z. T. auf dieses Korreferat.

³⁾ Bis jetzt besitzt kaum ein Drittel der Anstalten eine eigene Spielhütte, 8% behelfen sich mit fremden Gebäuden; viele können zwar (wegen der Nähe) ihre Turnhalle benützen, aber der Rest krankt offenbar an diesem Mangel. Wie schwierig sich der Bau einer Spielhütte ohne staatliche Hilfe gestaltet, hat der Verf. in Görz erfahren.

und hygienischen Anforderungen entspricht¹⁾. Manches andere kann nicht nach feststehenden Regeln geordnet werden, sondern muß der Individualität des Spielleiters und der Spieler überlassen bleiben. Hierher gehört auch die Rücksichtnahme auf lokale Verhältnisse; wie z. B. der Umstand, daß in den am Meere gelegenen Städten die Ruderübungen eine größere Wichtigkeit erlangen als die Jugendspiele, niemanden befremden wird. Dies und anderes erklärt sich aus der Mannigfaltigkeit der österreichischen Mittelschulen.

Aber viele andere Erscheinungen lassen sich keineswegs verteidigen und zeigen, daß verschiedene technische Schwierigkeiten die als richtig erkannte Art des Betriebes aufhalten oder schädigen. Fünf solche Erscheinungen kommen vor allem in Betracht.

a) Noch immer gibt es nicht wenige Schulen, an welchen keine Jugendspiele stattfinden. Der Grund ist meistens stichhältig genug: es ist kein Spielplatz vorhanden. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß es den Anschein hat, als ob dieses Hindernis nicht allorts unüberwindlich wäre. Noch betrübender wäre es, wenn aus geringfügigen Ursachen die Abhaltung von Jugendspielen unterbliebe.

b) Die Beteiligung der Schüler sinkt bisweilen unter 20% und erhebt sich nicht sehr oft über 50%. Wenn auch nicht zu vergessen ist, daß an vielen Schulen die Konviktszöglinge einen starken Ausfall hervorrufen, muß doch verlangt werden, daß eine stärkere Besuchsziffer erreicht wird. Die Ursache solcher geringen Erfolge scheint (abgesehen von dem unter e) zu besprechenden Umständen) im allgemeinen das Mißverhältnis in der Zahl der Spieltage zu sein. Wenn so viele Anstalten nur 10 Spieltage aufbringen oder noch tiefer herabsteigen²⁾, so kann natürlich keine rege Teilnahme der Jugend sich entwickeln. Gewiß gestatten lokale Witterungsverhältnisse nur einzelnen Schulen, die Zahl 30 zu erreichen (einige überschreiten noch diese Ziffer!), aber 20 Spieltage lassen sich im allgemeinen wohl erzielen³⁾. Dann erst entsteht die Möglichkeit, die Spiele rationell und interesseerweckend zu betreiben; natürlich kann es geschehen, daß trotzdem die Beteiligung die gewünschte Stärke nicht erreicht; im Süden der Monarchie z. B. haben die Spielleiter einen sehr schweren Stand, da die Schüler unbändig sind und größtenteils das geordnete Spiel langweilig finden; mit großer Mühe und kleinen Erfolgen müssen diese Steinwerfer zu einem gesitteten Spiel erzogen werden.

c) Die Höhe des Jugendspielbeitrages wurde durch die Verordnung vom 15. Oktober 1893, Z. 18.830 aus begrifflichen Rücksichten nicht

¹⁾ Vgl. darüber die lehrreichen Ausführungen des Prof. Ludwig Lechner im Jahresbericht des n.-ö. Landes-Gymnasiums in Baden (1902) und in dem Buche „Schule und Jugendspiel“.

²⁾ Nicht nur auf 8 und 6, sondern sogar auf 5 und 4 Spieltage im ganzen Schuljahr!

³⁾ Zur Aufklärung diene, daß bei gewissenhafter Verwendung der Zeit (in den Monaten September, Oktober, April, Mai, Juni) mindestens 16 Wochen zur Verfügung stehen; es können also 32 Spieltage angesetzt werden, so daß mehr als 37% der Ungunst des Wetters zum Opfer fallen müssen, um die Zahl 32 auf 20 herabzumindern.

normiert, sie schwankt daher zwischen 1 K und 30 h¹⁾. Infolgedessen leidet der Betrieb der Spiele an manchen Schulen außerordentlich, denn es fehlt an Geld für gute oder erneuerte Geräte, für eine Spielplatz-Miete u. s. f.

d) Damit steht die Frage nach der Remuneration des Spielleiters im engsten Zusammenhange. Auch da herrscht die größte Ungleichheit; neben wenigen angemessenen Entschädigungen stehen zahlreiche geringe und einige fast lächerliche Abfertigungen²⁾. Gewiß wird niemand leugnen, daß die Arbeitsleistung nicht überall gleich ist, daß große Anstalten auch ungleich größere Anforderungen an den Spielleiter stellen. Dem steht gegenüber, daß nicht immer die stärksten Schulen die höheren Remunerationen zahlen, daß anderseits die Lehrer der obligaten Fächer ja auch (ungeachtet der größten Differenzen in der Schülerzahl verschiedener Anstalten) gleichmäßig bezahlt sind. Dieser Grundsatz wäre auch hier aufzustellen, damit die Entwicklung der Jugendspiele an den österreichischen Mittelschulen nicht gehemmt werde. Denn die geringe Entlohnung des Spielleiters setzt voraus, daß er eine geringe Arbeit zu leisten hat. Wie unrichtig! Der Spielleiter soll, das muß jeder Anhänger der Jugendspiele im Interesse der Sache fordern, das müssen auch die Vorgesetzten verlangen, eine ordentliche Arbeit leisten; und dafür soll er ordentlich bezahlt werden.

Man gewinnt fast den Eindruck, als gelte das Jugendspiel (und hier berührt sich die Frage der Remuneration mit dem unter c) Gesagten) als etwas Nebensächliches, als ein überflüssiger Luxus, wenn 15% der Anstalten den Spielleiter gar nicht honorieren. Bisweilen erfolgt dies auf Grund eines freiwilligen Verzichtes, oft, weil die Jugendspielbeiträge beim besten Willen der Direktionen nicht mehr (sit venia verbo!) abwerfen.

e) Aber nicht nur das leidige Geld, welches die Beschaffung eines ordentlichen Spielplatzes, guter Geräte, eines gewissenhaften, gut bezahlten und eifrigen Spielleiters erschwert, hindert den ausgiebigen und allgemeinen Betrieb der Jugendspiele, sondern auch der so häufige Mangel einer Unterstützung durch den Lehrkörper. Es ist nicht genug, daß die Direktoren ihre Pflicht erfüllen oder mehr als das tun; wenn der Spielleiter im übrigen isoliert dasteht, wenn die Mitglieder des Lehrkörpers

¹⁾ Unter 150 Schulen heben 55% den Betrag von 1 K ein (die n.-ö. Landesanstalten sind in der beneidenswerten Lage, von allen Schülern 2 K einzuheben), 6% den Betrag von 80 h, 22% den Betrag von 60 h u. s. f. Darunter stehen nur wenige auf dem sehr begreiflichen Standpunkt, daß alle Schüler den Jugendspielbeitrag zu zahlen haben. 14% der Anstalten heben keine Beiträge ein.

²⁾ 6% der Spielleiter erhalten 260—200 K, 3% 180—160 K, 8% 140—120 K, 11% 100 K, 6% 80 K, 8% 60 K, 7% 50 K, 4% 40 K, 4% weniger als 40 K! Dazu kommen noch jene Anstalten, welche nach Spieltagen zahlen: 1 Anstalt 8 K (à 6 Spieltage = 48 K), 5 Anstalten 6 K, 6 Anstalten 4 K, 3 Anstalten 3 K, 10 Anstalten 2 K! Dadurch erhöhen sich die genannten Prozente in den mittleren Kategorien von Remunerationen um durchschnittlich 3%, in den untersten Kategorien um 6%.

teils einen sehr geringen Grad von Interesse, teils Gleichgültigkeit, teils stillen Widerstand entwickeln, dann kann die Sache nicht vorwärts gehen. Die Schüler gewinnen keine Spielfreude, sie werden sogar abgeschreckt. Es geht auch auf sie die durch das Verhalten des Lehrkörpers kundgegebene Auffassung über, daß die Jugendspiele ein Anhängsel sind, dem die Berechtigung fehlt, ernst genommen zu werden¹⁾. Und so denken dann auch die Eltern.

Es ist auch nicht genug, daß, wie es gewöhnlich heißt, der Lehrkörper den Spielleiter durch Inspizieren der Spiele unterstützt²⁾. Sondern der Lehrkörper muß durch Aufmunterung der Schüler zum Jugendspiel die Sache fördern. Jeder einzelne Lehrer soll sich darüber klar werden, wie notwendig die Jugendspiele sind, und auf Grund dieser Erkenntnis an der Sache Anteil nehmen und in seinem Wirkungskreise das Jugendspiel unterstützen, dem Spielleiter und Direktor soviel als möglich helfen.

In diesen Richtungen bewegen sich die Beobachtungen über gewisse Übelstände und Lücken, welche jeder macht und gemacht hat, der die Verhältnisse überblickt. Es wäre aber eine Halbheit, wollte man sich mit der Feststellung dieser Tatsachen bescheiden, ohne auf die Verbesserung derselben hinarbeiten. Eine Abhilfe ist dringend nötig: sowohl in materieller als in moralischer Hinsicht muß der Staat helfend eingreifen.

Es wäre ungerecht, wollte man verkennen, daß der Staat Interesse an den Jugendspielen nimmt. Aber seit jenem ersten Erlaß, der begrifflicherweise manches nicht so bestimmte, wie wir es heute brauchen, weil man, einer neuen Erscheinung gegenüberstehend, nicht alles auf einmal ins Leben rufen konnte, vielmehr abwarten, Erfahrungen sammeln und die Entwicklung beobachten wollte, ehe man weiterging: ist eine recht lehrreiche Probezeit von mehr als zehn Jahren verstrichen. Nun ist es notwendig geworden, auf Grund der gemachten Erfahrungen teils weiter auszubauen, was begonnen wurde, teils zu reformieren, was sich als unpraktisch erwiesen hat.

1. Zunächst ist es eine dringende Forderung, die Jugendspielbeiträge in der jetzigen Form abzuschaffen. Die Mittelschule hat einmal die Pflicht, auch auf die körperliche Erziehung der Jugend einzuwirken,

¹⁾ Ein sonst maßvoller Kollege bewies durch seine Äußerung: „Das Jugendspiel ist so etwas Vages; es hängt so in der Luft; es gehört eigentlich nicht zur Schule“, daß nicht immer wirklicher Groll gegen das „verrohende und zeitvergehende“ Spiel vorhanden ist, sondern daß viele Lehrer aus der unsicheren Situation, in der sich gewissermaßen die Frage des Jugendspiels befindet, das Recht ableiten, ihre Glossen (vielleicht sogar vor den Schülern) zu machen, eventuell spielende Schüler mit ihrer verminderten Gunst zu beehren.

²⁾ Hier ist zu bemerken, daß nur wenige Anstalten die Inspektoren honorieren (durchschnittlich mit 3 K), während mehr als 80% der Schulen dafür nichts bezahlen, analog anderen Inspektionen, zu welchen der Direktor den Lehrkörper heranzuziehen berechtigt ist. Übrigens sind einige Spielleiter überhaupt gegen diese pflichtmäßige Inspektion der Spiele; an vielen Schulen erfolgt sie freiwillig.

daher soll der Staat den Betrieb der Jugendspiele in eigener Regie organisieren. Während die bisherige Einrichtung einen Fremdkörper im Wesen jeder Mittelschule, eine Filialanstalt neben der offiziellen Schule schuf, deren Budget oft genug den Anforderungen nicht genügen konnte, wird durch die Aufhebung eines besonderen Jugendspielbeitrages der starke Gegensatz zwischen den Jugendspielen und den übrigen Gegenständen beseitigt, für welche der Schüler keineswegs je einen Einzelbeitrag entrichtet; damit hört auch die Ungleichheit, die unter c) besprochen wurde, und die Abwälzung auf bloß einen Teil der Schüler auf, der amtliche Charakter wird gewonnen, wovon unten noch die Rede sein wird.

Da nicht zu erhoffen ist, daß der Staat ohneweiters einen Ausfall der Gelder auf sich nimmt und für die Mehrauslagen aufkommt, so ist der einfachste Weg dieser: Der Lehrmittelbeitrag wird obligatorisch um 1 K erhöht.

2. Von da aus ist nur ein Schritt zu der Forderung, daß die Jugendspielgeräte aus dem Lehrmittelbeitrag angeschafft und rechtlich unter die Lehrmittel eingereiht werden. Damit wird aus der anerkannten Notwendigkeit der Jugendspiele bloß die natürlichste Konsequenz gezogen; das Jugendspiel ist ein integrierender Bestandteil des erziehenden Unterrichtes, daher gehören die Behelfe geradeso zu den Lehrmitteln der Anstalt wie die Turngeräte, Zeichenmodelle, Mineralien u. s. f. Diese Gleichberechtigung wird der Sache zu Ansehen verhelfen und den oben erwähnten amtlichen Charakter dokumentieren. Selbstverständlich werden auch die sonstigen Anlagen des materiellen Betriebes der Jugendspiele, wie Miete eines Spielplatzes, Erwerbung einer Spielhütte u. s. f., aus dem Lehrmittelbeitrag zu decken sein.

3. Wenn die Jugendspielbeiträge verschwinden, die Selbstverwaltung des Jugendspielfonds aufhört, dann muß auch die Frage der Remuneration des Spielleiters in einer anderen Weise erledigt werden als bisher. Unter d) wurde gezeigt, zu welchen Mißständen wir nach und nach gelangt sind. Hier gibt es nur eine Lösung: der Spielleiter muß vom Staate mit einem Fixum bezahlt werden.

Denn der jetzige Zustand erregt die schwersten pädagogischen Bedenken. Wen mag es überraschen, wenn aufgewecktere Knaben aus der Tatsache, daß sie einen besonderen Betrag zur Beschaffung der Geräte und Honorierung des Spielleiters erlegen, die Betrachtung ableiten, daß sie gewissermaßen einen Verein bilden und aus ihren Mitgliedsbeiträgen den (gewissermaßen bei ihnen angestellten) Spielleiter entlohnen? ¹⁾

Viele Spielleiter haben unter solchen Umständen eine Bezahlung aus den Jugendspielbeiträgen (als mit dem Ansehen ihrer Stellung unverträglich) abgelehnt, viele Direktoren aus denselben Gründen von einer

¹⁾ Ebenso ist es vorgekommen, daß Schüler sich auf ihr Eigentumsrecht beriefen, wenn sie Geräte beschädigten oder nicht ihrem Willen gemäß erhalten konnten.

Honorierung des Spielleiters abgesehen und die Spielleitung als selbstverständliche unentgeltliche Leistung des Turnlehrers¹⁾ aufgefaßt. Dies kann schon deswegen nicht gebilligt werden, weil dadurch die Gefahr entsteht, daß das Jugendspiel mit dem Turnen in allzu enge Berührung kommt, mit demselben zusammenfließt, was gar nicht den Intentionen der Behörde und den Zwecken des Jugendspieles entspräche²⁾.

Für alle diese und einige andere Mißlichkeiten kann Abhilfe geschaffen werden, wenn die Spielleitung als solche durch den Staat mit einer fixen Remuneration von 200 K³⁾ honoriert wird, wie es bis jetzt bloß 6% der Mittelschulen tun. Daß dabei kleinere Anstalten bevorzugt sind, ist richtig. Aber Ausnahmen würden doch nur zu Verstimmungen führen (vgl. das unter d) Gesagte) und besonders große Anstalten werden (wie es auch jetzt schon geschieht) zwei Spielleiter verwenden; für außerordentliche Verdienste können schließlich von der Behörde besondere Zulagen zuerkannt werden⁴⁾.

4. Alles was soeben an Reformen vorgeschlagen wurde, zielt darauf ab, von der materiellen Seite her dem Ansehen der Jugendspiele zuhelfe zu kommen, damit dieselben deutlich und vor aller Augen als eine staatliche Institution erkannt werden und so an moralischem Gehalt

¹⁾ Unter 150 Anstalten gibt es 26 Philologen, 4 Germanisten, 2 Historiker, 10 Mathematiker, 4 Naturhistoriker, 4 Zeichner, 5 andere Fachlehrer als Spielleiter. Fast zwei Drittel aller Spielleiter sind Turnlehrer.

²⁾ In diesem Sinne kann auch die an einer Anstalt versuchte winterliche Ersetzung der Jugendspiele durch Kürturn-Übungen nicht sympathisch berühren. Denn eine Turnübung kann niemals ein Jugendspiel sein; es liegt auch im Interesse der Sache, daß durch die Unterbrechung der Reiz des Spieles erhöht wird und mit der beginnenden schöneren Jahreszeit die Lust zum Spiele neu erwacht; ganz abgesehen davon, daß in den Wintermonaten der Ausfall der Jugendspiele (bezweifelhaft für die erforderlichen Zeit) geradezu notwendig ist, da einerseits der baldige Eintritt der Dunkelheit die Arbeitszeit des Schülers sehr verkürzt (soweit zur Schonung der Augen das Arbeiten bei Tageslicht gefordert werden muß), andererseits die winterlichen Vergütungen des Eislaufens u. s. f. obnehin den Schüler stark in Anspruch nehmen.

³⁾ Zu dieser Zahl gelangt man, wenn die Leitung der Spiele zwei wöchentlichen realistischen Lehrstunden gleichgesetzt wird. Allerdings bringt man es nicht überall auf 36—37 (dies die Zahl der tatsächlichen Schulwochen in einem Jahre) Spieletage à 2 Stunden (vgl. das unter b) Gesagte), aber wir wollen nicht vergessen, daß auch der Weg zum und vom Spielplatze und manches andere mit in Betracht kommt, vor allem die große Verantwortung, der sich ohne entsprechende Bezahlung nach und nach keine tüchtige Kraft wird unterziehen wollen. — Bezüglich der „Verantwortung“ machte mir Prof. Wehr in Klagenfurt den Vorschlag, die Unterrichtsverwaltung sollte mit einer großen Versicherungsgesellschaft einen Vertrag gegen Unfälle beim Jugendspiel (und Turnen!) abschließen oder selbst etwas schaffen, wie es der deutsch-österreichische Turnkreis in eigener Regie getan hat.

⁴⁾ So z. B. hat der mährische Landes-Ausschuß einem Spielleiter für mehrjährige ersprießliche Förderung der körperlichen Ausbildung 400 K angewiesen.

gewinnen¹⁾. Die letzte Forderung geht nun darauf aus, die Stellung der Jugendspiele im Lehrplan der Mittelschule durch eine autorisierte Kundgebung deutlicher zu bestimmen und den Schein der ungewissen Sonderstellung zu zerstören.

Es ist dringend notwendig, daß die Jugendspiele ausdrücklich als ein vollgültiger integrierender Bestandteil des Unterrichtes, des offiziellen Lehrplanes neuerlich bezeichnet werden; als ein Zweig des erziehenden Unterrichtes, dessen Blühen und Gedeihen nicht von dem zufälligen Wohlwollen einzelner Lehrer abhängt; als eine mit der ganzen Autorität der Schule geschützte Einrichtung, deren Wohltaten alle körperlich geeigneten Schüler erfahren sollen.

Es ist notwendig, neuerlich zu betonen, daß bei der Verfassung des Stundenplanes auf die Wünsche des Spielleiters Rücksicht genommen wird, daß insbesondere die so wichtigen und der Pflege bedürftigen Freigegenstände nicht gleichzeitig mit dem Jugendspiel angesetzt werden.

Eine solche energische neuerliche Unterstützung der Jugendspielfrage durch jene Behörde, welche bereits im Jahre 1891 ihr zielbewußtes, wohlwollendes Interesse durch den bekannten Erlaß bekundet hat, wird im Verein mit den oben dargelegten finanziellen Reformen eine sichere Grundlage für eine zeitgemäße Fortentwicklung und Ausgestaltung der Jugendspiele schaffen und dazu führen, daß die im ersten Teil dieses Aufsatzes besprochenen Übelstände verschwinden, insbesondere daß das Jugendspiel einen festen Platz im Organismus der Anstalten gewinnt und mit diesem Organismus zu einem Ganzen erwächst.

Bei solchermaßen geregelten Verhältnissen werden ferner die Vorgesetzten in der Lage sein, auf eine gleichmäßige Handhabung Einfluß zu nehmen²⁾. Sie werden verlangen dürfen, daß überall die besten und modernsten Erfahrungen verwertet werden. Die Direktoren werden in die Lage kommen, das Amt des Spielleiters (vielfach im Gegensatz zu den jetzigen Zuständen) an den Meistbietenden zu vergeben und auch eine gewisse Vorbildung der Bewerber³⁾ zu beanspruchen.

Und so werden wir hoffentlich in abermals zehn Jahren um ein beträchtliches Stück vorgeschritten sein, statt Vorwürfe über einen bedenklichen Stillstand zu ernten. Der Betrieb der Jugendspiele wird sich infolge der gewünschten Reformen hoffentlich recht bald überall dem

¹⁾ Alle drei Forderungen sind in Ungarn schon verwirklicht; aber auch einige österreichische Stadtgemeinden u. a. Behörden befinden sich bereits auf diesem Standpunkt.

²⁾ Es wird dann nicht mehr vorkommen, daß eine Anstalt 500 K an Jugendspielbeiträgen einhebt und keinen Spielplatz, keinen Spielleiter, keine Jugendspiele hat, sondern in Verkennung der ganzen Sache bloß Ausflüge unternehmen läßt und die Arrangeure dafür entschädigt.

³⁾ Wenn auch nicht jede Stadt sich rühmen kann, einen rührigen Jugendspielverein zu haben, wie Leitmeritz oder gar Linz, wo sogar Kurse für Spielleiter veranstaltet werden, so gibt es doch heute bereits eine achtenswerte Literatur, die einem Anfänger das ersetzen kann, was von der hygienischen Heranbildung der Mittelschullehrer an der Universität wohl noch lange nicht zu erwarten ist.

nähern, was an verschiedenen Anstalten bereits jetzt in Bezug auf die Auswahl und den Umfang der Spiele erprobt und erreicht wurde, wovon anlässlich des diesjährigen deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien sowohl die Ausstellung der Jugendspielgeräte als auch die interessanten und hübschen Vorführungen auf dem Eislaufplatz Zeugnis abgelegt haben.

Görsz.

Dr. A. Petak.

Lehrmittel-Ausstellung¹⁾: Katholische Religion.

Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die meisten der Kollegen in Wien auf die Anregung unseres Obmannes, welche er in die letzte Nummer des „Korrespondenzblattes“ einrücken ließ, unsere Lehrmittel-Ausstellung im österr. Museum besucht haben. Wenn ich nun heute über die Abteilung Katholische Religion einen kurzen Bericht erstatte, so geschieht es nur zu dem Zwecke, um die engeren Kollegen auf den oder jenen Gegenstand besonders aufmerksam zu machen, der vielleicht ihrer Beachtung entgangen ist.

Bevor ich aber meiner Aufgabe nachkomme, sei mir die Bemerkung gestattet, daß die Ausstellung weder, was den Umfang noch auch die Bedeutung der einzelnen Objekte anlangt, als eine umfassende oder als eine richtunggebende bezeichnet werden kann; denn auch nur eine flüchtige Betrachtung der ausgestellten Objekte zeigt, daß gar manches nicht ausgestellt wurde, was der Ausstellung wohl wert gewesen wäre, andererseits aber fanden auch Objekte im Ausstellungsraume eine Unterkunft, welche einen sehr strengen Maßstab der Kritik nicht vertragen. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß, obzwar einige hundert Einladungsschreiben zur Beteiligung an der geplanten Ausstellung ausgesickt wurden, die Zahl der eigentlichen Aussteller, die Verlagsfirmen eingerechnet, die Zahl 20 nicht weit übersteigt.

Also ist die Teilnahme gerade keine glänzende zu nennen und auch die Herren Kollegen in Wien, denen durch die Beteiligung keine große Mühe erwachsen wäre, sind nur durch eine recht bescheidene Ziffer, nämlich 5, vertreten. Es hat auch hier wieder den Anschein, als ob die in unseren Kreisen so weit verbreitete Scheu vor dem Schritt in die Öffentlichkeit jede Tatkraft gelähmt hätte und ich selbst habe bei den Installierungsarbeiten öfter als einmal die Bemerkung gehört, ja, solches und ähnliches hätte auch ich bringen können; aber gebracht wurde es nicht!

Wenn trotzdem die Ausstellung neuerer Lehrmittel für den kath. Religionsunterricht an den Mittelschulen freundliche Beachtung, wir können es mit Befriedigung sagen, auch wohlwollende Beurteilung findet, so ist das vor allem ein Verdienst des so rührigen Direktors P. Wimmer S. J. aus Kalksburg, der weit über ein Viertel der 87 Katalognummern, u. zw. lauter Kabinettstücke zur Ausstellung brachte.

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1903, S. 379 ff.

Einen weiteren Glanzpunkt der Ausstellung bildeten die liturgischen Wandtafeln von Dr. Swoboda-Reich (Verlag Kirsch); zu welchen Opfern sich gerade die genannten Herren verstanden, erhellt aus dem Umstande, daß die in der Ausstellung befindlichen Bilder der erste Abdruck der 2., sehr vermehrten Auflage der rühmlich bekannten, liturgischen Wandtafeln waren.

Eine große Anzahl von wertvollen Ausstellungsobjekten sandte in freundlicher Weise Prof. Dr. Joh. Nevěfil aus Ungar.-Hradisch ein; er verwendet neben dem Kremsmünsterer Prof. P. Theophil Dorn das Skioptikon beim Unterrichte. Es sei auch mit Dank der schönen Ausstellungsobjekte des Prof. Dr. Schranshofer und anderer, auch auswärtiger Herren gedacht. Ist also die Teilnahme auch nicht annähernd die, welche den bedeutenden und sehr zeitraubenden Vorarbeiten entspricht, die vom gegenwärtigen Rektor Dr. Franz Berger eingeleitet und von mir durchgeführt wurden, so können wir immerhin mit einer gewissen Befriedigung unsere Ausstellung betrachten und die große Wahrheit aus ihr lernen, daß Einigkeit stark macht.

Bevor ich an die eingehendere Besprechung der einzelnen Gruppen von Ausstellungsgegenständen herantrete, möchte ich noch des Prinzipes Erwähnung tun, von welchem sich das Komitee bei der Auswahl der verschiedenen Objekte leiten ließ. Man erwartete einen zahlreichen Besuch der Ausstellung und diese Erwartung wurde auch tatsächlich nicht getäuscht. Daß sich unter den vielen Besuchern anerkannte Fachleute befinden würden, mußte in Berücksichtigung gezogen werden und so entschloß man sich, um jede übelwollende Kritik gleich im Keime zu erticken, vom Guten nur das Beste auszuwählen. Daraus erklärt es sich, daß manche, an sich ganz interessante, ja sogar wertvolle Gegenstände im Katalog nicht Aufnahme fanden. Wir behielten immer das eine Ziel im Auge, daß die auszustellenden Lehrmittel Behelfe beim Massenunterrichte darstellen sollten, und daraus erklärt es sich, daß geringfügige, kleine Objekte nicht in den Katalog aufgenommen wurden. Ebenso wurde alles ausgeschieden, was zwar als Anschauungsmittel dient, aber beim Unterrichte doch nicht gut verwendet werden kann z. B. Paramente, kirchl. Geräte wie Kelche, Reliquiarien u. dgl. Damit hoffe ich allen jenen Herren Kollegen, deren Anmeldungen nur zum Teile angenommen wurden, die nötige Erklärung für unser Vorgehen gegeben zu haben; schließlich kann ich hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß gerade in dieser Beziehung meine Lage eine äußerst unangenehme war; denn ich kam ganz unversehens zur Arbeit des Obmannes, hatte aber doch nicht jene Verfügungsrechte, welche eine solche Stellung mit sich bringt.

Ich will nun in kurzen Zügen die fünf Gruppen, in welche der Ausstellungskatalog geteilt ist, skizzieren und den Wert der einzelnen Lehrmittel näher erörtern.

Die erste Gruppe enthält liturgische Gegenstände und Bilder. Unter denselben stehen die erwähnten bei Kirsch erschienenen Wandtafeln für den liturg. Unterricht (herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Swoboda, dem Architekten Jordan und dem akadem. Maler Josef Reich) an erster Stelle.

Die 25 Tafeln sind um 30 K erhältlich; die ältere Serie ist uns allen bekannt und wird wohl auch von den meisten beim Unterrichte verwendet. Eigentlich sind beide Serien, die alte wie die neue, für den Gebrauch an Volks- und Bürgerschulen bestimmt, doch wird es gewiß kein Mittelschullehrer unterlassen, sich dieses wertvolle Lehrmittel nutzbar zu machen. An einzelnen der neuen Bilder ist manches in Farbe und Gruppierung auszusetzen, was gewiß beim Drucke noch möglichst verbessert werden wird. — Die in dieser Gruppe ausgestellten Wandbilder von Nevěfil verdanken dem Fleiße des Eigentümers ihren Ursprung; sie sind aber für große Klassen nicht ganz ausreichend; hier ist eine bedeutende Lücke, welche teils durch Abbildungen im Lehrbuche für Liturgik, teils durch neu zu schaffende Bilder in diesem Unterrichtsweige ausgefüllt werden muß, abermals eine bedeutende Aufgabe für unseres im Aufblühen begriffenen Verein. — Einzelne Antiquitäten aus den Katakomben oder der altchristlichen Zeit zu erwerben, um damit den Unterricht zu beleben, muß der Gelegenheit und dem Sammelfleiße eines jeden einzelnen überlassen bleiben; dem einen ist das Glück hold, dem anderen nicht; ich möchte aber gleich an dieser Stelle betonen, daß im Schoße unseres Vereines gewissermaßen die Ausgleichstelle für ungleich verteilte Güter gesucht und gefunden werden kann.

Die zweite Gruppe für den biblischen Unterricht des A. T. ist ungleich reicher beschiedt. Hier sind die vom Theres. Gymnasium eingesandten Holzschnitte von Schnorr v. Karolsfeld, im Verlage von Georg Wigand in Leipzig und von Bömler & Jonas herausgegeben, zuerst zu erwähnen; allerdings sind auch sie in erster Linie für den Gebrauch an Volks- und Bürgerschulen approbiert, aber wir alle werden sie auch mit Vorteil an der Mittelschule in Verwendung ziehen können.

Von großer Bedeutung sind ferner die Bilder aus dem A. T. von Hemleb, welche auch bei den andersgläubigen Nachbarn Aufsehen hervorriefen.

Die hieher gehörigen Photographien des salomonischen Tempels nach „Schicks“ Modell bildeten im Verein mit dem Buch desselben „die Stiftshütte und der Tempel in Jerusalem“ eine wertvolle Bereicherung unserer Lehrmittel, wenn sie eben nicht Privateigentum Kalksburgs wären; im Buchhandel sind sie leider noch nicht erschienen. Dasselbe gilt auch von den beiden anderen Photographien des herodianischen Tempels nach dem Modelle Reicherts. — Einen entsprechenden Ersatz bietet aber die Wandtafel aus Pichlers Verlag in Wien „Der Tempel zur Zeit Christi“. Es darf endlich auch nicht die Wandtafel von „Jerusalem, mit erklärendem Texte von Aucler“ herausgegeben, vergessen werden.

Für das N. T. kommen besonders die Hoffmannschen Bilder, herausgegeben von Lohmeyer im Verlage von Wiskolt in Breslau in Betracht, ebenso die bereits oben genannten Bilder von Schnorr v. Karolsfeld.

Von großer Bedeutung ist die Schulwandkarte der Reisen Jesu von Korn; in kleinerem Umfange bringt Wellner in 25 Kärtchen dasselbe und endlich das Panorama von Jerusalem und die Kreuzigung Christi von Piglhein.

Die Abteilung II C enthält Palaestinensia im allgemeinen. Daraus sind hervorzuheben die farbenprächtigen Bilder von Furrer aus dem Pichlerschen Verlage, die goldene Klassiker-Bibel aus dem Verlage Herzig, Leipzig-Wien und die reizenden Photochrome von Zürich (12 Stück) aus dem Verlage C. L. Schäffer (Alwin Fabian) in Zittau, eine wahre Zierde jedes Lehrzimmers.

Die Bilder aus dem hl. Lande von Edmund Würndle v. Adelsfried sind zwar sehr schön, aber für den Schulgebrauch zu teuer; einen Ersatz für dieselben bietet das Album du terre sainte (Lyon, bonne presse) mit 288 Photographien, Sieberts das hl. Land in Wort und Bild sowie Payr, 25 Ansichten von Jerusalem und Bethlehem.

An Kartenwerken ist zu nennen der Bibelatlas von Rieß & Menke, ebenso die Wandkarten von Rieß, Haardt und die neue Reliefkarte von Javrek, welche die kleine, ältere Reliefkarte von Palästina von Raumer aus dem Verlage Ernst Schotte in Berlin ersetzt, da letztere für unsere Verhältnisse zu teuer ist.

Als Handbücher ist das noch immer gut verwendbare Buch von Gratz, Die bibl. Geographie und das von Rieß zu nennen.

Um mit den vielen Namen nicht allzusehr zu ermüden, mache ich in der III. Gruppe, Kirchen- und Kunstgeschichte, auf die sehr verdienstliche Arbeit des H. Direktors P. Wimmer in Kalksburg, eine Karte, darstellend die Ausbreitung des Christentums bis zum Jahre 825, nachdrücklich aufmerksam und spreche die sichere Erwartung aus, daß selbe und ähnliche bald im Buchhandel erscheinen werden; die Bilder von Langl sind uns allen wohl bekannt, wenig oder gar nicht die prächtigen Bilder aus dem Verlage von Seemann in Leipzig, die vielfach eine Vergrößerung der in der Kunstgeschichte von Springer enthaltenen Illustrationen enthalten.

Wertvoll für den kirchengeschichtlichen Unterricht ist auch das „Museum“ aus dem Verlage von Spemann in Leipzig und die „Meisterwerke der christl. Kunst“ aus dem Verlage von J. J. Weber ebendort.

Die Darstellungen unseres Altmeisters Führich, „Die hl. drei Könige, Vita Mariae, Der Kreuzweg und Triumphzug Christi“ bleiben unübertroffen.

Die in der Ausstellung befindlichen Email- und Glasmalereien sind aber zu kostbar, als daß man daran denken könnte, sie für den Schulgebrauch zu benützen; sie müssen nach wie vor den Kunstmuseen vorbehalten bleiben.

Aus der IV. Gruppe, Missionswesen und Statistik, wäre besonders die Karte von Hickmann (Verlag Freytag & Berndt, Wien), die Verbreitungsgebiete der Religionen in Europa und der Atlas der kathol. Missionen (Herder, Freiburg), sowie der III. Bd. des Prachtwerkes der Leo-Gesellschaft, Die kathol. Kirche, anzuführen.

Die Gruppe V enthält unser neuestes Lehrmittel, nämlich Skioptikonbilder. Wenn wir auch nicht überschwengliche Erwartungen daran knüpfen, so dürfen wir kathol. Religionsprofessoren dasselbe doch nicht vernachlässigen, zumal ja gerade unsere Kirche beim Anschauungsunterrichte stets eine führende Stellung einnahm.

Oder waren die *biblia pauperum*, der kathol. Kult in all seinen tief bedeutsamen Zeremonien nicht etwa Anschauungsunterricht?

Lehrt nicht heute noch die christliche Mutter ihren kleinen Liebling beten, indem sie ihm das Bild des Gekreuzigten oder der glorreichen Himmelskönigin zeigt?

Doch jetzt entsteht die Frage: Von welchen Mitteln werden wir all die gerühmten Sachen beschaffen? Soll jeder Religionsprofessor zum Privatwohlthäter seiner Anstalt werden?

Das letztere verneine ich entschieden; wer die Möglichkeit und Lust dazu hat, dem sei es natürlich unbenommen.

Dies Auskunftsmittel ist auch gar nicht nötig; denn wie jeder Fachprofessor, kann auch der Religionsprofessor auf einen bestimmten Prozentsatz der Lehrmittelbeiträge Anspruch erheben, und wenn dies konsequent alljährlich geschieht, so werden unsere Lehrbehelfe sich bald über die jetsige, oft bedauerliche Armseligkeit erheben.

Schließlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß man gegenwärtig anfängt, dem Wandschmuck erhöhte Bedeutung beizulegen. Versäumen wir diese Gelegenheit nicht, um bei den über kurz oder lang in jedem Lehrkörper darüber abzuhaltenden Konferenzen auch unsere Wünsche in entsprechender Form zum Ausdruck zu bringen.

Ist auch mein Bericht kein erschöpfender, so glaube ich doch die Überzeugung gekräftigt zu haben, daß für den kathol. Religionsunterricht an Mittelschulen ausreichend Lehrbehelfe vorhanden sind.

Es darf uns auch nicht um die Zukunft bangen, solange kunstfertige Hände, wie die der Schwestern vom armen Kinde Jesu in Döbling, durch würdige Paramente den Anschauungsunterricht beim Gottesdienst fördern helfen, solange es christliche Künstler gibt, die, von edler Begeisterung getragen, das Heilige heilig darstellen. Uns obliegt die ernste Pflicht, der uns anvertrauten Jugend als wahre Nachfolger des göttlichen Lehrmeisters gegenüberzutreten, frei von allzu großer Strenge, an der Hand guter Anschauungsmittel die Lehren unserer hl. Religion vorzutragen. Dann werden wir auch niemals den notwendigen Einfluß auf die heranwachsenden Jünglinge verlieren, sie werden in uns nicht den strengen Lehrer fürchten, sondern den liebevoll um sie besorgten Vater und Freund erblicken.

Möge also diese Lehrmittel-Ausstellung, denn eine ähnliche in so großem Umfange wird wohl nicht bald wieder stattfinden, auch in unserem Fache befruchtend und aneifernd wirken.

Lernen wir aus dem Vergleiche mit anderen Fächern, was uns noch not tut, damit wir, ebenbürtig mit unseren Kollegen, an dem einen großen Werke tätig seien, unsere heranwachsenden Jünglinge zu guten Katholiken, treuen Untertanen und braven Österreichern heranzubilden.

Wien.

Wilhelm Kuttig.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Leitfaden der Mathematik für Realanstalten. Von Prof. Dr. H. Thieme. II. Teil: Die Oberstufe. Leipzig, G. Freytag 1902. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

Dieser zweite Band schließt als Fortsetzung des in diesen Blättern vor kurzem besprochenen ersten Bandes in den einzelnen Abschnitten unmittelbar dort an, wo in diesem letzteren aufgehört wurde. So bringt die Planimetrie die Lehre von den Transversalen, von den harmonischen Punkten und Strahlen, den Polaren, Chordalen und Ähnlichkeitspunkten; die ebene Trigonometrie wird ganz zu Ende geführt und die Stereometrie in der auf der Oberstufe nötigen Ausführlichkeit zusammen mit der sphärischen Trigonometrie behandelt. Der vierte Abschnitt ist den Grundlehren der darstellenden Geometrie gewidmet, der fünfte enthält die wichtigsten Sätze über Kegelschnitte in elementar-synthetischer Bearbeitung und der sechste die analytische Geometrie der Ebene. Der letzte Abschnitt ist ausschließlich arithmetischen Inhaltes und ziemlich reichlich subemessen, denn außer dem elementaren Stoffe des letzten Jahrganges, den niederen Reihen, der Zinsszinsen- und Rentenrechnung usw. werden aus der höheren Analysis die unendlichen Reihen, Maxima und Minima der Funktionen sowie Gleichungen höheren Grades der Besprechung unterworfen. Am Schlusse folgt eine Übersicht über den Aufbau der Rechnungsarbeiten und die Erweiterungen des Zahlbegriffes. Den einzelnen Abschnitten sind Aufgaben in großer Zahl und Mannigfaltigkeit beigelegt, die von einer staunenswerten Sorgfalt des Verf. bei der Bearbeitung seines gediegenen, dem Schulunterrichte viel Nutzen verheißenden Lehrbuches Zeugnis ablegen.

Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Untergymnasien.
Von Dr. Fr. Hočevár. Mit 184 Figuren. 6., umgearbeitete Auflage.
Wien, F. Tempsky 1902. Preis geb. 1 K 20 h, geb. 1 K 70 h.

Diese neue Ausgabe des für den geometrischen Unterricht auf der Unterstufe des Gymnasiums vortrefflich geeigneten Lehrbuches ist ein dem Inhalte nach unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck der früheren 6. Auflage. Die Ausstattung desselben seitens der Verlagshandlung ist eine geradezu musterhafte.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Elementarphysik unter Zugrundelegung des Grundrisses der Experimentalphysik von E. Jochmann und O. Hermes für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten herausgegeben von O. Hermes und P. Spies. Mit 218 Holzschnitten. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1900, Winkelmann & Söhne.

Neben Prof. Dr. Hermes tritt in der zweiten Auflage des vorliegenden Lehrbuches der Experimentalphysik der Direktor der Urania in Berlin, Dr. Spies, auf. Die methodischen Fortschritte und die neuen Entdeckungen wurden eingehend gewürdigt. Dies tritt namentlich in der Elektrizitätslehre, aber auch in der Mechanik hervor. Auf die absoluten Maße wurde die gebührende Rücksicht genommen. Das Prinzip der Erhaltung der Energie ist in dem vorliegenden Buche in dem Vordergrund gestellt worden, wodurch die Behandlung der meisten Abschnitte sich übersichtlich und einheitlich gestaltete. Einige alte Abbildungen wurden durch neue, zweckentsprechende ersetzt. Die Dimensionen der auftretenden physikalischen Größen sind berücksichtigt worden. Beispiele sind vorzugsweise in der Mechanik den einzelnen Erläuterungen beigegeben worden. Die mathematische Behandlung ist eine durchwegs entsprechende und korrekte. Die Verwechslung des spezifischen Gewichtes und der relativen Dichte eines Körpers wurde nicht beseitigt. Etwas eingehender hätte auf die Erscheinung der Oberflächenspannung in Flüssigkeiten eingegangen werden können; auch wären die Kapillarercheinungen genauer zu erklären gewesen. — Die durch Fig. 102 b dargestellte Konstruktion bei der Brechung des Lichtes in einem Prisma ist einfach und sollte durchwegs beim Unterrichte vorgenommen werden. Die Ableitung der Formel für den Durchgang des Lichtes durch eine Linse wird auf Grund der Strahlenbrechung an einer Kugelfläche vollzogen. Das Wesentlichste über Beugung und Polarisation des Lichtes hätte vorgetragen werden sollen. — Zweckmäßig wäre es gewesen, den Begriff des mechanischen Wärmeäquivalentes an früherer Stelle zu nehmen, damit die thermischen Erscheinungen in naturgemäßer Weise hätten erklärt werden können. — Mit Genauigkeit werden die Wärmeverhältnisse der Atmosphäre und die Grundzüge der Meteorologie dargelegt. — In der Elektrizitätslehre wird mit vollem Rechte recht bald auf die durch die dielektrischen Körper bewirkten Erscheinungen eingegangen. Immerhin hätte auch in diesem Buche schon der Begriff des Potentials eingeführt werden können. Spannung ist mit Potential nicht zu identifizieren, wie es S. 156 geschehen ist. In ganz vorzüglicher Weise ist das Prinzip der Elektrisiermaschinen auseinandergesetzt, die auf dem Prinzip der Multiplikation beruhen. — Die Stellung der Lehre vom Magnetismus in dem vorliegenden Buche will dem Ref. nicht zusagen. Entweder ist dieser Abschnitt dem von der Elektrizität handelnden voranzustellen oder ist er in die Elektrizitätslehre dort einzuschalten, wo von den Wirkungen der Elektrizität, die man als magnetische bezeichnet, die Rede ist. — In der Lehre vom Galvanismus empfiehlt es sich, von den Erscheinungen im galvanischen Elemente auszugehen. Die Erscheinungen im Grammeschen Ringe hätten erklärt werden sollen. Das Telephon hätte in dem Abschnitt über Induktion aufgenommen werden sollen. — Neben der Lenzschen Regel hätte die Maxwellsche oder die Daumenregel berücksichtigt werden sollen. — In zweckmäßiger Weise wurde die Entstehung und Ausbreitung elektrischer Wellen, die Versuche von Tesla und die Marconische Telegraphie ohne Draht erörtert.

Trotz der hervorgehobenen Mängel, die dem Buche noch anhaften kann es für den Unterrichtsgebrauch wegen der klaren Diktion und der meist gründlichen Darstellung bestens empfohlen werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

28. Dr. B. Szczerat, De infinitivi Homericici origine casuali.
 Progr. des k. k. Rudolf-Gymnasiums zu Brody 1902. 17 SS.

Diese Abhandlung kann höchstens durch die Sammlung der Stellen, an welchen der imperativische Infinitiv in den homerischen Gedichten vorkommt, einen, wenn auch nur unbedeutenden Wert beanspruchen. Im übrigen steht der Verfasser hinsichtlich der Betrachtung der Form der griechischen Infinitive auf zum Teil unrichtigem Standpunkt, indem er beispielsweise die Infinitive auf *-μεναι* aus *-μενα + ε* (also als weibliche Lokative) erklärt und überhaupt nicht zur nötigen Klarheit in der Auffassung der griechischen Infinitivformen vorgeedrungen ist. Trotz eines zwei Seiten umfassenden Literaturverzeichnisses ist die Benützung der neueren Literatur — zuletzt ist Grünewald (richtiger „Grünenwald“), „Der freie formelhafte Infinitiv der Limitation“ (ohne Angabe der Jahreszahl) angeführt — nicht ausreichend. Weder B. Wagner, „Der Gebrauch des imperativischen Infinitivs im Griechischen“ (Progr. des Gymnasiums zu Schwerin 1890/91), noch Delbrück, „Grundriß der vergl. Grammatik“ IV 453 ff. und Brugmann, „Griech. Grammatik“³ 514 sind benützt.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

29. Adamek, Dr. Ludwig, Oberitalienische Großstädte.
 Progr. des k. k. Staatsgymn. in Reichenberg 1902. 14 SS.

Der Verf. gibt in kurzen Abrissen Reisebilder folgender fünf Städte Oberitaliens: Venedigs, der Königin des Meeres, deren Verfall mit Recht hervorgehoben wird, Mailands, der bedeutendsten Stadt Oberitaliens, Turins, der ehemaligen Hauptstadt des Königreiches Sardinien, Genuas, der „*La Superba*“ genannten Hafenstadt, und Bolognas, des italienischen Nürnberg. Soweit es auf dem engeren Raume möglich ist, werden die wichtigsten Bauwerke und Kunstsammlungen hervorgehoben und oft recht gut charakterisiert. In Bologna verdient das *Museo civico* eine eingehende Betrachtung wegen der Gräberfunde aus umbrisch-italischer und etruskischer Zeit. In Genua waren die Renaissance-Paläste der Adelligen zu erwähnen.

Wien.

Dr. Johann Oehler.

30. Prof. P. Raphael Hochwallner, Über Schülerausflüge.
 II. Teil. Progr. des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Seitenstetten 1900. 22 SS. und 1 Tafel.

In dem flott geschriebenen Aufsätze wird betont, 1. daß bei Schülerausflügen Schwierigkeiten aufzutreten pflegen; zur Unschädlichmachung derselben ist deswegen 2. für jeden einzelnen Ausflug eine gewisse Vorbereitung notwendig, u. zw. von Seite des Lehrers wie von Seite der Schüler. 3. Nicht klassenweisem, sondern einem gemeinsamen Maiausfluge ist der Vorzug zu geben: er soll sein „ein Familienfest im edelsten Sinne des Wortes“. 4. Bei ganztägigen wissenschaftlichen Exkursionen muß neben der ethischen Bedeutung des Ausfluges der wissenschaftliche Hauptzweck genau fixiert werden; hienach ist 5. die Ausrüstung und Vorbereitung zu regeln. 6. Durch fortwährende Rücksicht-

nahme auf den Zweck des Ausfluges ist auch die Durchführung desselben bedingt. „Am wichtigsten scheint uns die Methode, daß der Lehrer wohl auf jede Frage, die von den Schülern gestellt wird, kurz Antwort gibt, dabei aber fortwährend bemüht ist, die Aufmerksamkeit gerade auf jene Objekte zu lenken, auf die man sich besonders zu achten vorgenommen hat. Und so lange es gelingt, durch die Schüler selbst Gegenstände, welche in Betracht kommen, auffinden zu lassen, wird man sie nicht eigens auf dieselben hinweisen; erst wenn Gefahr ist, irgend etwas Bedeutsames zu übersehen, dann ist man freilich genötigt, selbst darauf aufmerksam zu machen“ (S. 23, 24). 7. Die Anforderungen an die körperliche Kraft dürfen nicht zu hoch geschraubt werden. 8. „Was das Rauchen betrifft, so pflegen wir es bei wissenschaftlichen Exkursionen so zu halten, daß wir uns während des Marsches diesen Genuß versagen. Daß es aber während der Mittagspause und Nachmittagspause jenen, welchen es sonst gestattet werden kann, nicht versagt ist.“

Im Anschluß an diese allgemeinen Erörterungen werden nun „einige Ausflüge, wie sie an der hiesigen Anstalt seit längerer Zeit alljährlich gemacht werden, kurz geschildert“. „Wir wollen“, heißt es da, „uns dabei jeder Schönfärberei enthalten und mit voller Aufrichtigkeit nicht bloß die ansprechenden Züge, sondern auch die unangenehmen Momente zur Darstellung bringen“. Hiebei wird eingegangen auf die Vorbereitung, die Durchführung und den pädagogischen Gewinn dieser Ausflüge. Solcher Art werden beschrieben: a) ein Maiausflug auf den Sonntagberg, b) ein Spaziergang in die Fröschlau (zur Beobachtung der Holzgewächse), c) ein solcher auf den Hennesberg, d) über die Ziegelei zur Schippermühle, e) über den Grillenberg nach Aschbach, f) über St. Peter nach St. Johann und Haag, und endlich g) über Wallsee nach Ybbs. Die letzteren fünf Ausflüge dienten geologischen Zwecken, wobei mit großem Bedacht die einzelnen bei den Spaziergängen und Partien gemachten Beobachtungen Schritt für Schritt zu einem Ganzen verbunden wurden. Es ist ganz interessant, wie da allmählich eine Vorstellung über den tektonischen Aufbau des Bodens der Umgebung und über die geologischen Vorgänge, welche die Zusammensetzung und die Gestalt dieses Bodens hervorgebracht haben, herauskristallisiert.

Wien.

Joh. A. Kail.

31. Zprávy o cestách, vykonaných žáky ústavu o prázdninách r. 1899 (Über die von Schülern der Anstalt in den Ferien 1899 ausgeführten Reisen). Bearbeitet von Prof. Fr. Vojtěšek. Progr. der Staatsrealschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite 1900. 24 SS.

Von 37 Schülern hat jeder eine kurze Schilderung seiner Reise gegeben, mit Anführung des Sehenswertesten, das ihnen begegnet ist. Die Reisen erstreckten sich in die böhmischen Rand- und Mittelgebirge, weiter nach Mähren, dann ins Salzkammergut, nach Bayern, Steiermark, Tirol, Kärnten, Krain, Görz und Istrien. Manche wählten als Reiseziel die Reichshauptstadt Wien und viele benützten auf der Durchreise den Aufenthalt zur Besichtigung der reichen Sammlungen und der geschichtlichen Denkmale. Mehrere Schüler machten große Reisen mittelst des Fahrrades. Ein Schüler der 7. Klasse z. B. fuhr von Prag, über Tabor, Budweis, Linz, Wels, Lambach, Gmunden, Salzburg, Kufstein, Innsbruck, über den Brenner nach Brixen, Trient und Ala, um Oberitalien aufzusuchen. Da aber ein Zoll von 50 Lire zu erlegen war, kehrte er um, fuhr über Lienz, Klagenfurt, Görz nach Triest. Dann über Laibach.

Krainburg, Semmering, Wien, Znaim, Iglau, Časlau, Kolin nach Jung-Bunzlau, wo er den Rest der Ferien verbrachte. Diese ganze grobe Reise, welche eine Strecke von 2282 km umfaßt, hat der junge Student in 14 Tagen zurückgelegt, indem er an einem Tage 110—253 km, durchschnittlich 150 km täglich auf dem Fahrrade zurücklegte, dabei hatte er beim Übergange über den Brenner, Loibl und Predilpaß oft 8 km wegen so steiler Fahrstraße zu Fuß zurücklegen müssen. In wohlwogener Ökonomie der Kräfte ist die stärkste Leistung am letzten Reisetag zu verzeichnen, an dem die Strecke Znaim bis Jung-Bunzlau = 253 km absolviert wurde.

Leider enthalten die von Prof. V. gebrachten Reiseskizzen keinerlei Nachricht über billiges Nachtquartier und die den Schülern erwachsenen Kosten. Dadurch verlieren sie viel an praktischem Werte für die wenig bemittelten Schüler. In dieser Beziehung werden die einschlägigen Programmabhandlungen des Prof. J. Gallina in Mähr.-Trübau 1898 „Ferialreisen mit Studenten“ und des Prof. J. Salliaš in Reichau a. K. 1894 bis 1896 „O tělesné výchově na středních školách v Rakousku“ zweckmäßig zurate gezogen werden können.

32. Die Klarballspiele. Unter Zugrundelegung der Hohlballbewegung zusammengestellt und erprobt von Prof. Maximilian Klar. Progr. der Landes-Realschule in Wr.-Neustadt 1900. 17 SS. Mit einer Tafel.

Diese Tafel enthält eine systematische Übersicht aller Klarballspiele, den Spielplan des großen Spieles mit einem Hohlball und einer Spielsicht mit 48 Figuren. Sie sollen dazu dienen, „die Eigenart der Ballbewegung, die Zusammensetzungen der hauptsächlichsten Einzelbewegungen des stets lebendig zu erhaltenden Balles durch alle heranziehbareren Körperteile“ zu verdeutlichen und eine harmonische Abwechslung des links- und rechtsseitigen Spieles erzielen helfen. Prof. K. unterscheidet sieben Hauptarten des von ihm erfundenen Spieles, und zwar: 1. Vorlaufspiel, 2. Reihenstandspiel, 3. Kreisstandspiel, 4. Dreieckstandspiel, 5. Einsackenspiel, 6. Turmballspiel, 7. Kegelscheiben. Davon lassen die ersten fünf Spiele eine dreifache Ausführung zu, wodurch 17 Arten desselben Spieles entstehen. Die gewonnenen Punkte und Spiele werden an einem Ständer mittelst farbiger Stäbchen, Ringe und Scheiben, allen Spielern deutlich sichtbar, gezählt.

Die Spiele selbst sind mit einem hohen Aufwand an Scharfsinn zusammengestellt und abgeleitet, doch ist zu zweifeln, ob sie sich recht einbürgern werden. Dazu haben sie zu viele und zu bedeutende Gegner an schon bestehenden Spielen. Nur ein Spiel macht hievon eine Ausnahme und das betrifft die neuartige Spielart des Turmball. Die Neuerungen sind folgende: 1. darf der Ball auf alle möglichen Arten gegen den Turm hin befördert werden, nur nicht mit dem Fuße; 2. wird der einen Ball durchlassende Schüler zu einem rückwärtigen Wächter; 3. kann ein solcher erlöset werden, wenn der Turmwächter einen Ballen mit beiden Händen berührt; 4. der von dem glücklichen Schützen abgelöste Wächter muß sich in den Turm setzen und so lange darinnen bleiben, bis er durch einen anderen abgelöst wird.

Die übrigen Spiele bieten zu wenig Gelegenheit für volles Ausbolen und volle Betätigung jugendlicher Kraft und Geschicklichkeit, wie etwa beim Lawn-Tennispiel, und selbst das Federballspiel macht einem mehr warm als jene. Die meisten Klarballspiele beginnen als Parteespiele, bleiben es aber nicht, da der mattgewordene Spieler austreten muß und so lange zur Untätigkeit verurteilt ist, bis er ausgelöst wird. Ein Wechsel in der Zusammensetzung einer Partei findet z. B. auch beim Metaspiele statt. Wenn aber hier ein Spieler das Schlagrecht verliert, wird er Mitglied der dienenden Partei und hat dort vollauf zu tun.

564 Ausstellung der Minerale Niederösterreichs im naturhist. Museum.

Durch die Veröffentlichung der „Klarballspiele“ im Jahresberichte der obgenannten Anstalt sind alle Spielleiter an Mittelschulen in die Lage versetzt, sie kennen zu lernen und erproben zu lassen.

Die Beschreibung der „Klarballspiele mit zwei Bällen“ hat Prof. Klar für eine spätere Zeit in Aussicht gestellt.

Wien.

Max Guttmann.

Ausstellung der Minerale Niederösterreichs im naturhistorischen Hofmuseum.

Vor einiger Zeit wurde im naturhistorischen Hofmuseum eine von der Leitung der mineralogisch-petrographischen Abteilung veranstaltete Ausstellung der Minerale Niederösterreichs der öffentlichen Besichtigung übergeben. Da das Oberstkämmereramt in Erkennung der Nützlichkeith derartiger Ausstellungen gestattete, daß dem Grundstocke des Museumsbesitzes an niederösterreichischen Mineralen besondere Vorkommnisse aus auswärtigen Sammlungen zugefügt werden — woran die Stiftsammlungen von Zwettl und Melk, die mineralogischen Institute der Universität, die Sammlung des Staats-Obergymnasiums in Horn und einzelne Mitglieder der Wiener mineralogischen Gesellschaft mit Beiträgen beteiligt sind — so ist es möglich geworden, in der genannten Lokalsammlung eine vollständige Zusammenstellung der Mineralvorkommnisse Niederösterreichs zu vereinigen. Im ganzen sind darin 70 Mineralgattungen in 343 Stücken vertreten. In dieser Vollständigkeit gibt die Sammlung ein lehrreiches Bild über die Mineralschätze unseres engeren Vaterlandes, das auch vom Gesichtspunkte der Heimatkunde geeignet ist, den Lehrern und Schülern unserer Mittel-, Bürger- und Gewerbeschulen eine Stunde der Belehrung zu bieten. Ein kleiner Führer, betitelt: „Die Sammlung niederösterreichischer Minerale im k. k. naturhistorischen Hofmuseum“, verfaßt vom Gymnasialprofessor A. Sigmund, erleichtert die Benützung der Sammlung, die in Saal IV unter den Nummern 101—118 aufgestellt ist. Der Führer, in Kommission bei der Buchhandlung Gerold & Cie. erschienen, ist auch in der Garderobe und beim Saaldiener des Museums erhältlich. — Die Ausstellung ist sogleich nach ihrer Eröffnung von der Wiener mineralogischen Gesellschaft unter Führung ihres Obmannes Regierungsrat v. Loehr besichtigt worden.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Gesetz vom 18. Oktober 1902¹⁾, wirksam für das Land Vorarlberg, betreffend die Realschulen. Über Antrag des Landtages Meines Landes Vorarlberg finde ich anzuordnen, wie folgt: *I. Allgemeine Bestimmungen.* § 1. Der Zweck der Realschule ist, die Schüler sittlich-religiös zu erziehen, ihnen eine allgemeine Bildung mit besonderer Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen zu gewähren und sie für die höheren Fachschulen (polytechnische Institute, Forstakademien, Bergakademien usw.) vorzubereiten. § 2. Vollständige Realschulen bestehen aus sieben Klassen, deren jede einen Jahreskurs bildet, und zerfallen in der Regel in Unter- und Oberrealschulen. § 3. Die Unterrealschule bereitet auf die Oberrealschule vor und bezweckt zugleich für jene, welche nach Absolvierung derselben ins praktische Leben übertreten, eine bis zu einem gewissen Grade abschließende allgemeine Bildung. Sie besteht aus vier Jahrgängen. § 4. Als Vorbereitungsschule für die Oberrealschule kann auch das vierklassige Realgymnasium dienen. § 5. Mit den Unterrealschulen können mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes Fachkurse zur Erteilung eines gewerblichen oder landwirtschaftlichen Unterrichtes in Verbindung gebracht werden. § 6. Die Oberrealschule besteht aus drei Jahrgängen. Sie setzt den in der Unterrealschule begonnenen Unterricht fort und ist spezielle Vorbereitungsschule für die höheren technischen Fachstudien. Sie besteht nirgends für sich, sondern überall in Verbindung mit einer Unterrealschule oder einem vierklassigen Realgymnasium (§ 4). Beide zusammen bilden eine einzige Lehranstalt unter einem gemeinsamen Direktor. Wohl aber können Unterrealschulen ohne eine Oberrealschule gegründet werden. § 7. Die Realschulen sind entweder öffentliche oder Privat-Realschulen. Als öffentliche Realschulen gelten diejenigen, welche das Recht haben, staatsgültige Zeugnisse auszustellen (§ 25). Nur die Zeugnisse öffentlicher Realschulen haben Gültigkeit in jenen Fällen, in welchen überhaupt Zeugnisse über Realschulbildung gesetzlich gefordert werden. Privatschüler haben sich, um solche Zeugnisse zu erlangen, der Prüfung an einer öffentlichen Realschule zu unterziehen. Die ausschließlich oder zum größten Teile aus Staatsmitteln erhaltenen Realschulen sind Staats-Realschulen. Die

¹⁾ Enthalten in dem den 7. November 1902 ausgegebenen XXIV. Stücke des Gesetz- und Verordnungsblattes für die gefürstete Grafschaft Tirol und das Land Vorarlberg unter Nr. 34, S. 137.

Leitung dieser Anstalten liegt in der Hand der k. k. Schulbehörden. Unbeschadet des dem Staate zustehenden Rechtes der obersten Leitung und Aufsicht bleibt die Besorgung, Leitung und unmittelbare Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes und der Religionsübungen der betreffenden Kirche oder Religionsgenossenschaften überlassen. *II. Die Lehrgegenstände.* § 8. Unterrichtsgegenstände der Realschule sind: *A. Obligate Lehrgegenstände:* a) Religion, b) die deutsche Sprache, dann die italienische und die französische Sprache, c) Geographie und Geschichte, d) Mathematik (Arithmetik, Algebra, Geometrie), e) darstellende Geometrie, f) Naturgeschichte, g) Physik, h) Chemie, i) geometrisches und Freihandzeichnen, k) Kalligraphie, l) Turnen. *B. Freie Lehrgegenstände.* Die englische Sprache, dann Modellieren, Stenographie und Gesang. Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung des Landesschulrates eingeführt werden. Die Verteilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Klassen und die darauf zu verwendende Stundenzahl wird nach Anhörung des Landesschulrates im Verordnungswege festgesetzt. Dem Religionsunterrichte sind in jeder Klasse wöchentlich wenigstens zwei Stunden zu widmen. Lehrziel und Klassenziele der Religionslehre werden von der kirchlichen Oberbehörde bestimmt und durch die Landesschulbehörde den Realschulen vorgezeichnet. *III. Von der Aufnahme und Entlassung der Schüler.* § 9. Die regelmäßige Aufnahme der Schüler findet im Herbst, unmittelbar vor dem Beginne des Schuljahres statt. Zur Aufnahme in die unterste Klasse ist erforderlich: 1. das vollendete oder in dem ersten Quartale des betreffenden Schuljahres zur Vollendung gelangende zehnte Lebensjahr, 2. der Nachweis über den Besitz der erforderlichen Vorkenntnisse, welcher durch eine Aufnahmeprüfung geliefert wird. Eine solche Aufnahmeprüfung ist zum Eintritte in eine höhere Klasse auch in allen denjenigen Fällen erforderlich, in welchen der Aufnahmewerber ein Zeugnis über die Zurücklegung der unmittelbar vorhergehenden Klasse an einer öffentlichen Lehranstalt der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder nicht beigebracht hat. Die bei den Aufnahmeprüfungen zu stellenden Anforderungen werden im Verordnungswege geregelt. § 10. Der Übertritt aus einer Lehranstalt in eine andere am Schlusse des ersten Semesters ist nur in besonders wichtigen Fällen zu gestatten. Wenn Schüler während des Semesters die Aufnahme in eine Realschule nachsuchen, so steht, abgesehen von den Fällen der Übersiedlung der Eltern oder ihrer Stellvertreter, in welchem einem Schüler die Aufnahme in eine öffentliche Lehranstalt nicht verweigert werden kann, die Entscheidung dem Lehrkörper zu. § 11. Außerordentliche Schüler, welche nicht an dem gesamten Unterrichte teilzunehmen, sondern nur einzelne Lehrgegenstände zu hören wünschen, dürfen in den unteren Klassen nicht aufgenommen werden. In den oberen Klassen steht die Entscheidung dem Lehrkörper zu. In keinem Falle darf aber die gesetzlich vorgeschriebene Maximalszahl der in einer Klasse aufzunehmenden Schüler überschritten werden (§ 12. § 12. Die Zahl der Schüler soll in der Regel nicht über 50 steigen. Wo die Anzahl der Schüler nach einem dreijährigen Durchschnitte 60 erreicht, darf eine weitere Aufnahme nur unter der Voraussetzung stattfinden, daß Parallelklassen errichtet werden. § 13. Semestral- und Jahresprüfungen finden für öffentliche Schüler nicht statt. Am Schlusse eines jeden Semesters erhält jeder Schüler ein Schulzeugnis. Auf Grund der Gesamtleistungen eines Schülers während des Schuljahres entscheidet die Lehrerkonferenz über das Vorrücken desselben in den nächst höheren Jahrgang. Wenn ein sicheres Urteil über die Reife eines Schülers zum Aufsteigen in die höhere Klasse nicht gefällt werden kann, wird in Gegenwart des Direktors eine Versetzungsprüfung gehalten. Besteht das Hindernis der Versetzbarkeit in den ungenügenden Leistungen in einem einzigen Gegenstande, so kann dem Schüler die Erlaubnis zur Ablegung einer Wiederholungsprüfung vor Beginn des neuen Schuljahres erteilt werden, von

deren günstigem Erfolge das Vorrücken in die höhere Klasse abhängt. § 14. Zum Behufe des Nachweises, daß die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten. Mit der Vorname derselben werden besondere Kommissionen betraut. Dieselben bestehen regelmäßig außer dem vorsitzenden Landesschulinspektor oder dessen Stellvertreter, aus dem Direktor und aus sämtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Klasse der betreffenden Realschule. Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Kommission beizuziehen und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschule oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Kultus und Unterricht in die Kommission zu entsenden sind, bleibt den im § 16 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten. § 15. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen. Privatstudierende (Externe), welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, sind vom Landesschulrate zur Maturitätsprüfung zuzulassen, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben oder noch in dem betreffenden Kalenderjahre, in welches die Maturitätsprüfung fällt, vollenden, sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, daß die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermutet werden kann und gegen ihre Zulassung zu höheren Studien keine sittlichen Bedenken obwalten. § 16. Die näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfung werden im Verordnungswege geregelt. *IV. Von den Lehrkräften.* § 17. Die Befähigung zur Erteilung des Religionsunterrichtes prüft die kirchliche Oberbehörde. Die Befähigung der Lehrer der übrigen wissenschaftlichen Fächer wird durch eine Prüfung ermittelt, mit deren Abhaltung eigene vom Minister für Kultus und Unterricht bestellte Prüfungskommissionen betraut sind. Die zu Mitgliedern derselben ernannten Männer sollen die verschiedenen Zweige des Unterrichtes in wissenschaftlicher und zugleich in didaktischer Richtung vertreten. Die näheren Bestimmungen über die Befähigungsprüfung für das Lehramt der im zweiten Absatze dieses Paragraphen bezeichneten Lehrpersonen, insbesondere das Maß der Anforderungen in den einzelnen Lehrgegenständen, werden im Verordnungswege geregelt. § 18. Nur jene Lehrpersonen, welche sich ein Lehrbefähigungszugnis erworben haben, können als wirkliche Lehrer an den Realschulen angestellt werden. Die Anforderungen, welche an die Lehrer für Gesang, Turnen und ähnliche Gegenstände zu stellen sind, werden im Verordnungswege geregelt. Lehramtskandidaten, welche während ihres Probejahres oder nach demselben zum Lehren verwendet werden, heißen Hilfslehrer. § 19. Für die obligaten Lehrfächer werden an einer vollständigen Realschule neben dem Religionslehrer und dem Turnlehrer noch 12, an einer vierklassigen Unterrealschule 7 wirkliche Lehrer mit Einschluß des Direktors bestellt. § 20. Der Direktor ist mit der unmittelbaren Leitung der Realschule und eventuell der damit in Verbindung gesetzten Fachkurse betraut. Die sämtlichen wirklichen Lehrer bilden unter dem Vorsitze des Direktors die Lehrerkonferenz, deren Befugnisse im Verordnungswege normiert werden. § 21. Der Direktor ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6—8, an Unterrealschulen zu 8—10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelklassen zu 4—6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet. Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluß des Religionslehrers nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, der Kalligraphie und des Turnens nicht mehr als 24 wöchentliche Stunden zugewiesen werden. Im Falle des Bedarfes, insbesondere wenn eine Lehrkraft zeitweilig zu supplieren ist, erwächst einem jeden Mitgliede des Lehrkörpers die Verpflichtung, auch eine größere als

die im ersten und zweiten Absatze dieses Paragraphen festgesetzte Zahl von wöchentlichen Unterrichtsstunden zu übernehmen. Dauert dies jedoch länger als zwei Monate ununterbrochen an, so hat das betreffende Mitglied des Lehrkörpers Anspruch auf die normalmäßige Remuneration für Mehrleistungen im Unterrichte. Der Direktor kann mit Genehmigung des Landesschulrates einzelnen Lehrern die vorschriftmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler oder der Korrekturen, die Beschäftigung in der Schülerbibliothek, die Größe des Lehrbedürfnisses, sowie aus anderen rücksichtswürdigen Gründen um wöchentlich 1—3 Stunden ermäßigen. § 22. Jeder Besetzung einer Lehrstelle hat eine Konkurs-Verlautbarung voranzugehen, welche vom Landesschulrate veranlaßt wird. Die Ausschreibung des erledigten Postens, in welcher die Lehrfächer nebst der Unterrichtsprache, in welcher der Unterricht zu erteilen ist, sowie der mit der Lehrstelle verbundene Gehalt zu bezeichnen sind, erfolgt in der offiziellen Wiener- und der offiziellen Landes-Zeitung. Die Gesuche werden vom Landesschulrate gesammelt und dem Direktor zur Erstattung eines Gutachtens übermittelt. Auf Grundlage desselben erstattet der Landesschulrat seinen Vorschlag, und zwar bei Staatsschulen an den Minister für Kultus und Unterricht, bei Landesschulen an die Landesvertretung. Ist an einer Staats- oder Landes-Realschule eine Stelle erledigt, für welche eine Korporation, Gesellschaft oder Einzelperson den Besetzungsvorschlag zu machen berechtigt ist, so ist die Anzeige sowohl dem Landesschulrate als dieser Korporation, Gesellschaft oder Einzelperson zu erstatten. Als Religionslehrer sind nur solche Bewerber anzustellen, welche die kirchliche Oberbehörde als zur Erteilung des Religionsunterrichtes für befähigt erklärt. § 23. Die Ernennung der Lehrer und Professoren erfolgt bei Staatsschulen auf Antrag des Landesschulrates vom Minister für Kultus und Unterricht, bei Landesschulen von der Landesvertretung. Hilfs- und Nebenlehrer werden auf Vorschlag des Direktors bei Staatsschulen vom Landesschulrate, bei Landesschulen vom Landesausschusse bestellt. Diese Bestellung bei Landesschulen unterliegt der Bestätigung des Landesschulrates. *V. Von den Privatanstalten.* § 24. Die Errichtung einer Realschule ist jedermann unter der Voraussetzung gestattet, daß die Einrichtung derselben nichts dem im § 1 angegebenen Zwecke dieser Anstalten Widersprechendes enthält. Ihre Errichtung ist daher an folgende Bedingungen geknüpft: 1. Der Lehrplan hat für jede Klasse wöchentlich wenigstens zwei Stunden Religionsunterricht festzusetzen. 2. Statut und Lehrplan sowie jede Änderung desselben bedürfen der über Antrag des Landesschulrates erteilten Genehmigung des Ministeriums für Kultus und Unterricht. 3. Als Direktoren können nur solche Personen verwendet werden, welche ihre volle Befähigung zum Unterrichte an einer derartigen Lehranstalt dargetan haben. Unter gleichen Voraussetzungen und Bedingungen ist es gestattet, Lehranstalten, welche die zwei ersten Jahrgänge der Unterrealschule umfassen, zu gründen. § 25. Den von den Gemeinden, Korporationen oder Privaten errichteten Lehranstalten kann das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse über die an denselben zurückgelegten Jahrgänge zuerkannt werden, wenn der Lehrplan nicht in wesentlichen Punkten von dem für die staatlichen und Landes-Lehranstalten vorgeschriebenen abweicht und für jede Ernennung des Direktors, der Lehrer oder Hilfslehrer die Bestätigung des Landesschulrates eingeholt wird. § 26. Der Direktor einer derartigen Realschule ist den Schulbehörden für den Zustand derselben verantwortlich. Der Landesschulrat und in höherer Instanz der Minister für Kultus und Unterricht sind berechtigt, nach vorangegangener Disziplinarbehandlung die Entfernung eines untuglichen oder seines Amtes sich unwürdig erweisenden Lehrers oder Direktors zu fordern. § 27. Der Minister für Kultus und Unterricht kann jede derartige Anstalt schließen lassen, wenn ihre Einrichtung oder Wirksamkeit mit den bestehenden Gesetzen in

Widerspruch tritt. § 28. Die von Korporationen, Gemeinden oder Privaten errichteten Lehranstalten, welche im Besitz des Rechtes sind, staatsgültige Zeugnisse auszustellen, können von Landesmitteln eine Unterstützung erhalten, falls die Notwendigkeit eines ungeschmälernten Fortbestandes derselben nachgewiesen ist, und wenn das in gleicher Höhe wie für Staats-Realschulen festgesetzte Schulgeld in Verbindung mit den übrigen Mitteln der Anstalt zur Bestreitung der Kosten nicht ausreicht. § 29. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1902/1903 in Kraft und das Landesgesetz vom 30. April 1869, L.-G.-Bl. Nr. 23, betreffend die Realschulen, hat gleichzeitig außer Wirksamkeit zu treten. § 30. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht betraut.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 20. März 1903, Z. 9098, betreffend den Gebrauch verschiedener Auflagen der für Mittelschulen zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel. — Es wird immer wieder Klage geführt, daß einzelne Lehrkörper und Lehrer an Mittelschulen nur die neuesten Auflagen zulässig erklärter Lehrtexte und Lehrmittel ihrem Unterrichte zugrunde legen oder doch den Gebrauch dieser Auflagen ausschließlich empfehlen, wodurch die Kosten des Unterrichtes für die Schüler in unnötiger und bedrückender Weise erhöht werden. Dies veranlaßt mich, neuerdings in Erinnerung zu bringen, daß neben den neuesten Auflagen eines Lehrbuches oder Lehrmittels auch ältere Auflagen desselben in der Schule gebraucht werden können, falls nicht bei Approbation der neuen Auflage die gleichzeitige Verwendung früherer Auflagen ausdrücklich als unzulässig erklärt worden ist, ferner die k. k. Landesschulbehörden zu ersuchen, strenge darüber zu wachen, daß im Sinne des Ministerial-Erlasses vom 3. März 1900, Z. 61 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 27) die Lehrkörper der Mittelschulen bei Bestimmung und Verlesung der in jedem Schuljahr zur Verwendung kommenden Lehrbücher und Lehrmittel auch jene älteren Auflagen anzugeben haben, welche neben den neuen Auflagen in der Schule von den Schülern gebraucht werden dürfen. Der gleiche Vorgang ist seitens der Anstaltsdirektionen bei Veröffentlichung der Lehrbücher- und Lehrmittelverzeichnisse einzuhalten.

Das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1902/3 wurde verliehen: der I. Klasse des Privat-Mädchen-Obergymn. (IV. Klasse der gymn. Mädchenschule) des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien und der I. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Minerva“ in Prag; der neueröffneten I. Klasse (Unterstufe) des Mädchen-Lyzeums des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien für die Schuljahre 1902/1903, 1903/1904 und 1904/1905 und das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; für das Schuljahr 1902/3 der I. und V. Klasse des Privat-Gymn. und der Privat-Realsch., ferner der II. und VI. Klasse des Privat-Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau, der VII. Klasse des Privat-Gymn. in Hohenstadt, der IV. Klasse des Privat-Gymn. in Wischau, der IV. Klasse des Komm.-Gymn. in Lundenburg.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben über die Bitte der Stadtgemeinde Lundenburg die Benennung des dortigen Komm.-Gymn. nach dem Namen weiland Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Elisabeth a. g. zu bewilligen geruht.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: 1. auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitätszeugnisse

auszustellen, dem bischöflichen Privat-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr; 2. für das Schuljahr 1902/1903—1904/1905: dem Privat-Gymn. in Mistek, mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitätszeugnisse auszustellen, dem fürstbischöflichem Privat-Gymn. am Collegio convitto in Trient; 3. für das Schuljahr 1902/1903 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): dem Komm.-Gymn. in Bregenz, dem Komm.-Gymn. in Friedek; 4. für das Schuljahr 1902/1903 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses: der I.—VI. Klasse der Komm.-Realsch. in Adlerkosteletz, der I.—V. Klasse der Komm.-Realsch. in Eger, der I.—V. Klasse des Komm.-Realgymn. in Gablonz a. d. N., der I.—V. Klasse des Komm.-Gymn. in Gaya, der I.—VII. Klasse des Komm.-Gymn. in Gmunden, der I. und II. Klasse des Komm.-Unterr.-realsch. in Idria, der I. und II. Klasse des Landes-Realgymn. in Klosterneuburg, der I. und II. Klasse der Komm.-Realsch. in Littau, der I.—VII. Klasse des Komm.-Gymn. in Mährisch-Ostrian, der I.—IV. Klasse des Landes-Realgymn. mit italienischer Unterrichtssprache in Mitterburg, der I.—VII. Klasse des Landes-Realgymn. in Mödling, der I.—VI. Klasse der Komm.-Realsch. in Nachod, der V. Klasse des Komm.-Gymn. in Rokycan, der I.—IV. Klasse des Komm.-Realgymn. in Tetschen a. d. E. und der I. und II. Klasse des Komm.-Gymn. in Wels; 5. für das Schuljahr 1902/1903: der I.—VII. Klasse des Privat-Gymn. in Duppan, der I. Klasse der Privat-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, der I.—VIII. Klasse des Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitätszeugnisse auszustellen, und der I. Klasse der Privat-Realsch. im XIII. Gemeindebez. von Wien.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben über die Bitte der Stadtgemeinde Saaz die Benennung des von derselben errichteten Neubaus zur Unterbringung des dortigen Staats-Gymn. nach Allerhöchstihrem Namen a. g. zu bewilligen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 24. März d. J. a. g. zu gestatten geruht, daß das Komm.-Gymn. in Rokytzan den Namen „Jubilejní vyšší gymnázium císaře a krále Františka Josefa I.“ führe.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Die mit dem Titel und Charakter eines Hofrates bekleideten Landesschulinspektoren Bartholomäus Pavlíček und Dr. Johann Huemer in die V. Rangsklasse ad personam.

Zum Landesschulinspektor in Galizien der Prof. an der Realsch. in Lemberg Anton Stefanowicz.

Zum Landesschulinspektor für Mähren der Prof. an der Staats-Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez. Josef Pleyl.

Zum Direktor des Staats-Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebez. der Prof. an dieser Anstalt Dr. Karl Kreipner.

Zum Direktor des Franz Joseph-Gymn. in Wien der Prof. an dieser Anstalt Dr. Franz Wehrich.

Zum Direktor der I. Staats-Realsch. in Krakau der Prof. der II. Staats-Realsch. Johann Bidziński.

Zum Direktor des VI. Staats-Gymn. in Lemberg der Prof. am Franz Joseph-Staats-Gymn. in Lemberg Dr. Anton Danysz.

Zum Direktor des Gymn. in Spalato der Prof. am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Weltpriester Georg Lušić.

Den Titel eines außerordentlichen Professors an der deutschen Universität in Prag der Privatdozent und Realschulprof. Dr. Samuel Oppenheim.

Zum außerordentlichen Professor der Pastoraltheologie mit poln. Vortragssprache an der Universität in Lemberg der Privatdozent und Religionsprof. am Franz Joseph-Gymn. daselbst Dr. Alois Jougan.

Zum außerordentlichen Professor für Enzyklopädie der Land- und Forstwirtschaft an der böhm. techn. Hochschule in Brünn der Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Dr. Karl Vandas.

Zum Privatdozenten für vergleichende Grammatik der indoeuropäischen Sprachen an der philosoph. Fakultät der Universität in Lemberg der Gymnasialprof. Dr. Gustav Gerson Blatt.

Zum Privatdozenten für romanische Philologie an der philosoph. Fakultät der Universität in Wien der Realschulprof. Dr. Adolf Zauner.

Die Rückübertragung der von dem Privatdozenten für romanische Philologie, wirkl. Lehrer an der Staats-Realsch. im XVI. Gemeindebez. Wien, Dr. Eugen Hersog seinerzeit in Wien erworbenen und für die deutsche Universität in Prag als gültig anerkannten *venia legendi* an die philosoph. Fakultät der Universität in Wien wurde bestätigt.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Graz und zum Fachexaminator für slovenische und serbokroatische Sprache der ordentliche Prof. an der Universität in Graz Dr. Mathias Murko.

Zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Graz und zum Fachexaminator für Geschichte des Turnens der Universitätsprof. Dr. Johann Loserth.

Zum Mitgliede der bezeichneten Prüfungskommission und zum Fachexaminator für Zoologie der außerordentl. Universitätsprof. Dr. Heinrich Hoyer.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchen-Lyzeen in Wien der ordentl. Prof. an der Universität in Wien Hofrat Dr. Franz Mertens und der außerordentl. Prof. daselbst Dr. Artur Schattenfroh, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Mathematik, letzterer für Somatologie und Hygiene.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien der ordentl. Prof. an der Universität in Wien Hofrat Dr. Ludwig Boltzmann und der ordentl. Prof. an der techn. Hochschule daselbst Dr. Emil Müller, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Physik, letzterer zum zweiten Fachexaminator für darstellende Geometrie.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zum Fachexaminator für Geographie auf die Dauer des Studienjahres 1902/1903 der ordentl. Prof. an der Universität in Wien Dr. Eugen Oberhammer.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau und zum Fachexaminator für Anatomie an Stelle des Universitätsprof. Dr. Kasimir Kostaneki auf die Dauer der Studienjahre 1902/1903, 1903/1904 und 1904/1905 der Privatdozent an der Universität in Krakau Dr. Adam Bochenek.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für Mathematik der ordentl. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Dr. Gabriel Blažek.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Innsbruck die ordentl. Prof. an der Universität in Innsbruck Dr. Karl Brunner und Dr. Paul Czermak, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Chemie, letzterer zum Fachexaminator für Physik.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der ordentl. Prof. an der böhm. Universität in Prag Dr. Franz Kolářek und der außerordentl. Prof. an derselben Universität Dr. Franz Drtina, und zwar ersterer zum Fachexaminator für Physik, letzterer zum Fachexaminator für Philosophie und Pädagogik.

Zum Direktor-Stellvertreter der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Krakau der ordentl. Universitätsprof. Hofrat Dr. Vinzenz Zakrzewski.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Prof. der Akademie der bildenden Künste in Wien Alois Delug über sein Ansuchen von der Funktion eines Fachexaminators der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien enthoben und den Prof. der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien Alfred Roller zum Mitgliede dieser Kommission in der Eigenschaft als Fachexaminator für das figurale Zeichnen für den Rest der laufenden Funktionsperiode ernannt.

Zum Mitgliede des niederösterreichischen Landesschulrates der Direktor des niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasiums in Stockerau August Plundrich.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Innsbruck zum Fachexaminator für klassische Philologie der ordentl. Prof. an der Universität in Innsbruck Dr. Ernst Kalinka.

Verliehen wurden Lehrstellen: an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebez. dem Prof. am Gymn. in Leoben Dr. Karl Ott, am I. Gymn. in Graz dem Prof. an der Realsch. in Marburg Josef Frank, an der Realsch. in Rovereto dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Trient Urbin Colombini, an der Realsch. in Lemberg dem Prof. an der Realsch. in Stanislaw Emil Bernhardt, am II. Gymn. in Laibach dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Ignaz Fajdiga, am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow dem Prof. am Komm.-Gymn. in Karlsbad Ferdinand Stolle, am Gymn. in Klagenfurt dem Prof. am Landes-Gymn. in Pettau Johann Brigola, am I. böhm. Gymn. in Brünn dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Josef Bezdíček, am Gymn. in Rzeszów dem Prof. am Gymn. in Złoczów Johann von Sędzimir.

Zu wirkl. Lehrern wurden ernannt: am Gymn. in Pola die prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Robert Gall und Alois Pfreimbtner, am Gymn. in Rudolfswert der Supplent am I. Gymn. in Laibach Jakob Župančič, am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa der Supplent an dieser Anstalt Arsenius Komoroschan, am Gymn. in Nikolsburg der Supplent am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. Ernst Roller, am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen der Supplent an dieser Anstalt Georg Oeconomo, am Albrechts-Gymn. in Teschen der Supplent an dieser Anstalt Dr. Franz Sigmund, am II. Gymn. in Czernowitz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Nikolaus Isopenko.

Zum griech.-orient. Religionslehrer am Untergymn. in Sereth der Hülfspriester und Katechet in Czernowitz-Rosch Peter Popescu.

Zum Lehrer an der Fachschule für Bildhauer und Steinmetzen in Hořic der Supplent der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Frass Michl.

Zu prov. Lehrern: am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez. der Supplent an dieser Anstalt Dr. August Ritter v. Kleemann, am Gymn. in Pírau der Supplent an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Dr. Karl Bořecký, an der Lehrerbildungsanstalt in

Czernowitz der Supplent am Gymn. in Stanislaw Peter Kumanowski, am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt der Lehramtskandidat Franz Queisser.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliebung vom 8. Dezember 1902 a. g. in die VI. Rangklasse zu befördern geruht die Direktoren an Staats-Mittelschulen: Edmund Aelschker von der Realsch. in Steyr, Eduard Charkiewicz vom akadem. Gymn. in Lemberg, Schulrat Iustus Hendrych von der Realsch. in Triest, Thomas Islitzer vom Gymn. in Innsbruck, August Kolářik von der Realsch. in Jungbunzlau, Michael Rembacz von der Realsch. in Tarnopol, Emanuel Reinisch von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Heinrich Rotter vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Fridolin Schiemek von der I. deutschen Realsch. in Prag, Schulrat Josef Skupniewicz vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kołomea, Ignaz Soldát von der Realsch. in Pisek, Schulrat Thomas Sołtysik vom III. Gymn. in Krakau, Alois Strnad von der Realsch. in Kuttenberg, Johann Šafránek vom Real- und Obergymn. in Prag-Křemeneckgasse, Dr. Franz Tomaszewski vom Gymn. in Sambor, Julius Wallner vom I. deutschen Gymn. in Brünn, Franz Werner vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Josef Wójcik vom Gymn. in Jaroslau und Franz Wurm von der Realsch. in Rakonitz.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Mittelschul-Professoren in die VII. Rangklasse befördert: Karl Altmann am Gymn. in Prerau, Johann Barták am Gymn. in Neuhaus, Eduard Berger am Gymn. in Sambor, Johann Berger am Gymn. in Ried, August Bononi am Gymn. in Rovereto, Franz Borštnik am Gymn. in Ragusa, Simon Cetnarski am Gymn. in Drohobycz, Augustin Theodor Christ am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Johann Dalmass am Gymn. (italienische Abteilung) in Trient, Dr. Anton Danysz am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Josef Defant am Gymn. (italienische Abteilung) in Trient, Robert Drexl am Gymn. in Triest, Peter Dutkiewicz am Gymn. in Brzeżany, Otto Fessler an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez., Friedrich Fialka am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Franz Fischer am Gymn. in Königgrätz, Josef Frank am Gymn. in Nikolsburg, Robert Frenzel an der Realsch. in Jägerndorf, Michael Gaubatz an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez., Vinzenz Giara an der Unterrealsch. in Zara, Stanislaus Goliński am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemysl, Kasimir Gorksi am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemysl, Gerhard Haasen an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Johann Hammer am I. Gymn. in Graz, Vinzenz Hansel an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez., Franz Havlik am Real- und Obergymn. in Chrudim, Josef Havránek am akadem. Gymn. in Prag, Ottokar Hejaic an der Realsch. in Kuttenberg, Gustav Heš am Gymn. in Neuhaus, Augustin Hlaváček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Josef Hoffmann am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, August Hofmann an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Adalbert Hrnčír am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Moritz Hussler an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez., Reinhold Huyer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Franz Itzinger am I. deutschen Gymn. in Brünn, Friedrich Jenkner an der Realsch. in Teschen, Dr. Karl Jülg am Gymn. (deutsche Abteilung) in Trient, Leo Kirilowicz an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, Karl Klostermann an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Alexander Knauer am Gymn. in Bielitz, Michael Knittl an der Realsch. in Görz, Friedrich Korb am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen, Heinrich Kracik am Gymn.

in Deutschbrod, Josef Kreisel an der Realsch. in Reichenberg, Dr. Franz Krejčí am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen, Karl Krispín am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Cyrill Kříž am akadem. Gymn. in Prag, Heinrich Krumpolz an der Realsch. in Graz, Karl Kučera an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Siegmund Kunstmann am V. Gymn. in Lemberg, Dr. Karl Lechner am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Krenzier, Anton Linhart am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Josef Linhart an der II. deutschen Realsch. in Prag, Friedrich Loebel am II. Gymn. in Czernowitz, Dr. Konstantin Łuczakowski am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Alois Machatschek an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Franz Majer am Gymn. in Capodistria, Medard Malý an der Realsch. in Jägerndorf, Weusel Markalous am Real- und Obergymn. in Chrudim, Johann Maurer am Real- und Obergymn. in Feldkirch, Josef Mayr am Gymn. in Nikolsburg, Josef Meixner am Gymn. in Kaaden, Viktor Navrátil am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Emerich Nedwed am Gymn. in Iglau, Johann Němec am Real- und Obergymn. in Kolb. Dr. Josef Novák am akadem. Gymn. in Prag, Karl Pánek am akadem. Gymn. in Prag, Dr. Alfred Pawlitschek am I. Gymn. in Czernowitz, Jaroslav Petr am Real- und Obergymn. in Klattau, Stephan Petříš am Gymn. in Capodistria, Benedikt Pichler an der Realsch. in Görz, Dr. Karl Pichler am akadem. Gymn. in Wien, Franz Piger am Gymn. in Iglau, Thomas Planský am Gymn. in Neubaus, Franz Polák am Gymn. in Prerau, August Pölt am Gymn. in Salzburg, Karl Prokop am II. deutschen Gymn. in Brünn, Rudolf Ruby am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Sallač an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Johann Schubert an der Realsch. in Reichenberg, Jaroslav Schulz am I. böhm. Gymn. in Brünn, Franz Servit am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen, Anton Setunský am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen, in zeitweiliger Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht, Dionys Simionowicz an der griechorient. Realsch. in Czernowitz, Eduard Souček am Real- und Obergymn. in Chrudim, Josef Spáčil am Gymn. in Prerau, Josef Štefek am Real- und Obergymn. in Příbram, Alois Steiner am Gymn. in Brzeziany, Josef Strommer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Gabriel Šuran am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen, Adolf Süßner am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag (Stephansgasse), Franz Taci am II. böhm. Gymn. in Brünn, Johann Taurer Ritter v. Gallenstein an der Realsch. in Görz, Dr. Franz Thalmayr am Gymn. in Linz, Vinzens Toberač am Gymn. in Schlan, Johann Traub am Gymn. in Bräu, Andreas Traub am Gymn. in Arnau, Josef Vaněček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Prokop Villašek am Gymn. in Reichenberg, Dr. Bernhard Visintainer am Gymn. in Rovereto, Wilhelm Vočadlo am Real- und Obergymn. in Klattau, Eduard Volek am Real- und Obergymn. in Příbram, Raimund Walter am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Alexius Watulewicz am Gymn. in Sambor, Josef Weger an der Realsch. in Pardubitz, Hermann Weisser am Gymn. in Leitmeritz, Friedrich Wenk an der I. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Johann Widmann am Gymn. in Salzburg, Dr. Valentin Wróbel am IV. Gymn. in Lemberg, Dr. Gustav Žába am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) und Franz Znamirowski an der Realsch. in Krakau.

Auszeichnungen erhielten:

Der Landesschulinspektor in Lemberg Emanuel Dworski den Orden der eisernen Krone III. Klasse.

Der Direktor der Realsch. in Trautenau, Schulrat Josef Wurm, anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Klasse.

Der Bezirksschulinspektor, Realschulprof. Wenzel Schmidtmayer in Kaaden das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Prof. an der Realsch. in Klagenfurt, Schulrat Dr. Josef Mitteregger, anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Ferdinand Richter das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Den Titel eines Regierungsrates erhielten: der Realschuldirektor des Ruhestandes Dr. Josef Diviš, der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Vinsenz Jarolimek, der Direktor des Gymn. in Görz Schulrat Heinrich Groß anlässlich der erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des V. Gymn. in Lemberg Franz Próchnicki und der Direktor des IV. Gymn. in Lemberg Valentin Koziol.

Den Titel eines Schulrates erhielten: die Bezirksschulinspektoren: Realschulprof. Dr. Vinsenz Suchomel und Gymnasialprof. Dr. Franz Wiedenhofer in Wien, der Prof. am Gymn. der Theres. Akademie in Wien Franz Zöchbauer, der Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Hugo Schwendenwein, der Direktor des Kaiser Franz Joseph-Landes-Unterricht- und Komm.-Obergymn. in Mährisch-Schönberg Dr. Leopold Rotter, der Prof. am akadem. Gymn. in Prag Dr. Siegmund Winter, der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. August Sokolowski, der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Mieczislaus Jamrogiewicz, der Prof. an der Realsch. in Lemberg Romuald Bobin, der Prof. am II. Gymn. in Lemberg Dr. Daniel Ludkiewicz anlässlich der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Josef Biboli aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Spalato Johann Benson.

Den Titel Professor erhielten der Turnlehrer an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez. Wilhelm Albrich, der israel. Religionslehrer am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Moritz Kanitz.

Nekrologie.

Gestorben sind¹⁾: Anton Kempf, Gymnasialprof. (LGT) in Klagenfurt, 48 J. alt; Zbigniew Szcześnowicz, Realschulprof. (M Ge) in Lemberg, 36 J. alt; Dr. Adolf Dörler, weil. Lehrer (Ngmnl) in Saaz, 29 J. alt; Heinrich Roleček, Gymnasialprof. (LG) in Schlan, 47 J. alt; Lorenz Neißel, Realschulprof. (Ngmnl) in Elbogen, 44 J. alt; Karl Breuer, Realschulprof. (H) in Wien, 56 J. alt; Alois Zenker, Gymnasialprof. (Z) in Brünn, 58 J. alt; Johann Schimek, Realschulprof. (M Ge) in Graz, 47 J. alt; Paul Bryła, Gymnasialprof. (Plg) in Stanislan,

¹⁾ Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

51 J. alt; Friedrich Vierhapper, Realschulprof. (Ng m nl) in Wien, 59 J. alt; Emanuel Raschke, Gymnasialprof. i. R. in Wien, 78 J. alt; Konstantin Horbal, Gymnasialprof. (PR) in Przemysl, 66 J. alt; Ludwig Koffel, Realschulprof. (Fd) in Prag, 62 J. alt; Dr. Rudolf Walz, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Stockerau, 46 J. alt; Stanislaus Librewski, Gymnasialdirektor in Brody, 54 J. alt; Stanislaus Szymała, Religionsprof. in Lemberg, 38 J. alt; Marian Wyrwinski, Gymnasialprof. (M Nl) in Teschen, 34 J. alt; Adolf Nowak, Realschulprof. (Z) in Wien, 56 J. alt; Franz Bělohlávek, Realschuldirektor in Kladno, 52 J. alt; Prokep Villašek, Gymnasialprof. (LG) in Reichenberg, 58 J. alt; Georg v. Tarnowicki, Realschulprof. (Glm) in Czernowitz, 68 J. alt; Theodor Wasylewski, Gymnasialprof. (H) in Stryj, 53 J. alt; Schulrat Ludwig Fischer, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 60 J. alt; Simon Butar, Gymnasialprof. (H) in Laibach, 52 J. alt; Eduard Maly, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Neubydžov, 57 J. alt; Johann Watsek, Realschulprof. (Z) in Wien, 58 J. alt; Johann Czermak, Gymnasialdirektor i. R. in Wien, 79 J. alt; Johann Geyr, Gymnasialprof. (LGD) in Innsbruck, 47 J. alt; Dr. Franz Raab, Gymnasialprof. i. R. in Wien, 66 J. alt; Karl Les, Gymnasialprof. (L Gb) in Neubydžov, 41 J. alt; Johann Bartak, Gymnasialprof. (LG) in Neuhaus, 54 J. alt; Dr. Johann Herz, Gymnasialprof. i. R. in Prag, 52 J. alt.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der neugefundene Timotheos-Papyrus und die Editio princeps.

1. Der Timotheos-Papyrus von U. v. Wilamowitz-Möllendorff: *Wissenschaftliche Veröffentlichungen d. Deutschen Orient-Gesellschaft, Heft 3.* (Lichtdruck-Ausgabe in 7 Tafeln.) Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1903. Preis Mk. 12.
2. Timotheos Die Perser. Aus einem Papyrus... herausgegeben von U. v. Wilamowitz-Möllendorff. Mit 1 Lichtdrucktafel. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1903. Preis Mk. 3.

Dem Finderglück des Archäologen und Epigraphikers scheint in unseren Tagen das des Philologen den Rang ablaufen zu wollen: so nämlich stellt sich das Verhältnis, wenn man die Dauerkraft des beiderseitigen Materials, Stein und Papyrus, nach Gebühr in Anschlag bringt.

250 Verse des gefeierten Kitharoden Timotheos aus Milet (um 450 bis um 360) in größtenteils intaktem Zustande, „geschichtlich hundertfach mehr wert als 250 neue Verse Pindar oder Sophokles, einerlei wie tief sie an absolutem Werte unter diesen stehen“.

Der Fundort ist eine Begräbnisstätte nahe dem heutigen Dorfe Abusir in Ägypten. Dort fand am 2. Februar 1902 Ludwig Borchardt unsere Papyrusrolle in einem Mumiensarge eines Grabes ungefähr aus der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr.: dem Leichnam war außer anderen Utensilien (Lederbeutelchen mit einem Schwamm, ein Stück verrosteten Eisens, ein gedrechseltes Holzstückchen) ein Paar Sandalen beigelegt, unser Papyrus also als Lektüre für die Reise nach dem Hades. Das erste, was auffällt, ist die Monumentalität der durchaus archaischen Schriftzeichen: man glaubt sich vor Steinschrift gestellt. Die Zeilen sind von ungleicher Länge, also noch nicht die hexametrische Normalzeile der Alexandriner. Keine Abtrennung der metrischen Kola, wie sie die

Philologen Alexandrias besorgten, nur bei großen Abschnitten des Sinnes die Paragraphos zwischen den Zeilenanfängen und ein vogelähnliches Zeichen am Schlusse eines Hauptabschnittes. Alles dies weist darauf hin, daß wir ein (vielleicht in Ionien geschriebenes) Buch aus der Zeit Alexanders d. Gr., vielleicht sogar des Demosthenes vor uns haben: es ist zugleich der älteste der griechischen Papyri.

In die philologische Wissenschaft wird Timotheos von keinem Geringeren als v. Wilamowitz eingeführt, und der Erfolg seiner Arbeit ist, daß, was sonst erst nach vieler Mühe Vieler erreicht worden wäre, weit überholt gleich in der editio princeps vorliegt. Sie ist eine feste Grundlage für die Arbeit der Nachfolger: denn es ist selbstverständlich und wird von Wilamowitz bereitwilligst zugegeben, daß die Timotheosforschung mit diesen ersten Publikationen nach keiner Richtung hin als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Die erste der Kolonnen besteht, da sie als oberste der Verdernis am meisten preisgegeben war, aus zehn Papyrusfetzen, mit denen sich weiter nichts anfangen läßt; dennoch ist jeder Buchstabe sorgfältigst verzeichnet und untersucht worden. Auch die zweite Kolonne hat der Zahn der Zeit arg entstellt, aber hier konnte schon der größte Teil mit vieler Wahrscheinlichkeit vervollständigt werden. Diese und die folgenden gibt v. Wilamowitz zunächst in Unzialen in der Zeilenabgrenzung des Papyrus, verzeichnet alle Möglichkeiten der Lesung der Buchstabenreste, ferner auch die Korrekturen des Schreibers. Es folgt die Umschrift von Kol. II, Z. 2 ab, in den neu hergestellten Versen, die Kola *ἐν εἰσθήσει*. Unter dem Texte stehen jene Ergänzungsvorschläge des Verf.s, die er selbst noch für unsicher hält, dann die Lesarten des Papyrus, die er korrigieren mußte, endlich eine Paraphrase in Scholiastengriechisch.

Ich gehe nun daran, den Inhalt in Kürze wiederzugeben.

Gleich zu Beginn erkennen wir, daß von einer Seeschlacht die Rede ist. Ein Satz scheint von der Armierung der Schiffe zu handeln¹⁾, dann beginnt die Schilderung des Kampfes, in typischen Zügen, wie wir es bei Diodor XI 18 und XIII 45 lesen. Wenn ein Stoß des Feindes die Flanke bedrohte, so stellten ihm die Gegner (die Griechen) den Schiffsschnabel entgegen (V. 10 ist wahrscheinlich so zu ergänzen: *πάντες στὰν ἐπὶ | δυσμενεῖς ἐνάντια*), droht dagegen ein Stoß Bord gegen Bord (*ἀντίτοιχος*

¹⁾ Die *ὀδόντες* V. 5 sind sicherlich nicht die *σκαλμοί*, die Stege in den Ruderlöchern: heißen doch die letzteren auch *ὄφθαλμοί* (Schol. Ar. Ach. 97) und dazu würden die Zähne nicht stimmen. Da *ὀδός* jede Spitze oder Zacke bedeuten kann, so ist eine Stoßvorrichtung (-λογία-) mit (eisernen) Spitzen gemeint und diese letzteren sind die *στ. .αι* des folgenden Verses (wo aber *ἐξεστεμμέναι* zu schreiben ist, da es ein *ἀμφιστεμμ. .* nicht gibt).

ἀπίς V. 12), so rudern die Griechen rasch rückwärts. Sowie ein feindliches Schiff die εἰσοσία einbüßt und die wehrlose Flanke bietet, wird der Rammkopf eingebohrt, das Schiff kentert und sinkt mit dem Vorderteil nach vorne ins Meer. Dann wird der Kampf mit den Waffen, Speeren (V. 23 ergänze ἄκων, Verf.s Ἄρης scheint zu weit hergeholt), eisernen Wurfmaschinen (den δελφίνες), Brandpfeilen und Pfeilen (V. 29 statt ὄφεισι, das wieder allzu kühn scheint, einfacher βέλεσι), beschrieben. Das grüne Meer rötet sich vom Blute (wie bei Aesch. Pers. 419 f.; die Erklärung des Verf.s S. 39 halte ich für gekünstelt). Κραυγᾶ βοᾶ δὲ συμμυγῆς κατειχεν, wieder wie bei Aesch. 427: οἰμωγῇ δ' ὄμοῦ κακύμασιν κατειχε πελαγίαν ἄλα¹⁾.

Dann heißt es V. 36 weiter, daß das Schiffsheer der Barbaren in dem „fischbekränzten, felsenbeflügelten Busen der Amphitrite“ vordringt. Nun wird eine Episode eingeschoben. Von einem Manne, der daheim in Asien Großgrundbesitzer war, wird erzählt, daß er „südwärts“ (V. 43 ergänze ἐς μεσημβρίαν) „schiffte“, aber „ohne Ruder“ (V. 43 ἄκωπος?), sondern an deren Stelle „mit Füßen und Händen um sich schlagend“²⁾. Es ist dies, meine ich, einer von jenen Persern, von denen Herod. VIII 89 erzählt: Ἑλλήνων . . . ἄτε γὰρ νέειν ἐπισταμένων, τοῖσι αἱ νῆες διεφθείροντο, . . . εἰς τὴν Σαλαμίνα διένειον, τῶν δὲ βαρβάρων οἱ πολλοὶ ἐν τῇ θαλάσῃ διεφθάρησαν νέειν οὐκ ἐπισταμένων. Dann folgen trostlose Trümmer von 25 Versen. Mit V. 70 wird es wieder Licht, die Erzählung scheint noch immer von jenem Schiffbrüchigen zu handeln. Er hat viel auszustehen vom Wind und von den Wellen, die er schlucken muß und wieder ausspeit. In dieser argen Not droht er „mit mißtönendem Gekreische, in verblendeter Hoffnung auf den Sieg (der Barbaren), maßlos schwatzhaft, die Zähne einhackend (ins Meer, „wie der Teckel in den Fuchs“), der See: „Du Freche, du hast schon einmal deinen unverschämten Nacken eingezwängt gehabt in das Joch, das die Taue schnürten (d. i. die Schiffsbrücke über den Hellespont). Jetzt wird mein König, ja meiner, dich aufwühlen mit den Fichten vom Gebirge (den Rudern); einschließen wird er deine fahrbare Fläche mit seinen schweifenden Blicken. Tollheitsrasendes, altverhaftes Scheusal, wie heimtückisch umarmst du mich, während der Windhauch mich überspült.““

V. 97 ff. wird der Inhalt wieder allgemeiner. Das Perserheer weicht in eiliger Flucht zurück, ein Schwall der Fliehenden stößt auf den andern. Sie werfen in ihrer Verzweiflung die Ruder aus den Händen, „aus dem Munde sprangen die Kinder (die Zähne)

¹⁾ Timotheos sichert also den überlieferten Text des Äschylos vor der Konjektur Halms (die voreilige Aufnahme fand) εὐχολῆ st. οἰμωγῆ.

²⁾ Er heißt ησιώτας eben weil er „segeln“ muß, was er zu Hause nicht tat.

heraus, im Klappern (der Angst) aneinandergeschlagen¹⁾. Das Meer wimmelt von Leichen, andere Perser sitzen auf den Ufern, von Frost starr, aufgelöst in Schmerzensgeschrei, unter Tränen die Brust schlagend. Sie rufen die Heimat an, Mysiens bewaldete Schluchten, sie zu retten²⁾. „Nicht mehr wird meinen Leib die Erde aufnehmen. Denn schon steht der Tod bevor (V. 120 erg. κ[ἦρ] ἐγ γὰρ χρὸν . . . ; zur Wortstellung vgl. Soph. Ai. 906, Herod. VI 69) . . . Entrücke mich dorthin, wo über die schiffbare Helle (den Hellespont) mir einen wohlgefügtten Schutz gebaut hat mein Herr, ohne den ich nicht hergekommen wäre“. Auch die Göttermutter wird angerufen, „die schwarzblättriggewandige“, in der Todesangst vor den Feinden, vor dem Nordsturm, der die Kleider³⁾ zerfetzt hat. . . .

Nun folgt (V. 151 ff.) wieder eine Episode. Ein Phryger, also einer von der Sklavennation, gerät in Gefangenschaft: der Hellene schleppt ihn, beim Schopf gefaßt, schon fort, da umfaßt er dessen Knie und wirft sich aufs Bitten, er kauderwelscht, „hellenische Laute unter asiatische einflechtend und so das verständliche Gepräge seiner Rede zerbrechend, indem er nach ionischer Sprache tastet“. „Was hab ich mit dir zu schaffen? Ein zweitesmal komm' ich nimmer her. Hat doch auch jetzt nur mein Gebieter (der Perserkönig) mich hiehergebracht. In Hinkunft will ich nimmer, Väterchen, nimmer wieder herkommen, sondern bleib' sitzen daheim: ich nicht her, ich dort, in Sardes, in Susa, in Agbatana hausend. Artemis, mein großer Gott, er soll in Ephesos mich in Hut halten“⁴⁾.

Mit V. 174 kehrt der Dichter wieder zu den Persern zurück und schildert die Flucht des Landheeres. Wie jene die Ruder, so werfen diese die Speere aus den Händen, sie zerkratzen das Antlitz, zerreißen ihr Gewand und heben zu klagen an. Die nächste Umgebung des Königs folgt diesem Beispiele. Er selbst fällt auf die Knie und entstellt seinen Leib; im Wogendrang des Unglücks flucht er den Schiffen der Hellenen, die ihm die Blüte der Krieger vernichtet. Seine eigenen aber, die können seine Leute nicht mehr heimwärts bringen, sie werden ein Raub der Flammen und Schmerz

¹⁾ Das ist ganz wörtlich zu nehmen: τοὺς ὀδόντας συγκρούειν ἐπὶ δέουσι Hesych. Der Ausdruck ist allerdings hyperbolisch, aber Hyperbeln zur Bezeichnung großer Angst sind allen Sprachen geläufig. Natürlich hat an diese nächstliegende Erklärung auch v. Wilamowitz gedacht; daß er sich (S. 50) zu einer anderen entschloß, daran waren die mißverständlichen ὀδόντες V. 5 schuld, s. oben S. 578.

²⁾ V. 117 war die Lesart des Papyrus beizubehalten: [ῥῶσ]σθῆ μ' ἐνθένδε· νῦν ἀήταις | φερόμεθ'· οὐ γὰρ εἶμι ποτ' ἄ - : - - - -
- - - | - - - || - - - - | - - - - (v. Arnim).

³⁾ Das ist das γυῖων εἶδος ὑφαντῶν (v. Arnim), nicht τὸ κατασκέασμα τῶν μελῶν (τὴν μορφήν τὴν ἐκ μελῶν ὑφασμένην ὥστε ὄλον τε φαίνεσθαι).

⁴⁾ Vgl. die Arie des Phrygers Eur. Or. 1869 ff.

und Jammer erstet dem Perserlande. In dieser Not weiß er sich nur einen Rat: er befiehlt sein Viergespann anzuschirren, die Lastwagen mit dem *ἀνάριθμος ὄλβος* zu befrachten, die Zelte zu verbrennen, daß jenen seines Reichthums kein Gewinn werde. Die Griechen dagegen errichten dem Zeus ein Tropaion und preisen in Dankliedern und Reigentänzen den rettenden Páan.

Nun kommt (V. 215 ff.) der persönliche Teil des Gedichtes. Timotheos ruft Apollon an, den Förderer neuer Lieder. Er klagt darüber, daß Spartas altadeliges Volk ihm mit brennendem Tadel zusetze, weil er die alte Muse durch seine neuartigen Gesänge entehre. „Ich aber halte niemanden fern von diesen Liedern, nur die, die in der alten Art die Muse mißhandeln, die ihre Stimme lang hinhalten lassen nach Heroldsart, diese halt' ich mir vom Leibe¹⁾. Orpheus, Kalliopes Sohn, hat die vielstimmige Leier erzeugt (in der Verderbnis 285 *μουσοσορισυν* steckt vielleicht nichts als: *-μουσον Ὀρφεὺς λύραν*), Terpander aus Lesbos ihr zehn Saiten gegeben: und nun bringt Timotheos die Laute zu Ehren durch Versmaß und Rhythmen von elf Saiten, erschließend den wohlgeborgenen, sangreichen Schatz der Musen. Milets Stadt ist, die ihn gebar, zum Volk gehörig der zwölf Städte, das da vorragt unter den Achäern.“

Der Sänger schließt (V. 428 ff.): „Aber, o ferntreffender Pythier, nahe segenspendend dieser Stadt, send' ihrem glücklichen Volke Frieden, der da erblüht aus guten Gesetzen.“

Obwohl sich hier sofort mancherlei andere Fragen neugierig vordrängen, so will ich doch den Spuren des Verf.s folgen und zunächst das Wichtigste über Versmaß und Sprache zusammenfassen.

Das vorherrschende Metrum bilden Iamben mit ihren durch Auflösung der Längen und Unterdrückung einzelner Senkungen (auch der ersten), endlich durch die choriambische Anaklasis (— — — = — — —) herbeigeführten Variationen; im ganzen orientiert man sich über dieses Kapitel der Verskunde jetzt am besten aus v. Wilamowitz jüngstem Aufsätze über Metrik „Choriambische Dimeter“ in den Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wss.

¹⁾ Die Worte *ἐγὼ δ' οὔτε νέον τι' οὔτε γεραὸν οὔτ' ἰσθήβαν εἶργω τόνδ' ἕκας ὕμνων* verstehen sich erst durch die folgenden gegensätzlichen, zu denen sie bloß ein Vorspiel sind: *τοὺς δὲ μουσοπαλαιολύμας, τοὺτους δ' ἀπερύκω*, also: *ἐγὼ δ' ἄλλον μὲν οὐδένα, τοὺς δὲ μουσοπαλαιολύμας ἀπερύκω*. In Wirklichkeit sagt Timotheos nur, was jeder Neuerer sagt: Ich tu ja nichts Neues, nur den alten Zopf kann ich nicht leiden. — Zur Zeit der Abfassung war also Tim. 'weder alt noch jung', demnach etwa 50 Jahre. Um 860 starb er neunzigjährig in Makedonien, also ist unser Gedicht um 400 geschrieben.

1902, S. 865 ff., der schon unter den Auspizien des Timotheos-fundes geschrieben scheint. Zu den Iamben treten in großer Anzahl deren nächste Verwandte, die Glykoneen (in kompakter Masse 215 ff.), Pherekrateen und Adoneen, einmal ein Ioniker (94)¹⁾. Sodann — als „aufgesetzte Lichter“ — vereinzelt die pathetischen Trochäen (186 ff.) und Kretiker (127 ff.), Anapäste, reine Daktylen, endlich, besonders an dramatisch bewegten Stellen, die tragischen Dochmien und Bakcheen (76—80). Im ganzen bietet das Metrum nichts Neues und Überraschendes; fast alles, was begegnet, sowohl im Bau der einzelnen Verse als auch in der Gruppierung, ist schon aus der Tragödie und den sog. äolischen Strophen Pindars und der anderen Lyriker bekannt.

An der Sprache des Timotheos ist zweierlei von Interesse. Erstens daß er, obwohl Ioner, die Wortformen im allgemeinen attisch bildet: ein Beweis für die „Übermacht der athenischen Kultur, die durch den Sturz des Reiches nicht erschüttert ward“. Wenn wir nämlich neben rein attischen Formen (*Πέρσης, δεσπότης; λιποπνόης, κόμης; -φυγήν, στέγην, στολήν; στηθάμενοι, νησιώτης, όνησις, ήμέτερος, πανήγυρις, πάντη*) in den Wörtern der A-Deklination im Nominativ der Feminina nur *-α*, im Dativ nur *-α*, im Gen. Plur. nur *-ών*, weiterhin *έλλαν, ήβαν, άχαν, έλλαν; ήβας, Σάρτας, Αμφιροίτας*, endlich *Έλλαν* (nom.), *άμέρα, μάτηρ, σίδαρος, νάες, πλαγά, άμός* antreffen, so darf man diese Formen nicht für Dorismen ansehen: es sind nur die älteren, die ja auch im attischen Chorliede begegnen. Aber die unzweifelhaften Ionismen *-εκαλέοντο, -εκτύπεον* (neben *μιμούμενος, ίκνοδμαι*); *δωδεκατείχεος; θύω* (neben *θύω*), *παρασύρω*, endlich der Dorismus *άχι* zwingen uns, auch bei Timotheos jene sprachliche Erscheinung zu konstatieren, die man seit Ahrens (Kleine Schr. I 157 ff.) als „Mischung der Dialekte“ bezeichnet. Solche Doppelformen begegnen bei den meisten Lyrikern (besonders unzweifelhaft nachgewiesen bei Pindar und Bakchylides) und sind jeweilig durch individuelles Wohllautempfinden oder feste Tradition eingegeben, ohne Zweifel machte oft auch der heimische Dialekt des Dichters sein Recht geltend (s. Wiener Studien XVIII (1896), 2. Heft, S. 236 ff. und Zts. f. d. österr. Gymn. 1898, S. 986); jedenfalls muß das ehemals beliebte Prinzip der Gleichmacherei vor der Überlieferung, besonders einer so alten wie der des Timotheos, Halt machen.

In syntaktischer Beziehung stoßen wir im Gebrauch der Kasus und Modi auf nichts Auffälliges; daß die Präpositionen meist mit dem Dativ verbunden werden, der Artikel fast ängstlich gemieden wird, ist Stigma poetischer Diktion. Nur die karikierende Rede des Phrygers zeigt (wie im Lautlichen: *κώς, Λοτιμς* und

¹⁾ Dieser unter Glykoneen Soph. O. C. 680. S. Masqueray, *Traité de métrique Grecque* p. 289.

Formellen: ἤξεν (st. ἤγαγεν), endlich ganz unbegreiflich Ἄρτιμις als masc.) Vulgarismen: παρὰ c. acc. auf die Frage wo?; ἔρχω, κάθω Aktiv statt Medium, Konjunktiv st. Futurum (letzteres auch in ἔλθω): alles dies gehört mit in das Kapitel der *μιμησις εἰς χεῖρον* des Timotheos, von der Aristoteles (Poet. 2) zu berichten weiß.

In lexikalischer Beziehung sind die zahlreichen und kühnen, oft dreifachen Zusammensetzungen in den Attributen bemerkenswert: *μουσοκαλαιολύμας, κατακυματοτακῆς, λιγυμακρόφωνος, μελαμπεταλοχίτων, ὄξυπαραύδητος* usw., Wortbildungen, die der Nomos der Beeinflussung durch den Dithyrambos verdankt, dessen Proprietät sie nach Aristot. Poet. 22 sind und mit denen dann die Tragödie so gründlich aufgeräumt hat. Die Bestandteile dieser Komposita weisen die verschiedenartigsten grammatisch-logischen Funktionen auf und bereiten daher der Übersetzung die größten Schwierigkeiten. Sie lassen sich meist nur durch Nebensätze und Partizipien wiedergeben und die Stelle dieser nehmen sie auch wirklich ein: denn die Architektonik des Satzbaues ist bei Timotheos geradezu „kümmerlich“, eine endlose Kette von δέ und wieder δέ, höchstens da und dort ein ἐπεὶ, εἰ, ὥς, ὅτε, ein Relativsatz. Hierin nun liegt das zweite charakteristische Merkmal der Rede unseres Dichters: „Das Ornamentale hat das Tektonische vollkommen überwuchert“.

Hierauf handelt v. Wilamowitz von dem dem Timotheos eigentümlichen *ὄγκος τῆς ποιήσεως*, den noch Plutarch (Philopoem. 11) bewundernd hervorhebt. Er gipfelt in der *μεταφορά*, der „Kunst, jedes Ding möglichst nicht zu nennen, sondern — ohne Vergleichungspartikel — zu umschreiben“, ganz im Geiste der ausartenden Poesie jener Epoche, deren Extreme dann Lykophron und Euphorion darstellen. Das Meerwasser heißt „der schaumige Regen“, die Ruder sind bald die Hände, bald die Füße des Schiffes oder sie heißen bloß die „bergestammten Fichten“, der Magen heißt „das nährend Gefäß“, statt *Ἑλλης πόντος* lesen wir *πλόμιος Ἑλλα* usw. Ich möchte indes bemerken, daß die kühnsten dieser Metaphern erst durch v. Wilamowitz in die Lücken des Papyrus hineingetragen sind: V. 28 Ἄρης, 29 ὄψεσι, 120 κῦρεν γὰρ χερσὶ . . . ἀντρον; ich habe gleich oben gelegentlich der Inhaltsangabe ihnen meine eigenen Vermutungen entgegengestellt.

In seinem Verhältnis zu den Vorgängern zeigt sich Timotheos nicht als Nachahmer: der Verf. hat keinen nennenswerten Anklang an eine bestimmte Stelle gefunden, auch keine herübergenommene fertige Formel, dergleichen sich bei andern Dichtern vieles findet. In dieser Beziehung ist die Untersuchung freilich noch nicht abgeschlossen, es bleibt den folgenden vorbehalten, daraufhin Vers für Vers zu prüfen. Ich notiere vorläufig nur *βρύχιος ἔλμα* aus Aesch. Pers. 897, auf V. 35 ~ Aesch. Pers. 427 wurde schon oben

hingewiesen; an dieses Drama des Äschylos klingt noch manches andere an¹⁾).

Unser Dichtwerk behandelt die Niederlage eines Perserkönigs in einer Seeschlacht. Nun werden drei Fragmente des Timotheos (8, 9 und 10 bei Bergk⁴⁾ aus einem Nomos zitiert, der den Titel *Πέρσαι* führte. Daraus ergibt sich wohl mit Bestimmtheit, daß unser Bruchstück mit den 'Persern' zu identifizieren, weiterhin daß es ein Nomos ist: es ist der erste, der uns besichert wird.

Das erste jener Fragmente (bei Plut. Philop. 11) lautet:
κλεινὸν ἑλευθερίας τεύχων μέγαν Ἑλλάδι κόσμον,
 und stammt offenbar aus der Einleitung. Das zweite aus Plut. de aud. poet. 16, p. 32^d:

σέβεσθ' αἰδῶ συνεργὸν ἀρετᾶς δοριμάχου
 gehört einer Mahnrede an die Hellenen an, ist iambisch und stand also schon in der erzählenden Partie. Das dritte verdanken wir wieder dem Plutarch (Ages. 15). Er erzählt, die Ioner hätten sich gefreut, als die reichen persischen Satrapen den bescheidenen Agesilaos umschmeichelten, und sich dabei der Worte des Timotheos erinnert:

Ἄρης τύραννος, χρυσὸν δ' Ἑλλάς οὐ δέδοικεν.
 Daß dieser Vers aus den 'Persern' stammt, erfahren wir aus Zenob. Athous II 47. Durch ihn gewinnen wir für die Perser den terminus ante quem 396/95.

Zu dieser Zeit paßt auch noch anderes. Seit dem Tage von Salamis sind nahezu hundert Jahre verflossen, der Dichter ist ein Ioner. Daher erfahren wir über die Schlacht nichts Neues, was unser Wissen über Äschylos und Herodot hinaus bereichern könnte, daher fehlt auch das Ethos des Äschylos und Herodot. „Die Heldentaten Artemisias, die dem Halikarnassier trotz allem Patriotismus so wert sind, lassen den Milesier kalt“. Dagegen sind die Phryger mit vollem Hohne behandelt: das stimmt zu jener Zeit, wo Scharen phrygischer Kriegsgefangener auf den milesischen Sklavenmarkt kamen.

Aber Verf. sucht durch geistvolle Kombination noch Näheres über den Ort und die Zeitverhältnisse der Aufführung unseres Nomos zu ermitteln. Er sei am Feste der Panionien der Dodekapolis an der Mykale etwa 398/96 vorgetragen worden, während die Ehrengäste die damals allmächtigen Spartaner anwesend waren: daher erkläre sich die Beziehung auf das Urteil Spartas über die musikalische Reform des Timotheos, die elfsaitige Leier, daher auch, daß das Volk der zwölf Städte als Achäer, also als Peloponnesier, nicht als Ioner angesehen sein will, daher endlich der Ausdruck *ἐνωμία* V. 253, „das Schlagwort der Oligarchie“ im

¹⁾ Zu 251 ff. *πέμπων ἀπήμον λαῶ τῷδ' εἰρήνην θαλλοῦσαν ἐνωμία*, vgl. Bakchyl. 12, 186 *Ἐνωμία τε σαύφρον, ἃ θαλλας τε κέλοχεν ἄσπεα τ' εἰσέβρων ἀνδρῶν ἐν εἰρήνῃ φυλάσσει*.

Sinne der *ἑνομοιότη πόλις* des Lykurg. Alles dies ist gewiß möglich, ich möchte indes glauben, daß sich dieser Argumentation Gründe entgegenhalten lassen, die die ganze Sache mehr in die panhellenische Sphäre rücken. Daß Spartas Urteil autoritative Geltung erhält, ist ein Reflex aus jener älteren Zeit, da diese Stadt in Hellas als das erste Forum in Sachen der Musikreform galt. Wenn die Ioner ihr Ionertum verleugnen, so erklärt sich dies hinlänglich aus dem Verfall der ionischen Metropole Athen: auch waren die Milesier schon 412 von ihr abgefallen. Endlich ist der Ausdruck *ἑνομοία* ein so allgemeiner, daß es nicht angeht, ihn als Bezeichnung für eine bestimmte Art der Verfassung auszugeben: der *ἑνομοία* rühmten sich ja viele hellenische Städte, auch Athen (Solon). Ich glaube daher, daß nichts hindert, die Perser in irgend einer anderen griechischen Stadt vorgetragen sein zu lassen. Selbst in Sparta: denn eigentlich enthalten die Worte *ὁ γὰρ εὐγενέτας μακροταῶν Σπάρτας μέγας ἀγρεμῶν, βρύων ἀνθεσιν ἤβας, λαός* eitel Lob für Sparta und wenn Timotheos in Sparta nicht zu den Spartanern, sondern von ihnen spricht, so vergesse man nicht, daß die Worte ja an Apollon gerichtet sind. Nur daß der Nomos vom Dichter nicht für Athen bestimmt war, möchte ich zugeben: denn sonst wäre das Verdienst Athens um den Sieg denn doch mehr betont. Aber feindselige Stimmung gegen Athen möchte ich aus diesem Schweigen nicht erschließen: sagte doch der Dichter gleich in der Einleitung, daß er panhellenisch dichtet (Fr. 8, oben S. 784). Hätte er mit der Ignorierung Athens frondieren wollen, so würde er sich nur lächerlich gemacht haben, da der salaminische Ruhmetitel der Athener in ganz Hellas unbestritten war.

Auch über die poetisch-musikalische Karriere des Timotheos erfahren wir etwas direkt aus den Persern. Er rühmt sich der von ihm erfundenen elfsaitigen Leier, seiner neuen Musik (V. 242 bis 245). Als Neuerer präsentiert er sich uns auch durch Frgm. 21 (aus Athen. III 122 D):

*οὐκ ἀεῖδω τὰ παλαιά, καινὰ γὰρ ἀμὰ κρείσσω·
νέος ὁ Ζεὺς βασιλεύει,
τὸ πάλαι δ' ἦν Κρόνος ἀρχων·
ἀπίτω μούσα παλαιά,*

eine Sprache, die mir sehr den Stolz des Siegers zu atmen scheint. Er frohlockt als Sieger über einen berühmten Bivalen in Fr. 27 (Plut. de se ipsum laud. 1):

*μακάριος ἦσθα Τιμόθεος, εὐτε κήρουξ
αἴπει νικᾷ Τιμόθεος*

Μιλήσιος τὸν Κάμωνος τὸν Ἴωνοκαμπτάν'

Der Sohn des Κάμων (= Σκαμανδράννμος) ist Phrynis der Mytilenäer, der Erfinder der neunsaitigen Leier (Plut. Ag. 10 und de prof. in virt. 13 p. 84^a). Dieser hatte zuerst in Athen 446 gesiegt und wird von Aristophanes (Wolk. 971) noch 423 als einziger unter den Musikern der *καμπαὶ δυσκολόκαμπτοι* (vgl.

oben *Ἰωνοκαμπάν*) namhaft gemacht. Es wird wahrscheinlich, daß Timotheos jenen Sieg in Athen davontrug, wohin er gegangen war, um Musik zu studieren, u. zw. zu der Zeit, da Athen in seiner Machtfülle dastand. Auch in Makedonien (bei Archelaos?) treffen wir ihn, wo er dann neunzigjährig im Jahre 360 stirbt.

In den Persern also tut sich Timotheos auf seine elfsaitige Leier etwas zugute, sagt jedoch, er habe damit keine allzu große Neuerung gewagt, weil schon Terpander auf zehn Saiten (*δέκα ἐν ᾠδαῖς*; die *ᾠδαί* sind nichts als die 'Saiten', vgl. Verg. Aen. VI 646: *septem discrimina vocum*) gespielt habe. Nach der gewöhnlichen Überlieferung hat aber Terpander die siebensaitige Leier erfunden, erst Phrynis, wie wir sahen, die neunsaitige. Wie sollen wir diesen Widerspruch reimen? Sehr ansprechend tut das v. Wilamowitz so, daß er annimmt, zehn Saiten seien in Sparta schon damals zugelassen gewesen, deshalb führe sie Timotheos auf Terpander zurück, „der der Urheber der spartanisch geltenden Musik war, wie Lykurg der geltenden Verfassung“: denn was vor dritthalb Jahrhunderten Terpander wirklich getan, habe niemand so genau wissen können. Wenn sich Timotheos auf seinen athenischen Sieg über Phrynis hier gar nicht beruft, so scheint mir das wiederum zu einer Aufführung in Sparta gut zu stimmen. — Die bekannte Geschichte, daß die Spartaner dem Timotheos die überschüssigen Saiten abgeschnitten, gehört jedoch, wie v. Wilamowitz S. 69—79 dartut, ins Reich der literarischen Fabel.

Völlig einleuchtend ist, was der Verf. S. 82 ff. über Ursprung und Entwicklung des Nomos ausführt. Der Inhalt ist in aller Kürze folgender: Der Nomos ist eine direkte Fortsetzung der homerischen Dichtung und verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß der Vortrag des Homer ein zweifacher wurde, der rezitierende der Rhapsoden und der der Kitharoden. Die letzteren haben ihr Gegenbild in Demodokos und Phemios, auch in Achill. Der Kitharode hatte zu dem gewählten Stück Homer nur die „Weise“ (*τροπός*; *ὀξύς*, *τροχάιος*, *ὄρθιος*) zu ersinnen; nicht geradezu eine Melodie, sondern nur ein — improvisiertes — Fallen und Steigen der Töne. Der erste Schritt zur Selbständigkeit war die kühne Tat, das Libretto sich selbst zu schaffen und damit zugleich ein neues Versmaß und eine wirkliche Melodie. Dies ist das Verdienst des uns schon bekannten Phrynis (Proclus Chrestom. 820^a, 83). Aus dem homerischen Ursprung erklärt sich am natürlichsten der Mangel an strophischer Gliederung, der wiederkehrenden Melodie — der Nomos ist durchkomponiert (ein *ἀπολελυμένον*). Gerade dies aber gestattete dem Nomossänger den reichsten Wechsel in Versmaß, Takt, Tempo und Stimmung und bot dem Virtuosen dem reichsten Gelegenheit, sich zu entfalten (vgl. Aristot. Problem. XIX, 15). Daraus ferner, daß die ältesten Nomosdichter, die noch den Homer vortrugen, kein inhaltlich abgeschlossenes Ganzes bieten mußten, erklärt es sich, daß wir bei Bakchylides in den „Dithyramben“

(z. B. den Antenoriden), aber auch im ersten Liede des äschyleischen Agamemnon sehen, wie die Erzählung ohne ersichtlichen Grund plötzlich abbricht. Das ist eben Einfluß schon des ältesten Nomos, der später in seiner ausgebildeten Gestalt die Führerschaft in der lyrischen Poesie übernahm. Er war dazu berechtigt, da er an den Dichter-Komponisten die höchsten Anforderungen stellte.

Es ist schon oben bemerkt, daß wir einen Nomos bisher nicht besaßen. Wir hatten nur eine Stelle des Pollux (IV 66) über die Teile des Nomos: *μέρη τοῦ νόμου ἑπτὰ, ἀρχά, μεταρχά, κατατροπά, μετακατατροπά, ὀμφαλός, σφραγίς, ἐπίλογος*, und auf diese gestützt, wurden die abenteuerlichsten Behauptungen gewagt. Das betrifft besonders die *σφραγίς*; jetzt wissen wir, daß das jener Teil ist, wo der Dichter durch Nennung seines Namens dem Werke den eigenen Stempel aufdrückte. Ich erinnere daran, daß man auch in den Epinikien des Pindar die Teile des Nomos nachzuweisen suchte (Pindars Siegeslieder, erklärt von F. Mezger, S. 24 ff.): da es dort eine *σφραγίς* nicht gibt, so fällt die ganze Hypothese ins Wasser. Der *ἐπίλογος* ist ohneweiters kenntlich. Was *κατατροπά* und *μετακατατροπά* waren, bleibt im Dunkeln. Uns ist der größte Teil eines *ὀμφαλός* erhalten, der also das Mittelstück bildete und die lyrisch-dramatische Erzählung enthielt. Die *ἀρχά* war die allgemeine Einleitung, die der Dichter fertig jenen „terpandrischen“ Proömien entnehmen durfte, die Ps.-Plut. de mus. 4 erwähnt¹⁾. Aber auch Timotheos selbst hatte solche selbständige Proömien verfaßt (Suidas). Die *μεταρχά* gab die Einleitung zum folgenden Gedichte, ihr erster Vers lautete *κλεινὸν ἔλευθερίας* usw. (fr. 8)²⁾.

Ich notiere zum Schlusse einige Versehen des Verf.s, wobei ich die einfachen Druckfehler fortlasse: S. 18, V. 5 der Umschrift müssen, wie ein Blick auf die Lichtdrucktafel lehrt, in *στ . . αι* mehr als zwei Buchstaben fehlen; metrisch vollständig hieß ja der Vers etwa so: *υ - - , υ - - | υ - - - , υ - - -*. S. 19 schr. in der krit. Adnotatio zu V. 13 st. *πλευράς*: *πυκᾶς*, zu V. 28 *τομεσι* st. *τομασι*. — S. 20, V. 37 schr. *ἄμμι[γ(α) ἀντις]*. — S. 23 schr. in der krit. Adn. zu V. 137 *ἀμφιβαλλων* st. *ἀμφεβ*. — S. 28, V. 248 setze nach *ἐξαντέλλει* statt Punkt Komma. S. 32, Z. 6 v. u. schalte nach 'Reihe von 10' ein: 'Dimetern'.

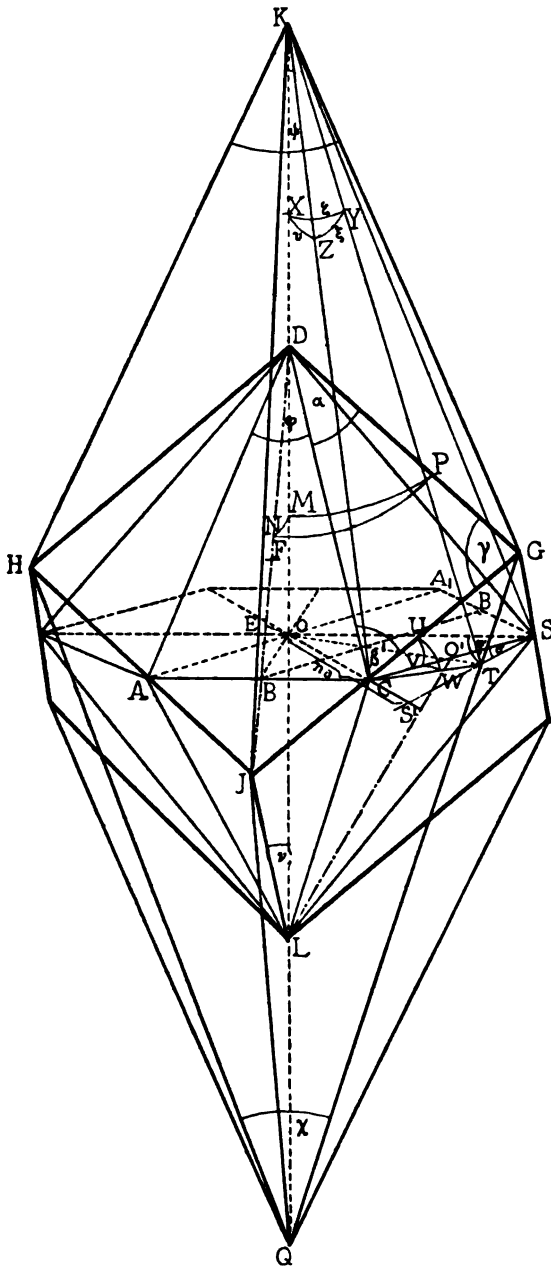
¹⁾ Die „Homerischen“ Hymnen sind nichts als eine Sammlung alter Proömien, die dem homerischen Nomossänger zur Verfügung standen (vgl. auch Thuk. III 104). Sie sind hexametrisch, da auch was er sang Hexameter waren.

²⁾ Herr Dr. K. Horna macht mich auf den Vortrag von O. Crusius (Verhandlungen der 39. Philologenvers. in Zürich vom J. 1888, S. 258 ff.) aufmerksam, in welchem die Gliederung der Nomos, der Gedankeninhalt seiner Teile, auch Sinn und Zweck der *σφραγίς* (S. 270) längst richtig bestimmt sind.

Das hexagonale Skalenoeder und seine ihm ein- und umschriebenen Rhomboeder vom volumetrischen Standpunkte.

(Mit einer Tafel.)

In der vorliegenden Abhandlung habe ich die Formeln für die Oberfläche und das Volumen des hexagonalen Rhomboeders und des davon abgeleiteten Skalenoeders entwickelt. Wenn auch die Kenntnis dieser Formeln nur theoretisches Interesse haben kann, so sind doch die mannigfachen geometrischen Beziehungen der hier in Betracht stehenden Größen von besonderem Interesse. So lassen sich z. B. gewisse Relationen, die auf rein zonentheoretischen Untersuchungen beruhen, auch rein stereometrisch entwickeln. Auch hat die Untersuchung ergeben, daß z. B. die bekannte Naumannsche Bezeichnung des Skalenoeders mit dem Symbol $R_1 n_1$ (warum ich Indices verwende, wird später klar werden) auch in volumetrischer Beziehung viel übersichtlicher ist, als die Ableitung aus der Pyramide Pn . So wie nämlich aus dem Rhomboeder R_1 der Skalenoeder $R_1 n_1$ entsteht, indem man die Hauptachse des ersteren mit dem Koeffizienten n_1 multipliziert, so ist auch das Volumen dieses Skalenoeders das n_1 -fache des zugehörigen Rhomboeders. In der vorliegenden Untersuchung habe ich ferner den Koeffizienten m_1 , der sich auf die Hauptachse bezieht $= 1$ gesetzt, um die Rechnung zu vereinfachen. Und nun nur noch ein paar Worte über die beigelegte Tafel. Da die Figur nicht den Zweck hat, die Lösung irgend einer konstruktiven Aufgabe zu zeigen, sondern nur deshalb beigegeben wurde, um die ziemlich verwickelten Beziehungen der einzelnen Größen leichter zur Anschauung zu bringen, so kann von einigen Ungenauigkeiten, die ihr anhaften, abgesehen werden. — Bei der vorliegenden Untersuchung gehe ich zunächst von der Grundpyramide mit dem Achsenverhältnis $OD : OS = c_1 : a$ aus; aus dieser Pyramide leitet sich das Grundrhomboeder R_1 mit dem Achsenverhältnisse $c_1 : a$ ab. Durch Multiplikation der Hauptachse c_1 mit dem Koeffizienten n_1 bekomme ich das Skalenoeder. Dieses kann aber auch aus der dihexagonalen Pyramide mit dem Achsenverhältnis $= c : na$ abgeleitet werden, wo $c = OK$ und $na = OS_1$ ist. Diese dihexagonale Pyramide leitet sich wieder von der hexagonalen Pyramide mit dem Achsenverhältnis $c : a = OK : OS$ ab. — Zur Oberflächen- oder Volumberechnung irgend einer derartigen Form müssen selbstverständlich außer dem Koeffizienten n_1 , bzw. n auch die Größen c und a , letztere in irgend einem Maße (z. B. cm) gemessen, gegeben sein.



I. Das Rhomboeder R_1 .

Zur Bestimmung der Oberfläche ($O R_1$) und des Volumens ($V R_1$) aus den Parametern c_1 und a ist die Kenntnis folgender Größen nötig: $H G^{1)}$ und $D J$ (Diagonalen einer Raute), ferner $E O$ (Abstand der Rautefläche $J G H D$ vom Punkte O). Aus dem Dreiecke $D O C$ folgt:

$$D C = \sqrt{c_1^2 + a^2}, \dots\dots\dots 1)$$

aus dem Dreiecke $B C D$ folgt:

$$\sin \frac{\varphi}{2} = \frac{a}{2 \sqrt{c_1^2 + a^2}} \dots\dots\dots 2)$$

und

$$\cos \frac{\varphi}{2} = \frac{\sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}}{2 \sqrt{c_1^2 + a^2}} \dots\dots\dots 3)$$

Legt man das sphärische Dreieck $M N P$ mit dem Kugelmittelpunkt in D , so folgt da $M = 60^\circ$, $N = 90^\circ$:

$$\text{tang } \mu^2) = \sin p \text{ tang } M. \dots\dots\dots 4)$$

Da nun $\text{cotang } p = \frac{O D}{O P} = \frac{c_1}{a \sqrt{3}} = \frac{2 c_1}{a \sqrt{3}}$, so folgt

$$\text{tang } p = \frac{a \sqrt{3}}{2 c_1} \text{ und } \sin p = \frac{a \sqrt{3}}{\sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}} \dots\dots\dots 5)$$

und

$$\text{tang } \mu = \frac{a \sqrt{3} \sqrt{3}}{\sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}} = \frac{3 a}{\sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}} \dots\dots\dots 6)$$

Aus dem ebenen Dreiecke $C D G$, in welchem $D G$ (eine Rhomboederkante) $= 2 x$, mithin $C G = x$ ist, folgt, da $D C = \sqrt{c_1^2 + a^2}$, die Proportion:

$$x : 2 x = \sin \alpha : \sin \beta \text{ und daher } \sin \beta = 2 \sin \alpha \dots\dots 7)$$

Ferner ist $D C : 2 x = \sin \gamma : \sin \beta$ oder

$$D C : 2 x = \sin \alpha \cos \beta + \cos \alpha \sin \beta : 2 \sin \alpha \dots\dots 8)$$

und da $\cos \beta = \sqrt{1 - \sin^2 \beta} = \sqrt{1 - 4 \sin^2 \alpha} \dots\dots 9)$

$$\text{folgt } x = \frac{D C \sin \alpha}{\sin \alpha \sqrt{1 - 4 \sin^2 \alpha} + 2 \cos \alpha \sin \alpha} = \left. \begin{aligned} &= \frac{D C}{\sqrt{1 - 4 \sin^2 \alpha} + 2 \cos \alpha} = \frac{\sqrt{c_1^2 + a^2}}{\sqrt{1 - 4 \sin^2 \alpha} + 2 \cos \alpha} \end{aligned} \right\} 10)$$

Nun ist $\alpha = \mu - \frac{\varphi}{2}$, daher

$$2 \sin \alpha = 2 \sin \mu \cos \frac{\varphi}{2} - 2 \cos \mu \sin \frac{\varphi}{2} \dots\dots 11)$$

¹⁾ In der Figur nicht eingezeichnet.

²⁾ Die Seiten des sphärischen Dreieckes bezeichne ich mit μ, ν, ρ ; in der Figur sind sie nicht angegeben.

Aus Formel 6) folgt $\sin \mu = \frac{3a}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}$ und $\cos \mu = \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}$, daher ist $2 \sin \alpha = \frac{3a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2} \cdot 2\sqrt{c_1^2 + a^2}} - \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2} \cdot a}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2} \cdot 2\sqrt{c_1^2 + a^2}}$, oder

$$2 \sin \alpha = \frac{2a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2} \cdot \sqrt{c_1^2 + a^2}}, \dots\dots\dots 12)$$

daher auch $4 \sin^2 \alpha = \frac{a^2 (4c_1^2 + 3a^2)}{(c_1^2 + 3a^2)(c_1^2 + a^2)} \dots\dots\dots 13)$

Ferner ist $\sqrt{1 - 4 \sin^2 \alpha} = \frac{c_1^2}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2} \cdot \sqrt{c_1^2 + a^2}} \dots\dots\dots 14)$

Aus 12) folgt $\cos \alpha = \sqrt{1 - \frac{a^2 (4c_1^2 + 3a^2)}{4(c_1^2 + 3a^2)(c_1^2 + a^2)}} = \sqrt{\frac{(2c_1^2 + 3a^2)^2}{4(c_1^2 + 3a^2)(c_1^2 + a^2)}}$ und $2 \cos \alpha = \frac{2c_1^2 + 3a^2}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2} \cdot \sqrt{c_1^2 + a^2}} \dots\dots\dots 15)$

Daher wird $x = \frac{\sqrt{c_1^2 + a^2}}{3c_1^2 + 3a^2} = \frac{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \dots\dots\dots 16)$

$DF = 2x \cos \mu = \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{2} \cdot \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} = \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{3}$
 und $DJ = 2DF = d_1 = \frac{2\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{3} \dots\dots\dots 17)$

Ebenso wird $FG = 2x \sin \mu = \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \cdot \frac{3a}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} = a$
 und $HG = d_2 = 2a, \dots\dots\dots 18)$

wie auch unmittelbar aus der Figur ersichtlich ist. Der Flächeninhalt einer Raute ($DHJG$) ist demnach gegeben durch folgende Gleichung:

$$f = \frac{d_1 d_2}{2} = \frac{2a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{3} \dots\dots\dots 19)$$

und endlich

$$OR_1 = 4a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2} \dots\dots\dots 20)$$

Das ist die Formel für die Oberfläche des Rhomboeders R_1 .

Zur Bestimmung des Volumens unseres Körpers ist die Kenntnis der Strecke EO erforderlich. EO ist nichts anderes als der senkrechte Abstand der Raute $DHJG$ vom Krystallmittelpunkt O . Die Ermittlung dieser Größe geschieht in folgender Weise.

Das Volumen der Pyramide $AOCD$ mit der Spitze in D ist $v = \frac{a^2 \sqrt{3}}{4} \cdot \frac{c_1}{3}$. Es ist aber auch $v = \frac{a^2 \sqrt{3}}{12} c_1 = v_1 =$ dem Volumen derselben Pyramide mit der Spitze in O .

$$v_1 = \frac{DC^2 \sin \varphi}{2} \cdot \frac{EO}{3}, \sin \varphi = 2 \sin \frac{\varphi}{2} \cos \frac{\varphi}{2} =$$

$$= \frac{2a}{2 \sqrt{c_1^2 + a^2}} \cdot \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2 \sqrt{c_1^2 + a^2}}, \text{ daher}$$

$$\frac{(c_1^2 + a^2) a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2(c_1^2 + a^2) \cdot 2} \cdot \frac{EO}{3} = \frac{a^2 \sqrt{3}}{12} c_1, \dots\dots 21)$$

$$\text{woraus } \overline{EO} = \frac{a c_1 \sqrt{3}^1)}{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}} \dots\dots\dots 22)$$

folgt. Das Volumen des Rhomboeders ist daher gegeben durch folgende Gleichung:

$$VR_1 = \frac{2a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2} \cdot 2a c_1 \sqrt{3}}{8 \cdot \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}} = \frac{4a^3 c_1 \sqrt{3}}{8} \dots\dots 23)$$

Diskussion der erhaltenen Formeln.

Wird der Polkantenwinkel des Rhomboeders = 90° , dann geht dasselbe scheinbar in einen „Würfel“ über; ein derartiger „Würfel“ hat in der Rhomboeder-Stellung zur Hauptachse die Hauptdiagonale. Bezeichne ich nur eine „Würfel“-Kante mit s , so wird $c_{11} = \frac{s \sqrt{3}}{2}$ und $a_1 = \frac{s \sqrt{2}}{2}$, wenn ich mit c_{11} die halbe Haupt-, mit a_1 die halbe Nebenachse dieses „Würfels“ bezeichne. Da das Verhältnis $a_1 : c_{11} = \sqrt{2} : \sqrt{3} = 1 : \sqrt{\frac{2}{3}}$ irrational ist, so wäre ein Rhomboeder mit dem Polkantenwinkel 90° immerhin kristallographisch möglich. Unsere Formel 16) $2x = \frac{2 \sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3}$

= DG muß für $c_{11} = \frac{s \sqrt{3}}{2}$ und $a_1 = \frac{s \sqrt{2}}{2}$ die Länge der Würfelkante, nämlich s geben. Es ist wirklich

$$2x = \frac{2 \sqrt{\frac{3s^2}{4} + \frac{3 \cdot 2s^2}{4}}}{3} = \frac{2 \cdot 3 \cdot s}{2 \cdot 3} = s.$$

Ferner ist $OR_1 = 4a \sqrt{4c_1^2 + 3a^2}$; geht das Rhomboeder in den „Würfel“ über, so muß $OR_1 = Ow^1)$ =

$$= \frac{4s \sqrt{2}}{2} \sqrt{\frac{4 \cdot 3 \cdot s^2}{4} + \frac{3 \cdot 2 \cdot s^2}{4}} = 2s \sqrt{2} \cdot \frac{3s}{\sqrt{2}} = 6s^2 \text{ sein.}$$

1) Wird $c_1 = \infty$, so muß $EO = \frac{a \sqrt{3} c_1}{2 c_1} = \frac{a \sqrt{3}}{2}$ werden.

Endlich muß $V_{R_1} = V_w^1) = s^3$ werden.

$$\text{Es ist } V_{R_1} = V_w = \frac{4 \cdot \frac{2s^2}{4} \cdot \frac{s\sqrt{3}}{2} \cdot \sqrt{3}}{3} = s^3.$$

II. Das Skalenoeder $R_1 n_1$.

Das Volumen des Skalenoeders $R_1 n_1$ setzt sich zusammen aus dem Volumen des eingeschriebenen Rhomboeders R_1 und der Volumina von 12 Pyramiden, von denen jede der Pyramide $JLQG$ gleich ist.

Dabei ist $V_{R_1 n_1} = V_{R_1} + 12 P$, wenn $P = JLQG$.
 Aus dem sphärischen Dreiecke MNP folgt:

$$\begin{aligned} \sin \mu &= \sin \nu \cdot \sin 60^\circ, \text{ daher } \sin \nu = \frac{\sin \mu}{\sin 60^\circ} = \\ &= \frac{3a}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} : \frac{\sqrt{3}}{2} = \sin \nu = \frac{a\sqrt{3}}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} \dots\dots 1) \end{aligned}$$

Das Volumen der Pyramide $JLQG$ mit der Basis JLQ und dem Scheitel in G wird durch folgende Gleichung gefunden:

$$P = \frac{JL \cdot LQ \sin \nu}{2} \cdot \frac{GF}{3} \dots\dots\dots 2)$$

$$\begin{aligned} \text{Daher ist } P &= \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \cdot \frac{c_1(n_1 - 1)}{2} \cdot \frac{a\sqrt{3}}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} \cdot \frac{a}{3} = \\ &= \frac{a^2 c_1 (n_1 - 1) \sqrt{3}}{9} \dots\dots\dots 3) \end{aligned}$$

$$\text{und } 12 P = \frac{4 a^2 c_1 (n_1 - 1) \sqrt{3}}{3} \dots\dots\dots 4)$$

Folglich ist

$$V_{R_1 n_1} = \frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3} + 4 a^2 c_1 \sqrt{3} (n_1 - 1)}{3} = \frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3} n_1}{3} \quad 5)$$

Bezeichne ich den Ausdruck $\frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3}}{3}$ mit V_{R_1} , so wird $V_{R_1 n_1} = V_{R_1} \times n_1$, d. h. das Volumen des Skalenoeders ist das n_1 -fache des Volumens des eingeschriebenen Rhomboeders R_1 .

Diskussion der Formel.

Wird $n_1 = 0$, so muß auch $V_{R_1 n_1} = 0$ werden, wie aus Formel 5) unmittelbar zu ersehen ist.

Wird $n_1 = 1$, dann geht der Skalenoeder in das Rhomboeder über, wird endlich $n_1 = \infty$, wird auch $V_{R_1 n_1} = \infty$.

¹⁾ O_w , bzw. V_w bedeuten die Oberfläche, bzw. das Volumen des Würfels.

Um die Oberfläche des Skalenoeeders $R_1 n_1$ zu bestimmen, ist die Kenntnis des Flächeninhaltes eines Dreieckes, z. B. JGK , erforderlich. Nach der bekannten Heronischen Formel ist

$$f = \sqrt{s(s-a_2)(s-b_2)(s-c_2)},$$

wenn $a_2 = JG$, $b_2 = KG$, $c_2 = JK$ gegeben ist. Es ist

$$JG = \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \dots\dots\dots 6)$$

$$\left. \begin{aligned} KG &= \sqrt{KD^2 + GD^2 + 2 \cdot KD \cdot DG \cos \nu} = \\ &= \sqrt{(n_1 c_1 - c_1)^2 + \frac{4(c_1^2 + 3a^2)}{9} + \dots} \\ &+ 2 \left[(n_1 c_1 - c_1) \left(\frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \right) \left(\frac{c_1}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} \right) \right] \dots 7) \end{aligned} \right\}^1)$$

wenn $\cos \nu = \frac{c_1}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}$. Ebenso ist

$$\left. \begin{aligned} JK &= \sqrt{JD^2 + KD^2 + 2 \cdot JD \cdot KD \cos p} = \\ &= \sqrt{\frac{4(4c_1^2 + 3a^2)}{9} + (n_1 c_1 - c_1)^2 + \dots} \\ &+ 2 \left[\left(\frac{2\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{3} \right) (n_1 c_1 - c_1) \left(\frac{2c_1}{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}} \right) \right] \dots\dots\dots 8) \end{aligned} \right\}^4)$$

wenn $\cos p = \frac{2c_1}{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}$ ist. Aus dem sphärischen Dreiecke MNP folgt nämlich:

$$\cos p = \frac{\cos \nu}{\cos \mu} = \frac{c_1}{\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} : \frac{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}} = \frac{2c_1}{\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}}$$

Meine Aufgabe ist es jetzt, die Größen s , $(s - a_2)$, $(s - b_2)$, $(s - c_2)$ anzurechnen. Es ist:

$$KG = \frac{\sqrt{9n_1^2 c_1^2 - 6n_1 c_1^2 + c_1^2 + 12a^2}}{3} = \frac{\sqrt{A}}{3} \dots\dots 9)$$

$$JK = \frac{\sqrt{9n_1^2 c_1^2 + 6n_1 c_1^2 + c_1^2 + 12a^2}}{3} = \frac{\sqrt{B}}{3} \dots\dots 10)$$

$$JG = \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} = \frac{2\sqrt{C}}{3} \dots\dots\dots 11)$$

Daher wird

$$2s = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{3} \text{ und } s = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{6} \dots\dots 12)$$

¹⁾ Die Klammer bedeutet, daß der Ausdruck in einer Zeile unter einem Wurzelzeichen zu lesen ist; wegen Raummangels mußte der Satz gebrochen werden.

Folglich ist:

$$s - a_2 = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{6} - \frac{4\sqrt{C}}{6} = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} - 2\sqrt{C}}{6} \quad 13)$$

$$s - b_2 = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{6} - \frac{2\sqrt{A}}{6} = \frac{\sqrt{B} + 2\sqrt{C} - \sqrt{A}}{6} \quad 14)$$

$$s - c_2 = \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{6} - \frac{2\sqrt{B}}{6} = \frac{\sqrt{A} + 2\sqrt{C} - \sqrt{B}}{6} \quad 15)$$

und $f = \sqrt{\frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} + 2\sqrt{C}}{6} \cdot \frac{\sqrt{A} + \sqrt{B} - 2\sqrt{C}}{6} \cdot \frac{\sqrt{A} + 2\sqrt{C} + \sqrt{B}}{6} \cdot \frac{\sqrt{A} + 2\sqrt{C} - \sqrt{B}}{6}} \dots\dots 16)$

Bezeichne ich in dieser Gleichung die Zähler folgeweise mit D, E, F, G , so ist $f = \frac{\sqrt{D \cdot E \cdot F \cdot G}}{86}$ und, da das Skalenoeder 12 solcher Flächen aufweist,

$$OR_1 n_1 = \frac{\sqrt{D \cdot E \cdot F \cdot G}}{3} \dots\dots\dots 17)$$

Rechnet man dieses Produkt aus, so folgt:

$$OR_1 n_1 = \frac{\sqrt{2AB + 8AC + 8BC - [A^2 + B^2 + 16C^2]}}{3} \dots\dots 18)$$

Setzt man für A, B, C die früher gefundenen Werte ein und reduziert, so erhält man

$$OR_1 n_1 = \frac{\sqrt{432n_1^2 a^2 c_1^2 + 144a^2 c_1^2 + 432a^4}}{8} = 4a \sqrt{c_1^2 (3n_1^2 + 1) + 3a^2} \dots\dots\dots 19)$$

Diskussion der erhaltenen Formel.

Für $n_1 = 1$ geht $OR_1 n_1$ in OR_1 über; für $n_1 = \infty$ wird $OR_1 n_1 = \infty$. Wird endlich $n_1 = 0$, dann wird $OR_1 n_1 = 4a\sqrt{3a^2} = 4a^2\sqrt{3}$. Dieselbe Formel erhalte ich auch, wenn ich in dem Ausdrucke $OR_1 = 4a\sqrt{4c_1^2 + 3a^2}$ $c_1 = 0$ setze; es ist dann auch $OR_1 = 4a^2\sqrt{3}$. Denke ich mir bei einem Rhomboeder (oder einem davon abgeleiteten Skalenoeder) die Hauptachse = 0 werdend, so ergibt sich eine aus 6 Dreiecken gebildete, sechsmal gebrochene schirmförmige Fläche. Jedes dieser Dreiecke hat eine Rhomboeder-Zickzackkante zur Basis und die halbe Nebenachse zur Höhe. Daher ist der Flächeninhalt eines solchen Dreieckes

$$\Delta = \frac{a}{2} \cdot \frac{2\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} = \frac{a\sqrt{c_1^2 + 3a^2}}{3} \dots\dots\dots 20)$$

Da nun 6 solcher Dreiecke da sind und ich die Oberfläche doppelt nehmen muß, so ergibt sich $12 \Delta = 4 a \sqrt{c_1^2 + 3 a^2}$. Denselben Wert bekomme ich auch, wenn ich in der Formel 19) $OR_1 n_1 = 4 a \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2}$ für $n_1 = 0$ setze.

Das Rhomboeder der kürzeren Polkanten R_2 .

Bezeichne ich den Winkel, welchen die beiden kürzeren Polkanten HK und GK mit einander einschließen, mit ψ , so folgt aus dem Dreiecke

$$FGK \sin \frac{\psi}{2} = \frac{a}{GK} = \frac{3 a}{\sqrt{9 n_1^2 c_1^2 - 6 n_1^2 c_1^2 + c_1^2 + 12 a^2}} \quad 21)$$

Bezeichne ich nun die Hauptachse des neuen Rhomboeders mit $n_1 c_1$ (OK), seine neue Halbachse mit a_1 , so muß analog der Formel 6) S. 590

$$\sin \frac{\psi}{2} = \frac{3 a_1}{2 \sqrt{n_1^2 c_1^2 + 3 a_1^2}} = \frac{3 a}{\sqrt{9 n_1^2 c_1^2 - 6 n_1^2 c_1^2 + c_1^2 + 12 a^2}} \quad 22)$$

Berechnet man sich aus dieser Gleichung die Länge der neuen Halbachse, so findet man:

$$a_1 = \frac{2 a n_1}{3 n_1 - 1} \dots \dots \dots 23),$$

welcher Wert für $n_1 = 1$ natürlich wieder a geben muß.

Die Polkante eines solchen Rhomboeders R_2 wird analog der Formel 16) S. 591 berechnet; bezeichne ich dieselbe mit x_1 , so ist

$$\begin{aligned} 2 x_1 &= \frac{2 \sqrt{n_1^2 c_1^2 + 3 a_1^2}}{3} = \frac{2}{3} \sqrt{n_1^2 c_1^2 + \frac{12 a^2 n_1^2}{(3 n_1 - 1)^2}} = \\ &= \frac{2 n_1}{3 (3 n_1 - 1)} \sqrt{A} \dots \dots \dots 24). \end{aligned}$$

welcher Wert für $n_1 = 1$ in $\frac{\sqrt{A}^1}{3}$ übergeht. Ist z. B. $n_1 = 2$, so

wird $2 x_1 = \frac{4}{5} \frac{\sqrt{A}}{3}$, d. i. $\frac{4}{5}$ der kürzeren Polkante mit dem Werte $\frac{\sqrt{A}}{3}$. Für $n_1 = 3$ wird $2 x_1 = \frac{3}{4} \frac{\sqrt{A}}{3}$, d. i. $\frac{3}{4}$ von der Länge der kürzeren Polkante. Die Aufstellung der Formeln für die Oberfläche und das Volumen des Rhomboeders der kürzeren Polkanten

1) Wird in dem Ausdruck $\frac{\sqrt{A}}{3}$ für $n_1 = 1$ gesetzt, so bekomme ich:
 $\frac{\sqrt{A}}{3} = \frac{\sqrt{4 c_1^2 + 12 a^2}}{3} = \frac{2 \sqrt{c_1^2 + 3 a^2}}{3} = 2 x =$ Polkantenlänge des R_1 .

R_2 hat nun keine Schwierigkeiten mehr. Es ist analog der Formel 20) S. 591

$$\begin{aligned} OR_2 &= 4 a_1 \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 + 3 a_1^2} = \\ &= \frac{8 a n_1}{3 n_1 - 1} \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 + \frac{12 a^2 n_1^2}{(3 n_1 - 1)^2}} = \\ &= \frac{16 a n_1^2 \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 - 1)^2 + 3 a^2}}{(3 n_1 - 1)^2} \dots\dots\dots 25), \end{aligned}$$

welcher Wert wieder für $n_1 = 1$ in $4 a \sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2} = OR_1$ übergeht.

Ferner ist analog der Formel 23) S. 592

$$\begin{aligned} VR_2 &= \frac{4 a_1^2 n_1 c_1 \sqrt{3}}{3} = \frac{4 \sqrt{3}}{3} \cdot \frac{4 a^2 n_1^2 \cdot n_1 c_1}{(3 n_1 - 1)^2} = \\ &= \frac{16 a^2 n_1^3 c_1 \sqrt{3}}{3 (3 n_1 - 1)^2} \dots\dots\dots 26), \end{aligned}$$

welcher Wert für $n_1 = 1$ wieder in $\frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3}}{3} = VR_1$ übergeht.

Das Rhomboeder der längeren Polkanten R_3 .

Bezeichne ich den Winkel der längeren Polkanten mit χ , so ist analog

$$\sin \frac{\chi}{2} = \frac{a}{GQ} = \frac{a}{JK} = \frac{3 a}{\sqrt{9 n_1^2 c_1^2 + 6 n_1 c_1 + c_1^2 + 12 a^2}} \dots\dots 27)$$

Es muß daher analog dem früheren folgende Gleichung bestehen:

$$\sin \frac{\chi}{2} = \frac{3 a_2}{2 \sqrt{n_1^2 c_1^2 + 3 a_2^2}} = \frac{3 a}{\sqrt{9 n_1^2 c_1^2 + 6 n_1 c_1^2 + c_1^2 + 12 a^2}} \dots\dots 28),$$

wenn ich die Hauptachse des neuen Rhomboeders mit $n_1 c_1$, die halbe Nebenachse mit a_2 bezeichne. Löst man die Gleichung 28) nach a_2 auf, so ergibt sich:

$$a_2 = \frac{2 a n_1}{3 n_1 + 1} \dots\dots\dots 29)$$

Die Länge der Polkanten von R_3 ergibt sich aus der Gleichung

$$2 x_2 = \frac{2}{3} \sqrt{n_1^2 c_1^2 + 3 a_2^2} = \frac{2 n_1}{3 n_1 + 1} \cdot \frac{\sqrt{B}}{3} \dots\dots 30)$$

Für $n_1 = 1$ wird $2 x_2 = \frac{1}{2} \cdot \frac{\sqrt{B}}{3}$. Setze ich in dem Ausdrucke

$$\begin{aligned} \frac{\sqrt{B}}{3} \text{ für } n_1 \text{ ebenfalls } 1, \text{ dann wird } 2 x_2 &= \frac{1}{2} \cdot \frac{2}{3} \sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2} = \\ &= \frac{\sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}}{3}, \text{ welcher Wert mit dem für die Polkante des Grund-} \end{aligned}$$

rhomboeders R_1 früher gefundenen nicht stimmt. Darans folgt mit Notwendigkeit, daß für $n_1 = 1$ das Rhomboeder der längeren Polkanten nicht in das Grundrhomboeder übergeht. Welche Form in diesem Falle entsteht, wird später gezeigt werden. — Für $n_1 = 2$ wird $2x_2 = \frac{4}{7} \frac{\sqrt{B}}{3}$, für $n_1 = 3$ wird $2x_2 = \frac{6}{10} \frac{\sqrt{B}}{3}$; die Polkante dieses Rhomboeders ist also in beiden Fällen ($n_1 = 2, n_1 = 3$) beinahe die Hälfte von $\frac{\sqrt{B}}{3} = JK$. Für die Oberfläche und das Volumen von R_3 ergibt sich ganz analog:

$$O_{R_3} = \frac{16 a n_1^2 \sqrt{c_1^2 (3 n_1 + 1)^2 + 3 a^2}}{(3 n_1 + 1)^2} \dots\dots\dots 31)$$

und

$$V_{R_3} = \frac{16 a^2 n_1^3 c_1 \sqrt{3}}{3 \cdot (3 n_1 + 1)^2} \dots\dots\dots 32)$$

In meiner Zonentheorie (Progr. der k. k. Staatsrealschule Steyr 1897) fand ich S. 21 für die Hauptachsen der drei in Rede stehenden Rhomboeder die Relation $\mu_3 = \mu_2 + \mu_1$, wenn die Längen der Hauptachsen dieser drei Rhomboeder R_3, R_2, R_1 folgeweise mit μ_3, μ_2, μ_1 bezeichnet werden. Diesen rein zonentheoretisch abgeleiteten Satz kann ich auch aus meinen Gleichungen finden.

Das Verhältnis der halben Nebenachsen unserer drei Rhomboeder ist

$$a_2 : a_1 : a = \frac{2 a n_1}{3 n_1 + 1} : \frac{2 a n_1}{3 n_1 - 1} : a,$$

daher ist das Achsenverhältnis der Rhomboeder R_3, R_2, R_1 folgeweise

$$\begin{aligned} n_1 c_1 : \frac{2 a n_1}{3 n_1 + 1}, n_1 c_1 : \frac{2 a n_1}{3 n_1 - 1}, c_1 : a \text{ und} \\ \underbrace{\frac{(3 n_1 + 1) (n_1 c_1)}{2 a n_1}}_{\mu_3} : 1, \underbrace{\frac{(3 n_1 - 1) (n_1 c_1)}{2 a n_1}}_{\mu_2} : 1, \underbrace{\frac{c_1}{a}}_{\mu_1} : 1, \end{aligned}$$

daher ist

$$\frac{(3 n_1 + 1) n_1 c_1}{2 a n_1} = \frac{(3 n_1 - 1) n_1 c_1}{2 a n_1} + \frac{c_1 \cdot 2 n_1}{a \cdot 2 n_1}$$

oder $3 n_1^2 c_1 + n_1 c_1 = 3 n_1^2 c_1 - n_1 c_1 + 2 n_1 c_1$ und $n_1 c_1 = n_1 c_1$, daher $\mu_3 = \mu_2 + \mu_1$ q. e. d.

Das die kürzeren Polkanten gerade abstumpfende Rhomboeder R_4 .

Für dieses Rhomboeder ist die halbe Hauptachse $n_1 c_1$, die halbe Nebenachse a_3 . Stelle mir beispielsweise $H J G D^1)$ eine

¹⁾ In Wirklichkeit hat dieses Rhomboeder eine negative Stellung und die besagte Fläche ist in Wirklichkeit eine Tangentialfläche zu KG .

Fläche von R_4 vor, so muß $\frac{BB_1}{2} : BD = \sin \frac{\psi}{2}$ sein. Da die halbe Nebenachse = a_3 ist, so muß $\frac{3a_3}{4} : \sqrt{n_1^2 c_1^2 + \frac{3a_3^2}{4}} = \sin \frac{\psi}{2}$ oder $\frac{9a_3^2}{16} = \frac{9a^2}{A} \left(n_1^2 c_1^2 + \frac{3a_3^2}{4} \right)$ und

$$a_3^2 = \frac{16 a^2 n_1^2 c_1^2}{A - 12 a^2}, \quad a_3 = \frac{4 a n_1 c_1}{\sqrt{9 n_1^2 c_1^2 - 6 n_1 c_1^2 + c_1^2}} = \frac{4 a n_1 c_1}{3 n_1 c_1 - c_1} = \frac{4 a n_1}{3 n_1 - 1} \dots\dots\dots 38)$$

daher $OR_4 = 4 a_3 \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 + 3 a_3^2}$

oder $OR_4 = \frac{16 a n_1}{3 n_1 - 1} \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 + \frac{48 a^2 n_1^2}{(3 n_1 - 1)^2}} = \frac{32 a n_1^2 \sqrt{c_1^2 (3 n_1 - 1)^2 + 12 a^2}}{(3 n_1 - 1)^2} \dots\dots\dots 34)$

und

$$VR_4 = \frac{4 n_1 c_1 \sqrt{3} \cdot 16 a^2 n_1^2}{3 (3 n_1 - 1)^2} = VR_4 = \frac{64 a^2 n_1^3 c_1 \sqrt{3}}{3 (3 n_1 - 1)^2} \dots\dots\dots 35)$$

Für $n_1 = 1$ wird

$$OR_4 = \frac{32 a \sqrt{4 c_1^2 + 12 a^2}}{4} = 16 a \sqrt{c_1^2 + 3 a^2},$$

für $n_1 = 1$ wird

$$VR_4 = \frac{16 a^2 c_1 \sqrt{3}}{3} = 4 \cdot VR_1.$$

Das die längeren Polkanten gerade abstumpfende Rhomboeder R_5 .

Für dieses muß analog dem früheren $\frac{3a_4}{4} : \sqrt{n_1^2 c_1^2 + \frac{3a_4^2}{4}} = \sin \frac{\chi}{2}$ sein. Es ist

$$\frac{9a_4^2}{16} = \frac{9 a^2 n_1^2 c_1^2 + \frac{27 a^2 a_4^2}{4}}{9 n_1^2 c_1^2 + 6 n_1 c_1^2 + c_1^2 + 12 a^2},$$

daher

$$a_4^2 B = \left(a^2 n_1^2 c_1^2 + \frac{3 a^2 a_4^2}{4} \right) 16 = 16 a^2 n_1^2 c_1^2 + 12 a^2 a_4^2$$

und

$$a_4^2 (B - 12 a^2) = 16 a^2 n_1^2 c_1^2, \quad \text{woraus}$$

$$a_4 = \frac{4 a n_1}{3 n_1 + 1} \dots\dots\dots 36)$$

Für die Oberfläche und das Volumen von R_5 folgt:

$$OR_5 = \frac{32 a n_1^3 \sqrt{c_1^2 (3 n_1 + 1)^2 + 12 a^2}}{(3 n_1 + 1)^2}, \dots\dots\dots 37)$$

$$VR_5 = \frac{64 a^2 n_1^3 c_1 \sqrt{3}}{3 (3 n_1 + 1)^2}. \dots\dots\dots 38)$$

Für $n_1 = 1$ wird

$$OR_5 = \frac{32 a \sqrt{16 c_1^2 + 12 a^2}}{16} = 4 a \sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2} = OR_1$$

und

$$VR_5 = \frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3}}{3} = VR_1.$$

Vergleicht man die Längen der Halbachsen unserer fünf Rhomboeder, so findet man folgende Werte:

$$a, \frac{2 a n_1}{3 n_1 - 1}, \frac{2 a n_1}{3 n_1 + 1}, \frac{4 a n_1}{3 n_1 - 1}, \frac{4 a n_1}{3 n_1 + 1}.$$

$a \qquad a_1 \qquad a_2 \qquad a_3 \qquad a_4$

Setzt man $n_1 = 1$, so wird $a_1 = a$, $a_2 = \frac{a}{2}$, $a_3 = 2 a$, $a_4 = a$.
 Geht also das Skalenoeder R_5 in das Grundrhomboeder R_1 über, so geht auch 1. das Rhomboeder der kürzeren Polkanten R_2 und 2. das die längeren Polkanten gerade abstumpfende Rhomboeder R_3 in das Grundrhomboeder R_1 über. Was wird in diesem Falle mit den Rhomboedern R_3 und R_4 ? Das Rhomboeder der längeren Polkanten R_3 wird zu einer neuen Form, einem Rhomboeder mit der Hauptachse c_1 und der Nebenachse $\frac{a}{2}$. Für die Oberfläche dieses Rhomboeders fanden wir:

$$OR_3 = \frac{16 a n_1^2 \sqrt{c_1^2 (3 n_1 + 1)^2 + 3 a^2}}{(3 n_1 + 1)^2};$$

setze ich $n_1 = 1$, so wird

$$OR_3 (n_1 = 1) = \frac{16 a \sqrt{16 c_1^2 + 3 a^2}}{16} = a \sqrt{16 c_1^2 + 3 a^2}.$$

Dieselbe Formel muß ich auch erhalten, wenn ich in der allgemeinen Formel $OR_1 = 4 a \sqrt{4 c_1^2 + 3 a^2}$ für a den Wert $\frac{a}{2}$ setze. Es ist

$$OR_1 \left(\frac{a}{2} \right) = 2 a \sqrt{4 c_1^2 + \frac{3 a^2}{4}} =$$

$$= a \sqrt{16 c_1^2 + 3 a^2} = OR_3 (n_1 = 1).$$

Ebenso muß $VR_3 = \frac{16 a^2 n_1^3 c_1 \sqrt{3}}{3 (3 n_1 + 1)^2}$ für $n_1 = 1$ in $\frac{a^2 c_1 \sqrt{3}}{3}$ übergehen; $VR_3 (n_1 = 1) = \frac{a^2 c_1 \sqrt{3}}{3} = \frac{1}{4} VR_1$. Setze ich wieder in

der Gleichung $V_{R_1} = \frac{4 a^3 c_1 \sqrt{3}}{3}$ für a den Wert $\frac{a}{2}$, so muß

$$V_{R_1} \left(\frac{a}{2} \right) = \frac{a^3 c_1 \sqrt{3}}{3} = V_{R_3} (n_1 = 1).$$

Das die kürzeren Polkanten gerade abstumpfende Rhomboeder R_4 wird für $n_1 = 1$ zu einer Form mit dem Achsenverhältnis $c_1 : 2 a$. Dieses Rhomboeder hüllt das Grundrhomboeder ein und hat die negative Stellung. Es werden also für $n_1 = 1$ R_2 und R_5 gleich R_1 in derselben Stellung. R_4 wird das Gegenrhomboeder zu R_1 mit der Nebenachse $2 a$, R_3 ¹⁾ endlich ein Rhomboeder in derselben Stellung wie R_4 , nur mit dem Achsenverhältnis $c_1 : \frac{a}{2}$.

Wie bekannt, läßt sich zonentheoretisch leicht nachweisen, daß ein Rhomboeder, welches ein anderes gerade abstumpft, ein Achsenverhältnis $\frac{c_1}{2} : a = c_1 : 2 a$ bekommen muß. Auch aus unseren Gleichungen läßt sich dieses Verhältnis der beiden Achsen ohne Schwierigkeit ableiten. Der Neigungswinkel einer Rhomboeder-Polkante (z. B. DG oder JL) zur Hauptachse ist durch folgende

Gleichung gegeben: $\sin \nu = \frac{a \sqrt{3}}{\sqrt{c_1^2 + 3 a^2}}$ (vgl. Formel 1, S. 593).

Daraus ergibt sich $\tan \nu = \frac{\sin \nu}{\cos \nu} = \frac{a \sqrt{3}}{\sqrt{c_1^2 + 3 a^2}} \cdot \frac{\sqrt{c_1^2 + 3 a^2}}{c_1} = \frac{a \sqrt{3}}{c_1}$.

Denke ich mir nun anstatt der Kante DG des Grundrhomboeders R_1 eine Rhomboederfläche, so muß für den Neigungswinkel dieser Fläche zur Hauptachse folgende Gleichung bestehen: $\frac{a_x \sqrt{3}}{2} : c_1 = \tan \nu$, wenn a_x die neue halbe Nebenachse ist.

Daher muß $\frac{a_x \sqrt{3}}{2 c_1} = \frac{a \sqrt{3}}{c_1}$ oder $2 a = a_x$.

Für unser Rhomboeder R_4 muß also $a_x = a_s = 2 a$ sein, daher sein Achsenverhältnis $c_1 : 2 a$. Ganz analog verhalten sich die Rhomboeder R_2 und R_5 . Für $n_1 = 1$ wird das Achsenverhältnis des R_2 $c_1 : \frac{a}{2}$, des R_5 $c_1 : a$, also ist R_5 das Gegenrhomboeder zu R_3 .

¹⁾ „Während das Rhomboeder der Mittelkanten aus dem Skalenoeder entsteht, wenn $n_1 = 1$ wird, und ebenso auch das gleiche aus dem Rhomboeder der kürzeren Polkanten, ist die Sache beim Rhomboeder der längeren Polkanten anders. Wenn $n_1 = 1$, so fallen die längeren Polkanten mit den Diagonalen des Rhomboeders der Mittelkanten zusammen, also entsteht das Rhomboeder — $2 R_1$, dessen Oberfläche natürlich eine andere ist“ (nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Professors P. Groth in München).

Mit den Abschnitten I und II der vorliegenden Untersuchung habe ich eigentlich das mir gestellte Thema, die Stereometrie des Skalenoeders und seiner Derivate betreffend, völlig erschöpft. Aus Gründen der Vollständigkeit und einer Kontrolle der in den Abschnitten I und II gefundenen Gleichungen habe ich auch das Skalenoeder $\frac{m P_n}{2}$, bzw. $\frac{P_n}{2}$ stereometrisch untersucht. Die in diesem Abschnitte gefundenen Formeln für das Volumen und die Oberfläche des Skalenoeders $\frac{P_n}{2}$ sind ungleich verwickelter als die analogen Formeln für $R_1 n_1$. Durch Benützung der Transformationsgleichungen, welche für die identischen Skalenoeder $R_1 n_1$ und $\frac{P_n}{2}$ bestehen und die Größen n_1, n, c_1, c betreffen, läßt sich die Identität der Gleichungen $V_{R_1 n_1} = V_{\frac{P_n}{2}}$ und $O_{R_1 n_1} = O_{\frac{P_n}{2}}$ leicht nachweisen.

III. Das Skalenoeder $\frac{m P_n}{2}$.

Geht man von der dihexagonalen Pyramide P_n (der Einfachheit halber setze ich $m = 1$) aus, so läßt sich ebenfalls das Volumen und die Oberfläche des Skalenoeders $\frac{P_n}{2}$ als Funktion der Halbachsen und der Koeffizienten n darstellen. Für ein derartiges Skalenoeder ist die Länge der halben Hauptachse $= c$, die der halben Nebenachse (wie in den früheren Fällen) $= a$. Das Volumen des Skalenoeders wird sich zusammensetzen 1. aus dem Volumen der eingeschriebenen dihexagonalen Doppelpyramide und 2. aus der Summe der 12 Pyramiden von der Gestalt $CTGK$.

Daher ist

$$\frac{V_{P_n}}{2} = V_{P_n} + 12 P \dots\dots\dots 1),$$

wenn P das Volumen der Pyramide $CTGK$ bezeichnet. Es ist:

$$n a : a = \sin \varphi_1 : \sin (120 - \varphi_1),$$

woraus

$$\sin \varphi_1 = \frac{n \sqrt{3} \cos \varphi_1 + n \sin \varphi_1}{2} = \frac{n \sqrt{3}}{2 \sqrt{n^2 - n + 1}}.$$

Es ist ferner $\varphi_1 = 60 + \sigma$ und daher

$$\text{tang } \sigma = \text{tang } (\varphi_1 - 60) = \frac{\sqrt{3} (n - 1)}{n + 1} \dots\dots\dots 2)$$

Daher ist der Flächeninhalt des Dreieckes

$$CST = \frac{a}{2} \cdot \frac{a}{2} \text{ tang } \sigma = \frac{a^2 \sqrt{3} (n - 1)}{4 (n + 1)} \dots\dots\dots 3)$$

Die Gesamtgrundfläche der dihexagonalen Pyramide ist daher

$$\frac{6 a^2 \sqrt{3}}{4} + \frac{6 a^2 \sqrt{3} (n-1)}{4 (n+1)} = \frac{3 a^2 \sqrt{3} n}{n+1} \dots\dots\dots 4),$$

welcher Wert für $n = 1$ in $\frac{3 a^2 \sqrt{3}}{2} = \frac{6 a^2 \sqrt{3}}{4}$ übergehen muß.

Das Volumen der dihexagonalen Pyramide ist daher

$$V_{Pn} = \frac{3 a^2 \sqrt{3} n}{(n+1)} \cdot \frac{2 c}{3} = \frac{2 a^2 \sqrt{3} n c}{(n+1)} \dots\dots\dots 5)$$

Um das Volumen der Pyramide $KCGT$ zu bestimmen, ist die Kenntnis der Grundfläche CGT und der Höhe, d. i. des senkrechten Abstandes zweier Skalenoederflächen (z. B. vorne unten rechts, rückwärts oben links) notwendig. Bezeichne ich die Fläche des Dreieckes KCT mit f , jene des Dreieckes OCT mit f_1 , so muß $\frac{f_1 c}{3} = \frac{f x}{3}$, wo x der senkrechte Abstand des Punktes O von der Fläche KCT , d. i. die halbe Höhe unserer Pyramide $KCGT$ ist.

$$f_1 = \frac{a^2}{8} \sqrt{3} + \frac{a}{4} \cdot \frac{a}{2} \tan \sigma = \frac{a^2}{8} \sqrt{3} + \frac{a^2}{8} \sqrt{3} \frac{(n-1)}{(n+1)} = \frac{a^2 \sqrt{3} n}{4 (n+1)} \dots\dots\dots 6)$$

Daher ist

$$2 x = \frac{a^2 \sqrt{3} n c}{2 (n+1) f} \dots\dots\dots 7)$$

Zur Bestimmung von f ist die Kenntnis der Seiten KC und KT sowie des Winkels ξ notwendig. Es ist $KC = \sqrt{c^2 + a^2}$, $KT = \sqrt{c^2 + OT^2}$ und, da

$$OT^2 = \left(\frac{a}{2} \sqrt{3} + \frac{a}{2} \tan \sigma \right)^2 = \left[\frac{a}{2} \left(\sqrt{3} + \frac{\sqrt{3} (n-1)}{(n+1)} \right) \right]^2 = \frac{3 a^2 n^2}{(n+1)^2} \dots\dots\dots 8),$$

also auch

$$KT = \sqrt{\frac{c^2 (n+1)^2 + 3 a^2 n^2}{(n+1)^2}} \dots\dots\dots 9)$$

Ferner findet man aus dem sphärischen Dreiecke XYZ den Winkel ξ durch folgende Überlegung. Es ist $\cos \xi = \frac{\cos \zeta \cos (v-w)}{\cos \omega}$

und $\tan \omega = \tan \zeta \cos X$, daher $\tan \omega = \frac{a \sqrt{3} n}{(n+1) c} \cdot \cos 30^\circ =$

$= \frac{3 a n}{2 c (n+1)}$. Ferner ist

$$\cos \zeta = \frac{1}{\sqrt{1 + \frac{3 a^2 n^2}{c^2 (n+1)^2}}} = \frac{(n+1) c}{\sqrt{(n+1)^2 c^2 + 3 a^2 n^2}} \quad 10)$$

und $\cos(v - w) = \cos v \cos w - \sin v \sin w \dots\dots 11)$

$\text{tang } v = \frac{a}{c}$, $\cos v = \frac{c}{\sqrt{c^2 + a^2}}$ und $\sin v = \frac{a}{\sqrt{c^2 + a^2}}$; ebenso

ist $\cos w = \frac{2c(n+1)}{\sqrt{4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2}}$ und

$$\sin w = \frac{3an}{\sqrt{4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2}}$$

Daher endlich

$$\cos(v - w) = \frac{c}{\sqrt{c^2 + a^2}} \cdot \frac{2c(n+1)}{\sqrt{4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2}} + \frac{a}{\sqrt{c^2 + a^2}} \cdot \frac{3an}{\sqrt{4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2}} = \frac{2c^2(n+1) + 3a^2n}{\sqrt{(c^2 + a^2)[4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2]}} \quad 12)$$

und $\cos \xi =$

$$\begin{aligned} &= \frac{(n+1)c \cdot [2c^2(n+1) + 3a^2n] \cdot \sqrt{4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2}}{\sqrt{(n+1)^2c^2 + 3a^2n^2} \cdot \sqrt{(c^2 + a^2)[4c^2(n+1)^2 + 9a^2n^2]} \cdot [2c(n+1)]} \\ &= \cos \xi = \frac{2c^2(n+1) + 3a^2n^2}{\sqrt{(n+1)^2c^2 + 3a^2n^2} \cdot 2 \cdot \sqrt{c^2 + a^2}} \dots\dots 13) \end{aligned}$$

und $\sin \xi = \frac{\sqrt{4a^2c^2(n^2 - n + 1) + 3a^4n^2}}{2\sqrt{c^2 + a^2} \cdot \sqrt{(n+1)^2c^2 + 3a^2n^2}} \dots\dots 14)$

Daher

$$\begin{aligned} f &= \frac{\sqrt{c^2 + a^2} \cdot \sqrt{c^2(n+1)^2 + 3a^2n^2} \sqrt{4a^2c^2(n^2 - n + 1) + 3a^4n^2}}{4 \cdot \sqrt{(n+1)^2c^2 + 3a^2n^2} \sqrt{c^2 + a^2} \sqrt{(n+1)^2c^2 + 3a^2n^2}} \\ &= f = \frac{\sqrt{4a^2c^2(n^2 - n + 1) + 3a^4n^2}}{4(n+1)} \dots\dots 15) \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Daher ist } 2x &= \frac{a^2 \sqrt{3}nc \cdot 4(n+1)}{2(n+1) \sqrt{4a^2c^2(n^2 - n + 1) + 3a^4n^2}} = \\ &= 2x = \frac{2a^2 \sqrt{3}nc}{a \sqrt{4c^2(n^2 - n + 1) + 3a^2n^2}} = \\ &= \frac{2a \sqrt{3}nc}{\sqrt{4c^2(n^2 - n + 1) + 3a^2n^2}} \dots\dots 16) \end{aligned}$$

Dieser Wert geht für $n = 1$ in $\frac{2a \sqrt{3}c}{\sqrt{4c^2 + 3a^2}}$ über. In diesem Falle wird das Skalenoeder zu einem Rhomboeder mit der Halb-achse c und a ; für ein solches fanden wir den senkrechten Abstand zweier paralleler Flächen $= 2 \cdot EO = \frac{2a \sqrt{3}c}{\sqrt{4c^2 + 3a^2}}$ (vgl. S. 592, Formel 22).

Zur Bestimmung der Dreiecksfläche CTG sind folgende Größen nötig: 1. $\sphericalangle v$, 2. Seite TC

$$TC = \sqrt{\frac{a^2}{4} + O' J^2} = \sqrt{\frac{a^2}{2} + \frac{3 a^2 \cdot (n-1)^2}{4 \cdot (n+1)^2}} = \frac{a \sqrt{n^2 - n + 1}}{n+1} \dots\dots\dots 17)$$

und 3. $CG = \frac{\sqrt{c_1^2 + 3 a^2}}{3}$ (vgl. Formel 16 beim Rhomboeder).

Zwischen den Koeffizienten n_1 der Form R_{n_1} und n der Form $\frac{P_n}{2}$ besteht folgende Relation¹⁾:

$$n = \frac{2 n_1}{1 + n_1}, c_1 n_1 = c \text{ und } c_1 = \frac{c}{n_1} = \frac{c(2-n)}{n},$$

daher ist

$$CG = \frac{\sqrt{\frac{c^2(2-n)^2}{n^2} + 3 a^2}}{3} = \frac{\sqrt{c^2(2-n)^2 + 3 a^2 n^2}}{3 n}.$$

Der Flächeninhalt des Dreieckes CTG ist daher gegeben durch folgende Gleichung:

$$CTG = \frac{CG \cdot CT \sin v}{2} = \frac{\sqrt{c^2(2-n)^2 + 3 a^2 n^2} \cdot a \cdot \sqrt{n^2 - n + 1}}{3 n \cdot (n+1)} \cdot \frac{\sin v}{2} \dots\dots 18)$$

Zur Bestimmung des Winkels v lege ich das sphärische Dreieck UVW mit dem Kugelmittelpunkt in C . Es ist:

$$\begin{aligned} \cos v &= \frac{\cos w \cos(u - w_1)}{\cos w_1}, \text{ wo } \tan w_1 = \tan w \cos V. \\ \cos w &= \frac{a}{2} : CG = \frac{a}{2} \cdot \frac{3 n}{\sqrt{c^2(2-n)^2 + 3 a^2 n^2}} = \\ &= \frac{3 a n}{2 \sqrt{c^2(2-n)^2 + 3 a^2 n^2}} \dots\dots\dots 19), \end{aligned}$$

woraus

$$\tan w = \frac{\sin w}{\cos w} = \frac{\sqrt{4 c^2(2-n)^2 + 3 a^2 n^2}}{3 a n} \dots\dots 20)$$

folgt. Ferner ist

¹⁾ Vgl. meine oben angeführte Zonentheorie, S. 18 (Progr. der k. k. Staatsrealschule in Steyr 1897).

²⁾ Ist nämlich einem Skalenoeder ein Rhomboeder eingeschrieben, so verhalten sich die halben Hauptachsen der beiden Körper wie $\frac{n}{2-n} : 1$; daher muß $c : c_1 = \frac{n}{2-n}$ sein, woraus $c_1 = \frac{c(2-n)}{2}$ l. c. S. 18.

$$\cos V = \frac{a \sqrt{3}}{\sqrt{4c^2 + 3a^2}} = \frac{a \sqrt{3n}}{\sqrt{4c^2(2-n)^2 + 3a^2n^2}} \dots 21,$$

da $\sphericalangle V = \sphericalangle O O^1 L$ als Scheitelwinkel.

Daher ist

$$\left\{ \begin{array}{l} \text{tang } w_1 = \frac{\sqrt{4c^2(2-n)^2 + 3a^2n^2}}{3an} \\ \cdot \frac{an\sqrt{3}}{\sqrt{4c^2(2-n)^2 + 3a^2n^2}} = \frac{1}{\sqrt{3}} \dots \dots \dots 22) \end{array} \right\}$$

Aus Formel 22) folgt: $\cos w_1 = \frac{\sqrt{3}}{2}$ und $\sin w_1 = \frac{1}{2}$,
 daher $\cos(u - w_1) = \frac{\cos u \sqrt{3} + \sin u}{2}$. Da nun $\text{tang } \sigma = \text{tang } u =$
 $= \frac{\sqrt{3}(n-1)}{n+1}$ ist, folgt $\cos u = \frac{n+1}{2\sqrt{n^2-n+1}}$ und $\sin u =$
 $= \frac{\sqrt{3}(n-1)}{2\sqrt{n^2-n+1}}$.

Es ist also

$$\begin{aligned} \cos(u - w_1) &= \frac{n+1}{2\sqrt{n^2-n+1}} \cdot \frac{\sqrt{3}}{2} + \\ &+ \frac{\sqrt{3} \cdot (n-1)}{2 \cdot 2 \cdot \sqrt{n^2-n+1}} = \frac{n\sqrt{3}}{2\sqrt{n^2-n+1}} \dots \dots 23) \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \cos v &= \frac{3an}{2\sqrt{(2-n)^2c^2 + 3a^2n^2}} \cdot \frac{n\sqrt{3}}{2\sqrt{n^2-n+1}} \cdot \frac{2}{\sqrt{3}} = \\ &= \frac{3an^2}{2\sqrt{(2-n)^2c^2 + 3a^2n^2} \cdot \sqrt{n^2-n+1}}; \dots \dots 24) \end{aligned}$$

ferner ist

$$\sin v = \frac{\sqrt{4c^2(n^4 - 5n^3 + 9n^2 - 8n + 4) + 3a^2n^2(2-n)^2}}{2\sqrt{(2-n)^2c^2 + 3a^2n^2} \cdot \sqrt{n^2-n+1}} \dots 25)$$

Die Fläche $CTG = \frac{\sqrt{c^2(2-n)^2 + 3a^2n^2}}{3n} \cdot \frac{a\sqrt{n^2-n+1}}{(n+1)}$
 $\cdot \frac{\sqrt{4c^2(n^4 - 5n^3 + 9n^2 - 8n + 4) + 3a^2n^2(2-n)^2}}{4\sqrt{(2-n)^2c^2 + 3a^2n^2} \cdot \sqrt{n^2-n+1}} =$
 $= CTG = \frac{a\sqrt{4c^2(n^4 - 5n^3 + 9n^2 - 8n + 4) + 3a^2n^2(2-n)^2}}{12n(n+1)}$
 $= \frac{a\sqrt{Z}}{12n(n+1)} \dots \dots \dots 26)$

Das Volumen der Pyramide $CTGK$ ist also gegeben durch folgende Gleichung:

$$P = \frac{a \sqrt{Z} \cdot 2 a \sqrt{3} n c}{12 n (n + 1) \cdot 3 \sqrt{4 c^2 (n^2 - n + 1) + 4 a^2 n^2}}$$

und

$$12 P = \frac{a \sqrt{Z} \cdot 2 a \sqrt{3} n c}{n (n + 1) \cdot 3 \sqrt{4 c^2 (n^2 - n + 1) + 3 a^2 n^2}} \dots 27)$$

Daher endlich

$$\frac{V P_n}{2} = \frac{2 a^2 \sqrt{3} n c}{n + 1} + \frac{2 a^2 \sqrt{3} n c \sqrt{Z}}{3 n (n + 1) \sqrt{4 c^2 (n^2 - n + 1) + 3 a^2 n^2}} \dots 28)$$

Für $n = 1$ wird

$$\begin{aligned} \frac{V P}{2} &= \frac{2 a^2 \sqrt{3} c}{2} + \frac{2 a^2 \sqrt{3} c \cdot \sqrt{4 c^2 + 3 a^2}}{6 \sqrt{4 c^2 + 3 a^2}} = \\ &= \frac{3 a^2 \sqrt{3} c}{6} = \frac{4 a^2 \sqrt{3} c}{8}, \end{aligned}$$

welche Formel wir seinerzeit für das Volumen eines Rhomboeders fanden.

Formel 28) kann ich auch in anderer Weise schreiben:

$$\left. \frac{V P_n}{2} = \frac{2 a^2 \sqrt{3} n c [\sqrt{9 n^2 \cdot 4 c^2 (n^2 - n + 1) + 27 a^2 n^4} + \sqrt{4 c^2 (n^4 - 5 n^3 + 9 n^2 - 8 n + 4) + 3 a^2 n^2 (2 - n)^2}]}{3 n (n + 1) \sqrt{4 c^2 (n^2 - n + 1) + 3 a^2 n^2}} \right\} ^1) \dots 29)$$

oder

$$\frac{V P_n}{2} = \frac{2 a^2 \sqrt{3} n c [\sqrt{Z_1} + \sqrt{Z}]}{N} \dots \dots \dots 30)$$

Ich will nun die Identität der Gleichung $\frac{V P_n}{2} = V R_1 n_1$ nachweisen.

Es muß

$$V R_1 n_1 = \frac{4 a^2 c_1 \sqrt{3} n_1}{3} = \frac{2 a \sqrt{3} n c [\sqrt{Z_1} + \sqrt{Z}]}{N} = \frac{V P_n}{2}$$

sein.

Zu diesem Zwecke muß ich die schon früher angeführten Transformationsgleichungen benützen:

$$n = \frac{2 n_1}{1 + n_1}, \quad n_1 c_1 = c, \quad \text{und} \quad c_1 = \frac{c}{n_1} = \frac{(2 - n) c}{n}.$$

Daher ist

$$\frac{V P_n}{2} = \frac{2 a^2 \sqrt{3} \cdot 2 n_1 \cdot n_1 c_1 [\sqrt{Z_1} + \sqrt{Z}]}{(1 + n_1) N} \dots \dots \dots 31)$$

¹⁾ Die Klammer bedeutet auch hier und im folgenden, daß der Ausdruck in einer Zeile unter einem Wurzelzeichen zu lesen ist.

$$\left\{ \begin{aligned} \sqrt{Z_1} &= \sqrt{9 \cdot \frac{4 n_1^2}{(1+n_1)^2} \cdot 4 n_1^2 c_1^2 \left(\frac{4 n_1^2}{(1+n_1)^2} - \dots \right)} \\ &\quad - \frac{2 n_1 (1+n_1)}{(1+n_1)^2} + \frac{(n_1+1)^2}{(1+n_1)^2} + 27 \cdot a^2 \cdot \frac{16 n_1^4}{(1+n_1)^4} = \end{aligned} \right\}$$

$$= \sqrt{Z_1} = \sqrt{\frac{9 \cdot 16 n_1^4 c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 27 \cdot 16 \cdot a^2 n_1^4}{(1+n_1)^4}} =$$

$$= \frac{12 n_1^4}{(1+n_1)^4} \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2} \dots \dots \dots 32)$$

$$\left\{ \begin{aligned} \sqrt{Z} &= \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 \left(\frac{16 n_1^4}{(1+n_1)^4} - \frac{5 \cdot 8 n_1^3}{(1+n_1)^3} + \frac{9 \cdot 4 n_1^2}{(1+n_1)^2} - \dots \right)} \\ &\quad - \frac{8 \cdot 2 n_1}{(1+n_1)} + 4) = \end{aligned} \right\}$$

$$= \sqrt{Z} = \frac{4 n_1 \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2}}{(1+n_1)^2} \dots \dots \dots 33)$$

und endlich

$$\left\{ \begin{aligned} N &= \frac{6 n_1}{(1+n_1)} \cdot \frac{(3 n_1 + 1)}{(1+n_1)} \cdot \sqrt{4 n_1^2 c_1^2 \left(\frac{4 n_1^2}{(1+n_1)^2} - \dots \right)} \\ &\quad - \frac{2 n_1 (1+n_1)}{(1+n_1)^2} + \frac{(1+n_1)^2}{(1+n_1)^2} + 3 a^2 \cdot \frac{4 n_1^2}{(1+n_1)^2} = \end{aligned} \right\}$$

$$= \frac{6 n_1 (3 n_1 + 1) \cdot 2 n_1 \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2}}{(1+n_1)^3} \dots \dots \dots 34)$$

Mithin

$$\frac{V P_n}{2} = \frac{4 a^2 \sqrt{3} n_1^3 c_1 \left[\frac{12 n_1^2}{(1+n_1)^2} \cdot \sqrt{Z_2} + \frac{4 n_1}{(1+n_1)^2} \sqrt{Z_2} \right] \cdot (1+n_1)^2}{(1+n_1) \cdot 12 n_1^2 (3 n_1 + 1) \sqrt{Z_2}}$$

wo $\sqrt{Z_2} = \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2}$.

Daher

$$\frac{V P_n}{2} = \frac{4 a^2 \sqrt{3} n_1^3 c_1 \cdot 4 n_1 (3 n_1 + 1) \cdot (1+n_1)^2}{(1+n_1) (1+n_1)^2 \cdot 12 n_1^2 (3 n_1 + 1)} =$$

$$= \frac{16 a^2 \sqrt{3} n_1^3 c_1}{12 n_1^2} = \frac{4 a^2 \sqrt{3} n_1 c_1}{3} = V_{R_1 n_1} \dots \dots \dots 35)$$

Für die Oberfläche eines Skalenoeders von der Form $R_1 n_1$ fanden wir folgende Gleichung :

$$O_{R_1 n_1} = 4 a \sqrt{c_1^2 (3 n_1^2 + 1) + 3 a^2}$$

Für die Oberfläche des gleich großen Skalenoeders $\frac{P_n}{2}$ finden wir folgende Gleichung :

$$\frac{O P_n}{2} = 4 a \sqrt{\frac{c^2 (2-n)^2}{n^2} \left(3 \frac{n^2}{(2-n)^2} + 1 \right) + 3 a^2}$$

wenn nämlich $c_1 = \frac{c(2-n)}{n}$ und $n = \frac{2n_1}{1+n_1}$, daher auch $n_1 = \frac{n}{2-n_1}$ (vgl. S. 605).

Daher

$$\frac{OP_1}{2} = \frac{4a}{n} \sqrt{4c^2(n^2 - n + 1) + 3a^2n^2} \dots\dots 36),$$

welche Formel für $n = 1$ in $\frac{OP}{2} = 4a \sqrt{4c^2 + 3a^2}$ übergeht.

In diesem Falle wird aus dem Skalenoeder ein Rhomboeder mit den Achsen c und a ; für ein solches ist aber die Oberfläche gegeben durch die Gleichung $OR_6 = 4a \sqrt{4c^2 + 3a^2}$, wo R_6 das zur hexagonalen Doppelpyramide mit den Achsen c und a gehörige Rhomboeder ist.

Leoben.

Dr. Cajetan Lippitsch.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Karl Töpfer, Die sogenannten Fragmente des Sophisten Antiphon bei Iamblichos. Eine kritisch-exegetische Studie. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Arnau 1902. 8°, 48 SS. (Separat-Abszug).

Die tüchtige und von anerkanntswerten Kenntnissen zeugende Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird der Text der von Blass dem Sophisten Antiphon zugewiesenen Prosabuchstücke abgedruckt, begleitet von einer Übersetzung und ausführlichen textkritischen wie erläuternden Bemerkungen. In beiden Hinsichten hat sich der Verf. um die Fragmente manche Verdienste erworben, nicht zum kleinsten Teile durch besonnene Verteidigung der Überlieferung unnötigen Änderungen gegenüber; mit seinen eigenen Vermutungen ist er weniger glücklich gewesen. So hat er 96, 7 übersehen, daß unser Anonymus die Zusammenkoppelung synonyme Ausdrücke durch *καί* liebt (vgl. 97, 1 *συντραφήναι . . . καί συναυξηθῆναι*), weshalb es nicht angeht von dem Ausdrucke *τὴν δόξαν καί τὸ κλέος* die eine Hälfte zu streichen. Ebenso hat er 96, 6 *καί* vor *αὐτίκα* ohne Not gestrichen; seine Erklärung des Verhältnisses der drei Glieder *συγχρονισθὲν . . . ἀρξάμενον . . . συναυξηθέν* ist ganz richtig, aber *καί . . . τὲ . . . καί* ist ja auch sonst belegt (Kühner II², 795, A. 1). 96, 25 wird man nicht sowohl an Gorgias und Polos als vielmehr an die bekannte *δίκη ὑπὲρ μισθοῦ* des Protagoras denken. Daß *τὰ δέ* 97, 8 sich auf die 96, 28 erwähnten *ἔργα πολλὰ*, aus denen die Tugend besteht, beziehe, kann ich nicht zugeben; denn auch das *τῶν μὲν εἴργεσθαι* gehört zu diesen *ἔργα*. Vielmehr ist *τὰ δέ* der, wie oft, nur kurz angedeutete Gegensatz zu *τῶν μὲν . . . κακῶν* (nämlich) *καί λόγων καί ἡθῶν* und steht für *τὰ δ' ἀγαθὰ*. Bei dieser Auffassung wird man auch die Streichung des *κακῶν* (Diele, Die Fragmente der Vorsokratiker 577, 43) nicht billigen dürfen. — Das in 96, 29 fehlende *οὐτε* ließe sich vielleicht am einfachsten durch Änderung von *οὐχ οἶόν τε* in *οὐθ' οἶόν τε* gewinnen. In

zweiten Teile wendet sich der Verf. mit Recht gegen Blass' Hypothese und weist nach, daß der Autor der *Ῥυμόνοια* und des Fragmentes 131 unmöglich mit unserem Anonymus eine und dieselbe Person sein könne. Seine Gründe sind meist gut gewählt; nur gegen die Vergleichung der *σεμνά* und *ποιητικά* bei beiden (S. 37 f.) muß Einsprache erhoben werden. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß einerseits die Fragmente des Sophisten uns eben dieser Raritäten wegen von Lexikographen und Grammatikern überliefert sind, während andererseits dem Anonymus durch Iamblichus viel von seiner Originalität abgestreift worden sein kann — und sein wird.

G r a z.

Heinrich Schenkl.

Marinus Willem de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam. Lugduni Batavorum apud G. Los 1900. 8°, IV u. 283 SS.

(Otto Kern, Über die Anfänge der hellenischen Religion. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 8°, 34 SS. Preis 80 Pf.

Ist im Laufe des letzten Menschenalters die griechische und die lateinische Grammatik durch die Errungenschaften der vergleichenden Sprachforschung, die Literaturwissenschaft durch kritische Handhabung der Analyse, die gesamte Kunde vom öffentlichen und privaten Leben des Altertums durch die historische Betrachtungsweise und die intensive Verwertung von Inschriften und Papyri, die antike Kunstgeschichte und Topographie durch systematische Ausgrabungen auf neue, tiefer greifende und fester gefügte Grundlagen gestellt worden, so haben alle diese Momente zusammen gewirkt, um in der Mythologie eine völlige Umwälzung hervorzurufen. Prellers unschätzbares und viel gebrauchtes Handbuch kann deshalb vermöge seiner ganzen Anlage auch durch noch so geschickte Umarbeitung den heutigen Anforderungen nicht mehr gerecht werden; eine griechische Religions- und Sagengeschichte, für die das Rohmaterial in Roschers mythologischem Lexikon und in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie zubereitet wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Dafür sind die mythologischen Einzeluntersuchungen, an denen sich die ersten Vertreter unserer Wissenschaft um die Wette beteiligen, umso zahlreicher geworden und haben unsere Kenntnis wesentlich gefördert und bereichert. Solch ein dankenswertes Buch, das in einen dunkeln Winkel hineinleuchtet, ist die Abhandlung de Vissers.

Schon lange ist es denen, welche die Fortschritte der Forschung verfolgen, kein Geheimnis, daß in der griechischen Überlieferung, in der literarischen wie monumentalen, Spuren eines ursprünglichen Fetischismus durchschimmern (s. besonders E. Meyer,

Geschichte des Altertums II 97 ff.); aber jeder wird dennoch überrascht sein, eine so überwältigende Menge von Zeugnissen, der gegenüber jeder Zweifel verstummen sollte, hier vereinigt zu sehen. De Visser, der sich damit ein Recht erworben hat, (S. 239) zu behaupten: *Graecorum igitur proavos aliquando sane animalia plantas saxa coluisse plane constat*, muß großen Fleiß auf diese Sammlung aufgewendet haben und verrät anerkennenswerte Belesenheit auch in der modernen Literatur, die primitive Religionsbegriffe der Naturvölker behandelt; hiedurch hat seine Untersuchung jene erwünschte breite Unterlage gewonnen, auf der sich der urgriechische Fetischismus nur als ein Glied in der Kette verwandter Erscheinungen bei den verschiedensten Völkern abhebt.

Die Materialsammlung, die den weitaus größten Teil des Werkes einnimmt, ist trotz ihrer Reichhaltigkeit der Ergänzung fähig. So vermisste ich S. 36 die charakteristische Stelle Luk. Alex. 30, die S. 84 nebenher berührt wird. In dem Kapitel *De lapidibus in Έρωμῶ honorem congestis* S. 80 ff. hätte auch der Sage von Denkalion und Pyrrha ein Platz gebürt. Die Steine, die sie hinter sich warfen, hatten in der Urform der Sage vielleicht gleich den *Έρωαία* (S. 85) die Bedeutung eines Altars, auf dem Denkalion wie Vater Noah ein Dankopfer darbrachte (vgl. Apollodor I 7 2 τῶν δμβρων παύλαν λαβόντων ἐκβὰς θύει Διὶ φνξίφ); die Entstehung der Menschen aus den Steinen ist wohl ein anfangs selbständiger Zug der Sage, der erst nachträglich mit jener Zeremonie verknüpft wurde. Zu erwähnen waren unbedingt die Gestalten des Minotauros und des Stieres, der ihn mit Pasiphae gezeugt hat, ebenso der Stier der Europe. Die Aufzählung der Mischgestalten S. 152 ff. und S. 255 f. ist unvollständig; Chimaira, die Seirenen, die Kentauren und selbst Medusa gehören in diesen Zusammenhang, ja die geläufigen Epitheta *γλανκῶπις*, *βοῶπις* (eulenköpfig, kuhköpfig) dürften gleichfalls auf alte Mischbildungen zurückweisen. Beiläufig erwähnt, möchte ich aus Homer τ 163

οὐ γὰρ ἀπὸ δρυὸς ἔσσι καλαιφάτου οὐδ' ἀπὸ πέτρης
und aus X 126

οὐ μὲν πως νῦν ἔστιν ἀπὸ δρυὸς οὐδ' ἀπὸ πέτρης
τῶ ἄριζέμεναι
(vgl. Hes. Theog. 35

ἀλλὰ τίη μοι ταῦτα περὶ δρῶν ἢ περὶ πέτρην); wo ἀπό gewiß den zeitlichen Ausgangspunkt bezeichnet (vgl. unser „von Adam und Eva an etwas erzählen“), auf einen ursprünglichen, in den Hofkreisen der epischen Zeit schon belächelten Glauben schließen, der Abstammung einzelner Menschen von Gottheiten, die in Steinen oder Stämmen wirksam gedacht wurden, annahm; vgl. A. B. Cook, Oak and rock (Classical review 1901, 322 ff.). Wieder drängt sich hier die Erinnerung an die Denkalionsage auf, die Menschen aus Steinen hervorgehen läßt; s. H. Usener, Die Sintflutsagen 245: „Der Glaube an den

Ursprung der Menschen aus Steinen ist ebenso alt und verbreitet als die Sagen und Märchen von Verwandlungen einzelner Menschen in Steine“.

Grundsätzlich unterliegt die Hintansetzung der archäologischen Denkmäler schweren Bedenken. Der Verf. beschränkt sich hauptsächlich auf Schriftquellen und Münzen, Abbildungen fehlen. Wie reiches Material hätten die Funde aus mykenischer und vor-mykenischer Zeit beigesteuert, für die von vorneherein eine viel größere Ausbreitung dieses urwüchsigen Kultes voranzusetzen ist; besonders bekannt sind in dieser Beziehung die sogen. Inselsteine. Neuerdings hat A. J. Evans 'Mycenaean tree and pillar cult and its mediterranean relations' (Journal of hellenic studies 1901, XXI 99 ff.) die von A. B. Cook 'Animal worship in the Mycenaean age' (Journal of hellenic studies XIV 81 ff.) nach dieser Richtung angebahnte Untersuchung fortgeführt, worin er allerdings weiter geht, als daß man ihm überall folgen könnte. Für andere Nachträge zu de Vissers Werk ist heranzuziehen F. Dümmler, Philol. 1897, LVI 16 ff. = Kleine Schriften, II 228 ff., der auf eine versteckte Sage verweist, wonach Diomedes aus Steinen der ilischen Maner Bildsäulen errichtete, die dann, ins Meer geworfen, von selbst wieder ans Land schwammen und sich auf ihre Postamente stellten, also offenbar von übernatürlicher Kraft erfüllt waren; ferner F. Studniczka, Gött. gel. Anz. 1901, 544, der sich in den Felsbettungen Theras neben den archaischen Götternamen rechteckige und runde Fetische eingelassen denkt, zur Bestätigung dieser Annahme auf eine säulenartige Darstellung der Artemis in der Nachbarschaft verweist und von neuem die Deutung der Holzsäule im Löwentorrelief auf einen Fetisch zur Geltung bringen will, wogegen ich mich auch jetzt noch sträube. Soeben ist übrigens ein Band antiker Denkmäler Bulgariens im Druck, wo ich unter Nr. 16 ein Steingelage in der Nähe des Dorfes Aboba bespreche, das wie eine Illustration zu Paus. VII 22, 4 (ἐστῆκασι δὲ ἑγγύτατα τοῦ ἀγάλματος τετράγωνοι λίθοι τριάκοντα μάλιστα ἀριθμὸν, τούτους σέβουσιν οἱ Φαρεῖς ἐκάστῳ θεῷ τινὸς ὄνομα ἐπιλέγοντες) anmutet.

Immerhin ist die Materialsammlung de Vissers von bleibendem Werte und der bestgelungene Teil des Werkes, aus dem man unleugbar Belehrung ziehen kann, obwohl schon hier der Mangel an übersichtlicher Anordnung sich bemerkbar macht und die unterschiedslose Vermischung kleinasiatischer und syrischer Kulte mit griechischen, deren scharfe Scheidung grelle Streiflichter auf Entwicklung und Ausbreitung einzelner Gottheiten geworfen hätte, ein Gefühl der Unsicherheit hervorruft. Dürftig ist die Einleitung, in welcher die einschlägigen Grundbegriffe mit Hinblick auf ethnographische Forschungen erörtert werden, und der dritte Teil, der in zusammenhängender Darstellung die Summe aus den gesammelten Zeugnissen ziehen soll und sich stellenweise als bloße Rekapitu-

lation herausstellt. Der Gegenstand ist hier keineswegs in seiner ganzen Tiefe erschöpft, das Wesentliche zu wenig hervorgehoben, die zeitlichen Verhältnisse, insbesondere das Fortleben uralter Formen in späteren Jahrhunderten und ihre räumliche Verbreitung nicht konsequent genug verfolgt. Statt diesen ergiebigen Boden der Tatsachen nach allen Seiten hin zu durchspüren, alles aus ihm herauszuziehen, was in ihm steckt, liebt es der Verf., sich in allgemeinen Betrachtungen zu ergeben, welche den Urgründen der behandelten Religionsvorstellungen gelten. Freilich sind derartige Erwägungen auf einem so dunkeln Gebiete nicht zu vermeiden; doch sollten sie nicht an so undankbare Aufgaben, wie es der Nachweis eines griechischen Totemismus ist, verschwendet werden.

Wenn ich allerlei an dem verdienstlichen Werke anzusetzen habe, so muß ich zum Schlusse nochmals betonen, daß es eine große Idee, die sich erst Bahn brechen muß, tapfer vertritt und nur nicht auf den ersten Wurf völlig gelungen ist. Bedauerlich ist auch, daß ein Sachregister und ein Stellenverzeichnis fehlen und daß auffällig viele Druckfehler, wozu ich auch *cohaeruisse* S. 261 und *ἰῆσαι* S. 92 zählen will, stehen geblieben sind.

Ein Jahr nach dem Erscheinen dieses Buches hielt O. Kern einen Vortrag über ein nah verwandtes Thema. Das Buch de Vissers trägt die Widmung „Parentibus“, das Kerns „Meiner Mutter“. Hat man sich an der Hand de Vissers mühsam durch einen Urwald gedrängten Stoffes hindurchzuarbeiten, so versetzt einen Kerns Vortrag auf eine lichte Höhe, von der das staunende Auge auf ein märchenhaftes Landschaftsbild fällt, in dem nur einige besonders farbige oder leuchtende Punkte deutlich hervortreten. Wenn ich auch nicht jede seiner Äußerungen unterschreiben kann, so gewährt er doch einen tiefen Einblick in die Entwicklung der griechischen Religionsverhältnisse. Trefflich ist seine Auffassung der Verwandlungssagen (S. 17 f.), die auf sekundärer Verquickung eines Fetisch, eines Tiergottes mit einem jüngeren, menschlich vorgestellten Gotteswesen beruhen¹⁾; trefflich, was er S. 20 ff. über die Entstehung des olympischen Götterstaates aus lauter Lokalgottheiten sagt. Nur läßt er, soviel ich sehe, die Frage offen, wodurch denn diese Verschmelzung, dieser *συνουκισµὸς* zustande gekommen sei. In der Tat lassen sich hierfür mehrere Gründe ausdenken; von entscheidender Bedeutung aber waren auch in dieser

¹⁾ Reisch hat z. B. in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie I 910 ff. s. v. Agyieus ausgeführt, daß im Kult Apolls seit alters Steine als Fetisch, als Sitz, dann als Symbol der Gottheit verehrt wurden und daneben Verehrung von Säulen und Pyramiden auch im Kult der Hera, des Zeus, insbesondere der Artemis begegnet; dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten kommt man wohl näher mit der Formulierung, daß die seit alters allerorten verehrten Steinfetische in der späteren Zeit reinerer Gottesvorstellungen mit den damals zur Herrschaft gelangten großen Göttern des Olymps identifiziert wurden.

Beziehung wie in so mancher anderen die Wanderungen griechischer Stämme nach Süden, wodurch beispielsweise der Zeus des Olympos in Argos eingeführt und dort mit Hera vermählt wurde; vgl. J. Toepffer, Theseus und Peirithoos (Aus der Anomia 30 ff.).

Zu wenig scheint mir die Bedeutung der Orphiker gewürdigt, denen wohl Unrecht geschieht, wenn ihre Seelenwanderungslehre (S. 18) durch urgriechischen Fetischismus erklärt wird. Mit den Tatsachen unvereinbar ist die Behauptung (S. 12 f.), daß von einem griechischen Baumkult nicht die Rede sein könne, wie Kern schon in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie III 167 s. v. Baumkultus behauptet hat; wir lesen Paus. III 22, 12 ausdrücklich τὸ δένδρον ἐτι ἐκείνην σέβουσι τὴν μυρσίνην καὶ Ἄρτεμιν ὀνομάζουσι Σώτειραν und de Visser führt S. 127 f. eine lange Reihe von Götterbeinamen auf, die ungezwungen nicht anders erklärt werden können als durch einen wirklichen Baumkult der Griechen, z. B. *Διόνυσος Κισσός, Ἀθηνᾶ Κυπαρισσία, Ἄρτεμις Λαφναία, Ἀπόλλων Πλατανίστιος, Ἀσκληπιὸς Κυπαρισσός*, denen ich aus Hermes 1901, 452 (F. Hiller Freih. v. Gärtringen) *Ἐρμῆς Κυπαρισσιφῶς* hinzufüge; man vergleiche übrigens die Daphne-Sage u. ä.

Was ich an dem kleinen Vortrage nicht am wenigsten schätze: er ist von warmer, echter Begeisterung für das klassische Altertum durchströmt, wie es uns U. v. Wilamowitz (S. 33: Wilanowitz) und Gleichgesinnte auffassen gelehrt haben. Er schließt mit den Worten: „Sollte aber einmal die Wirkung des Hellenentums aus unserem Geistesleben verschwinden und das griechische Altertum nur noch von den Philologen und Historikern beachtet werden, dann wird sich auch Friedrich Rückerts Wort erfüllen:

Dann wird Goethe nicht mehr sein
Und wir andern gehn mit drein.“

Czernowitz.

Ernst Kalinka.

W. M. Lindsay, Ancient editions of Martial. (St. Andrews university publications, No. II.) Oxford, Parker 1903. 8°, 120 SS.

Kaum ein anderer Schriftsteller hat eine so krause Überlieferung wie Martial. Friedländer hat im wesentlichen eine klare Übersicht geschaffen, die vorliegende Schrift bemüht sich, diese Resultate zu vertiefen. Denn abgesehen von Exzerpt- und fragmentarischen Handschriften lassen sich im ganzen drei antike Ausgaben aus unseren Beständen rekonstruieren. Die eine ist das Werk des Torquatus Gennadius (A. f. l. L. XII 463) und als solches in den zahlreichen Subskriptionen bezeichnet, die leider durchaus unverständlich sind und die weder Jahn (Sächs. Ges. d. W. 1851) noch Friedländer (S. 70) noch Landgraf (a. a. O.) noch Lindsay völlig lesbar machen konnten.

Gearbeitet ist die Ausgabe 401 p. C. n. (unter dem Konsuln Vincentinus und Frauitta) in Rom. Erhalten in einem P(alatinus), F(lorentinus) und einer Handschrift des britischen Museums (Q). Dazu fügt Lindsay noch eine vierte Quelle, nämlich eine Hs. der kgl. Bibliothek zu Berlin L(uccensis) aus dem XII. Jahrhundert, die im Anhang in genauer Kollation mitgeteilt wird. Die zweite Edition, die eigentliche 'vulgata' geht auf ein Manuskript der Karolingischen Renaissance zurück, selbst abgeleitet von einer Hs. in Kapitalbuchstaben (Lindsay bei Friedländer S. 86 ff.). Die beste Quelle ist eine E(dinburgher) Hs., die gleichfalls im Anhang in genauer Kollation mitgeteilt wird. Eine dritte Ausgabe 'für feinere Leute', wie sich L. ausdrückt, beseitigt die etwas allzuderben Ausdrücke des Textes und einzelner Gedichte ganz (Friedländers Familie *A = HRTM*). An diese drei Kapitel reiht L. ein viertes über die Entstehung der *variae lectiones*, auf das hier einzugehen nicht der Raum ist. Das fünfte Kapitel der gehaltvollen Schrift ist eine Auseinandersetzung über die Entstehung der Überschriften zu den Gedichten in den Hss. Diese Frage war von Landgraf a. a. O. allerdings nur in Bezug auf die Gennadiushandschriften angeschnitten worden. L. zeigt im Zusammenhang, daß all diesen Überschriften keine antike Überlieferung zugrunde liegt, sondern daß sie lediglich willkürliche Erfindungen des Abschreibers sind.

Ein sechstes Kapitel (*early corruptions of the text*) gibt eine Reihe unwiderleglicher Besserungen.

Wien.

J. M. Stowasser.

M. Tullii Ciceronis Cato Maior sive de senectute. Schulausgabe von Prof. Dr. Julius Ley. 2. Aufl., bes. von Prof. Dr. Franz Ulrich. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1903.

Daß die vorliegende Erneuerung einer vor längerer Zeit erschienenen Ausgabe einem Bedürfnis entgegenkomme, wird kaum behauptet werden können. Sie will vor allem den Zwecken der Schule dienstbar sein. Die erklärenden Anmerkungen befinden sich nicht unter dem Text, sondern in einem Anhang. Sie bieten außer sachlichen und sprachlichen Erläuterungen auch Übersetzungshilfen, gegen die im wesentlichen nichts einzuwenden ist. Daß die vorhandenen guten Kommentare zum *Cato Maior* ausgiebig benutzt wurden, ist natürlich. Abweichende Erklärungen sind nicht zahlreich. In der Erklärung des Satzes § 5 'quid est aliud Gigantum modo bellare cum diis nisi naturae repugnare?' vermöchte ich dem Herausgeber nicht zuzustimmen. Er sieht in diesem Satze eine 'witzige Auslegung des Mythos'; *bellare* sei Subjekt, *repugnare* Prädikat, sonst müßte, wie er sagt, *nisi* vor *Gigantum* stehen. Aber nichts liegt hier dem Sprechenden ferner als jenen

Mythus von den Giganten witzig oder rationalistisch auszulegen. Sinngemäß ist hier nur die Auffassung: 'Wer sich gegen die Natur auflehnt, begeht eine verbrecherische Torheit gleich jenen Gigantenkämpfern'. Subjekt ist demnach *quid aliud <nisi naturae repugnare>* (= *nihil aliud nisi nat. r.*) *<hoc> est Gigantum modo bellare cum dis*. Besser kann man sich noch den Aufbau des Satzes klar machen, wenn man dafür einsetzt: *nemo alius nisi naturae repugnans Gigantum modo bellat cum dis*. Jenes die syntaktische Form ein wenig verdunkelnde *quid aliud nisi* hebt eben nur die einfache Behauptung '*naturae repugnare hoc est Gigantum modo bellare c. d.*' in rhetorisch effektvoller Weise hervor. § 25 sollte zu *eumpae* doch etwas mehr bemerkt werden als 'altertümliche Form = *ipsum*'. Ein Wort würde genügen, die Form anzuhellen. Daß man § 28 den Satz '*orator metuo ne languescat senectute*' nur so ins Deutsche übersetzen könne, daß man jenes an der Spitze stehende, stark betonte *orator* umschreibt mit 'was den Redner betrifft, so' . . ., ist nicht richtig. Jene empfohlene Umschreibung ist sogar recht mißfällig. Viel besser ist es, *metuo* im Deutschen parenthetisch zu geben und zu übersetzen 'Der Redner, fürchte ich, dürfte im Alter nachlassen'. Am Schlusse der einzelnen Kapitel gibt der Herausgeber zur 'Wiederholung und tieferen geistigen Aneignung des Inhaltes' lateinisch abgefaßte Fragen nach Inhalt und Gedankengang des betreffenden Kapitels, zugleich um die Schüler an das Lateinsprechen zu gewöhnen. Doch ist zu bemerken, daß hier nicht immer Muster lateinischer Diktion geboten werden. Manchmal ist der lateinische Ausdruck etwas hölzern und ungefüge, zuweilen läßt er sogar die nötige Klarheit vermissen, so ist der Satz S. 51: *quod Cato auctoritatem pluris esse dicit quam omnes adolescentiae¹⁾ voluptates, quem ad modum id sit ingenii vere Romani nec nobis probandum, paucis animadvertendum est* — gewiß nichts weniger als ein Muster klaren lateinischen Ausdrucks.

Der Kommentar enthält außerdem in einem abgesonderten Teile noch grammatische Anmerkungen in der Form, daß an Beispielen aus dem Cato Maior die Lehren der Grammatik illustriert werden. Es wird nämlich zu jeder Stelle, die eine irgendwie bedeutsame grammatische Erscheinung enthält, der betreffende Paragraph der Grammatik zitiert. Das erscheint mir als ein ganz nützlich Beginnen; denn der Schatz der Cicero-Lektüre ist für die Auswahl der Beispiele in den lateinischen Grammatiken noch viel zu wenig ausgebeutet und es wäre meines Erachtens eine sehr dankenswerte Arbeit, überhaupt aus dem gesamten Gebiete der Cicero-Schullektüre Beispiele für die Syntax zusammenzustellen. Das wäre wohl eine reiche Fundgrube für die

¹⁾ Der Herausgeber schreibt beständig *adolescentia*, was abzuweisen ist.

lateinischen Grammatiker. — Dem Heftchen sind auch noch Übersetzungsstücke im Anschluß an die Lektüre des Cato Maior beigegeben, die verhältnismäßig leicht sind und sich zu Extemporalübungen eignen würden.

Die äußere Ausstattung entspricht infolge der Kleinheit des Druckes — bei aller Schärfe desselben — doch nicht ganz den Anforderungen, die in dieser Beziehung an ein Schulbuch mit Recht gestellt werden. Auch finden sich oft ganze Seiten dieses kleinen Druckes ohne jede Abteilung, so daß das Auge, da es beim Lesen keinerlei Ruhepunkt findet, noch mehr ermüdet. — Dem Text vorausgeschickt ist ein Abriss des Lebens Ciceros, der mäßigen Anforderungen genügen mag. Doch kann nicht gesagt werden, daß Cicero im Jahre 75 v. Chr. 'die Verwaltung Siziliens übertragen worden sei', da er doch nur Quästor des im westlichen Teile Siziliens in Lilybaeum residierenden Prätors war.

Wien.

Alois Kornitzer.

Sæmundar Edda. Mit einem Anhang, herausgegeben und erklärt von F. Dettner und E. Heinzel. Leipzig, G. Wigand 1903. Bd. I. Text. XV und 213 SS. 8°. Bd. II. Anmerkungen. VIII und 679 SS. 8°. Preis geh. 30 Mk., geb. 36 Mk.

Diese neue vom Verleger sehr schön ausgestattete Edda-Ausgabe muß im Vergleich und Verhältnis zu den übrigen zahlreichen Edda-Ausgaben gewürdigt werden, damit ihre Eigenart und damit ihre berechnete Bedeutung klar hervortritt.

In der großen dreibändigen Kopenhagener Ausgabe 1787—1828 trat die Liedersammlung, die Brynjulfr Sveinsson 1643 entdeckt und „*Edda Sæmundi multiscii*“ getauft hatte, zuerst vor die Gelehrten. Das unhandliche und schwerfällige Buch wurde 1847 durch Munchs kritische Ausgabe ersetzt. Eine noch viel bedeutsamere Förderung erfuhr die Edda-Forschung durch Bugges Ausgabe 1867, die auf erneuter, sorgsamer Lesung der Handschriften und auf feinsinnig philologischer Textbehandlung beruht. Bugges Ausgabe schuf eine ganz neue wissenschaftliche Grundlage, auf der alle späteren weiterbauten. Durch Ludwig Wimmer und Finnur Jónsson wurde 1891 die Haupthandschrift, der Codex Regius, dem allein seit dem XVII. Jahrhundert die Bezeichnung „Sæmundar Edda“ zukommt, in phototypischer und diplomatischer Nachbildung herausgegeben, so daß nun die Einsicht der Handschrift selbst jedem ermöglicht ist, ein großer Vorteil bei den vielen zweifelhaften Stellen, denen man durch Textverbesserung aufzuhelfen pflegt. In Deutschland brachte man der Edda von Anfang an lebhaftere Teilnahme entgegen. So entstanden mehrere tüchtige Ausgaben, die neben denen der nordischen Gelehrten eigenen und selbständigen Wert beanspruchen und be-

haupten. Lünig gründete 1859 seine treffliche, durch erklärende Anmerkungen, Wörterbuch und Einleitung, altnordische Mythologie und Grammatik ausgezeichnete Ausgabe auf die Kopenhagener und Munch. Das Buch war für seine Zeit vortrefflich, da es alles enthielt, was der deutsche Leser zum Verständnis der nordischen Götter- und Heldenlieder zunächst zu wissen brauchte. Die ganze Arbeit war gründlich und geschickt gemacht und ist im selben Umfang seither nicht mehr ausgeführt worden. Möbius gab 1860 nur eine Textausgabe nach Munch, zum Handgebrauch und für akademische Vorlesungen bestimmt, ohne alle Erläuterungen.

Karl Hildebrand beabsichtigte eine neue kritische Ausgabe mit Grammatik und Wörterbuch, aber nur der Textband kam zustande und erschien nach dem Tode des Verfassers 1876. Natürlich ist vor allem Anschluß an Bugges Ausgabe gesucht. Zugleich war Hildebrand um möglichst gereinigten Text bemüht und stellte im kritischen Apparat mit größter Sorgfalt übersichtlich alles zusammen, was bis dahin an Textkritik und Besserungsvorschlägen von den verschiedenen Herausgebern geleistet worden war. Das Wörterbuch zur Ausgabe lieferte Gering 1887 (2. Aufl. 1896) nachträglich. Wenn auch Hildebrands Text nicht mehr in allen Einzelheiten aufrecht zu halten ist, so bleibt doch die bequeme, kurzgefaßte Sammlung der gesamten, den Liedern zugewandten kritischen Arbeit ein Vorzug, der die Ausgabe noch immer brauchbar macht.

Mällenhoff, Hoffory, Mogk, Sievers leiteten die Edda-Forschung in neue Bahnen, indem sie aufzeigten, daß Sprache und Versmaß der Edda-Lieder in der Überlieferung vielfache Störung und Trübung erlitten, daß die ursprüngliche Gestalt der Gedichte von der in den Handschriften und bisherigen Ausgaben üblichen Fassung wesentlich verschieden war. Dazu kamen die Nachweisungen falscher Strophenordnung und zahlreicher Lücken und Einschübe. Der 'echte' Text mußte aus der Überlieferung erst erschlossen werden. Da galt es, alte Sprachformen einzusetzen, metrisch richtige Verse zu gewinnen, Strophen umzustellen und auszuschalten, kurz die Lieder förmlich umzudichten und darauf tiefgreifende sagen- und literar-geschichtliche Schlüsse zu bauen. Eine reizvolle Aufgabe tat sich auf, bei der aber größte Vorsicht und Umsicht vonnöten war, um nicht mit allerlei kühnen, vom Standpunkt der Überlieferung schlecht gestützten Meinungen weit übers Ziel hinauszuschießen.

Symons nahm eine große Edda-Ausgabe in Angriff, die teilweise jene Bestrebungen verwirklichte. Das ganze Werk soll drei Bände (Text, Wörterbuch, Kommentar) umfassen. Bis jetzt erschien Bd. I Götterlieder 1888, Heldenlieder 1901 und Bd. II (1903) vollständiges Wörterbuch von Gering. Der gereinigte Text mit seinen wohlgebauten Versen und wohlgeordneten Strophen weicht vielfach von der Überlieferung ab, Einschaltungen, 'unechte' Strophen, Lücken u. dgl. sind durch Zeichen kenntlich gemacht.

Aber der klare und übersichtliche Apparat rückt dem Leser doch immer wieder die wirkliche Überlieferung vor Augen und ermöglicht stetige Nachprüfung. Eine kleine, für deutsche Leser bestimmte Ausgabe im ganzen nach den gleichen Gesichtspunkten, aber ohne Apparat und konservativer stellte Finnur Jónsson 1888/90 her.

Es ist somit kein Mangel an deutschen Edda-Ausgaben und man möchte vielleicht neben Symons die neue große Ausgabe von Detter und Heinzel für überflüssig erachten. Sehr mit Unrecht! Sie behauptet durchaus selbständigen Wert, verdrängt keine der anderen Ausgaben, macht insbesondere die ja noch im Erscheinen begriffene Ausgabe von Symons-Gering durchaus nicht überflüssig, ergänzt aber die bestehenden Ausgaben trefflich und fördert das philologische Verständnis der Edda-Lieder in außerordentlicher Weise. Die Bedeutung der Ausgabe liegt in ihrer Beschränkung. Sie verzichtet auf literarhistorische Einleitungen und Untersuchungen, schränkt auch die Sacherklärungen ein und enthält kein Wörterbuch. Dadurch ist Raum gewonnen für gehaltreiche philologische Anmerkungen, die 655 Seiten ausfüllen, während der Text nur 197 Seiten beansprucht. Diese Anmerkungen, in denen Heinzels musterhafter Sammelfleiß und ruhig sachliche Arbeitsweise sich wiederum glänzend bewähren, setzen uns aber vor allem in Stand, den überlieferten Text zu verstehen, rücken die einzelnen schwierigen Stellen, die man gern mit 'Besserungen' beseitigt, in den Zusammenhang der nordischen Stilistik und zeigen, daß es meist gar keiner Änderung bedarf, daß man zunächst nur einmal die Überlieferung verstehen und auslegen lernen muß. Gerade die letzten Edda-Ausgaben haben sich von der Überlieferung ziemlich weit entfernt, so daß es an der Zeit war, die Edda einmal wieder auch so zu lesen und zu erklären, wie sie wirklich vorliegt, und nicht in einem künstlich zurecht gemachten Text.

'Sæmundar-Edda mit einem Anhang' nennen die Herausgeber ihr Buch, d. h. sie geben zunächst die 81 Gedichte des Codex Regius, der sogenannten Sæmundar-Edda, mit Strophen- und Zeilenteilung und Zeichensetzung, sonst aber genau nach der Handschrift. Die Reihenfolge der Lieder und Strophen ist durchaus gewahrt und nur ganz selten wird ein Fehler in der Überlieferung der Worte angenommen und eine Besserung gewagt. Im „Anhang“ aber stehen die in anderen Handschriften überkommenen Gedichte, die man schon längst zum Liederkreis der sogenannten „Edda“ zählt. Lesarten sind im Gegensatz zu Bugge, Hildebrand und Symons nur wenige vermerkt. Wo ein Lied nur im Codex Regius steht, bedarf es allein bei offenbaren Schreibfehlern, die im Text verbessert sind, eines Vermerks unten an der Seite. Wo neben dem Codex Regius anderweitige Überlieferung vorlag, genügt die Aufnahme der wichtigsten Lesarten, die aber meist an Wert und Bedeutung zurückstehen. Die Herausgeber kommen eigentlich mit Finnur Jónssons Photographie der Handschrift und Bugges Aus-

abe, deren Strophenzählung neben der der neuen Ausgabe eigenümlichen in Klammern vermerkt ist, völlig zurecht.

Die starke Betonung und Hervorhebung der tatsächlichen Überlieferung ist aber auch des Inhaltes wegen von großem Belang. Die Edda-Lieder sind schon im XIII. Jahrh. von Snorri Sturluson, vom Verfasser der Völsungasaga und anderen zu zusammenhängenden Darstellungen verarbeitet worden, die teilweise sehr willkürlich und selbständig sich den Stoff zurecht legten. Man hat allzu lange diese im ganzen geschickten und glatten Berichte für den Inhalt der Lieder selbst genommen und noch heute wirken allerlei Irrtümer, Mißverständnisse und Auslegungen Snorris z. B. in unserer Auffassung der nordischen Göttersage fort. Es gilt, gerade die Verschiedenheiten zwischen den Liedern selbst und den darnach gemachten gelehrten Auszügen und Nacherzählungen des XIII. Jahrhunderts aufzufassen, überhaupt möglichst unbefangen und vorurteilslos den Sinn der einzelnen Gedichte zu ergründen, den Blick frei zu halten vom Nebel uralter Gelehrsamkeit, womit diese Denkmäler eigentlich seit dem XIII. Jahrh. umlagert und stellenweise schier unkenntlich geworden sind. Detter und Heinzel stellen nun wirklich zunächst den Wortlaut der Lieder ganz auf sich selbst und dann ebenso in den Anmerkungen die Erklärung, wodurch eben die Berechtigung dieses Verfahrens erwiesen wird. Text und Anmerkungen suchen die alten Lieder so darzustellen und zu erklären, wie sie gebildete Isländer und Norweger am Ende des XIII. oder im XIV. Jahrh. gelesen, verstanden und gewürdigt haben.“ Das stimmt nicht ganz, indem sich die Herausgeber ja gerade von den damals üblichen Willkürlichkeiten und Mißverständnissen frei zu halten suchen, ebenso die Kühnheit mancher neuerer Gelehrten meiden und gerade durch diese strenge Zurückhaltung fürs Verständnis der Lieder doch am meisten erreichen.

Die Anmerkungen, die auf Heinzels stilistischen und syntaktischen Sammlungen beruhen, behandeln vornehmlich Poetik, Stilistik und Satzbau, Sagen- und Literaturgeschichte aber nur gelegentlich, wo es die Deutung einzelner Stellen oder ganzer Lieder erforderte. Die Aufgabe also, worin der noch ausstehende Erläuterungsband von Symons seinen Schwerpunkt haben wird, ist durchaus nicht vorweg genommen. Um so gründlicher aber ist aus reicher Belesenheit die nächstliegende rein philologische Arbeit getan. Wenn Geringes ausgezeichnetes vollständiges Wörterbuch den Wortschatz der Edda-Lieder in sich abgeschlossen vorführt, so stellen die Anmerkungen von Detter und Heinzel ihren eigenartigen Stil an und für sich und im Zusammenhang mit der ganzen nordischen Dichtung klar hervor. Wie wichtig solche Beobachtungen im einzelnen Fall werden können, dafür nur ein Beispiel. Völuspá 18 wird die Weltesche Yggdrasil genannt (*heitir Yggdrasil*), und zwar in allen Handschriften außer Codex Regius der Snorra Edda, der den Genetiv (*Yggdrasils*) schreibt, was Symons auch in den

Text setzt. Yggdrasill bedeutet „Roß des Yggr“, d. i. Odin und „Odins Roß“ ist eine skaldische Kenning, d. h. Umschreibung für Odins Galgen. Der Weltbaum führt daher seinen Namen, daß nach einer in den Hávamál erwähnten Sage Odin neun Nächte lang vom Speer durchbohrt im Gezweig des Baumes hing. Diese mystische Benennung des Baumes, den dieses geheimnisvolle Opfer Odins zum Sinnbild der Welt erhob, veranlaßte Bugge, Zusammenhang mit christlichen Vorstellungen vom Kreuzesbaum und Galgen Christi anzunehmen. An den übrigen Stellen der Völuspá und Grimnismál heißt es nun: „*askr Yggdrasils*“, weshalb die erwähnte Handschrift der Snorra Edda auch Völuspá 18 den Genetiv einsetzte. Eiríkr Magnússon suchte nun in einer besonderen Schrift (Odins horse Yggdrasill, London 1895) zu erweisen, daß die Esche überhaupt nicht Yggdrasill hieß, daß man vielmehr von den genetivischen Stellen ausgehen müsse und demnach übersetzen: „Esche des Rosses Odins“, wie Mogk in Pauls Grundriß III² 150 auslegt: „es ist das alte, volkstümliche Bild, daß Odin als Windgott sein Roß in dem luftigen Gezweig des Baumes weidet, das Veranlassung zu dieser Kenning gegeben hat.“ Ein Blick in die Anmerkungen zu Völsp. 18, 2 und 14, 7 belehrt, daß wir gar keinen Grund haben, an die Überlieferung zu rühren. Die Esche selbst heißt Yggdrasill, Odins Galgen; und die Wendung „*askr Yggdrasils*“ erklärt sich als „epexegetischer“ Genetiv. Mit zwei kurzen grammatisch-stilistischen Anmerkungen zeigen also Detter und Heinzel, daß die Überlieferung (*Yggdrasill* = *askr Yggdrasils*) zu Recht besteht, daß die gegen Bugge unternommene Auslegung dadurch zweifelhaft, ja hinfällig wird, daß sie die einfachsten Vorfragen der Textüberlieferung und des Sprachgebrauchs zu wenig in Überlegung zog. Die Anmerkungen zur Völuspá, in die Detters Abhandlung aus den Wiener Sitzungsberichten CXL 1899 aufgenommen wurde, beweisen überhaupt auf Schritt und Tritt, wie viel sorgsame philologische Erwägungen und Erörterungen über das bloße Verständnis der einzelnen Stellen noch gepflogen werden müssen, auf wie schwankem Grunde mangelhafter Textkenntnis viele unserer kühnen mythologischen Auslegungen beruhen. Trefflich scheint mir gleich die Deutung von Völuspá 1, 5 „*Valsþórs véi*“ als Kenning für Dichtung. Und die Anmerkung zu 62, 8 zeigt, wie oft Müllenhoffs „Besserungen“ die einfachsten Dinge völlig verwirren. Wie viel verborgene Schwierigkeiten aber noch immer im Texte liegen, beweisen z. B. Kauffmanns Erörterungen über Völuspá 32, 4 „Baldr ist das Leben verborgen“ (*erlog fölginn*) im Mistelzweig (vgl. Kauffmann, Balder 1902, S. 21 ff.), eine Stelle, die bei Detter und Heinzel noch gar nicht besprochen wird, deren höchst einfachen, von Kauffmann a. a. O. gründlich erläuterten Sinn man bisher gänzlich mißverstand. So werden noch manche bisher übersehene oder verkannte Schwierigkeiten in den mythologischen Gedichten sich verbergen. Zum Verhältnis zwischen den Gedichten

selbst und Snorris Auslegung ist die Bemerkung zu „*lúpr*“ (Vafprúdnismál 35, 6) lehrreich. Das Lied weiß vielleicht überhaupt nichts von einer großen Flut, die erst Snorri nach der Bibel erfand!

Zu den Liedern der Heldensage finden wir viele treffliche Anmerkungen, die eine einfache und ungekünstelte Erklärung der Überlieferung geben. So scheint mir die zu Völundarkvida 6, 5 und 9, 1—4 vorgetragene Auffassung von der Bedeutung des verhängnisvollen Ringes durchaus befriedigend und viel besser als die von anderen aufgestellte Behauptung eines zauberischen Flugringes. Man trägt oft viel zu viel in die einfachsten Dinge hinein und sucht dunkle, schwierige Beziehungen, wo vielleicht gar keine vorhanden sind. Der Sageninhalt der nordischen Nibelungenlieder wird gegenwärtig eifrig erörtert. Noch harren viele dunkle Fragen, die namentlich auch beim Verhältnis zwischen nordischer und deutscher Überlieferung in Betracht kommen, der Lösung: z. B. ob Sigrdrífa von Brynhild zu trennen oder nur als besonderer Name Brynhilds aufzufassen ist, ob eine frühere Verlobung Sigurds vorausgesetzt wird oder nicht. Gerade hier muß man sich von den Berichten Snorris und der Völsungasaga, die die Widersprüche und Dunkelheiten der einzelnen Lieder zu beseitigen oder auszugleichen suchen, möglichst frei machen. Und da gilt es immer wieder die Lieder zu lesen und gründlich zu verstehen. S. 676 sind alle mitunter hochwichtigen Stellen verzeichnet, wo die Anmerkungen die Sagensgeschichte behandeln und neu beleuchten. Sie werden bei künftigen Untersuchungen immer zu berücksichtigen sein und gute Dienste tun. Zu Guðrúnarhvöt 5, 3—6 ist hervorgehoben, daß also auch in der nordischen Überlieferung einmal Högni als Sigurds Mörder erscheint. Im Oddrúnargrátr stehen wohl die meisten Schwierigkeiten dem Versuch entgegen, mit der überlieferten Strophenfolge zurechtzukommen. Da möchte man fast einmal einwenden, daß der konservative Standpunkt übertrieben ist und Schwierigkeiten schafft, die bei Annahme leicht erklärlicher Verderbnis der Überlieferung nicht bestehen.

Die Verzeichnisse zu den Anmerkungen stellen die wichtigsten darin behandelten Gegenstände zusammen: die Syntax (S. 658—67) überwiegt, unter Rhetorik und Poetik findet man die stilistischen Erscheinungen. Das metrische Verzeichnis belehrt über die mannigfachen Eigenheiten des Versbaues in den Edda-Gedichten.

Die Anmerkungen sind schlicht und sachlich gehalten, sie gewähren häufig die Möglichkeit verschiedener Auslegung und lassen die Lösung offen, sie erzwingen nirgends ein Ergebnis, wo eine feste Entscheidung einmal nicht getroffen werden kann. Dadurch werden wir immer von neuem vor allzu großer Zuversicht bei Auslegung einzelner Stellen gewarnt und zu eigener, gründlicher Erwägung angeregt. Die Anmerkungen enthalten reichen Stoff, dessen Verwertung und Vermehrung von jedem selbständig

versucht werden kann. Gerade in ihrer strengen, nur auf Tatsachen und Belege begründeten Sachlichkeit wirken sie klärend und fördernd und regen zur Fortarbeit an.

Die deutschen Gelehrten haben an der Edda-Forschung rühmlichen Anteil. Detters und Heinzels Ausgabe gibt davon einen neuen glänzenden Beweis. Das schöne Werk wird im Norden und in Deutschland mit Freuden begrüßt werden.

Rostock i. M.

W. Golther.

Englische Lehrbücher.

Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Nach der Anschauungsmethode mit Bildern, bearbeitet von Ernst Lehmann, kgl. Professor für neuere Sprachen an der Kreisrealschule in Kaiserslautern. Nebst einem grammatischen und poetischen Anhang. 4. gänzlich neu bearb. Aufl. Mannheim, J. Bensheimer 1902. XV u. 246 SS

Getreu dem Grundsatz „*Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu*“ geht der Verf. bei der Vorführung des englischen Sprachstoffes von der Anschauung aus und bespricht mit dem Schüler das Schulzimmer, den menschlichen Körper, die Kleidung, die Zahlen, das Haus und seine Teile, die Jahreszeiten, die Nahrung, die verschiedenen Arbeiten zu Hause und auf dem Felde, Handel und Industrie, Krieg und Erdkunde. Überall wird das Auge durch Beigabe von Bildern unterstützt und das Interesse durch zahlreiche eingestreute Anekdoten, Erzählungen und Gedichtchen gehoben. Auffallend ist es, daß das Buch weder Vokabelverzeichnisse zu den einzelnen Lektionen noch ein alphabetisches Wörterbuch am Schlusse des Werkes enthält.

Dem Sprech- und Lesestoffe geht eine englisch geschriebene Einleitung über die Aussprache der englischen Vokale und Konsonanten voraus. Der Verf. steht darin auf dem veralteten Standpunkte Websters, indem er z. B. zwischen dem *a* in *arm* und dem *a* in *grass* unterscheidet (S. II), das *u* der Endungen *-durr*, *-ture*, *-sure* voll ausspricht (S. V) und in *herb* das *h* verstummen läßt (S. IX). Nicht ganz richtig ist auch die Behauptung auf S. XIII, daß das *th* in den Pluralen *clöths* und *möths* stimmhaft sei. Nach einem kurzen Vokal ist nur die stimmlose Aussprache des *th* möglich; dagegen geht in diesen Wörtern, wenn das *o*, wie es zuweilen geschieht, lang ausgesprochen wird, vor dem Plural-*s* das stimmlose *th* in ein stimmhaftes über.

An die Texte schließt sich eine gleichfalls englisch geschriebene „Grammatik“ an (S. 168—217); die Regeln derselben betreffen sowohl die Formenlehre als auch die Syntax und sind klar und dem modernen Sprachgebrauch gemäß abgefaßt. Ich habe

dazu nur wenig zu bemerken: S. 169. Neben *three pence a pound* sagt man auch *three pence the pound*; *my friend is a printer* unterscheidet sich in gar nichts von dem deutschen „Mein Freund ist ein Buchdrucker“; S. 171 die Wörter *louse, lice* gehören in kein Schulbuch (vgl. auch S. XII *louse!*); S. 175 die Regeln über die Komparation der zweisilbigen Adjektiva sind unvollständig; S. 176 *elder* und *eldest* werden auch in prädikativer Stellung gebraucht, z. B. *he is my elder*; S. 198 *He dare not leave the room* heißt nicht „Er darf das Zimmer nicht verlassen“, sondern „Er wagt es nicht, das Zimmer zu verlassen“. Mangelhaft ist das Verzeichnis der „unregelmäßigen Verba“ (S. 194—199). Das vor den Imperfekten *bereft, burnt, clad, dreamt, dwelt, gilt, girt, hung, knelt, knit, leant, leapt, learnt, lit, quit, shore, smelt, spelt, split, sweat, wet, wrought* stehende „R“, welches anzeigt, daß neben der unregelmäßigen auch die regelmäßige Form vorhanden ist, sollte auch vor den dazu gehörigen Partizipien stehen; übrigens sind die Formen *clad, crown, hoven, lit, quit, sweat, wrought* veraltet und die Partizipien *fraught, shorn, swollen* leben nur noch als Adjektiva fort. Neben dem Partizip *awaked* kommt auch *awoke*, neben dem Präteritum *durst* auch *dared* vor. Statt der Imperfeka *shrank, spun, sprung* lies *shrank (shrunken), spun (spun), sprang (sprung)*; die vom Verf. zitierte Behauptung Websters, *sprang* sei „obsolescent“, ist unzutreffend.

Den Schluß des Buches bilden zwölf poetische Muster (S. 218 bis 233), Sprichwörter, Zitate, ein Verzeichnis von Substantiven, Adjektiven und Verben, die eine vom Deutschen abweichende Bektion haben, endlich Bemerkungen über den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben, die Interpunktion, Silbenteilung und die üblichsten Abkürzungen.

Das Buch ist schön ausgestattet und gut gedruckt; an Druckfehlern habe ich nur folgende gefunden: S. V *smull* (statt *small*), S. XIV *köw'ry* (st. *kwör'ry*), *zrëks'ëz* (st. *zërks'ëz*), S. 16 *Francc*, S. 169, Anm. *ce* (st. *the*), S. 173 *letters* (st. *letter s*), S. 182 *ome* (st. *some*).

Talks about English Life. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Seitenstück zu *Causeries françaises* von Georg Stier. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Von F. Rentsch. Cöthen, Otto Schulze 1902. 8°, XVI u. 301 SS.

Das Buch enthält eine in flüssigem Englisch geschriebene Belehrung über folgende Gebiete des täglichen Lebens: I. *Travelling*, II. *The Family*, III. *A House and its Belongings*, IV. *Fire*, V. *Lights*, VI. *Meals*, VII. *Visits*, VIII. *Health and Ill-Health*, IX. *Age*, X. *Holidays*, XI. *The Bed (On Going to bed and Getting up)*, XII. *The Toilet*, XIII. *Linen, Under-clothing, Washing*, XIV.

The Necessities of a Gentleman's Toilet, XV. *Ladies' dress*, XVI. *The Town*, XVII. *Education*, XVIII. *Language*, XIX. *Letters (Postal regulations, Writing materials)*, XX. *Music*, XXI. *The Theatre*, XXII. *Weather and Seasons*, XXIII. *Time*, XXIV. *Clocks and Watches*, XXV. *Photography*. In allen diesen Abschnitten, deren Darstellung zwischen Beschreibung, Erzählung und Dialog abwechselte, behandelt der Verf. seinen Gegenstand so erschöpfend, daß er dem Lernenden einen reichen Wortschatz aus der englischen Umgangssprache vermittelt; selbst der Bergsteiger, der Radfahrer und der Amateur-Photograph finden hier die entsprechenden englischen Fachausdrücke ihres Sports. Im allgemeinen werden natürlich englische Verhältnisse besprochen und der Abschnitt XVI ist fast ausschließlich der Stadt London gewidmet; aber hie und da werden auch kontinentale, besonders deutsche Verhältnisse zum Vergleich herangezogen (so S. 12, 13, 47, 49, 51, 57, 64, 65, 91 usw.).

Ein vollständiges, sorgfältig ausgearbeitetes englisch-deutsches Wörterbuch (S. 205—301) erhöht noch den Wert des lehrreichen Buches.

Die Ausstattung ist gefällig, der Druck korrekt (S. 44 lies *curtains* st. *courtains*!).

Das Buch ist sowohl zum Klassenunterricht, als auch zum Selbststudium geeignet.

First Step to English Conversation. Sprechübungen für Anfänger im Anschluß an die Vorfälle des Tages, erläutert durch ideographische Zeichen von E. A. Tureau de Marney. Leipzig, E. Heberland 1903. 8°. 32 SS.

Jede der Seiten 9—29 zerfällt in drei Teile; oben sind vier ideographische Zeichnungen, deren jede irgend eine Tätigkeit darstellt, daran schließen sich englische Fragen und Antworten mit deutscher Übersetzung und unter dem Striche folgen noch einige Fragen und Antworten, die zur Ergänzung des oben Gelernten dienen sollen. Weil das Büchlein auch für Selbstlerner bestimmt ist, so ist jeder englische Satz lautlich umschrieben, wobei sich der Verf. der Zeichen der *Association phonétique internationale* bedient. In die Transkriptionen haben sich einige Versehen eingeschlichen: 13 *appetite* epítait, *pouring* pouriy, S. 14 *front* front (auch S. 22), S. 24 *cannot* kenet, *policeman* po'laisman (!), S. 25 *trousers* trauziz, S. 26 *here is* hija-iz, *floor* fluwo (!), S. 29 *languages* langwidzoz. Zuweilen wird eine zu flüchtige Aussprache angegeben, z. B. S. 9 *half past five* ha:f-pes-faiv, S. 11 (14) *breakfast* brekfes, S. 14 *as soon as possible* oz-suwn-z'posibl. Die Wörter *will not* werden S. 24 zu wil-n(ot) statt zu wount kontrahiert. Unenglisch ist S. 24 *I swim since I was ten years of age*, und deutsch ist S. 15 „Stehen Sie sich gut mit ihm?“.

Den Texten geht eine gelungene Einleitung über die englische Aussprache voran (S. 5—8); in *dwarf* wird irrtümlich ein kurzes o angenommen. Den Schluß des Buches bilden 84 Fragen, in denen die 84 vorher gelernten Verba auch in der 3. Person geübt werden; *the blinds* heißt nicht „Fensterläden“, sondern „Jalousien“!

Wenn auch das Ausgehen vom Bilde für die Sprechfertigkeit von hohem Werte ist, so gibt sich der Verf. doch einem zu starken Optimismus hin, wenn er glaubt, daß das Kind dadurch befähigt wird, in der fremden Sprache auch zu denken.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Weltgeschichte. II. Band. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Von Max v. Brandt, Dr. Heinrich Schurts, Prof. Dr. K. Weule u. Prof. Dr. E. Schmidt. Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1902. VIII u. 638 SS. Preis 10 Mk. (Auch unter dem Titel: Weltgeschichte, unter Mitarbeit von, herausg. von Hans J. Helmholt II.)

Die schönen, gut gemeinten Worte, mit denen der Herausgeber die in dem vorliegenden Werke angewandte und in diesen Blättern wiederholt erwähnte Methode vertheidigt, können die Bedenken nicht beschwichtigen, die mehrfach in der Kritik und so auch in dieser Zeitschrift laut geworden sind. Die Ziele, die der Herausgeber hier mit den Worten Strakosch-Grassmanns andeutet, lassen sich auch mit Hilfe jener älteren Methode, die in erster Linie die zeitliche Abfolge des historischen Geschehens betrachtet und vielleicht noch besser erreichen, als mit der hier angewandten. Die Geschichte Ostasiens kann in einer wirklich ansprechenden Weise und einer durchaus auf sachlichen Gesichtspunkten ruhenden Gruppierung des historischen Stoffes bequem in die Geschichte des 13., dann wieder in jene des angehenden 15. Jahrhunderts eingereiht werden, ohne daß dem Gegenstand im mindesten Gewalt angetan würde; vielmehr würden die orientalischen Einflüsse auf das Leben und die Entwicklung großer Staatswesen im Abendland deutlicher zutage treten, als dies hier der Fall ist. Der vorliegende Band ist von der Kritik bekanntlich etwas scharf mitgenommen worden (s. H. Z. XC, 455). Ich kann mich mit so summarischen Verurteilungen doch nicht ganz einverstanden erklären. Die Sache liegt an dem Übelstande, den der Ref. noch jüngstens herausgehoben hat, daß es nicht möglich ist, die historisch wichtigsten Abschnitte auf einigen wenigen Seiten zu erledigen, wie dies leider auch hier der Fall ist. Sieht man von den oben betonten prinzipiellen Bedenken ab, die man gegen die Methode und das Skizzenhafte der Darstellung hat, so wird man eine Geschichte Ost- und Hochasiens nur lebhaft begrüßen können, umso mehr, je eifriger sich die moderne Welt diesen Verhältnissen zuwendet, die ja nicht

bloß dem künftigen Historiker viel Interessantes, sondern auch den Politikern eine reiche Quelle der Belehrung bieten. Man könnte sich für die Darstellung der Geschichte Japans, Chinas und Koreas kaum eine sachkundigere Feder denken, als es die M. v. Brandts ist, des vormaligen Ministerresidenten in Japan und Gesandten in China. Zu bedauern ist freilich die schon oben gerügte Kürze, die den Verf. nötigt, einen gewaltigen Stoff auf noch nicht ganz fünf Druckbogen unterzubringen. Daß da vieles nur angedeutet, Beziehungen und Zusammenhänge kaum irgendwie erörtert und nur das sachlich Bedeusamste herausgehoben werden kann, liegt auf der Hand. Das ist auch beim 2. Abschnitte der Fall, in welchem Schurtz eine Geschichte Hochasiens und Sibiriens vorführt. Man darf hier nur an Namen wie Dschingis-Khan und Timur erinnern, um anzudeuten, was das besagen will. Aber auch diese wichtigen Partien sind natürlich nur in den größten Skizzen (S. 119—218) gezeichnet. Die Entwicklung Australiens und Ozeaniens schildert Dr. K. Wenle (S. 223—336). Ein größerer Raum ist der Geschichte Indiens (S. 339—518) zugewiesen, allerdings kommt in der sonst sachgemäßen Darstellung Emil Schmidts die ältere Zeit nicht recht zur Geltung. Kürzer und nicht genug informierend (S. 521—564) handelt Schurtz über Indonesien (Sundainseln, Philippinen, Madagaskar usw.) und Wenle über die Bedeutung des Indischen Ozeans. Auch diesen Band zieren zahlreiche Karten, Farbendrucktafeln und sonstige Beilagen.

Graz.

J. Loserth.

Pipper O., Österreichische Burgen. 1. Teil. Mit 262 Abbildungen. Wien, A. Holder 1903. Preis 8 K.

Über Auftrag des regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein und des Grafen Wilczek hat es der Verf. unternommen, die Burgen der österreichischen Reichshälfte, u. zw. vor allem die Ruinen in sachkundiger Weise zu beschreiben und die wenigen noch vorhandenen Reste des mittelalterlichen Burgenbaues in Wort und Bild festzuhalten. Er verbindet damit aber auch die Absicht, in das Verständnis der Burgenkunde überhaupt einzuführen. Diesem Zwecke dienen zahlreiche Abbildungen, teils Gesamt- und Detailansichten, teils Lagepläne und Grundrisse, welche größtenteils nach Aufnahmen des Verf.s hergestellt wurden. Auf das Geschichtliche ist im allgemeinen nur in den Hauptzügen eingegangen. Das Sachregister klärt nicht bloß über die Stellen auf, an denen die verschiedenen Baulichkeiten behandelt sind, sondern erläutert auch die gebräuchlichsten Fachausdrücke. Der vorliegende erste Teil beschäftigt sich mit Burgen Niederösterreichs (Araberg, Buchberg, Emmerberg, Klamm, Starhemberg, Wildeck), Oberösterreichs

(Falkenstein, Pürnstern), Salzburgs (Finstergrün), Steiermarks (Eppenstein, Frauenburg, Gabelhofen, Liechtenstein, Pfintzberg, Puxer Loch), Tirols (Arco, Boimont, Branzoll, Caldonazzo, Castellalto, Kronmetz, Neuhaus, Pergine, Tirol), Vorarlbergs (Glopper, Alt- und Neu-Montfort), Böhmens (Bayereck bei Neuern, Bürgstein, Egerberg, Elbogen, Engelhaus, Schönburg, Welhartitz) und Mährens (Rosenstein). Ist zwar das Buch nicht in erster Linie dafür geschrieben, so besitzt es doch auch nicht nur in anthropogeographischer Hinsicht durch Einzelheiten, wie sie beispielsweise in der Beschreibung der Burgen Bürgstein und Tirol oder des Puxer Loches zutage treten, sondern namentlich im Hinblick auf den heimatkundlichen und geschichtlichen Unterricht, der ihm manchen schätzenswerten Beitrag zu seiner Belebung wird entnehmen können, einen unbestreitbaren Wert.

Zehden K., Handelsgeographie. 9. Auflage, mit Benützung des vom Verf. gesammelten Materials durchgesehen und ergänzt von Prof. Dr. B. Sieger. Wien, A. Hölder 1903. Preis geb. 6 K 80 h.

An der Disposition des Stoffes wurden keine wesentlichen Änderungen vorgenommen. Durch Heranziehung der neuesten Quellen wurde das Tatsachenmaterial auf den Standpunkt der Gegenwart gebracht. Mit Recht gelangten in überwiegendem Maße abgerundete Zahlen zur Verwendung. Das Hauptgewicht ist auf solche gelegt, welche zur Kennzeichnung der Veränderlichkeit mancher Angaben, wie beispielsweise bei Ernteerträgen, dienen oder durch Anregung zu Vergleichen das Verständnis erleichtern und den Gegenstand beleben. Zu letzterem Zwecke erfür der Zahlenstoff sogar eine kleine Vermehrung. Er soll dem Schüler die Möglichkeit bieten, sich Vergleichstabellen selbst zusammenzustellen. Wird auch das Buch in seiner neuen Gestalt ein trefflicher Unterrichtsbehelf sein, so begrüßen wir doch die Absicht Siegers, in einer künftigen Auflage aus der Rolle des Bearbeiters hervorzutreten und manche einschneidende Änderung in der Darbietung des Stoffes vorzunehmen, auf das lebhafteste.

Wien.

J. Müllner.

Vorlesungen über hydrodynamische Fernkräfte nach C. A. Bjerkness Theorie. Von V. Bjerkness, Prof. an der Universität Stockholm. II. Band. Mit 60 Figuren im Text und auf zwei Tafeln. Leipzig, J. A. Barth 1902.

Der vorliegende zweite Band ist zwar als eine Fortsetzung des ersten Bandes, in dem die Theorie der hydrodynamischen Fernkräfte nach den Anschauungen von Bjerkness abgeleitet wurde, anzusehen, doch kann er, da er die berühmten Versuche des ge-

nannten Forschers enthält, auch unabhängig vom ersten Bande studiert werden, zumal auch diese Versuche durch eine vorausgeschickte elementare Ableitung dem Verständnisse des Lesers näher gerückt wurden.

Was die in dem Buche angegebenen Versuche betrifft, so rühren dieselben zum größten Teile von Bjerkness dem älteren her, allerdings hat — nachdem der norwegische Staat C. A. Bjerkness unterstützte und dieser ein eigenes Laboratorium erhielt — die experimentelle und konstruktive Arbeit V. Bjerkness übernommen, während die Apparate von dem Mechaniker Anderssen hergestellt wurden.

Im ersten Teile des vorliegenden Buches ist zunächst eine elementare Ableitung der hydrodynamischen Fernkräfte durchgeführt worden, u. zw. sind zunächst die qualitativen Gesetze der hydrodynamischen Fernkräfte angegeben worden, dann wurde auf die quantitative Formulierung der Resultate bezug genommen. — Im zweiten Teile sind weiters die Versuche dargestellt worden, die mit Kugeln vorgenommen wurden, welche an der Oberfläche von Wasser auf- und niedertauchen; dann sind die Experimente eingehend beschrieben worden, die mit Kugeln angestellt werden können, welche unter Wasser Pendelschwingungen ausführen. Im weiteren Verlaufe der Darstellung ist der apparatlichen Einrichtungen gedacht worden: es wurden die Generatoren für Pulsationen und Oszillationen, ferner die Pulsations- und die Oszillationsinstrumente beschrieben und schließlich auf die wichtigsten Fehlerquellen bei Anstellung der Versuche des näheren eingegangen.

Die Anziehung und Abstoßung pulsierender Körper und andere permanente hydrodynamische Energiekräfte werden im folgenden zuerst in qualitativer Hinsicht betrachtet, dann wird auf einige messende Versuche aufmerksam gemacht. Es war dem Verfasser hauptsächlich daran gelegen, durch diese messenden Versuche das Studium der hydrodynamischen Fernkräfteerscheinungen zu eröffnen und parallel mit dem Studium der elektrostatischen und der magnetischen Fernwirkungen zu betreiben. Die in dem Buche angeführten Messungen beziehen sich tatsächlich auf die Anziehung und die Abstoßung von pulsierenden Körpern und entsprechen daher den elektrischen und magnetischen Fundamentalversuchen, die mit der Coulombschen Drehwage anzustellen sind. — Im weiteren Verlaufe des Buches finden wir die Beschreibung der Versuche mit den temporären Energiekräften, die verhältnismäßig leichter anzustellen sind, als die Versuche, die sich auf die permanenten Fernkräfte beziehen. Bjerkness wurde bei seinen Versuchen mit den permanent pulsierenden oder oszillierenden Körpern zu Ergebnissen geleitet, die einige Analogien mit den Erscheinungen bieten, welche auf Grund der influenzierenden Wirkung magnetischer oder elektrischer Körper zustande kommen.

Im folgenden wird der fundamentale Unterschied zwischen den permanenten und temporären Kräften hervorgehoben; es können sich die Kräfte permanenter Natur, die von getrennten Kugeln ausgehen, ungestört superponieren, während für die temporären Kräfte kein Superpositionsprinzip gilt.

Der Verf. setzt die korrespondierenden magnetischen und hydrodynamischen Versuche nebeneinander und zeigt die Analogien der Kräfte magnetischen und hydrodynamischen Ursprunges. Hierbei geht er besonders auf das Studium der temporären Kräfte im permanenten Strom- oder Kraftfelde ein. Betrachtet man die Staubfiguren, welche unter dem Einflusse eines pulsierenden Körpers, von zwei gleich pulsierenden Körpern, von zwei entgegengesetzt pulsierenden Körpern erzeugt werden, so findet man tatsächlich die Ähnlichkeit der hydrodynamischen und der magnetischen Erscheinungen aufs schönste bestätigt. Man kann nach diesen experimentell erschlossenen Erscheinungen wohl den Satz aufstellen: zwischen den Feldern gleichpulsierender Kugeln und gleichnamiger Pole besteht Identität, ebenso zwischen den Feldern entgegengesetzt pulsierender Kugeln und ungleichnamiger Pole. Nur geht aus den betreffenden Versuchen hervor, daß man bei gleichem Aussehen des Kraftfeldes immer entgegengesetzte Kraftwirkungen erhält, so daß einer anziehenden Wirkung der pulsierenden Kugeln eine Abstoßung der magnetischen Pole bei derselben Erscheinung entspricht und umgekehrt.

Im letzten Teile des vorliegenden Buches wird die Analogie zwischen den hydrodynamischen und den elektrostatischen oder den magnetischen Erscheinungen besonders erörtert. Die in diesem Teile entwickelten Ergebnisse rühren von C. A. Bjerkness her. Der Herausgeber des vorliegenden Buches, V. Bjerkness, hat diese Ergebnisse entsprechend den Faraday Maxwellschen Ideen umgestaltet und den Lesern vorgeführt. Es werden die ersten Erfahrungen über elektrische oder magnetische Fernkräfte angegeben, dann wird auf die elektrischen, magnetischen und hydrodynamischen Fernwirkungen niederer Ordnung eingegangen, weiters werden die Felder als mathematische Hilfs- und physikalische Grundvorstellungen beschrieben, wobei der Verf. auf den Umstand im besonderen verweist, „daß, wenn ein Hydrodynamiker, welcher nur die hydrodynamischen Fernkräfte kennt, den von Maxwell in der Elektrizitätslehre eingeschlagenen Weg verfolgt, er den einzigen Weg einschlägt, welcher von den hydrodynamischen Fernkräften zu der Hydrodynamik führt“. Von großem Interesse ist der am Schlusse dieses Abschnittes gegebene Überblick über die einander entsprechenden elektrischen, magnetischen und hydrodynamischen Größen. Weiters betrachtet der Verf. die Felder in vollständig homogenen Medien. Er betont besonders die absolute Analogie der Polarisation mit der Geschwindigkeit und der magnetischen Feldintensität mit der hydrodyna-

mischen. Dann wird die Theorie der heterogenen Medien entwickelt und das System der Feldgleichungen für solche Medien aufgestellt.

Während bisher die Analogie der hydrodynamischen Erscheinungen mit den elektrischen oder magnetischen auf geometrischem Wege dargelegt wurde, geht der Verf. im folgenden daran, die Energie der elektrischen oder magnetischen Kraftfelder und der hydrodynamischen Stromfelder miteinander zu vergleichen. Im weiteren Verlaufe leistet die Einführung des Heavideschen rationalen Einheitsystems wesentliche Dienste.

In einem Rückblicke und den Schlußbetrachtungen wird nochmals auf die Existenz scheinbarer Fernkräfte, auf deren allgemeine Eigenschaften, auf die Beziehungen der Erscheinungen pulsierender Kugeln und der Gravitation, auf die Analogie mit den elektrischen und den magnetischen Erscheinungen des Näheren eingegangen. Besonders bemerkenswert sind die Bemerkungen des Verf.s über die Bedeutung der Maxwell'schen Gleichungen und der Eulerschen Gleichungen, die sich auf reibungslose Flüssigkeiten beziehen. Es wird als Zukunftsaufgabe aufgestellt: die Auffindung eines Gleichungssystemes, das alle elektrischen und magnetischen Erscheinungen umfaßt und folglich alle ponderomotorischen Kräfte als dem elektromagnetischen Erscheinungskomplexe organisch zugehörig behandelt, anstatt, wie jetzt, sie als einen getrennten Anhang nach besonderen Methoden behandelt. Das klassische Werk ist durchwegs beachtenswert.

Die Verflüssigung der Gase, geschichtlich entwickelt von Willett L. Hardin, Ph. D. Übersetzt von Dr. J. Traube, Prof. an der technischen Hochschule zu Berlin. Mit 42 Abbildungen. Stuttgart. Ferd. Enke 1900.

Dankbar anzuerkennen ist der Umstand, daß der Verf. in einer Schrift: *'The Rise and Development of the Liquefaction of Gases'*, deren Übersetzung nun vorliegt, dem Gebiete der Verflüssigung der Gase, das in der neueren und neuesten Zeit große Fortschritte aufzuweisen hat, nähergetreten ist. Der amerikanische Physiker hat in dieser Schrift eine vollständige Geschichte der Entwicklung jener Methoden gegeben, die sich auf die Verflüssigung der Gase beziehen. Dabei wurde auf die Theorie des Gegenstandes nur insoweit eingegangen, als sie zum Verständnisse der beschriebenen Methoden erforderlich war.

In dem Buche befinden sich viele Quellenangaben, die dessen Wert bedeutend erhöhen, da durch sie dem Leser die Möglichkeit geboten wird, in den Gegenstand tiefer einzudringen. Die Darstellung ist eine sehr klare und einfache, die Übersetzung in jeder Beziehung gelungen.

Im ersten Kapitel werden die ersten Beobachtungen über die Kompression und Verflüssigung der Gase angegeben:

im zweiten finden wir in erster Linie die grundlegenden Arbeiten von Faraday auf diesem Felde mit großer Genauigkeit dargestellt. Im dritten Kapitel werden jene Arbeiten über die Verflüssigung von Gasen dargelegt, welche seit der Erkenntnis der kritischen Daten eines Gases und der Kontinuität des gasförmigen und flüssigen Aggregatzustandes entstanden sind. Namentlich sind es die Versuche von Andrew mit Kohlensäure, welche an dieser Stelle gewürdigt wurden. Der Verf. hat auch in diesem Abschnitte die kinetische Theorie der Gase in ihren Grundzügen skizziert und ist auf die Beziehung zwischen dem gasförmigen und flüssigen Aggregatzustande im Sinne der Gleichung von van der Waals eingegangen.

Mit den Verflüssigungsversuchen der permanenten Gase von Cailletet und Pictet beginnt eine neue Epoche für diesen Gegenstand. Die Skizze dieser Versuche finden wir im vierten Kapitel. Auf diese Versuche weiter aufgebaut wurde von Wroblecki, Olszewski und Dewar. Kurz berührt wurden die Verflüssigungsversuche von Kamerlingh-Onnes. In ausgezeichneter Weise wird die Geschichte und Methode der Verflüssigung von Gasen nach dem Gegenstrom- oder Regenerativverfahren auseinandergesetzt. In dieser Beziehung wird der Apparat von Linde für die Verflüssigung der Luft, der von Hampson, Dewar und Tripler auseinandergesetzt. Das sog. Gegenstromverfahren wird mathematisch auseinandergesetzt. Die Gleichung II. auf S. 150 hätte anders geschrieben werden sollen; in der angegebenen Form ist sie nicht richtig, da zwei in ihr vorkommende Größen Wärmemengen, die subtrahierte Größe aber eine Arbeitsleistung bedeuten. Interessant sind auch die Bemerkungen über die Verflüssigung von Argon, Wasserstoff und Helium, da es sich hierbei manchmal um sehr kleine Gasmengen handelt und die Konstruktion von besonderen Apparaten erforderlich war.

In der nun folgenden Tabelle sind von einigen Stoffen die kritische Temperatur in Celsiusgraden, der kritische Druck in Atmosphären, der normale Siedepunkt und der Schmelzpunkt in Celsiusgraden, die Farbe der Flüssigkeit und die Namen der Beobachter angegeben.

In einem Schlußkapitel werden im Zusammenhange die drei Aggregatzustände skizziert, dann in ganz kurzer Darstellung auf die Anwendung verflüssigter Gase in der Industrie aufmerksam gemacht, sodann gezeigt, in welcher Weise tiefe Temperaturen physiologisch wirken, endlich auf die Besprechung der Eigenschaften der Materie bei tiefen Temperaturen eingegangen. Aus den Untersuchungen von Dewar ist besonders der Satz hervorzuheben, daß der elektrische Widerstand der reinen Metalle in der Nähe des absoluten Nullpunktes Null ist, während der elektrische Widerstand der Kohle bei der Temperatur des elektrischen Lichtbogens Null zu sein scheint.

Ref. macht die Fachmänner, aber auch Laien auf die vorliegende, frisch und anziehend geschriebene Schrift, in der ein wichtiger Gegenstand der neueren Physik zur Sprache kommt, aufmerksam. Gelungene Abbildungen bringen den Text des Buches zum vollen Verständnisse des Lesers.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 124, 125, 126, 127, 128. Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann 1902.

In Nr. 124 hat Prof. Dr. Max Planck, der für theoretische Physik an der Universität Berlin wirkt, die Abhandlungen zur Thermodynamik chemischer Vorgänge von H. Helmholtz herausgegeben. Diese Abhandlungen, welche in den Entwicklungsgang der Thermodynamik bahnbrechend eingegriffen haben, erschienen zuerst in den Berichten der preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Die erste handelt von den galvanischen Strömen, welche durch Konzentrations-Unterschiede erzeugt werden, und von den diesbezüglichen Folgerungen aus der mechanischen Wärmetheorie. Die drei anderen Abhandlungen enthalten die Theorie der Thermodynamik chemischer Vorgänge im besonderen; daneben werden die Versuche angegeben, welche Helmholtz ausgeführt hat, um die von ihm deduzierten thermodynamischen Theoreme durch das Experiment zu bestätigen. Weiters werden aus diesen Theoremen Folgerungen gezogen, die sich auf die galvanische Polarisation beziehen. Der Herausgeber hat im allgemeinen den Text der ersten Veröffentlichung nebst den späteren Verbesserungen und Zusätzen beibehalten, doch manche Versehen eliminiert und durch Hinzufügung von Anmerkungen die Abhandlungen dem Verständnisse des Lesers nähergebracht und dem Stande der jetzigen Forschung angepaßt.

Nr. 125 enthält die Abhandlung von John Mayow („Untersuchungen über den Salpeter und den salpetrigen Luftgeist, das Brennen und das Athmen“), herausgegeben von F. G. Donnan. Diese Arbeit wird dauerndes Interesse für die historische Entwicklung der Chemie haben. Es ist das Hauptverdienst Mayows, daß er zuerst das wahre Wesen der Verbrennung und der Atmung eingesehen und durch viele Versuche bewiesen hat. Die Arbeiten des genialen Forschers blieben lange Zeit unbeachtet und erst später wurde von verschiedenen Seiten dargetan, daß er es war, der den Grund zur antiphlogistischen Chemie und Physiologie gelegt hat.

Nr. 126 und 128 enthalten die 9. bis 11., bzw. 12. und 18. Reihe der Experimentaluntersuchungen über Elektrizität von Mich. Faraday, herausgegeben von A. J. v. Osttingen. Die 9. Reihe der Experimentaluntersuchungen umfaßt die Entdeckung und nähere Erforschung der Selbstinduktion; in der 10. Reihe spricht der berühmte Verf. von einer verbesserten

Form der Voltaschen Batterie. Die in diesen Studien erhaltenen Ergebnisse in Bezug auf die Konstruktion und den Gebrauch der Voltaschen Batterie erscheinen in ihrem größten Teile auch heute noch wertvoll.

Von besonderer Bedeutung ist aber die 11. Reihe der Experimentaluntersuchungen, in welcher die Vorstellung entwickelt wird, daß die elektrischen Kräfte nicht in die Ferne, sondern von Teilchen zu Teilchen wirken. So wird Faraday zur Entdeckung der Eigenschaften dielektrischer Körper geführt und von ihm wird in dieser Abhandlung der Begriff der spezifischen Induktionskapazität der Körper aufgestellt. — In den beiden folgenden Reihen wird der Versuch gemacht, die verschiedenen Arten der Entladung übersichtlich zu ordnen. Die von Faraday aufgestellten Gesichtspunkte haben zum Teile heute noch Geltung und treten neuerdings wieder — wie der Herausgeber zutreffend bemerkt — ins Interesse der Forscher in Folge der großartigen Entdeckungen auf dem ganzen Gebiete elektrischer Strahlung.

Die berühmte Abhandlung von Fourier über die Auflösung der bestimmten Gleichungen vom Jahre 1831 wurde von A. Loewy übersetzt und herausgegeben und erscheint in Nr. 127 der Sammlung der Klassiker der exakten Wissenschaften. Bekanntlich konnte Fourier das Werk über die Analyse der bestimmten Gleichungen, das auf sieben Bücher berechnet war, nicht zu Ende führen; er konnte nur die vier ersten Seiten des Werkes gedruckt sehen, als ihn der Tod ereilte. Nach seinem Tode wurde außer der Einleitung und der allgemeinen Auseinandersetzung nur das Manuskript für den ersten Teil (die zwei ersten Bücher) druckreif vorgefunden. Die Übersetzung dieses grundlegenden Werkes, die uns vorliegt, schließt sich genau an den französischen Text an; es sind nur mehrere sinnstörende Versehen beseitigt worden. Das Werk ist neben Sturms Arbeit über die Auflösung der numerischen Gleichungen wohl die bedeutendste Schrift über diesen Gegenstand. Nach einer allgemein gehaltenen Einleitung wird die synoptische Auseinandersetzung der in dem Werke bewiesenen Resultate dargestellt, dann wird die Methode zur Bestimmung zweier Grenzen für jede reelle Wurzel und zur Unterscheidung der imaginären Wurzeln auseinandergesetzt, ferner auf die Methode zur Berechnung der Werte der Wurzeln, deren Grenzen bekannt sind, eingegangen und Bemerkungen über die Konvergenz der Annäherungen und über die Unterscheidung der Wurzeln gemacht. Besonders belangreich erscheinen in dem Fourierschen Werke das nach ihm benannte Theorem bezüglich der Vorzeichenwechsel, die von ihm verbesserte Näherungsmethode nach Newton, die geordnete Division und seine Auflösung der quadratischen Gleichungen. Das Buch enthält sehr viele, gut gewählte Beispiele, die ebenfalls revidiert wurden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Meteorologische Optik. Von J. M. Perntner, Professor an der k. k. Universität und Direktor der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. Mit zahlreichen Textfiguren. I. u. II. Abschnitt. S. 1—212 u. Titelbogen. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller, k. k. Universitätsbuchhändler 1902.

Das hoch bedeutsame Werk eines hervorragenden österreichischen Gelehrten ist es, über welches Ref. hier seinen Bericht zu erstatten hat. Selbstverständlich kann derselbe nicht in einer Kritik des gesamten in dem Werke gebotenen Stoffes, als vielmehr nur in einer Mitteilung seines reichhaltigen Inhaltes und in einer Andeutung seiner wissenschaftlichen Bedeutung bestehen.

Der Verf. definiert die meteorologische Optik als die Lehre von jenen Lichterscheinungen, welche für das beobachtende menschliche Auge auftreten infolge Eindringens eines Lichtstrahls von außen (Sonne, Mond oder Sterne) in die Atmosphäre der Erde. Kein Buch liegt bisher vor, welches ausschließlich und ganz nur die meteorologische Optik behandelt. Viele Übersichten über dieses Gebiet sind wohl in den verschiedenen Lehrbüchern über Meteorologie und kosmische Physik vorhanden, aber dieselben sind, wie der Verf. meint, als gänzlich veraltet und vielfach unrichtig zu bezeichnen, so daß das vorliegende Werk den Fachgenossen jedenfalls eine willkommene Gabe sein dürfte. Umsomehr, als sich kein Leser dem Zauber der formvollendeten Darstellung wird entziehen können.

Der ganze, in dem Werke zu behandelnde Stoff wird in vier Abschnitte geteilt, von denen bisher die zwei ersten erschienen sind. Der erste Abschnitt behandelt die scheinbare Gestalt des Himmelsgewölbes und die damit zusammenhängenden Erscheinungen, wozu das Überschätzen der Höhe der Berge am Horizonte, die scheinbare Vergrößerung von Sonne, Mond und Sternbildern ebenda, die eiförmige Gestalt der Höfe um Sonne und Mond gehören. Der zweite Abschnitt untersucht die Erscheinungen, welche den gasförmigen Bestandteilen der Atmosphäre allein zu verdanken sind. Zu diesen zählt der Verf.: 1. jene, welche durch die normale Dichteabnahme der Luftschichten von der Erdoberfläche nach oben hervorgerufen werden, d. i. die normale oder astronomische Strahlenbrechung; 2. jene, welche in abnormalen Zuständen der Dichteverhältnisse in den Luftschichten ihre Ursache haben, wie die Kimmung, die Verengerung des Horizontes und dessen deutliche Sichtbarkeit und scheinbare Annäherung, die man häufig als Anzeichen eines bevorstehenden schlechten Wetters ansieht, die Luftspiegelungen nach oben oder unten, die eigentümliche Gestalt und verzerrte Form von Sonne und Mond am Horizonte, hauptsächlich über dem Horizonte des Meeres, die Lateralrefraktion und die seitlichen Luftspiegelungen; 3. endlich jene Erscheinungen, bei denen ein mehr oder weniger rascher Wechsel der Dichte in den Luftschichten als Ursache auftritt, wie gewisse Nebenerscheinungen

bei der *Fata morgana*, besonders aber die Erscheinungen der *Scintillation* und das Funkeln der Sterne.

Jedes Kapitel enthält neben einer vollständigen und ausführlichen Beschreibung der einschlägigen Erscheinung zunächst eine leichtverständliche Erklärung derselben, worauf erst eine gründliche, zum Teile auf Messungen und mathematische Berechnungen basierende Theorie gegeben wird, die nicht eine einfache Zusammenfassung des bisher auf dem Gebiete der meteorologischen Optik Geleisteten, sondern fast durchwegs eine selbständige Durcharbeitung des ganzen Stoffes ist, welche auch vielfach Neues bietet. Der Verf. hebt hervor, daß gerade dieses Moment den speziellen Charakter des Buches bilden soll, und hofft dadurch ein volles Verständnis der atmosphärischen Erscheinungen zu erzielen, jener interessanten, welche „durch ihre Fülle und Mannigfaltigkeit von jeher nicht nur das größte Erstaunen wachgerufen, sondern auch auf die Gemüter einen mächtigen Eindruck gemacht und so teils Schrecken und Angst, teils übersprudelnde Begeisterung erzeugt haben“. Ref. würde hier den Wunsch aussprechen, daß dieses Moment dem Buche manche Leser zuführen möchte, die, nicht gerade mathematisch vorgebildet, dennoch mit vollem Verständnisse und immer mehr wachsendem Interesse den Auseinandersetzungen des Verf.s folgen dürften. Jedenfalls sind nicht nur Meteorologen vom Fache, sondern alle Physiker dem Verf. zu aufrichtigem Dank verpflichtet und haben alle Ursache, dem Erscheinen der weiteren Abschnitte mit Spannung entgegenzusehen.

Karolinenthal.

Dr. S. Oppenheim.

Tierleben der Tiefsee. Von Oswald Seeliger, Professor der Zoologie an der Universität in Rostock. Leipzig, K. Engelmann 1901.

Anknüpfend an die interessanten Ergebnisse der letzten deutschen Tiefsee-Expedition in den Jahren 1898—1899 bietet der Verf. in der vorliegenden kleinen Schrift eine sehr lehrreiche und übersichtliche Zusammenfassung der wichtigsten Resultate moderner Tiefseeforschung. Man kann aus diesen ansprechenden Schilderungen entnehmen, daß von einer planmäßigen Durchforschung der Tiefsee eine ganze Reihe naturwissenschaftlicher Disziplinen wesentliche Förderung zu erwarten haben, in erster Linie natürlich die Zoologie, weil die eigenartigen Lebensverhältnisse in den abysischen Regionen der Ozeane von außerordentlichem Einflusse auf Gestalt, Bau und Lebensweise ihrer tierischen Bewohner sind. Zahlreiche Anmerkungen ergänzen den fortlaufenden Text und eine farbige Tafel, ein „Tiefsee-Idyll“, schmückt das Büchlein, welches jedem Freunde der Naturwissenschaften, zumal jedem Lehrer der Naturgeschichte viele Anregung bieten wird.

Wien.

Dr. Franz Noë.

Zoologische Wandtafeln. Gezeichnet und herausgegeben von Prof. Dr. Paul Pfurtscheller. Wien u. Leipzig, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1902.

An den Oberklassen der Mittelschulen standen bisher die zoologischen Wandtafeln von Leuckart und Nitsche in Verwendung, die zunächst für den Unterricht an Universitäten bestimmt, an Mittelschulen nur in sehr beschränkter Zahl gebraucht werden konnten. Nun erscheinen in dem bekannten Verlage von A. Pichlers Witwe u. Sohn in Wien zoologische Wandtafeln, welche ein Wiener Professor nach eigenen Präparaten zeichnet und koloriert, Wandtafeln, die wohl bald an allen österreichischen Mittelschulen Eingang finden werden, weil sie alle ähnlichen Produkte an Naturtreue und künstlerischer Ausführung übertreffen. Ref. liegt Tafel 2 und 3 zur Beurteilung vor. Auf Tafel 2 ist die Anatomie der *Lamellibranchiata* (*Unio*, Malermuschel) dargestellt. Sie enthält zwei nach eigenen Präparaten von Dr. Pfurtscheller gezeichnete Figuren; nur die untere ist zum Teil aus Abbildungen nach Grobben und B. Hertwig kombiniert. Die obere Figur gewährt einen Blick in das Innere des Tieres, da die linke Schalenhälfte emporgehoben und der untere Teil des linken Mantellappens weggeschnitten ist. An der perlmutterglänzenden Innenseite der linken Schalenhälfte sieht man die Schloßzähne, die Grübchen für die Rückziehmuskeln des Fußes, die Muskeleindrücke und ein kurzes Stück der Mantellinie. Der Weichkörper zeigt die Schließmuskeln, die Mundlappen, die Kiemen und den Fuß. Durch den oberen Teil des Mantellappens schimmert ein Teil der Kiemen, Herz und Niere durch. Die untere, halbschematische Figur zeigt den Weichkörper im Längsschnitt; man sieht die Schließmuskeln, den Verdauungskanal, das Nervensystem, die Leber, die Eierstöcke, den Fuß, in den sich der Darm hineinsenkt, das Herz mit dem Herzbeutel und der Perikardialdrüse, die Niere mit der Nierenspritze und die beiden rechteitigen Kiemenblätter.

Tafel 3 bringt die Anatomie der *Gastropoda* (*Helix pomatia*) in einer großen und drei kleinen Figuren. Fig. 1 und 2 sind nach eigenen Präparaten, 3 und 4 unter teilweiser Benützung schematischer Figuren aus Boas gezeichnet. In Fig. 2 erblickt man nach Entfernung des Gehäuses den Eingeweidesack, durch dessen dünne Haut Darm und Leber durchschimmern, ferner das verschließbare Atemloch. Fig. 1 zeigt uns die geöffnete Mantelhöhle des Tieres, dessen Rückenhaut am Vorderteil des Körpers entfernt ist, damit der ganze Verdauungskanal mit den in den Schlundkopf mündenden Speicheldrüsen und die Gehirnganglien sichtbar werden. Fig. 3 und 4 sind schematische Darstellungen der Lungenhöhle, des Verdauungskanals und des Nervensystems.

Dr. P. Pfurtscheller, der unter seinen Wiener Kollegen als meisterhafter Präparator bekannt ist, zeigt sich uns in diesen prächtigen Wandtafeln als ein Künstler ersten Ranges. Der große

Wert der Tafeln liegt außer der naturgetreuen und formvollendeten Ausführung darin, daß sie dem Lehrer beim Unterrichte die Präparate der Tiere vollständig ersetzen. Ref. empfiehlt daher diese Wandtafeln allen Kollegen wärmstens zur Anschaffung. Der Preis der unterklebten Tafel mit Leinwandrand und Stäben beträgt 8 K., der auf Leinwand aufgezogenen 10 K.

Wien.

H. Vietorf.

Lehrbuch der Psychologie. Von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität zu Wien. 2. Aufl. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchhandlung 1903. 435 und 448 SS. Preis 18 Mk.

Dem Zuge der Zeit folgend, beschäftigt sich der größte Teil unserer heutigen Psychologen mit Spezialforschungen, ein anderer Teil geht wohl über die experimentelle Kleinarbeit hinaus und wahrhaft die großen Gesichtspunkte, steht aber der exakten Forschung nicht nahe genug. In dem vorliegenden Werke Jodls dagegen verbindet sich in glücklicher Weise innige Vertrautheit mit den psycho-physischen Untersuchungen mit tief sinniger philosophischer Spekulation. Es ist gewiß bezeichnend genug, daß ein Werk von so ernster Denkarbeit bereits nach sechs Jahren eine zweite Auflage erlebt.

An dem Gerüste des fest gefügten Baues wurde nicht gerührt. Die großartig angelegte Gliederung des Inhaltes wurde bereits bei der Besprechung der 1. Auflage in dieser Zeitschrift (1897, S. 807 ff.) ausführlich erörtert, daher diesmal umso eher davon abgesehen werden kann. Die neueren Ergebnisse der psychologischen Forschung brachten es mit sich, daß fast alle Abschnitte eine Bereicherung — sie beträgt im ganzen weit über 150 Seiten — erfuhren, weshalb der Verf. sich veranlaßt sah, der leichteren Handhabung halber das Buch in zwei Bände zu zerlegen. Der erste umfaßt nun den allgemeinen Teil (Aufgabe und Methode der Psychologie, Leib und Seele, Gliederung der einzelnen Bewußtseinserscheinungen) und vom speziellen Teile die Lehre von den Empfindungen. Der zweite Band behandelt die Gefühle und Willenserscheinungen der primären Stufe, ferner die sog. sekundären Phänomene (Gedächtnis, Reproduktion, Assoziation, repräsentative Aufmerksamkeit, Zeit, Raum, Innen- und Außenwelt, Sprechen und Denken), endlich die Gefühle und Willenserscheinungen der sekundären und tertiären Stufe. Der am Schlusse angefügte alphabetisch geordnete Literaturnachweis, der bis in die neueste Zeit fortgeführt ist, enthält nun nicht weniger als 1265 Namen von Autoren und Zeitschriften.

Sehen wir uns nun das interessante Buch näher an! Die Gesamtheit der psychischen Erscheinungen teilt der gelehrte Verf.

... .. Einwirkung von außen nach innere Vermittlung Einteilung Gefühle und Willens- logischen Stand- „Einwirkung nach außen einer Zerteilung entschieden muß Standpunkte aus gegen zwischen Leib und methodischen Suchen nach Ein- sei, daß an physischer Neurologe Wirkung zwischen angenommen, die sei (Grenz- von Löwen- 1903).

... .. Verhältnis zwischen Reiz, sondern wird. Die wird unbedingt abge- das in neuester (s. I. ist natür- und der musika- von besonderem Interesse. wird sonst vom Verf. Daten über beigestellt wenn dies auch be- Ein gewöhnlicher eine Sopranistin das mit 1526 Schwin- weist vermittelst des von ihm nach, daß die Schwin- hervorgebrachten als die des weiblichen Stimmorgans.

Aufgefallen ist dem Ref. im zweiten Bande die unverhältnis- mäßig kurze Behandlung der Lehre von der Phantasie und der Leidenschaft (S. 162 und 163). Die Leidenschaft rechnet Jodl zu den sekundären Gefühlen und der Unterschied zwischen Leidenschaft und Affekt besteht nach seiner Ansicht darin, daß jene eine

habituelle Disposition, der Affekt dagegen eine einmalige, vorübergehende Erregung sei.

Auch wer den philosophischen Standpunkt des Verf.s nicht teilt, muß anerkennen, daß Jodis Lehrbuch dermalen die glänzendste Leistung auf dem Gesamtgebiete der Psychologie ist. Das Buch gibt dem Exakten, was ihm gebührt, und läßt auch der Spekulation ihr Recht; im Mittelpunkte der verwandten Wissensgebiete stehend, wird es nicht verfehlen, befruchtend auf diese zurückzuwirken. Zu besonderem Danke sind dem Verf. die Propädeutiklehrer der Mittelschulen verpflichtet, die der Hochflut der Fachliteratur gegenüber oft eine schwere Stellung haben, da sie in dem großartig angelegten Werke deren Ergebnisse aufgespeichert finden, andererseits aber auch in dem angefügten Literaturnachweise zu weiterem Studium Weg und Richtung angezeigt antreffen.

Prag.

Emil Gschwind.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das höhere Unterrichtswesen in Österreich im Jahre 1903.

(Eine statistische Skizze.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der höhere Unterricht in Österreich seit dem Jahre 1848 bis zum heutigen Tage einen geradezu staunenswerten Aufschwung genommen hat. Dafür sprechen nicht nur die bestehenden Hoch- und Mittelschulen, dies bestätigen vollinhaltlich auch die Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, die industriellen, kommerziellen, land- und forstwirtschaftlichen sowie die Spezial-Lehranstalten und die Erziehungsinstitute, wie nicht minder die im Entstehen begriffenen und der allmählichen Ausgestaltung harrenden Bildungsstätten. Ebenso müssen wir in den Kreis unserer kurzen Betrachtung die Kunstinstitute, Bibliotheken und diversen Museen, endlich das k. k. technologische Gewerbemuseum in Wien ziehen. Wer diesfalls sich in sattsamer Weise zu informieren gedenkt, dem empfehle ich das vorzügliche 'Jahrbuch' von Regierungsrat Dr. Josef Diviš, ein ganz vortreffliches Nachschlagebuch, zurate zu ziehen. An der Hand dieses Werkes nun wollen wir heute einem großen Lesepublikum einschlägige, statistische Daten vermitteln.

Was zunächst die Universitäten und die außer dem Verbands einer Universität stehenden beiden theologischen Fakultäten in Salzburg und Olmütz anbetrifft, so wurden diese (Wien, Graz, Innsbruck, Prag [deutsch], Prag [österreichisch], Lemberg, Krakau und Czernowitz) im abgelaufenen Wintersemester 1903 von 20.275 Hörern und Hörerinnen besucht, während die Anzahl der Studierenden an den technischen Hochschulen der diesseitigen Reichshälfte auf 6862, die der Hochschule für Boden-

¹⁾ Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluß der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von Regierungsrat Dr. Josef Diviš, k. k. Realschul-Direktor i. R. in Prag-Weinberge. XVI. Jahrgang 1903. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. 488 SS.

kultur in Wien auf 360, der tierärztlichen Anstalten auf beiläufig 300, der k. und k. Konsularakademie auf 33, der Bergakademien in Leoben und Pöbbram auf 398, der 20 theologischen Diözesananstalten auf 1365, der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, der Kunstakademien in Krakau, Prag und der steiermärkischen Zeichnen-Akademie in Graz, des Konservatoriums für Musik und darstellende Kunst der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und des Konservatoriums in Prag auf 1769 Hörern sich belief. Es bestehen ferner, außer den Universitätsbibliotheken (mit zusammen 81 Beamten) und den Bibliotheken der technischen Hochschulen, 6 Studien-Bibliotheken (zu Görz, Klagenfurt, Laibach, Linz, Olmütz und Salzburg) und zwei Staatsmuseen in Aquileja und Spalato; jenes wurde 1879 gegründet, dieses 1820.

Die Anzahl der Schüler an den mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestatteten Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen) zu Beginn des Schuljahres 1908 betrug 115.691, u. zw. 75.768 Gymnasialen und 39.923 Realschüler. Die Verteilung nach den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern ist folgende:

I. Gymnasien und Realgymnasien. Niederösterreich mit 10.027 Sch. (die größte Frequenz weisen auf die beiden Staatsgymnasien auf der Landstraße 560 Sch. und in der Josephstadt 528 Sch.), Oberösterreich mit 1922 Sch. (Linz 590 Sch.), Salzburg mit 471 (Salzburg Staatsgymn. 290), Steiermark 2782 (I. Staatsgymn. in Graz 514), Kärnten 950 (Staatsgymn. in Klagenfurt 488), Krain 1728 (I. Staatsgymn. in Laibach 612), Küstenland 2244 (Triest Kommunalgymn. 501), Tirol und Vorarlberg 3299 (Triest, Staatsgymn. mit 8 italienischen und 8 deutschen Klassen 449), Böhmen mit deutscher Unterrichtssprache 5809 (Staatsgymn. in Teplitz-Schönnau 308), Böhmen mit öchischer Unterrichtssprache 9473 (Staatsgymn. in Pöbbram 612), Mähren mit deutscher Unterrichtssprache 3400 (I. Staatsgymn. in Brünn 467), Mähren mit öchischer Unterrichtssprache 5208 (I. Staatsgymn. in Brünn 606), Schlesien 1892 (Troppau deutsches Gymn. 335), Galizien mit 21.960 (darunter Tarnopol 1144, 8 poln. und 5 ruthen. Klassen, Tarnow 1086 in 14 Parallelklassen, Rzeszów 1042, ebenfalls 14 Parallelen und das IV. Staatsgymn. in Lemberg 1017, 11 Parallelen), Bukowina 3148 (Czernowitz I. Staatsgymn. mit 8 deutschen und 4 rum.-deutschen Klassen 1184, somit dasjenige Gymnasium, welches in der diesseitigen Reichshälfte die höchste Besuchsziffer aufweist), Dalmatien 1495 (Spalato 372).

II. Realschulen. Niederösterreich 7039 Sch. (Wien, Staatsrealsch. im II. Bez. 662), Oberösterreich 565 (Linz, Staatsrealsch. 378), Salzburg 294, Steiermark 1116 (Graz, Staatsrealsch. 536), Kärnten 331, Krain 634 (Laibach 542), Küstenland 1727 (Triest, Komm.-Realsch. 704), Tirol und Vorarlberg 728 (Innsbruck 284), Böhmen mit deutscher Unterrichtssprache 4886 (Leitmeritz 537, 7 Parallelklassen), Böhmen mit öchischer Unterrichtssprache 9025 (Königl. Weinberge 708, 9 Parallelen), Mähren mit deutscher Unterrichtssprache 4186 (Mähr.-Ostrau, Landesrealsch. mit 491, Brünn, Staatsrealsch. mit 485 und Brünn, Landesrealsch. mit 475), Mähren mit öchischer Unterrichtssprache 3792 (Brünn, Staatsrealsch. 506),

Schlesien 1645 (Troppau 472), Galizien 3423 (Lemberg 953, 19 Parallelklassen), Bukowina 591, Dalmatien 446 (Spalato, Staatsrealsch. 347). — Betreffs der Mittelschulen für die weibliche Jugend wäre hervorzuheben, daß es nach dem 'Jahrb.' 33 solcher Anstalten gibt (16 Mädchen-Lyzeen, 6 Privatgymn., bezw. Mädchenmittelschulen und 11 höhere Töchterschulen), die von 4762 Schülerinnen besucht werden. Die stärkste Frequenz besitzen das Mädchen-Lyzeum in Triest und die höhere öechische Töchterchule in Prag. Der Unterricht wird zumeist von Mittelschulprofessoren der betreffenden Orte besorgt.

Belangend die Zahl der Zöglinge der 47 Lehrer- und 18 Lehrerinnenbildungsanstalten, so beträgt jene 7369, diese 3072, zusammen 10441 Schüler, bezw. Schülerinnen.

Die höchste Besuchsziffer weisen auf die Lehrerinnenbildungsanstalten in Görz (301), Przemyśl (248), Prag (öech. 240), Krakau (239), Lemberg (229) und Prag (deutsch 225); von den Lehrerbildungsanstalten führen wir an: Czernowitz (221), Prag (öech. 204), Graz (171), Leitmeritz (166), Budweis (154), Komotau (144) und Prag (deutsch 129).

Die 20 Staatsgewerbeschulen besuchen 11.998 Schüler, die Kunstgewerbeschulen in Wien und Prag 526 Schüler mit 126 Damen, die graphische Lehr- und Versuchsanstalt zu Wien 312, die Lehr- und Versuchsanstalt für Lederindustrie zu Wien 7 Schüler, während die Kunststickereischule in Wien von 46, der Zentralspitzkurs daseibst von 85 Schülerinnen frequentiert werden.

Die sechs allgemeinen Staatshandwerkerschulen in Imst, Jaroměř, Kladno, Klagenfurt, Lins und Tetschen a. d. E. zählen zusammen 2305 Zöglinge, die staatlichen Fachschulen für Spitzenarbeit und Stickerei in Chiapovano, Cles, Dol-Otlica, Flitsch, Gossengrün, Idria, Isola, Luserna, Predazzo, Proveis und Tione 749 Schüler und Schülerinnen, die Fachschulen für Weberei und Wirkerei in Asch, Bennisch, Frankstadt, Freudenthal, Hoheneibe, Humpoletz, Jägerndorf, Königinhof, Landskron, Lomnitz, Mähr.-Schönberg, Nachod, Neubistritz, Neutitschein, Proßnitz, Reichenau a. K., Reichenberg, Rochlitz, Römerstadt, Rumburg, Schluckenau, Schöslinde, Starckenbach, Starkstadt, Sternberg, Strakonitz, Warnsdorf, Wien, Wildenschwert und Zwittau besuchen 2708 Tageschüler, Hospitanten und Frequentanten (die best besuchte Anstalt ist die zu Wien mit 698 Sch., gut besucht sind auch die Schulen dieser Kategorie in Reichenberg (152), Römerstadt (122), Warnsdorf und Asch (mit je 110 Sch.) und Jägerndorf sowie Wildenschwert (mit je 109 Sch.)). Fachschulen für Holz- und Steinbearbeitung gibt es 29 mit 3671 Schülern (darunter Chrudim mit 365, Wal.-Meseritach mit 298, Hallstadt mit 304 und Bozen mit 284 Schülern), 6 Fachschulen für keramische und Glasindustrie mit 1094 Schülern, 10 Fachschulen und Versuchsanstalten für Metallindustrie mit 1009 Schülern. Was endlich die Fachschulen verschiedenen Zieles anlangt, so befindet sich eine in Karlstain (Niederösterreich) für Uhrenindustrie, zu Gablonz eine für Gürtler, Graveure und Bronzewarenherzeuger, in Graslitz zwei, eine für Musikinstrumentenerzeuger (auch in Schönbach besteht

eine solche), die andere für Hand- und Maschinenstickerei, in Turnau eine für Edelsteinfassung und Bearbeitung und in Dornbirn auch eine für Maschinestickerei mit 1156 Schülern; nebst diesen 6 staatlich subventionierten Fachschulen und Lehrer-Werkstätten (darunter die Musikschulen in Petschau und Presnitz). Erwähnenswert wären noch die staatlich allgemeinen Zeichenschulen in Wien und Brunn, besucht von 225 Schülern, das k. k. technologische Gewerbemuseum für Holz-Industrie, Chemische Gewerbe, Metall-Industrie und Elektrotechnik mit 1276 Schülern; die Export-Akademie des k. k. österr. Handelsmuseums zählt 90 Hörer und die 5 Kommunal-Handwerkerschulen in Jungbunzlau, Kolin, Kuttenberg, Leitomischl und Wolyn frequentieren 1446 Schüler.

Höhere Handelsschulen, bezw. Handelsakademien zählten wir 21 (darunter 1 k. k. Handelsakademie in Lemberg, 1 k. k. Handelsmittelschule in Trient und die Handelssektion der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest) mit 6307 Schülern (Wien 843, Graz 561, Prag čech. 489, Aussig 447, Linz 406 und Prag deutsch 370 usw.), 22 zweiklassige Handelsschulen mit 2990 Schülern (Teplitz 309) und 4 nautische Schulen (Triest, Lussinpiccolo, Bagusa, Cattaro) mit 238 Schülern. Hinsichtlich der k. k. Akademie der bildenden Künste sei noch bemerkt, daß sich in der Malerbildhauerschule und den 11 Spezialschulen für Historienmalerei, Landschaftsmalerei, Kupferstecherei, Graveur- und Medailleurkunst, für Architekturen höherer Bildhauerei 264 Schüler und Gäste befinden, in der Prager Kunstakademie 98 Maler und Bildhauer arbeiten und in der Kunstakademie in Krakau 88 Schüler und Hospitanten beschäftigt sind.

Den landwirtschaftlichen Studien an der Universität Krakau obliegen 23 ordentliche und 24 außerordentliche Hörer, an den landwirtschaftlichen Akademien in Tabor, Tetschen-Liebwerd und Dublany 150 Studierende und an den landwirtschaftlichen Mittelschulen in Mödling, Chrudim, Kaaden, Raudnitz, Neutitschein, Prerau, Ober-Hermesdorf, Czernichów und Czernowitz 948 ordentliche und 15 außerordentliche Schüler. An den forstwirtschaftlichen Anstalten zu Bruck a. d. Mur, Pisek, Weißwasser, Mähr.-Weißkirchen und Lemberg studieren 302 Schüler.

Für Obet-, Wein- und Gartenbau bestehen Institute in Klosterneuburg mit 32 Schülern und 4 Gästen, in Eisgrub (die Absolventen dieser Anstalt genießen das Einjährig-Freiwilligenrecht) mit 53 Schülern und eine Lehranstalt für Brauerei in Wien, die 29 Studierende zählt. Zu den sogenannten niederen Lehranstalten gehören I. die Ackerbau- und landwirtschaftlichen Schulen, II. die forstlichen Lehranstalten. Zu den ersteren gehören die Anstalten in Edelfhof (Niederösterr.) 46 Schüler, Edthof 28, Feldsberg 66, Ritzlhof (Oberösterr.) 38, Kleingmain (Salzburg) 19, Grottenhof (Steiermark) 54, Klagenfurt 46, Stauden (Krain) 28, Görz (eine italien. und eine sloven. Landes-Ackerbauschule) 40, St. Michele (Tirol) 91, Rotholz 63, Adlerkosteletz 32, Budweis (deutsch) 92 Schüler und Schülerinnen, Budweis (čech.) 52 Sch., Eger 37, Hohenmauth 31, Humpoletz 24, Jungbunzlau 35, Klattau 34, Kuttenberg 32, Böhm.-Leipa 30, Leitmeritz 26, Pilsen 53, Pisek 148, Rakonitz 23, Trautenua 32,

Bisenz 26, Eibenschitz 26, Kloster-Hradisch 14, Kremsier 15, Groß-Meeseritz 22, Mähr.-Schönberg 38, Znaim 42, Kotschobenz (Schlesien) 45, Bereznica (Galizien) 42, Dublany 40, Horodenka 48, Jagielnica 39, Kobiernice 42, Suchodol 48, Kotsman (Bukowina) 17 und Radautz ebenfalls 17. Zu den letzteren gehören die Waldbauschule in Aggzbach bei Melk mit 32 Schülern, die k. k. Försterschule in Gußwerk (Steiermark) mit 12 Zöglingen, die zu Idria (Krain) mit 6 Schülern, zu Hall mit 6 Zöglingen, die Forstschule in Budweis, die Waldbauschule zu Eger, die Revierförsterschule in Pisek und die Waldbauschule in Mähr.-Weißkirchen. Schließlich führen wir von dieser Kategorie nur noch an: die k. k. Forstschule in Bolechów mit 12 Zöglingen, die Landeswinzerschulen in Gumpoldskirchen und Mistelbach mit zusammen 38 Schülern, die Landes-Wein- und Obstbauschulen in Krems 35, Retz 40, Marburg 45, Parenso 28, Melnik 30, Troja (pomolog. böhm. Landesinstitut) 32, Brtna 20 und Zaleszczyki 9 Schüler.

Hebammenanstalten gibt es in Wien mit 116 Frequentantinnen, Linz mit 26, Salzburg mit 9, Klagenfurt mit 24, Laibach 15, Triest 30, Prag (deutsch und öchisch) 287, Brünn 62, Olmütz (deutsch und öchisch) 55, Krakau 80, Lemberg 102, Czernowitz 47 und Zara mit 11 Hörerinnen.

Die k. k. öffentliche Lehranstalt für orientalische Sprachen in Wien zählt zusammen 138 Studierende, denen im Arabischen, Persischen, Türkischen, Serbischen und Neugriechischen Unterricht erteilt wird.

Und was zuletzt die 'Erziehungsanstalten' betrifft, so unterscheiden wir solche für die männliche und solche für die weibliche Jugend. Zu den männlichen gehören a) das k. und k. höhere Bildungsinstitut für Weltpriester bei St. Augustin. Dasselbe wurde für Priester aus allen bischöflichen Sprengeln der österr.-ungar. Monarchie von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Franz I. gestiftet und am 18. Oktober 1816 eröffnet; es zählt derzeit 23 Frequentanten. b) Die k. k. Theresianische Akademie in Wien mit 250 Zöglingen und 45 Juristenzöglingen; c) das städtische Pädagogium in Wien mit 456 Hörern und Hörerinnen (1902) und d) die Graf v. Strakasche Akademie mit 48 Gymnasialzöglingen und 9 Zöglingen in der Universitätsabteilung.

Für die weibliche Jugend bestehen a) die k. u. k. Offizierstöchter-Erziehungsanstalt mit 189 Zöglingen, b) das k. k. Zivil-Mädchen-Pensionat mit 75 internen, 98 externen Lehramtskandidatinnen und 147 Schülerinnen in der Übungsschule, c) 13 Fachschulen des Wiener Frauenerwerb-Vereines für Mädchen, d) die Lehranstalten des deutschen Frauenerwerb-Vereines in Prag und Brünn, die zusammen von 944 Schülerinnen besucht werden, und e) des öchischen Frauenvereines „Vesna“ in Brünn mit 160 Zöglingen.

Überblicken wir nun unsere kurze Skizze, so ergibt sich die statistische Tatsache, daß 883 Anstalten und Institute in 371 Orten Sorge für den höheren Unterricht der diesseitigen Reichshälfte tragen.

¹⁾ Vgl. Franz Branky, 'Das k. k. Z.-M.-P. in Wien, 1886'.

Ein neuer Beitrag zur Praxis des Prüfens.

Seitdem Direktor Dr. Martinak in seinem bekannten Vortrage die Frage über das Prüfen und Klassifizieren¹⁾ angeregt hat, ist diese Kernfrage unseres Schulwesens nach verschiedenen Richtungen beleuchtet worden; so von Dr. D. Schmid „Über Prüfen und Klassifizieren“²⁾, von Dr. R. Löhner „Die Klassifikationsfrage“³⁾, von J. Pözl in seinem Vortrage „Epilog zum VII. deutsch-österr. Mittelschultage“⁴⁾, namentlich aber von Dr. Camillo Huemer „Über den Wert des Prüfens und Notengebens in der Schule“⁵⁾ und schließlich von Dr. A. Höfler, „Eine künftige einfachere Noten-Skala...“ mit dem interessanten „Nachtrag“⁶⁾.

Bevor man an die angeregte Erörterung schreiten konnte, war vorerst die prinzipielle Frage zu lösen, ob man überhaupt prüfen soll; schon in der Debatte wurden gegen dasselbe Bedenken laut, und man brachte damit so traurige Erscheinungen (Nervosität, Selbstmorde) in ursächliche Verbindung, daß die Stillisierung der vorgeschlagenen These in ihrer Zurückhaltung und besonders in der ihr zugrunde liegenden Voraussetzung, daß das Prüfen nicht zu beseitigen sei, überrascht. Es ist das wohl ein Ausfluß der klugen Vorsicht des Direktors Martinak, der anregen und — auch das ist bei etwas Festgesetztem gut — aufregen, aber nicht zerstören wollte. Es war also Pflicht der literarischen Erörterung, ihren Stoff zunächst mehr mit Hinblick auf den Hintergrund der These als auf deren Wortlaut einzurichten. Jedenfalls mußte, bevor man an die spezielle Lösung der Frage gehen kann, ein Aufsatz geschrieben werden, wie der erwähnte des Dr. C. Huemer; hierin ist nach meiner Ansicht der Wert des Prüfens und Notengebens endgültig nachgewiesen und zugleich das Wesen des Prüfens so richtig dargelegt, daß wir auf dieser Grundlage weiterbauen können.

Wenn ich mich hier zum Worte melde, so geschieht das, um beim Hauptteil der Frage, dem Prüfen — das Klassifizieren ist eine notwendige äußere Folge desselben — einige Gesichtspunkte hervorzuheben, die vielleicht im Widerstreit der Meinungen über den Prüfungsmodus etwas aufklärend wirken.

I. Für den Lehrer bequem ist das Prüfen nicht (vgl. Huemer S. 353). Bei meinem Eintritte in den Schuldienst hatte ich eine unbestimmte Ahnung, daß gerade dieser Teil des Unterrichtes am meisten — und zwar angeborenen, weniger anerzogenen — Takt erfordere. Nicht wenig Selbstbeobachtung und Selbstprüfung bedarf wohl jeder Lehrer, bis er sich von seinem eigenen Vorgehen einigermaßen befriedigt fühlt; anderseits führt ihn hiebei der praktische Beruf mit zwingender Notwendigkeit zum Bekenntnis: daß es ein Prüfen in irgend einer

¹⁾ Österr. Mittelschule 1900, S. 262 ff.

²⁾ Österr. Mittelschule 1900, S. 424—428.

³⁾ Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1900, S. 1145—1147.

⁴⁾ Österr. Mittelschule 1900, S. 61 ff.

⁵⁾ Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901, S. 344—358.

⁶⁾ Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901, S. 816 ff.

Form geben muß, ist eine Naturnotwendigkeit, solange es Zeugnisse gibt — und solche wird es wohl immer geben (vgl. auch Pözl S. 67). Bei kühler Erwägung der Sachlage muß jedermann Höfler recht geben, dem „es nie einfallen würde, das Prüfen (und das Notenschreiben) für eine entbehrliche Sache zu halten. Es ist weder entbehrlich für die Staatsverwaltung noch auch für den Lehrer und Erzieher“ (S. 823). — Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Dr. W. Jerusalem in seinem bekannten Vortrage beim letzten (VIII.) Mittelschultage auch konstatierte, „ohne Prüfen gehe es nicht“.

Allerdings wäre „das Garnichtprüfen jedenfalls der Zustimmung eines großen Teiles der Schüler und Eltern sicher“ (Pözl S. 63), aber, da man doch eine Note haben muß, bliebe nur der Prüfungsmodus der Hochschule — also doch wieder eine Prüfung! — übrig. Geht es schon auf der Hochschule bei den „Herren“ oft damit nur mit Ach und Krach, werden schon da sehr erwünschte Teilungen der Prüfungen vorgenommen, so ist es klar, daß bei der sanguinischen und steter Leitung bedürftigen Mittelschuljugend eine solche Institution von den schlimmsten Folgen begleitet wäre. Solche umfassende Prüfungen würden mit ihrem unabänderlichen Kalkül unsere den Eigenheiten der Jugend angepasste Prüfungsmethode so recht im günstigsten Lichte erscheinen lassen (vgl. C. Huemer S. 351, Pözl S. 63). Es ist „nur im Hinblick auf das Wohl und den Fortschritt der Schüler das (in der Mittelschule übliche) Prüfen zu befürworten“¹⁾.

Da also erstens ein Prüfen in irgend einer Form unvermeidlich ist und zweitens eine Prüfung über umfangreiche Partien, etwa eine Semestral- oder gar Jahresprüfung, der Jugend tatsächlich eine unerhörte Belastung aufbürden und die Mittelschule nur wenigen hochbegabten Schülern zugänglich machen würde²⁾, so bleibt wohl nichts übrig, als auch im Verlaufe des Jahres, des Monats zu prüfen. Aber das leidige Wie? Es handelt sich im allgemeinen um zwei Wege: 1. Ein Schüler wird aufgerufen und bekommt eine „längere“ oder mehrere „kürzere“ Fragen; die anderen Schüler sind inzwischen gewissermaßen ausgeschaltet. Pözl zeigt S. 63 f., ohne diesen Modus, besonders wenn er zu mechanischem Betriebe führt, direkt empfehlen zu wollen³⁾, daß er in mancher Hinsicht sein entschieden Gutes habe. 2. Größerer Gunst erfreut sich die dialogische Methode in Form von kurzen Fragen und schnellen Antworten, wobei „die ganze Klasse stets in Atem gehalten wird und mitarbeiten muß“⁴⁾. Doch weist Pözl a. a. O. mit Recht auch auf die weniger empfehlenswerten Seiten dieses Vorgehens hin: „Der Schüler muß jeden Augenblick auf dem Sprunge stehen, antworten zu müssen“; es sei schon fraglich, ob „der Lehrer immer die erforderliche

¹⁾ C. Huemer S. 353.

²⁾ Vgl. übrigens bei C. Huemer S. 350 die kurze und bündige Wahrheit über die „selbstverständliche“ Begabung gewisser Kinder.

³⁾ S. die Bemerkungen von J. Bass, Mittelschule 1900, S. 253 f.

⁴⁾ Schmid S. 426.

istige und körperliche Spannkraft besitzt“, namentlich aber müsse dieses geistig präsent Halten“ auf die Dauer einiger Stunden die Schüler weit mehr ermüden als der Wechsel zwischen nur Vortragern und nur Prüfern.

II. So stünde man auf dem toten Punkte. — Es kommt mir vor, als man je einer Regel ein zu weites Geltungsgebiet zuweisen und chern will. Wir dürften aber zum Ziele kommen, wenn wir, ohne an inem bestimmten Modell festzuhalten, uns und unseren Schulbetrieb den stets wechselnden Bedürfnissen der Schule anpassen. So muß man denn, glaube ich, beim Prüfen stets auseinanderhalten 1. die Unterrichtsgegenstände; 2. die Klassen a) hinsichtlich der Stufe, b) hinsichtlich der Schülerzahl¹⁾; 3. die Individualität der einzelnen Schüler²⁾.

Erstens. Daß der Prüfungsmodus für die einzelnen Gegenstände, oft auch innerhalb der Gegenstände, ein verschiedener wird, ergibt sich aus deren Eigenart. In der Geschichte, im Deutschen (Lektürestunde), gewöhnlich auch in der Geographie und Naturgeschichte, oft in der Religion, wird die Form des zusammenhängenden Erzählens Platz greifen müssen — eine willkommene Übung im zusammenhängenden Ausdruck der Gedanken (vgl. Pözl S. 64). Auch in der Mathematik läßt sich die verhältnismäßig lange Vornahme eines Schülers beim Lösen von Aufgaben, bei Beweisen u. dgl. nicht vermeiden und soll nicht vermieden werden, damit sich die Schüler in der logischen Verknüpfung von Gedanken und Gedankenreihen üben. Hingegen wäre es ein Unding, aus der Grammatik der klassischen oder modernen Sprachen stets Dutzende von Fragen nur an einen Schüler zu stellen, einen und denselben regelmäßig eine ganze Anzahl von Übungssätzen, oder aus einem Autor das ganze oder fast das ganze Stundenpensum übersetzen zu lassen; hier ist ein rascher Wechsel nicht nur leicht möglich, sondern geboten.

Zweitens. Anders ist zu unterrichten und zu prüfen in den niederen, anders in den höheren Klassen. In den untersten Klassen ist möglichst der in der Volksschule übliche Weg einzuschlagen: man erklärt mit Hilfe der ganzen Klasse, indem man den neuen Stoff, soweit es angeht, finden läßt, man prüft den Einzelnen durch die ganze Klasse und die ganze Klasse durch den Einzelnen. Mit dem Wachsen der geistigen Reife und dem Wachwerden des Stoffinteresses kann man selbst zum zusammenhängenden Vortrage übergehen und einen solchen auch verlangen (mit einer unten folgenden Einschränkung). Doch soll auf der mittleren Stufe noch häufig, dann sporadisch (die Schülerzahl wird auch kleiner!) zur dialogischen Form gegriffen werden, damit sich die Jugend nicht in Sicherheit einwiegen lasse. Letzterer Weg muß bei starken Klassen zwangsweise — die Beseitigung dieses Zwanges, Beschränkung der Schülerzahl bis zu einer fixen Höhe, ist in der Praxis

¹⁾ Dieser Punkt wurde oft und scharf betont; deshalb wird er hier nur kurz berührt werden.

²⁾ Vgl. zum Gegenstande auch die Notiz von Dr. W. Jerusalem in der „Neuen Freien Presse“ vom 18. April 1903 (Nr. 13880).

gewöhnlich undurchführbar — bedeutend öfters eingeschlagen werden, um einerseits die gehaßten, aber notwendigen Noten zu bekommen und anderseits den Wahrscheinlichkeitsrechnungen der Schüler, denen durch die große Zahl Vorschub geleistet wird, den Boden zu entziehen.

Drittens. Die Sache selbst und die Gerechtigkeit erfordert es, entsprechend der Individualität des Schülers die Prüfung zu gestalten. Mancher Schüler hat die natürliche Begabung, sich in zusammenhängender Weise geschickt, hie und da originell auszudrücken. Es wäre schade, einen solchen Schüler nie seine Fähigkeiten zeigen zu lassen. Stellt man ihm einmal mehr Zeit zur Verfügung, so ist diese doch wohl angebracht: der Schüler wird angeregt und ermutigt, aber auch die anderen werden die in Anspruch genommene Zeit nicht in Unachtsamkeit verstreichen lassen; wir wissen aus der Praxis, daß einer solchen Leistung die Schüler mit nicht geringerer Aufmerksamkeit folgen als dem Vortrage des Lehrers, weil auch die sympathische Teilnahme hereinspielt, die beim Lehrer fehlt. Dieser Grundsatz gilt in sinngemäßer Weise für alle Gegenstände; auch einen gewandten Übersetzer wird man z. B. nicht stets nur wenige Zeilen durchnehmen lassen¹⁾. — Manchem Schüler wiederum, der sonst tüchtig ist, hübsche Aufsätze schreibt u. dgl., ist die Gabe der Rede in so geringem Maße gegeben, daß man, um den üblichen Ausdruck zu gebrauchen, aus ihm alles „herausziehen“ muß. Wäre es nicht ungerecht, und würde es nicht im Schüler jeden Eifer ertönen, wenn man von ihm just eine zusammenhängende Rede verlangen wollte und, auf dieser Forderung bestehend, dem Schüler, der einfach versagt, schlechte Noten gäbe? Sollen wir sagen: „Wir sehen wohl, der Schüler hat gelernt, scheint auch was zu können, aber er bringt nichts heraus, also bekommt er einen Fünfer?“ Es mag erklärlich sein, daß ein solcher Junge den Lehrer in Zorn bringt, aber zu einer solchen Verurteilung können wir nicht berechtigt sein. Wenn wir zum Schüler hinabsteigen und uns durch eng umgrenzte Fragen von seinem Wissen überzeugen, wird er mit der Zeit Mut und Frische — daran fehlt es zumeist — gewinnen und auch in verhältnismäßig ausführlicher Rede Antwort stehen. — Allerdings ist es notwendig, die Individualität der Schüler zu kennen. Da sich aber die erwähnte Eigenart der Schüler erst in den höheren Klassen merklich fühlbar zu machen beginnt, so ist zur Beobachtung hinreichend Zeit. Der Klassenvorstand nimmt auch jedenfalls die Gelegenheit wahr, vorkommendenfalls neu eintretende Lehrkräfte entsprechend zu informieren.

Anderseits dürfen wir besonders in den unteren Klassen bei der dialogischen Prüfungsmethode die Forderung des „geistig präsent Haltens“ nicht zu streng nehmen, sondern hie und da der menschlichen Schwäche eine kleine Konzession machen. Mag der Unterrichtstag noch so lebhaft, interessant sein, der noch kindliche Schüler läßt doch in seiner geistigen Spannung sehr leicht nach; es überkommt ihn oft jenes

¹⁾ Allerdings gelegentlich auch aus dem äußeren Grunde, um — rascher vorwärts zu kommen.

habe träumen, das ihn, wenn auch nur auf Momente, die Gegenwart ergessen läßt. Bekommt er in diesem Zustand eine Frage, so wird er erwirrt schweigen. Ist er deshalb mit einer fixen, schlechten Note zu axieren? Solange solche Fälle selten sind, gewiß nicht. Wenn man sich an die eigene Jugend zurückdenkt, so zieht man entschuldigend mancherlei Umstände in Betracht; namentlich erwarte man vom kleinen Schüler nicht dasselbe Interesse am Stoff, wie es den Lehrer wachhält und dessen Mangel ihn so leicht empört. — Bei notorisch Zerstreuten ist allerdings Strenge am Platze.

III. Aus diesen Momenten ergibt sich als Resultierende die Methode des Prüfens für den bestimmten Fall. Eine gesetzmäßige Orthodorie dafür und eine schematische Zeiteinteilung würde vom Lehrer und den Schülern bald als drückende Fessel und verödete Schablone empfunden werden. Wenn hingegen der Lehrer Klasse, Gegenstand, die Besonderheit der vorzunehmenden Partie, die Eigenart der Schüler, das momentane Bedürfnis und auch die eigene Disposition beachtet und ferner den im allgemeinen an eine Prüfung zu stellenden Forderungen genügt (vgl. die erwähnten Aufsätze und unsere „Instruktionen“), so bekommt, glaube ich, das Gespenst des Prüfens ein ganz freundliches Gesicht. Geängstigt und gequält wird dadurch — auch nur im medialen Sinne — der Faulenszer und absolut Unfähige; der erstere verdient es, der zweite gehört nicht in die Mittelschule. Nervös wurde sicherlich kein sonst unnervöser Schüler weder durch diese, noch durch jene Prüfungsart; die moderne Nervosität hat andere Wurzeln (s. Pözl S. 67).

Durch die angegebene, nach den Verhältnissen und Bedürfnissen sich regelnde Abwechslung zwischen dem Dauer- und dem dialogischen Prüfen, das allein befriedigt und oft Genuß bereitet, wird nach meiner Ansicht jenes Maß von Unaufmerksamkeit, das mit dem systematischen „alten“ Prüfen sehr oft — das leugnet wohl niemand — verbunden war, verringert, es wird aber auch die unausgesetzte Spannung, die im steten Gefaßtsein auf eine Frage liegt und zur Ermüdung führen muß, durch eine graduelle Ruhe abgelöst¹⁾.

Strikte Weisungen für die Durchführung im einzelnen wären nur für konkrete Fälle möglich. — Die üblichen Folgen der einen Methode paralysiere man durch zeitgemäße Anwendung der anderen. Es kann das oft in der aller kürzesten Zeit geschehen. Es wird z. B. ein Schüler einer der obersten Klassen aus der Geschichte geprüft, unter Bevorzugung der zusammenhängenden Erzählung; wenn allerdings hier die Forderung erhoben werden muß, die Fragestellung

¹⁾ Weil sich, wie wir gesehen haben, die einen Gegenstände im allgemeinen mehr für diesen, die anderen für jenen Prüfungsmodus eignen und sich dadurch auch deren Stufenleiter bezüglich der Anstrengung bestimmt, so ist beim Stundenplan darauf zu sehen, daß er in den Gegenständen eine entsprechende Abwechslung obwalten läßt. Übrigens finden nach diesem Gesichtspunkte die geltenden gesetzlichen Bestimmungen ihre Bestätigung.

sei derart, daß der durchgenommene Stoff möglichst unter neue Gesichtspunkte gerückt werde, so hört doch etwa ein Schüler zerstreut zu; da ergreife man ihn in flagranti und unterziehe ihn einem Kreuzverhör in dem Gebiete, über das sich die Frage verbreitet und dehne das Verhör nach Bedarf auch über andere Schüler aus; nach dieser — kurzen! — Episode, die die Aufmerksamkeit der Schüler zurecht rückt und dem Lehrer einen Einblick in die Kenntnisse auch der nebenbei gefragten Schüler gewährt, lasse man obigen Prüfling weiter erzählen¹⁾. So sehen die Schüler, daß der Lehrer über dem einen nicht die anderen aus den Augen verliert; sie merken auf, aber doch nicht mit jener elektrischen Spannung, die bei der dialogischen Form notwendig ist. — Auch die letztere wird trotz ihrer Beweglichkeit eintönig, wenn sie Stunde für Stunde die allein herrschende ist. Der liebe Junge wird, obwohl er immer und immer gefragt wird, seine schwachen Augenblicke haben und sich gelegentlich nicht viel daraus machen, wenn etliche Fragen unbeantwortet geblieben sind, indem er sich darauf verläßt, er werde noch öfters gefragt werden und habe übrigens schon viele Fragen beantwortet. Daher ist es wiederum gut, unter günstigen Umständen (wenn ein passender Stoff vorliegt, den man etwa abschließen will), einmal mit einzelnen Schülern eine gründlichere Prüfung vorzunehmen, wenn man gelegentlich eine Stunde auch im voraus bestimmen mag; es ist überraschend, wie aufmerksam die an Dialoge gewöhnten Schüler den Verlauf einer solchen Prüfung verfolgen. — Das idealste Prüfen ist das, ich möchte sagen, unbewußte, das sich aus der engen Verbindung desselben mit der Durchnahme und Verarbeitung des Stoffes ergibt und beide oben erwähnten Arten in sich vereinigen kann, jedoch stets zur dialogischen Form hinneigen wird; besonders in den unteren Klassen soll in der Regel das Erklären, bzw. Einüben und Prüfen ineinander fließen, in den oberen Klassen ist z. B. für die philosophische Propädeutik jedenfalls nur diese Art statthaft, während man sich bei den übrigen Gegenständen mehr oder weniger mit Kompromissen wird behelfen müssen.

IV. Im Anschluß an das Gesagte wäre noch die äußerliche Frage nach dem Notengeben zu erledigen. Ich gebe hier nur einigen allgemeinen Anschauungen Ausdruck. — Das Prüfen „um der Noten willen“ ist verpönt; in dieser Formulierung mit Recht. Doch kommt es mir vor, die Wendung sei so gewählt, daß man die durch dieselbe ausgedrückte Sache für verwerflich halten muß. Der Sachverhalt dürfte indessen folgender sein: Jedes Prüfen hat zur Folge eine sei es geschriebene, sei es nur gedachte Note; da wir nun aus inneren und äußeren Gründen prüfen müssen und hiedurch natürlich Noten erzielen, so decken sich eigentlich Bedürfnis und Erfolg von selbst, so daß jenes „um der Noten willen“ mit der üblen Nebenbedeutung höchstens auf eine bestimmte vorgeschriebene Zahl von Noten, rechte Prüfungen, gehen kann. Es soll nun nicht gelehrt werden, daß es manchmal in starken Klassen mit einiger

1) Ähnliches gilt für die Mathematik, Physik.

chwierigkeit verbunden ist, so und so viele Noten zu bekommen; doch wird in der überwiegenden Zahl der Fälle der Forderung unschwer entzogen werden können, wenn man nur nicht die Regel aufstellt, der Schüler sei eine bestimmte Zahl von Minuten auszufragen.

Wie man es in einem Falle praktisch zu machen habe, sagen klare „Weisungen“ (Autor. Ausg. S. 43): Der Lehrer faßt „eine kleinere oder größere Anzahl teils guter, teils schwacher Schüler (die Auswahl vor der Stunde zu treffen! Anm. des Verf.) besonders ins Auge und richtet seine Fragen vorwiegend an diese, die da in der ganzen Klasse verteilt sitzen...“ Öfters nimmt er „einen oder anderen der jüngst gerufenen Schüler hinzu...“ (im Bedarfsfalle auch andere nicht Vorgemerkte. Anm. des Verf.). — Notwendig ist es, daß man sich (beim dialogischen Fragen) während der Stunde in rascher Weise oder noch besser, nach der Stunde die Leistungen notiert; wird ein Schüler einmal einer gründlicheren Prüfung unterzogen, so bekommt er eine Note, die von den durch kurze Fragen erzielten äußerlich unterschieden werden könnte. — In manchen Stunden kann man auch, ohne die Schüler vorher ausgewählt zu haben, in der Klasse promiscue Fragen stellen, so daß alle Schüler an die Reihe kommen; in diesem Falle wird man sich am Ende der Stunde besonders (oft nur) diejenigen Noten vermerken, die den sonst mit den Schülern gemachten Erfahrungen widersprechen. — Bei solchem Prüfungsmodus wird man um die Noten für die Konferenzen nicht verlegen sein.

Aus dem Dargelegten ergibt sich, daß man einen Katalog unter irgend einem Namen, wohl oder übel haben muß, außer man ist mit einem ausgezeichneten Gedächtnis begabt oder die Schülerzahl ist eine außergewöhnlich geringe. Jedoch mit dem hie und da noch bestehenden Usus stimmt dies nicht überein, nämlich mit der Forderung, daß die Noten sofort in den aufliegenden Handkatalog eingetragen werden. Das ist bei der oft großen Zahl von Noten Zeitverschwendung und, wenn in einer Klasse viele Lehrer beschäftigt sind, untunlich. Auch hätte das für manchen im allgemeinen braven Schüler leicht unverdient böse Folgen; es kann vorkommen, daß ein solcher aus einem Grunde, der sich unserer Beobachtung entziehen kann, einmal schlecht antwortet, für diesmal vorgemerkt wird, aber schon in den nächsten Stunden den Mangel gründlich ausbessert; sind nun solche sporadische Noten amtlich eingetragen, so können sie leicht, besonders bei einem plötzlichen Lehrerwechsel, die Schlußklassifikation in unverdient übler Weise beeinflussen, während sie in der Hand des Fachlehrers, der den Schüler kennt, ein gutes pädagogisches Mittel sein können, um denselben anzuspornen. Ich halte es also für angemessen, sofort nur die auf Grund einer umfassenden Prüfung genommenen Noten in jenen Katalog einzutragen; aus einer Anzahl von Teilprüfungen aber, deren Ergebnis sich der Lehrer für seine Person vorgemerkt hat, wäre je nach Umständen wöchentlich, halb- oder ganzmonatlich die Summe zu ziehen und als solche vielleicht (vgl.

oben) äußerlich beim Eintragen zu kennzeichnen. Hiemit wäre der amtlichen Forderung genügt, der Lehrer aber fühlte sich durch die ihm gestattete freie Bewegung befriedigt und durch das ihm entgegengebrachte Vertrauen geehrt¹⁾.

Krainburg.

Dr. Jos. Tominiak

Der Wert des Skioptikons als Lehrmittel im Anschauungsunterricht.

Schon seit jeher ist das ganz besondere Augenmerk der Schulmänner dahin gerichtet gewesen, den Vortrag durch geeignete Abbildungen zu unterstützen, um unklare Vorstellungen, wie sie nur zu leicht hervorgerufen werden, tunlichst zu vermeiden.

Die Vorführung von Modellen im Klassenunterricht ist nicht immer angängig, da dieselben wie z. B. solche von Rekonstruktionen groß und deshalb schwer transportabel sind, während andererseits der Anschaffungspreis ein außerordentlich hoher ist. Man hat es daher auch versucht, sich in der Weise zu helfen, daß photographische Aufnahmen, welche auf den betreffenden Gegenstand Bezug haben, in Zirkulation gesetzt wurden. Es ist nun leicht erklärlich, daß hierbei eine gleichzeitig zu gebende Erläuterung nicht stattfinden kann, sowie daß durch die Zirkulation selbst der Unterricht eine Störung erleidet, da die Aufmerksamkeit des Schülers durch das Betrachten der Photographie vom Unterrichte abgelenkt werden muß.

Es ist demnach die Notwendigkeit erwachsen, ein bestimmtes Bild an einer bestimmten Stelle des Vortrages der allgemeinen gleichzeitigen Betrachtung zugänglich zu machen, so daß Wort und Bild sich decken und diesem Bedürfnisse entspringen jene größeren graphischen Darstellungen, die Wandtafeln, welche aber ihren Zweck gleichfalls nur innerhalb strenge vorgezeichneter Grenzen erfüllen können.

Das einzige Mittel nun, die zur Erläuterung des Vortrages notwendigen Bilder in jener klaren, präzisen Deutlichkeit, wie sie nur die

¹⁾ Die Bemerkungen der Hofrates Dr. Schipper („Neue Freie Presse“ vom 16. April 1903) malen die Prüfungsfrage wohl in zu düsteren Farben aus und beruhen auf der (durch einen lapsus calami verursachten?) unrichtigen Voraussetzung, es bestehe eine ministerielle Verordnung, „daß ein jeder Schüler in jedem Lehrgegenstande in jeder Konferenzperiode mindestens viermal wirklich geprüft werde“ (!). — Über unser Thema hinaus greift eine andere, in letzter Zeit bei uns viel ventilirte Frage, nämlich ob nicht die Erteilung von Vierteljahrszeugnissen an die Stelle der Halbjahrszeugnisse treten solle. Wir sind einer Auseinandersetzung darüber um so mehr enthoben, als in der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1902, S. 753 ff. A. Kullmann in seinem lehrreichen Aufsätze über die Erfolge der vorgeschlagenen Schuljahreinteilung in Deutschland ein derart vernichtendes Urteil gefällt hat, daß er seine Abhandlung mit den Worten schließt: „Es wäre zu wünschen, daß man... die Zahl der jährlichen Schulzeugnisse wieder auf zwei herabsetze.“

Photographie aufzuweisen vermag, allen Schülern gleichzeitig vor Augen zu führen, ist das Skioptikon.

Daher kommt es wohl, daß es beim Durchwandern der diesjährigen ehmittel-Ausstellung im Österr. Museum für Kunst und Industrie jedem — auch dem Nicht-Fachmann — auffiel, welch ein hervorragender Platz dem Projektionsapparate eingeräumt worden ist. Die großen Rahmen im Aichthofe des Museums, welche eine ganz imposante Schauausstellung von Projektionsbildern enthielten, ferner jene kleineren ausgewählten Sammlungen, welchen wir in den einzelnen Ausstellungs-Sektionen begegneten, legen beredtes Zeugnis von der Wichtigkeit ab, die dem modernsten aller Bildungsmittel, dem Skioptikon, seitens der maßgebenden Kreise beigemessen wird.

Und in der Tat! Diese kleinen Glasbildchen übertreffen weitaus jene allgemein gebräuchlichen Wandtafeln, wenn wir sie uns nicht in ihrer eigentlichen Form denken, sondern als Endzweck, sie als das auf dem Schirme entworfene Lichtbild vor uns sehen. Was sind gegen diese, mehrere Quadratmeter großen Darstellungen, auch die deutlichsten Wandbilder?

Vergegenwärtigen wir uns noch, daß mittelst des Skioptikons nicht nur Bildermaterial, sondern auch momentan sich abspielende Vorgänge wie chemische Reaktionen und physikalische Erscheinungen projiziert werden können, so müssen wir eingestehen, daß das Skioptikon nicht nur als das modernste, sondern auch als das vollkommenste Bildungsmittel anzusprechen ist. Ein weiterer nicht hoch genug zu schätzender Vorteil der Projektionsvorträge ist die Konzentration der Aufmerksamkeit der Zuhörer. Nichts vermag dieselben in dem verdunkelten Saale von dem Gegenstande abzulenken, und das Lichtbild, welches in greifbarer Deutlichkeit vor aller Augen steht, gelangt zur vollen Geltung, während die begleitenden Worte sich um so tiefer dem Gedächtnisse einprägen. Das Auge findet einen Ruhepunkt und das sanfte Reflexlicht, welches den gesamten Projektionsraum in einen eigenartigen Dämmerchein taucht, ist eben stark genug, den Kontrast zwischen der Dunkelheit des Saales und dem hell beleuchteten Schirm zu mildern.

Nun ist es allerdings für den Nicht-Fachmann kein Leichtes, bei der Wahl eines Skioptikons gerade jenes Modell herauszufinden, welches allen Anforderungen, die man berechtigter Weise an einen guten Projektionsapparat stellen kann, voll und ganz entspricht. Aber auch hier hat die Ausstellung selbst Abhilfe geschaffen. Als alter Bekannter auf dem Gebiete des Projektionswesens trat uns hier u. a. die Firma R. Lechner (Wilh. Müller) entgegen, welche sowohl durch eine Fülle von Bildermaterial, als auch — und das ist wohl für den Schulmann das Wichtigste — durch erstklassige Apparate vertreten ist. Nicht jedem steht elektrischer Strom zur Verfügung und manche Schulen sind bloß deshalb noch nicht im Besitze eines Skioptikons, weil die Frage der Lichtquelle nicht endgültig gelöst werden konnte, und der Ankauf eines teureren Apparates, welcher für eine spezielle Lichtquelle eingerichtet ist würde doch etwas zu riskant sein, falls man sich nachträglich zu einer

anderen, mehr konvenierenden Beleuchtungsart entschließen sollte. Diese Lücke auszufüllen ist nun das Lechnersche Schul- und Familien-Skioptikon berufen, welches derart sinnreich konstruiert ist, daß jede beliebige Lichtquelle zur Verwendung gelangen kann. Die Kondensatorlinsen haben einen Durchmesser von 110 mm, beleuchten also ein Diapositiv von der gebräuchlichen Größe 8.2×10.7 cm vollständig gleichmäßig. Die Einstellung der Bilder kann durch einen Balgenauszug und gleichzeitig durch das Projektionsobjektiv selbst vorgenommen werden. Die Vorschaltung einer optischen Bank gestattet es auch, vollständige Experimente auf der Leinwand vorzuführen.

An dieser Stelle möge darauf hingewiesen werden, daß die für Schulzwecke außer dem Bogenlichte in Betracht zu ziehenden Lichtquellen: Acetylen und Ligroin, vollständig gefahrlos sind, da die Firma Lechner bestrebt war, an ihren Beleuchtungsapparaten alle erdenklichen Verkehren zur Verhütung von Unfällen anzubringen. Selbsterständlich ist die Firma Lechner jederzeit bereit, in deren Stadtgeschäfte den Interessenten die verschiedenen Lampentypen zu demonstrieren und eventuell in einem eigenen Projektionsaal in Tätigkeit vorzuführen.

Nun käme ein zweiter Punkt in Frage, d. i. ein zur Vorführung der Bilder geeigneter Dunkelraum. Auch dieser ist mit Leichtigkeit zu beschaffen, wenn in einem genügend großen Lehrsaale (eventuell in der Turnhalle) die Fenster mit dunkelfarbigem oder schwarzen Rouleaux ausgestattet werden, die in einer seitlichen Leistenführung herabgleiten. Das Tageslicht läßt sich in dieser Weise fast vollständig anschließen. Ist im Schulhause ein Raum verfügbar, dessen Bankreihen amphitheatralisch aufsteigen, so ist derselbe allen anderen vorzuziehen. Der Projektionschirm muß derart eingerichtet sein, daß er ohne jedwede Störung aufgeschlagen und abgebrochen werden kann. Am geeignetsten ist es, das Leinen auf eine Welle vorhangartig aufzurollen, welche unter der Zimmerdecke hängt. Im Bedarfsfalle hat man dann nur nötig, den Vorhang herabzulassen und ihn mittelst einiger, an dem unteren Ende desselben in Ösen einzuhängender Schnüre straff anzuspannen.

Verfügt die betreffende Schule über elektrischen Strom, so ist Lechners großes Skioptikon sehr zu empfehlen, mit welchem auch die in der Ausstellung zur Vorführung gelangenden Bilder projiziert wurden.

Nun ist es aber auch notwendig, ein für Schulzwecke dienliches Bildermaterial zu beschaffen, ein schweres Stück Arbeit, wenn man erst die Unzahl von Nummern, welche die bestehenden Kataloge aufweisen, sichten müßte. Und hat man diese Sisyphusarbeit überwunden, so fragt es sich erst noch, ob die betreffenden Bilder auch alles das veranschaulichen, was man zu zeigen gewillt ist. Um hier Abhilfe zu schaffen, hat es die Firma Lechner unternommen, ihr reichhaltiges Bildermaterial durch erprobte Schulmänner und Gelehrte von Ruf sichten und in spezielle Serien zusammenstellen zu lassen, deren Reihen unermüdet erweitert werden. Jeder dieser Serien ist ein Vortrag aus der Feder des betreffenden Bearbeiters beigegeben, welcher entweder im Original gehalten werden kann oder auch dem Vortragenden willkommene Anhalte-

punkte liefert, falls sich derselbe für eine eigene Ausarbeitung des Themas entschließt. So finden wir unter dem gebotenen Materiale Vorträge über Pompeji und Rom von Prof. Prix, ferner „Europas Küstengliederung“, „Die Hauptstädte der Monarchie“, „Die Hauptstädte der Welt“, „Rund um die Erde“, „Eine Donaureise“ sämtlich von Regierungsrat Trampler, „Bilder aus der österr.-ungar. Monarchie“ von Hofrat Professor Dr. A. Penck, „Physikalische Geographie“ von Professor Dr. R. Sieger, „Indien und Ceylon“ von Egon Müller, „Vaterländische Geschichte“ von Schulrat Smolle usw. In allernächster Zeit werden sich an die bereits bestehende Reihe auch noch Bilder und Vorträge aus der biblischen Geschichte und Palästina, aus der Kunstgeschichte und Naturgeschichte anreihen.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß es namentlich auch den Bemühungen des wissenschaftlichen Vereines „Skioptikon“ gelungen ist, der Projektionskunst zu jener Popularität zu verhelfen, welche ihr als modernes Bildungsmittel von Rechts wegen zukommt.

Wien.

Albert Keller.

Monatschrift für höhere Schulen. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Schulmänner, Universitätslehrer und Verwaltungsbeamten von Dr. R. Köpke, Geh. Ober-Regierungsrat und Dr. A. Matthias, Geh. Regierungsrat, vortragenden Räten im königl. preuß. Kultusministerium. I. 1902. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 720 SS. Preis 15 Mk.

„Betügllich der Berechtigung ist davon auszugehen, daß das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule in der Erziehung zur allgemeinen Geistesbildung als gleichwertig anzusehen sind und nur insoferne eine Ergänzung notwendig bleibt, als es für manche Studien und Berufsweige noch besonderer Vorkenntnisse bedarf, deren Vermittlung nicht oder doch nicht in demselben Umfange zu den Aufgaben jeder Anstalt gehört. Dementsprechend ist auf die Ausdehnung der Berechtigungen der realistischen Anstalten Bedacht zu nehmen. Damit ist zugleich der beste Weg gewiesen, das Ansehen und den Besuch dieser Anstalten zu fördern und so auf die größere Verallgemeinerung des realistischen Wissens hinzuwirken. Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. — —“

Diese Sätze, die den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 an den Kultusminister einleiten, legen die Grundlinien für die Weiterführung der im Jahre 1892 eingeleiteten Reform der höheren Schulen in Preußen. Die nach diesen Grundlinien ausgearbeiteten neuen Lehrpläne traten mit Ostern 1901 in Kraft, mit dem neuen Jahre 1902 erscheint die „Monatschrift für die höheren Schulen“ auf dem Plan, die nach der „Einführung“ von Geheimrat Dr. A. Matthias die Aufgabe erhält, „einen ausführenden Kommentar zu bilden zu den durch

die Weiterführung der Schulreform geschaffenen neuen Lehrplänen und Lehraufgaben, sowie zu den weiteren Verfügungen der Zentral- und Provinzialbehörden. — Es werden deshalb die Vertreter aller Schulgattungen gebeten, an gemeinsamer Arbeit teilzunehmen, um durch gegenseitige Anregung und Wertschätzung und durch den Grundsatz, daß die drei Anstalten sich nicht in den Bildungszielen, sondern nur in den Mittel und Wegen zu gemeinsamen Erziehungsidealien unterscheiden, die Gegensätze zwischen der sogenannten humanistischen und realistischen Richtung zu mildern und einem versöhnenden Ausgleich entgegen zu führen. — Die neue Monatschrift wird bemüht sein, die Interessen der höheren Schulen nach allen Richtungen hin in sachgemäßer Weise zu vertreten und von allgemeinen Gesichtspunkten aus das ganze Gebiet des höheren Unterrichtswesens zu umfassen.“

Es ist die freudige Empfindung des Dankes, der Geheimrat Dr. A. Matthias bei dem Rückblick auf den zurückgelegten Weg zur „Jahreswende 1903“ Ausdruck gibt. Der Dank gebühre insbesondere „allen Mitarbeitern, welche sich in so großer Zahl eingefunden und so die Leitung der Monatschrift der schweren Sorge überhoben haben, nach Mitwirkung auszugehen und zu suchen. — Der Dank gilt ferner der stattlichen Leserschar, auf welche die Monatschrift am Ende des ersten Jahrganges blicken darf, und den Zeitungen und Zeitschriften verschiedenster Richtung, die mit freundlicher Beurteilung die Monatschrift begrüßt und schon den Anfängen anerkennende Worte gewidmet haben. — Daß auch jenseits der schwarz-weißen Grenzpfähle in den Staaten des Deutschen Reiches und besonders auch in Österreich-Ungarn in Fachzeitschriften und in der politischen Presse die Monatschrift aufmunternde Anerkennung und freundliche Beurteilung gefunden hat, ist besonders erfreulich. Man gewinnt daraus die Zuversicht, daß preußische Schulfragen und preußische Reformversuche, die eine Zeit lang mit einer Art Mitleid betrachtet wurden, nunmehr wieder mit derjenigen Aufmerksamkeit und Achtung beobachtet werden, welche man Maßnahmen zu schenken pflegt, die neues eigenartiges Leben und Fortschritt verheißen“ (Monatschrift für höhere Schulen II. 1903. S. 1 ff.).

Wenn wir es an dieser Stelle versuchen, die geleistete Arbeit, soferne der erste Jahrgang der „Monatschrift für höhere Schulen“ sie verzeichnet, in kurzem zu würdigen, so müssen wir der Wahrheit die Ehre geben, daß auf allen Gebieten des höheren Unterrichtes in Preußen die anregenden Gedanken lebendig sind und die fleißigen Hände sich rühren. Mit einem durchgreifenden Schlage löst der kaiserliche Erlaß die vielumstrittene „Berechtigungsfrage“ durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten, zu denen noch das sogenannte „Reformgymnasium“ tritt. Indem dadurch den höheren Lehranstalten die Möglichkeit geboten wird, ihre Eigenart kräftiger zu betonen und zu entfalten, schafft zugleich die preußische Unterrichtspolitik einen freiheitlichen Boden, wie ihn kaum ein anderer Staat besitzt. Der Freiheit, die gewährt wird, darf man sich freuen, um sie recht zu nützen, dazu bedarf es der Einsicht; die Mitarbeiter der „Monat-

schrift“ suchen sie auch vom weiteren Umkreise zu gewinnen. So behandelt Oberlehrer Dr. J. Caro in einem Aufsätze „Die Frage der Gymnasial- und Realschulbildung in Frankreich“, Oberlehrer J. Leitritz „Die Reform des höheren Schulunterrichtes in der französischen Deputiertenkammer“, Oberlehrer F. Moldenhauer bespricht in den „Reiseeindrücken bei einem Besuche höherer Schulen in Österreich“ die gesehenen schulhygienischen Einrichtungen und Lehrmittelsammlungen, die Redaktion der „Monatschrift“ selbst bringt aus der „Ungarischen pädagogischen Revue“ den Teil der Rede, in welchem der ungarische Kultus- und Unterrichtsminister Dr. Wlascicz im April 1902 eine Parallele zwischen der Fortführung der preußischen Schulreform und den gleichen Bestrebungen in Ungarn zog, Universitätsprofessor Dr. F. Solmsen berichtet über die „gegenwärtige Schulreform in Rußland.“

Die Reform ist für die preußischen höheren Lehranstalten nicht unvermittelt über Nacht gekommen, sie hat ihre vorangehenden Ursachen, wie ihr die nachhaltigen Folgen nicht fehlen werden. Wenn die „Monatschrift“ den umfangreichen Aufsatz vom Oberlehrer Dr. A. Heubaum „Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfes (1798—1807)“ aufgenommen hat, so geschah es aus dem Grunde, weil man die Pfade aus dem neuen Jahrhundert in das vorige zurück verfolgen kann. Wichtiger erscheint uns auch hier die schulpolitische Seite der Reform, die mit dem gegenwärtigen sozialen Leben des Staates im engsten Zusammenhange steht. Es ist zu erwarten, daß im Verlaufe der Jahre die Gleichberechtigung der vier neunstufigen Lehranstalten den Besuch der Hochschule und besonders der Universität wesentlich beeinflussen wird. Wie die Verhältnisse im letzten Jahrzehnte sich gestalten, zeigen die ziffermäßigen Zusammenstellungen der Oberlehrer D. Mülder: „Die Einwirkung der Lehrpläne von 1892 auf die Frequenzbewegung der Gymnasien“ — „Die Frequenzbewegung der Realgymnasien und Oberrealschulen seit 1892“ und M. Nath: „Die Berufswahl und provinzielle Verteilung der Abiturienten preußischer höherer Lehranstalten im Schuljahre 1901—1902.“ Die Vergleichung ergibt nach den Worten des Oberlehrers D. Mülder, „daß das ganze Mehr der Abiturienten, die seit 1897 auf Grund der Lehrpläne von 1892 reif gesprochen werden konnten, sich wieder dem Universitätsstudium zugewandt hat. Bleibt dies Verhältnis bis zum Jahre 1908 bestehen, woran zu zweifeln kein Grund ist — vielleicht steigt der Zudrang zum Universitätsstudium angesichts des wirtschaftlichen Niederganges wenigstens zunächst noch in höherem Maße — so würden im Jahre 1908 mehr als 4600 Abiturienten sich dem Universitätsstudium widmen: eine Kalamität, deren Folgen man nicht leicht überschätzen dürfte. Werden die neuesten Lehrpläne“ — so schließt Oberlehrer D. Mülder — „imstande sein, den überflutenden Strom abzdämmen? Wird die ihnen inne wohnende auslesende Kraft, ihr „Auslesemechanismus“ stark genug sein, aber auch nicht zu stark, vielmehr die richtige Mitte halten? Ich glaube, man darf es hoffen; wofür nur die Erhöhung der Anforderungen, welche in den neuesten Lehrordnungen theoretisch zum Ausdruck kommt, auch in der Praxis verwirklicht wird.“

Zu einer gedeihlichen Reform der Schule gehört auch ein tüchtiger Lehrerstand, der den schweren materiellen Sorgen überhoben ist und sich seiner gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Stellung bewußt werden kann. Auch diesem Anliegen leiht die „Monatschrift“ das Wort. Oberlehrer Dr. H. Weis bringt berichtigende Bemerkungen zu der bekannten Streitschrift Fr. Paulsens: „Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt“, im Zusammenhange hiemit steht der Aufsatz vom Oberlehrer F. Pietsker: „Zur Programmfrage“, sofern die Frage den „wissenschaftlichen Programm-Abhandlungen“ gilt¹⁾; Oberlehrer Dr. R. Busse berichtet in eingehender Weise „Über Stiftungen, Hilfs- und Versicherungskassen für die Hinterbliebenen der Lehrer an höheren Lehranstalten.“

In den Beiträgen der „Monatschrift“, die an den Kern der Reform herantreten, dringt zu einem Teile noch das Für und Wider des Schulkampfes hervor. Es ist zunächst der referierende Aufsatz des Oberstadiendirektors Dr. J. Ziehen: „Die Universität und die Umgestaltung des höheren Unterrichtes“; ihm liegen die Streitschrift des Würzburger Rektors Dr. M. v. Schanz: „Die neue Universität und die neue Mittelschule“ und Wilh. Schraders Abhandlung „Die Umgestaltung des höheren Unterrichtes“ zugrunde. Direktor Dr. K. Reinhardt bezeugt sich in dem Aufsätze: „Der Plan des Reformgymnasiums. Was verspricht er? Und was droht er?“ wieder als Anwalt der Reformschulen, von deren Bestand am 1. Juni 1902“ Oberlehrer L. Viereck einen erschöpfenden Bericht gibt. Einen größeren Raum der „Monatschrift“ nehmen die Erörterungen über den „Historismus“ oder über die „Erziehung zum geschichtlichen Denken“ in Anspruch. Universitätsprofessor Dr. H. v. Arnim setzt sich mit Alys Schrift: „Humanismus oder Historismus“²⁾ auseinander. Über die Eignung und Verwendung des Griechischen Lesebuches von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, das nach den Gesichtspunkten des Historismus verfaßt ist³⁾, nehmen zwei Herren, Direktor Dr. J. Asbach und Direktor Dr. Ph. Wegener, das Wort. Denselben Gedanken verfolgen für den Unterricht in der Geschichte, im Deutschen, Französischen, Englischen, ferner im Heranziehen von Übersetzungen aus den altklassischen Sprachen die Aufsätze von Professor A. Harnack: „Zur Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf der Schule“, vom Oberlehrer Dr. J. Kreuzer: „Zur römischen Kaisergeschichte“, von Direktor G. Lambeck: „Wie kann das Realgymnasium tiefer in das Verständnis des klassischen Altertums einführen und zu geschichtlichem Denken erziehen?“ und „Wie können die Realgymnasien

¹⁾ Welche Bewandnis es hiemit hat, enthält die Besprechung von Dr. H. Müllers Schrift: „Fort mit den Schulprogrammen!“ Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902. LIII. Bd. S. 816 ff.

²⁾ Die Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1903, LIV. Bd., S. 171 ff. enthält eine Besprechung dieser Schrift.

³⁾ Näheres über das „Griechische Lesebuch“ von Professor U. v. Wilamowitz-Moellendorff gibt die Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902, LIII. Bd., S. 604 ff.

und Oberrealschulen auch ohne Berücksichtigung der alten Sprachen für die Erziehung des geschichtlichen Denkens wirksam sein?“ Was der „Historismus“ in der Menschengeschichte, das ist die „Biologie“ auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Alle organischen Wesen stehen, wie Professor Dr. J. Reinke in der Abhandlung: „Gymnasium und Biologie“ ausführt, unter Kausal- und Finalbeziehungen, ja nach den Darlegungen des Oberlehrers B. Landsberg soll „Die Biologie auf den Oberklassen des Gymnasiums“ noch weiter tragen, und ihm drängt sich der Vorschlag auf, den propädeutischen Philosophie- und den Physiologiekursus zu vereinen. Die empirische Psychologie sei nur auf dem Boden eines physiologischen Unterrichtes denkbar und die Logik dürfte sich zweckmäßig — — zu einer Erkenntnistheorie auf naturwissenschaftlicher Grundlage ausgestalten. So begegnen wir von einer Seite, von der man es nicht erwarten sollte, dem Wunsche nach einem propädeutischen Unterrichte in der Philosophie an den preußischen Gymnasien. Dieser Wunsch erhält deutlichere Gestalt in den Aufsätzen des Oberlehrers Dr. P. Geyer: „Zur Reform der philosophischen Propädeutik“ und des Professors Dr. J. Rehmke: „Die philosophische Propädeutik als Unterrichtsfach in der Prima unserer höheren Schulen.“ Die Verfasser verlangen mehr, als wir in Österreich seit Jahren zu besitzen uns rühmen dürfen. Nicht nur eine Erweiterung des Lehrstoffes habe Platz zu greifen, indem zur Logik und Psychologie auch Ethik und Ästhetik, selbst Geschichte der Philosophie hinzukommen sollen, es sei auch dieses Unterrichtsfach für das Realgymnasium und die Oberrealschule zu bestellen. Diese abschließende Kuppel durch den philosophisch-propädeutischen Unterricht, die durch die zwei genannten Abhandlungen umrissen wird, haben die Lehrpläne der preußischen neunstufigen Lehranstalten noch nicht erhalten. Vorläufig besteht, wie es Professor Dr. P. Geyer näher ausführt, „Die Gleichwertigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen auf dem Gebiete der ethisch bedeutsamsten Lehrfächer“, die da sind Religion, Geschichte und Deutsch, und es hat insbesondere der Lehrer des Deutschen die Aufgabe, den innigen Zusammenhang zwischen moderner und antiker Ethik, ja noch mehr, zwischen weltlicher und christlicher Weisheit, wenn auch nur in aller Kürze und in großen Umrissen, aufzuweisen und durch diese Synthese den Grund zu einer festen Weltanschauung in den jugendlichen Gemütern zu legen. In dieser „festen Weltanschauung“ wollen wir — und hierin dürften wir vor den Mitarbeitern der „Monatschrift“ keines Irrtums geziehen werden — die Vollendung der Erziehung sehen oder, um mit den Worten Professors Dr. W. Münch aus seinem Beitrage: „Die Erziehung zum Urteil“ zu sprechen, die Vollendung der Reife, die sich auch in der Fähigkeit und Art zu urteilen kund gibt. Es ist, wie im Zusammenhange erörtert wird, „dasjenige Urteilen, in welchem sich eben die Persönlichkeit des Zöglings als solche versucht, auf ethisch-menschlichem, auf ästhetischem, auf diesem oder jenem praktischen Gebiete.“

Die „Monatschrift“ bietet noch eine recht stattliche Reihe leserwerter Aufsätze, so über die Selbsttätigkeit, das beste Mittel auch für

Lehrer, über die Beurteilung der Schülerleistungen, der Bildungsgehalt, die geeignete Auswahl für den Unterricht, die Methode der einzelnen Lehrgegenstände werden in Erörterung gezogen. Wir wollen hier nur anführen die Aufsätze: Einige Bedenken gegen die Lektüre alttestamentlicher Geschichten in den unteren Klassen — Ballast im Unterrichtsstoff der mittelalterlichen Geschichte — Der neue Lehrplan für das Lateinische — Vom Übersetzen ins Griechische in den Oberklassen — Übungen im unvorbereiteten Übersetzen — Zur deutschen Privatlektüre — Die Reformbewegung im Betrieb der lebenden Sprachen auf unseren höheren Schulen — Das Gymnasium und der französische Unterricht — Über die Stellung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts in dem jetzigen Lehrplan der Reformgymnasien Frankfurter Systems — Der Zeichenunterricht an den höheren Schulen Preußens nach den neuen Lehrplänen — Preussisches oder badisches Schulturnen? — Eine englische Stimme über den Sportkultus, Zur Förderung des Chorgesanges.

Die Bücherbesprechungen der „Monatschrift“ halten sich an die besten Erscheinungen der pädagogischen Literatur und heben das für den Unterricht Wichtige hervor, eine dritte Abteilung bringt Verfügungen und Erlässe der Behörden, der Sprechsaal und Fragekasten gilt dem Austausch mannigfacher dem Unterrichte nützlicher Gedanken und Anregungen.

Prag.

Dr. Anton Frank.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Übungsbuch im Anschluß an Cicero, Sallust, Livius, Tacitus zum mündlichen und schriftlichen Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. Von Prof. Dr. E. Zimmermann. II. Teil. 1. Abteilung: Übungsstücke im Anschluß an Sallusts Verschwörung Catilinas. — 2. Abteilung: Übungsstücke im Anschluß an Ciceros Citalinarische Reden. 2. verb. Aufl. Berlin, M. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1902. 8°, 96 u. 135 SS.

Schon im Jahre 1898 hatte Zimmermann den zweiten Teil seines Übungsbuches im Anschlusse an Ciceros Catil. Reden und Sallusts Verschwörung Catilinas der Öffentlichkeit übergeben. Jetzt ist der darin verarbeitete Übersetzungstoff auf zwei Bücher und zwar in der Weise verteilt worden, daß das eine jene Stücke enthält, welche sich auf Sallusts Werk beziehen, während in das andere die nach Ciceros Cat. Rede gearbeiteten Abschnitte aufgenommen wurden. Eine Reihe von Stücken, die nach beiden Autoren verfaßt sind oder einen allgemeinen Inhalt aufweisen, finden sich nun in beiden Büchern. — Da die einzelnen Übungsstücke bis auf Kleinigkeiten unverändert geblieben sind und die ihnen zukommenden Vorzüge längst in dieser und anderen Zeitschriften gebührend gewürdigt wurden, ist eine weitere Besprechung hier wohl überflüssig.

Kaaden.

Dr. Josef Fritsch.

Lehrbuch der französischen Sprache. Von G. Weitzenböck, Professor an der Landes-Oberrealschule in Graz. I. Teil. Vierte Auflage. Wien, F. Tempsky 1902. 171 SS.

Nachdem die vierte Auflage nur ein „inhaltlich unveränderter, nach der neuen Rechtschreibung hergestellter Abdruck“ der dritten ist und diese, wie auch die vorhergehende zweite Auflage, in dieser Zeitschrift bereits von anderer Seite besprochen worden sind (vgl. Jahrgang 1902, S. 142 f. und Jahrgang 1899, S. 521 f.), so können wir uns hier kurz fassen, umso mehr als des Verf.s Ruf als eines hervorragenden Methodikers bereits feststeht. Was sein Lehrbuch überhaupt, so auch dessen „ersten Teil“, auszeichnet, ist die Wahl der Lesestoffe, welche, der Anschauungssphäre der Schüler entnommen, immer bildend und doch wegen

des konkreten, dem Leben entlehnten Inhaltes stets interessant, oft geradezu fesselnd sind, ferner deren durchaus moderne Sprache, ganz besonders aber auch deren methodische Durcharbeitung zu grammatischen Zwecken und schließlich, nicht zum geringsten Teile, die große Sorgfalt, welche auf die phonetisch richtige Wiedergabe der französischen Laute verwendet wird. Weitzenböck hat eben die Reform in ihrem innersten Wesen erfasst und dieselbe auch konsequent durchzuführen verstanden.

Wr.-Neustadt.

Dr. F. WAWRA

Baur Ludwig, Wiederholungs- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geographie in Frage und Antwort, nebst Aufgaben. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung 1903.

Die Befürchtungen, welche an die Aufnahme von Fragen in den Text des Lehrbuches geknüpft wurden, beginnen mit ziemlicher Raschheit sich zu bewahrheiten. Schon liegt ein gedrucktes geographisches Frage- und Antwortspiel vor, das, wie die Vorrede zu demselben erklärt, „für den unmittelbaren Unterricht bestimmt ist“. Inwiefern es „den Schüler zum Kartenlesen zwingen soll“, ist uns nicht klar geworden. Entschieden müssen wir aber dagegen Einsprache erheben, daß das Buch „die Beobachtungsfähigkeit, die Erwerbung eines gesunden Urteils und eine gewisse Arbeitsfreudigkeit“ dem Schüler vermitteln wird. Auf Reihenfolge, Form und Inhalt der Fragen näher einzugehen, halten wir für überflüssig. Mag auch das Buch vielleicht von jenen, welche ohne vorgedruckte Fragen ihr Auskommen beim Unterrichte nicht finden zu können glauben, mit Freuden begrüßt werden, da es ihnen eine reiche Fundgrube von Fragen darbietet, die der mechanischen Aneignung des Stoffes treffliche Dienste leisten werden, wir können in ihm nur einen methodischen Rückschritt und den Versuch erblicken, durch starre Fesseln dem freien lebendigen Unterrichte den Untergang zu bereiten.

Wien.

J. Müller.

Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten von Prof. Dr. B. Biel. Ausgabe für Realanstalten. I. Teil: Die Unterstufe. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1903. Preis geb. 2 Mk. 50 Pf.

Bei der in diesen Blättern im Vorjahre erfolgten Besprechung des im Freytagschen Verlage erschienenen „Leitfaden der Mathematik von Prof. Dr. H. Thieme“ ist die Bemerkung gemacht worden, daß der arithmetische Teil desselben keine Aufgaben enthalte, weil hiefür alsbald eine besondere Sammlung erscheinen werde. Mit der vorliegenden Aufgabensammlung hat die Verlagshandlung ihr Versprechen eingelöst. Den Grundsätzen, von denen der Verf. bei der Herstellung derselben sich leiten ließ und die in einem Vorworte ausführlich angegeben werden, wird jeder erfahrene Lehrer rückhaltlos beipflichten. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, den Aufgaben soweit als möglich einen sachlichen Inhalt zu geben, der nicht nur als Grundlage für mathematische Operationen dienen soll, sondern einen Wert auch an sich selbst besitzt. Nicht als ob der letztere etwa zur Hauptsache werden sollte, der die Mathematik dienstbar gemacht werde, vielmehr solle umgekehrt jener Inhalt dieser dienen, indem er das Interesse an den erforderlichen mathematischen Entwicklungen wecken und heben und so das eigentlich mathematische Verständnis fördern hilft. Es müsse demgemäß die Unter-

ichtsstunde in erster Linie eine mathematische sein, das behandelte Material nur das belebende Medium, in dem sie sich abspielt, das aber zugleich eine wertvolle Zugabe an sich bedeutet. Ref. teilt vollständig diese Anschauung des Verf. und kann diese seine Aufgabensammlung als zum Gebrauche im Schulunterrichte sehr gut geeignete bezeichnen.

Dr. E. Bardeys Anleitung zur Auflösung eingekleideter algebraischer Aufgaben. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Friedrich Pietszker. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1903.

Es ist ein völlig neues Buch, welches der Verf. hiemit vorlegt, das von dem alten Bardeyschen außer dem Titel nichts übernommen hat. Die Gründe, die ihn zu einer so durchgreifenden Änderung veranlaßten, und die er in seinem Vorworte ausführlich entwickelt, sind so berechtigt, daß man denselben widerspruchslos beipflichten kann. Was das Buch in seiner jetzigen Gestalt zu einem für den Unterricht in der Schule besonders wertvollen macht, ist, daß die Aufgaben, deren Einkleidung in Gleichungen gelehrt wird, den verschiedensten Gebieten nicht bloß der reinen Arithmetik, sondern auch der Geometrie, der Physik und Chemie entnommen und ganz vortrefflich gewählt sind. Ref. ist daher der festen Überzeugung, daß die Hoffnungen, welche Verf. auf das nutzbringende Wirken seines Buches im Unterrichte gesetzt hat, ihre Erfüllung finden werden.

Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für den Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien von J. E. Mayer, Ingenieur. Heft I. Progressionen, Zinsseszins und Rentenrechnung. Fr. Paul Lorenz, Freiburg i. Br. und Leipzig.

Die Behandlung der Lehre von den Progressionen, wie sie in dem vorliegenden Hefte vorgenommen wird, weicht von der in den Lehrbüchern und in der Schule üblichen unzweckmäßig ab, da auf den ungemein wichtigen Begriff der Konvergenz und Divergenz unendlicher geometrischer Reihen gar nicht eingegangen wird, so daß die auf S. 21 gegebene Herleitung der Summe $\frac{a}{1-e}$, wo e der Quotient, ohne irgend einen didaktischen Wert ist. Eine, soweit sie für den ins Auge gefaßten Unterricht überhaupt in Betracht kommt, eingehende Besprechung dieses Gebietes und Anwendung auf die wichtigsten Fälle, sowie die Durchnahme der arithmetisch-geometrischen Progressionen wäre wohl von größerem Nutzen als die Beschäftigung mit den Kettenreihen und harmonischen Reihen auf S. 24–31. — Mangelhaft ferner ist die Bearbeitung der zweiten Grundaufgabe der Zinsseszinsenrechnung, bei der es wesentlich darauf ankommt, den Wert aller Einzahlungen zur Zeit der letzten Einzahlung — gleichgültig ob diese zu Anfang oder zu Ende eines jeden Jahres erfolgen — zu ermitteln, während hier nur der Fall der Einzahlungen am Ende allgemein in Erwägung gezogen wird. Desgleichen werden die Formeln für die Barwerte der vor- und nachschußweisen Renten in allgemeiner Weise nicht abgeleitet, was schon deshalb zu bedauern ist, daß die Diskussion dieser Formeln hinsichtlich der Zeit n entfallen muß. Dagegen können die in diesem Abschnitte gebrachten und vollständig ausgerechneten Beispiele als sehr lehrreiche bezeichnet werden.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

fruchtbaren Boden fallen mögen. Freilich überkommt uns Jugendbildner manchmal das bittere Gefühl, als sei jedes Wort solcher Art verschwendet; vielleicht dürfen wir uns aber doch mit der Hoffnung beruhigen, daß wenn auch nicht sogleich und auch nicht in der nächsten Zukunft, so doch später einmal im Leben eines oder das andere der Körner aufgeht, welche die Schule gesät hat.

Wien.

H. St. Sedlmayer.

34. Inhalt und Gliederung Ciceronischer Reden mit Rücksicht auf die Schullektüre zusammengestellt von Franz Kunz. Progr. des Staatsgymn. in Wr.-Neustadt 1902. gr. 8°, 43 SS.

Das Heft enthält die Gliederung folgender Reden Ciceros: *pro S. Roscio Amerino, de imperio Cn. Pompei, in Catilinam I., pro Sulla, pro Archia, pro Sestio, pro Milone, pro Ligario, pro Deiotaro*. Es sind, wie man sieht, die meistgelesenen Reden Ciceros, welche K. seiner Behandlung unterzogen hat. Ähnliche Versuche wurden, um von einzelnen Ausgaben zu schweigen, die auch mehr oder weniger eingehende Darlegungen der Disposition bieten, in letzter Zeit wiederholt gemacht, so besonders von J. Ziegeler 'Zwölf Reden Ciceros disponiert', Bremen 1899. Diese Vorarbeiten hat K. natürlich sorgsam benützt, ist jedoch dabei nicht stehen geblieben, sondern hat sich überall bemüht, durch eigenes Nachdenken den rhetorischen Aufbau der einzelnen Reden sich zurecht-zulegen und den Gedanken des Redners bis in seine feinsten Verästelungen zu verfolgen. Daß eine solche Arbeit für die Zwecke der Schule sehr förderlich ist, liegt auf der Hand. Freilich ist sie nicht für die Hand des Schülers bestimmt; denn die nützliche Denktätigkeit, deren Resultate in diesem Hefte vorgelegt werden, soll dem Schüler nicht erspart werden. Aber jeder Lehrer des Lateinischen, der mit der Interpretation der Reden Ciceros beschäftigt ist, wird in den von Kunz gegebenen wohlüberlegten Darlegungen der Gliederung und des Gedanken-zusammenhanges der genannten Reden einen willkommenen Behelf finden.

Wien.

Alois Kornitzer.

35. Gallina Johann, Die wichtigsten Antiken von Venedig und Florenz. Eine Anleitung zum Besuche der betreffenden Kunst-sammlungen. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Mähr.-Trübau 1902. 19 SS.

Der Verf. will Lehrern und Schülern einen leicht faßlichen Führer durch die „antiken Sammlungen“ in Venedig und Florenz bieten und dieselben an der Hand einiger ausgewählter Objekte in die Kunstgeschichte des Altertums einführen. Er legt zugrunde die Vorträge, die Prof. Winter im Jahre 1900 in den Kunstsammlungen für Gymnasiallehrer gehalten hat. Es erwachen aber Bedenken, ob diese Vorträge richtig wiedergegeben sind, wenn wir S. 7 bei der Erklärung des „Ganymed vom Adler geraubt“ lesen: 'Es gibt Kunstkenner, welche den bekannten Apollo vom Belvedere dem Leochares zuschreiben, weil diesem Kunstwerke ebenfalls das Motiv des Aufwärtsschwebens zugrunde liegt'. Es ist dies ein Mißverständnis der Ansicht Winters, der auf die leichte, schwebende Bewegung des Gottes aufmerksam machte, die an Leochares erinnere.

In der Einleitung werden die Zeiträume der alten Kunst mit kurzen Schlagworten charakterisiert; als nicht richtig muß der Satz bezeichnet werden, die durch vorstoßende Völkerschaften weggedrängte mykenische Kultur habe sich auf die Inseln des Ägäischen Meeres gelüftet; das Zentrum dieser Kultur war doch Kreta. Die Auswahl der Kunstwerke traf der Vortragende, um dabei gewisse allgemeine Fragen der Kunstgeschichte zu erläutern; die Behandlung des Faltenwurfes wird in der weiblichen Gewandstatue des *Museo archeologico* in Venedig, die Darstellung des Sterbens bei den drei Galliern besprochen.

Wie das Problem des Emporstrebens gelöst wurde, zeigt der Gaiymed. Zwei Statuen des Apollo, je eine des Dionysos und des Hermes geben im *Palazzo vecchio* zu Florenz Anlaß, die einzelnen Entwicklungsstufen der griechischen Kunst zu erörtern. Eine Reihe von Kunstwerken in den Uffizien wird in ähnlicher Weise behandelt, die medicische Venus als jüngste Auffassung des oft wiederholten Problems hingestellt usw. Beim Idolino, der als „Original des Myron“ bezeichnet wird, kommt das Motiv „des Ruhepunktes in der Bewegung“ und das „der Bewegung in der Ruhe“ zur Sprache.

So bietet diese Abhandlung eine Menge von Gelehrsamkeit in Dingen, die den Fachmann interessieren, für Schüler aber kaum verständlich sind; es wird daher angezeigt sein, daß eine Behandlung der Kunstsammlungen in Rom und Neapel, welche der Verf. beabsichtigt, mehr Rücksicht auf das Verständnis der Schüler nimmt. Den Dank aller, die selbst die Sammlungen besuchen wollen, wird sich der Verf. verdienen, wenn es ihm gelingt, Mißverständnisse aus seinen Aufzeichnungen zu entfernen.

36. Pordhorsky, Dr. Felix, Reisebilder aus Italien und Griechenland. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Pola 1902. 38 SS.

Aus der Fülle der Reiseeindrücke hat der Verf. zwei Punkte ausgewählt, die er in gefälliger Darstellung ausführlicher behandelt: I. Florenz; II. den Tempel von Bassai. Daß Florenz, das „Arnoathen“, seiner hervorragenden geschichtlichen, kultur- und kunsthistorischen Bedeutung wegen eine umfassendere Behandlung verdient, ist unstrittig und der Verf. hat es verstanden, in kurzen, treffenden Zügen ein Bild der Stadt zu entwerfen. Er berücksichtigt dabei die Lage der Stadt, ihre Geschichte, ihre Bedeutung für Kunst und Wissenschaft; er führt uns die bedeutenden Bauten und Kunstsammlungen vor Augen, dabei alte und neue Kunst behandelnd. Frei von aufdringlicher Gelehrsamkeit versteht er es, den Leser mit den wichtigsten Werken bekannt zu machen und die einzelnen Meister zu charakterisieren. Wir folgen ihm in das archäologische Museum und betrachten die reichhaltige Sammlung der etruskischen Abteilung: Unter den Bronzen ist das wichtigste Stück die Chimaira, die sicher eine griechische Arbeit ist; die etruskische Inschrift ist erst später eingegraben. Es ist nicht anzunehmen, daß ein etruskischer Künstler im V. Jahrhundert das Werk nach der Beschreibung bei Homer gebildet habe. Erwähnung hätte verdient der Goldschmuck und die sonstigen Funde aus *Vetulonia* und *Populonia*, die seit 1895 eine große Bereicherung erfahren haben. Im Saale der Graburnen steht als Prachtstück ein Alabastersarkophag mit Malerei, darstellend einen Amazonenkampf. Auch die Münzensammlung ist erwähnenswert, ebenso die Vasensammlung und die ägyptischen Altertümer. In den Uffizien werden den Philologen auch die Sarkophage mit der Darstellung der kalydonischen Eberjagd und der Arbeiten des Herakles interessieren. Der Abschnitt über die Uffizien (S. 14—17) bietet in seiner gedrängten Darstellung eine anerkannt wertige Leistung. In Fiesole hätte außer dem Theater und den Thermen auch das Museum mit seinen interessanten Funden Erwähnung verdient:

es befindet sich dort unter anderem auch die freilich zertrümmerte Bauinschrift der Thermen.

Wie Florenz durch seine Lage und seine Kunstschätze anziehend wirkt, so bietet der Tempel von Bassai durch seine Abgeschlossenheit in herrlicher Landschaft den Beweis für den ausgebildeten Schönheitssinn der Griechen. Wenn nach vielstündigem Ritte der Reisende die Säulen dieses Tempels erblickt, wird er mächtig bewegt. Iktinos hat im Auftrage der Phigaleer den Tempel erbaut als Dank für den *Ἀπόλλων Ἐπιχορπιος*, weil er sie vor der Pest bewahrt hatte. Von den 38 Säulen stehen noch 36 aufrecht. Die ganze Anlage bietet der Erklärung mancher Schwierigkeiten: Dörfeld hat sie wohl richtig gelöst. Er erklärt das ungewöhnliche Säulenverhältnis 6 : 15, sowie die Orientierung nach Norden daraus, daß die Cella des älteren Heiligtums in den Neubau aufgenommen wurde und das Kultbild an der alten Stelle blieb, also nach Osten sah. Auch die eigentümliche Anordnung im Innern erklärt sich aus einem älteren Lehmziegelbau. Der Verf. hat es verstanden, auch hier in gedrängter Form alles Nötige mitzuteilen und in anziehender Darstellung die herrliche Peloponnesreise zu schildern.

Wien.

Dr. Johann Oehler.

37. Streinz, Dr. Franz, Urkunden der Iglauer Meistersinger. I. Teil. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im III. Bezirke Wiens 1902. 8^o, 28 Ss.

In der Einleitung gibt uns Streinz die sehr willkommene Nachricht, daß er mit der Sammlung der Tabulaturen und Schulordnungen beschäftigt ist: wir erhalten damit die Aussicht auf ein wichtiges und notwendiges Quellenwerk und heben — mit dem Verf. — dankbar hervor, daß das k. k. Unterrichtsministerium in der Durchführung dieser wissenschaftlichen Aufgabe ihn verständnisvoll unterstützt.

In der vorliegenden Arbeit ergänzt er seine reichhaltige Studie über den 'Meistersang in Mähren' durch den Abdruck jener Iglauer Urkunden, die in dem Sammelwerk nicht Aufnahme finden werden: vier Gesuche, an den Rat gerichtet, um Erlaubnis, eine Singschule 'am nächsten Sonntag' abzuhalten, im vierten außerdem bereits die Bitte um Bestätigung 'dieser Kunst' und Einverleibung in das Stadtbuch; die 5. und 6. Supplik hat einzig diesen Zweck im Auge, der konfessionelle Einschlag der Iglauer Meistersingerei tritt unverhüllt darin zutage: Das 'Singen' soll, wenn — was Gott verhüte — die Predigt in die Hände der Jesuiten käme, wenigstens 'im Hause' das reine Wort Gottes aufrecht erhalten; in Nr. 7 führen Pukane und Zeidler als Kenner und Bewahrer der rechten Kunst das Wort und suchen um Erlaubnis zur Errichtung einer Bruderschaft und Schulordnung in Iglau an; mit Nr. 8 — Gesuch des Pukane um Abhaltung 'einer christlichen Singschul am nächsten Freitag' unter gleichzeitiger Anmeldung einer dabei vorzunehmenden Freiong eines jungen fremden Singers — schließt die Reihe der mitgeteilten Urkunden aus der Frühzeit des Iglauer Meistersangs. Die folgenden Stücke betreffen die Jahre 1613 - 1621, ein Gesuch um Bestätigung der neuen Schulordnung, das 'Handelsbuch' — die Annalen der Gesellschaft —, die Bedingungen, die sie 1615 ihrem räumigen Schafe Markus Michko stellt, wenn er trotz seinen argen Ungebürlichkeiten wieder aufgenommen werden wolle, samt dem eigenhändig aufgezeichneten Gelöbniß des Reuigen, endlich die Beschwerde, die 1618 der Schulmeister Christian Herman — gleichzeitig Beisitzer und Schreiber der ehrbaren Bruderschaft — im blühendsten Kurialstil (der von der Prosa, die er sonst im Dienste der Gesellschaft

chreibt, auffallend absticht) an sie richtet, weil der eben genannte Lichtko, der wieder seine alten Stücklein aufgeführt, und noch ein anderer ein Pädagogen durch Hohn- und Spottreden, ja sogar durch Handgreiflichkeiten an die Ehre getastet haben.

Wir dürfen wohl die Art, wie Streinz diese Texte behandelt, als Probe seiner philologischen Arbeit an den Texten des Sammelwerkes ansehen, soweit es sich um einfach überlieferte Stücke handelt (denn zur Untersuchung von mehrfach überlieferten war hier kein Anlaß). Daß er die Schreibung der Handschriften in keinem wesentlichen Punkte anastet (und die unwesentlichen, in denen er es tut, sind bezeichnet), ist durchaus zu billigen. Deutliche Fehler verbessert er unter Notierung der originalen Lesart. In diesem Punkte hätte er weitergehen sollen, als er getan hat: wenn S. 5, Z. 16 in der Hs. wirklich *weiser* steht, so ist das gewiß Schreibfehler für *unser*; 7, 27 (*Do befahl der . . . keyser . . . diese kunst) mehren, zu halten*) Lesefehler? Es muß doch wohl heißen: (. . . *diese kunst) in ehren zu halten*; 8, 29 *mit gedecht] nit gedecht*; 14, 4 *pfingsten] zu pfingsten*; 22, 25 *das vergangene jhar an 1614] . . . jhar anno 1614*; 23, 25 ist überliefert: *wegen seiner fell solte er billig (b.) durchstrichen) der letzte in der ordnung sein, doch auß guttwilligkeit und fürbitte des h. Fistritzers sol ihm die 2 stell eingeraumet (doch auß — eingeraumet] durchstrichen) und also ein geschriben werden*: Streinz druckt den aus Weglassung des Durchstrichenen sich ergebenden Wortlaut ab, übersieht aber, was auch der alte Korrektor übersehen, daß nämlich die Streichung auch die Veränderung des *solte* in *sol* (das auch in allen vorhergehenden parallelen Wendungen gebraucht ist) notwendig macht; 26, 20 *also das daß höchste] also auff auß h.?* — Zu weit geht die Genauigkeit der Reproduktion, wenn die Trennung der Silben eines Wortes (ich meine hier nur sicher einheitliche Silbengruppen) beibehalten wird: *gutt willig keit* u. dgl. Das sind ja in der Regel nur leichte Störungen des Lesens; sie können aber auch tiefer gehen: 16, 44 *Anno 1617, den 19. nofember . . . bey wesen der erbarn brüterschaft zu Igelau undt undt offner latten ist mir Phillip Hager . . .]* genau so druckt Streinz, nur streicht er das zweite *undt*; man möchte gerne wissen, wie er *bey wesen der e. br.* versteht: unter möglichster Anlehnung an die Überlieferung halte ich nur *bey wesender e. br. zu Igelau* für möglich.

Die nicht immer leichte Frage der Interpunktion ist in Rücksicht auf die Bequemlichkeit des modernen Lesers gelöst — ob im Sinne des Satzaccentes der Zeit muß dahinstehen, so lange wir nicht genauer die Syntax des 16. und 17. Jahrhunderts kennen.

Ein letzter Wunsch geht endlich auf Erläuterung schwieriger Stellen: wie der Herausgeber sie verstand, fragt man doch zunächst, z. B. 17, 19–24; oder was bedeutet *wörtern* 21, 32? (ich möchte es, nach 21, 39 in *mercken* ändern). Anderes erregt im Leser sachliche Bedenken: S. 15 f. ist bemerkt, daß Jakob Fessel am 13. September 1615 in die Bruderschaft sich hat aufnehmen lassen und daß er die beim Rat eingelegte Supplikation mit unterschrieb — das ist doch wohl die als Nr. 9 abgedruckte? Dort ist er in der Tat mitunterfertigt. Nun wird aber S. 15 der 8. April als Datum der Einreichung und S. 16 der 3. Juli als Tag der Bewilligung genannt. Wie diese Angaben untereinander zu vereinigen seien, wünschte man ebenfalls in einer Note zu lesen.

Der Verf. möge diese Bemerkungen und Wünsche als Zeichen des Interesses ansehen, das sein größerer Plan erweckt.

Innsbruck.

Josef Seemüller.

Eingesendet.

Lechners Diapositiv-Verzeichnis ist soeben in neuer Auflage zur Ausgabe gelangt. In unermüdlichem Eifer hat es die Firma R. Lechner W. u. M. Müller, Wien I., Graben Nr. 31, sich angelegen sein lassen, das reichhaltige Bildermaterial nach den verschiedenen Richtungen hin zu erweitern, und so finden wir die geographische Abteilung durch wertvolle Bilderserien mit begleitenden Text bereichert, deren Bearbeiter sich einen Namen von Klang in der wissenschaftlichen Welt erworben haben. — Sechs Vorträge mit 193 Diapositiven, welche Professor Dr. Robert Sieger zum Autor haben und sich mit der physikalischen Geographie unseres Erdalles beschäftigen, ferner eine Zusammenstellung charakteristischer Bilder aus unserer Monarchie durch Hofrat A. Penck sind die neuesten Erscheinungen, während drei reichhaltige Bilderserien aus der biblischen Geschichte in Vorbereitung stehen. — Zu verschiedenen älteren Bilderserien sind die begleitenden Texte nun auch in eleganter Ausstattung im Druck erschienen. — Das Diapositiv-Verzeichnis steht Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Als „*Pädagogischen Wochenbericht*“ gibt seit dem 1. April d. J. der Verlag von Dr. K. G. Th. Scheffer in Leipzig eine wöchentlich erscheinende Übersicht über alle neu erschienenen Schriften zu Erziehung und Unterricht heraus. Die Angaben sind nach Verfassern alphabetisch geordnet und enthalten alle bibliographisch wichtigen Angaben. Am Schluß des Jahres erscheint zu den 52 Nummern ein Register, so daß die Besitzer des „*Pädagogischen Wochenberichtes*“ ein wertvolles Nachschlagewerk über die ganze pädagogische Literatur des verflossenen Jahres besitzen. Die Herren Bibliothekare sollten also ganz besonders auf das Unternehmen achten. — Der „*Pädagogische Wochenbericht*“ wird vollständig gratis, aber nur als Beilage zum „*Hauslehrer*“, Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern“, den Berthold Otto im gleichen Verlage herausgibt, abgegeben. Ob man das eine oder das andere Blatt als „Zugabe“ betrachten will, der Abonnementspreis von Mk. 1.60 vierteljährlich für gleichzeitig zwei Zeitschriften ist jedenfalls geringfügig.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zwei Eigentümlichkeiten des Taciteischen Stiles.

II. ¹⁾

Wie im ersten Artikel haben wir es auch hier mit einer sprachlichen Besonderheit zu tun, die Tacitus nicht geprägt, sondern schon vorgefunden hat, für die er aber solche Vorliebe an den Tag legt, daß sie zur speziellen Eigentümlichkeit seines Stiles wird. Es gilt also auch hier all das, was schon im ersten Artikel über die Auffassung und Betrachtung stilistischer Spezialitäten im allgemeinen und über die schriftstellerische Manier des Tacitus im besonderen bemerkt wurde.

Wir wollen nun an dieser Stelle uns mit den bei Tacitus so häufigen hypothetischen Perioden beschäftigen, in denen neben irrealen Konjunktiv im Vordersatz im Nachsatze der Indikativ steht. Es ergeht uns auch bei diesem Sprachgebrauch so wie bei dem im ersten Artikel behandelten; er ist oft genug beobachtet und besprochen worden, ohne daß wir daraus eine allseitig befriedigende oder einheitliche Erklärung gewinnen könnten; und wenn sich zeigen wird, daß gerade die Auffassung der in Betracht kommenden Sätze, die wir für die richtige halten, im wesentlichen schon längst vorgebracht wurde, so ist gerade von ihr in den in jüngster Zeit versuchten Erklärungen keine Spur zu entdecken. Was endlich die Belegstellen für die Spracherscheinung anlangt, so genügt es für unsere Zwecke, auf Drägers *Histor. Syntax* (II 696 ff.) zu verweisen, wo die Struktur von Plautus an durch die Literatur verfolgt und belegt wird; Tacitus bietet danach „eine Menge von Stellen“ ²⁾.

¹⁾ Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1902, S. 865 ff.

²⁾ Vgl. auch A. Weidner, *Kommentar z. Vergils Aeneis* Bd. I. u. II, an der noch später ausführlicher zu besprechenden Stelle S. 284 (2. II 55): „Den Indikativ Imperf. und Plusq. für die periphrastische Form lieben natürlich solche Schriftsteller am meisten, welche es gewohnt sind und

Im Nachsatze der irrealen hypoth. Periode gilt bekanntlich der Indikativ als Regel¹⁾, wenn als Prädikat einer jener Ausdrücke steht, bei denen das Lateinische auch im freien Satze abweichend vom Deutschen den Indikat. statt des Konjunkt. verwendet, also bei Ausdrücken wie *possum*, *debeo*, *oportet*, *aequum est*, *melius est*, der conjugat. periphrast. usw. Der Grund dieser Erscheinung ist klar; er liegt im Begriffe dieser Wendungen, die an sich irreal sind, d. h. nur den Hinweis auf eine mögliche oder erforderliche Realisierung enthalten. Zur ersteren Art gehört z. B. *possum*, zur letzteren *debeo*²⁾; aber auch Ausdrücke wie *aequum est* oder *difficile est* verteilen sich unter die beiden Gattungen, insofern sie nur ein Urteil über eine Handlung, nicht eine solche selbst ausdrücken und dabei angeben, wie weit die beurteilte Handlung möglich oder wünschenswert ist. Da also diese Fälle weiter keiner Erklärung bedürfen und, wie demnach zu erwarten steht, sich bei den meisten Autoren finden³⁾, fallen sie nicht in das Gebiet unserer Untersuchung. Sie sind aber trotzdem von den uns hier interessierenden Fällen nicht zu trennen und wurden auch mit Recht bisher meistens von ihnen nicht getrennt⁴⁾, sondern sie bilden den Ausgangspunkt für die Erklärung der übrigen besonderen Fälle, wie sich gleich herausstellen wird und logischerweise auch zu erwarten steht; denn da es sich in allen Fällen um den Aus-

danach haschen, Lebhaftigkeit und Kürze des Ausdruckes miteinander zu verbinden, also vor allem Tacitus“; Blase, Geschichte des Irrealis im Latein. S. 21: „Eigentümlich ist die hypothetische Syntax des Tacitus. Bei ihm überwiegen über die rein konjunktivischen Perioden die, welche indikativische Apodosis haben.“ — Beispiele bietet unter anderen auch noch Kühner, Gramm. d. latein. Sprache, S. 924 ff., Lillie, Konjunktivischer Bedingungssatz bei indikativischem Hauptsatz im Latein (bes. S. 16).

¹⁾ s. aber Blase a. a. O. S. 75 ff., wonach die landläufige Regel für Cicero eine wesentliche Einschränkung erfährt; für uns ist diese Modifikation irrelevant, da die Tatsache der häufigen Verwendung dieser Ausdrücke im Indikat. in der hypothet. Periode im allgemeinen dadurch nicht in Frage gestellt wird.

²⁾ s. Blase a. a. O. S. 29: „Die Verba des Könnens, Müßens (Wollens) im Nachsatze z. konjunktiv. Protasis sind einfach Umschreibungen des Konjunktivs ...“.

³⁾ s. Dräger a. a. O. — Aus dem dort Ausgeführten ist zu sehen, daß bei Cäsar — dies ist jedoch nicht richtig, wie wir noch sehen werden — und Velleius einwandfreie Beispiele des irrealen Indikativs gänzlich fehlen und daß die Erscheinung in späterer Zeit (nach Plinius) immer seltener wird. Im Altlatein und besonders bei Cicero sind die Stellen der oben besprochenen Art gegenüber den anderen mit Indikativ stark in der Majorität; ebenso gehört das einzige aus Sallust angeführte Beispiel hierher; Jng. 85, 48.

⁴⁾ s. Dräger a. a. O. S. 696: „Die Verbalform des Hauptsatzes ist sehr verschieden und keineswegs beschränkt auf die Ausdrücke der Möglichkeit, Notwendigkeit oder die umschreibenden Tempora mit dem Partic. Fut. und Gerundium ...“ Vgl. auch die Darstellung bei Madvig, Lat. Gramm. f. Schulen² 348 und Schmalz, Latein. Syntax in Iv. v. Müllers Handbuch d. klass. Altertumswissensch. II 2^o, 414.

druck einer Irrealität handelt, kann die Erklärung nur darauf hinauslaufen, zu zeigen, daß das im Indikativ Ausgedrückte hinsichtlichlich als irreal bezeichnet ist, wie dies eben in den besprochenen Wendungen geschieht¹⁾.

In den Fällen nun, die wir zu erklären haben, ist das fast ausschließliche Tempus des Indikativs das Imperf. oder Plusquamperf., und zwar bezeichnen beide Tempora fast ausnahmslos die Vergangenheit. Bekanntlich steht in der irrealen hypoth. Periode der Konjunktiv des Imperfekts regelmäßig als Irrealis der Gegenwart. Dies ist beim Indik. in der Regel nicht der Fall. Es finden sich wohl Beispiele, in denen der Indik. des Imperf. der Verba des Könnens, Müssens und Wollens als Irrealis der Gegenwart aufgefaßt werden kann oder muß, u. zw. sowohl im freien Satze als auch in Nachsatze der hypothet. Periode²⁾. Denkt man an die analoge Verwendung des griech. ἔδει usw., so kann der Gebrauch an sich nicht befremden und muß dann dieselbe Erklärung finden wie die erwähnte regelmäßige Verwendung dieser Verba als Irrealis der Gegenwart im Griechischen, d. h. es muß angenommen werden, daß diese Ausdrücke ursprünglich auf die Vergangenheit bezogen, dann aber auch für die Gegenwart gebraucht wurden, indem das, was in der Gegenwart sein könnte oder sollte, aber nicht ist, mit wesentlich demselben Effekt als etwas, das schon früher hätte sein können oder sollen, aufgefaßt wurde³⁾. In diesem Sinne behandelte schon Tobler in Lazarus-Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. II. („Übergang zwischen Tempus und Modus“) die Spracherscheinung. Auch Schmalz konstatiert⁴⁾ diesen Gebrauch der erwähnten Imperfeka als Irrealis der Gegenwart, erklärt ihn aber, in der Hauptsache Blase⁵⁾ folgend, durch die Annahme, daß die Verwendung des Konjunktivs des Imperf., der im irrealen Bedingungssatze an die Stelle des früher üblichen Konjunktivs des Präsens trat, auch beim Indik. das Imperf. an Stelle

¹⁾ Über anderweitige Auffassungen des indikativischen Nachsatzes wird im Verlaufe der Untersuchung zu sprechen sein.

²⁾ Vgl. z. B. Cic. Tusc. III 7 *ego poteram morbos (appellare) et id verbum esset a verbo, sed in consuetudinem nostram non caderet* und dazu de Fin. III 85; Verg. Buc. I 79 *hic tamen hanc mecum poterat requiescere noctem*. Dann Cic. pro Quinct. 48 *si id velles, iam pridem actum esse poterat*; de rep. III 41 *quae poterat esse perpetua, si patris viveretur institutis et moribus*; ad fam. I 7, 7 *poterat utrumque praeclare, si esset fides, si esset gravitas in hominibus consularibus*. Außerdem gehören nach dem oben Bemerkten noch Fälle wie Quintil. II 8, 8 *omnino supervacua erat doctrina, si natura sufficeret* und IV 1, 11 *stultum erat monere, nisi fieret* hieher.

³⁾ Vgl. z. B. Brugmann, Griech. Gramm. in Iw. v. Müllers „Handbuch“ II² 198.

⁴⁾ a. a. O. 414.

⁵⁾ a. a. O. S. 78 f.

des Präsens nach sich zog¹⁾. Dräger will²⁾ den Gebrauch des Indikat. des Imperf. als Irrealis der Gegenwart nur für *posse*, nicht aber für *debere*, *oportere* und das Gerundivum gelten lassen. Wir brauchen zu der Sache nicht näher Stellung zu nehmen. Auch wenn nur *posse* im Indik. des Imperf. als Irrealis der Gegenwart sich nachweisen ließe, ist doch damit jedenfalls die Möglichkeit des Gebrauches der ganzen Sippe dieser Verba in dem beregten Sinne erwiesen. Und auch wenn Blases Erklärung dieser Verwendung der Verba die richtige ist, bleibt die Grundlage dieser Verwendung immer der Umstand, daß die Verba in ihrem Begriffe ein irrealis Element enthalten. Unter dieser Voraussetzung aber ist eine gelegentliche Verwendung des Indikativs des Imperfekts als Irrealis der Gegenwart nach dem oben Bemerkten immer leicht erklärlich³⁾ und man muß wohl bei einem nur gelegentlichen Gebrauch wie diesem, der der regelmäßigen griechischen Ausdrucksweise so analog ist, auch wie sonst so oft mit dem Einflusse dieser Sprache rechnen. Von einem anderen aber als einem gelegentlichen Gebrauch kann nicht die Rede sein, denn zahlreich sind die Belege, die beigebracht werden können, jedenfalls nicht, wie eine Durchmusterung der Beispiele bei Dräger⁴⁾ lehrt. Regelmäßig bezieht sich das Präteritum auch dieser Verba auf die Vergangenheit, wie dies eben dem Umstande entspricht, daß die Irrealität schon im Begriffe der Verba zum Ausdrucke kommt. Von Verben aber, die nicht dieser Kategorie angehören, weiß Schmalz — wiederum nach Blase⁵⁾ — erst im gallischen Latein — er zitiert ein Beispiel aus Gregor von Tours (Hist. Franc. I 31) — den Indikativ des Imperfekts als Irrealis der Gegenwart nachzuweisen. Indes finde ich doch auch je ein Beispiel bei Terenz und Cicero. Bei Terenz Andria 175 steht *mirabar, hoc si sic abiret*; der Zusammenhang erfordert hier jedenfalls den Sinn: „Ich würde mich wundern, wenn dies so abginge“. Ebenso ist bei Cicero de off. II 67: *Admonebat me res, ut hoc quoque loco intermissionem*

¹⁾ „Sobald in dem Satze *si velim, possum* für *velim* das Imperf. *vellem* eintrat, mußte auch *possum* sich ändern und entsprechend *velim-vellem* bildete sich *possum-poteram*...“

²⁾ a. a. O. I 271 u. 274.

³⁾ Man sehe sich z. B. von den oben angeführten Stellen Verg. Buc. I 79 an. Die Übersetzung: „Du hättest ausruhen können“ paßt, da man ja unter Voraussetzung der Irrealität des *poterat* eben annehmen muß, daß Meliboeus nicht bleibt, ebenso gut wie: „Du könntest ausruhen“ und entspricht der Situation so gut, daß Ladewig an der Stelle erklärt: „Tityrus ruft diese Worte dem seine Ziegen bereits weitertreibenden Meliboeus nach.“ — Und in dem von Dräger und Schmalz zitierten Beispiel aus Cic. pro Quinct. können wir genau ebenso sprachrichtig übersetzen: „Wenn du wolltest, hätte es schon längst geschehen sein können“ wie: „Wenn du wolltest, könnte es schon längst geschehen sein.“

⁴⁾ An den oben zitierten Stellen u. II S. 696 ff.; s. auch Blase a. a. O. S. 71.

⁵⁾ s. a. a. O. S. 69 f.

loquentiae, ne dicam interitum, deplorarem, ni vererer, ne de e ipso aliquid viderer queri — offenbar *admonebat* Irrealis der Gegenwart. Auch diese jedenfalls ganz vereinzelt Fälle erklären sich analog den Fällen mit Verben der eben besprochenen Kategorie. Es liegt in der Natur des Irrealis, daß der Irreal der Vergangenheit auch für die Gegenwart gebraucht worden konnte; Tatzeuge ist das Griechische, in dem ja dieser Gebrauch zur Regel geworden ist, und es muß natürlich auch hier mit seinem Einflusse gerechnet werden¹⁾).

Die beiden Beispiele können uns gleich zu der Frage überleiten, was denn bei diesen Verben die Verwendung des Indikativs Irrealis ermöglichte. Die Antwort muß lauten: Die Form, da die Bedeutung bei der anderen Kategorie den Grund abgibt.

Blase²⁾ und nach ihm Schmalz haben zwar die entgegengesetzte Ansicht, wonach sich an die Verba des Könnens und Müssens die Verba, die ein Streben, Begehren nach etwas, ein Beginnen, Versuchen, Vorbereiten, eine Bewegung auf etwas hin und Ähnliches bezeichnen, angeschlossen hätten, ganz unbeschränkt aber, also unabhängig von der Bedeutung des Verbums, der Gebrauch erst mit Ammian geworden sei. Daneben gibt es aber nach Blase und Schmalz³⁾ auch Beispiele, in denen der Affekt oder die Phantasie des Sprechenden oder seine Teilnahme an der Handlung diese dem natürlichen Verhältnis zum Trotz als wirklich vollzogen hinstelle, so daß die Apodosis interjektionsartigen Charakter habe, z. B. bei Cicero *praeclare viceramus, nisi spoliatum . . . Lepidus recepisset Antonium*⁴⁾; darauf werden wir noch zurückkommen. Es finden sich aber auch Fälle der Art, wie sie als Belege für die Verwendung der Verba des Versuchens usw. angeführt werden — so z. B. Tac. Hist. III 46: *iam castra excindere parabant, ni Mucianus sextam legionem opposuisset* —, in denen Verba im Indikativ erscheinen, die zu der aufgestellten Kategorie, so weit ich sie als berechtigt anerkennen kann, m. E. nicht gerechnet werden dürfen, so z. B. mit einem dem eben angeführten Beispiel ganz konformen Vordersatz Ann. I 65: *circumveniebatur, ni prima legio sese opposuisset*. Dräger zitiert⁵⁾ noch eine ganze Reihe von Bei-

¹⁾ Bei Terenz könnte sogar an ganz unmittelbare Veranlassung durch das griechische Vorbild, das etwa *ἐθαύμαζον ἄν* gehabt haben konnte, gedacht werden. — Der Einfluß des Griechischen dürfte sich auch in dem Unterschiede der Häufigkeit des besprochenen Irrealis in den beiden Kategorien wiederpiegeln: die Fälle mit *poteram* usw. entsprechen den griechischen Mustern auch in der Form vollkommen, da hier im Griechischen das *ἄν* fehlte, was jedenfalls die Nachahmung erleichterte.

²⁾ s. a. a. O. S. 29 ff.

³⁾ s. Blase a. a. O. S. 29, Schmalz a. a. O. 414, Anm. 1.

⁴⁾ Ad fam. XII 10, 3; vgl. auch ad Brut. I 15, 12: *pulcherrime viceramus, nisi Lepidus perdere omnia . . . concupivisset*.

⁵⁾ a. a. O. S. 699.

spielen mit Verben wie *trudebantur*, *cohibebantur*, *discedebat*, *ibatur*, *abscedebat* usw. Blase, dem Schmalz wohl auch hierin bestimmen dürfte, rechnet zwar davon *circumvenibatur*, *trudebantur*, *cohibebantur* ausdrücklich zu der von ihm aufgestellten Kategorie, während die übrigen jedenfalls unter das „usw.“, mit dem er seine Aufzählung aus Dräger schließt, fallen sollen¹⁾. Man wird aber zugeben müssen, daß unter eine solche Definition sich un schwer so ziemlich alle Verben bringen lassen, die im Lateinischen überhaupt im Präsens erscheinen. Denn wenn im Lateinischen wie bei uns die punktuelle Aktion im Präsens verschwunden ist²⁾, so wird es schwer halten, ein Verbum zu finden, in dessen Begriff man nicht gegebenenfalls „eine Bewegung auf etwas hin“ oder „Ähnliches“ wird konstatieren können³⁾.

Da es nun wohl ebenso wenig angeht, in den von uns angezogenen Beispielen überall einen besonderen Affekt des Sprechenden anzunehmen, so muß die Erklärung der Sprecherscheinung bei Blase und Schmalz als unzureichend erscheinen⁴⁾.

Können wir also den Grund für den Indikativ nicht in dem Begriffe der Verba finden, so muß er in der Form liegen. Da bietet sich nun wohl ungesucht die Annahme, daß der Grund in der Natur des hier regelmäßigen Imperfektums zu suchen sei. Die durative Bedeutung des Präsensstammes⁵⁾, die im Lateinischen besonders in dem sog. *imperf. de conatu*⁶⁾ zutage tritt, bietet

¹⁾ Man vgl. auch die eben angeführte Beschreibung der Kategorie, die speziell Blase entnommen ist.

²⁾ s. Delbrück, Vergleich. Syntax d. indogerm. Sprachen II 310 u. 314, woraus ich die Definition für „punktuell“ hieher setze: „Punktuell ist eine Aktion, wenn durch sie ausgesagt wird, daß die Handlung mit ihrem Eintritt zugleich vollendet ist“.

³⁾ Blase zeigt selbst, wie wenig ihm die aufgestellte Kategorie feststand, indem er S. 72, wo er von der im gallischen Latein regelmäßigen Verschiebung des Indik. d. Imperf. zum Irreal der Gegenwart spricht, Ausdrücke wie *videbatur*, *dabat*, *admonebat*, *cogebat* auf die Stufe des Gebrauches bei Ammian, also des unbeschränkten Gebrauches stellt, während an der im Texte angezogenen Stelle *parabatur*, *cohibebantur* der Kategorie der Verba des Strebens usw. zugewiesen erscheinen.

⁴⁾ Auch die beiden eben für den Irrealis der Gegenwart aus Terenz und Cicero beigebrachten Beispiele widerstreben m. E. nach Zusammenhang und Sinn durchaus der Subsumierung unter eine der besprochenen Kategorien bei Blase und Schmalz; vgl. auch die Übersetzungen von Benfey und Kühner.

⁵⁾ Man sagt auch häufig „imperfektive Aktion“, wofür Delbrück (a. a. O. S. 311) lieber „vor sich gehende Handlung“ setzen möchte, da der Ausdruck *actio imperfecta* die falsche Vorstellung zu erwecken geeignet sei, als handle es sich um eine begonnene, aber nicht abgeschlossene Handlung.

⁶⁾ Dieser Ausdruck ist zwar — man sehe die vorstehende Anmerkung — nach Delbrück (a. a. O. S. 306) ungenau, man versteht ihn aber richtig. Denn wenn auch durch die Formen des Präsensstammes nicht eine versuchte Handlung bezeichnet wird, so wird doch eine „in der Vollziehung begriffene“ damit bezeichnet, die aber nicht zur Effektuierung

Die Erklärung dafür, wie es kommen konnte, daß der Indikativ an Stelle des irrealen Konjunktivs treten konnte. Der Präsensstamm bezeichnet die noch dauernde und eventuell nicht abgeschlossene Handlung; diese Bedeutung ist, wie erwähnt, beim Imperf. der Grammatik längst wohlbekannt und es braucht weiter kein Wort darüber verloren zu werden, wie sie als dem irrealen Konjunktiv adäquat empfunden werden konnte; können wir sie ja doch gar nicht anders umschreiben als durch Wendungen mit der *coniug. periphr.*, mit *velle* usw., Wendungen, bei denen eben der Indikativ als Irrealis ohneweiters begreiflich ist. Dem Imperf. kommt aber das Plusquamp. insoferne gleich, als es einen dauernden Zustand durch sein als abgeschlossen dargestelltes Vorstadium bezeichnet. Wir meinen das *plusquamp. logicum*, wie es E. Hoffmann in seiner bekannten Schrift „Die Konstruktion der lateinischen Zeitpartikeln“ genannt und ausführlich besprochen hat¹⁾. „Erhält“, sagt Hoffmann, „das *perfect. logicum* als gegenwärtiges und (zuständlich) vorliegendes Resultat einer abgeschlossenen Handlung den Sinn eines Präsens, so muß das logische Plusquamp. in gleicher Weise ein Präsens für die Gegenwart des Präteritums werden, d. h. also ein Imperfekt“. Hoffmann erweist diese Bedeutung des Plusquamp. in den Temporal-sätzen mit *ut*, *ubi*, *simul (ac)* und *cum*, sowohl wo es — dies ist der häufigere und allgemein bekannte Fall — das stetige Antecedens einer durch das Imperf. angedrückten wiederholten Handlung der Vergangenheit bezeichnet²⁾, als auch wo es ohne diesen Sinn der Wiederholung gesetzt ist³⁾. Diese Auffassung ist heute wohl allgemein angenommen⁴⁾; ihr entsprechend müssen wir nun auch die konnative Bedeutung für das Plusquamp. in Anspruch nehmen⁵⁾.

Unsere Behauptung, daß der indikativische Nachsatz einer irrealen hypothetischen Periode, wenn das Verbum nicht eines des Könnens usw. ist, irrealer Bedeutung gewinne durch die Natur des in ihm verwendeten Tempus, des Imperf. und des ihm gleichwertigen Plusquamp., ist, wie wir schon in den einleitenden Worten bemerkten, keine neue; freilich wurde sie, so viel ich weiß, nie konsequent durchgeführt und als durchaus ausreichend der Erklärung der in Rede stehenden Spracherscheinung zugrunde gelegt

gelangt, wie die Situation zeigt. Gerade das aber meint man mit dem landläufigen Ausdruck der Grammatik und darum werden wir ihn auch weiter gebrauchen, da wir so, ohne der Gefahr einer Mißdeutung zu unterliegen, einen geläufigen Terminus verwenden können.

¹⁾ 2. Aufl. S. 15 ff.

²⁾ a. a. O. S. 42 ff. u. S. 111 ff.

³⁾ S. 25 ff. u. S. 104 ff.

⁴⁾ Vgl. z. B. Schmalz a. a. O. 385; Goldbacher, Lat. Gramm. f. Schulen § 392, Anm. 1 u. § 396, Anm. 1 vgl. § 391, Anm. 1.

⁵⁾ Vgl. Schmalz a. a. O. 335: „Das Imperf. soll angeblich auch *de conatu* gesagt werden; allein diese Bedeutung gehört ebensowohl dem Präsens als dem Imperf., Plusq., dem Konj. Imperf., dem Partic. Präs. an.“

und erwiesen. Es sagt schon Madvig¹⁾, es stehe im Nachsatze der irrealen Periode der Indikativ des Imperf. zur Angabe dessen, was im Begriffe war zu geschehen und unter einer gewissen Bedingung vollständig geschehen wäre. Daß er allerdings damit die Erscheinung nicht erklären wollte, beweist die Fassung der vorhergehenden Hauptstelle, wonach der Indikativ steht, „wenn der Hauptsatz gewissermaßen als von der Bedingung unabhängig und an sich gültig aufgefaßt werden kann entweder wegen einer Ellipse oder einer rhetorischen Lebhaftigkeit der Rede“²⁾. Völlig unsere Ansicht aber könnten wir bei A. Weidner an der bereits zitierten Stelle im Komment. zu Verg. Äneis (z. II 55) zu finden glauben, wenn dort das, worauf es uns anzukommen scheint, etwas klarer hervorträte. Weidner bespricht nach Madvig³⁾ den Gebrauch der *coniugat. periphr. activa* in den irrealen hypothetischen Perioden, bemerkt weiter, daß der periphr. Indik. durch die Hilfsverben *posse, debere, oportere* usw., aber auch durch *coepi, parare, impellere* usw. ersetzt worden sei, und fährt dann fort: „Sobald aber die Sprache angefangen hatte, Hilfsverba mit dem Infin. zum Ersatz für die periphr. Form zu gebrauchen, lag es nahe, auch ohne ein Hilfsverbum solche Tempora von *verbis finitis* ebenfalls in gleicher Weise zu verwenden, welche ihrer Bedeutung nach dem⁴⁾ der entsprechenden periphr. Tempora nahekommen. Diese sind das Imperf., Plusquamp. und, wiewohl seltener, Präsens und Perfektum.“ Es wird wohl kaum jemand, wenn er nicht selbst an den Präsensstamm als Träger der durativen Aktionsart denkt, diesen Gedanken in der summarischen Aufzählung der Tempora angedeutet finden. Und doch muß Weidner an derartiges gedacht

¹⁾ Latein. Sprachlehre f. Schulen⁹ 348. b.

²⁾ Man vgl. auch noch besonders 348 d. über das Plusquamp.: „Mit rhetorischem Nachdruck wird das, was unter einer gewissen Bedingung hätte eintreten können, als schon eingetreten ausgesagt, um zu bezeichnen, wie nahe es war.“ — Ähnlich wie Madvig sagt Zumpt in der lat. Grammatik¹⁰ 519 b, daß die von der regelmäßigen abweichende Art des Ausdrucks zunächst stattfindet, wenn ein Teil der Folgerung schon in Erfüllung gegangen sei und die Vollendung zu erwarten gewesen wäre. Vorher aber heißt es, der Indik. des Präteritums werde nur behufs Lebhaftigkeit der Darstellung gesetzt. — Wie weit Nipperdey, der zu Tac. Ann. I 42 über Stellen von der Art wie Ann. I 35 (*ferrum*) in *pectus deferebat, ni* usw. spricht und dabei auf die oben zitierte Bemerkung Madvigs 348 b. verweist, bei den Worten: „wo der Indikativ wirklich vorhandene Handlung oder (wirklich vorhandenen) Zustand bezeichnet und der Bedingungssatz sich auf die Bedingung oder Wirkung derselben bezieht“, an ein *imperf. de conatu* oder Ähnliches gedacht hat, kann ich aus der Stelle nicht entnehmen. — Bei Pfizner ist wohl *deferebat* mit: „er war daran...“, paraphrasiert, aber zu IV 9 *si modum orationi posuisset, misericordia sus gloriaque animos audientium impleverat* heißt es: „Er hatte wirklich Mitleid und Lob erreicht; doch es schwand...“.

³⁾ Die Hauptstelle ist *Opusc. academ.* II 227 ff.

⁴⁾ Hier fehlt „Sinne“ oder etwas Ähnliches.

aben, wenn er von einer Bedeutungsverwandtschaft mit den periph. Tempora spricht und fortfährt: „Kann man sagen: *ermanicus ferrum in pectus deferre coeperat, ni proximi dextram tenuissent*, so ist es ein kleiner Schritt weiter zu sagen: *ferrum in pectus deferebat, ni* usw.“ Freilich ist kaum anzunehmen, daß Weidner die Spracherscheinung wirklich in unserem Sinne aufgefaßt habe; dagegen spricht einmal die oben skizzierte Entwicklung des Sprachgebrauches, die er annimmt; denn diese ist historisch durchaus nicht erweislich; es läßt sich nicht zeigen, daß die Hilfsverba als „Ersatz“ der periph. Formen eingetreten seien und es erscheinen auch diese Formen und die Hilfsverba in der beregten Funktion nicht früher als der bloße Indik. Imperf., wie die Nachweise bei Dräger lehren und wie wir von unserem Standpunkte aus erwarten müssen, da die Eignung, Irruales auszudrücken, dem Tempus als solchem und daher von jeher zukam. Ebenso ist es nach unserer Meinung auch keine notwendige Konsequenz, wie Weidner meint, wenn Sallust Ing. 31, 1 *multa me dehortantur ... ni studium reipublicae omnia superet* mit dem Indik. des Präsens als Irreal der Gegenwart sagt, sondern der Gebrauch des Präsens ist nach dem Bemerkten von vornherein ebenso berechtigt, wie der des Imperfekts. — Endlich aber haben in dem irrealen Indikativ des Imperfekts das *imperf. de conatu* seinerzeit noch manche andere gesehen und sind damit nach unserer Ansicht auf dem richtigen Wege zur Erklärung des Sprachgebrauches gewesen. Ich entnehme dies den Ausführungen, die Wex in den Prolegomena zu seinem Kommentar des Agricola (S. 37 ff.) dem Sprachgebrauch gewidmet hat. Es heißt dort (S. 89): *Latini quod dicunt: 'vincebatque auxilio loci paucitas, ni iugo circummissus Veiens in verticem collis evasisset'* Liv. II 50, *id plerique aiunt elliptice dictum esse pro: prope erat, ut vincerent, atque vicissent, ni Veiens ... evasisset. At vincebat neutiquam est i. qu. prope erat, ut vincerent aut coeperant vincere, nam quod plerique animo sibi fingunt imperfectum de conatu, id nullum est* usw. Wie man sieht, fällt die Auffassung der *plerique* mit der oben angeführten Madvigs zusammen. Daß man dabei — von der statuierten Ellipse sehen wir vorderhand ab — auch auf halbem Wege stehen blieb, d. h. eben nur den Fällen mit dem Imperf. mit dem landläufigen Begriffe des *imperf. de conatu* gerecht zu werden suchte und auch dieses nicht tiefer faßte, zeigt die weitere Polemik bei Wex, wo es heißt: *Quomodo autem illi plusquamperf., quod plane ex eodem genere est, explicabunt? num in illa admodum frequenti dictione perierant, ni cett., actum erat de imperio, ni cett. de initio aliquo, de conatu, de re nondum perfecta cogitari potest?* Diese Stelle ist für unsere Frage eine sozusagen klassische geworden. Tatsächlich verschwindet von nun an das *imperf. de conatu* gänzlich aus den Erklärungen des Sprachgebrauches. Andererseits findet sich alles, was sonst zur Erklärung vorgebracht wurde, im wesentlichen

bereits bei Wex. Es wird daher, wenn wir auf Wex' Ausführungen näher eingehen, alles zur Besprechung kommen, was hieher gehört, und wir werden dabei unsere Ansicht weiter entwickeln und begründen können ¹⁾.

Wex behauptet also einmal (S. 40), daß mit dem Indikative nur Wahres und Gewisses ausgedrückt werden könne; gewiß seien uns aber nicht bloß Tatsachen, sondern auch Schlüsse. Wenn wir daher sagen wollten, daß etwas ohne das Dazwischentreten eines anderen Ereignisses ganz gewiß eingetreten wäre, so verwendet wir den Indikativ; und ebenso geschehe es im Lateinischen und Griechischen ²⁾.

Wie wir sehen, haben wir damit dasselbe, was wir oben bei Blase und Schmalz als Ausdruck des Affektes oder der Teilnahme bezeichnet fanden; nur steht hier diese Beobachtung in zweiter Linie — die hieher gehörigen Stellen sind nach Blase nicht allzu häufig —, während das Schwergewicht auf der Gruppe der Verba liegt, die die Kategorien der Verba des Könnens usw. erweitern; diese Verba kennt auch Wex, wie wir sehen werden, doch treten sie wieder bei ihm zurück. Sonst aber scheint die Ansicht Wex' die herrschende geworden zu sein. Man vergleiche, was oben über die Auffassung der Spracherscheinung bei Madvig und Zumpt mitgeteilt wurde; dann heißt es bei Dräger a. a. O.: „Steht im Hauptsatze der Indikativ, so ist der Inhalt des Satzes als von der Bedingung unabhängig hingestellt und die Wirklichkeit der in ihm enthaltenen Handlung wird hervorgehoben, oft mit rhetorischer Färbung.“ Endlich führe ich aus Kommentaren noch an, daß schon Forbiger (zu der schon erwähnten Stelle Verg. Aen. II 55 ³⁾) mit Stallbaum an eine „subjektive Wahrheit“ des Indikativs dachte und Kappes zur selben Stelle bemerkt: „Nach dem Bedingungssatze im Konj. des Imperf. oder Plusquam. erscheint der Folgesatz bisweilen im Indikativ statt im gleichen Modus. Die mögliche Wirkung wird als geschehen hervorgehoben.“ ⁴⁾

Wenn sich nun Wex so affektiv gegen das *imperf. de conatu* wendet und behauptet (in der Note zu S. 39), die *konative*

¹⁾ Nur die Auffassung, die Lillie in dem schon zitierten Aufsatze vertritt, verlangt eine besondere Betrachtung, die ihr am Schlusse unserer Ausführungen zuteil werden wird.

²⁾ Histor. Temp. ohne *äv.* — Das Tempus des Imperfektums aber habe mit der Modalität der Aussage gar nichts zu tun, sondern bezeichne lediglich die Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit.

³⁾ Dort findet man auch die übrige ältere Literatur verzeichnet. Forbiger verweist auch auf seine Note zu Aen. I 374 *si . . . repetens ab origine pergam . . . , diem componet vesper*, wo sich der Satz findet: *Eius modi autem sententias condicionales haud raro sequi apodosis per indicativum prolatam, ubi eventus certissimus cogitetur, quaecumque sit condicionalis ratio, satis notum est.*

⁴⁾ Auf einige andere uns interessierende Bemerkungen in Kommentaren werden wir noch zurückkommen.

bedeutung sei, wo sie sich zu finden scheine, immer im Begriffe des Verbums begründet, so haben wir heute eine bessere grammatische Einsicht. Für uns ist das Imperf. als Präteritum vom Präsensstamm der Ausdruck der durativen (imperfektiven) Aktionsart in der Vergangenheit¹⁾. Die von Wex, wie oben bemerkt, der Form zugesprochene Bedeutung der Gleichzeitigkeit in der Vergangenheit ist also erst etwas Sekundäres, erst ein Resultat sowohl der durativen Grundbedeutung, als wohl auch besonderer Verhältnisse im Lateinischen, wo das Plusquamperf. den Sinn der Vorvergangenheit erhalten hatte, so daß also dem Imperf. nur mehr die Gleichzeitigkeit blieb²⁾. Da die durative Bedeutung am Stamme haftet, so kommt sie natürlich und in erster Linie auch dem Präsens zu und der Vorwurf Wex' *Itaque eodem plane iure poteris praesens de conatu tibi fingere* hat heute keine Spitze mehr³⁾, sondern zeigt nur, wie schon bemerkt, daß die, die er bekämpft, eben noch nicht zur völlig richtigen Erkenntnis nach der gegenwärtigen Auffassung durchgedrungen waren.

Wex trennt ferner (S. 88) die Sätze mit Verben wie *coeperant, parabant* usw. von den übrigen und behauptet, daß hier Tatsachen angesagt würden und eine bei den anderen Fällen von ihm geleugnete Ellipse anzunehmen sei, wie bei Nep. Eum. 2 wirklich zu lesen sei: *cum perducere eum non posset, interficere conatus est et fecisset, nisi ille clam noctu ex praesidiis eius effugisset*. Man befreundet sich wohl heutzutage nicht mehr gerne mit Ellipsen; die Neuposstelle sieht zwar einigermaßen verführerisch aus; aber man kann eben eine solche Ellipse auch in allen Fällen mit *possum* usw. annehmen und Dräger schreibt auch wirklich mitten unter den übrigen Beispielen aus Cicero eines (Verr. III

¹⁾ Man sehe z. B. Brugmann a. a. O. S. 179 (§ 154). — Der neueren psychologischen Betrachtungsweise erscheint die Bezeichnung der sinnfälligen Aktionsart als das Ursprünglichere, die Bezeichnung der Zeitstufe, die erst das Resultat einer Abstraktion ist, als das Spätere. Auf die Sache des näheren einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur bemerkt, daß diese Auffassung nicht nur in den indogermanischen Sprachen so viele Besonderheiten, die bei der Voranstellung des Tempus in der Syntax des Verbums blieben, schwinden ließ, sondern auch durch die semitischen Sprachen empfohlen wird, in denen man von jeher nur zwei „Tempora“, ein Perfektum und ein Imperf., scheiden konnte, weil eben diese „Tempora“ nicht die Zeitstufe, sondern die Aktionsart bezeichnen. Zum Zeugnis, daß sich hier Sprachforscher und Philosophen im besten Einklange befinden, seien die Worte Wundts (Logik I^o 185) hergesetzt: „So ist jene Unterscheidung nach den drei Zeiten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die alle unsere erzählenden Urteile beherrscht, erst das Ergebnis eines abstrakten Zeitbewußtseins, für das die Zeitvorstellung nicht mehr völlig mit dem konkreten Geschehnis verschmilzt, sondern das eine unabhängig gedachte Zeitanschauung an die Ereignisse heranbringt.“

²⁾ s. Delbrück, Vgl. Syntax II 312 ff.

³⁾ Vgl. auch die oben angeführte Bemerkung Schmalz' über die Verbalformen, die *de conatu* gesagt werden können.

52) so: *relicturi agros omnes erant* (scil. *et reliquissent*), *nisi ad eos Metellus Roma litteras dedisset*. Diese Annahme wäre also, da man eine solche Ellipse bei den Verben der Kategorie von *possum*, soviel ich weiß, nicht annimmt, eine Inkonsequenz, wohl auch vom Standpunkte Wex' aus, da er die Fälle mit *possum* und der *coniung. periphr. activa* nach dem Wortlante des Textes und den angeführten Beispielen nicht hieher zu rechnen scheint. Die Kategorie der Verba aber, die Wex aufstellt, hat allerdings ihr Besonderes; sie ist dieselbe, auf die, wie wir oben gesehen haben. Blase nächst *possum* und seiner Sippe den irrealen Indikativ beschränkt¹⁾. Die Verba dieser Kategorie schließen sich nämlich sehr enge an die der Kategorie von *possum* an, besonders an die *coniung. periphr. act.* und *paene* und *prope* mit dem Indik.²⁾; auch werden sie wie *possum*, *debeo* usw. mit dem Infinitiv verbunden³⁾. Es ist auch richtig, daß, wie Heräus an der zitierten Stelle behauptet, Wendungen wie *excidium adventabat*, *occasus appropinquabat* eine verwandte Bedeutung gewinnen⁴⁾. Aber damit erweitert sich eben nur der Kreis von *possum* usw.; zu den Verben von anderer Bedeutung führt von da keine Brücke. Für diese Verba bleibt also nach der gewöhnlichen Auffassung nur die Annahme, daß der Indikativ infolge einer größeren Teilnahme des Sprechenden, seiner subjektiven Auffassung, in der er sich die Handlung als eine ganz gewiß eintretende oder sich schon vollziehende vorstellt, gesetzt ist. Daß solche Fälle an sich möglich sind, ist ohneweiters zuzugeben. Daß auch wir solche Wendungen gebrauchen, ist ein

¹⁾ Auch Heräus behauptete schon Ähnliches wie Blase zu Tac. Hist. IV 18 *cui excidium adventabat, si redintegratum bellum et tot armatorum milia Italiam irrupissent*. Er sagt mit Rücksicht auf Stellen wie die schon zitierte III 46 (mit dem Imperf. *parabant*): „Dieser Gebrauch des Imperfekts entwickelte sich allmählich aus Fällen wie der unserige; denn *adventabat* ist der Sache nach so viel als *futurum erat*, gerade wie Cic. Cat. III 19 *totius urbis atque imperii occasum appropinquare dixerunt, nisi di... flexissent* der Infinit. Imperf. *appropinquare* so viel als *fore* ist.“

²⁾ Die Fälle mit *paene* und *prope* rechnet Wex daher auch zu der von ihm abgesonderten Kategorie.

³⁾ Vgl. die oben zitierte Stelle bei Weidner. — Daher können wir z. B. in der eben wieder zitierten Stelle Hist. III 46 das *parabant* sprachrichtig nur mit „sie hätten beinahe zerstört“ wiedergeben, also ganz so, als wenn *excissuri erant* oder *paene exciderunt* stünde.

⁴⁾ Es gibt natürlich Grenzfälle, bei denen man zweifeln kann, ob die Verwendung im Nachsatze der irrealen Periode noch auf Rechnung des Begriffes des Verbiums zu setzen ist oder nicht. In einem Falle aber wie Ann. VI 34 *urbem ingredienti offerebantur communes liberi, nisi Narcissus amoveri eos iussisset*, den Wex und Blase als Beleg für die Verba des Versuchens usw. anführen, ist m. E. auch ein solcher Zweifel nicht mehr möglich; *offerre* bedeutet in dem Zusammenhange an sich nicht eine bloß versuchte Handlung.

unzureichender Beweis hiefür¹⁾. Indes weist unser Sprachgefühl hier auf zwei Punkte hin, die für die Auffassung des Gebrauches auch im Lateinischen von Bedeutung sein müssen. Einmal ist diese Ausdrucksweise durchaus nicht die gewöhnliche, sondern eben nur dem gesteigerten Affekte eigen²⁾. Zweitens können wir in solchen Fällen den Indikativ nicht bloß im Haupt-, sondern auch in Nebensätzen verwenden.

Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir schon oben bemerkt, daß die Annahme, es liege an all den in Betracht kommenden Stellen gesteigerter Affekt vor, von vornherein unwahrscheinlich sei. Wenn man sich da nun auf den rhetorischen Stil des Tacitus und des Livius berufen wollte, so würde doch m. E. auch bei diesen Autoren mit der Behauptung, daß überall größeres Pathos vorliege, die Grenzlinie überschritten, die einem Künstler wie Tacitus, selbst wenn er die Töne des Affektes noch so gern anschlägt, durch die Gesetze der Kunst, die vor allem Vermeidung des Unpassenden fordern, gezogen ist. Wie z. B. Ann. IV 30 mitten in dem leidenschaftslosen Verhandlungsberichte aus dem Senate über Bestrafungen von *de maiestate* Belangten und einen Antrag *de praemis accusatorum abolendis* in dem nun folgenden *ibatur in eam sententiam, ni . . . Caesar . . . conquestus esset* ein höherer Affekt gefunden werden kann, gestehe ich nicht einzusehen. Dasselbe gilt von dem summarischen Bericht Ann. VI 86 über die kriegerischen Ereignisse im Partherreich; es ist nicht abzusehen, warum mitten in der Erzählung gerade der Satz *nec ideo abscedebat, ni . . . Vitellius . . . metum Romani belli fecisset* mit

¹⁾ Wex führt als klassische Beispiele an: „Und jetzo war's um mich geschehen“ (aus Schillers Kampf mit dem Drachen) und „Trotz Eurer Spürkunst war Maria Stuart noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert“ (Schiller, Maria Stuart IV 6). Diesen Beispielen sei noch ein drittes angefügt: „Mit diesem zweiten Pfeil durchschloß ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte“ (Schiller, Wilhelm Tell III 3).

²⁾ Die angeführten Beispiele sind Belege hiefür. Das erste ist der affektvollen Schilderung eines Kampfes auf Leben und Tod entnommen, das zweite und dritte finden sich im lebhaften Dialog dramatisch höchst wirksamer Szenen; vgl. Schmelzer, Zu Plat. Lys. 210 E. — Auch im Griechischen hat der analoge Fall — Indik. ohne *άν* — seinen Platz in der affektvollen Rede; Beispiele s. bei Wex S. 41 Note. Drei der angeführten Beispiele sind Tragikern entnommen (Soph. El. 914 u. 1022; Eur. Hec. 1111), zwei aus Thukyd. (III 74 u. VIII 86); hier steht die eine Stelle in der Schilderung des erbitterten Kampfes der Aristokraten und Demokraten auf Kerkyra, die zweite (*έν φ' σαφέστατα τωτων και Έλλησπορον ειγον*) vergleicht sich ungesucht mit der Stelle aus dem „Kampf mit dem Drachen“. Vgl. auch Krüger, Griech. Sprachlehre f. Schulen³ bis 54, 9, 1, coll. 58, 10, 5; Kühner, Ausf. Gramm. d. griech. Sprache II³ 1 § 392 b, 1—3. — Vgl. schließlich zum Ganzen Wex S. 40: *nisi quod Graecis et nostris hominibus hoc grandiloquae dictionis nescio quam speciem praebet; hinc illud, quod pervulgatum est apud Romanos, et nos et Graeci poëtis maxime concedimus et apud Graecos quidem plerumque inseruit irrisioni et ironiae.*

größerm Pathos gesprochen sein sollte. Dabei bleibt, wie gesagt, die Ansicht von der „Lebhaftigkeit und Kürze“ des Taciteischen Stiles, zu der wir uns im Anfang mit Weidner bekannten, ganz unberührt bestehen; es paßt vielmehr die nur graduelle Verschiedenheit, die nach unserer Auffassung hier zwischen Konjunktiv und Indikativ besteht, viel besser als das stoßweise Aufflackern des Affektes. Indes spielt in solchen Fragen die subjektive Auffassung eine große Rolle; wir werfen daher lieber an der Hand der Beispielsammlung bei Dräger einen Blick auf den Sprachgebrauch der Autoren vor Tacitus. Wenn schon bei ihnen der Indikativ affektlos gebraucht wird, so kann er konsequenterweise für Tacitus nicht mehr als regelmäßiges Ausdrucksmittel des Affektes in Anspruch genommen werden. Für Livius gilt im allgemeinen das oben über Tacitus Bemerkte; man wird aber bei ihm noch weniger als bei Tacitus an das sich immer wiederholende, unvermittelte Hervorbereiten des Affektes denken können. Bei Cicero findet sich zunächst die schon erwähnte Stelle ad fam. XII 10, 3 (vgl. ad Brut. I 15, 12). Die Stellen, dem lebhaften Briefstil angehörig, sind als Beispiele, wie wir gesehen haben, für die größere Teilnahme des Sprechenden an der Handlung beigebracht worden und wir wollen dagegen nichts einwenden. Dann kämen noch in Verr. V 129 und de Leg. I 52 in Betracht. Auch für die erstere der beiden Stellen sei nach ihrer Umgebung die Möglichkeit, sie als affektiv gesprochen aufzufassen, zugestanden. Unmöglich aber scheint mir eine solche Auffassung an der zweiten Stelle. Cicero hat sich stark in Eifer gesprochen und schließt nun: *Sed vidistim, quanta series rerum sententiarumque sit atque ut ex alio alio nectantur? Quin labebar longius, nisi me retinuissem.* Man kann doch wohl kaum den Satz mit größerem Affekte gesprochen denken, der gerade konstatiert, daß der Sprechende, sich des zu großen Interesses an dem Stoffe bewußt werdend, dieses gefühllos zurückdämmt. Vollends aber ist die oben schon in *extenso* angeführte Stelle de off. II 67 über jeden Verdacht eines Affektes erhaben. Es wäre wohl ungereimt anzunehmen, Cicero habe da affektiv gesprochen, wo er seine Bescheidenheit als den Grund angibt, der ihm verbiete, auf einen gelegentlichen Einfall näher einzugehen. Nun kämen noch zwei Stellen bei Terenz; von der einen (Andr. 175) ist bereits oben bemerkt worden, daß eine unbehagene Lektüre nicht zur Annahme eines besonderen Affektes des Sprechenden führt. Eher mag dies bei der zweiten Stelle (Eun. 1013: *an paenitebat flagitii, te auctore quod fecisset adulescens, ni miserum insuper patri indicares*) gestattet sein, wo Pythias den Parmeno mit übermütigem Spotte überschüttet; doch läßt die Periode auch eine andere Auffassung zu, wie wir noch sehen werden. Man wird also schon nach diesen Beispielen wohl behaupten können, daß der Sache mehr gedient ist, wenn auf die Annahme, der Indikativ sei der Ausdruck einer größeren Teilnahme des Sprechenden

n dem Erzählten, der festen Überzeugung, daß das Ereignis unabwendbar war, möglichst verzichtet werden kann¹⁾.

Zweitens nun verwenden wir, wie gesagt, im Deutschen in beiden Sätzen der Periode den Indikativ, ohne daß dieselbe anders als unreal aufgefaßt werden würde. Diese Ausdrucksweise ist ebenso wenig gewöhnlich als die eben besprochene. Da nun die Fügung der hypothetischen Periode an sich im Deutschen und im Lateinischen ganz analog ist und im Griechischen in den irrealen Perioden ohne *εἰ* genau derselbe Fall wie im Deutschen vorliegt, so müßte im Lateinischen dasselbe erwartet werden²⁾. Möglich war diese Art der Periode nun nach dem eben Bemerkten jedenfalls auch im Lateinischen. Daß sie nun aber, so viel ich sehe, nicht beobachtet wurde³⁾, also jedenfalls nicht annähernd so häufig ist als die mit verschiedenen Modi in Vor- und Nachsatz, ist m. E. ein starkes Argument gegen die Auffassung der gemischten Perioden, die diese mit den entsprechenden und den diesen adäquaten mit Indikativ in beiden Sätzen im Deutschen durchaus auf gleiche Stufe stellt. Denn es ist ja offenbar nicht abzusehen, warum im Lateinischen nicht auch rein indikativische Perioden irrealen Sinnes gebildet wurden, wenn es sich wirklich nur um affektvollere Darstellung handelte; diese Perioden entsprachen ja nach dem deutlichen Ausweise unseres Sprachgefühles, auf das man sich beruft, dem angenommenen Zwecke noch besser.

Wir kommen hier auf eine Auffassung der irrealen hypothetischen Periode zu sprechen, die in neuester Zeit Dittmar in seinem bekannten Buche „Studien zur lateinischen Moduslehre“ vertreten

¹⁾ So reduziert sich auch das *pervulgatum genus dictionis* Wex' bei Blase und Schmalz, wie schon bemerkt, auf „nicht allzu häufige“ oder „nirgends häufige“ Stellen.

²⁾ Wie denn überhaupt die Irrealität einer hypothetischen Periode schließlich immer nur aus dem Zusammenhange, aus der Situation erkannt werden kann; vgl. auch Blase a. a. O. S. 13 f.

³⁾ Dräger zitiert a. a. O. S. 700 ein Beispiel, in dem aber die Irrealität schon im Begriffe des Prädikates des Hauptsatzes und außerdem in einem Prädikate der dreigliedrigen Protasis liegt: Liv. V 52, 12: *quid horum opus fuit suscipi, si una cum Gallis urbem Romanum relicturni fuimus, si non voluntate mansimus, si ab hostibus metu retenti sumus?* Die Indikat. des Perf. der an sich nicht irrealen Verba im 2. und 3. Gliede der Protasis kommen zunächst auf Rechnung der unstreitig affektvollen Periode. Daß aber auch sie erst einem an sich irrealen Gliede folgen und mit einer an sich irrealen Apodosis verknüpft sind, kann nur charakteristisch sein für die von uns behauptete Abneigung des Lateinischen, an sich nicht irrealen Wendungen in der irrealen hypothetischen Periode zu verwenden. Auch in den als Belege für den „sehr seltenen“ Fall, daß indikat. Nebensatz mit irrealen konjunktivischem Hauptsatz verknüpft ist, von Dräger a. a. O. angeführten Stellen, steht zweimal (de div. II 20) ein mit dem eben angeführten *opus fuit* auf gleicher Stufe stehender Ausdruck (*fatum fuerat* und *fatum fuit*), das drittemal aber der Indik. Imperf. *veniebatis*. Wir kommen auf diese Stellen noch zurück.

hat. Dieses Buch sucht bekanntlich als die Grundbedeutung des Konjunktivs die polemische zu erweisen. Speziell die Römer als ehrliebendes, streitbares, skeptisches und konservatives Volk hätten sich dieses Modus besonders in Fragesätzen bedient, um gegen ihnen mißfallende Behauptungen usw. Einsprache zu erheben¹⁾. Diese Bedeutung des Konjunktivs sei nun auch in den konjunktivischen Nebensätzen des Lateinischen, soweit hier dieser Modus einen ursprünglichen Konjunktiv, nicht Optativ vertrete, anzuerkennen. So nun auch in der irrealen hypothetischen Periode. Und zwar sucht hier Dittmar die Richtigkeit seiner Annahme zunächst gerade an den Sätzen zu erweisen, wo neben Konjunktiv im Nebensatze Indikativ im Hauptsatze steht. Diese Perioden sind nach Dittmar²⁾ mit dem Indikativ in beiden Gliedern ins Deutsche zu übersetzen. Denn die irrealen Bedingungssätze haben polemischen Sinn (S. 175), auch wenn sie wie im Griechischen und Deutschen im Indikativ stehen, und im Lateinischen wird dieser Sinn gemäß der Entwicklung, die der Konjunktiv in dieser Sprache durchmachte, eben durch ihn ausgedrückt³⁾. Das Wesen der irrealen Bedingungssätze ist es nämlich, daß sie stets etwas enthalten, das geeignet ist, Zweifel im Zuhörer zu erwecken, oder dem Sprecher selbst absonderlich vorkommt. Der polemische Sinn liegt aber nicht sowohl im *si*-Satze selbst, als in dem Zusammenwirken von Haupt- und Nebensatz⁴⁾. In allen drei Sprachen sind ferner diese Sätze nur in der Vergangenheit möglich (S. 176 f.), wie denn überhaupt jeder, der einen Irrealis ausspricht, sich in die Vergangenheit zurückversetzt⁵⁾. Wenn nun also auch der Konjunktiv im Hauptsatze des irrealen Satzgefüges polemisch zu fassen ist (S. 191 f.), so kam es doch bei der geschilderten polemischen

¹⁾ z. B. Ter. Andr. 915: *Non ita arbitrere: bonus est hic vir. Hic vir sit bonus?* ... „Das soll ein guter Mann sein?“

²⁾ S. 174, § 297 ff. — Es ist eine der Gruppen der *si*-Sätze, bei deren Übersetzung (§ 171) der Indikativ zu verwenden sei.

³⁾ So ist z. B. Cic. Pomp. 50 *Quodsi Romae Cn. Pompeius privatus esset hoc tempore, tamen ad tantum bellum is erat diligendus* nach Dittmar zu übersetzen (S. 174): 'Sogar wenn jetzt Pompeius Privatmann war, mußte er doch gewählt werden.' Dittmar bezieht die Periode auf die Vergangenheit wie Dräger a. a. O. I S. 274, was nicht alle tun. Der Konjunktiv aber wäre analog den von Dittmar S. 169 f. besprochenen Fällen etwa zu erklären: 'So, Pompeius sollte also Privatmann gewesen sein? Dann war er trotzdem zu wählen'.

⁴⁾ Vgl. auch S. 172.

⁵⁾ Dabei haben Griechisch und Lateinisch noch die Ähnlichkeit (S. 177, Anm. 2), daß sie die irrealen Perioden der Gegenwart und Vergangenheit mit Recht nicht durch die Zeitstufe scheiden — denn auch der Irrealis der Gegenwart reicht in die Vergangenheit zurück —, sondern durch die Aktionsart, indem für die Gegenwart der Präsensstamm, der die durativ-konative Aktionsart, für die Vergangenheit der Aoriststamm, der die progressiv-perfektive Aktionsart zum Ausdruck bringt, verwendet wird.

Natur des irrealen Satzgefüges an sich nicht eben viel darauf an, ob durch den Hauptsatz eine Verstärkung herbeigeführt wurde. Da aber die phantastische Periode¹⁾ regelmäßig in Haupt- und Nebensatz den Konjunktiv aufwies, so zog man es wohl vor, auch in irrealen Satzgefüge im Hauptsatze an Stelle des an sich möglichen Indikativs den Konjunktiv zu setzen. Nicht unwesentlich ist hierbei die Beobachtung, daß der Indikativ häufiger ist, wenn der Hauptsatz vorangeht, seltener, wenn dieser folgt. Man sagt also *viceramus, ni auxilium venisset*, seltener aber *ni auxilium venisset, viceramus*. Auch hieraus scheint hervorzugehen, daß auf den Konjunktiv im Hauptsatze nicht allzu viel Gewicht zu legen ist. Von den zwei an sich möglichen Formen *viceramus* und *vicessemus* wählte der Sprecher, beeinflußt von dem vorausgegangenen *venisset*, den Konjunktiv. Die Annahme nun, daß der polemische Konjunktiv im Hauptsatze, um entsprechend zum Ausdruck zu kommen, im Deutschen eine Umschreibung erfordert, erhält eine wichtige Stütze dadurch, daß, wo im Lateinischen wirklich ein *posse, debere* oder Gerundium im Hauptsatz erscheint, der Indikativ die Regel ist. Diese Sätze sind zwar, als ein Ganzes betrachtet, auch polemisch, der Hauptsatz trägt jedoch nicht dazu bei, das polemische Verhältnis zu verstärken.

So weit Dittmar. Man sieht zunächst, daß, so wenig er selbst daran gedacht haben mag, doch seine Auffassung des irrealen Satzgefüges sich wenigstens in ihrem Resultate mit der Annahme einer größeren Teilnahme des Sprechenden an der Aussage nahe berührt. Daher läßt sich auch gleich derselbe Einwand machen, den wir eben dieser Annahme gemacht haben. Man wird fragen müssen, warum denn, wenn die polemische Natur dem irrealen Satzgefüge an sich und „nicht so sehr dem *si*-Satze“ eigen ist, nicht wie im Deutschen und Griechischen der Indikativ in beiden Gliedern steht. Ja, man wird umso eher so fragen müssen, als Dittmar mit seiner Erklärung die irrealen Periode in ihrer Gänze umfassen will, nicht wie die andere Annahme nur eine verhältnismäßig seltene Abart derselben. Indes würde dann Dittmar wohl mehr, als er es in dem skizzierten Zusammenhang tat, den Umstand betonen, daß das Charakteristikum der Satzfügung eben der *si*-Satz ist, für den sich dann nach seiner Annahme der polemische Modus, der Konjunktiv, mehr empfahl. Wir müssen uns daher mit diesem polemischen Modus auseinandersetzen. Es erfordert dies nach dem Standpunkte, den wir einnehmen und den man, wie ich glaube, vorläufig einnehmen muß, kein näheres Eingehen auf Dittmars Ausführungen im einzelnen. Ich glaube näm-

¹⁾ Damit sind die gewöhnlich potential genannten Perioden gemeint, in denen der Konjunktiv auch nach Dittmar auf den Optativ zurückgeht; s. S. 178 ff.

lich nicht¹⁾, daß Dittmars Versuch ein wesentlich glücklicherer ist als andere der Art, die vor ihm, wie etwa von Lattmann²⁾, oder nach ihm schon gemacht wurden. Es laufen diese Versuche immer darauf hinaus, eine angenommene Grundbedeutung des Modus als womöglich überall vorliegend zu erweisen oder etwa noch daneben anerkannte Bedeutungen aus jener Grundbedeutung abzuleiten. Daß es dabei nicht ohne Willkürlichkeiten, Spitzfindigkeiten und Wunderlichkeiten abgeht und daß tatsächlich der eine aus einer Bedeutung, die dem anderen eine sekundäre ist, die primäre des ersteren herleitet, kann niemanden befremden, der sich der fließenden Grenzen erinnert, die die in der Grammatik eingebürgerten Kategorien der Modi trennen. Daß auch Dittmars Buch an diesem Übel im allgemeinen krankt, beweist am besten der Umstand, daß durch dessen Lektüre zum Teil eine andere Schrift veranlaßt wurde, deren Resultate Dittmar, trotzdem der Verf. im Prinzip auf denselben Standpunkte steht, als wesentlich abweichend entschieden bekämpfen muß³⁾, da besonders in einer ganzen Reihe von konjunktivischen Nebensätzen wieder eine andere Grundbedeutung als von ihm angenommen wird. Und in der Rezension von William Gardner Hales *The origin of subjunctive and optative conditions in Greek and Latin* in der Berl. Philolog. Wochenschr. XXII 836 ff. u. 373 ff. konstatiert Dittmar selbst, daß die Suche nach der Grundbedeutung der Modi besonders im Lateinischen zu dem größten Wirrwarr geführt habe⁴⁾. Er selbst glaubt zwar, seiner Theorie eine exzeptionelle Stellung zuweisen zu dürfen, da er auf psychologischer Grundlage gebaut habe, indem er z. B. den Konjunktiv als den Ausdruck der seelischen Depression des Sprechenden betrachte⁵⁾. Indes ist fürs erste Dittmars Methode im einzelnen keine wesentlich andere als die anderer Gelehrter, denen er die Möglichkeit des Erfolges abspricht. Auch er geht von dem einzelnen Beispiele aus und untersucht, ob und wie leicht sich in dem vorliegenden Konjunktiv die angenommene Grundbedeutung aufzuseigen lasse. Dieser Weg führt aber durchaus nicht so sicher zum Ziele.

¹⁾ Es kommt uns hier nur darauf an, unsern Standpunkt zu präzisieren; wie weit sich das Ausgeführte dabei mit dem, was von anderen etwa schon gegen Dittmars Versuch eingewendet wurde, deckt, weiß ich nicht, da ich leider keine Rezension des Dittmarschen Buches einsuchen konnte.

²⁾ *De coniunctivo Latino*; Lattmann macht den Versuch, aus einem fiktiven Konjunktiv, der die Grundbedeutung des Optativs repräsentiere, eine Reihe anderer Bedeutungen herzuleiten.

³⁾ E. Bottek, Die ursprüngliche Bedeutung des Konjunktivs in lateinischen Nebensätzen I.; rezensiert von Dittmar, Berl. Phil. Wochenschrift XIX. (1899). 1027 ff.

⁴⁾ s. bes. 375 über den latein. Konjunktiv in Bedingungssätzen: „es werden nicht zwei Gelehrte in der Zurückführung auch nur eines einzigen Typus einig sein.“

⁵⁾ Dittmar tat dies noch nicht in seinem Buche, sondern erst in der eben zitierten Rezension von Botteks Schrift, S. 1040.

als man gegenwärtig vielfach anzunehmen scheint. Ich glaube lies an einem schlagenden Beispiele aus dem Deutschen zeigen zu können. Die Geschichte unseres Verbuns „sollen“, das gerade in solchen Fragen nach der Bedeutung der Modi eine große Rolle spielt, zeigt recht charakteristisch, wie gefährlich es werden kann, aus späteren Gebrauchsweisen auf die Grundbedeutung zurückzuschließen. „Sollen“ hieß einst — bei der ältesten Bedeutung des Verfehlthabens und der daraus entspringenden Verpflichtung —: „verpflichtet, gehalten, bestimmt sein“¹⁾. Diese Grundbedeutung würde noch leicht in einem Satze erkannt werden, den etwa ein Befugter im letzten griechisch-türkischen Krieg als Befehl in folgender Form hätte aussprechen können: „Unsere Armee soll sich nach Pharsalus zurückziehen.“ Erschien der Satz aber irgendwo als Zeitungsnotiz, d. h. in dem Sinne: „Man sagt, daß sich unsere Armee nach Pharsalus zurückziehe“, so müßte aus diesem Gebrauche nach der jetzt so beliebten Methode geschlossen werden, daß „sollen“ nie die Grundbedeutung von „verpflichtet sein“ gehabt hätte; denn die griechische Armee sollte sich damals nach dem Willen ihrer ganzen Nation eben nicht nach Pharsalus zurückziehen²⁾. Damit kommen wir nun auch gleich zur Frage der psychologischen Betrachtungsweise. Wer von der Ansicht ausgeht, die Grundbedeutung eines Modus müsse überall leicht erkennbar sein, der kommt naturgemäß in der Regel auf eine allgemeine, blasse Bedeutung als Grundbedeutung; denn nur mit dieser läßt sich in möglichst vielen Fällen operieren. Ein solcher Vorgang aber widerstreitet gerade der psychologischen Betrachtungsweise. Denn diese verlangt, wie schon oben gelegentlich angedeutet wurde, die Annahme, daß besonders deutliche und geläufige Erfahrungen der inneren und äußeren Wahrnehmung zuerst ihren Niederschlag

¹⁾ Heyne, Deutsches Wörterbuch III 642.

²⁾ In Wahrheit macht natürlich die Ableitung aus der historisch gesicherten Grundbedeutung keine Schwierigkeiten. Das „sollen“, der Ausdruck des kategorischen Imperativs, schwächt sich zunächst zum Ausdruck des Imperativs überhaupt ab, wie im ersten der obigen Beispiele. Was ich aber einem zu tun befehle, dessen Ausführung erwarte ich in der Regel zuversichtlich; so wird das „sollen“ zum Ausdruck der Überzeugung — man vgl. noch Wendungen wie: „er muß krank sein, sonst hätte ich Nachricht“ — und endlich zum Ausdruck der bloßen Vermutung. Nebenbei bemerkt, kann man sich so auch die Abschwächung eines Konjunktivs oder Optativs nach der gewöhnlichen Auffassung zum Ausdruck der bescheidenen Behauptung anschaulich machen und jedenfalls aus dem beigebrachten unanfechtbaren Beispiel unserer Sprache überhaupt erkennen, was von einem *argumentum ad hominem* zu halten ist wie dem, mit dem Lattmann a. a. O. S. 46 gegen Delbrück ansfällt: *An quisquam aut voluntatis aut optandi notionem — nam utramque permulti Delbrueckium virum doctissimum secuti illam quidem coniunctivi, hunc optativi modi principium esse sibi persuadent — extenuando magis magisque eo denique posse redigi arbitretur, ut obliqua vis cadat? Atrum vinum Italicum, quamvis multa aqua diluas, nunquam opinor album Rhenanum fieri.*

in der Sprache fanden. Wie dann solch ein primärer sprachlicher Ausdruck im Laufe der Zeit seine Bedeutung ändern und bis zur völligen Unkenntlichkeit seines ursprünglichen Sinnes verblasen konnte, das zeigt nicht bloß das von uns beigebrachte charakteristische Beispiel, sondern es zeigen es hundert Tatsachen der Etymologie. Es erscheint uns demnach als methodisch verkehrt, in erster Linie die Einzel Tatsachen des Modusgebrauches als die entscheidenden Instanzen in der Frage nach der ursprünglichen Funktion des Modus zu betrachten¹⁾; es muß vielmehr gerade so, wie der Etymologie unbestritten in der Regel die sinnliche Bedeutung des Wortes die erste ist, auch in unserem Falle die psychologisch einfachste Funktion, die historisch erweislich ist, zum Ausgangspunkt für die Untersuchung genommen werden. Dann muß aber diese Untersuchung wiederum gerade so wie die Etymologie in erster Linie den Zustand in den verwandten Sprachen ins Auge fassen; denn so allein gewinnt sie die erforderliche historische Basis. Was lehrt uns nun diese psychologisch-historische Betrachtungsweise? Die erste Frage ist: Was können die vom Indikativ verschiedenen Modi sein? Der Indikativ beschreibt im allgemeinen Vorstellungen und Gefühle. Daneben aber hat der Mensch als psychischen Stammbesitz nur mehr Begehungen. Nun kommen aber diese Begehungen am unmittelbarsten durch die vom Indikativ verschiedenen Modi zum Ausdruck, und zwar von jeher, soweit wir in der Sprachgeschichte zurückgehen können. Dies ergibt zweierlei. Erstens, daß der Ausdruck der psychischen Diathese des Begehrenden als eine der ältesten Funktionen der vom Indikativ verschiedenen Modi zu betrachten und immer in Rechnung zu ziehen ist. Der Trieb kommt für den Menschen bald nach der Empfindung. Er suchte also auch bald seinen Ausdruck und für diesen sind daher die Modi des Verbums zunächst in Anspruch zu nehmen. Denn der Trieb ist weit vor jeder Reflexion, die doch immer den Nuancierungen, die die Modi in der historischen Sprache noch zum Ausdruck zu bringen haben, zugrunde liegen muß. Er mußte also auch Ausdruck finden, ehe die sogenannten Hülfsörter des Modus wie „sollen“ usw., die eben Abstraktionen sind, entstanden. Der Mensch wollte essen, trinken usw.; Begehren und Begehrtes war noch innig verbunden in der Begehrung; das blasse Bild der Begehrung in den modalen Hülfszeitwörtern ist dem gegenüber ein spätes Produkt, ganz entsprechend dem sonstigen Entwicklungsgang in der Sprache, von dem oben eine Probe gegeben wurde. Daran schließt sich die zweite Folgerung. Bei den anfänglich einfachen Verhältnissen konnte neben dem Ausdruck der Begehrung in den hiefür geschaffenen Modi nicht viel anderes Platz haben; über

¹⁾ Gegen diese Methode hat sich neuestens auch Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatze des Deutschen S. 15 ff. sehr entschieden ausgesprochen.

die natürlichen, nahe liegenden Begehungen griff das Bewußtsein des einfachen Menschen jedenfalls noch lange nicht hinaus. Was also an Modi außer dem Indikativ noch vorhanden war, mußte ursprünglich wesentlich dieselbe Bedeutung haben. Damit stimmt nun der älteste historisch erreichbare Sprachzustand vollkommen. So bietet Whitney in seiner Indischen Grammatik (übersetzt von Zimmer) S. 210 höchst charakteristische Beispiele aus dem Atharva-Veda, in denen etwas, was wir als einen „frommen Wunsch“ bezeichnen würden, also eine von der triebartigen Begehrung schon weit entfernte psychische Diathese — nämlich den Wunsch, es möge einer hundert Herbste leben — nacheinander durch die drei Modi des Konjunktivs, Optativs und Imperativs gleichmäßig ausgedrückt wird; und Whitney kommt zu folgendem Schlusse: „Es gibt tatsächlich in dem ältesten Gebrauch dieser Modi nichts, was als Beweis könnte dagegen angeführt werden, daß dieselben insgesamt nicht spezialisierte Anwendungen von ursprünglich gleichbedeutenden Formen sein könnten, die beispielsweise eine allgemeine Futurbedeutung¹⁾ hatten“. Damit steht im besten Einklang die Tatsache, daß im Altindischen der eine der Modi, der Optativ²⁾, den offenbar sein deutliches Moduselement, das *i*, dem Konjunktiv gegenüber, dessen Moduselement in allen Sprachen auch in indikativischer Funktion vorkommt³⁾, mehr empfahl, diesen nach und nach fast völlig verdrängte⁴⁾ und daß im Lateinischen, wie bekannt, die beiden Modi zusammengefloßen sind, sowie daß endlich im Germanischen ein ähnlicher Zustand wie im Indischen vorliegt, wobei nur der Optativ noch mehr in den Vordergrund getreten ist⁵⁾.

Solchen Erwägungen entspricht aber bisher nur, soviel ich sehe, die Theorie, die Delbrück seinerzeit in den „Syntaktischen Forschungen“, I 16 aufgestellt hat und an der er auch noch in der „Vergleichenden Syntax“ festhält⁶⁾. Er wies dem Konjunktiv den

¹⁾ Eine solche temporale Grundbedeutung würden wir natürlich nach dem bereits über die Priorität des Ausdruckes von Aktionsart oder Zeitstufe und die Observierung sinnfälliger Zustände als Prius vor den Abstraktionen Bemerkten nicht annehmen. — Bei dem im Texte Bemerkten denke man auch an die Konkurrenz der Modi bei Homer.

²⁾ Imperativ und Injunktiv, die auch formell eine besondere Stellung einnehmen, bleiben hier außer Betracht, da sie uns in allen Zeiten wesentlich in derselben einfachen Funktion entgegentreten.

³⁾ s. Brugmann, Grundriß d. vergl. Gramm. d. indogerm. Sprachen II 2, 1279.

⁴⁾ s. Whitney a. a. O. S. 206.

⁵⁾ s. Delbrück, Vergl. Syntax d. indogerm. Sprachen II 391.

⁶⁾ Von der Möglichkeit, die Delbrück Synt. Forschungen IV 116 f. sagt, daß man in den beiden Modi futurischen Sinn finden könnte, und zwar im Konjunktiv die Bezeichnung der nahen, im Optativ die der fernen Zukunft — man vgl. das Zitat oben aus Whitney — findet sich in der Vergl. Syntax keine Erwähnung mehr; nach unserer schon öfter ausgesprochenen Ansicht mit Recht. — Von Delbrücks Anschauung geht auch Hale in der oben zitierten Schrift aus.

Ausdruck des machtbewußten Begehrens und dem Optativ den des machtlosen Begehrens zu und konstatierte damit also nur einen graduellen Unterschied. Auch die Definition der Bedeutung des Konjunktivs als Ausdruck des machtbewußten Begehrens paßt gut zu dem, was wir in unserer Skizze ausgeführt haben; dem Konjunktiv, dem früher zu weiterer Verwendung gelangten Modus, fielen zunächst der Ausdruck der primären Begehrenen zu, denen die Triebhandlungen entsprechen, die, wenn anders sie ihren Zweck, die Erhaltung des Individuums, überhaupt erreichen, sich bald mit der Einsicht in die Möglichkeit des Erfolges assoziieren müssen, d. h. zum Wollen führen; das andere, das machtlose Begehren, gehörte dann eo ipso dem Optativ. Indes bleibt es für uns, wie man sieht, irrelevant, ob diese Grenzlinie zwischen den beiden Modi richtig gezogen ist oder nicht. Uns genügt es, daß der psychologisch-historischen Betrachtungsweise die beiden Modi zunächst als der Ausdruck der ursprünglichen einfachen Begehrenen erscheinen und daß diese Ansicht durch die in allen Sprachperioden so häufige Erscheinung, daß die Modi in gleicher Funktion auftreten, ihre Bestätigung findet. — Wenn sich nun aus dieser allgemeinen Grundbedeutung der im Lateinischen zusammengefloßenen Modi die meisten Verwendungsarten des historischen Konjunktivs sicher ebenso leicht ableiten lassen wie aus irgend einer speziellen im Laufe der Zeit zu konstatisierenden Bedeutung, einzelne scheinbare Inkongruenzen aber gerade für die historische Methode keine Instanz gegen die Annahme dieser Grundbedeutung bilden können und ferner die versuchte Behebung dieser scheinbaren Inkongruenzen durch Annahme einer anderen Grundbedeutung nur zu den widersprechendsten Resultaten geführt hat, können wir solchen Versuchen nur ablehnend gegenüberstehen. So unzweifelhaft also Dittmars „polemischer Konjunktiv“ ebenso wie andere Spezialisierungen des Modus im Lateinischen vorlag¹⁾, so wenig hat er Anspruch, als Grundbedeutung des Modus anerkannt zu werden. Damit fällt auch der Grund weg, ihn in der irrealen Periode anzunehmen. Wenn auch der Konjunktiv des Imperfekts des Lateinischen morphologisch noch nicht völlig befriedigend erklärt scheint²⁾, so entspricht doch seiner Funktion in

¹⁾ So ist der Konjunktiv, wie wohl auch Dittmar weiß, da er (S. 96) Kienitz' *De 'quin' particulae apud priscos scriptores usu* zitiert, bei *quin* der Sache nach auch schon früher aufgefaßt worden, wenn man ihn auch anders — dubitativen Konjunktiv — nannte; s. Schmalz a. a. O. 421 ff.

²⁾ s. Stolz, Latein. Gramm. in Iv. v. Müllers „Handbuch“ II² S. 375; jetzt sieht Stolz in der Form mit Thurneysen und Delbrück (Vgl. Syntax II 404, 1292) den \bar{e} -Konjunktiv des *s*-Aorists. — Der Konj. des Plusquam kommt weiter nicht in Betracht, da er, wie er auch morphologisch aufzufassen sein mag, syntaktisch jedenfalls nur das spezifisch lateinische Korrelat des Konj. des Imperf. im Perfektsystem ist, zu dem jede Parallele in den verwandten Sprachen fehlt; s. Delbrück a. a. O. S. 404.

en verwandten Sprachen durchaus die des Optativs¹⁾, der auch in den potentialen Perioden, wo ihn ja auch Dittmar wenigstens teilweise anerkennt, vorliegt; dieser war auch der Vorläufer des realen Indikativs im Griechischen²⁾ und liegt auch dem deutschen Konjunktiv der irrealen Periode zugrunde³⁾. Die Erklärung durch den polemischen Konjunktiv wäre also im besten Falle ein überflüssiger Umweg, den wir um so lieber vermeiden, als wir ja, wie gesagt, der Auffassung der irrealen Periode bei Dittmar überhaupt nicht beistimmen können⁴⁾.

Wir können nun das zusammenfassen und näher begründen, was sich uns als das Wesen der in Frage stehenden Fälle der irrealen Periode ergibt, in denen im Nachsatz der Indikativ erscheint, ohne daß die Irrealität im Begriffe des Verbums zum Ausdrucke käme. Dabei wird sich Gelegenheit finden, einiges bisher noch nicht Besprochenes zu erledigen.

Uns scheint also der Grund für die Verwendung des Indikativs im Nachsatze in der durativ-konativen Bedeutung des Imperfektums

¹⁾ s. Delbrück a. a. O. S. 398 ff.

²⁾ s. Brugmann, Griech. Gramm. S. 192 u. 193 f.; Delbrück a. a. O. S. 401.

³⁾ s. Delbrück a. a. O. S. 406.

⁴⁾ Auch im einzelnen habe ich noch eine für uns interessante Unebenheit der Dittmarschen Erklärung zu konstatieren. Wie wir gesehen haben, statuiert Dittmar als den wesentlichen Unterschied zwischen den irrealen Perioden der Gegenwart und Vergangenheit die Verschiedenheit der Aktionsart (vgl. auch noch betreffs des Konj. des Plusqu. S. 191: „Beachte, daß hier überall der Perfektstamm auf die ingressiv-perfektive Aktionsart hinweist“). Man wird billig fragen müssen, ob denn die Aktionsart nur beim Konjunktiv und nicht beim Indikativ Bedeutung habe, oder wie sich denn Dittmar zu der Tatsache stellt, daß im indikativischen Nachsatze der irrealen Periode der Vergangenheit das regelmäßige Tempus zunächst das Imperfektum ist. Bei Berücksichtigung dieser Tatsache kann — um ein- für allemal das wenige, was wir über die regelmäßige Form der irrealen hypoth. Periode im Lateinischen und Griechischen zu sagen haben, vorzubringen — der entscheidende Grund für die Differenzierung im Gebrauch des Konj. d. Imperf. und d. Plusqu. im Lateinischen nicht in der Verschiedenheit der Aktionsart gesucht werden. Die Frage wird sich aber erst dann erledigen lassen, wenn man zu einer festen Ansicht von der ursprünglichen Bedeutung des Konj. d. Imperf. gekommen sein wird. Nur über den Konjunktiv des Plusqu. wird nach dem oben Bemerkten jetzt schon gesagt werden können, daß er für die Gegenwart von vornherein nicht in Betracht kam. Im Griechischen aber steht bekanntlich das Imperf. ebenso auch von der Vergangenheit wie der Aorist auch von der Gegenwart (s. z. B. Krüger, Gramm. 54, 10, 3 u. 5), wenn eben in der Vergangenheit eine durative, bezw. in der Gegenwart eine perfektive Aktion zu bezeichnen war. Es war also auch hier die Aktionsart nicht an die Zeitstufe gebunden; die regelmäßige Verwendung der beiden Tempora erklärt sich vielmehr einfach durch die Annahme, daß, als man die irrealen Wendung nach Gegenwart und Vergangenheit differenzieren wollte, das Imperfektum als Präteritum vom Präsensstamm sich naturgemäß für die Gegenwart mehr empfahl als der Aorist, dem sohin die Vergangenheit blieb.

XI 112 *nec veni, nisi fata locum sedemque dedissent* zu
 Außerdem bringt Lillie (S. 17) noch bei Plaut. Merc. 6
 IX 6, 2; Cic. Lael. 11, de Fin. V 87; Sen. Ep. 92, 35
 brev. vitae 1, 3. Von diesen Stellen kommen zunächst
 Wegfall. Schon Agric. 16 bietet eine textliche Schwierigkeit
 schreibt die Stelle: *Quam unius proelii fortuna veteri
 restituit, tenentibus arma plerisque, quos . . . timor ag
 quamquam egregius . . . durius consuleret. Missus igitur
 usw.,* so daß also *Quam . . . restituit, ni . . . durius*
 eine hypothetische Periode der fraglichen Art gäbe. Da
 beiden Hss. *ne* bieten, so hat man, soviel ich sehe, vorg
ne zu schreiben und den damit eingeleiteten Satz zu *timor*
 zu ziehen. Der Autorität der Hs. werden wohl auch wir u
 müssen, obwohl ich gestehe, daß mir wegen des folgend
 die Wexsche Konjektur den Zusammenhang klarer hervor
 lassen scheint³⁾. Die Plantusstelle aber *decem si ad cenam
 invitasset viros, nimium opsonavit* gehört ganz entschied
 hieher; daß hier eine irrealer Periode gar nicht vorliegt,
 Bildung des sogenannten „Wirklichkeitssatzes“: „Nun ha
 nicht zehn (sondern mehr) eingeladen; also hat er nich
 Essen eingekauft“; es soll aber gesagt werden, daß er ta
 zuviel eingekauft hat, weil er eben nicht für noch mehr

³⁾ So faßte es auch Wex; s. p. 38, Note 1: *Ceterum
 genere etiam plusquamperfecta leguntur, non sunt ea vere
 perfecta, sed imperfecta* (folgen Beispiele); S. 40: *Neque minu
 est plusquamperfecti, quod perfecti est imperfectum, in hoc ge
 und in der Note dazu: Plusquamperfectum ponitur plerumq
 de singulo aliquo facto, quod certe evenisset, ni cett., sed
 aliquo, in quem res adducta essent, ni cett. agitur. Und weite
 sic plusquamperfecto utuntur, ubi de statu agitur, qui diut*

ondern höchstens für drei einzukaufen hatte; das *si* hat also die Bedeutung von *etiamsi*¹⁾. Von der Stelle aus dem Laelius *isi enim . . . immortalitatem optare vellet, quid non adeptus est, uod homini fas esset optare?* gilt Ähnliches; sie steht auf der Stufe der Ausdrücke *aequum fuit* usw., insofern solche negative rhetorische Fragen²⁾ ein an sich gültiges Urteil enthalten wie *aequum fuit* usw. und aus diesem Grunde im Lateinischen hier abweichend vom Deutschen ebenso der Indikativ steht wie bei den genannten Ausdrücken und den Verben des Könnens u. a.³⁾. Endlich wird in dem Beispiel aus Livius *gladii etiam plerisque tentati et vulnerati quidam necatique, si vultus eorum indignitate rerum acrior victorem offendisset* wegen des vorausgehenden *ircumstabant armati hostes* wohl eher *erant* als *sunt* zu ergänzen ein⁴⁾. Von den angeführten Beispielen — und es dürften sich für das Perfektum überhaupt kaum mehr finden lassen — bleiben obin vier einwandfreie, von denen eines einem Dichter angehört; die übrigen können ohneweiters den Fällen zugewiesen werden, wo der in der irrealen hypothetischen Periode immer mögliche Indikativ zum Ausdrucke des größeren Affektes oder der nachdrücklichen Versicherung gesetzt ist. Nur diesen Fällen aber sind die Wendungen kongruent, die zur Erklärung aus dem Deutschen angeführt werden können. Denn unser deutsches Imperfektum hat in sich keinerlei Nebensinn, sondern konstatiert lediglich ein Faktum der Vergangenheit wie eben das historische Perfektum des Lateinischen. Nur dieses also können die gewöhnlich als Parallelen angezogenen Fälle des Deutschen verdeutlichen und drängen uns so gerade zu der Annahme, daß das so ungleich häufigere Imperf. und das ihm gleichwertige Plusquamp. seinen besonderen Grund haben müsse. Und daß dieser Grund eben in der Absicht liegt, die Irrealität durch die Form des Verbums zu bezeichnen, diese Annahme bekräftigt nun auch der Tempusgebrauch in den Fällen, wo die Irrealität schon in der Bedeutung des Prädikates zum Ausdruck kommt. Hier steht tatsächlich das Perfektum viel öfter. Nach Dräger a. a. O. ist das Perfektum außer bei *paene* und *prope*, wo es notwendig zu sein scheint, überhaupt selten⁵⁾. Trotzdem zähle ich unter den von ihm für die Kategorie

¹⁾ Vgl. Dräger a. a. O. S. 696 und Blase a. a. O. S. 28.

²⁾ Der Sinn ist: „Was wäre ihm versagt geblieben? — Nichts.“

³⁾ Betreffs des an sich gültigen Urteils *quid non adeptus est?* vgl. auch Lillie a. a. O. S. 10 f. und besonders S. 8: „Auf der Stufe der Gegenwart müßte natürlich hier das perf. *adeptus est* stehen bleiben.“

⁴⁾ Wie auch bei Tacitus z. B. Ann. VI 48: *Ac si statim interiora ceterasque nationes petivisset, oppressa cunctantium dubitatio et omnes in unum cedebant*, wo das Imperf. *cedebant* deutlich zeigt, was bei *oppressa* zu ergänzen ist; vgl. Agric. 23 und Dräger, Über Syntax und Stil des Tacitus, S. 65.

⁵⁾ Vgl. dazu auch Über Syntax und Stil des Tacitus S. 65, wonach das Perf. speziell bei Tacitus „äußerst selten“ ist und außer der oben besprochenen Stelle Agric. 16 immer mit den Begriffen des Könnens steht.

der Verba des Könnens usw. — die Fälle mit *paene* und *prope* ausgeschlossen — aus der Literatur bis einschließlich Livius angeführten etwa 30 Beispielen 15 mit dem Perfekt. Nimmt man dazu die Fälle mit *paene* und *prope*, so kann man nur zu der Behauptung gelangen, daß bei dieser Kategorie das Tempus irrelevant war¹⁾, ein Ergebnis, wie wir es uns nicht besser wünschen können. Zu dieser Gruppe von Wendungen gehört ferner noch das oben angeführte Beispiel Liv. V 52 mit Indik. im Vorder- und Nachsatz; hier steht in beiden Sätzen das Perfekt., für uns doppelt charakteristisch, da die Periode, wie bemerkt, auch unverkennbar affektiv ist. Seltener scheint das Perfekt. bei der Gruppe von Ausdrücken zu sein, die, wie oben ausgeführt, sich zunächst an die Verba des Könnens usw. anschließen, bei der Gruppe, die durch Verba wie *parare*, *conari*, *velle* charakterisiert ist. Ich kann nur zwei Beispiele mit *conari* und *velle* anführen²⁾. Doch fügt sich auch diese Beobachtung gut in den Rahmen unserer Theorie. Denn es wird durch sie vor allem der Kreis der Verba, die die Kategorie von *posse* erweitern, enger gezogen, wenn eben nur die Verba, die die charakteristische Bedeutung deutlich zeigen, im Perfekt. erscheinen. In den übrigen Fällen aber muß die Wahl des Imperfekt., das ja an sich der Bedeutung aller bisher besprochenen Ausdrücke, auch der des Könnens u. ähnl. besser als das Perfekt. entsprach, gerade uns um so notwendiger erscheinen, als wir, wie bereits mehrmals betont wurde, die Zurechnung der fraglichen Ausdrücke zu der Kategorie der Verba des Könnens usw. immer als eine Sache der subjektiven Auffassung betrachten. Überdies bietet die Hauptmasse der Beispiele hier Tacitus, bei dem das Perfekt. überhaupt, wie wir gesehen haben, äußerst selten ist, wie eben nur zu erwarten steht, wenn er das Imperfekt. im Nachsatz der irrealen Periode eben auf Grund seiner durativ-konativen Natur verwendet.

So müssen wir uns denn schließlich auf Grund dieser Natur des Imperf. sogar zu der Behauptung gedrängt fühlen, daß der bloße Indik. des Imperf. als Ausdruck der Irrealität im Nachsatz der hypoth. Periode geradezu zu erwarten ist, wenn der Lateiner nur überhaupt diese Natur des Tempus noch fühlte. Da darüber füglich kein Zweifel bestehen kann, so soll nur mehr darauf noch hingewiesen werden, daß das Imperf. in der Bedeutung gerade der Wendung am nächsten kommt, die in der *oratio obliqua* als der regelmäßige Vertreter des irrealen Konjunktivs erscheint, der

¹⁾ Selbst die oben erwähnten wenigen Fälle mit Indik. im Vorder- und Nachsatz der irrealen Periode bestätigen dies; denn an der Stelle de Divin II 20 steht in der ersten Periode *fatum fuerat*, in der zweiten *fatum fuit*.

²⁾ Liv. XXII 60: *obsistere ac retinere conati sunt, ni.... viri fortissimi inertes summovissent* und Suet. Cal. 58 *nisi princeps gregis.... diceret,repraesentare spectaculum voluit*.

miſg. periphr. activa. Gerade diese Wendung steht aber auch tymologisch dem zuständlichen Imperf. jedenfalls so nahe, daß eine konforme Verwendung beider Formen zu erwarten ist. Wenn man auch neustens von der naheliegenden Zurückführung des *art. fut.* auf das Nomen *agentis* auf *-tor* wegen lautlicher Schwierigkeiten wieder abgegangen ist¹⁾, so führen doch auch die neueren Erklärungen²⁾ die Form auf das Verbalnomen mit *tu*-Stamm zurück, der im sogenannten Supinum vorliegt. In jedem Falle also ist der Form in erster Linie die Bezeichnung eines Zustandes charakteristisch und *facturus* z. B. bedeutet, auch wenn nicht direkt an das *nomen agentis* zu denken ist, immer noch zunächst einen „Macher“, dann den, der „machen kann (könnte)“ oder wird“³⁾. So wird denn auch beachtet werden müssen, daß bei neuerer Auffassung die Coniug. periphr. gleichmäßig sowohl zu den Verben wie *parare* usw. überleitet wie zu dem irrealen Indik. des Imperf.

Schließlich noch zwei spezielle Bemerkungen. Man wird es kaum für einen Zufall halten können, daß gerade dort, wo die Realität nicht im Prädikate an sich, sondern lediglich in einer Bestimmung desselben zum Ausdruck kommt, d. h. in den Fällen mit *paene* und *prope*, das Imperf., das nach unserer Ansicht hier ein tautologisch wäre, keinen Platz hat. Und ebensowenig wird es bloßer Zufall sein, wenn Cic. in der angeführten Stelle pr. Lig. 15 dem Tubero vorhält: *Quodsi Caesaris causa in provinciam venissetis, ad eum profecto exclusi provincia venissetis*, und dann fortfährt: *Venistis ad Pompeium*. Wenn Cic. hier wirklich, wie Krüger meinte⁴⁾, den Indik. im Bedingungssatze nur setzte, um anzudeuten, daß dem Tubero die Sache als eine wirkliche gelte, warum setzte er dann nicht das Perf., wie es gleich im folgenden von einer Tatsache steht? *Venissetis* ist vielmehr

¹⁾ S. Stolz, Latein. Gramm. II. 2^a, S. 192 und Lindsay-Nohl, Die latein. Sprache, S. 615, 617, 620, wonach Postgate, dessen Erklärung Brugmann, Grundr. II. 1628 adoptiert hat, die Form aus dem alten undeklinierbaren Infin. auf *-urum esse* herleitet, der wieder eine Zusammenziehung des Sapin. auf *u* (Lokativ eines *tu*-Stammes) und einer alten Nebenform des Infin. *esse* (**esom*, später **erum*; umbr. *erom*, osk. *esum*) sei, während Kretschmer das Part. fut. von demselben Verbalnomen auf *tu* mittels des Suffixes *-ro* herkommen läßt, wie im Griech. z. B. *ταχῦρός* von *ταχύς* gebildet ist.

²⁾ S. die vorhergehende Anmerkung. — Der Auffassung Postgates zustimmen, können sich übrigens weder Delbrück (vgl. Synt. II 473) noch Lindsay entschließen.

³⁾ Für diese Bedeutungsentwicklung bleibt dann immer ein interessantes Analogon die entsprechende Entwicklung des altind. *nomen agentis* auf *tr*, das zur Bildung eines periphr. Futurums verwendet wird, in den dritten Personen sogar ohne Kopula; also z. B. *kartá* = „er wird machen“, ganz gleichbedeutend mit der anderen, altererbten Form *kariṣyati*; vgl. Whitney a. a. O. S. 323 ff.

⁴⁾ Gramm. der latein. Sprache (1842), S. 640, Anm. 4.

imperf. de conatu — die Tuberonen waren tatsächlich nur auf dem Wege in ihre Provinz, da sie an der Landung verhindert wurden — und geht als solches unverändert in die irrealen Periode ein; völlig sinngetreu müßten wir übersetzen: „Wenn ihr als Cäsarianer in die Provinz hätten kommen wollen, so wäret ihr (dann), als man euch den Eintritt in die Provinz verwehrt, sicherlich zu Cäsar gekommen. Ihr kamt (aber) zu Pompeius.“ Wenn es uns trotzdem näher liegt zu sagen: „Wenn ihr als Cäsarianer gekommen wäret usw.“, so kann dies eben nur ein Beweis dafür sein, daß auch der Indik. des Imperf. im Nachsatze der irrealen Periode mit Recht auf Rechnung der durativ-konativen Bedeutung dieser Form gesetzt wird.

Es erübrigt nun nur mehr, die Frage zu beantworten, wie es komme, daß der angenommenen Verwendung des Indik. des Imperf. nicht auch eine entsprechende Verwendung des Indik. des Präsens, dem doch dieselbe Natur zukommt, zur Seite stehe. Außer dem schon angeführten Beispiele Sall. Jug. 31, 1, wo übrigens auch der Konjunktiv des Präsens im irrealen Sinne eine Antiquität wäre¹⁾, wüßte ich nach Dräger nur noch Lucrez V 1054 ss. *postremo quid in hoc mirabile tantopere est re, si genus humanum . . . pro vario sensu varia res voce notaret?*²⁾ anzuführen. Die Sache wird sich aber aus dem tatsächlichen Verhältnis von Präsens und Imperf. im Lateinischen unschwer erklären lassen. Dem durativ-Präsens stand keine andere Bezeichnung für die Gegenwart zur Seite, während für das Präteritum noch das Perfektum vorhanden war. Im Präsens gab es stets nur eine „vor sich gehende“ Handlung; das Gefühl für einen besonderen Nebensinn wie den irrealen konnte hier also viel weniger vorhanden sein als im Präteritum, wo zwei Aktionsarten auch äußerlich deutlich geschieden waren; daß es uns gerade so ergeht, beweist die schon alte Ausprägung des Terminus *imperf. de conatu*, zu dem das Korrelat fürs Präsens sich der Grammatik, die nur die Erscheinungen einer Sprache beobachtete, nicht als nötig erwies. Daß man, wenn man eine Irrealität zu bezeichnen hatte, gelegentlich sogar zum Indik. des Imperf. griff, weist offenbar in dieselbe Richtung; nicht minder auch der Umstand, daß die Ausdrücke, die ihrem Begriffe nach schon eine Irrealität bezeichnen, im hypothet. Nachsatz zwar wie im Präteritum so auch im Präsens im Indik. erscheinen, daß dies aber nicht häufig geschieht³⁾. Denn das beweist eben, daß selbst bei Ausdrücken, deren Begriff schon die irrealen Verwendung des Indik. des Präsens gestattete, doch die Tempusform als wenig

¹⁾ S. über diesen bei Plautus noch zu konstatierenden Gebrauch Blase a. a. O. S. 18, Schmalz a. a. O. S. 413.

²⁾ Hier ist *varia* Bentleys Konjekture für *varias*; s. Lachmann zur Stelle, bei dem die Verse als 1056—58 gezählt werden.

³⁾ S. Blase a. a. O. S. 75; vgl. S. 73.

lassend hiefür erschienen sein mußte. Endlich muß wohl auch in die Wagschale fallen, daß für Historiker, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, die Gelegenheit, irrealer Perioden im Präsens zu bilden, sich nicht zu häufig bot. Damit werden wir uns in dieser speziellen Frage begnügen müssen und m. E. auch können¹⁾.

Erscheint also nach unserer Auffassung der nicht schon durch den Begriff des Prädikates gerechtfertigte Gebrauch des Indik. im Nachsatze der irrealen Periode in der Hauptsache nur als notwendige Konsequenz der Bedeutung der zur Verwendung kommenden Tempora, so ermöglicht diese Auffassung auch, wie schon bemerkt, eine einheitliche, umfassende und die immer subjektive Deutung einzelner Fälle entbehrlich machende Erklärung der Spracherscheinung; dann aber werden auch die sprachlichen Tatsachen, die die Erscheinung sozusagen nur stückweise und daher lückenhaft zu erklären vermochten, zu fördernden Neben Umständen des von uns angenommenen Gebrauches der an sich der geeigneten Tempora. So erleichterte der Umstand, daß in der irrealen Periode der Indikativ an sich immer möglich ist, gewiß den Gebrauch eines bestimmten Indikativtempus und es mußte dem Indikativ seiner Natur nach und im Gegensatze zu dem sonst üblichen Konjunktiv auch der Sinn nachdrücklicherer Versicherung zukommen. Weiters boten sich der beregten Verwendung natürlich gerade die Verba und Ausdrücke, in deren Begriff die Irrealität schon angedeutet liegt, um so eher dar, als das im Tempus liegende Element der Irrealität gegenüber der weitaus überwiegenden Verwendung im nicht irrealen Sinn an sich natürlich nie stark hervortreten konnte. Dieser Potenz der Form entspricht es dann schließlich, daß sie in der besprochenen Verwendung in der früheren Zeit nur spärlich erscheint, häufiger aber erst bei bewußter Pflege werden konnte, die ihr dann eben die Autoren zuteil werden ließen, die als kunstmäßige Rhetoriker gerne mit besonderen Mitteln wirkten, also Livius und vor allem Tacitus, bei dem ganz so, wie

¹⁾ Allerdings würden sich die Beispiele für den irrealen Indik. des Präsens einigermassen vermehren, wenn man zunächst bei den Verben des Könnens usw. manche der Perioden, wo im Vordersatze der Konj. des Präsens steht, als irreal deuten und danach auch manche Stelle mit dem Indik. eines anderen Verbums auffassen dürfte. Der Sinn würde dies, wie klar, öfters gestatten; vgl. z. B. Terenz Andria 918: *Ni metuam patrem, habeo pro illa re illum quod moneam probe*. Dann bekäme die Salluststelle einige Analoga. Bei Plautus hätte dies nach dem oben Bemerkten keine Schwierigkeiten; ob bei den Späteren? Blase vermutet z. a. O., daß die Irrealer des Präsens wie *poteram* durch das Bestreben, in Perioden wie *si vellem, possum* die Kongruenz der Form herzustellen, entstanden seien. Könnte nun nicht auch umgekehrt dieses Bestreben, wenn der Indik. des Präsens, sei es nun wegen des Verbalbegriffes oder wegen der Aktionsart, irrealen Sinn gewann, die alte Funktion des Konj. Präs., die sonst verloren ging, hier erhalten haben, so daß also speziell der Typus *si velim, possum* auch im irrealen Sinne länger Lebenskraft bewahrt hätte?

wir es betreffs der im ersten Artikel behandelten Spracherscheinung beobachten konnten, das ehemals Singuläre wieder zum Gewöhnlichen geworden ist. Und daß wir es auch wieder mit einer im Sprachbewußtsein fest begründeten Erscheinung zu tun haben, beweist der Umstand, daß im gallischen Latein der Indikativ in der irrealen hypoth. Periode das Gewöhnliche wird, welche Erscheinung auch Blase auf den irrealen Gebrauch des Indik. des Imperf. zunächst im präteritalen, dann im präsentischen Sinne zurückführt (S. 29 ff., 69 ff.) und darin eine Konzession an die Volkssprache erblickt (S. 72).

Leicht und ungezwungen werden sich nun auch einige Besonderheiten erklären, die die besprochene Art der irrealen hypoth. Periode gegebenenfalls zeigt. Bevor wir uns aber diesen zuwenden, scheint es uns passend zu sein, uns mit der Auffassung der Spracherscheinung auseinanderzusetzen, die Lillie in dem öfter zitierten Aufsatz vertreten hat. Er behauptet (S. 4), daß die Perioden mit Indik. im Hauptsatze, Konjunkt. im Nebensatze sich dadurch von den übrigen unterscheiden, daß hier der Nebensatz ein posteriorischer sei in dem Sinne, wie der Ausdruck von Delbrück und Windisch in den „Syntaktischen Forschungen“ ausgeprägt wurde. Während in der eigentlichen hypoth. Periode der Bedingungssatz den antecedierenden Gedanken enthalte, aus dem der Gedanke des Nachsatzes gefolgert werde, entstehe er hier erst hinter dem Gedanken des Hauptsatzes, der nicht erst in Verbindung mit dem Bedingungssatz, sondern schon an sich entschiedene und durchgängige Gültigkeit beanspruche, wogegen die im Vordersatz erscheinende Annahme *in suspensio* bleibe. In den eigentlichen hypoth. Perioden stünden also ein Vorder- und ein Nachsatz gleichwertig nebeneinander, hier sei einem Hauptsatze ein Nebensatz subordiniert; daher erscheine entsprechend den Aufstellungen Hoffmanns (S. 57, 68) über die *cum*-Sätze in dem *si*-Satze der Konjunktiv. Die Zeitstufe sei dabei natürlich gleichgültig, die Sätze erschienen sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit. Der im Bedingungssatz erscheinende Konjunktiv aber sei demnach weder ein Potential, noch bezeichne er die wiederholte Handlung; auch kein Irrealis sei er oder die Folge indirekter Darstellung (S. 9 ff.)¹⁾. Gegen diese in aller Kürze skizzierte Auffassung Lillies hat Blase Widerspruch erhoben einmal in einem speziellen Punkte (S. 25), der Verwerfung des iterativen Konj. an der Stelle Caes.

¹⁾ Die Sätze, in denen der Konjunktiv auf indirekter Darstellung — „subjektive Abhängigkeit“ sagt Lillie — beruht, werden gleich zu Anfang der Darstellung ausdrücklich ausgeschlossen; s. S. 3. Darunter erscheint auch die von uns oben zitierte Stelle Ter. Eun. 1013 *Am paenitebat flagitii — ni miserum insuper etiam patri indicares?* Die Auffassung solcher Fälle ist zu sehr Sache des subjektiven Gefühles, als daß wir darauf näher eingehen möchten; wir haben es daher schon oben unterlassen, aus der Stelle etwas Bestimmtes zu folgern.

B. G. V 35¹⁾, dann im allgemeinen (S. 23), indem er meint, Lilies Arbeit sei trotz der mühsamen und scharfsinnigen Untersuchung an der Lösung aller einschlägigen Fragen gescheitert, weil der Verfasser seine Hypothesen auf einem zu spärlichen und einseitigen Materiale aufgebaut habe. Diesen Vorwurf kann ich nicht gelten lassen. Das Materiale Lilies ist für seine Zwecke reichhaltig und umfassend genug; soviel ich sehe, hat auch Blase für den irrealen Indikativ nicht mehr Entscheidendes zur Verfügung aus der Zeit, die für die Konstatierung eines allgemein lateinischen Sprachgebrauches in Betracht kommt. Der Sprachgebrauch des späteren provinzialen Lateins muß aus jenem, soweit es angeht, hergeleitet oder auf fremde Einflüsse zurückgeführt werden und diese Methode erfolgt ja auch Blase überall. Es sind vielmehr innere Mängel, die m. E. die Hypothese Lilies hinfällig machen. Die Aufstellungen Hoffmanns über die *cum*-Sätze lassen sich nicht so ohneweiters auf die Bedingungssätze anwenden, wie Lillie es versucht hat. Dies zeigt sich schon ganz äußerlich; Hoffmanns Gesetz²⁾ umfaßt alle temporalen Perioden; Lillie könnte mit dem seinigen immer nur einen relativ kleinen Teil der hypothet. Perioden umfassen.

¹⁾ Wie es mit solchen Einzelbeispielen schon geht, muß auch dieses bei jeder neuen Theorie seine Farbe ändern. Während es also Lillie als Bestätigung für seine Behauptung von der unabhängigen Gültigkeit des Hauptsatzes verwendet, an den der *si*-Satz nur eine Annahme, unter der er seine Bestätigung finde, knüpfe, Blase in dem Konj. den Ausdruck der Wiederholung sieht, verwendet Dittmar in dem oben dargestellten Zusammenhang die Stelle für seinen polemischen Konjunktiv. Und wenn wir an der Stelle, wie wir geneigt wären, einfach eine irrealer hypothet. Periode sähen mit indikativischen Nachsatz und Konj. des Imperf. als real der Vergangenheit, wie er auch sonst und auch bei Cäsar — zwei Beispiele (B. G. VI 84 und VII 46) führt Blase selbst S. 18 an — vorzöge, so hätten wir jedenfalls den Vorzug unbefangener Auffassung für uns; über den Indik. an dieser und den von Blase noch angeführten zwei Stellen wird übrigens noch ein Wort zu sagen sein.

²⁾ Es ist nicht nötig, auch nur im allgemeinen auf die vielen Kontroversen einzugehen, die Hoffmanns Schrift in älterer und neuester Zeit — hier wäre als Gegner besonders Gardner Hale zu nennen — hervorgerufen hat. Das faktische Gesetz hat meiner Überzeugung nach Hoffmann erwiesen, daß der temporale Satz, der doch immer nur Tatsächliches konstatieren kann, subjektive Färbung hat, wenn er im Konjunktiv steht, und daß diese subjektive Färbung auch der Zweck des Bedingenden war, wenn er den Konjunktiv anwandte, obwohl ihm daneben ebenso gut der Indikativ zur Verfügung stand. Das hat mit der Frage nach der Grundbedeutung gar nichts zu tun und umgekehrt kann es uns nach dem, was wir oben über die Entwicklung der Modi ausgeführt haben, durchaus nicht wundernehmen, wenn diese Grundbedeutung zumal in der Konkurrenz mit dem adversativen, kausalen und konzessiven Konjunktiv bei *cum* in den temporalen Sätzen so verblaßt ist, daß sie eben nur mehr mit Ausdrücken wie: der Konjunktiv sei „subjektiv“, bezeichne die „Relativität“ oder „Subordination“ der Aussage, gedeckt werden kann und daß das Suchen nach der Grundbedeutung auch hier nur wieder die widersprechendsten Resultate zutage gefördert hat; s. Dittmar in der angeführten *Rezens. Berl. Phil. Wochenschr.* XXII 375.

Und wenn er diese Perioden von den hypothet. trennen will, so geht dies eben nicht an; er fühlt dies selbst, wenn er S. 5 zugesteht, daß die Konjunktion *si* ihre Bedeutung eben nicht verleugnen könne. Ein *si*-Satz muß immer den Gedanken seines Hauptsatzes modifizieren, was ein Temporalsatz nie kann. Wenn nun diese Bedeutung des *si*-Satzes in der großen Mehrheit der Fälle im Lateinischen sowohl als in den verwandten Sprachen unzweifelhaft feststeht und dabei auch verschiedene Modusgebung in den zwei Sätzen ganz gut möglich ist, wie uns das Sprachgefühl deutlich lehrt¹⁾, so ist es Pflicht der Methode, diese verschiedene Modusgebung zunächst auf Grundlage des sonstigen Gebrauches in den hypoth. Perioden zu erklären. Diese Erklärung gelingt auch leicht in den Perioden, wo, nach der gewöhnlichen Auffassung, der Potential der Gegenwart in einem Gliede, in anderen der Indikativ steht; die geringe Differenz zwischen diesen beiden Modi gestattet die Abwechslung ohneweiters; für die irrealen Perioden haben wir die Erklärung eben versucht. Lillie aber wird, wie nach dem Gesagten zu erwarten steht, der seiner Hypothese entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht Herr. So ist er nicht berechtigt, den iterativen Sinn des Konjunktivs zu leugnen. Schon die bekannte Fügung im Griechischen hätte hier vorsichtig machen sollen. Es steht auch einem solchen Gebrauch des Konjunktivs nichts im Wege, sondern er findet im Gegenteil seine Bestätigung in dem Gebrauche gerade in Temporalsätzen, auf deren Stufe Lillie ja die von ihm behandelte Gruppe der *si*-Sätze durchaus stellen will. Wenn Lillie unter Anführung von Beispielen aus Tacitus behauptet, daß beim Präsens niemand einen iterativen Gebrauch des Konjunktivs annehme, so wird, soviel ich weiß, gerade bei Tacitus diese Bedeutung ganz gewöhnlich angenommen²⁾. Die Abweisung des Potentialis in solchen Sätzen auf Grund der Behauptung, daß so dem Nebensatz, der in seiner Existenz durchaus an den Hauptsatz geknüpft sei, eine Selbständigkeit gegeben würde, die er in der Tat nicht habe, enthält, wie man sieht, ein *petitio principii*. Die Annahme der innerlichen Abhängigkeit, gegen die sich Lillie bei manchem Beispiele wendet, hängt natürlich von der Natur des betreffenden Beispiels ab und wird darum, wie wir nun schon mehrmals betont haben, oft genug Sache der subjektiven

¹⁾ In der oben zitierten Stelle aus Wilhelm Tell z. B. ist der Satz: „Mit diesem zweiten Pfeil durchschloß ich Euch“, richtig unter der folgenden Bedingung: „wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte“, ohne diese Bedingung aber falsch.

²⁾ S. z. B. Schweizer-Sidler in der 5. Aufl. seines Kommentars zur Germania S. 27. — Dabei passiert Lillie in der Beweisführung folgender Satz: „Der Bedingungssatz gilt also nicht vor dem Behaupteten oder getrennt von ihm, sondern begleitet es während seines ganzen Bestehens als eine maßgebende Bestimmung“. Wieviel fehlt trotz des ersten Satzes von der „maßgebenden Bestimmung“ noch auf die gewöhnliche Auffassung des Verhältnisses der beiden Sätze der hypoth. Periode?

uffassung des Erklärers sein. Prinzipiell aber gibt sie Lillie, wie wir gesehen haben, natürlich auch selbst zu und damit wird ihm von gegnerischer Seite so manches Beispiel angefochten werden können. Am wenigsten aber besteht Lillies Theorie bei der Erklärung der irrealen Perioden. Nach der wieder unbegründeten Behauptung, daß in der schon öfter erwähnten Stelle Sall. Ing. 31, 1 *Multa me dehortantur* usw. niemand an eine Irrealität denke¹⁾, bespricht er die von uns ebenfalls schon öfter zitierte Stelle Cic. de Off. I 67 *Admonebat me res* usw.²⁾ sowie Cic. Lael. 11, von uns ebenfalls schon besprochen, um zu dem Schlusse zu kommen, daß auch in diesen Sätzen der Sinn der Irrealität ursprünglich nicht liege, daß aber solche Sätze leicht dem Schicksale der Mißdeutung verfielen. Der Nebensatz, der an sich nur eine *in suspensio* gelassene Annahme enthalte und bei seiner völligen Unterordnung unter den indikativischen Hauptsatz seinerseits jedes Zeichens seiner Stellung zur Wirklichkeit bar sei, gehöre doch der Vergangenheit an und da sei es, nachdem die Zeit über Sein oder Nichtsein entschieden habe, wohl etwas Besonderes, wenn der Redende solche Annahmen *in suspensio* lasse; dann könne eine solche Annahme, über deren Realität nichts angedeutet sei, ebensowohl öfter wie niemals eingetroffen sein. Demnach sei es die iterative oder irrealen Auffassung, zu der der Hörer seine Zuflucht nehme, wenn er sich eine solche Annahme ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit nicht denken könne. Ist diese Ausführung schon bedenklich gewunden, so sieht sich im Folgenden Lillie sogar gezwungen, den Grundpfeiler seiner Theorie, den Satz vom posteriorischen Bedingungssatz, für die häufigsten und signifikantesten Fälle der irrealen Perioden der Vergangenheit geradezu umzustürzen. Dieser Satz gilt nämlich nicht für die irrealen Perioden mit einem Verbum des Könnens usw. im Präteritum (S. 13) und in den Fällen, in denen der Nebensatz eine bestimmte Tatsache bringe (S. 11 f.), also eben in den Fällen nicht, die es vornehmlich zu erklären gilt. Wenn dabei Lillie, um seine Hypothese zu retten, zu der Behauptung kommt, daß in den Hauptsätzen dieser Perioden nun nur mehr ausgesprochen

¹⁾ Schon Herzog hat in seinem 1840 erschienenen Kommentar zum *Agurtha* daran gedacht, wenn er interpretiert: „Also ist hier der Gedanke: *Multa me dehortantur ac prope detererent, ni*.“

²⁾ Wenn Lillie die Stelle auf die Vergangenheit bezieht, so ist das wieder eine Auffassungssache, über die wir mit ihm nicht rechten wollen; uns verschläge auch seine Auffassung nichts nach dem, was wir oben über den so gestalteten Irrealis der Gegenwart gesagt haben. Ich glaube aber, daß jeder, der die Stelle unbefangen liest, eher unserer Meinung sein wird, und verweise diesbezüglich wieder auf die Übersetzung von Kühner. Auch der Gallier Sulpicius Severus faßte die Stelle wohl so, wenn er, wie ich Blase a. a. O. entnehme, II 28, 2 schrieb: *huius (Neronis) vitia ut plenius exponerem, res admonebat, nisi non esset huius operis tam vasta ingredi*; denn ihm schwebte augenscheinlich die Cicero-Stelle vor.

werde, daß die Disposition zu einem Ereignis vorhanden gewesen sei, aber zugleich mit der Andeutung, daß dasselbe nicht zur Vollendung gelangt sei, daß der Hauptsatz ein Zuständliches behaupten müsse, das in seiner Allgemeinheit gelten solle und daneben die Aussicht frei gebe auf die Bestätigung im bestimmten Falle¹⁾ und daß daher von vornherein klar sei, daß da gerade Imperf. und Präsens, die dem Ausdrucke des Zuständlichen dienen, ihre Verwendung finden müßten, so finden wir darin eine erwünschte Zustimmung zu unserer Auffassung dieser Tempora²⁾, aber zugleich auch den schwächsten Punkt seiner Theorie, wie bemerkt. Wenn ungeachtet der beschriebenen Natur des Hauptsatzes dessen Priorität im Präteritum nicht bestehen kann, warum wird sie dann fürs Präsens gefordert? Muß nicht vielmehr umgekehrt die methodische Erwägung die Priorität des Hauptsatzes im Präsens für eine nur scheinbare erklären, wenn nicht bloß die Natur der präteritalen Sätze dagegen spricht, sondern die Natur der Perioden mit *si* überhaupt und wenn endlich, wie wir gleich zeigen werden, die im allgemeinen richtig charakterisierte Natur des Hauptsatzes in der Tempusform des Verbums allein ausreichend begründet ist?

Damit kommen wir zur Besprechung einiger Besonderheiten des Sprachgebrauches. Man kann des öfteren lesen, daß in den besprochenen Perioden, wenn der Nebensatz mit *si* folgt, was die gewöhnliche Form der Periode ist, der Hauptsatz einen wirklichen Zustand beschreibe, dessen Ende dann durch den Nebensatz gegeben werde³⁾. Dem entsprechend hat schon Herzog⁴⁾, sich auf Roth berufend, auf die Berührung des Sinnes von *si* in diesen Fällen mit dem von *sed* hingewiesen und Wex⁵⁾ sagt über die Stellen mit Plusquam. Ind. im Hauptsatz und *si*: *Latini eius modi exempla ita intellegunt, quasi pro si scriptum legatur sed*. Mit dieser Beobachtung steht das im Einklang, was wir eben bei Lillie über die Natur der Aussage des Hauptsatzes fanden und als der Hauptsache nach richtig bezeichneten. Wenn nämlich das Imperf. oder das ihm gleichwertige Plusquam. etwas Zuständliches, eine „vor sich gehende“ Handlung bezeichnet, eine Handlung, mit der das Subjekt eben „beschäftigt“⁶⁾ ist, so muß der Satz mit *si* nach

¹⁾ S. 12 f. — Dabei reflektiert Lillie auch, natürlich in seinem Sinne, auf „die rhetorische Sprache des Livius und die pathetische des Tacitus“.

²⁾ Vgl. auch S. 16, wo das Plusquam. unter ausdrücklicher Berufung auf Hoffmann und Wex (an den von uns angezogenen Stellen) als das logische bezeichnet wird.

³⁾ S. Nipperdey an der schon angeführten Stelle zu Tac. Ann. I 42; vgl. Pätzner an den ebenfalls schon angeführten Stellen zu Ann. IV 9 und I 23.

⁴⁾ An der schon zitierten Stelle zu Sall. Jug. 31, 1; vgl. auch Reisinger Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft, herausgegeben von Haase, Anm. 477.

⁵⁾ a. a. O. S. 38 adnot. 1.

⁶⁾ Delbrück, Vgl. Synt. II, S. 306.

Natur der hypoth. Periode die Grenze dieser „Beschäftigung“ zu zeichnen. Wenn es Tac. Ann. I 65 heißt: *Caecina . . . circumveniebatur, ni prima legio sese opposuisset*, so war die Umzingelung und Überwältigung im Gange so lange, bis die erste Legion sich entgegenwarf. Das würde die Stelle im wesentlichen aber auch sagen, wenn *circumventus esset* stünde; man muß sich doch sich dann vorstellen, daß sich die Feinde hinstürzten und Anstalten machten, Caecina zu umzingeln. Und wenn der *ni*-Satz nicht stünde, so würde *circumveniebatur* nie so verstanden werden können, wie der Autor wollte; denn ein sogenanntes *imperf. de conatu* kann ja nur im Zusammenhange richtig verstanden werden. Es führt für die Auffassung Wesentliche bringt also die hypothetische Periode als solche und nur sie zum Ausdruck; das *circumveniebatur* zwingt nur den Leser, sich die Handlung in ihrem Verlaufe vorzustellen, ein rein rhetorisches Kunstmittel; denn dieser Verlauf der Handlung ist durchaus Nebensache, wie auch Lillie (S. 12) bemerkt; der Schriftsteller würde einen stilistischen Fehler begehen, wenn er es zur Hauptsache machen wollte, wie es geschähe, wenn man annähme, er habe vornehmlich die Absicht, eine Handlung bis zu einer gewissen Grenze darzustellen. Die Besonderheit, die durch den Indik. in den Ausdruck kommt, ist, wie bemerkt, nur eine rhetorische; sie erzielt nicht mehr Effekt, als eben durch die *parataxe* mit *sed* erzielt würde. Diese könnte etwa folgende Gestalt haben: *Caecina paene circumventus est; sed prima legio sese opposuit*. Niemand wird leugnen, daß diese Wendung dem Sinne nach völlig identisch ist mit der hypoth. Periode *Caecina paene circumventus est, ni prima legio sese opposuisset*; das Interesse konzentriert sich in der ersten Wendung nicht minder ausschließlich als in der zweiten auf das rettende Eingreifen der ersten Legion¹⁾. Es liegt also lediglich eine Abwechslung im Ausdruck vor, die als *circumveniebatur* nur äußerlich selbständiger erscheinen läßt²⁾.

Ähnlich steht es um folgende Beobachtung. Es gibt außer den Sätzen mit Verben des Könnens usw. noch indikativische Nebensätze, die auch ohne den Vordersatz Gültigkeit haben. Beispiele dafür wären Curt. III 13 *facies etiam praedantibus tristis, si qua res avaritiam moraretur*, Tac. Hist. I 89 *oriens occidensque quidquid utrimque virium est, a tergo, si ducibus aliis bellatum*

¹⁾ Man sieht aus dem Beispiele zugleich schön, wie das Imperf. ebenso irreal funktionierte wie die Wendung mit *paene*. Denn da wir mit *imperf. de conatu* ebenso gut sagen könnten: *Caecina circumveniebatur; sed* usw., so erweist sich auch die hypoth. Periode mit dem Indik. des Imperf. als der mit *paene* gebildeten völlig gleichwertig.

²⁾ Nach Oskar Brugmann a. a. O. S. 29 f. wird *ni*, das hier bei Tacitus die stehende Partikel ist, bei Plautus, seiner ursprünglichen Bedeutung — es war einfache Negation — entsprechend, gerade in solchen Perioden gebraucht, in denen die Protasis den Hauptgedanken enthält, gegen den der der Apodosis zurücktritt; vgl. auch Dziatzko-Kauer zu Ter. Ad. 701.

foret, longo bello materia und die oben zitierten Stellen bei Cäsar B. G. VI 34 *si continere ad signa manipulos vellet, locus ipsa erat praesidio barbaris neque ex oculo insidiandi et dispersos circumveniendi singulis deerat audacia* und VII 46 *Oppidi murus . . . recta regione, si nullus anfractus intercederet, MCC passus aberat*, zu welcher letzter Stelle Kraner anmerkt: „Eine nicht seltene Form des hypoth. Satzes, indem der Hauptsatz (*aberat*) als von der Bedingung unabhängig und an sich gültig aufgefaßt wird“. Diese Sätze beschreiben Umstände, Verhältnisse, eine Örtlichkeit usw. und haben daher, wenn sie unabhängig stehen, notwendig das Imperf. (Plusqu.), mit dem sie nach unserer Ansicht unverändert in die irrealen Periode eingehen¹⁾. Denn wir haben es auch hier mit irrealen Perioden zu tun. Dies zeigt zunächst das Deutsche. Wir könnten z. B. an der zuletzt angeführten Stelle ohne Affekation nur sagen: „Die Mauer der Stadt wäre, wenn nicht ein Umweg dazwischen gewesen wäre, 1200 Schritte entfernt gewesen“. Dann war auch im Lateinischen in den analogen Perioden mit Verben des Könnens usw. die Auffassung die irrealen, wie der Wechsel des Konjunktivs und Indikativs im Nachsatze zeigt²⁾; Demnach muß auch in unseren Fällen der Konjunktiv möglich gewesen sein; ich habe indes kein Beispiel zur Verfügung³⁾. Dieses Vorwiegen des Indikativs erklärt sich wohl durch die Annahme, daß man den Sätzen gerne die Form wahrer, in der sie unabhängig erschienen; denn ihnen war das Imperf. notwendiger als den Sätzen mit Verben des Könnens usw., wie schon das oben dargestellte Verhalten dieser in der irrealen Periode zeigt. Für

¹⁾ Vgl. das oben über die Stelle Cic. pr. Ligario 25 Bemerkte.

²⁾ Übrigens berühren sich mit diesen Perioden unsere Fälle, indem sie, wenn auch nicht der Form nach, so doch in ihrem Zusammenhange eine unleugbare Verwandtschaft mit jenen zeigen; man könnte z. B. unbeschadet des Sinnes die Tacitusstelle so gestalten: *orientem occidentemque . . . si aliis ducibus bellatum foret, longo bello materiam esse necesse erat* und die erste Cäsarstelle: *praesidio loci ipsius barbari ut potuerunt neque dubitandum erat, quin ex occulto insidiari et dispersos circumvenire singuli ausuri essent*; hier empfiehlt diese Auffassung auch der vorhergehende Satz: *Si negotium confici stirpemque hominum sceleratorum interfici vellet, dimittenda e plures manus distrahas digne milites erant*. — Auch an der oben besprochenen, vielbehandelte Stelle B. G. V 35 *sin autem locum tenere vellent, nec virtuti locum relinquebatur neque tela conferti vitare poterant*, wenn sie irreal gefaßt werden kann, was wir, wie bemerkt, tun möchten, wird *relinquebatur* wegen des folgenden *poterant* wohl einen *virtuti locus*. . . . *non est* gleichgesetzt werden müssen; sonst wäre auch Cäsar mit einem Beispiel für den irrealen Indik. des Imperf. vertreten, der nicht in der Bedeutung des Verbums begründet wäre. Jedenfalls aber ist die oben angeführte Bemerkung Drägers, daß der irrealen Indik. bei Cäsar gänzlich fehle, nach den gegebenen Beispielen zu modifizieren.

³⁾ Wohl bieten Ovid. Met. II 829 f. einige Hss. *nec conata loqui est nec, si conata fuisset, vocis haberet iter* und so zitiert noch Dräger Hist. Synt. II 695; doch liebt man jetzt allgemein *habebat*.

se Auffassung und für unsere Ansicht von der Natur des realen Indik. des Imperf. überhaupt muß dann m. E. auch der Gebrauch bei Cäsar sprechen: dieser Meister des reinen Stils läßt dort, wo im unabhängigen Satze das Tempus des Indik. wechselte, die Verben bei den eben genannten Verben, den Konjunktiv eintreten, hält aber dort, wo dieser Wechsel nicht möglich war, den Indikativ bei.

Endlich soll auch noch ein Wort über die Wendungen, wo der irrealer Bedingungssatz an das Part. d. Futur. geknüpft ist¹⁾, gesagt werden, und zwar hauptsächlich, um eine Bemerkung Blases notwendig zu stellen. Blase sagt a. a. O. S. 22 über einige Stellen dieser Art bei Tacitus: „Alle diese Stellen sind abhängig von einem Part. fut., was deutlich darauf hinweist, daß sie nicht präterital, sondern futural gedacht sind“. Blase ist an der angeführten Stelle bemüht, die Zahl der Beispiele für den präteritalen Konjunktiv des Imperf. zu vermindern. Indes sprechen die drei Stellen, die er anführt, deutlich gegen ihn. Die erste, Hist. III 54 *ac si liceret, intra narraturi, quia vetabantur, atrociora vulgaverant*, paraphrasiert Blase so: „die willens waren, die Wahrheit zu sagen für den Fall, daß es ihnen gestattet sein würde“. Diese Interpretation ist mehr als gezwungen. Die Stelle lautet vollständig: *prohibiti ut in civitate sermones eoque plures ac si liceret* usw. Nach Blases Paraphrase müßte man annehmen, daß die *narraturi* schon ehe die *sermones* unterdrückt wurden, nicht sicher waren, ob es ihnen gestattet sein würde zu erzählen; und dafür ist doch gar kein Grund vorhanden. Hingegen ist alles in schönster Ordnung, wenn die Fügung irreal gefaßt wird, wie dies auch Nägelsbach²⁾ und Heräus getan haben: „in der Bürgerschaft dürfte man darüber nicht reden und so hatten umso mehr (Leute), die, wenn es erlaubt gewesen wäre, die Wahrheit berichtet hätten, weil man es ihnen verbot, noch schlimmere Nachrichten verbreitet“. Auch an der zweiten Stelle gleich nach dieser (K. 56) *peritissimis centurionum dissentientibus et, si consulerentur, vera dicturis* wird der Sinn schief, wenn man erklärt: „wobei die erfahrensten Centurionen anderer Meinung und willens waren, die Wahrheit zu sagen, wenn man sie gefragt würden“; das gibt wieder den fatalen Nebensinn, daß die erfahrensten Centurionen für gewöhnlich nicht willens waren, die Wahrheit zu sagen. Bei der irrealen Auffassung aber ergibt sich der kräftige und daher zumal bei einem Tacitus passende Gedanke: „wobei die erfahrensten Centurionen anderer Meinung waren und die Wahrheit auch gesagt hätten, wenn man sie nur gefragt hätte“. Wie endlich an der dritten Stelle Ann. III 66 *Bruttadium artibus honestis copiosum et si rectum iter pergeret, ad clarissima quaeque iturum festinatio exstimulabat* der *si*-Satz

¹⁾ Beispiele bei Dräger, Hist. Syntax II 725.

²⁾ Latein. Stilistik § 115 a 3.

als innerlich abhängig gefaßt werden kann, ist mir völlig unerfindlich; dieser Satz kann doch nur Gedanke des Autors sein. Die oben erwähnte Absicht hat hier offenbar Blase in dem Partiz. auf *-turus* zu einseitig und auch seiner Grundbedeutung nicht entsprechend ausschließlich futurischen Sinn finden lassen; da aber der Konj. des Imperf. von Tacitus unbestritten präterital gebraucht wurde, wofür Blase selbst Beispiele beibringt, u. zw. charakteristischerweise auch solche, die in ihrer verkürzten Form denen mit dem Part. des Fut. ganz genau entsprechen¹⁾, kann gegen unsere Auffassung der angeführten Stellen keinerlei Bedenken bestehen. Dazu kommen noch Stellen wie Ann. II 17²⁾ und Hist. II 9³⁾ und als besonders interessant Ann. I 46 *Ire ipsum et opponere maiestatem imperatoriam debuisse cessuris, ubi principem . . . vidissent*; da hier an das unzweifelhaft irrealer *cessuris* der Vordersatz in ungewöhnlicher Weise mit *ubi* angeknüpft ist, muß die irrealer Bedeutung des Part. wohl im Sprachgefühl recht fest gewesen sein.

Da nun diese auch sonst⁴⁾ unzweifelhaft vorliegende Bedeutung des Part. nach Dräger a. a. O. erst seit Livius zu konstatieren ist, während es sich in anderer Bedeutung immerhin schon früher findet⁵⁾, so werden wir dies wohl auch mit dem Überhandnehmen der indikativischen Nachsätze in der späteren Zeit in Zusammenhang bringen müssen; denn diese konnte nach dem oben Bemerkten das Part. auf *-turus* eben vollständig adäquat wiedergeben, was von den konjunktivischen nicht behauptet werden kann⁶⁾. Dabei mußte die Form aber in Konkurrenz mit dem Part.

¹⁾ z. B. Hist. II 5 *Vespasianus . . . cibo fortuito, veste habitae que vix a gregario milite discrepans, prorsus, si avaritia abesset antiquis ducibus par* und weiter *Mucianum e contrario magnificentia et opes . . . extollebant; aptior sermone, dispositu provisique circum rerum peritus: egregium principatus temperamentum, si demptis utriusque vitis solae virtutes miscerentur.*

²⁾ Hier übersetzen Roth und Pfitzner das *ni* mit „doch“, wozu das oben über die Perioden mit *ni* Bemerkte zu vergleichen ist.

³⁾ Vgl. z. B. Liv. VIII 17, 10 *eo certamine superior, incertum qua fide culturus, si perinde cetera processissent, pacem cum Romanis fecit* und Curt. VIII 2, 12 *iure interfectum Clitum Macedones decernunt, sepultura quoque prohibitori, ni rex humari iussisset*; 3, 4 *accusationem strinxit percussurus uxorem, nisi prohibitus esset fratrum eius occurrus.*

⁴⁾ s. Dräger, Hist. Syntax II 745; Schmalz a. a. O.³ S. 488.

⁵⁾ Daß in der Abhängigkeit der irrealer Konj. durch die Coniug. periphr. schon früher ersetzt wurde, kann m. E. nicht gegen unsere Annahme angeführt werden; hier handelte es sich um eine Stellvertretung, die schlechterdings nicht zu umgehen war; eine Partizipialkonstruktion aber war nie notwendig. — Die Ausnahmen von der Regel, daß der irrealer konjunktivische Nachsatz im Acc. m. d. Inf. in den Inf. der Coniug. periphr. übergehe, die Dräger, Hist. Synt. II 702 f. anführt, sind nur scheinbare. Denn an den Cicerostellen würde direkt überall der Indikativ stehen, wie die Fälle — p. Planc. 88 *vinci autem improbos a*

des Präs. treten, das ja der nächste Vertreter des Indik. des Imperfekts war. Wenn ich dafür Beispiele nicht anführen kann, so wird das wohl in den im Präs. obwaltenden Verhältnissen, über die schon oben gesprochen wurde, seinen Grund haben; was das Part. des Präs. gewöhnlich ausdrückte und warum es daher zur Vertretung des irrealen Imperfekts nicht besonders geeignet erscheinen mochte, zeigt besser als viele Worte die charakteristische Gegenüberstellung des Part. des Präs. und des Part. des Fut. in dem oben angeführten Beispiel Hist. III 46 *peritissimis centurionibus dissentientibus et si consulerentur, vera dicitur*. Der im Imperfekt lebendige konative Sinn war im Part. des Präs. jedenfalls sehr abgeschwächt und damit rückten die Wendungen, wie die, wo der irrealer Bedingungssatz an ein reines Adjektiv angeschlossen ist, auf die Stufe der Fälle mit Indikativ zum Ausdruck der nachdrücklichen Versicherung¹⁾. So war das Partiz. des Präsens, wenn es sich finden sollte, jedenfalls singulär, wie auch die Vertretung eines Ind. des Imperf., in dem die Irrealität nur in

bonis fateor fuisse paeclarum, si . . . viderem (Dräger setzt selbst bei „direkt: fuit“), Cato maior 82 *tanta esse conatos, nisi animo cernerent*; fam. XIII 10, 3 *videor mihi, si prius causam . . . tibi proposuissem, in ipsa causa exponenda satis etiam de probitate dixisse* — von selbst zeigen. Die abhängigen Nachsätze hingegen mit dem Konjunktiv der Conjug. periphr. bei Cicero gehen jedenfalls auf den Indikativ zurück, wie er z. B. pr. Best. 81 erscheint: *Hic quaero, iudices: si illo die gens ista Clodia, quod facere voluit, effecisset, si P. Sestius occisus esset: fuistisne ad arma ituri* etc.? Diesem Beispiele entsprechend sind es auch meist (s. Dräger a. a. O. S. 701) indirekte Fragesätze und die ihrer Natur nach diesen gleichwertige Wendung mit *quin* nach *non dubito*, in denen die Konstruktion erscheint; daneben steht aber auch der Konj. des Plusqu., der im Passivum sogar ausnahmslos ist. Dazu stimmt weiter, daß nach Dräger a. a. O. Cäsar, Sallust und Nepos die Konstruktion gar nicht haben und daß sie am häufigsten bei Livius ist. Wenn sie sich bei Tacitus seltener findet, so liegt der Grund wohl darin, daß der Schriftsteller eben nicht viel Anlaß fand, die irrealen Perioden in der Weise abhängig zu machen; mindestens finde ich auch für den Konj. des Plusqu. bei ihm kein Beispiel zitiert und ebenso fehlt bei ihm die Infinitivkonstruktion mit der Conjug. periphr. nach dem, was Schmalz a. a. O. über die Verbreitung dieser Konstruktion angibt. — Danach ist die Behauptung Schmalz' a. a. O. S. 525, daß sich *venissem* und *venturus fui* vollständig deckten — er sucht dies durch die Gegenüberstellung von Cic. Att. XIV 14, 2 *quae ille facturus non fuit, fiunt* und XIV 3, 6 *quae Caesar nunquam fecisset, ea nunc proferuntur* zu erweisen — zu berichtigen. Es ist klar, daß solche Fälle wohl eine nahe Verwandtschaft, die ja nicht gelegnet wird, nie aber eine Identität erweisen können.

¹⁾ Die oben angeführte Stelle Hist. II 5 ist ein passendes Beispiel; die rhetorisch aufgebaute Periode, die in kunstvoller Klimax den Vespasian und Mucian charakterisiert, schließt beidemale affektiv mit der irrealen Wendung; wir können daher hier auch im Deutschen völlig ungenau getreu nachbilden: „(Vespasian) ein Mann, den alten Feldherren gleich, wäre er nicht habachtig gewesen“ und „(die Eigenschaften Muciana) eine treffliche Beigabe zu den Eigenschaften eines Fürsten, hätte man beider Tugenden ohne ihre Fehler vereinen können.“

der Form zum Ausdruck kam, durch den Infinitiv des Perfekts eine Seltenheit war¹⁾.

Wir haben unser Thema erschöpft. Wenn es scheinen mag, daß unsere Ausführungen zu umfangreich geworden seien für die Betrachtung einer einzelnen Spracherscheinung, so liegt die Schuld, in der Sache, die auf dem viel durchackerten Gebiet gar mancherlei zu berücksichtigen gebot, wenn der Vorwurf einseitiger oder ungenauer Arbeit vermieden werden sollte; und es lockte noch an so manchen Stellen die Gelegenheit zu näherem Eingehen oder zu einem weiteren Ausblick auf Verwandtes, ohne daß wir hätten fürchten müssen, es könnte scheinen, wir besprächen nicht zur Sache Gehöriges.

Wir glauben also gezeigt zu haben, daß zunächst das, was bisher zur Erklärung der irrealen hypothetischen Perioden mit indikativischen Nachsatz vorgebracht wurde, unzureichend sei, so richtig auch bestimmte Kategorien dieser Spracherscheinung gedeutet worden waren. So gewiß auch der Indikativ in der einen Art der Fälle seine Erklärung in der an sich irrealen Bedeutung des Prädikates, in der anderen Art in der Natur der irrealen Periode, die als solche immer nur aus dem Zusammenhange erkennbar ist, begründet ist, so erschienen doch beide Beobachtungen nicht als ausreichend, den Indikativ in allen Fällen zu erklären. Diese ausreichende Erklärung kann unserer Ansicht nach nur durch die Annahme erbracht werden, daß die im Indikativ des Imperf. und des ihm gleichwertigen logischen Plusquamperf. zum Ausdruck kommende imperfektive Aktionsart es ist, die diese Tempusformen befähigte, auch ohne ein irreales Begriffselement des verwendeten Prädikates irreal zu funktionieren. Das entscheidende Argument hierfür ist der nahezu ausschließliche Gebrauch dieser Tempusformen in den Wendungen, wo ein irreales Element im Begriffe des Prädikates nicht vorliegt, und weiters die Tatsache, daß in allen anderen Fällen auch der Indikativ nicht imperfektiver Aktionsart verwendet erscheint. Die gemachte Annahme erweist sich als gerechtfertigt durch den sonstigen Sprachgebrauch des Lateinischen.

¹⁾ Dräger zitiert a. a. O. S. 708 aus Livius III 50, 6 *sibi vitam filiae sua cariorem fuisse, si liberae vivere licitum fuisset* und aus Tac. Agr. 4 *solitum ipsum narrare se . . . studium philosophiae acrius . . . hausisse, ni prudentia matris animum coercuisset*. Er bemerkt zu *cariorem fuisse*: „direkt: *carior fuit*“ und zu *hausisse*: „direkt: *hausiebam*.“ Nach unserer Ansicht müßte auch der erste Satz regulär das Imperf. haben, da er zu denen gehört, die, an sich gültig, einen Zustand der Vergangenheit schildern; doch spricht hier Verginius in großem Affekt, so daß auch die Annahme des Perf. im direkten Satze gerechtfertigt wäre; jedenfalls wurde durch diesen Charakter der Stelle die Verschiebung des Satzes auf die Stufe der Fälle mit nachdrücklicher Versicherung, die durch die Überführung in den Infinitiv des Perfekts eintrat, erleichtert. Eine solche nachdrückliche Versicherung ist aber auch an der Tacitusstelle recht passend.

dem speziell im Indikativ des Imperfekts die beregte Aktionsart der Sprache allzeit deutlich fühlbar blieb, was in den präsentischen Formen bei weitem nicht im gleichen Maße der Fall war. So erscheint auch im Lateinischen konform dem Gebrauch der verwandten Sprachen der Indikativ der nicht imperfektiven Tempusformen auf die vereinzelt Fälle eingeschränkt, wo dieser Modus, begründet an der Natur der irrealen hypoth. Periode an sich, zum Ausdruck eines gesteigerten Affektes des Sprechenden dient. So wird die immer subjektive Deutung der einzelnen zu erklärenden Stellen in dem einen oder dem anderen Sinne völlig entbehrlich. So erscheinen endlich auch alle vagen Definitionen vermieden, die der Willkür einen zu weiten Spielraum lassen und in ihrem Ende nur eine Tatsache konstatieren, statt sie zu erklären. Es erscheint schließlich auch als ein Vorzug der versuchten Erklärung, daß sie nicht nur eine längst beobachtete Eigentümlichkeit des lateinischen Sprachgebrauches, die auch in unserem Falle schon zur Erklärung herangezogen wurde, anknüpft, sondern auch in keinerlei Widerspruch mit dem gerät, was sonst über die Spracherscheinung richtig observiert wurde, ja daß all diese Beobachtungen gerade durch sie ihr festes Gefüge erhalten. Sie zeichnet ferner wieder einen Zug im Bilde des Taciteischen Stiles schärfer, eines Stiles, dessen eindringende Beobachtung noch weit mehr als bisher für die Erkenntnis lateinischen Sprachgebrauches fruchtbar werden wird.

Zum Schlusse noch wie im ersten Artikel ein Wort über die Übersetzung. Da der Indikativ in der irrealen Periode im Deutschen immer als gesucht erscheint, so ist er nur dort anzuwenden, wo ihn der Zusammenhang als Ausdruck des besonderen Affektes (der nachdrücklichen Versicherung) deutlich rechtfertigt. Sonst hat es bei der Übersetzung mit dem Konjunktiv zu verbleiben. In einzelnen Fällen aber mag in den bei Tacitus beliebten Perioden mit *si* die Verwandlung in die Parataxe mit „doch“ oder Ähnlichem eintreten, wenn dadurch nicht das Ebenmaß der Periodisierung gestört wird.

Triest.

B. Wimmerer.

Kant in Österreich.

Diesem Gegenstande hat Hr. Prof. Dr. Karl Wotke einen Abschnitt seines Buches über Vinzenz Ed. Milde, S. 74 ff. (Vinzenz Eduard Milde als Pädagoge. Wien 1902. Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte, 4. Heft) und jüngst einen Artikel in dieser Zeitschrift gewidmet (4. Heft, S. 289—305). Der Verf. ist hiebei zu vermeintlichen Ergebnissen gelangt, welche allem widersprechen, was wir bisher von der Geistesgeschichte Österreichs seit 1790 wußten oder zu wissen glaubten, und welche daher nicht ohneweiters ungeprüft hingenommen werden dürfen.

Kants Lehren sollen nach Dr. Wotke „am Ende des 18. Jahrhunderts fast alle Gebildeten in Wien, geistlichen und weltlichen Standes, beherrscht haben“ (Ztschr. S. 289); ja noch 1804/5, zu einer Zeit, in der in Deutschland die Kritik an Kants System scharf einsetzte und seine Philosophie in Ungarn einige Professoren um ihre Stellen brachte, soll bei uns für Kant der reinste Enthusiasmus geherrscht haben (Milde S. 75)!!

Während der Barnabitenpater Paul Pepermann am 18. Juni 1788 an Karl Leonh. Reinhold, den gebornen Wiener und Professor der Philosophie in Jena, den begeisterten Schüler und Herold der neuen Philosophie, schreibt (Keil, Wiener Freunde 1784—1808; Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich von Minor, Sauer, Werner. 2. Heft, S. 19): „Ich habe jetzt Kants Kritik mehrmals gelesen, muß aber offen gestehen, daß ich noch nicht so glücklich bin, völlig in alle die verwickelten Feinheiten dieses außerordentlichen Geistes einzudringen . . . Hat denn Kant noch keinen Ausleger hervorgerufen, einen solchen, wie er ihn selbst in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe sich wünscht, der, wie er sagt, mit der Gründlichkeit der Einsicht das Talent einer lichtvollen Darstellung glücklich vereinigt?“ — dieser von Kant selbst anerkannte und mit Freuden begrüßte Ausleger ist aber eben unser Reinhold in seinen „Briefen über die Kantsche Philosophie“ 1786—87 geworden —, will nach einem Briefe vom 20. Februar 1803 Lorenz Leopold Haschka (Keil S. 74) der erste gewesen sein, der in Wien Kants 'Kritik der reinen Vernunft' kaufte, las und empfahl, „obsoner er bis jetzt die Geduld nicht hatte, sie ernsthaft zu studieren“, und tut sich in patriotischem Stolze was darauf zugute, daß Reinhold, der ehemalige Wiener Jesuitenzögling, „dem großmüthigen protestantischen Deutschlande durch seine Werke bewiesen habe, daß es uns Wienern, oder Phaiaken, wie uns Se. Duodez-Exzellenz Hr. v. Göthe (!) sehr lustig und artig schilt, nur am Mögen, nicht am Vermögen mangle, wenn wir nicht so viele und tief-sinnige Bücher zutage fördern, als die Omniscii und Soliscii draußen!“

Derselbe Haschka nun aber, der nach Wotke S. 75 Kant sein ganzes Leben treu geblieben sein soll, war zugleich emsiger Mitarbeiter an Hofstätters, des „hochgebildeten“ Jesuiten 'Magazin für Kunst und Literatur' (Wotke S. 77), welches nach dem Eingehen von K. A. Hoffmanns erbärmlicher 'Wiener Zeitschrift' der rücksichtslosesten politischen und literarischen Reaktion in Wien diente, gerade Kants System aufs heftigste angriff, von der Regierung die Schließung aller Lesegesellschaften und Leihbibliotheken verlangte und am 3. August 1798 auch glücklich erreichte (Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur, S. 377, Anm. **). Daneben gab es freilich ein liberales gegnerisches Blatt, Alxingers und später Schreyvogels

‘Österreichische Monatschrift’, so daß gesagt werden darf, bis „in die Mitte des Jahres 1794 war in Österreich das freie Wort noch nicht verpönt“. Aber das herrschende System war die Reaktion.

Nun aber wird es bald anders. Es erscheinen neue verschärfte, reaktionäre Zensurverordnungen (schon am 16. April 1793, Wiesner S. 203, 341); es wird der eifrige und treue Anhänger Kants, der jüdische Philosoph Lazarus Ben David (Allg. d. Biogr. 2, 318), veranlaßt, seine Vorlesungen über die kritische Philosophie, die er 1793 zuerst in einem Hörsaal der Wiener Universität, dann im Palais des Grafen Harrach abgehalten, aufzugeben und nach Berlin zurückzureisen.

Und wer das XIV. und XV. Kapitel der 2. Abteilung von H. M. Richters Geistesströmungen, Berlin 1875 (XIV. Kantianer in Österreich, XV. C. L. Fernows Briefe aus Wien) nicht bloß zitiert, sondern auch wirklich gelesen hat, wer J. Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jakobi (2 Bde. Leipzig 1831) durchgeblättert oder in J. B. Erhards Denkwürdigkeiten, herausg. von Varnhagen v. Ense (Stuttg. 1890, 3. Aufl. Leipzig 1874) die Briefe Franz Paul v. Herberts kennen gelernt, jenes Klagenfurter Fabriksbesitzers, der seit eben dieser Veröffentlichung Varnhagens kein Unbekannter mehr in der deutschen Geistesgeschichte Österreichs sein sollte und überall dort nicht unerwähnt bleiben darf, wo von Kant in Österreich die Rede ist: der wird erfahren, in welcher geistigen Verfassung das Wien der Alxinger, Blumauer, Denis sich bereits 1794 befand; daß Kants Schriften daselbst und fast in ganz Österreich (nicht etwa bloß in Ungarn) „Kontrebande“ waren und daß die Polizei mit steigender Aufmerksamkeit den gefährlichen Verkehr eines Österreichers mit denkenden Köpfen des Auslandes beobachtete und, wo es not schien, vereitelte (man vergl. die Stellen bei Erhard S. 399, 408, 441, 455¹).

Ich will an dieser Stelle einer im Herbst, wenn es gut geht, zu veröffentlichenden Arbeit über jenen Freih. v. Herbert (dem u. a. auch die A. D. B. 11, 39 einen Abschnitt gewidmet) nicht allzusehr vorgreifen, kann mir aber hier wenigstens nicht versagen, jenen Brief des Würzburgers Konrad Stang an Kant vom 2. Oktober 1796 hierzusetzen, der im 3. Bande der Kant-

¹) Ich setze nur die Stelle aus dem Briefe Schillers an Erhard vom 8. September 1794 hieher:

„Ich kann den Professor Paulus nicht durch Nürnberg reisen lassen, ohne Sie, mein theurer Freund, mit ein paar Zeilen zu begrüßen. Man sagte mir kürzlich, daß Sie noch da wären, und ich wünsche es von Herzen, weil die gegenwärtigen Aspekten im Österreichischen nicht sehr günstig sind. Ich fürchte selbst für Herbert, denn ein Mensch wie er muß den Freunden der Finsterniß natürlicherweise ein Dorn im Auge sein.“ So Schiller, der Ende 1789 bekanntlich selbst noch seine Augen nach Wien gerichtet hatte (Schiller und Lotte 2, 106 f.).

Briefe der Berliner Akademie der Wissenschaften Nr. 680 abgedruckt ist und der ein auf persönlicher Erfahrung beruhendes drastisches Bild des Verhältnisses Österreichs zur neuen, durch Kant erweckten Geistesrichtung gibt. Die hieher gehörige Stelle desselben lautet:

„... Im verflossenen Jahre machte ich eine Reise nach Wien, und von da zurücke nach Salzburg und München. Ich hatte bey den vielen Bekanntschaften, die ich da machte, Gelegenheit genug, den Zustand der Philosophie kennen zu lernen. Die kritische Philosophie ist in der österreichischen Monarchie als Feindin erklärt, und wehe dem, der sie lehren will. Der Kaiser ist ganz dagegen eingenommen, und da ihm der Direktor der Schulen und des Studiums in Wien, Hr. v. Birkenstock, das kritische System anpries, so drehte sich der Kaiser herum und sagte: ich will einmal für allemal von diesem gefährlichen Systeme nichts wissen.

Ich lernte in Wien einen Hrn. v. Dalling kennen, der von seiner Professur in Fünfkirchen war abgesetzt worden, weil er nach kritischen Grundsätzen gelesen hatte. Man hatte wohl gegen drey Jahre lang Kabalen gegen ihn gemacht, allein er hielt sich immer noch fest. Im verflossenen Sommer aber machte sich die ganze hohe Geistlichkeit in Ungarn hinter ihm her und er mußte seine Professur verliehren. Im Dekrete, das ihn entsetzte, hieß es unter andern: 'propter perniciosum sistema ad Scepticismum ducens'. Ferner legte man ihm zur Last, daß er auf die Beschuldigung geantwortet, und eine Verteidigung der kritischen Philosophie herausgegeben habe, da man ihn doch aufgefordert hatte, sich zu verteidigen. Endlich heißt es, man sehe sich gedrungen, ihn zu entfernen, da man wohl einsehe, daß er von seinen Grundsätzen nicht zu heilen sey, da er die kritische Philosophie verteidigt habe. Jedoch wächst die Parthey der kritischen Philosophie im heimlichen, zudem da die ungarischen Protestanten, theils in Jena, theils in Halle studieren, und die neuen Grundsätze mit nach Hause bringen.

Auch traf ich in Wien den Rektor der Philosophie in Grätz, H. v. Albertini, der eben auch, da er die kritische Philosophie schützte, sein Rektorat verlor. Es giebt in der österreichischen Monarchie manchen Mann, der sehr gut für das neue System ist, wie man mich versicherte. In Wien jedoch wird nie viel zu Stande kommen, da es ganz an gelehrtem Gemeingeiste fehlt, und die Professoren an der Universität einander nicht kennen; denn es ist reiner Zufall, der hier einen oder andern zusammenführt. In Salzburg geht es schon besser mit der kritischen Philosophie, besonders verwendet sich der würdige Regent des Priesterhauses dafür. Allein viele sind noch dagegen, und man muß stets Würzburg erst als Beyspiel anführen, daß ein Satz sein Glück mache. Der Fürst hat ein Steckenpferd, nämlich aufgeklärt beim Auslande zu heißen. Dieses ist die Aegide der kritischen Philosophie in Salzburg, die

sie aber wohl bey seinem Tode verlihren wird. In München ist an keine kritische Philosophie zu denken, da Stattler hier wohnt und regiert. Ihre Schriften sind da wie in Österreich Kontrebande, besonders aber Ihr Religionswerk. O warum hat doch die Wahrheit gegen so vieles zu kämpfen, bis sie nur halb ihre Stimme geltend mache! . . .“

Indem ich zur Erläuterung einzelner Stellen dieses Briefes hinzufüge, daß nach den mir zur Verfügung stehenden Quellen H. v. Albertini nicht aus Graz, sondern jener Professor der Logik, Metaphysik und Moralphilosophie Joh. B. Albertini aus Innsbruck (1742—1820) sein dürfte, über den Probst, Geschichte der Universität in Innsbruck S. 214, 220, 384 u. 5. und ausführlich auch Rapp, Freimaurer in Tirol, Innsbruck 1867, S. 91 ff. handeln und daß Salzburg seine anerkannte Ausnahmestellung im geistigen Leben der Zeit in Österreich dem bekannten Erzbischof Hieronymus Graf v. Colloredo-Wallsee (Erzb. 1772—1803) verdankt, über den man Pichler, Salzburgs Landesgeschichte S. 625 ff. vergleichen möge, während der „würdige Regent des Priesterhauses“ Mathäus Fingerlos ist, der seit 1787 im Sinne seines Fürsten und Bischofs die Erziehung des priesterlichen Nachwuchses der Diözese leitete und die Grundsätze dieser seiner Erziehung in einem zweibändigen Werke: 'Wozu sind Priester da?' Frankfurt u. Leipzig 1800, niedergelegt hat — empfehle ich jenen Brief der eingehenden Betrachtung des Hrn. Dr. Wotke.

Aber völlig staunen muß man, wenn Dr. W. durch seinen zweiten Aufsatz in dieser Zeitschrift a. a. O. den Beweis erbracht zu haben glaubt, daß Kants Lehren gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Wien nicht etwa bloß „verbreitet“ waren, sondern daß sie vielmehr „fast alle Gebildeten geistlichen und weltlichen Standes in der Kaiserstadt beherrschten“ (S. 289). Beweis dafür: „Trug man sich doch mit dem Gedanken, die Kantsche Philosophie in den philosophischen Lehranstalten als obligaten Gegenstand einzuführen.“

Also — man trug sich 17 Jahre nach dem Erscheinen der Kritik d. r. V. in Wien mit dem Gedanken usw.

Und kam dieser Gedanke etwa zur Ausführung? Wie wurde über ihn in der Sitzung der Studien-Revisions-Hofkommission vom 4. Juli 1798 verhandelt, deren Protokoll Dr. Wotke a. a. O. ausführlich bespricht?

Man braucht nur Dr. Wotkes Ausführungen ein einzigesmal durchzulesen, um daraus eigentlich das gerade Gegenteil von dem klar und deutlich herauszufinden, was der Verf. damit bewiesen zu haben glaubt.

S. 290 wünscht Grillparzers nachmaliger famoser Philosophieprofessor Franz Samuel Karpe (in einem Promemoria an den Grafen Rottenhan) „man solle wie bisher die dogmatische Wolff-Leibnizische Philosophie vortragen und gelegentlich auf Kant

Rücksicht nehmen“. Diese Zusammenstellung zeigt allein schon zur Genüge das Verständnis (!) für Kants Geistestat.

S. 298 kann der Polizeirat Franz Karl Hägelin „nicht dafür stimmen, die Kantsche Philosophie auf den erbländischen Universitäten zu gestatten...“ „Es scheint mir also, die Kantische Philosophie könne nicht auf erbländischen Universitäten eingeführt werden, bis nicht ihr Nutzen und ihre Haltbarkeit erwiesen sein wird“. Doch „hält er es nicht für ratsam, die Kantische Philosophie ausdrücklich zu verbieten und dadurch eine Furcht vor ihr erkennen zu geben; dieses würde junge Leute nur noch lüsterner nach derselben machen und das Übel vielleicht befördern“ (!). „Er schließt (S. 294) seine unmaßgeblichen Gedanken mit der Bemerkung, daß, wenn doch in den Erbländisch-philosophischen Lehrschulen Erwähnung von der Kantischen Philosophie geschehen müßte, weil das Stillschweigen davon doch nicht ausdrücklich zu verbieten (sic!) wäre, so könnte solches am Ende des philosophischen Kurses dadurch geschehen, daß man den Hörern der Philosophie gleichsam synoptisch eine historische Kenntnis von dem Inhalte derselben und der Terminologie gäbe; im Lehrkursus selbst aber gelegentlich, daß man es tun werde, Meldung macht, ohne tiefer einzudringen oder die Schüler zu verhalten, eine genaue Kenntnis davon zu haben; so würde die Sache vorübergehend traktiert werden und die Schüler nicht lüsternd nach einer solchen dunklen Wahrheit gemacht werden. Alles würde auf die Geschicklichkeit und Redlichkeit des Lehrers ankommen...“.

Wenn es eines typischen Beispiels dafür bedürfte, mit welcher Falschheit und Hinterhältigkeit ein reaktionärer Schulbureaukrat von damals die Mittel andeutet, um einen unbequemen Geisteshelden in Österreich amtlich, unter dem Scheine seiner Aufnahme in den Lehrplan, einzusargen, und so unschädlich zu machen, so könnte dieses Referat des Hrn. Hägelin dafür dienen. Es hätte besser, ohnedem nur zum Privatgebrauche des Vorsitzenden der Kommission bestimmt, nicht aus den Akten des Haus- Hof- und Staatsarchives hervorgezogen werden sollen; denn es ist, wie jeder gerade denkende Leser zugeben wird, kein Ehrenblatt in der Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens.

Viel anständiger und klüger zieht sich bei der Sitzung selbst zunächst der erste Redner, Domherr und Hofrat v. Zippe, aus der Affäre (S. 295 ff.). Er habe zwar (S. 296) „aus Kants Philosophie kein eigentliches Studium gemacht“, doch „habe er ihre Eigentümlichkeit und insonderheit ihre Resultate sorgfältig genug untersucht, um sie mit Überzeugung für unbedenklich ansehen zu können“, „Man könne sie der Jugend nicht ohne Nachteil vorenthalten.“ „Da diese Philosophie nicht nur im pro-

stantischen Deutschland bereits fast allgemein, sondern auch selbst in einem beträchtlichen Teile des katholischen in den Büchern und Schulen herrschend geworden sei, so dürfe die Jugend mit ihr nicht unbekannt bleiben, wenn ihr nicht in kurzem alle oder doch die meisten neueren Schriften gänzlich unverständlich werden sollen usw. Doch sei es nicht seine Ansicht, daß das Studium der kantischen Philosophie, worunter er jedoch nur die 'Kritik der reinen Vernunft' verstehe, auf Kosten der von Karpe vorgeschlagenen Leibniz-Wolffschen begünstigt und gleich dieser zum Elementarstudium gemacht werden solle."

Wie nun will H. v. Zippe dies bewerkstelligen?

Sein Mittel (S. 297) ist nicht minder bezeichnend und wirksam, wenn es galt, Kant in Österreich in Ehren mundtot zu machen: man stelle „einen eigenen Lehrer, der ein seinem Amte würdig gewachsener, von ausschließlicher Vorliebe und Enthusiasmus seiner Mann sein müsse“, für die Kantsche Philosophie an, aber ohne Gehalt (!) und ohne Besuchszwang für die Schüler, mit denen sich der Professor in Bezug auf das Vorlesehonorar über abzufinden habe!!

Das kann man doch nicht Einführung der Kantschen Philosophie in den philosophischen Lehrplan nennen.

Nach solchen Präludien hatten es die folgenden Redner schon leichter. Hofrat v. Schilling (S. 297) hält es für zuträglich, mit der Errichtung einer solchen Lehrkanzel für die Kantsche Philosophie nicht zu eilen. Jedenfalls sei diese grundsätzlich „nicht neben, sondern erst nach der Erlernung der allgemein vorgeschriebenen dogmatischen, folglich planmäßig erst nach Vollendung des dreijährigen ordentlichen philosophischen Kurses“ zu ehren. Es sei nach Hägelin (S. 298) von den Studierenden selbst abhängig zu machen, ob sie nach Vollendung dieser ordentlichen philosophischen Studien mittelst öffentlicher, jedem freistehender Vorlesungen auch einen vollständigen Begriff der Kantschen Philosophie erwerben wollen. „Der Vortrag derselben selbst müsse auch keineswegs auf Herabwürdigung ihres Wertes angelegt (wie gütig!), sondern bloß nach den allgemeinen Gesetzen nüchternen Wahrheitsliebe und Lehrerklugheit eingerichtet werden.“

Hiebei kann Dr. Wotke selbst nicht umhin zu bemerken, wie viel vorsichtiger Hägelin hier spreche als in seinem Promemoria (S. 298, Anm.).

Schon deutlicher findet Domscholaster v. Spendou den Haken in Kants Schriften (S. 298 f.): „es werde ihnen, zumal denen, welche in das Gebiet der praktischen Philosophie gehören, nicht nur innere Unhaltbarkeit, sondern auch eine mehr oder weniger bedenkliche Tendenz Schuld gegeben.“



Rücksicht nehmen“. Diese Zurücksetzungen trete er der Motion bei, zur Genüge das Verständnis (!) für eine eigene Kantische Philosophie zu gewinnen. S. 298 kann der Polizist fordern, daß man vorher noch dafür stimmen, die Karikatur der Kantischen Philosophie an der böhmisch-ländischen Universität auch Meinungsverschiedenheit darüber mir also, die Kantische „Kritik der reinen Vernunft“ oder aber an der böhmisch-ländischen Universität ein ausgeführtes vollständiges System zum Nutzen gemacht werden solle (S. 301), worüber wird. Doch „hätte“ noch einige Jahre verschoben“ werden. Philosophie an der Universität war das leicht voranzusehende Ergebnis der eine Furcht vor (S. 308), daß es nicht zur Errichtung eines Leute nur noch ein außerordentlichen Lehrkurses kam (nicht einmal das Übel vor dem Dozent wurde vorgeschlagen!), sondern die Lehrseine unmaßvollig und 1824 bestimmten bloß, „daß im dritten doch in der philosophischen Fakultät Geschichte der Philosophie vorgetragen werden solle“. *Parturiunt montes ...* das Stillstehen hat also im großen und ganzen der im Jahre 1804 wäre, dadurch Kärnten gesiegt“, von dem Dr. W. sagt, „daß er sich während der napoleonischen Zeiten nicht mehr bemühte, für Kant zu synopsieren“ (S. 308), — als ob er sich je früher darum der nicht hätte!

„Allerdings darf man nicht vergessen“, meint Dr. W., „daß um diese Zeit auch bereits der große Enthusiasmus gelegentlich mit dem man früher in Deutschland und Österreich für der Kärntner Philosophen eingetreten war.“ Wozu also noch viel Aufhebens machen mit Kant?

Nach dem Buche über Milde S. 75 soll aber dagegen doch 1804 und 1805 in Österreich (wenigstens bei Haschka) „noch der reinste Enthusiasmus“ für Kant geherrscht haben.

Auf Grund solcher Ergebnisse hofft nun der Verf. (S. 304) „es dürfte doch endlich einmal die Behauptung verstanden werden, bei uns sei gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kantische Philosophie mit Feuer und Schwert ausgerottet worden. Die hier mitgeteilten Verhandlungen der Studien-Revisions-Hofkommission sprechen wohl eine zu deutliche Sprache, als daß man noch länger derlei behaupten könnte“? —

Schließlich sei eine Bemerkung des Verf.s, die zum mindesten ungenau ist, richtig gestellt, daß nämlich Reinhold im Jahre 1805 von Kant abgefallen sei (Milde S. 75, *Zeitschrift* S. 289 und 303). Reinholds Philosophie hat vielmehr schon 1797, wie sich aus dem Baggesen-Reinholdschen Briefwechsel (2, 158) ergibt, durch den Einfluß Fichtes eine förmliche Revolution durchgemacht, die einer Abwendung von Kant gleichkam.

Hierüber vgl. man auch Zimmermann in seiner Rektoratsrede vom Jahre 1886 („Über den Anteil Wiens an der deutschen

Lektüre ich auch sonst W. zu empfehlen, auf daß er doch noch einmal die andere Seite denn jenes allgemeine Mißverhältnis des Verhältnisses des Franzisceischen zur Philosophie in Wahrheit gelegten sei.

Dr. Max Ortner.

Bemerkungen über Landkartenprojektionen.

Es ist eine von den Kartographen allgemein anerkannte Tatsache, daß bei der Benennung der Projektionsmethoden eine rechtliche Willkür herrschte. Immer mehr tritt das Bestreben hervor, die Projektionen nach denjenigen zu benennen, die dieselben zuerst in Anwendung gebracht haben, was allerdings mitunter zu einem Wechsel in der Bezeichnung führen muß, wenn nämlich eine Projektionsmethode in älteren Quellen gefunden wird. Ein genaueres Studium dieser ergibt für manche Darstellungsweisen ein Zurückgehen auf Lambert, Mercator und selbst Ptolemäus, welche ja als Reformatoren der Kartographie zu ihren Zeiten zu bezeichnen sind.

Aber auch andere Namen dürfen nicht übergangen werden, wenn das Prinzip festgehalten wird, eine Kartendarstellung mit demjenigen Namen zu verbinden, der dieselbe ersonnen, wenngleich einzelne in Vergessenheit geraten und später neuerdings unabhängig ersonnen worden sein mögen. Je eingehender alte Quellen studiert werden — und manche Schätze mögen noch unentdeckt zwischen den Büchern und Manuskripten der Bibliotheken verborgen ruhen —, desto mehr von den späteren einfachen Projektionen findet man schon in den älteren Zeiten in Verwendung.

In meinem Lehrbuche der Landkartenprojektionen (Leipzig, Teubner 1885) habe ich für folgende Projektionen statt der gebräuchlichen Namen korrektere in dem obigen Sinne vorgeschlagen oder wenigstens die früheren Autoren, bei denen sie zum ersten Male auftreten, angegeben.

a) Hillerets Seekarten, eigentlich zentrale Horizontal- (oder Azimutal-) projektion; vgl. mein Lehrbuch S. 59¹⁾.

b) Einfache Bonnesche Projektion, eigentlich einfache Ptolemäische Kegelprojektion (ibid. S. 92).

c) Postels äquidistante Polarprojektion, eigentlich Mercators äquidistante Polarprojektion (ibid. S. 96).

¹⁾ Zu diesen jedenfalls am frühesten verwendeten Projektionen sind außerdem eine Reihe verwandter Entwürfe zu zählen, bei denen die Erdoberfläche auf die Seiten eines umschriebenen Polyeders projiziert wird, sowie die verschiedenen auch noch seither gemachten Vorschläge für Seekarten behufs Schiffahrt im größten Kreise.

d) De l'Islesche Projektion, eigentlich Mercators Projektion (ibid. S. 101¹⁾).

e) Cassinische Projektion, eigentlich Transvers (ibid. S. 128).

f) Isographische Projektion von Mohr oder Sa Steedsche Projektion, dort eigentlich Sansonsche Proj. S. 159²⁾).

g) Homalographische Projektion von Babinet, eigweides Projektion (ibid. S. 164).

h) Apiansche Karten, schon früher von Benedet gewählt (ibid. S. 166).

i) Lorgnas Projektion und Colignons Système centlich Lamberts isomere Projektion (ibid. S. 177).

k) Verbesserte Bonnesche Projektion, auch Procédépôt de la guerre (irrtümlich auch als homeotere Proc Ptolemäus bezeichnet), eigentlich Mercators äquivalente (ibid. S. 182³⁾).

Endlich wurde die große Karte von Rußland (1 in Lamberts konformer Kegelprojektion ausgeführt, die mit dem Namen Gauss'sche Projektion belegt, während G in seinen Untersuchungen dieselbe als nicht neu bezeich

Eine Reihe von weiteren als neu angegebenen P die aber nie mit dem Namen des angeblichen Autors wurden, sind:

l) Eine Projektion von Piazza Smith angegeben, bert herrührend (mein Lehrbuch S. 99).

m) Eine von J. F. W. Herschel vorgeschlagene von Lambert herrührende Projektion (ibid. S. 119).

n) Eine nach Prof. Tinter von Stampfer herrüh aber als Globularprojektion schon lange allgemein benach Nicolosi (1660) und Arrowsmith (1794) bezeichnete

Diese sowie manche andere Projektionen wurden auch schon in älteren Werken gefunden. So die letztere Globularprojektion von mir in den „Libros del Saber Alfonso X., Bd. III, S. 11“ und in Keplers „Tabulae (1627)²⁾“; ferner die Sinusoidale Projektion, nach Sanson benannt (f der obigen Zusammenstellung), von Fiorini torsche nachgewiesen³⁾; endlich eine den Apianschen gehörige, von mir in den Libros del Saber, Bd. III, gefunden³⁾. Allerdings ist sowohl für die Globularprojekti

¹⁾ Vgl. hierüber das Spätere.

²⁾ Vgl. des Verf.s: „Über die Alfonsinischen Tafeln Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien befindlichen Handselben“, Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaft Math.-Naturw. Klasse, Bd. CII 1893, und des Verf.s „Geschichbestimmung von Planeten und Kometen“, II. Thl. 1894, S. 3

³⁾ Gerardo Mercatore e le sue carte geografiche, 1890.

für die Apianischen Karten hieraus noch nicht zu schließen, daß sie aus dem 13. Jahrhundert stammen, indem die „Libros del Saber“ aus einer Reihe von M. S. zusammengesetzt zu sein scheinen, die von verschiedenen Autoren stammend, ineinandergeschoben wurden allerdings vielleicht von verschiedenen Mitarbeitern gleichzeitig, vielleicht aber auch durch spätere Einschübe ergänzt); allein jedenfalls ist die Globularprojektion nach obigem auf Kepler — vielleicht, wie erwähnt, auch noch früher, auf Alphons X. — zurückzuführen.

Auf eine Geschichte oder eine detaillierte Darstellung dieser Verhältnisse hier einzugehen kann umsoweniger Zweck dieser Bemerkungen sein, als einzelne der erwähnten Kartennetze auch anderweitig als identisch erkannt wurden und die Gleichheit der übrigen hier angegebenen seither auch allgemein anerkannt wurde; nur für zwei gilt dies nicht und wurde gegen ihre Identifizierung Einspruch erhoben. Mit diesen zweien will ich mich hier an späterer Stelle etwas näher beschäftigen.

Vorschläge für eine einheitliche Benennung mit Hinweisen auf die Autoren liegen gegenwärtig von einigen Verfassern größerer Werke über Kartenprojektionen (Germain, Tissot, Fiorini, Hammer, Zöppritz und dem Verf.) vor. Teilweise wird dabei eine Ausschaltung von Fremdwörtern angestrebt. Sachliche Namen, die aus dem Lateinischen und Griechischen entnommen sind, sollten jedoch nicht ausgeschlossen werden. Die klassischen Sprachen sind nun einmal ein sicheres Verständigungsmittel für die Gelehrten verschiedener Länder und sollten es bleiben, trotz aller dagegen gerichteten Bestrebungen. Wörter wie „Mittabstandstreue“ u. dgl. können, wenn auch schon z. B. „Flächentreue“, „Winkeltreue“ zugelassen werden, unmöglich als Ersatz für die gebräuchlichen Ausdrücke gelten.

Eine Projektion kann nun allerdings mehrere Eigenschaften haben und sie wird mit demjenigen Namen belegt, welcher der wichtigsten Eigenschaft oder derjenigen, welche die wichtigste zu sein scheint, zukommt. Da aber eine Projektion nicht gleichzeitig konform (winkeltreu) und äquivalent (flächentreu) sein kann, so wird man, wenn derselben eine dieser beiden Eigenschaften zukommt, stets dieselbe anführen und sie dadurch charakterisieren können. Dabei ist überdies gleichzeitig eine der wichtigsten Eigenschaften der Karte hervorgehoben und man ist in der Lage, ihre Güte im allgemeinen oder doch wenigstens für gewisse Zwecke zu beurteilen. Hierbei ist ja selbst der subjektive Standpunkt nicht gleichgiltig. Lambert, Lagrange, Gauss, Weber, Eisenlohr u. a. ziehen konforme Abbildungen vor und ich schließe mich dieser Ansicht an; andere ziehen vom mehr praktischen Standpunkte Äquivalenz vor.

Die ältesten Projektionen sind die perspektivischen, und zwar diejenigen auf eine Ebene. Sie bilden eine wohl definierte Gruppe und die Einteilung derselben in orthographische (Projektionszentrum

in unendlicher Entfernung), externe (Projektionszentrum außerhalb der Kugelfläche), stereographische (Projektionszentrum in der Kugelfläche) und zentrale oder gnomonische (Projektionszentrum im Mittelpunkt der Kugel) ist so charakteristisch, daß man bei derselben wohl stets bleiben wird. Ob man die neu vorgeschlagenen Namen „normal“, „transversal“ und „schiefaxig“ an Stelle der älteren Namen „Polar-“, „Äquatorial-“ und „Horizontal-“ wählen will, darüber läßt sich streiten; ich ziehe die älteren als für diese Projektionen passenderen vor.

Da unter den perspektivischen Projektionen, wie aus den Formeln ¹⁾ folgt, keine einzige äquivalent sein kann und nur die stereographische, diese aber stets konform ist, so könnte man die stereographische Projektion auch konforme perspektivische Projektion nennen, eine Angabe, die aber unnötig ist, da die erstere Bezeichnung sicher und unzweideutig die Art der Kartendarstellung charakterisiert.

Es wären noch einige Bemerkungen über die Namen der Autoren zu machen, nach denen diese Projektionen zu benennen wären. Sie gehören, wie erwähnt, zu den ältesten und jedenfalls waren schon einzelne Hipparch bekannt und von Ptolemäus beschrieben. Da sie übrigens meistens mehr ein theoretisches Interesse haben und als mathematische Probleme zu betrachten sind, so blieben nur diejenigen wenigen zu erörtern, nach denen wirklich Karten gezeichnet wurden. Hierzu gehören zunächst die stereographischen, die, da sie in das Altertum zurückreichen, nicht wohl an einen bestimmten Namen geknüpft werden können. Zentral hatte Paradies die Weltkugel auf die Seiten eines umschriebenen Würfels projiziert, Chancourtois wählte ein Oktaëder, Elie de Beaumont ein Dodekaëder (Lehrbuch S. 61 ff.). Andere sind diesem Beispiele gefolgt und in neuerer Zeit werden, wie schon erwähnt, Seekarten für die Schifffahrt im größten Kreise nach diesen Projektionen entworfen — auch hier wird die Darstellung nicht an einen bestimmten Namen zu knüpfen sein; es genügt, dieselbe durch ihren geometrischen Charakter auszudrücken.

Zu den externen Projektionen sind zwei besondere Vorschläge zu bemerken (Lehrb. S. 72 ff.), die als „Lahiresche externe Projektion“ und „Parentsche externe Projektion“ zu bezeichnen wären.

Kegelprojektionen können konform und äquivalent sein und man hat daher hier als Haupttypen hervorzuheben: konforme Kegelprojektionen und äquivalente Kegelprojektionen. Aber es gibt auch

¹⁾ Die hier gegebenen Resultate lassen sich natürlich nur auf mathematischem Wege ableiten, wozu Fiorinis, Germain's, sowie mein Lehrbuch der Landkartenprojektion eingesehen werden kann. Ich zitiere im folgenden überall das meinige, da die andern nicht in deutscher Sprache erschienen sind.

solche, die weder konform noch äquivalent sind, und diese müssen dann nach anderen Eigenschaften benannt werden.

Man unterscheidet dieselben speziell *A.* nach drei Hauptgruppen: normal, transversal und schiefachsrig. Obzwar von diesen Namen nur der letztere als passend gewählt bezeichnet werden kann und jedenfalls die Namen polarachsrig oder normalachsrig, äquatorialachsrig oder transversalachsrig und schiefachsrig die Art der Projektion: Kegelachse zusammenfallend mit der Polarachse der Erde, d. h. normal zum Äquator, im zweiten Falle in der Äquatorebene liegend, im dritten Falle schief gegen die Äquatorebene liegend — besser andeuten würden, so können dieselben immerhin als praktische Abkürzungen für die etwas zu langen, korrekteren Namen beibehalten werden¹⁾.

Charakteristisch für die Kegelprojektion ist die Konstante *m*, welche das Verhältnis des Längenunterschiedes zweier Punkte auf der Karte und am Globus ausdrückt und welche ich kurz als die Konstante des Öffnungswinkels bezeichnen will; sie ist für die normale Projektion, die immer als Typus gelten kann, der Sinus der geographischen Breite des mittleren Kartenparalleles.

Wie immer auch die weiteren, der Darstellung zugrunde zu legenden Formen gewählt werden mögen, immer kann man annehmen, daß die auf den Kegel abzubildende Kugel so weit zusammengezogen oder erweitert werden kann, daß sie den Kegel berührt; den Berührungspunkt (oder im allgemeinen Fall den kleinen Kreis, in welchem der Kegel die Kugel berührt), kann man den mittleren Parallel (Almukantar) der Karte nennen.

a) Perspektivische Kegelprojektionen. Im allgemeinen wären auch hier gnomonische, stereographische, externe und orthographische Projektionen zu unterscheiden; nur unterscheiden sich die letzteren von den Projektionen auf eine Ebene dadurch, daß man es nicht mit einem eigentlichen Augpunkte zu tun hat. Denn nur jene projizierenden Geraden sind parallel, welche die Punkte eines durch die Kegelachse gehenden Kugelkreises auf die Erzeugenden des Kegels projizieren. Sie lassen sich daher auch nicht aus den externen Projektionen ableiten.

Aus den Formeln für die externen Projektionen (Lehrb. S. 86) folgt, daß die eigentlichen perspektivischen Kegelprojektionen (einschließlich der stereographischen) nie konform oder äquivalent werden können; die Benennung dieser hätte sich daher lediglich auf die Zusammenstellung der Gruppierungen (*A.*) mit den Untergruppen von *a*) zu beschränken, also beispielsweise: transversale stereographische Kegelprojektion (mit einer gegebenen Konstanten

¹⁾ Die Bezeichnung „normal“ kann dann wegbleiben und nur zur Unterscheidung die Worte „transversal“ und „schiefachsig“ hinzugefügt werden.

des Öffnungswinkels m). Halbmessergesetz, lineare und Flächenvergrößerung und Verzerrungen sind hierdurch vollkommen bestimmt.

In der Praxis haben dieselben keinen Eingang gefunden; vorgeschlagen wurde eine gnomonische von Murdoch (Lehrb. S. 87), die aber einer völlig belanglosen Nebenbestimmung wegen wertlos ist, eine stereographische Kegelprojektion und eine stereographische Zylinderprojektion von Braun (Benennungen nach Tissot), sodann eine transversale gnomonische Zylinderprojektion von Wetch (Lehrbuch S. 124).

b) Die Maße längs der Meridiane sollen denjenigen auf der Kugel gleich sein; diese Kegelprojektionen können weder konform noch äquivalent sein; sie werden als äquidistante Projektionen bezeichnet, weil bei den normalen Kegelprojektionen die Abstände der Kartenparallelen (und bei den schiefachsigen die Abstände der Bilder der Almukantar) gleich sind.

In diesem Falle ist die Funktion, welche das Halbmessergesetz gibt (Lehrb. S. 92), vollkommen bestimmt und es bleibt nur mehr über die Konstante des Öffnungswinkels zu entscheiden; es gibt dies die einfache Ptolemäische Kegelprojektion (Lehrb. S. 92), welche mitunter fälschlich als einfache Bonnesche Projektion bezeichnet wird. Die Erweiterungen derselben südlich vom Äquator, wie sie sich bei Ptolemäus finden und wie sie auch später in den Sternprojektionen auftreten, sind nicht mehr als Kegelprojektionen zu bezeichnen; die Formeln, welche für diese für Vergrößerung und Verzerrung abgeleitet sind, gelten nicht mehr für sie.

Als spezielle Form für $m = 0$ folgt daraus die quadratische Platkarte, für $m = 1$ die Mercatorsche äquidistante Polarprojektion (fälschlich nach Postel genannt; Lehrb. S. 96).

Dieses sind sämtliche, der Voraussetzung b) entsprechenden normalen Kegelprojektionen. Transversal oder schiefachsige sind sie: für $m = 0$ die Transversalplatkarte von Cassini (Lehrb. S. 128) und für $m = 1$: Lamberts äquidistante Zenitalprojektion (schiefachsige; Lehrb. S. 96).

c) Die Bilder der Parallelkreise entstehen als Schnitte der Ebenen der Parallelkreise mit dem Kegel. Die Formeln (Lehrb. S. 97) zeigen, daß die Projektion nie konform sein kann und daß sie nur für $m = 0$ äquivalent wird. Diese letztere Projektion wurde von Lambert sowohl normal als transversal angegeben; die erstere würde daher als Lamberts normale äquivalente Zylinderprojektion zu bezeichnen sein, welche Benennung an Stelle der von Germain vorgeschlagenen „gerade isozylindrische Projektion“ (Lehrb. S. 99) zu treten hätte; die zweite wäre Lamberts transversale äquivalente Zylinderprojektion, welcher Name an Stelle des von Gretscheil gewählten: Lamberts isozylindrische Transversalprojektion zu setzen wäre.

d) Mit der Eigenschaft der Äquivalenz: Eine von Lambert für beliebige m und eine ebenfalls von Lambert für $m = 1$ angegebene,

daher Lamberts äquivalente Kegelprojektion (von Germain isosphärische stenotere Projektion genannt; Lehrb. S. 176) und Lamberts äquivalente Polar- (oder Horizontal-) Projektion (die von Germain als isophärische, isomere bezeichnete, auch fälschlich nach Lorgna benannte Projektion; Lehrb. S. 177).

Weiters eine von Albers angegebene, mit zwei längentreuen Parallelen: Albers äquivalente Kegelprojektion (Lehrb. S. 181).

e) Konforme Kegelprojektionen. Die Integration der diesbezüglichen Differenzialgleichungen ergibt eine einzige Projektionsmethode oder eigentlich eine Gruppe von solchen, welche sich nur durch die Konstante des Öffnungswinkels unterscheiden. Auch diese Darstellungsweise wurde von Lambert angegeben und heißt daher Lamberts konforme Kegelprojektion (Lehrb. S. 109); sie geht für $m = 1$ in die stereographische Polarprojektion, für $m = 0$ in die Mercatorsche konforme Zylinderprojektion (Seekartenprojektion; Lehrbuch S. 113) über.

Auch diese Projektionen können transversal und schiefachsig konstruiert werden; eine derselben ist Lamberts transversale konforme Zylinderprojektion (Lehrb. S. 126), d. i. die von Germain als Lambertsche orthomorphe Zylinderprojektion bezeichnete.

Andere Kegelprojektionen, durch Kombination der Bedingungen a)–d) entstanden, kann es nicht geben. Soll der Kegel die Kugel in zwei Parallelkreisen schneiden, „so ist man in der Wahl der Funktion $f(e)$ nicht mehr frei, sondern stets an die Bedingung gebunden, daß der Bogen der Karte zwischen den beiden Parallelkreisen gleich ist der Sehne, die zwischen zwei im selben Meridian gelegenen Punkten der beiden Parallelkreise auf der Kugel enthalten ist. Im übrigen ist das Gesetz allerdings noch willkürlich, daher mannigfaltig. Wird z. B. die Bedingung gestellt, daß die Bögen auf den Meridianen der Kugel gleich sein sollen denjenigen auf der Karte, so ist es selbstverständlich nicht mehr möglich, daß der Kegel mit der Kugel die beiden Parallelkreise wirklich gemeinschaftlich habe, d. h. daß er dieselbe in diesen beiden Kreisen schneide, da die Sehne notwendig kürzer sein muß als der Bogen und die Erzeugende des Kegelmantels zwischen den beiden Parallelkreisen Sehne der Kugel ist. Die oben ausgesprochene Bedingung ist dann so umzuändern, daß die Maße längs zweier Parallelkreise auf der Karte gleich seien denjenigen auf den entsprechenden beiden Parallelen der Kugel (eigentlich, daß sie dasselbe Verhältnis zu den Meridiangraden haben, wie auf der Kugel). Doch findet man mitunter die obige Ausdrucksweise auch für diesen Fall, welche dann aber nur als *façon de parler* aufzufassen ist“¹⁾.

Diese Bedingung, dass die Maße längs der Meridiane denjenigen auf der Kugel gleich seien und die Dimensionen längs zweier Parallelkreise naturgetreu dargestellt werden, d. h. ihre Ver-

¹⁾ Vgl. des Verf.s „Lehrbuch der Landkartenprojektionen“, S. 99-100.

hältnisse zu den Breitengraden gleich denjenigen auf dem Globus seien, findet sich sowohl in der sog. de l'Isleschen Kegelprojektion als auch in der Mercatorschen Kegelprojektion, deren Identität ich nachgewiesen habe (Lehrb. S. 101), während von mehreren Seiten seither auch noch die sog. de l'Islesche Projektion als eine wirkliche Kegelprojektion angesehen wird, was sie nach Obigem ebensowenig sein kann, wie die zweitgenannte, von welcher man es zugibt.

Von der Bonneschen Projektion bemerkt Wagner in seinem Lehrbuche der Geographie, S. 197 nach der herzförmigen Projektion von Stab-Werner: „Erst Mercators Sohn hat diese Stab-Wernersche polständige Projektion mit längentreuen Parallelen auch für Asien und Afrika angewendet, ohne Nachahmung zu finden; fälschlicherweise hat man dieses Verfahren mit dem Bonneschen Entwurfe verwechselt“ und in der Anmerkung 44 hierzu: „Dieser Irrtum geht auf Breusing (1869) zurück, dem dann Hammer und andere gefolgt sind“. Und neuerlich habe ich in einer Kartenentwurflehre die Bemerkung gefunden: „sehr oft wurde sie (die Bonnesche Projektion) Mercator zugeschrieben, bis Fiorini den richtigen Sachverhalt erkannte, so daß jetzt Bonne unbestritten als Erfinder derselben gelten darf“, wobei in einer Fußnote auf „Wagner, Lehrbuch der Geographie, S. 197, Anm. 44“ verwiesen wird, wo aber (die Stelle ist oben wörtlich zitiert) Fiorini gar nicht genannt ist.

Ohne in allzu große Weitläufigkeiten einzugehen, genügt es, auf die Konstruktionsweise der Kartennetze einzugehen, um die Identität der von Bonne gewählten Darstellung mit der Mercatorschen äquivalenten Projektion darzutun. Nach Wagner selbst ist die Mercatorsche äquivalente Projektion eine Verallgemeinerung der Stab-Wernerschen; bei dieser sind die Mittelpunkte der äquidistanten Parallelkreise der Karte im Pol, und auf den einzelnen Parallelkreisen werden die wahren Abstände der Meridiane aufgetragen. Die Verallgemeinerung von Mercator, die sich aber bereits in dem 1594 erschienenen „Atlas, sive Cosmographiae meditationes“ von Gerhard Mercator, findet, besteht nun darin, daß der Mittelpunkt der konzentrischen äquidistanten Parallelkreise nicht in den Pol gelegt wird, sondern durch den Halbkreis des mittleren Kartenparalleles, welcher dem umschriebenen Kegel entspricht, bestimmt ist. Im übrigen werden dann diesfalls auf die so gezogenen Kartenparallele die wahren Abstände der Meridiane aufgetragen. Genau derselbe Vorgang aber liegt der von Bonne gewählten Abbildung zugrunde. Man könnte nun andererseits allerdings auch von der Bedingung ausgehen, daß man eine äquidistante, äquivalente Projektion herstellen will, und die Identität dieser Bedingung mit der eben aufgestellten der längentreuen Parallelkreise ist nicht unmittelbar ersichtlich, sondern kann erst durch die Rechnung gezeigt werden. Aber die Identität ist eben vorhanden und

Überdies hat Bonne ihre wichtigste Eigenschaft, die Flächentreue vielleicht gar nicht gekannt. Die Projektion muß daher nach Mercator benannt werden, so daß jetzt Bonne unbestritten nicht als Erfinder derselben gelten darf. Bemerkenswert ist übrigens, daß in keinem einzigen derjenigen Werke, welche die Verschiedenheit der Projektionen Breusing und mir gegenüber aufrechterhalten, der angebliche Unterschied derselben erwähnt wird.

1890 hat nun allerdings Fiorini in seiner Schrift „Gerardo Mercatore e le sue carte geografiche“ die folgende Bemerkung: „Della proiezione pseudoconica equidistante non può dirsi inventore Gerardo Mercatore“. Aber dies bezieht sich nicht auf die Äquivalente, sondern auf die erste der hier diskutierten, die auch nach De l'Isle benannte, die aber auch nicht De l'Isle zugeschrieben wird. „Era già adoperata un secolo prima in una delle più antiche edizioni della Geografia di Tolomeo, in quella di Bologna colla erronea data del 1462, la quale, per ragioni che qui non è il luogo di esporre, deveasi cambiare nell'altra del 1472 I paralleli vi appaiono descritti con archi circolari concentrici; i meridiani sono rettilinei, ma non s'incontrano nel loro centro, nè in altro comune punto. Il meridiano di mezzo incontra ad angolo retto i paralleli, ma questi sono tagliati dagli altri meridiani sotto un angolo che sempre più se scosta dal retto a misura che si procede verso i margini laterali della carta. Trarre altre conseguenze assolute dalla spezione delle tavole non è tanto facile, essendo queste incise all'infanzia dell'arte. Tuttavia è nostra avviso che il comune centro dei paralleli coincida col polo. Come pure riteniamo che i meridiani siano le rette condotte pei punti di uguale divisione dei paralleli estremi, sui quali si vollero conservati i gradi longitudinali“ (S. 49/50). Wer aber der Autor dieser Projektion ist, ist nicht ersichtlich, da diese Ausgabe des Ptolemäus aus dem Jahre 1472 jedenfalls nicht eine getreue Wiedergabe der Ptolemäischen Geographie ist und dieselbe keinesfalls als Ptolemäische Projektion zu bezeichnen ist.

Eine Gruppe von Projektionen für sich sind die polykonischen, bei denen jeder Kugelstreifen auf einen in diesem Streifen berührenden Bogen projiziert wird. Man unterscheidet hierbei nach den drei Haupttypen der Projektionen:

a) eine konforme polykonische Projektion, von Lagrange angegeben (Lehrb. S. 141 u. 256);

b) eine äquivalente polykonische Projektion, von Mercator angegeben (die oben behandelte, fälschlich nach Bonne genannte Projektion; Lehrb. S. 145 u. 188) und ein spezieller Fall derselben, die ältere Stab-Wernersche äquivalente Projektion (Lehrb. S. 173);

c) eine äquidistante polykonische Projektion, wobei aber die Äquidistanz sich nicht auf die Parallelkreise in ihrer ganzen Länge, sondern nur auf ihre Abstände im ersten Meridian beziehen kann. Diese Eigenschaft bestimmt die Karte, wenn die Konstante des

Öffnungswinkels für jeden einzelnen berührenden Kegel der Bedingung der Kegelprojektion genügen soll; man erhält dann die amerikanische polykonische Projektion (Lehrb. S. 138); bei einer Abart derselben ist diese Bedingung nicht mehr erfüllt, es ist also strenge genommen nicht mehr eine polykonische Projektion; bei derselben ist aber die Bedingung erfüllt, daß sich Meridiane und Parallelkreise rechtwinkelig schneiden (ohne daß es dabei eine konforme Projektion ist); diese sog. rektanguläre, polykonische Projektion ist die vom topographischen Departement des englischen Kriegsministeriums verwendete (Lehrb. S. 139);

d) polykonische Projektionen, bei denen die Meridiane bestimmte Kurven sind: Fourniersche Projektion, Globularprojektion usw. (Lehrb. S. 147).

Zu diesen Darstellungen kommen nun noch eine Reihe anderer, sog. konventioneller Formen, die weder Kegelprojektionen noch Zylinderprojektionen noch polykonische Projektionen sein können, da sie sonst in die früheren Gruppen einzureihen wären. Man kann sie aber wieder nach ihren Haupteigenschaften in äquidistante, äquivalente und konforme unterscheiden. Zu den ersteren gehören:

a) Die Mercatorsche äquidistante (uneigentliche) Kegelprojektion, die noch wegen ihrer geradlinigen Meridiane den eigentlichen Kegelprojektionen angereicht wird (s. oben).

b) Die zweite sog. homeotere Projektion des Ptolemäus (Lehrbuch S. 187).

Zu den äquivalenten Projektionen gehören die folgenden, sämtlich mit geradlinigen Parallelkreisen:

c) Die Mercatorsche äquivalente sinussoidale Projektion (Meridiane sind Sinuskurven; fälschlich Sansonsche oder Sanson-Flamsteedsche Projektion genannt; Lehrb. S. 159).

d) Die Mollweidesche äquivalente Ellipsenprojektion (Meridiane Ellipsen; Lehrb. S. 164).

e) Foucauts äquivalente Projektion (die Abstände der Parallelen vom Äquator gleich denjenigen bei der stereographischen Projektion, daher uneigentlich als stereographische äquivalente Projektion bezeichnet; Lehrb. S. 167).

f) Colignans äquivalente geradlinige Projektion (Meridiane ebenfalls geradlinig und von einem Punkte ausgehend; Lehrb. S. 169).

Endlich eine nicht zu den früheren gehörige konforme Projektion:

g) Peirce' konforme doppelt-periodische, sog. Quincuncialprojektion (Lehrb. S. 267).

Nicht äquidistante, nicht äquivalente und nicht konforme konventionelle Darstellungen sind schließlich die Gradkartenblätter und die eine möglichst günstige Repräsentation: möglichst geringe Längen- und Winkeländerungen gebende, kompensative (ausgleichende) Tissotsche Projektion (Lehrb. S. 224).

Ich habe hiermit eine Einteilung der Projektionsmethoden gegeben, welche von derjenigen in meinem Lehrbuche in einigen wenigen Punkten abweicht, wie sich mir dieselbe im Laufe der Jahre für notwendig ergab. Daß ich dabei dennoch der Hauptsache nach die frühere Einteilung in: 1. Perspektivische Abbildungen, 2. Kegelprojektionen, 3. Äquivalente und 4. Konforme Darstellungen beibehielt, ist in der Tendenz meines Buches begründet. Für mich ist dabei in erster Linie maßgebend, daß Kartendarstellungen wohl in elementarer Weise durch bloße Anführung der Resultate allgemein zugänglich gemacht werden können, daß aber die Untersuchung der speziellen Verhältnisse einer Karte, die Ableitung der Resultate, nur auf Grundlage der Analysis durchgeführt werden kann, wobei die allgemeine Theorie der äquivalenten und konformen Abbildungen, wenngleich dabei manches frühere wiederholt werden muß, schon aus dem Grunde nicht weglassen darf, weil sie die Zusammengehörigkeit der äußerlich verschiedenen Typen erkennen läßt und die gegenseitigen Beziehungen, die größere oder geringere Wichtigkeit der Gruppen erst im richtigen Lichte zu betrachten gestattet.

Aber auch vom praktischen Standpunkte ist diese Einteilung vorzuziehen; denn ich habe mich nicht überzeugen können, daß durch eine andere Einteilung eine bessere Systematik oder mehr Übersicht über die verschiedenen Darstellungsweisen gewonnen wird und, wie aus dem Obigen zu sehen, bleiben für die zwei späteren Kapitel noch eine Reihe von Projektionen, die sich in die beiden ersten Gruppen nicht einreihen lassen. Eine vollständige Trennung in ganz getrennte Gruppen ist aber der Natur der Sache nach unthunlich; die Projektionen bilden eben keine getrennten, sondern ineinander übergehende, durch gewisse Glieder mit gemeinsamen Eigenschaften verbundene Gruppen.

Wien.

Dr. Norbert Herz.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

A. Meillet, Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes. Paris, Hachette et Cie. 1903. XXIV u. 434 Ss.

Der sehr rührige Verf. der vorliegenden Einleitung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen¹⁾ hat sich durch dieses Werk entschiedene Verdienste um die Förderung der Studien auf diesem Gebiete erworben, da meines Wissens die Franzosen bislang kein ähnliches Werk besaßen, welches, aufgebaut auf dem Untergrunde wahrhaft wissenschaftlicher Auffassung, mit vollkommener Beherrschung insbesondere der deutschen gelehrten Arbeit auf diesem weit ausgreifenden Gebiete, zur Einführung in unser Studium geeignet gewesen wäre. Daß der Verf. in richtiger Einsicht sich auf einen vollkommen elementaren Standpunkt gestellt hat, zeigen folgende dem Buche beigegebene Begleitworte, die ich ausdrücklich anführen will: „*Ce livre a un objet très limité: celui d'indiquer brièvement les concordances qu'on observe entre les diverses langues indo-européennes et les conclusions qu'on en peut tirer. Il n'est pas destiné aux personnes qui savent la grammaire comparée des langues indo-européennes: elles n'y trouveraient ni une idée nouvelle ni un fait nouveau. Il présente seulement un aperçu de la structure de l'indo-européen, telle que la grammaire comparée l'a révélée. La connaissance du sanscrit n'est pas nécessaire pour lire le présent ouvrage, et bien qu'on ait dû naturellement citer de faits empruntés aux diverses langues de la famille, on s'est efforcé de rendre l'exposé intelligible à tout lecteur qui a étudié le grec.*“

In zweckentsprechender Weise werden im ersten Kapitel Auseinandersetzungen über die Verwandtschaft der Sprachen überhaupt, über die Kontinuität der Sprachentwicklung, über die Veränderungen der Sprache in den aufeinanderfolgenden Generationen,

¹⁾ Vgl. meine Bemerkungen S. 114 f. des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift.

der Sprachmischung und Sprachwechsel eines Volkes gegeben, während das zweite Kapitel sich speziell mit den indogermanischen Sprachen beschäftigt. Mit Recht wird S. 51 hervorgehoben, daß nicht angehe, von einer indogermanischen Rasse zu sprechen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Phonetik, nämlich mit den einzelnen 'phonèmes' („occlusives et sifflantes“, „voyelles proprement dites“, „sonantes“), der Silbe, dem Wort als solchem und seiner Stellung im Satze, der Betonung. Im vierten Kapitel wird die 'morphologie' behandelt. Hierbei wird in den ersten vier Abschnitten über die Begriffe Wurzel und Suffix und ihr gegenseitiges Verhältnis, über Vokalablaut¹⁾, Schwund des zweiten Teiles von Lang- und Kurzdiphthongen, Wechsel von Konsonant + Sonant im Anlaut mit dem einfachen Konsonanten (z. B. ai. *syūdh*, lit. *sūtas*, ai. *sutram*, lat. *situs*), Wechsel der Konsonantengruppen *p-t-sk-sm-sw* mit *p-t-k-m-w* gehandelt.

Es folgt dann eine Auseinandersetzung über die Form der *éléments morphologiques* der Wurzeln, über den Begriff Wurzel-terminativ, Reduplikation. Daran reiht sich die Darstellung der Verbalflexion, ferner die Nominal- und Pronominal-Deklination. Diesem Teile schließt sich ein kurzes Kapitel über die *'mots invariables'* an. Darauf werden in dem 5. Kapitel *'La phrase'* sozusagen *in nuce* die Anfangsgründe der vergleichenden Syntax geboten und im 6. Kapitel endlich *'Sur le vocabulaire'* erhält der Benützer des Buches eine ausgewählte Sammlung gemein-indogermanischer Wörter aus verschiedenen Gebieten. Eine Sammlung bibliographischen Inhalts mit gelegentlichen kurzen kritischen Bemerkungen (S. 415—428) bildet den Abschluß des Buches.

Wenn Ref. den Eindruck, den er bei der Durchsicht dieser Einleitung in die indogermanische Sprachwissenschaft empfangen hat, hier kurz wiedergeben soll, so muß er unumwunden aussprechen, daß sie als eine recht erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft bezeichnet werden muß und, wenn man auch naturgemäß über manche Punkte streiten kann oder anderer Ansicht ist, im ganzen sicher sehr geeignet ist, den angestrebten Zweck zu erreichen und den Benützer erfolgreich in die Kenntnis der bereits errungenen Erfolge und der bestehenden Aufgabe der indogermanischen Sprachwissenschaft einzuführen. Ich kann bei diesem Anlasse nicht unterlassen, dem lebhaften Wunsche Ausdruck zu geben, daß W. Streitbergs schon lange angekündigtes Buch „Die indogermanische Sprachwissenschaft“, das ja einen ähnlichen Zweck verfolgt wie Meillet's Introduction, nicht mehr lange auf sich warten lassen möge.

¹⁾ Diesen und die folgenden sprachlichen Vorgänge faßt M. unter dem Schlagworte *'alternances'*, und zwar „*vocaliques*“, „*sonantiques*“, „*consonantiques*“ zusammen.

Hippocratis opera quae feruntur omnia. Volumen II ex codicibus Italicis edidit Hugo Kuehlewein. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1902. (Bibliotheca Teubneriana.) 8°, XVI u. 279 SS. Preis 5 Mk.

Der zweite Band der langsam vorrückenden Hippokrates-Ausgabe von Ilberg und Kuehlewein enthält die fünf chirurgischen Schriften des hippokratischen Corpus in neuer Rezension, dessen hauptsächlichste Grundlage der hier zum ersten Male gründlich ausbeutete alte Laurentianus 74, 7 (*B*, saec. IX—X) bildet. Leider fehlt in ihm das letzte Viertel der Schrift *Περὶ τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τραυμάτων* und das *Μοχλικόν* gänzlich; doch war die letztere Schrift wahrscheinlich in einer seiner Vorlagen erhalten, da ihre Anfangsworte in *B* nach der Schrift *Κατ' ἰητρείου* stehen (vgl. S. 45). Es ist daher zu erwägen, ob nicht das *Μοχλικόν* richtiger nach *Κατ' ἰητρείου* zu stellen wäre, anstatt in der hergebrachten Reihenfolge ans Ende der chirurgischen Schriften; die beiden Traktate gehören auch ihrem Charakter nach enge zusammen. Für die Kritik des *Μοχλικόν* (das auch im Vaticanus 276 *V* fehlt) tritt der Marcianus 269 (*M*, saec. XI) in den Vordergrund; für die Lücke in der Schrift über die Kopfwunden, welche in *B* durch Blätterausfall verursacht ist, verwendet der Herausgeber als Ersatz zwei jüngere Pariser Handschriften, *M* und *N*. Daß die erstere mit derselben Sigle wie der alte Marcianus bezeichnet wird, ist vielleicht geeignet Verwirrung hervorzurufen, umso mehr als die betreffende Pariser Handschrift im Index Notarum (S. XIV) durch ein Versehen nicht aufgeführt worden ist. Für die wichtige Schrift *Περὶ ἀρθρῶν ἐμβολῆς* stehen außer *B M V* (von denen der letztgenannte in den Lesarten meist mit *M* stimmt, während er sich in den Titeln u. dgl. manchmal überraschend an *B* anschließt) noch die Lemmata und Zitate in dem von H. Schöne musterhaft herausgegebenen Kommentar des Apollonios von Kition sowie aus dem Kommentar des Galenos, die beide auch im Laurentianus *B* erhalten sind. Dieser Zuwachs an textkritischem Material erweist sich zwar oft als ein 'utile artis criticae instrumentum', wie der Herausgeber S. X bemerkt, vermehren aber ebenso oft die Schwierigkeiten der Textgestaltung. Wie sehr mitunter die Zitate einer und derselben Hippokratesstelle bei Apollonios untereinander abweichen, zeigt der Herausgeber S. IX an zwei Beispielen. Er führt diese Abweichungen auf Zitate aus dem Gedächtnisse zurück; denn Apollonios könne doch nicht zwei Hippokrateshandschriften benutzt haben. Ganz ausgeschlossen wäre das letztere doch nicht, so gut wie ein Theologe zwei Bibeltexte nebeneinander benützen konnte, deren Überlieferung mit der der hippokratischen Schriften manches gemein hat. Aber es liegt jedenfalls noch näher anzunehmen, daß Apollonios neben seinem Texte eine oder mehrere Auslegungen einsah; auf diese Art ist ja auch in die Aristotelesüberlieferung manches Unheil hineingekommen. Auch das kann dem Herausgeber nicht zugestanden werden, daß

e Überlieferung durch einen 'medicus' von vorneherein ein uninstigeres Vorurteil erwecken muß als durch einen 'philologus' (X); im Gegenteile glaube ich, daß der Medicus sich angster gehütet haben mag, an den Wortlaut der Lehren seines großen Meisters zu tasten, als der Philologus. Daß unter solchen Umständen an der Erzielung eines objektiv richtigen Textes zu zweifeln ist, darf nicht wundernehmen. Man wird zufrieden sein müssen, eine Ausgabe zu benützen, deren Text nach einem vorläufigen Prinzip hergestellt ist und deren Apparat verlässliche Auskunft über die Überlieferung bietet. Diesen Anforderungen wird die vorliegende Ausgabe in jeder Hinsicht gerecht; sie läßt von den Varianten der maßgebenden Handschriften nichts vermissen. Hier kann man sich über ein Zuviel beklagen. Sind *μηδὲ μὲν, ἀραπολύ, ἐν ὑπέροβατος* überhaupt Varianten? Hätten sich die schillosen *ξυμφ. ΜV, φορέειν* codd., *οὕτως ΜV, ἔστιν Β* (wo *ἔτιω* oder *ἔστι* im Text steht) u. dgl. nicht bequemer in übersichtlicher Zusammenstellung in einem Anhang geben lassen? Im Apparat sucht sie niemand (es müßte denn einer wirklich in solchem *ῥθειρσι πολεμῆν* das Endziel der Hippokrateskritik sehen) und sie stören dort nur die Übersicht über die wichtigeren Abweichungen der Überlieferung, selbst für einen Philologen. Lieber sähe man dafür ausgiebigere Verweise auf die früheren Texte, was durch eine oder zwei Vulgatasiglen leicht hätte geschehen können; daß die Schrift *Περὶ ἀρθρων ἐμβολῆς* früher allgemein *Περὶ ἀρθρων* hieß, wäre schon des Anmerkens wert gewesen. Endlich hätten in einem auch für Nichtphilologen so wichtigen Texte wie diesem besonders schwierige Stellen (z. B. 6, 13 u. 14!) mit einer kurzen Erklärung versehen werden sollen. Eigentlich sollten derartige Autoren grundsätzlich nur griechisch und deutsch (wie es bei den Mathematikern längst geschieht und bei den Philosophen neuerdings sich einbürgert) oder doch griechisch und lateinisch herausgegeben werden.

Alfred Gudeman, The Sources of Plutarch's Life of Cicero. (Publications of the University of Pennsylvania; Series in Philology and Literature. Vol. VIII, N. 2). Philadelphia 1902. 8°, 117 SS.

Daß Plutarch in seiner Lebensbeschreibung Ciceros das Material nicht aus den Originalquellen oder auch nur aus mehreren Gewährsmännern zusammengetragen habe, wie man früher annahm, sondern nur einem einzigen Berichte folgte, hatten F. Leo und E. Schwartz in Übereinstimmung bereits ausgesprochen. Der Verf., welcher unabhängig zu demselben Resultate gekommen ist, liefert zunächst in der vorliegenden Abhandlung (S. 1—47) den ausführlichen Beweis dafür, im ganzen überzeugend, wenn auch gegen manche Einzelheit sich Bedenken aufdrängen (z. B. das S. 13 über die gedungenen Meuchelmörder Gesagte). Im zweiten Teile sucht

er als diese einzige Quelle Suetons Lebensbeschreibung des Redners wahrscheinlich zu machen (S. 48—63), nachdem er schon früher die Annahme, daß Tiros Biographie Plutarch als Vorlage gedient haben könnte, als unwahrscheinlich zurückgewiesen hatte. Den Rest des Buches füllt ein Abdruck der Plutarchbiographie und anderer hieher gehöriger Stücke mit quellenkritischen Nachweisen, sehr nützlich und zweckmäßig, wie auch die literarischen Zusammenstellungen am Anfange des Buches. Was das Hauptresultat des Buches betrifft, so kann ich mich zu unbedingter Zustimmung nicht entschließen, wengleich der Verf. manche interessante Übereinstimmung unleugbar richtig nachgewiesen hat; namentlich erscheint mir die griechische Schriftstellerei über Cicero von Didymus bis Dio als ein Moment, dessen „Störungen“ der Verf. in seiner Rechnung vielleicht nicht genügend berücksichtigt hat. In jedem Falle verdient aber die Abhandlung als ein schätzbarer Beitrag zur Lösung einer wichtigen Frage volle Anerkennung.

G r a z.

Heinrich Schenk.

Tucidide. L'epitafio di Pericle. Con note italiane del Prof. U. Nottola. Milano, Albrighi 1902.

Die großartigste der uns erhaltenen Leichenreden und eine der hervorragendsten oratorischen Leistungen überhaupt ist die des Perikles bei Thukydides (II 35—46), die, über den konkreten Anlaß hinausgehend, aus einem Epitaphios zu Ehren der Gefallenen zu einem „Epitaphios der athenischen Demokratie“ wird. Höhepunkt der Gedanken findet sich hier aufs schönste verbunden mit Erhabenheit des Ausdrucks. Und noch größer erscheint Thukydides' Kunst, wenn wir, worauf Wilamowitz hinweist (Griech. Lesebuch I. S. 136), bedenken, daß er, aus langer Verbannung in die zerstörte Heimat zurückgekehrt, längst gelernt, daß ihm die Aufgabe geworden, den Sturz des Vaterlandes zu beschreiben, dessen Sieg er als Jüngling mit dem Schwerte zu erstreiten und mit der Feder zu verherrlichen gehofft. — Die Lektüre dieser Leichenrede dem Schüler zu erleichtern, ist der Zweck des mir vorliegenden Bändchens; Gymnasien mit italienischer Unterrichtssprache werden sich desselben für die Privatlektüre einzelner begabterer Schüler mit Nutzen bedienen können.

Dem Texte sind einige einführende Bemerkungen vorangestellt (S. 1—8), die zunächst die Frage nach dem Verhältnis des Thukydideischen Epitaphios zu dem wirklich gehaltenen des Perikles berühren und dann über die Leichenreden im allgemeinen sowie über die vorliegende im besonderen handeln. Die großartige patriotische Wirkung dieser Rede ist charakterisiert durch die Worte eines jungen Italieners, der selbst den Heldentod gestorben:

„Per chi la patria è la vita, la legge; egli mai potrebbe esprimer meglio il suo sentimento. Sarebbe utile il mandare a memoria le massime e le sentenze di questa orazione, e specialmente la fine indirizzata ai padri, alle spose ed ai fratelli dei morti. Non credo che potrebbe aversi un manuale o un ricordo più bello di morale civile“ (p. 8). Wünschenswert wäre es vielleicht gewesen, die im wesentlichen gleiche Disposition der Epitaphien anzugeben; dadurch würde dem Schüler die Übersicht über die Rede wesentlich erleichtert; die Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel in den Anmerkungen leisten doch nicht denselben Dienst. — Die Texteskonstitution ist sorgfältig, der Kommentar den Bedürfnissen der Schüler angepaßt. Dem Texte sollte als Einführung c. 34 beigegeben sein, in dem Thukydides den Hergang bei solchen Anlässen bespricht.

Znaim.

Dr. A. Lutz.

Isokrates' Panegyrikos. Herausgegeben u. erklärt von Josef Mesk. 2 Hefte. Wien, K. Graeser 1908. Preis 1 K 60 h.

Lysias' Reden gegen Eratosthenes und über den Ölbaum. Herausg. u. erklärt von Ernst Sewera. 2 Hefte. Wien, K. Graeser 1908. Preis 1 K 40 h.

Die löbliche Tendenz der von K. Graeser herausgegebenen Sammlung „Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben“ geht dahin, den Schülern der Gymnasien die Gelegenheit zu eröffnen, ihre Kenntnis der griechischen und römischen Literatur über den engen Kreis der Schulantoren hinaus zu erweitern.

Die beiden vorliegenden Ausgaben enthalten tatsächlich Werke der griechischen Beredsamkeit aus Gebieten, für welche es an unseren Gymnasien an Mustern fehlt; ein Beispiel einer epideiktischen Rede — denn dies ist der Panegyrikos jedenfalls, mag er sich auch in das symbolentische Gewand kleiden — und eines aus dem *γένος δικανικόν*, die Rede über den Ölbaum. Mit jener Rede wird zwar der Hauptvorzug der Kunst des Isokrates, die formale Vollendung, deren Würdigung Sache des Philologen ist, dem Schüler schwerlich ganz zum Bewußtsein kommen; aber er wird Isokrates als glühenden Verehrer der Größe Athens und als Wecker des griechischen Nationalbewußtseins gegenüber dem Feinde im Osten schätzen lernen, zumal da ihm bei Demosthenes die Hellenen unter dem Gegenbilde des Parteihaders und des Partikularismus entgegengetreten sind. Bei Lysias wird aber das Interesse sowohl für den Inhalt der beiden Reden als auch für die Kunst der Darstellung leicht zu gewinnen sein und gerade seine gerühmte Einfachheit und die Lebendigkeit seines Stils auch auf den Schüler wirken. Schade, daß nicht auch ein anderer Vor-

zug der Lysianischen Redekunst, die Ethopoiie, in einem schönen Muster, z. B. in der Rede für den Invaliden, vorgeführt worden ist!

Der Text des Panegyrikos ist mit geringen Abweichungen aus der Ausgabe von Br. Keil herübergenommen; die Lysiasausgabe hält sich an die besten Bearbeitungen der letzten Jahrzehnte und bietet überall einen gut lesbaren Text. Auf selbständige Änderungen der handschriftlichen Lesart haben die Herausgeber verzichtet.

In der Lysiasausgabe sind die Hauptteile der Reden durch entsprechende Überschriften gekennzeichnet und ist der Inhalt der einzelnen Abschnitte in Randnoten angegeben. In der Ausgabe des Panegyrikos fehlt beides. — Ref. hat öfters Gelegenheit genommen gegen die Darbietung solcher Hilfen und Bequemlichkeiten in Ausgaben für den Schulgebrauch Stellung zu nehmen; er hat immer die Ansicht vertreten, daß die Gliederung und Zusammenfassung des Inhalts eine der wichtigsten Aufgaben sei, welche die Schullektüre zu lösen habe und daß durch die Verwendung von Mitteln der bezeichneten Art Lehrer und Schüler um den schönsten geistigen Ertrag ihrer Arbeit gebracht werden. Anders stellt sich aber die Sache in Ausgaben für die häusliche Lektüre, wo für den Schüler kurze Winke über die Gliederung die Hilfe des Lehrers zu vertreten haben und in vielen Fällen unentbehrlich sind. Aus diesem Grunde bedauere ich das Fehlen derselben in der Ausgabe des Panegyrikos besonders in Anbetracht der Länge der Rede sowie des Umstandes, daß die Inhaltsangabe in der Einleitung — mit Recht — nur eine allgemeine Übersicht bietet.

Gesonderte Hefte enthalten Einleitung, Kommentar und Wörterverzeichnis. In den Einleitungen wird zunächst über Leben und Werke der Redner gehandelt, dann werden die Reden selbst eingehend gewürdigt und ihre Disposition entwickelt. Hieran schließt die Ausgabe des Panegyrikos eine Übersicht der geschichtlichen Ereignisse in den Jahren 405—380, welche zum unmittelbaren Verständnis jener Rede dient. Die Form der Darstellung in diesen Einleitungen ist im ganzen zu loben, desgleichen die Anordnung des Stoffes, vielleicht mit Ausnahme der Einführung in die Rede gegen Eratosthenes, wo es nicht ganz gelungen ist, ohne Wiederholungen ein abgerundetes Bild der athenischen Parteikämpfe zu entwerfen.

Der Kommentar enthält die zum Verständnis nötigen Erklärungen vornehmlich sachlichen Charakters und reichliche Übersetzungshilfen, während die grammatische Erläuterung mit Recht auf das allernotwendigste Maß beschränkt wurde. Im allgemeinen ist der Standpunkt des Schülers richtig gewahrt. An einer Reihe von Stellen hätte allerdings Ref. manche Änderungen oder Ergänzungen gewünscht, desgleichen in den Vokabularien.

Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Druck in der Lysiasausgabe nahezu fehlerlos. In dem Text des Panegyrikos

finden sich neben ein paar Akzent- und Interpunktionsversehen noch folgende Druckfehler: § 124 *καταρθώσαντες* und § 183 *αὐτὸ δίκαιον* statt *αὐτὸ τὸ δίκαιον*. In § 168 ist fälschlich nach *πόλεις* Komma gesetzt.

Für die Privatlektüre werden beide Ausgaben recht brauchbare Hilfsmittel abgeben.

Troppau.

Franz Slameczka.

Griechische Lyriker in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Biese. 1. Teil: Text. Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. Wien, Tempsky 1902. Preis 1 K 50 h.

Ref. hat die 1. Auflage unseres Buches in diesen Blättern (Jahrg. 1892, S. 881—885) einer eingehenden Besprechung unterzogen und freut sich zu sehen, daß sein dortiger Vorschlag, den Text noch einmal sorgfältig zu revidieren, in dieser 2. Auflage verwirklicht erscheint. Doch herrscht in der Durchführung der äolischen Barytonese noch immer keine Konsequenz, obwohl sie durch Zuhilfenahme der Bergkachen Ausgabe so leicht zu erreichen war. Die neuesten Funde sind berücksichtigt: Archiloch. 6 (Straßburger Fragment), Bakchyl. 5 (= V Bl.²) und 7 (= XVI). Bei Alkman vermißt Ref. fr. 23, das in den letzten Jahren wiederholt eingehende Behandlung erfahren hat und dadurch unserem Verständnisse nähergebracht wurde, bei Sappho das schon im Jahre 1898 gefundene Bruchstück von Oxyrhynchos 'auf den Bruder' (s. Wiener Studien XXI [1899], 1. Heft), das für die Beurteilung der Dichterin so wertvoll ist. Aufgefallen ist es mir, daß Bakchylides vor Pindar zu stehen kommt. Er steht doch nicht deshalb gleich hinter Simonides, weil er dessen Neffe war? — Zum Schlusse einige textkritische Bemerkungen, die nicht für überflüssig halten wird, wer wünscht, daß unsere Schülerschaft die möglichst besten Texte in die Hand bekommt. Archil. 6, 10 war Blaß' Konjektur *κῶμα δ' ἐξέμελοι* aufzunehmen, Bakchyl. 1, 11 desselben Gelehrten Konj. *ἀψός*. In den neuen Stücken aus Bakchylides: 7, 7 ist Housmans *πελεμαλγιδος* (vgl. Pind. Nem. 8, 29) unzweifelhaft richtig, 42 war *ἀμβρότοι* zu schreiben, 67 *ἀμεμπτον* (Blaß statt *ἀμετρον* Kenyon; Pap. *αμεμπτον*), 105 *ὥτε* mit dem Papyrus (st. *ὡστε* Kenyon, vgl. Pind. Ol. 10, 86, Pyth. 10, 54 u. 8.); endlich fehlt 5, 67 die Interpunktion nach *πλέονας*.

Euripides' Medea. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Altenburg. Mit 4 Abbildungen. Wien, Tempsky 1902. Preis 1 K 20 h.

Euripides' Hippolyt. Für den Schulgebrauch herausg. von O. Altenburg. Mit 4 Abbildungen. Wien, Tempsky 1903. Preis 1 K 20 h.

Der Verf., Gymnasialdirektor in Glogau, der seit vielen Jahren sich für die Aufnahme der Medea und des Hippolytos in den Kanon

der Lektüre in Prima eingesetzt hat, ist der Aufforderung, diese Dramen für Schulzwecke adaptiert — Einleitung, Sperrdruck pathetischer Stellen, Zeileneinrückung und Absätze innerhalb langer Beden — herauszugeben, umso freudiger gefolgt, als auf seine Vorschläge in den Lehrplänen von 1901 (S. 33) eingegangen wurde. Die sorgfältige Arbeit wird auch den österreichischen Gymnasiallehrern, die nach so eingerichteten Texten zu Zwecken der Privatlektüre fahnden, sehr willkommen sein. Denn daß Euripides, der „Vorläufer Shakespeares“, von unseren Gymnasiasten nicht ignoriert werden darf, steht außer Frage.

Der Text ist auf Grund eingehender textkritischer Studien sorgfältig revidiert und darf im großen und ganzen als verlässlich bezeichnet werden; nur die ziemlich große Zahl der aufgenommenen Konjekturen (meist von Barthold und Wecklein) erregt einiges Bedenken. Recht auffällig ist aber die Menge der Verse (Medea 60, Hipp. 70), die der Verf. unter den Text verbannt, um das Prinzip der zahlenmäßigen Gliederung der Rede in die Tat umzusetzen. Ich möchte zweifeln, ob die Gymnasiasten das richtige ästhetische Empfinden des jeweils gewaltsam erreichten Tatbestandes besitzen, und daher dem Verf. auch in diesem Punkte Mäßigkeit empfehlen. — Dankenswert sind die literar-historischen Abschnitte sowie die beigegebenen Illustrationen, zu deren Verständnisse kurze Beschreibungen beitragen. Leider sind die Reproduktionen da und dort mangelhaft ausgeführt. Eine sehr handliche Einrichtung ist es, daß die „Übersicht der Metra“ der Medea auf nur rechtsseitig bedruckten Blättern am rechten Rande des Deckels so angehängt ist, daß das Buch zum Triptychon wird. Warum ist dies beim Hippolyt nicht beibehalten? — Der Druck wurde sorgfältig überwacht (Med. 12 schr. *ἔφν* st. *ἔφν*, Hipp. 737 *ἄλμας* st. *ἄλλας*): es sollte aber nicht vorkommen, daß die Namen berühmter Philologen falsch geschrieben sind (Hipp. S. V Willamowitz, S. VII Kirchhof).

Wien.

Hugo Jurenka.

Aemilius Chatelain, *Uncialis scriptura codicum Latinorum novis exemplis illustrata*. Zwei Teile (60 und 40 Tafeln). *Explnatio tabularum* (S. I—VIII, 1—104 und [Semiuncialis scriptura] 105—182). Paris, Welter 1901 und 1902.

Das Leopold Delisle mit einer Widmung im phalacischen Versmaß zugeseignete Werk bietet auf 100 Tafeln 81 Proben unzialer und 58 halibunzialer Schrift aus (nicht ganz 100) Hss. von Autun (24 s. V/VI, 107 s. VII, 4 s. VIII), Berlin (Phill. 1761 s. VII, 1745 s. VIII), Bern (380 s. VI, F 219 s. VIII), Boulogne (32 s. VII), Cambrai (470 s. VIII), Chartres (40, 52 s. VIII), Einsiedeln (157 s. VIII), Gent (246 s. VII),

Leiden (Voss. Q. 110 a s. VI, O 88 a s. VII), Mailand (D 519 inf. s. V; C 89 inf., C 105 inf., D 26 sup., O 210 sup. — s. VI; E 147 sup., F 84 sup., S 45 sup. — s. VII), Orléans (16 u. 169 s. V—VIII), Oxford (Laud. misc. 126 s. VIII), Paris (152, 2630, 8907, 10592, 17225 — s. V; 2235, 6400 G, 9533, 10598, 11326, 13367, N. a. 1594 — s. VI; N. a. 1629 s. VI—VIII; 1732, 2206, 2706, 6413, 11641, 12205, 12214 — s. VII; 1625, 2110, 9561, 10399, 12190, 12243, 13047, 14086, N. a. 446, 1586, 1597 — s. VIII), Petersburg (Q. V. I, 3 s. V), Rom (Ottob. 319, Begin. 267, Vat. 3375, Vict. Em. [Sessor.] 2099 — s. VII; Pal. 276, Begin. 257, 317, Vat. 3321, Vict. Em. 1372, 2106, 2107, 2109 s. VIII), Sanct Gallen (193, 722 — s. V; 912 s. V/VI; 1894 s. V—VII; 188, 226, 908 — s. VII; 1395 s. V—VIII), Sanct Paul (XXV D 65 — s. V, XXV C 48 s. VII), Troyes (504 s. VII), Turin (G V 26 s. VI), Valenciennes (455 s. VIII), Verona (4, XIII 11, XIV 12, XXVIII 26, LI 49 — s. V; XXII 20, XXXVII 35 — s. VI; 3, XVII 15, LIII 51, LIX 57 — s. VII; X 8 s. VIII), Wien (181 s. VIII), Wolfenbüttel (Aug. fol. 36, 23 s. VII), Würzburg (Mp. th. q. 3 s. V).

Wären im *Index bibliothecarum* (S. 181 f.) auch die Heimstätten berücksichtigt, so würden neben S. Gallen Bobbio¹⁾, Corbie und Fleury²⁾ hervortreten. Daß auf einem der von Chazal zu den *Miszellancodices* 16 und 169 von Orléans vereinigten Fragmente die Randbemerkung: *Helias monachus* erscheint (den wir als Konventualen von Micy kennen), läßt, wie Ch. S. 63 bemerkt, zweifeln, ob nicht einige dieser Fragmente statt aus Fleury vielmehr aus Micy stammen, also in die von Traube (*Codices photographice depicti. Suppl. I, S. XIII*) gegebene Liste der *Miciacenses* aufzunehmen seien.

Ebenso wenig verzeichnet der erwähnte Index die gelegentlich (mit Datierung und Verweisung auf Facsimilia) meist wegen ihrer Zusammengehörigkeit erwähnten Hss.; beispielsweise gehören die aus dem Fonds Ashburnham-Libri von der Pariser Bibl. erworbenen Stücke zu Hss. von Autun, Lyon, Orléans und Tours. Mit *Sangallenses* sind nicht nur Fragmente der Stadtbibl. von St. Gallen (*Vadiani*), sondern auch solche von Chur und Zürich (vgl. *Journal des Savants* 1902, 271 und Traube a. a. O. S. IX) zu verbinden.

Über den Inhalt der Hss. orientiert der *Index auctorum* (179 f.), der zeigt, daß wir es meist mit patristischen Hss. zu tun haben. Das Werk verwertet eben Hss., die in Chatelains

¹⁾ Die Zurückführung des (bei Seebass, Zentralbl. f. Bibl. XIII 57 ff. nicht angeführten) Ambros. C 89 inf. auf B. wird in den *Addendis* als irrig zurückgenommen. — Bei der Wolfenbüttler Hs. der *Agrimensores* wird die Provenienz aus B. als zweifelhaft bezeichnet.

²⁾ Im Regin. 267 hat Ch. Spuren der radierten Eintragung von F. gefunden.

Paléographie des classiques latins nicht aufgenommen werden konnten. Das *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum Vindobonense* ist gebührend berücksichtigt; zweimal wird hervorgehoben, daß den Mitarbeitern Hss. entgangen sind: im IX. Bande fehlen die *Eugippius*-Exzerpte des Par. 2110 (den *Melets* Katalog ins X. Jahrh. hinabrückt), im XXII. das *Hilarius*-Fragment des Par. 152, das Ergänzungen zum Palimpsest von St. Gallen bietet¹⁾. Als Hss., die für die schon in Vorbereitung befindlichen Bände des *Corpus* in Betracht kommen, seien genannt: *Ambrosius, de fide* (die Hs. von St. Paul ist übrigens nicht, wie Ch. angibt, unbekannt; vgl. F. X. Kraus, Z. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. IV [1889] und Bursians Jahresber. 98, S. 253), *de officiis* (Vat. 1732); *Augustinus, de consens. evang.* (Par. 1219), *correct. et grat.* (Par. 12205), *doctr. Christ.* (Petropol.), *epist.* (Laud. 126, Orléans 169; Taur. [coll. cum Pascentio]), *contra duas epist. Pelag.* (Orléans 169), *in psalm.* (Autun. 107, Orléans 169, Par. 9533, N. a. 1629, Ottob. 319, Veron. X 8, *sermones* (Par. N. a. 1594; Pseudo-Aug. Sangall. 193), *de trin.* (Laud. 126); *Fulgentius Ruspensis* (Reg. 267); *Gregorius, in evang.* (Vict. Em. 1372); *Hieronymus, viri ill.* (Veron. XXII 20), *epist.* (Veron. XVII 15, Gent 246 [im Katalog von Saint-Genois nicht identifiziertes Fragment]; Pseudo-Hier. Orléans 169), *adv. Iovin.* (Vict. Em. 2109), *in psalm.* (Par. 2235), *in Isaiam* (Ambr. 8 45 sup., Orléans 169), *excerpta* (Par. 14086, N. a. 446); *Hilarius, de trin.* (Veron. XIV 12, Par. 2680, 8907); *Maximus Taurinensis* (Sangall. 188, Veron. LI 49); *Prosper epigr.* (Par. 11326); *Prudentius* (Ambr. D 26 sup.); *Rufinus* (Taur.); *Vigilius Thapsensis* (Ambr. O 210 sup.); *Vitae patrum* (LXXIII M; Ambr. F 84 sup.). Endlich sei noch auf vorhieronymianische Bibelübersetzungen hingewiesen, von denen wenigstens die Fassung des Sangall. 912 unbekannt zu sein scheint.

In den Erläuterungen folgt auf die Bezeichnung der Hs. und der reproduzierten Stelle die Umschrift, die den ursprünglichen Text gibt, während Korrekturen in Anmerkungen verwiesen sind. Bei Tafel 41, 1 steht aber Z. 6 *adligem* und Z. 7 *adligavit* statt des ursprünglichen *adlegem* (*adlegavit*); ebenso *senex*, während *x* durchaus aus *s* korrigiert ist (nur Z. 15 steht *is* von *senis* in *Rasur*, ohne daß ich die ursprüngliche Schreibung angeben könnte). Ferner folgt in Z. 13 auf *babose* eine *Rasur* von etwa 7 Buchstaben (an deren Ende von zweiter Hand *et* übergeschrieben ist), dann erst *fatuae* (von zweiter Hand aus *fatuo* korrigiert). Z. 19

¹⁾ Außer den orthographischen Varianten *Foenice* (689, 9), *exstat* (11), *profetam* (16), *interpretationem* (18) und der Korrektur *sane* aus *sunt* (4) sind folgende Abweichungen von Zingerles Text (689, 3–18) anzuführen: 5 *videatur sed haec relinquamus et quod est potius tractemus. Sion est*, 7 *quae om.*, 9 *frequentata*, 12 *decederent*, 13 *conuenerint et illic de concupiscentiae suae desideris disposerint*.

ist das *a* von *quia*, das Chatelain als Auflösung einer Abkürzung gibt, von zweiter Hand übergeschrieben, die zuerst in der Zeile (die mit *qui* endete) *s* hinzugefügt zu haben scheint, Z. 20 ist nicht angegeben, daß *scriptur* zu *scriptor*, Z. 21 daß das *a* von *obedienciam* wohl aus *e* korrigiert ist. Bei Tafel 46, Z. 18 ist das ursprüngliche *DNM* (statt *DM*) nicht angegeben, ebenso wenig 67, 1 *philosephus*, 9 *atriano*; auch 67, 12 ist der Schluß von *cognomento* durch Korrektur entstanden¹⁾.

Auf die Umschrift folgen Bemerkungen über Provenienz und Alter der Hs. mit entsprechenden Literaturangaben. Die abweichenden Altersbestimmungen anderer sind nicht regelmäßig angegeben, so daß man nur schwer einen Überblick gewinnt, ob Chatelain mehr Hss. ein höheres oder ein geringeres Alter zuschreibt. Besonders zu rühmen ist es aber, daß Ch. sowohl in den einleitenden Bemerkungen zu den Jahrhunderten als auch bei den einzelnen Hss. die Gründe seiner Datierung darlegt. Für die Halbunziale begnüge ich mich damit, zwei Charakteristiken hieher zu setzen (S. 120 s. VI): *Iam duplici forma N n, G g scribuntur; . . . e figuram uncialem tum retinet tum relinquit; l, i iuxta positae non ligatae; m medio crure adhuc puro nisi in altera saeculi parte utitur . . . t rotundo tractu incipere potest . . .* (S. 139 s. VII) *hastae in b, d, h, l, caudae in p, q appendicibus ornari incipiunt; litterae m crus medium vel etiam primum non in rectam desinit lineam; u non rotundo tractu sed lineola eum praecedente saepe oritur. at non ea omnia in uno libro semper occurrunt.*

Die Entwicklung der Unziale möchte ich dahin charakterisieren, daß an die Stelle der Beschränkung auf die notwendigen Striche und den geringsten Umfang der Buchstaben (der eine gewisse Gleichmäßigkeit mit sich bringt) allmählich die Verzierung und die Vergrößerung einzelner Buchstaben tritt. Das zeigt sich namentlich an *F L P T*, die im V. Jahrh. ganz schmal sind; auch *A H M N R* werden zur Charakterisierung der einzelnen Jahrh. herangezogen. Kompendien und Ligaturen sowie die Verwilderung der Orthographie werden gleichfalls berücksichtigt. Die Heimat der Hss. wird selten berührt; von insularer Schrift ist beim Paris. 9561 (umtupfelte Initialen), bei Autun 4 und Cambrai 470 die Rede. Auf eine Äußerlichkeit scheint Ch. zu großes Gewicht zu legen; es werden nämlich mehrere Hss. nur deshalb ins VII. oder VIII. Jahrh. hinabgerückt, weil sie die Quaternionenbezeichnung nicht in der rechten Ecke, sondern in der Mitte haben

¹⁾ In der Umschrift der T. XXII steht Z. 20 *praessusarum* statt *praessurarum*, S. 65, Anm. 2 *capere eum* statt *capere eum*, 105 gehört das Zitat: Monaci, Arch. pal. Ital. I 93—95 nicht zu Anm. 2, sondern zu Anm. 1 (Hilarius-Codex). Im *Index auctorum* steht bei *Augustini* *epist. XIX 2* statt *XXIX*, im *Index bibl. Par.* 9651 statt 9561.

(vgl. Par. 2206 und Valenciennes 455, aber auch den Par. N. a. 1594 des VI. Jahrh.). Auch sonst kann man sich bei Betrachtung der (auch bei Palimpsesten: Autun 24, Ambros. E 147 sup., Par. 6400 G, Sangall. 193, 722, 908, 912) wohl gelungenen Reproduktionen und bei Durchnahme der Erläuterungen¹⁾ manchmal des Eindrucks nicht erwehren, daß das *ισμεν γὰρ οὐδὲν τρανές ἀλλ' ἀλώμεθα* für die latein. Unziale noch kein überwundener Standpunkt sei. Wenn es aber fortgesetzten Bemühungen gelingen sollte, zu sicheren Resultaten zu kommen, so wird das nicht zum mindesten das Verdienst Ch. sein, der die reichhaltigen Ergebnisse seiner langjährigen, ebenso scharfsinnigen als gründlichen Forschungen wieder einmal den Fachgenossen zugänglich gemacht hat.

Iglau.

Wilh. Weinberger.

Kritisches und Exegetisches zu Ciceros Sestiana. Von Albert Grumme. Gera 1908.

Daß in dieser Rede Ciceros noch manches der Verbesserung harrt, ist bekannt. Der Verf. glaubt, in den einleitenden Worten sich förmlich entschuldigen zu sollen, daß er in einer Zeit, in welcher die Tagesmeinung über das Konjekturenmachen so wenig günstig urteile, eine derartige Arbeit publiziere. Nun, ich denke, so schlimm ist es heute doch noch nicht mit der Philologie bestellt, daß sie sich geradezu scheuen müßte, eines ihrer wesentlichsten Instrumente, die Konjekturenkritik, deren sie überhaupt nicht entraten kann, zu gebrauchen. Doch müssen solche Untersuchungen freilich ihre Berechtigung in sich tragen.

Gr. stellt nun folgende Vermutungen auf: § 6 *duobus his summae antiquitatis viris*. Die beste Überlieferung hat *d. h. gravissimis antiquitatis viris*. Doch liegt hier ganz offenbar ein Schreibversehen vor, indem aus *gravissumae*, wie C. F. W. Müller, Nohl u. a. schreiben, durch Angleichung an die Endung der beiden folgenden Worte *gravissimis* wurde. Grummes Annahme, daß *gravissimis* als Glosse zu *summae antiquitatis* sich in den Text geschlichen habe, ist demnach unwahrscheinlich. — § 15 erklärt er *foedus* (*quod ille se foedus violaturum esse arbitratus est*) als Glosse. Mit Unrecht. Das Wort ist keineswegs fehlerhaft oder auch nur überflüssig. Wenn auch im Vorausgehenden drei Maßnahmen genannt werden: *cautio, foedus, execratio*, so kann hier doch Cicero von einer Verletzung jenes Paktes mit Pompeius sprechen, indem *foedus* etwas allgemeiner gefaßt wird. —

¹⁾ Aus diesen seien noch die Bemerkungen über Hss. mit drei Kolumnen (zu Tafel 26) und über kursive Schriften im Sangall. 3 und im Paris. 12248 hervorgehoben.

18 werden in dem Satze *ne in Scyllaeo illo aeris alieni tamquam fretu ad columnam adhaeresceret, in tribunatus portum erfugerat* die Worte *tamquam fretu ad columnam* von Gr. gerichen, was eine aller Methode widersprechende Annahme ist. Erstens findet sich *Scyllaeum*, so viel ich sehe, nicht substantivisch gebraucht = *Sc. fretum*; zweitens ist schon die durch die beste Überlieferung geschützte seltene Form *fretu* ein Beweis der Echtheit der Worte. Endlich verrät der ganze Ausdruck *ad columnam adhaeresceret*, scil. *Maeniam*, an welcher Säule auf dem Forum die Namen der bankerotten Schuldner bekannt gemacht wurden, eine so intime Kenntnis der antiken Verhältnisse, daß er schon deshalb schwerlich von einem Interpolator herrühren kann. — Auch die Tilgung von *domi* hinter *apud me* § 41 ist nicht gegründet. Dergleichen findet sich auch sonst, vgl. Liv. III, 38 *apud Sestium domi*. — § 71 dürfte *designatus* vor *iter* wirklich, wie Gr. annimmt, auf einer Glosse beruhen. Doch hatte schon Halm diese Vermutung ausgesprochen und das Wort eingeklammert. — An folgenden Stellen sucht Gr. Lücken unserer Rede aufzuweisen und durch Konjekturen zu ergänzen. — § 15 schreibt er *fuerat ille annus iam (funestus) in re publica*. — § 27 *cum (boni) omnes essent sordidati*. Daß hier *omnes boni* zu verstehen sei, ist natürlich, wurde auch schon von Halm ausgesprochen. Die Einschubung ist trotzdem nicht nötig. Dem historischen Pathos wurde bloß vom Redner die logische Genauigkeit, wie nicht selten, geopfert. Übrigens hatte auch schon Richter die Ergänzung durch ein einzuschubendes *boni* vorgeschlagen. — § 34 *isdem consulibus (coniventibus)*. Dieses Partizip ist mindestens so gut wie *inspectantibus*, das mehrere Herausgeber billigen. Vom paläographischen Standpunkte liegt es vielleicht sogar etwas näher. Aber zu meinem Erstaunen fand ich, daß Grummess Vermutung auch schon früher ausgesprochen worden sei, u. zw. von Playgers, vgl. C. F. W. Müller adn. cr. ad h. l. — Auch § 36 will Gr. vor *tam purato* einschieben *ordine equestri*; auch das wurde, wie hier übrigens Gr. selbst erklärt, schon früher vermutet. Ich halte diesen Anfall trotz der von Gr. versuchten Begründung für wenig wahrscheinlich. Eher würde mir die Einschubung von *populo* gefallen, das Müller nach Mommsen in den Text setzt. — § 44 ist in dem Satze *a tribuno plebis post interitum dissedissent* der Ausdruck *post interitum* zu unbestimmt. Gr. möchte daher *nostrum* dahinter ergänzen. Hier war es aber seine Pflicht zu bemerken, daß diese Unbestimmtheit des Ausdruckes schon früher von anderen empfunden wurde und daß schon nach edd. vett. von Kayser, Eberhard, C. F. W. Müller aus diesem Grunde das einfachere *meum* hinter *interitum* ergänzt wurde. — Ein arger Verstoß ist die Vermutung § 120, daß in den Worten *summus artifex et mehercule semper partium in re publica tam quam in scaena optimarum* hinter *optimarum* ausgefallen sei *actor*. Der Genetiv

optimarum partium bedarf einer solchen Stütze gar nicht, er ist als Prädikat gebraucht ebenso wie *artifex* und dann wäre *actor* neben *optimarum partium* im politischen Sinne ganz unerträglich. — Wie man sieht, kann man von einem Ertrage der Ausführungen Grummes nicht sprechen. Am meisten befremden muß dabei der Umstand, daß Grumme vorher nicht wenigstens die kritische Ausgabe C. F. W. Müllers eingesehen hat, um sich zu überzeugen, ob seine Vermutungen nicht bereits von anderen ausgesprochen worden seien.

Wien.

Alois Kornitzer.

Die Historien des P. Cornelius Tacitus. Herausgegeben von Joh. Müller. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Th. Christ. Mit 3 Karten und 15 Abbildungen. Wien, Tempky 1903. 8°, XII u. 304 SS. Preis 2 K 40 h.

Ref. verweist auf die Einrichtung der von Müller und Christ besorgten Ausgabe der Annalen des Tacitus. Darnach begreift sich im ganzen auch die Einrichtung der vorliegenden Ausgabe der Historien. — Die Einleitung S. III—XI überbrückt die Lücke, welche in der Taciteischen Darstellung zwischen dem überlieferten Schlusse der Annalen und dem Beginne der Historien klafft, d. h. Christ erzählt nach anderweitigen Berichten die Ereignisse, welche in die Zeit von 66 bis 68 n. Chr. fallen. Der Text der Historien ist von den nun in Schulausgaben allgemein aufgenommenen Randbemerkungen begleitet. Abweichungen von Müllers Ausgabe, die im Jahre 1890 erschienen ist, sind ziemlich zahlreich und im Variantenverzeichnis zusammengetragen. Es handelt sich hier nicht etwa um Darbietung eines schulmäßigen Textes, etwa um den Schriftsteller lesbarer zu machen oder ihn von sitzlich anstößigen Stellen zu befreien, sondern einfach um Herstellung des echten Wortlautes. Darum durfte Christ auch IV 83 nicht *iubet praecipitque* edieren, da ihm die Rechtfertigung der Überlieferung *praecipitque* nicht nur aus Müllers Anmerkung, sondern auch aus Wolfs Ausgabe bekannt sein mußte. Insbesondere glaubt Ref. in dieser Zeitschr. 1885, S. 825 f. (vgl. auch Jahrg. 1888, S. 896) nachgewiesen zu haben, daß die Überlieferung keinerlei Anstoß bietet und Blase bringt in den Blättern f. d. bayr. Gymn.-W. 1899, S. 256 ff. reiche Belege selbst aus Cäsars bell. Gall. bei, wo Perfekt und Präsens ohne Bedeutungsunterschied unmittelbar miteinander verbunden sind. Im übrigen gewinnt man aus dem Verzeichnisse der Textänderungen den Eindruck peinlichster Gewissenhaftigkeit und gründlicher Sachkenntnis, wie sie nur durch eingehende Beschäftigung mit dem Autor und der ihn betreffenden Literatur erreichbar ist. Gleiche Sorgfalt wie die Behandlung des Textes zeigt das angehängte Namenverzeichnis, das mit reichen Bildwerken

gestattet ist, und der Anhang 'Die Verwaltung des römischen Reiches unter den Kaisern'. — Aufgefallen ist dem Ref. nur, daß der Einleitung, im Namenverzeichnis und im Anhang die neue Orthographie zur Verwendung kommt, in den Marginalien zum Texte die alte. Offenbar fällt die Drucklegung des Textes in die Zeit vor Einführung der neuen Orthographie. — Die beigegebenen Kartenzeichnungen enthalten: Rom zur Zeit Neros, das nördliche Italien im 1. Jahrhundert n. Chr., die Rheinlande im 1. Jahrhundert n. Chr.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache.

Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese, Gießen. Leipzig, Haberland o. J. Brief 1. Lex.-8°, 23 SS. Preis 50 Pf. [Umfang des ganzen Werkes 45 Briefe. Alle 14 Tage erscheint ein weiterer Brief. Preis jedes Briefes 50 Pf.]

Die Herstellung von Grammatiken der altklassischen Sprachen im Gebrauche derjenigen, die sich in späteren Jahren durch Selbstunterricht oder auf privatem Wege mit dem Lateinischen und Griechischen vertraut machen wollen, pflegt man als günstiges Symptom für den Betrieb altsprachlicher Studien zu betrachten. . . Daß sich jetzt zur Zeit, wo von gewissen Seiten die klassischen Sprachen dem ärgsten Ansturm zu bestehen haben, die breitesten Schichten des Volkes zum Studium des Lateinischen und Griechischen heranzuziehen, biete die sicherste Gewähr, daß die Rehabilitierung der klassischen Studien in der öffentlichen Meinung so gut wie vollzogen sei; so kalkuliert man. Ref. teilt diesen Optimismus nicht. Ref. betrachtet vielmehr die genannten Behelfe als bedenkliche Erscheinungen, die im Grunde nur beweisen sollen, daß das Gymnasium auf zeitraubenden, beschwerlichen Umwegen Kenntnisse zuflößt, die sich bei richtiger Anleitung mühelos in verhältnismäßig kurzer Zeit erreichen lassen¹⁾. — In die Reihe solcher Publikationen vorliegendes Unternehmen zu versetzen, ist man von vornherein geneigt, aber mit Unrecht. Es ist tatsächlich eine redliche Arbeit, die sich die Aufgabe stellt, den mündlichen Schulunterricht, so gut es eben geht, zu ersetzen und daher im Gegensatz zu den oben bezeichneten Grammatiken eine gewisse Breite enthält.

Die Briefe sollen in drei Kurse (Lehrgänge) zerfallen. Der 1. Kursus soll das grammatische Pensum der Sexta, Quinta und Quarta des humanistischen Gymnasiums, der 2. Kursus das Pensum

¹⁾ Einsichtsvollere Stimmen, wie die Diels' stehen vereinselt da. Dieser nachträgliche und notdürftige Unterricht', sagt Diels' 'Volkslatein'. S. 8. 'wird auch nicht entfernt das leisten können, was das humanistische Gymnasium erreicht und das Realgymnasium erstrebt hat, aber er wird wenigstens verhüten, daß der Naturforscher und Mediziner der Nomenclatur und Geschichte seines Faches gegenübersteht wie der Gärtnerlehrling oder Heilgehülfe' usw.

der Unter- und Obertertia und Untersekunda, der 3. Kursus endlich das übrige Pensum bis einschließlich der Oberprima umfassen.

Der vorliegende 1. Brief enthält den Lehrstoff bis inklusive der 1. Deklination. Vorangeht eine Einleitung, die über 'das Latein als die Weltsprache der alten Römer', über 'das Fortleben des Latein im Mittelalter und der Neuzeit' und über 'die Bedeutung des Latein für unsere Zeit' handelt, worauf der 'Plan dieser Unterrichtsbriefe' und die 'Hilfsmittel' (Wörterbuch, Atlas zur alten Geschichte, gangbare Grammatiken) mitgeteilt und schließlich 'Verhaltensvorschriften' gegeben werden. 'Latein zu lernen ist kein Kinderspiel, sondern erfordert ernste Arbeit, großen Fleiß und Hingebung' wird von vornherein betont, um Unberufene vom Gebrauch der Unterrichtsbriefe fernzuhalten. — Hieran schließen sich die beiden ersten Lektionen. Der Verf. verfährt im einzelnen möglichst elementar. Es wird jedesmal von dem allgemein gebräuchlichen grammatischen Terminus ausgegangen; derselbe wird, wo nötig, zunächst durch Belege aus dem Deutschen erklärt, worauf endlich die speziell das Lateinische betreffende Belehrung gegeben wird. — Jedenfalls erregt vorliegendes Heft ein günstiges Vorurteil für die kommenden Hefte, deren Erscheinen man mit Interesse erwarten darf.

Wien.

J. Gelling.

Lateinisches Übungsbuch von Spiess-Heynacher. Ausgabe B für Quarta und Untertertia, umgearbeitet von Dr. Max Heynacher, Gymnasialdirektor. Essen, G. D. Bädcker 1902. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die Einführung der neuen Lehrpläne für Preußen vom Jahr 1901, welche für die Quarta und Untertertia solche Übungsbücher fordern, deren Stücke sich dem Inhalte und dem sprachlichen Ausdruck nach an die in diesen Klassen gelesenen Autoren anlehnen, legte dem Herausgeber die Pflicht auf, das Buch wieder umzuarbeiten. Daher sind im Anschlusse an Cornelius Nepos 52, an Cäsars *bellum Gallicum* 78 Nummern neu hinzugekommen. Auch bei der Auswahl der Einzelsätze des alten Buches wurden die an Nepos und Cäsar besonders berücksichtigt. Die letzteren sind, wie dies auch schon in den früheren Auflagen der Fall war, zur systematischen Einübung der Syntax bestimmt, während die größeren Stücke den Schülern Gelegenheit geben, ihre Kraft an einer für sie meist erfreulicheren Arbeit zu üben. Demgemäß sind hier die Schwierigkeiten nicht gehäuft und kommen auch nur die in den entsprechenden Schriftstellerabschnitten sich findenden grammatischen Erscheinungen zur Anwendung. Dieses zielbewußte Abgrenzen der Einzelsätze und der zusammenhängenden Stücke, der reiche, sorgfältig ausgewählte oder mit Geschick gebildete Übungsstoff, das Maßhalten in den Anmerkungen, welches den Geist der Schüler nicht von der Hauptsache ablenkt: alles das zeugt von der Ge-

sonnhaftigkeit und der pädagogischen wie auch fachmännischen
 ichtigkeit des Verfs. bzw. Herausgebers.

Da mir die früheren Auflagen nicht zur Verfügung standen
 d auch das Buch in dieser Zeitschrift noch nicht besprochen
 rde, so werden sich meine Bemerkungen betreffs der Ausführung
 einzelnen sowohl auf das Alte wie auch auf das neu Hinzukommene
 erstrecken. Es ist begreiflich, daß einem derartigen
 iche, welches die 23. Auflage erlebt hat, neben den oben hervor-
 hobenen Vorzügen auch Mängel anhaften, die zu tief sitzen, als
 ß sie auf einmal beseitigt werden könnten. Der Fortschritt, den
 neuerer Zeit die Kunst des Übersetzens erfreulicherweise gemacht
 t, bringt es mit sich, daß auch an die Übungsbücher größere
 anforderungen gestellt werden. Wie es ein berechtigter Wunsch der
 erf. ist, daß der Lehrer sich bei der Übersetzung ins Lateinische
 die in den betreffenden Übungsstücken gegebenen Wendungen
 alte, so erwächst daraus auch für sie die Verpflichtung, dies-
 züglich nur Mustergiltiges zu bieten. So tut denn auch dem vor-
 egenden Buche noch an manchen Stellen die bessernde Hand not.
 nächst sind folgende Latinismen zu beseitigen: S. 71, 18
 Daher konnte er sich nicht enthalten, dem Heere des Arioivistus
 tgegen zu treten“. Die Wendung *non sustinuit in animum*
ducere, welche dem Herausgeber vorschwebte, war mit „Er
 onnte nicht umhin“ zu übersetzen; S. 131 B „Es wurde ge-
 ntwortet, daß die Bürger schlecht seien, welche mit den Waffen
 der Hand gefangen werden können“. Der deutsche Sprachge-
 rauch erheischt: „Daß das schlechte Bürger seien, welche ...“
 S. 132 C „Der tüchtigste Mann aller Römer“. Nicht glücklich
 gewählt sind folgende Wendungen: S. 44 Pansa. „Vorzüglich
 unter allen Lakedämoniern war er persönlich tapfer“. S. 49 Alkib.
 „Damit sein Tun in Athen Bestand habe, befiehlt dieser“. S. 103
 „Diejenigen, welche für Götter gehalten werden, sind von den
 Menschen zum Himmel gestiegen“. S. 125 „Die Athener und The-
 baner belästigten Griechenland durch Gesandtschaften“, wofür „be-
 störmten“ zu setzen war. In mehreren älteren Stücken und auch
 in einem an Cäsars *bell. Gall.* sich anlehenden finden sich un-
 angenehme Häufungen; so hat in dem Stücke über Solon das
 Bestreben, *dicitur* zweimal zur Anwendung zu bringen, den Satz:
 „Und er soll weise gehandelt haben, da er über das nichts fest-
 gesetzt hatte, was vorher nicht begangen worden war“ verschuldet.
 S. 34, Satz 4 sind beim Abl. *lim.* die Attribute bis zur Unverständ-
 lichkeit gehäuft. Das Höchste in dieser Beziehung leistet der Satz
 im 14. Abschnitte *de bello Gall.* S. 91 „Da Cäsar täglich eine Legion
 zum Getreideholen ausschickte, so hofften die Feinde, wenn sie
 sich nachts im Felde versteckten, die Römer, wenn sie die Waffen
 abgelegt und sich zerstreut hätten, während sie beim Mähen be-
 schäftigt waren, angreifen und vernichten zu können“. Der Zu-
 sammenhang der Gedanken ist nicht gewahrt im 9. Ab-

schnitte *de bello Gall.* S. 84, Z. 5: „Aber Titurius wollte lieber den Anschein der Furcht erwecken . . . als an ungünstiger Stelle den Kampf beginnen. Nicht viel fehlte, so hätten ihn seine eigenen Soldaten mit lauter Stimme getadelt. Dennoch glaubte Tit. die günstige Gelegenheit, seine Sache gut auszuführen, nicht von der Hand weisen zu dürfen.“ Der ganze Gedanke ist schief entwickelt. Der zweite Satz muß wegbleiben und der erste mit dem dritten durch „aber“ verbunden werden. Auch die Gedankenverbindung der ersten drei Sätze des 18. Abschnittes über Alexander läßt vieles zu wünschen übrig, ebenso der Schlußsatz des Abschnittes über den zweiten punischen Krieg S. 131 „Hannibal soll 80.000 Fußsoldaten . . . nach Italien gebracht haben. Unterdessen verbanden sich viele Ligurer in Gallien mit ihm.“ Unvermittelt sind die Sätze S. 101 B 2 und 104 C 7. Der letztere lautet: „Gesetzt auch, daß dieses alles wahr ist, so werde ich doch weder dir noch den Blicken deiner Freunde nachgeben.“ Die Wortstellung ist gut, nur die der Negationen ist einigemal nicht zum Vorteile der Sache gekünstelt. Them. 3: „So wagte er dort nicht zu bleiben.“ Alkib. 3: „Als aber Alkib. vernahm, daß es den Athenern schlecht gieng, konnte er den Lakedämoniern länger seine Liebe zum Vaterlande nicht verbergen.“ Alex. 8. Abschnitt: „Der Krieg dauerte also fort, doch verfolgte Alex. nicht den besiegten Darius“.

Trotz der erwähnten Mängel, die vereinzelt sind und in der nächsten Auflage beseitigt werden können, möchte ich das Übungsbuch der oben hervorgehobenen Vorzüge wegen als ein gutes bezeichnen.

Der Druck und die Ausstattung entsprechen den strengsten Anforderungen, von Druckversehen ist es frei.

Teschen.

Herm. Bill.

Barth W., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der griechischen Sprache. II. Kursus. S. 227—432. Leipzig, Haberland.

Der II. Kursus dieser Unterrichtsbriefe, Brief 15—26 umfassend, bringt die neugriechische Schriftsprache zur Anschauung und Einübung mit beständiger Rücksicht auf die im I. Kursus behandelte Umgangssprache.

Die Auswahl des Lesestoffes kann im ganzen als passend und ausreichend bezeichnet werden. Voran geht die spannende Erzählung „Lukis Laras“ von D. Bikelas, die den vorherrschenden Übungsstoff bildet (Brief 15—22). Von Brief 22—24 bietet uns B., stufenweise vom Einfachen zum Schwierigen übergehend, mannigfache Proben des Schriftgriechischen aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben. Der 25. Brief bringt biographische Notizen über die Patrioten Rigas und Karaiskakis, ein paar geschäftliche

riefe, das Schlußheft endlich ein Stück aus dem Drama *Oi τριάοντα* von Rangabe. Manchem wären vielleicht einige Proben der neuesten Lyrik erwünscht gewesen.

Die den Texten hinzugefügte Übersetzung ist in der Regel genau und zutreffend. Manchmal wünschte man eine einfachere und deutlichere Wendung wie S. 320 *Τὰ πράγματα ἐφαίνοντο δειούμενα* 'die Dinge erschienen böser werdend'.

Die Erläuterungen zum Texte beschränken sich nicht bloß auf die gewissenhafte Erklärung der einzelnen Wortformen, sondern nützen daran nicht selten eine Besprechung ähnlicher oder verschiedener grammatischer Erscheinungen, wobei sowohl die deutsche Sprache als die neugriechische Volkssprache zum Vergleich herangezogen wird.

Die Behandlung des grammatikalischen Stoffes ist die gleiche wie im I. Kursus. Daß wir wiederholt Hinweisen auf das Altgriechische begegnen, erklärt sich aus dem Charakter des Neugriechischen, ist aber auch in dem Standpunkte des Verf. begründet, der den Schülern die 'reine' Schriftsprache als die bessere ins Herz legt (S. 261) und der (S. 420) für das weitere Studium die Zuhilfenahme einer Grammatik des Altgriechischen für unbedingt notwendig erachtet. In der Fassung der Regeln zeigt sich gegenüber dem 1. Teile einiger Fortschritt, doch ließ sich noch manches kürzer und klarer ausdrücken. Man vgl. S. 261: „πρός mit Akkusativ ohne Artikel bedeutet einfach den Zweck, wozu etwas geschieht“. 262: „Das -κε in der Mitte (von *διακκομμένα*) heißt Reduplikation (Verdoppelung), nämlich des Anfangsbuchstabens“. 346 heißt es: „Man merke sich, daß im Griechischen φίλος immer den 1. Teil der Zusammensetzung bildet“. Man vgl. aber *Θεόφιλος* neben *Φιλόθεος*, *Ἐργόφιλος* neben *Φιλοῦργος*, *Ἀημόφιλος* neben *Φιλόδημος* u. a. S. Kumanudes, *Συναγωγή*. Zu kurz und unverständlich scheint mir öfter das Wort 'statt' gebraucht in Fällen wie 255: *ἐξήρουν* st. *ἐξήρκεον* und ebenda: *ὀπλισθοῦσιν* (st. *ὀπλισθούσιν*). 396 heißt es richtig: *ἐγενόμην* ist ein alter medialer Aorist; im Verzeichnis der unregelmäßigen Zeitwörter S. 390 ff. erscheint dieselbe Form unter Aorist Passiv. So wird auch die Form *ἔστην* (S. 393) unter der Rubrik Aorist Pass. verzeichnet.

Unter den Übungssätzen finden sich manche eigentümliche, so S. 240 „Die Wut der Alten ist groß.“ 257 „Wir sind nicht alle reich, weil wir nicht alle denselben Verstand haben.“ Auch der Gebrauch der Fremdwörter hätte eingeschränkt werden sollen.

Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: S. 313 lies „vergleichen“ st. „vergleichen“, 364 l. *-ᾶντες* st. *-ᾶντας*, 375 „verlängern“ st. „verlängere“, 388 *μακρόν* st. *μακόν*. S. 398 fehlt zu Anmerkung 53 das Zeitwort *πά(γ)ω, πηγαίνω*.

Der Verf. darf sich gewiß mit dem Gedanken beruhigen, dem Schüler alles Wesentliche zur Erlernung des Neugriechischen dar-

geboten zu haben. Diese Unterrichtsbriefe sind eine tüchtige, gewissenhafte Leistung und verraten pädagogisches Geschick. In dieser Hinsicht unterscheidet sich diese Arbeit vorteilhaft von ähnlichen Versuchen, wie sie in den letzten Jahrzehnten nicht gerade selten gemacht worden sind. Auch Lehrer des Altgriechischen werden diese Briefe gewiß mit Vergnügen und nicht ohne Nutzen durchlesen.

Wien.

F. Hanna.

Die Grundzüge der französischen Literatur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische von H. Breitinger. 8. Auflage, neu bearbeitet, berichtigt und ergänzt von Dr. E. Leitsmann. Zürich, Schultheß & Co. 1902. VII und 182 SS.

Sonderbar mutet der Versuch an, zwei so verschiedenartige Ziele, wie die Darstellung der Geschichte der französischen Literatur und die Abfassung eines Übungsbuches zum Übersetzen ins Französische zu vereinigen. Zwei so heterogene Aufgaben können natürlich nur hemmend aufeinander einwirken. In der Tat gesteht der Bearbeiter in der Vorrede (S. V): „Bei den Einfügungen und Umgestaltungen habe ich an erster Stelle darauf sehen zu sollen geglaubt, daß der Text sich zur Übersetzung ins Französische eignet, indem er grammatische Erscheinungen zur Verwendung kommen läßt, deren Aneignung dem Lernenden erwünscht sein muß“. So findet man denn auch öfter Ausdrücke und Fügungen, denen man es anmerkt, daß sie im Hinblick auf die zugebende französische Übersetzung gewählt worden sind. Auch geben die unter dem Text stehenden und in denselben eingestreuten Übersetzungshilfen dem Buche eher das Aussehen eines Übungsbuches als eines literarischen Geschichtswerkes. Freilich hat dasselbe gerade infolge der Rücksichtnahme auf den Charakter des französischen Stiles eine Klarheit und Einfachheit im Ausdrucke erhalten, die ihm vielleicht sonst nicht zuteil geworden wären. Auch muß man zugeben, daß sich der Text im ganzen glatt liest und daß der Bearbeiter beiden Aufgaben, soweit es überhaupt bei ihrer Verschmelzung möglich war, gerecht geworden ist. Auf die didaktische Verwendbarkeit ist noch besonders Rücksicht genommen worden durch die Wahl verschiedener Schriftsorten und die Verweisung der in großer Zahl gegebenen minder wichtigen Schriftsteller und ihrer Werke unter den Haupttext, wodurch eine größere Übersichtlichkeit gewonnen worden ist. Auch bei Sprechübungen können diese „Grundzüge“, da dem Lernenden das Material in beiden Sprachen gegeben wird, gute Dienste leisten.

Was die Darstellung der Literaturgeschichte selbst betrifft, so hat es sich der Bearbeiter angelegen sein lassen, auf Grund

ler neuesten und besten Quellen das Werk auf den jetzigen Stand der Forschung zu bringen und bis auf unsere Zeit fortzuführen. Die Hauptperioden der französischen Literatur, die Wandlungen der einzelnen Gattungen und die fremden Einflüsse werden überichtlich vorgeführt, die bedeutenderen Erscheinungen und Strömungen, namentlich des XIX. Jahrhunderts, scharf charakterisiert.

Dem sprachlich Fortgeschrittenen kann dieses Buch als erste Einführung in die französische Literatur wohl empfohlen werden, namentlich auch deswegen, weil er auf schnelle und sichere Weise mit den französischen Äquivalenten einer großen Anzahl von literarischen Fachausdrücken bekannt gemacht wird.

W r. -Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Neues und vollständiges Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Dr. F. W. Thieme. 18. Auflage vollständig Neubearbeitet von Dr. Leon Kellner. I. Teil. Englisch-Deutsch. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902. 8, XLVIII und 491 SS. Preis geb. 6 K.

Die von Kellner besorgte Neubearbeitung des alten „Thieme“ ist so gründlich und umfassend, daß von diesem kaum mehr übrig geblieben ist als die praktische Einrichtung, durch die sich Thieme solange in der Gunst des Publikums erhielt: möglichst großer Reichtum an Wörtern und Redensarten bei knapp bemessenem Umfange. Was zunächst den Wortschatz betrifft, so bestrebt sich der Bearbeiter, ein genaues Bild der jetzigen Umgangssprache zu geben. Er hat daher besonders die englische Literatur des XIX. Jahrhunderts berücksichtigt; die älteren Dichter sind mit Ausnahme von Shakespeare nur im geringen Maße vertreten. Die Hauptquelle Kellners bildet jedoch der Umgang mit Engländern in England und die letzte Gestalt hat die Handschrift dieses Bandes während eines ganzjährigen Aufenthaltes in London (1898—99) erhalten. Auch Eigennamen sind in das Wörterbuch aufgenommen worden; so Namen von Personen (*Aaron, Abigail, Abraham, Achilles, Ada, Adam, Adela* usw.), Ländern und Völkern (*Abyssinia, Achaia, Afghanistan, Africa, Africander, Albania, Albion, Algiers, Alsace* usw.), Orten und Inseln (*Aberdeen, Abingdon, Abydos, Adrianople, Agincourt, Aix-la-Chapelle, Alderney* usw.), Gebirgen (*Abruzzi, Andes, Alleghanies* usw.), Flüssen und Meeren (*Adige, Amazon, Adriatic, Aegaeon* usw.). — In Bezug auf die Bezeichnung der Aussprache folgt Kellner dem konservativen System von Stormonth, unterscheidet aber genau zwischen betonten und unbetonten Vokalen und führt zum erstenmal die Scheidung zwischen *l* und *l̄* ein; z. B. *ablaze* (äbläz') und *able* (äbl̄). — Am vollständigsten ist jedoch die Arbeit Kellners

in der Angabe der Bedeutungen der abstrakten Wörter. Seine langjährige ausgedehnte Lektüre moderner erzählenden und geschichtlichen Literatur hat ihm gezeigt, daß in den bestehenden Wörterbüchern viele Wörter nicht entsprechend verdeutscht sind. So beweist er im „Vorworte“ (S. 6 und 7) durch Zitate, daß *realize* auch „merken, einsehen, verstehen“ und *stolid* auch „unerschütterlich (ruhig), ausdruckslos“ bedeuten. Außerdem gibt er eine Liste von ungefähr 100 Wörtern an, deren Bedeutungen er ergänzt oder richtiggestellt hat. Ein paar Wörter, zu denen Kellner eine neue Bedeutung gibt, mögen herausgehoben werden: *accessories* Beiwerk, Nebensachen, Behelfe, *apt* gewandt, geschickt, *aspire* aufsteigen, *association* Erinnerung, *bully* mißhandeln, *captivate* erobern, *detach* abspenstig machen, *flippancy* Spottlust, *genial* gemütlich¹⁾, *rueful* kläglich, *urge* beschleunigen. Wie mühevoll die Arbeit des Lexikographen ist und welch gewaltiges Material er zusammentragen muß, um den Sinn eines Wortes nach allen Richtungen zu erforschen, zeigt am besten Kellners Aufsatz „*To suggest*. Beitrag zur neuenglischen Lexikographie“ in dem Buche „Beiträge zur neueren Philologie, Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht“ (Wien und Leipzig, Braumüller 1902), S. 301—323, worin er nachweist, daß *to suggest* nicht weniger als 54 Bedeutungen hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in Bezug auf die Bedeutungsangaben jedes Wörterbuch unvollständig ist und es auch bleiben muß; denn jedes neu erschienene Buch kann irgend ein Wort oder eine Redensart mit einer von der Tradition abweichenden Bedeutung enthalten. Da der Bearbeiter darauf Wert legt, daß die Benutzer des Wörterbuches an seiner Vervollkommnung mitwirken, so erlaubt sich der Ref., hier einige Stellen mitzuteilen, die sich mit Hilfe der Angaben des Wörterbuches nicht übersetzen lassen: Hesba Stretton, *Alone in London* (Wolfenbüttel, J. Zwissler 1895), S. 55 '*I know you do not take in accidents*', *he said; 'but what could I do with the little fellow?'* (es handelt sich um einen verunglückten Knaben, der von einem edlen Manne in ein Krankenhaus gebracht wird). — R. L. Stevenson, *Treasure Island* (Leipzig, Rossberg 1902), S. 45 *I was within an ace of calling for help* („um ein Haar“ genügt hier nicht!). — *British Eloquence* (ed. Wershoven, Dresden, Kühnmann 1898), S. 94 [Gladstone] *Man is the crown of the visible creation, and studies upon man, studies in the largest sense of humanity, studies conversant with his nature, his works, his duties, and his destinies, are the highest studies* (hier paßt weder „vertraut“ noch „bewandert“). — G. A. Henty, *On the Irrawaddy* (Leipzig, Freytag 1898), S. 28 *After all, it seemed to him that the best*

¹⁾ Auf diese Bedeutung von *genial* habe ich schon im „Anglia-Beiblatt“, X. Bd., S. 147 aufmerksam gemacht.

thing would be to take to the forest for a time, and endeavour to subsist upon wild fruits, and so manage to hold on for a few weeks. — R. L. Stevenson, *Treasure Island*, S. 81 *Just then a man hailed us from the fire that breakfast was ready, and we were soon seated here and there about the sand over biscuit and fried junk (junk = salted beef!).* — Ib. S. 6 *The captain glared at him for a while, flapped his hand again, glared still harder, and at last broke out with a villainous, low oath: „Silence, there, between decks!“ (oath ist hier weder „Eid“ noch „Schwur“, sondern „Verwünschung, Fluch“!).* — G. A. Henty, *On the Irrawaddy*, S. 55 *your name will appear in orders tomorrow morning as being granted a commission in the 89th pending the arrival of confirmation from home, which of course in such a case is a mere form* (die Bedeutungen „schwebend, unentschieden“ treffen hier nicht zu). — R. L. Stevenson, *Treasure Island*, S. 72 *after he had eaten a little and had a swallow or two more of the brandy, he began to pick up visibly, sat straighter up, spoke louder and clearer, and looked in every way another man* („sich erholen“). — Ib. S. 1 *I remember him as if it were yesterday, as he came plodding to the inn door (= walking in a heavy manner!).* — Ascott R. Hope, *Holiday Stories* (Gaertner, Berlin 1897), S. 71 *London Bridge and the Tower soon disappeared behind us, but ever-new scenes of the stirring panorama of the Thames opened out in turn before our eyes* („wechselsvoll“ oder „begeisternd, erhaben“?).

Sonst habe ich noch zu bemerken, daß die Bedeutung „dürfen“ von *dare* veraltet ist, daß *immediately* auch als Konjunktion gebraucht werden kann und daß neben *gentlemanlike* auch das sinnverwandte *gentlemanly* hätte erwähnt werden sollen. Lücken von irgend welcher Bedeutung sind mir trotz des geringen Umfangs des Wörterbuches nicht aufgefallen.

Einen besonderen Vorzug des Buches bildet die Sorgfalt, mit welcher der Bearbeiter in allen dazu geeigneten Artikeln idiomatische Redensarten verzeichnet; ja es bietet in dieser Hinsicht mehr als manches größere Werk.

Eine schätzenswerte Beigabe zu dem Wörterbuche bilden die „Vorbemerkungen“, welche folgende Kapitel bringen: A. Einrichtung des Wörterbuches im allgemeinen, B. Abkürzungen, C. Erklärung der Aussprachezeichen, D. Veränderlichkeit englischer Wörter (d. h. Formenlehre), E. Wortbildung im Englischen, F. Literaturgeschichte, G. Englische Titel und Würden, H. Maße, Gewichte und Münzen, I. Thermometergrade (Verhältnis von Fahrenheit zu Celsius und Réaumur).

Da auch die typographische Ausstattung des Thieme-Kellner'schen Wörterbuches allen Anforderungen entspricht und da der Preis desselben ein wahrhaft billiger genannt werden muß, so

eignet es sich besonders für Schüler und Schülerinnen. Es kann diesen sowie dem allgemeinen Englisch lesenden Publikum nicht warm genug empfohlen werden.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Russische Chrestomathie für Anfänger. Von Dr. Oskar Ásbóth, ord. Prof. der slavischen Sprachen an der Universität in Budapest. Zweite, verb. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus 1903. kl. 8°, IX u. 191 SS.

Das kleine, von einem anerkannten Fachmanne zusammengestellte Werk liegt nunmehr in zweiter Auflage vor, ein Zeichen, daß dessen Brauchbarkeit gewürdigt wurde. Es enthält tatsächlich alles, was der Anfänger, welcher die Grammatik und die ersten Übungen hinter sich hat, von einer Chrestomathie verlangen kann, die ihn mit der russischen Sprache näher bekannt machen und in die reiche russische Literatur einführen soll; zunächst eine mit Rücksicht auf die bei Anfängern vorauszusetzenden Sprachkenntnisse sehr glücklich getroffene Auswahl kleinerer Lesestücke, welche zu gleicher Zeit eine mit feinem Geschmack zusammengestellte kleine Anthologie aus der neueren russischen Literatur bilden. — Daß die Texte durchwegs (also auch die Gedichte) akzentuiert sind, ist bei der bekannten Schwierigkeit, die gerade von dieser Seite das Russische bietet, selbstverständlich; noch wichtiger ist es aber, daß der Autor eine durchwegs richtige Akzentuierung gegeben hat, was in den von Nichtrussen verfaßten Büchern dieser Art nicht immer der Fall ist. Dem Texte sind kurze, die schwierigeren Redewendungen und Stellen erläuternde Fußnoten beigegeben, während demselben ein vollständiges russisch-deutsches Wörterverzeichnis folgt, in welchem das Nachschlagen der verschiedenen, vielfach voneinander ziemlich stark abweichenden Verbalformen dadurch erleichtert ist, daß die einzelnen Hauptformen als selbstständige Schlagwörter aufgenommen sind. Es sei somit das schöne und nützliche Werk, an dem auch in typographischer Beziehung nichts auszusetzen ist, allen empfohlen, die auch bei uns zur Erkenntnis gelangen, daß die russische Sprache und Literatur schon aus praktischen Gründen in Österreich dieselbe Beachtung verdient, welche ihr in Deutschland schon längst zuteil wurde.

Wien.

M. Rešetar.

W. Assmanns Geschichte des Mittelalters von 375—1517. Zur Förderung des Quellenstudiums für Studierende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete. 3., neu bearb. Aufl., herausg. von Prof. Dr. L. Viereck. 3. Abteil.: Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Deutschland, die Schweiz und Italien von Prof. Dr. K. Fischer, Prof. Dr. R. Scheppig und Prof. Dr. L. Viereck. Braunschweig, Verlag von F. Vieweg u. Sohn 1902. XX u. 683 SS.

Da das vorliegende Buch schon in dritter Auflage erscheint, muß sich die Besprechung eine Beschränkung auflegen. Die Gliederung des Stoffes ist nicht zugunsten der Darstellung die gleiche geblieben¹⁾. Man mag immerhin zugeben, daß das Jahr 1273 in der deutschen Geschichte einen wichtigen Einschnitt macht, in der allgemeinen — und um die handelt es sich hier — ist das nicht der Fall und so würde es sich empfohlen haben, mit vielem anderen auch diesen antiquierten Einteilungsmodus zu verabschieden. Vielleicht könnte als zweites Desiderium noch das aufgerollt werden, daß der Herausgeber bei einer wohl zu gewärtigenden neuen Auflage das Buch von dem Wuste der Noten etwas entlaste. 40 Druckbogen für ein Buch, das nur deutsche Geschichte von 1273 bis 1492 bietet, demnach die Partien der Schweiz und Italiens noch schuldig geblieben ist, sind für ein Lehrbuch, und ein solches wird Assmann immer bleiben, entschieden zu viel. Von den Noten mögen jene beibehalten werden, die Richtung und Ziel für gewisse Abschnitte oder für einzelne Ereignisse angeben oder die kritisch von Belang sind und dem Leser als Wegweiser gute Dienste leisten. Selbst die Quellenangaben würde ich, mit Rücksicht auf die jetzt so leicht zugänglichen bibliographischen Handbücher, aufs notwendigste einschränken. Das Buch wird hiedurch entschieden an Handlichkeit und Brauchbarkeit gewinnen. Im Einzelnen will ich gern konstatieren, daß die Herausgeber und Neubearbeiter dieses Teiles ihrer Aufgabe größtenteils gewissenhaft nachgekommen sind und nicht bloß die Quellen einer Durchsicht unterzogen, sondern auch das reiche Material an Hilfswissenschaften sorgsam ausgenützt haben. Daß da noch nicht alles auf der wünschenswerten Höhe steht, darf schließlich nicht wundern. Ich will hier beiläufig nur auf die Partien über die hussitische Reformbewegung hinweisen, die noch eine schärfere kritische Durchsicht vertragen hätten.

¹⁾ S. hierüber meine Bemerkungen in den 'Mitth. d. Inst. f. öst. Gesch.' XXIV. Dort nähere Ausführungen über Wünsche, die eine neue Auflage zu befriedigen hätte.

Heinrich Weigand, *Der Geschichtsunterricht nach den Forderungen der Gegenwart*. Zwei Teile. Erster Teil. 2. Aufl. Hannover u. Berlin, C. Meyer 1900. 74 SS. Preis geh. 1 Mk.

Das Heft bildet einen Teil der „Pädagogischen Bibliothek“ und gibt die theoretische Rechtfertigung der Anlage des Lehrbuches der deutschen Geschichte von H. Weigand und A. Tecklenburg, das für die Volksschule bestimmt ist. Zur Kennzeichnung des Standpunktes des Verf.s mögen nur einige Stellen angeführt werden: Es heißt z. B. S. 14: „In der Volksschule soll besonders das Gemeindeleben in den Vordergrund der Behandlung treten, die Mittelschule hat mehr den Staatsbürger und die Hochschule den Weltbürger auszubilden. So bekommt jeder sein angemessenes Teil Staatskunde“. Auf S. 53 werden mehrere Beispiele von Stoffauswahl für das 8. Schuljahr gegeben; eines darunter lautet: „Wie es auf der Universität Göttingen zugeht“. Unter den Themen für den Halbtagsunterricht auf S. 58 ist auch: „Die Geldwirtschaft“ angeführt. Auf S. 72 wird gesagt: „In jedem geschichtlichen Bilde wird die treibende Idee der Zeit in möglichst konkreter Form darzustellen gesucht, dem Schüler soll das Gesetz von der Entfaltung alles Organischen zum Bewußtsein gebracht werden“ usw.

Mit Recht wird wiederholt betont, daß bei allen geschichtlichen Belehrungen möglichst die Heimat des Schülers den Ausgangspunkt bilden, daß vor allem der Selbstzweck des Geschichtsunterrichtes im Auge behalten werden müsse. Dagegen mutet es sonderbar an, wenn die biographische Methode im Geschichtsunterrichte der Volksschule verworfen wird, weil sie nicht wissenschaftlich sei und in der Volksschule die wissenschaftliche Anschauung so weit wie möglich zu ihrem Rechte kommen solle. Entschieden falsch ist die Behauptung, daß der Kulturfortschritt des deutschen Volkes mit der Ausbildung seines Staatswesens immer gleichen Schritt gehalten hat; es genügt, auf das 18. Jahrhundert hinzuweisen.

H. Brettschneider, *Wiederholungstabellen für den Unterricht in der Geschichte*. Halle, Waisenhaus 1902. 38 SS.

Nach dem Vorworte ist der Zweck dieser Tabellen, der Verschrift der preussischen Lehrpläne vom Jahre 1901, derzufolge in allen Klassen der Lehrstoff der früheren Jahrgänge wiederholt werden soll, zu dienen. Sie bringen die Tabellen, welche den Lehrbüchern des Verf.s für die IV. bis U II angefügt sind, in verkürzter Gestalt und sollen daher die Grundlage für die Wiederholung des geschichtlichen Stoffes bis einschließlich O II bilden. Das Altertum ist sehr kurz bedacht, das Mittelalter und die Neuzeit sind wesentlich auf die deutsche Geschichte beschränkt. Die Zeit von 1815—1850 ist eigentümlicher Weise unter der Überschrift: „Die Befreiungskriege“ behandelt.

Dr. Friedrich Neubauer, Kanon geschichtlicher Jahreszahlen.
Halle, Waisenhaus 1902. 30 SS.

In der Vorbemerkung gibt Neubauer, ähnlich wie Brettschneider, an, daß er diesen Kanon auf Wunsch mehrerer Anstalten, die sein Lehrbuch eingeführt haben, zusammengestellt habe. Neubauer gibt bedeutend mehr Jahreszahlen als Brettschneider und hält sich an die Gliederung des Stoffes in seinem Lehrbuche. Es ist unrichtig, daß Konstantin der Große das Christentum zur Staatsreligion erhoben hat.

Villach.

A. Zeehe.

Ratzel Friedrich, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. II. Bd. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1902.

Das Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte. Sie haben die Wasser- und Lufthülle und das Leben der Erde zum Gegenstande. Ausgehend von den physikalischen und chemischen Grundeigenschaften des Wassers behandelt der erste Teil die Stellung dieses Elementes im Haushalte der Erde und seine Beziehungen zu ihren Lebewesen. Quellen, Flüsse, Seen und Meer erfahren ebenso wie Schnee, Firn und Eis eine eingehende Betrachtung. Innerhalb der Lufthülle der Erde beschäftigt sich der Verf. mit Licht, Wärme, Luftdruck, Wind und Niederschlägen. Daran schließen sich Erörterungen über Änderungen des Klimas und die Wechselbeziehungen des letzteren zum Leben im allgemeinen und dem der Völker im besonderen. Das Leben der Erde gliedert sich in einen biogeographischen und einen anthropogeographischen Teil. Die Darstellung ist durchwegs anschaulich und fesselnd, freilich oft nicht frei von behäbiger Breite. Sie steht am höchsten in den anthropogeographischen Abschnitten und in dem Kapitel über die Gletscher und die Firngrenze. Durch den kritischen Maßstab, der allerorts die Erörterungen begleitet, wie nicht minder durch eine erstaunliche Fülle von Einzelheiten gewinnt das Werk sowohl an Lebendigkeit und Frische als auch an Überzeugungskraft. Freilich wird gerade deswegen der Mangel des jedesmaligen Quellennachweises umso lebhafter empfunden. Nicht selten gelangt der Verf. auch zu philosophischen Reflexionen und Spekulationen, hinsichtlich deren ihm nicht jedermann wird ohneweiters beipflichten können. Tritt ferner allerorts das Bestreben zu systematisieren zutage, so krankt doch die befolgte Gliederung des Stoffes mehrmals an dem Mangel der notwendigen Schärfe und Einheitlichkeit, so daß Wiederholungen nicht bloß desselben Stoffes, sondern auch desselben Gedankens nicht vermieden werden konnten. Beispiele dieser Art sind S. 34 und 52 (Vorkommen des Delphins bei Bonn und des Wales bei London), S. 18 u. 306 (Büßerschnee), S. 23 u. 346

(Gletscherkorn), S. 68 und 105 (Grundwasser), S. 66, 67, 182 (Vogelbad), S. 277 und 390 (Eisberge). Daß hiebei auch abweichende Darstellungen eintreten können, beweist S. 55, wo es heißt, daß der Laich der Amphibien vom Salzwasser rasch getötet wird, während S. 85 darauf aufmerksam gemacht wird, daß das Laichen der Frösche in der Ostsee bei Greifswald ein Beweis dafür sei, daß es nicht wenige Tiere gibt, die aus dem Süßwasser ins salzige Wasser übergegangen sind. Auch S. 99 widerspricht hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Po und Etsch dem auf S. 127 Gesagten. Ebenso vermißt man bei der Behandlung der Rolle des Erdinnern als Wärmequelle eine vollkommene Übereinstimmung zwischen S. 417 und S. 508. Ähnliches gilt bezüglich der Auffassung der Bergkrankheit auf S. 503 und S. 535. Auf S. 109 heißt es, daß die Kura sich mit dem Araxes vereinigt, S. 135 dagegen, daß sich der letztere eine eigene Mündung gebildet hat. Das Stettinerhaff S. 154 als See anzunehmen, widerspricht der Definition auf der vorhergehenden Seite. Daß der Plattensee S. 157 990 Km^2 , S. 161 614 Km^2 und S. 192 600 Km^2 Fläche besitzt, scheint wohl auf mehr als einem Druckfehler zu beruhen. Auffallend ist, daß die Entstehung der Seen erst nach der Definition der Seen und nach ihren morphologischen Eigenheiten und ihren hydrologischen und hydraulischen Verhältnissen erörtert wird. Während ferner schon auf S. 46 das Gefrieren der Seen und Flüsse beschrieben wird, folgt S. 295 wieder ein eigener Abschnitt über die Eisbildung und S. 296 ein solcher über See- und Flußeis; ähnlich wird erst S. 297 das Salzwassereis und seine Formen behandelt, nachdem sich der Verf. schon von S. 264—285 mit dem Meereise befaßt hat. Daß die Eiderente sich ihre Nahrung von 40 m tiefen Meeresboden holt, wie es S. 53 heißt, erscheint etwas unwahrscheinlich. S. 62 sollten die Brunnen von Bonn in schärferer Weise mit dem Grundwasserströme in Beziehung gebracht, statt als Quellen bezeichnet werden. Auf S. 189 ist von Seen auf dem Stilsjerjoch die Rede. Mit Ausnahme des kleinen Tümpels am Westabhange des Breitkammes gibt es selbst in der Nähe des Joches keinen See. Der Goldsee östlich von der Bötispitze und das Seele nordwestlich von der Karspitze sind keine Paßseen. Vielleicht sollte es Seen auf dem Pfitscherjoch heißen. Bei der Beschreibung der Mächtigkeit der Gletscher hätten auch die Ergebnisse der Bohrungen von Blümcke und Hoß auf dem Hinterseeferner, ebenso S. 363 die Crammersche Theorie Erwähnung verdient. Der Wert eines Weingeistbarometers dürfte etwas zweifelhaft sein (S. 437). Das Kapitel über die Verdunstung S. 465 ist ziemlich kurz geraten. Die permokarbonen Eiszeit Spuren, deren der Verf. erst anlässlich der Änderungen und Schwankungen der Klimate S. 498 und 499 gedenkt, sollten wohl auch schon S. 395 in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

... durch das Gesagte den hervorragenden Malern zu wollen, glauben wir gerade dem Lehrer der Erd- sondern auch metho- ihm lernen kann, in vergleichende Geographie andlung des Stoffes nicht, sondern auch die Geschichte ud und Gemüt zu vereinen. — ung eine musterhafte ist, braucht phischen Institutes nicht besonders Das Studium des Werkes kann den at dringend genug empfohlen werden.

... Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebens- en, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden . Bände. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

... el enthält bereits eine kurze Inhaltsangabe des Werkes. rgewicht des Gebotenen liegt in den Abbildungen. Sie mit wenigen Ausnahmen dem Hutchinsonschen Buche über abenden Rassen des Menschengeschlechtes“ entnommen. Der Band bringt 376, der zweite 400 Abbildungen. Vier von en sind färbig. Dieser reiche bildliche Schmuck, fast durch- wegs nach Originalphotographien angefertigt, soll den Beschauer zunächst in das Verständnis der äußeren Erscheinung der ver- schiedenen Völker einführen. Der populär geschriebene Text unter- stützt ihn durch Schilderungen der Lebensweise im Krieg und Frieden und vermittelt auch einen Einblick in die Sitten und Ge- bräuche bei Geburt, Heirat und Tod. In allgemeinen Zügen wird auch des geographischen Charakters des Landes, der klimatischen Zustände und der Tier- und Pflanzenwelt gedacht, um die Bezie- hungen zwischen diesen Faktoren und dem Leben der Menschen nachzuweisen. Mit der Anordnung des Stoffes kann man sich nicht in allen Punkten einverstanden erklären. Vom ethnographischen Standpunkte aus hätte sich eine Behandlung nach Völkerkreisen und damit auch ein enger Anschluß an die übrigens nicht sehr schöne Karte der geographischen Verteilung der Völker der Erde, welche dem zweiten Bande beigegeben ist, empfohlen. Im Gegen- satze hiezu wird die Beschreibung der Völker in Form einer Reise vorgenommen, welche in Polynesien beginnt und uns nach der Darstellung der Inselwelt und Australiens über die Brücke des malaischen Archipels zu den Bewohnern Hinterindiens, Chinas und Japans geleitet. Von der Mandchurei werden wir durch die Mon- golei über Ostturkestan nach Tibet, Indien und den Staaten Irans geführt, worauf wir über Russ.-Turkestan, Buchara und Chiwa nach Sibirien gelangen. Über Kaukasien, Armenien, Mesopotamien

Die Erde und das Leben ang. v. J. Müllner. 1888. Verfasser, ähnlich wie Hutterbusch, hat mehrere Anstellungen, die er zuerst in hohem Maße aus- geübt hat und hält auch eine Reise nach Ostturkestan, Buchara und Chiwa vor.

und Syrien kehren wir dann wieder zu den Gestaden des Indischen Ozeans, nach Arabien, zurück. Diese Art der Betrachtung der asiatischen Völker kann nur darin ihre Erklärung finden, daß durch sie der Anschluß der afrikanischen Völker, mit denen der zweite Band einsetzt, in rein geographischem Sinne leichter bewerkstelligt werden konnte. Dafür werden wir aber von Südafrika wieder unmittelbar nach Rußland, Lappland, Finnland und Skandinavien versetzt, um dann später die Völker Österreich-Ungarns zwischen Portugal und den Bewohnern der Balkanhalbinsel kennen zu lernen. In gewaltigem Sprunge werden wir hierauf von Griechenland nach Amerika gebracht, dessen Völker uns der Verf. am Schlusse seines Werkes vorführt. Die Abbildungen müssen größtenteils als recht typisch bezeichnet werden, wenn auch manche den Stempel von Atelieraufnahmen, wie beispielsweise das italienische Hirtenmädchen (II. Bd., S. 307), an sich tragen. Daraus erklärt es sich auch, daß auf dem Bilde der Frau aus Campobasso in den Abruzzen und dem der Frauen von der Insel Procida bei Neapel der gleiche Hintergrund erscheint. Weniger gelungen sind einige Holzschnitte. Die Bilder des Werkes dürften nur in beschränktem Maße im Unterrichte Verwendung finden können. Dafür wird der Text manch schätzenswerten Beitrag zur Belebung des Unterrichtes bieten.

Pahde A., Erdkunde für höhere Lehranstalten. IV. Teil: Mittelstufe, drittes Stück. Mit einem Titelbild und drei Abbildungen im Text. Glogau, K. Flemming 1902.

Das zum III. Teile Bemerkte (vgl. die Besprechung S. 236 ff.) gilt im vollen Umfange auch von dem IV. Wieder stören zahlreiche Verweise und Anmerkungen. Die Zahl der letzteren beträgt nahezu 600. Das Geologische steht oft in recht losem Zusammenhange mit dem Texte; häufig ist es geradezu als überflüssig zu bezeichnen. Abgesehen davon, daß z. B. S. 39 der Name Devon recht unvermittelt auftritt, sind die geologischen Erläuterungen einigemal wenig durchsichtig. So erfährt der Schüler S. 26, Anm. 4, daß der Verwitterungsboden des Muschelkalkes dem Getreide förderlich ist, S. 65 dagegen, daß sich der Ackerbau auf der Höhe der wasserarmen Muschelkalkflächen wenig lohnt. Mit der Zerreißung der staatlichen Gebilde und ihrer Ortskunde nach physikalisch-geographischen Einheiten kann sich der Ref. nicht einverstanden erklären. Dem Geschichtlichen ist mit Unrecht sowohl im Texte als auch in den Anmerkungen ein sehr breiter Raum gewährt. Was S. 94, 95 oder 111 enthalten, gehört füglich in ein Geschichtsbuch. Die Textierung ist nicht durchwegs klar und bündig. Es sei in dieser Hinsicht auf S. 10 B 5 a oder den Ausdruck: „die kleine Beamtenstadt Aurich, durch Viehmärkte wichtig“ (S. 132) verwiesen. Daß sich wieder recht viel Ungeographisches findet,

zeigt die Anführung des englischen Wortes Hock (S. 46, Anm. 7) und des Pastors v. Bodelschwingh (S. 59, Anm. 2) oder die Erklärung des S auf den Torpedobooten (S. 114, Anm. 3) und die des Wortes Yacht (S. 118). Auch die vollständigen Titel der Universitäten könnte man in einer Erdkunde leicht missen. Die Tiefe des Königsees (S. 11) beträgt etwa $\frac{1}{10}$ der relativen Höhe des Watzmann über seinem Spiegel. Die Definition der Talseen auf dieser Seite ist unzutreffend. Auf S. 187 steht eine veraltete Einwohnerzahl des Deutschen Reiches.

Wien.

J. Müllner.

Dr. E. Bardeys Aufgabensammlung, methodisch geordnet, mehr als 8000 Aufgaben enthaltend über alle Teile der Elementararithmetik. Für Mittelschulen nach der neuesten Auflage bearbeitet von F. Schiffner, Professor an der Staats-Oberrealschule im III. Bezirke in Wien, und Dr. G. Wagner, Professor am Staatsgymnasium im VI. Bezirke in Wien. Wien, Karl Graessner & Cie. 1903. Preis geb. 3 K 60 h.

Die Aufgabensammlung von Dr. Bardey erfreut sich seit ihrem Bestande eines vollkommen berechtigten Ansehens und einer allgemeinen Beliebtheit, so daß es freudig begrüßt werden muß, daß zwei tüchtige Schulmänner dieselbe den österreichischen Verhältnissen anpassen und dadurch ein sehr geeignetes Übungsbuch der Arithmetik für unsere Mittelschulen schufen.

Den einzelnen Abschnitten wurden die in diesen zur Anwendung kommenden Theoreme in übersichtlicher Weise vorangestellt. Auf die Deduktion dieser Beweise wurde nicht eingegangen, da das parallel mit der Aufgabensammlung gebrauchte Buch dieselben enthalten soll. Historische Daten wurden in zweckentsprechender Weise als Fußnoten gegeben.

Im einzelnen wäre folgendes zu bemerken: die Horner'sche Divisionsmethode ist mit Recht aufgenommen und in mehreren Beispielen zur Anwendung gebracht worden. Daß die Verfasser bei der Behandlung der Zahlensysteme maßvoll vorgegangen sind, kann nur gebilligt werden. Dem Rechnen mit unvollständigen Dezimalzahlen wurde die entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Aufgaben über Verhältnisse und Proportionen wurden nach ihrer Zusammengehörigkeit in Gruppen eingeteilt. Die goniometrischen Aufgaben, die im Abschnitte über Logarithmen gestellt wurden, hätten wegbleiben können, da sie in der Geometrie eingehend behandelt werden müssen. Nicht unwesentlich sind die wenigen Aufgaben, die sich auf die elementare Berechnung der Briggs'schen Logarithmen beziehen. Recht zahlreich und sehr instruktiv sind die auf die Gleichungen bezugnehmenden Übungsaufgaben, die ebenfalls nach der Auflösungsmethode in Gruppen

geteilt sind. In den Textaufgaben hat die Gleichartigkeit der betreffenden Aufgaben zur Gruppenbildung geführt. In den sogenannten Bewegungsaufgaben hätten statt der reichsdeutschen Verhältnisse vorteilhafter österreichische Platz greifen sollen. Zweckentsprechend muß auch die Berücksichtigung physikalischer und chemischer Aufgaben bezeichnet werden. Bemerkenswert ist ferner jener Abschnitt, der von den höheren Gleichungen handelt, die sich auf quadratische Gleichungen zurückführen lassen. Als Anwendungen der quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten werden unter anderem auch Aufgaben der Stereometrie und der analytischen Geometrie gestellt. Auf Aufgaben der Lebensversicherung ist eingegangen worden und es wurde auch auf die Tafel von Deparcieux Bezug genommen. Beispiele bezüglich der Verbindung von arithmetischen und geometrischen Reihen sind in folgenden enthalten. Der binomische Satz ist nur für ganze positive Exponenten gegeben worden, wie es der Vorschrift über die Behandlung dieses Satzes an unseren Mittelschulen entspricht.

Unter allen Umständen kann man die vorliegende Aufgabensammlung als eine sehr sorgfältig gearbeitete bezeichnen, die sich enge an die Unterrichtsverhältnisse und Unterrichtsbedürfnisse an unseren Mittelschulen anschließt. Die Ausstattung derselben ist eine gute, deren Preis ein mäßiger, alles Bedingungen, die der Einführung des Buches in die Schule nur förderlich sein werden.

Lehrbuch der Physik. Von O. D. Chwolson, Professor an der kaiserlichen Universität zu St. Petersburg. I. Band. Übersetzt von H. Pflaum, Oberlehrer in Riga. Mit 412 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902.

Chwolson gehört zu den ersten Physikern der Jetztzeit, und es ist nur begreiflich und begründet, daß man das Erscheinen des vorliegenden Lehrbuches der Physik aufs freudigste begrüßt und die Darlegungen dieses Gelehrten, die viel des Originellen bieten, mit besonderem Interesse verfolgt. Das Buch ist derart angelegt und ausgeführt, daß es den Bedürfnissen des Fachmannes ebenso gut wie jenen des Studierenden der Physik und überhaupt der Naturwissenschaften entspricht. Die vorzügliche Klarheit der Darstellung, die wir in dem Buche antreffen, die Präzision der gewählten Sprache, die Einfachheit in den Darlegungen auch schwieriger Partien der Physik rechtfertigen sicher die Behauptung, daß das Buch auch den Lehrern der Physik an den höheren Schulen sich sehr nützlich erweisen wird, und diesen aufs beste empfohlen werden kann.

Es kann nicht übergangen werden, zu erwähnen, daß das Buch, als es im Jahre 1897 in russischer Sprache erschien, die Aufmerksamkeit aller Fachgenossen in hervorragendem Maße erregte. Schon damals wurde betont, daß das Buch sich auch für den

Selbstunterricht des werdenden Fachmannes in vortrefflicher Weise eignet.

In dem ersten Bande ist außer einer sehr gehaltvollen Einleitung die Mechanik, die Lehre von den Meßinstrumenten und Meßmethoden, jene von den Gasen, Flüssigkeiten und festen Körpern behandelt worden. Auf die Darlegung der experimentellen Methoden ist in ausführlicher Weise eingegangen worden; ebenso wurde die Theorie der Erscheinungen in recht ansprechender Weise erörtert, wobei der deduktiven mathematischen Behandlung ein ziemlich großer Spielraum gelassen wurde. Allerdings wurde dieselbe nur soweit geführt, als es sich im Gebiete der allgemeinen Physik erforderlich erwies. So wurde z. B. die Theorie der Elastizität soweit gegeben, als sie für die Darlegung der Meßmethoden und die Bestimmung der Konstanten notwendig erschien. Sehr wertvoll sind die vielfachen Literaturangaben, die jedem Abschnitte beigegeben sind. Sie werden dazu dienen können, den Studierenden die Wege zu weisen, um in die Originalabhandlungen eindringen zu können. Die Quellenangaben sind bis in die neueste Zeit geführt worden.

Im einzelnen seien folgende Punkte hervorgehoben: In dem Abschnitte, der von der Mechanik handelt, ist in erster Linie auf die Kinematik die gebührende Rücksicht genommen worden. Es werden die Grundbegriffe der Mechanik in sehr präziser und klarer Weise besprochen und festgestellt. Erst dann wird auf die fundamentalen Gesetze der Bewegung, welche von Newton in seinen „*Principia Philosophiae naturalis*“ aufgestellt wurden, des Näheren eingegangen. Das zweite Bewegungsgesetz, daß die Bewegungsänderung proportional der bewegenden Kraft ist und mit ihr gleiche Richtung hat, leitet der Verf. zu den Begriffen der Masse, der Krafteinheit und der Dichte. Sehr instruktiv ist der Abschnitt über Arbeit und Energie verfaßt. Besonders wurde auf die Betrachtung der Formen der Energie eingegangen. Der Verf. unterscheidet drei Energieprinzipien, von denen das erste besagt, daß die Energie eines Körpers oder eines Systemes von Körpern eine endliche, eindeutige und stetige Funktion seines Zustandes ist; im zweiten ist ausgesprochen, daß Energie weder entstehen noch vergehen kann, daß jedoch dieselbe von einer Form in eine äquivalente Menge Energie einer anderen Form übergehen kann, während im dritten enthalten ist, daß die Energieumwandlungen gewissermaßen an eine Richtung gebunden sind und daß einige Umwandlungen vollständig seien und von selbst vor sich gehen können, andere jedoch nur unter bestimmten Bedingungen; es kann dabei nur ein Teil des gegebenen Energievorrates sich der betrachteten Umwandlung unterziehen.

Im folgenden wird in sehr anziehender und ziemlich erschöpfender Weise die Lehre von der harmonischen Schwingungsbewegung zur Darstellung gebracht. Namentlich wird das Problem

der Zusammensetzung und Zerlegung von harmonischen Bewegungen eingehend erörtert. Für theoretisch optische Betrachtungen belangreich ist die Aufgabe der Zusammensetzung zweier gleichförmigen Bewegungen, die mit gleicher Geschwindigkeit, aber in entgegengesetzter Richtung auf derselben Kreislinie vor sich gehen, ebenso die Zerlegung einer geraden harmonischen Schwingungsbewegung in zwei Kreisbewegungen. Weiters wird die Zusammensetzung harmonischer Schwingungsbewegungen von ungleicher Periode betrachtet. Wichtig für später zu besprechende Fälle ist auch der Abschnitt, der von den gedämpften Schwingungsbewegungen handelt. Es wird in diesem Abschnitte gezeigt, daß die einander folgenden Amplituden nach dem Gesetze einer geometrischen Progression abnehmen, wobei vorausgesetzt ist, daß die dämpfende Kraft proportional der jeweiligen Geschwindigkeit des bewegten Punktes ist. Mit großer Genauigkeit ist die Interferenz von Wellenbewegungen zur Sprache gebracht worden. Die Ableitungen, die sich auf das Huygensehe Prinzip beziehen, sind sehr klar und elementar gehalten; aus dem genannten Prinzipie werden sofort an dieser Stelle die erforderlichen Schlüsse auf Diffraktion, Reflexion und Brechung von Wellen und Strahlen gezogen. Gründlicher, als es sonst geschehen ist, wurde auf das bekannte Prinzip von Doppler eingegangen. Der nächste Abschnitt handelt von der allgemeinen Gravitation. Wenn man als Einheit der Kraft jene annimmt, mit welcher sich zwei Einheitsmassen anziehen, wenn sie voneinander um die Längeneinheit abstehen, dann hat man es mit der astronomischen Kräfteinheit zu tun. Als Grundeinheit der Masse und der Länge werden Gramm und Zentimeter angenommen. Man findet dann, daß die astronomische Kräfteinheit 15 Millionen kleiner als die absolute Kräfteinheit ist. Von großem naturphilosophischen Interesse ist das über die Fernwirkung und über die durch das Medium vermittelte Wirkung Gesagte. Ebenso werden die Deduktionen Interesse erregen, die sich auf die Anziehung einer Kugelschale und einer Kugel auf einen Punkt beziehen. In dem folgenden Abschnitte sind die Elemente der Potentialtheorie in sehr anschaulicher — man kann wohl sagen in elementarer — Weise auseinander gesetzt. Erst in den Aufgaben über diesen Gegenstand mußten die Mittel des Infinitesimalkalküls zu Hilfe genommen werden. Unter anderem wird auch — für spätere Untersuchungen von Wichtigkeit — die Arbeit gerechnet, welche geleistet wird, wenn die Masse einer Kugel vom Radius R sich derart kontrahiert, daß sie nunmehr eine Kugel von einem kleinerem Radius bildet. — Im folgenden wird von der Schwerkraft und den diesbezüglichen Problemen gesprochen. In ganz elementarer Weise leitet der Verf., gestützt auf das Prinzip der Erhaltung der Kraft, die Formel für die Schwingungsdauer eines physischen Pendels ab. — Der nächste Abschnitt umfaßt die Lehre von den Dimensionen physikalischer Größen. Dabei wird besonders eingehend der Fall

in Erwägung gezogen, daß von einem Maßsystem auf ein anderes übergegangen wird.

Ganz vortrefflich und eingehend ist der Abschnitt über Meßapparate und Meßmethoden verfaßt. Zunächst finden wir allgemeine Bemerkungen über physikalische Messungen, wobei auch der bei diesen auftretenden Fehler und der Ausgleichsrechnung gedacht wird. Durch Beispiele wird die Methode der kleinsten Quadrate, die nur in ihren Grundsätzen theoretisch erläutert werden konnte, dem Verständnis des Studierenden nähergebracht. Hierauf geht der Verf. auf die Besprechung der Hilfsapparate ein, dann auf das Messen von Längen und Flächen, von Winkeln, wobei die vorzüglichen Goniometer der neuesten Zeit zur Sprache kommen. In dem Abschnitte über die Messung des Volumens werden namentlich die Volumenometer beschrieben. Besonders genau wird die Einrichtung und der Gebrauch der Wage erläutert, auf die verschiedenen Korrekturen eingegangen sowie die mannigfachen Arten der Wagen beschrieben. Für die weiteren Abschnitte erwies es sich erforderlich, speziell auf die unifilare und bifilare Drehwage aufmerksam zu machen und Theorie und Praxis derselben zu erläutern. In der Lehre von der Zeitmessung finden sich in ganz entsprechender Weise die Chronographen erörtert. Kurz wird nur angegeben, daß es mittelst optischer Vorgänge ermöglicht ist, Zeitintervalle von der Größenordnung 10^{-8} bis 10^{-9} Sekunden zu messen.

Bei der Messung der Intensität der Schwerkraft war es geboten, eingehend auf die Bestimmung der Schwerebeschleunigung zurückzukommen; hiebei wird auf die neuesten Formen der Reversionspendel aufmerksam gemacht. Von neueren Messungen der mittleren Erddichte, welche in dem Buche besprochen werden, sind besonders jene von Gerschun (1899) und Eötvös hervorgehoben.

Im folgenden finden wir die Physik der gasförmigen Körper besprochen. Auch hier werden die neuesten Forschungen und deren Ergebnisse herangezogen und gewissenhaft verarbeitet. Die verschiedenen Apparate der Aerostatik werden eingehend beschrieben und durch vortrefflich ausgeführte Figuren dargestellt. Die Grundlagen der kinetischen Gastheorie werden in dem Buche gegeben. Dabei werden die thermischen Verhältnisse eines Gases zur Sprache gebracht. Eingehender, als es sonst zu geschehen pflegt, hat auch der Verf. den Widerstand der Gase gegen die Bewegung fester Körper erörtert. Einige theoretische Erörterungen über die Dissociation der Gase bilden den Schluß dieses Abschnittes. Es erscheint vollkommen naturgemäß, wenn der Verf. die Eigenschaften der Körper in den verschiedenen Aggregatzuständen in der Art behandelt, daß er von dem einfachen Fall der idealen Gase ausgeht, dann zu den Flüssigkeiten und zu den Molekulareigenschaften fester Körper fortschreitet. Es ist bei dieser Gruppierung der Grad der Intensität der Molekularkräfte, die wir als Kohäsion bezeichnen,

maßgebend gewesen. Bezüglich des Verdunstens der Flüssigkeiten wird die kinetische Theorie derselben herangezogen, auf welche im Detail nicht näher eingegangen werden konnte. In besonders anregender Weise wird der Abschnitt über die Oberflächenspannung der Flüssigkeiten dargestellt. Hierbei wird die von Gauß gegebene Theorie zugrunde gelegt. Die Frage nach der Realität der Oberflächenspannung wird vom Verf. noch offen gelassen; es genügt zur Darstellung und Erklärung der Erscheinungen die Analogie zwischen den Eigenschaften der Oberflächenschichte und jenen einer gespannten elastischen Membran. Durch einfache geometrische Betrachtungen gelingt es dem Verf., den Zusammenhang zwischen Normaldruck und Oberflächenspannung anzugeben. Die Bestimmung des absoluten Wertes des Normaldruckes, die eine sehr bedeutende (z. B. für Äther 1284 Atmosphären) ist, wird im folgenden gelehrt. Auch die Gleichung für die Oberflächenspannung bei Berührung mehrerer Medien wird entwickelt, dann der verschiedenen Erscheinungen der Adhäsion und Kohäsion gedacht. Hierbei werden auch die Erscheinungen der scheinbaren Anziehung und Abstoßung teilweise in Flüssigkeit tauchender Körper beschrieben und theoretisch erläutert. Die Methoden zur Bestimmung der Oberflächenspannung und der Kapillaritätskonstanten werden in übersichtlicher Weise zusammengestellt und auch deren Beeinflussung durch die Temperatur berücksichtigt.

Die umfangreiche Literatur dieses Gegenstandes ist dem Abschnitte beigegeben. Wir hätten nur den für den Gebrauch wichtigen Wunsch, daß die Angabe der Quellen in chronologischer Weise vollzogen worden wäre. — In den Abschnitten über Lösungen von festen und flüssigen Körpern sind die neuesten Forschungen auf diesem Grenzgebiete der Physik und Chemie berücksichtigt worden.

Weiterhin werden die Erscheinungen der Diffusion und Endosmose dargelegt. Es wird auch in Kürze der Methode von Wiener Erwähnung getan, um den Diffusionskoeffizienten zu bestimmen; bei dieser wird der Weg beobachtet, den ein Lichtstrahl einschlägt, wenn er eine Flüssigkeitssäule durchdringt, in welcher Diffusion stattfindet. Die Lehre vom osmotischen Drucke, die Gesetze von Boyle-Mariotte, Gay-Lussac und Avogadro für Lösungen werden gewürdigt. Was die innere Reibung von Flüssigkeiten betrifft, so werden namentlich die Methoden von Coulomb, Helmholtz, Margules herangezogen, um den Reibungskoeffizienten zu bestimmen. Beim Studium der Bewegung von Flüssigkeiten nimmt der Verf. seinen Ausgangspunkt vom Prinzip der Erhaltung der Energie. Nur kurz, vielleicht zu kurz, wird in dem Buche der Flüssigkeitswellen und der Wirbelringe gedacht. Die hiefür geltenden Formen werden nicht abgeleitet, sondern nur angeschrieben und diskutiert. Kurz wird nur auf die Theorie der Wirbelringe von Helmholtz eingegangen.

Im letzten Abschnitte des vorliegenden Bandes wird die Lehre von den festen Körpern behandelt, soweit bei denselben die Molekularverhältnisse zur Sprache gebracht werden müssen. Die Verhältnisse der Krystallisation, die Lehre von der Dichte fester Körper, die Deformationen derselben mit besonderer Berücksichtigung der Festigkeits- und Elastizitätsverhältnisse werden besprochen. Besonderes Interesse erregen die Abschnitte über Zähigkeit und Fluidität, wobei namentlich auf die Untersuchungen von Tresca Bezug genommen wird. Ebenso werden die Versuche von Spring und Roberts Austen, die sich auf die Wirkung des Druckes auf sich berührende Körper beziehen, ferner jene über elastische Nachwirkung und elastische Hysteresis angegeben. Den Schluß bildet die Besprechung der Erscheinungen der Reibung und des Stoßes fester Körper. Bezüglich der Stoßdauer wird auf die Experimente von Hamburger und auf die theoretischen Betrachtungen von Hertz aufmerksam gemacht.

Wie schon oben mehrfach erwähnt wurde, gibt der Verf. in seinem großartig angelegten Buche zumeist nur Anregungen für das Studium der Originalabhandlungen und Quellen. Dem Erscheinen der weiteren Bände wird mit begreiflicher Spannung entgegen gesehen.

Sichtbare und unsichtbare Bewegungen. Von H. A. Lorentz unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. Mit 40 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902. Preis 8 Mk.

Der Verf. hielt im Februar und März 1901 auf Einladung des Vorstandes des Departements Leiden der Maatschappij tot nut van 't algemeen Vorträge über das angegebene Thema, die nun in deutscher Übersetzung und Bearbeitung vorliegen. Er bezweckte hierbei einen Einblick in einige der wichtigsten Anschauungen und Theorien der modernen Physik zu eröffnen. Prof. H. A. Lorentz behandelt in den sieben Vorlesungen die geradlinigen, die krummlinigen und schwingenden Bewegungen einschließlich der Lehre von den Lichtstrahlen, geht dann zur Theorie der Molekularbewegungen und zur Erörterung der elektrischen Erscheinungen über und durchläuft in einem letzten Vortrage das ganze Gebiet noch einmal an der Hand des Energiegesetzes.

An allen Stellen erkennt man den Geist des bedeutenden Forschers, als welcher Lorentz seit einer Reihe von Jahren gilt. Wenn auch die Mittel der Mathematik bei der Erklärung der einzelnen Erscheinungen von ihm in der vorliegenden Schrift nur in bescheidenster Weise angewendet werden, so ist die ganze Ausdrucksweise, die uns entgegentritt, die Deduktion des Gebotenen eine solche, wie sie der präzisen mathematischen Darstellung entspricht. Der Physiker vom Fache erwarte durchaus nicht, aus diesem Buche sachlich Neues zu erfahren und zu lernen, in

methodischer Hinsicht aber wird es ihm mancherlei fruchtbringende Anregung bieten. Dank dieser in jeder Beziehung durchgeistigten Methode wurden auch schwierigere Fälle in das rechte Licht gesetzt, so die Grundsätze der kinetischen Gastheorie und die Folgerungen aus dieser. In ganz eigentümlicher Weise erscheint die Lehre von den elektrischen Erscheinungen behandelt; der Verf. verbreitet die Vorstellung, daß in jeder Materie äußerst kleine Teile vorhanden sind, von denen die eine Hälfte eine unveränderlich positive und die andere Hälfte eine fortdauernde negative Ladung hat. Solche Teilchen werden Elektronen genannt. Der Äther soll frei von Elektronen sein, er ist aber jenes Medium, das für alle Wirkungen zwischen den geladenen Teilchen zu sorgen hat. Auch in diesem Abschnitte werden zur Erklärung der Erscheinungen hydrodynamische Vergleiche herangezogen, die das Verständnis des Vorgetragenen wesentlich erleichtern. Der elektrische Strom wird dann entstehen, wenn die Elektronen in Bewegung versetzt werden, was durch verschiedene Mittel geschehen kann. Die Erscheinungen im magnetischen Felde studiert der Verf. eingehend; namentlich beschäftigt er sich mit der Wirkung eines Magnetes auf bewegliche Elektronen. In sehr eleganter Weise wird die von Zeemann entdeckte Erscheinung des Einflusses der magnetischen Kräfte auf die Ausstrahlung des Lichtes studiert. Er macht hiebei die Voraussetzung, daß die kleinen Teilchen, die in den leuchtenden Gegenständen schwingen und durch ihren Einfluß auf den Äther die Ausstrahlung erzeugen, nichts anderes als die Elektronen sind. Am Schlusse dieses bemerkenswerten Abschnittes nennt der Verf. die Elektronen das Band zwischen dem wägbaren Stoffe und dem Äther, welche es allein sind, die so mit diesem Medium zusammenhängen, daß durch ihre Anwesenheit und ihre Bewegung der Zustand des Äthers verändert wird. Im Schlußabschnitte, der von der Erläuterung des Prinzipes der Erhaltung der Energie handelt, hat der Verf. unter anderen auch der Grundsätze der mechanischen Wärmetheorie gedacht; ebenso zeigte er, daß die Induktionsströme diesem Prinzipie vollkommen entsprechen, daß allgemein die elektrischen und magnetischen Wirkungen durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie beherrscht werden.

Die Physiker seien auf diese fesselnd geschriebene Schrift aufmerksam gemacht.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

R. H. Blochmann, Licht und Wärme, gemeinfaßlich dargestellt. Mit 81 Abbildungen. Leipzig 1902, C. E. Poeschel. 272 SS. Preis geb. Mk. 3·80, eleg. geb. Mk. 4·60, in feinem Originalb. Mk. 5.

Die Arbeit schließt sich der von demselben Verf. bereits erschienenen „Mechanik und Akustik“ an. Das vorliegende Bänd-

chen enthält die Lehre von der Wärme und vom Licht. In der Lehre von der Wärme wird I. die Ausdehnung der Materie durch die Wärme und II. die Mitteilung der Wärme an andere Körper und das mechanische Wärmeäquivalent; in der Lehre vom Licht werden I. Beobachtungen an Lichtstrahlen, die sich nur in einem Medium bewegen, und II. der Weg des Lichtstrahls beim Übergang von einem in ein anderes Medium, die Erscheinungen der Brechung, Interferenz, Polarisierung, Doppelbrechung und das optische Drehungsvermögen besprochen.

Der Verf. hat sich bemüht, mathematische Vorkenntnisse so wenig als möglich zur Bedingung des Verständnisses zu machen, um jedermann die Möglichkeit zu geben, das Buch zu lesen. Dementsprechend konnten natürlich nur die breiten Grundlagen aus der Lehre vom Licht und der Wärme behandelt werden. Die Darstellung ist klar und allgemein verständlich, der Druck leicht lesbar und die Ausstattung des Buches geschmackvoll. Das Buch kann somit warm empfohlen werden.

Max Zerbst, Bewegung! Grundlage einer neuen Weltanschauung.
Dresden, K. Klinger 1902. 60 SS.

Der Verf. glaubt mit seiner Arbeit das Problem gelöst zu haben, die Atomhypothese durch eine andere Wirklichkeitshypothese zu ersetzen, welche, ohne den Boden der Empirie zu verlassen, alles das aufklärt und verständlich macht, was der Atomismus in ewigem Dunkel läßt. Die Grundzüge dieser neuen Hypothese sind folgende: 1. Es gibt nur eine Wirklichkeitstatsache. Diese heißt: Bewegung; 2. Die ganze uns bekannte Natur oder Welt, alle übrigen Dinge, Erscheinungen und Vorgänge sind Bewegungsformen. — Der Verf. bezeichnet mit großem Selbstbewußtsein seine Lehre als die tiefste und grundsätzlichsie Umwertung, welche bis jetzt in der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu verzeichnen ist. Er vernichtet, wie er sagt, die ganze bisher als fest und unerschütterlich gedachte Welt und läßt vor unseren „erstaunten Blicken eine neue, tausendmal großartigere Welt auftauchen, eine unbekante und unerforschte Welt, unermeßlicher und unerschöpflicher Bildungs- und Gestaltungsmöglichkeiten“. Damit befreit er uns, wie er meint, von dem verhängnisvollsten und furchtbarsten Vorurteil, das uns bisher gefangen hielt, von dem Vorurteilsungeheuer, dessen starres Medusenantlitz uns aus allem Tun und Schaffen unfaßbar - entsetzlich entgegengrinst, von der Substanz!

Nun, so arg ist es wohl nicht. Erstens ist die Lehre des Verf., nämlich von der Substanz abzusehen und die Bewegung als das wirklich Seiende zu betrachten, durchaus nicht neu: sie ist von Heraklit bis Ostwald wiederholt aufgetaucht. Zweitens bleibt der Verf. den Nachweis schuldig, daß seine Hypothese alles das

aufklärt, was die Atomistik in Dunkel läßt. Statt dessen vertritt er uns auf die Zukunft, dieser Nachweis werde gelingen, wenn uns die Überzeugung in Fleisch und Blut übergegangen sein wird, daß das Reich der Wirklichkeit nur im Reiche der Bewegung gesucht werden muß. Woher aber soll diese Überzeugung kommen, wenn nicht eben aus dem Nachweis, den der Verf. schuldig bleibt. Und drittens, gar so unfaßbar-entsetzlich ist der Atomismus mit seinem Substanzbegriff denn doch nicht. Der Atomismus hat die Aufgabe, uns ein anschauliches Bild, wohlgemerkt ein Bild von der Welt zu geben. Diese Aufgabe erfüllt er; darum wird er so lange in Geltung bleiben, bis es gelungen ist, das atomistische, substanzuelle Weltbild durch ein noch anschaulicheres zu ersetzen. Das ist dem Verf. nicht gelungen. Deshalb ist es wohl auch recht und billig, wenn er am Schlusse seiner Arbeit etwas bescheidener wird und sagt, er wolle nichts anderes als eine Skizze, eine Anregung, im wesentlichen nur Andeutungen geben.

Prof. Dr. J. B. Seidenberger, Grundlinien idealer Weltanschauung aus O. Willmanns „Geschichte des Idealismus“ und seiner „Didaktik“. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902. VIII und 300 SS.

Das Buch hat die Aufgabe, die Grundgedanken aus O. Willmanns im Titel erwähnten Werken weiteren Kreisen, namentlich der akademischen Jugend, zugänglich zu machen. Nach einer Einleitung über das Wesen der idealen Weltanschauung bespricht der Verf. im I. Teil die Geschichte der idealen Weltanschauung (I. Der antike Idealismus; II. Die ideale Weltanschauung des alten Testaments; III. Der Idealismus im Mittelalter; IV. Die ideale Weltanschauung der Neuzeit), im II. Teil Glaube und Wissenschaft (I. Die Kunde aus Gott; religiöse Duldung; II. Das Streben nach Gott) und im III. Teil Leben und Lebensgemeinschaften.

Da die beiden Werke O. Willmanns in dieser Zeitschrift kurz nach ihrem Erscheinen ausführlich besprochen worden sind (die Didaktik 1896 von Rappold, die Geschichte des Idealismus 1898 von Frank), ist es nicht notwendig, auf den Inhalt des Buches näher einzugehen. Der Verf. hat seine Aufgabe mit gründlichem Fleiße durchgeführt, er hat das Wichtigste aus Willmanns Werken herausgehoben und in leicht faßlicher Darstellung zu einem einheitlichen, wohlgegliederten Ganzen zusammengefaßt. Das Buch kann somit empfohlen werden.

K. Remus, Die Naturkunde als Kräftelehre. Ostrowo (Bezirk Posen), Selbstverlag. 106 SS. Preis 1 K 90 h.

Die neuere Methodik des naturkundlichen Unterrichts in den unteren und mittleren Schulen zeigt im allgemeinen das Bestreben,

den Unterricht vom System soviel als möglich unabhängig zu machen. Im Stoffe selbst steckt, wie der Verf. sagt, eine natürliche Gesetzmäßigkeit, die ihn aus dem künstlichen Gefüge bringt und ihn naturgemäß zu lagern sucht. Dieser in der Natur selbst liegende, alles umfassenden Gesetzmäßigkeit nachzugehen und damit dem Faden nachzuspüren, auf den sich aller naturkundliche Lehrstoff reihen läßt, ist die Absicht des Verf.

Er erblickt diese allumfassende Gesetzmäßigkeit in dem Walten der Naturkräfte, wie Wärme, Kohäsion, Schwere, Licht, Adhäsion, chemische Kraft, Elektrizität, Muskelkraft, mechanische Kraft. Um nun zu zeigen, daß sich mit Hilfe der Gesetzmäßigkeit in dem Walten der Naturkräfte wirklich ein tieferes Verständnis der Natur erschließt, zeigt er an drei Beispielen, nämlich für die Kohäsion, die Adhäsion und die Schwerkraft, wie diese Kräfte beim Unterricht besprochen werden sollen und kommt nun zu dem Schluß, daß der gesamte physikalische Unterricht als eine Kräftelehre (Dynamologie) angesehen und demgemäß aufgebaut werden soll.

Er bespricht weiter einige Beziehungen zwischen Naturkräften und Lebensgemeinschaften, und zwar 1. Licht und Wald, 2. Muskelkraft und Garten, 3. Wärme und Wiese. Ein weiterer Abschnitt, der Mensch und die Naturkräfte, gelangt zu dem Schlusse: ohne Dynamologie keine Hygiene. Und endlich zeigt er, daß die dynamologische Darstellung auch im naturgeschichtlichen Unterricht angewendet werden kann.

Die Arbeit ist lesenswert und anregend; und wenn sie auch zunächst nur für eine bestimmte Lehranstalt, nämlich für das Lehrerseminar bestimmt ist, so werden doch die in ihr niedergelegten Gedanken auch für Lehrer anderer Anstalten manches Lehrreiche bieten. Die Schrift kann somit empfohlen werden. Ob sich die Gedanken des Verf. so ausschließlich, wie er es wünscht, werden durchführen lassen, ist freilich eine andere Frage. Der Verf. selbst sagt (S. 12), daß das System als Einteilungsgrund des Lehrstoffes vielleicht nicht völlig wird entbehrt werden können. Und wenn nun das System kein künstliches, sondern ein durch Beobachtung des Waltens der Naturkräfte in den Naturerscheinungen gewonnenes natürliches ist, dann wird einerseits die methodische Bedeutung des Systems in Geltung bleiben, andererseits aber auch der Wunsch des Verf. nach einer dynamologischen Darstellungsweise innerhalb dieses Systems erfüllt werden können.

Dr. Norbert Herz, Die Fortschritte der Naturwissenschaften im XIX. Jahrhundert. (Separatabdruck aus dem Progr. der Staats-Oberrealschule in Wien, XV. Bez., 1902.) 40 SS.

Der Verf. beschränkt sich mit Rücksicht auf den Raum von vornherein darauf, nur einen summarischen Überblick über die Fortschritte der Naturwissenschaften im XIX. Jahrh. zu geben.

Er bespricht die Fortschritte auf dem Gebiete der Astronomie, Geodäsie, Meteorologie, der reinen Physik, der Physik der Organismen, der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte, der Physiologie und weist schließlich auf den Einfluß der Fortschritte in den Naturwissenschaften auf die Philosophie hin. Absichtlich ausgeschlossen bleiben zwei Hauptgruppen, die systematischen Teile der beschreibenden Naturwissenschaften und die technischen Anwendungen auf dem Gebiete der Photographie, mechanischen und chemischen Technologie, Eisenbahn- und Telegraphenwesen, hydraulische, kalorische und elektrische Maschinen usw.

Ist schon das Thema ein interessantes, so ist auch die Durchführung interessant und anregend und zeigt eine volle Beherrschung des äußerst umfangreichen Stoffes. Die Arbeit kann somit bestens empfohlen werden.

Wien.

Franz Lukas.

Hermann v. Helmholtz von Leo Königsberger. II. Bd. mit zwei Bildnissen. XVI und 383 SS. gr. 8°. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. Preis geh. 8 Mk., in Leinwand geb. 10 Mk. in Halbfranz 12 Mk.

— — III. Bd. mit vier Bildnissen und einem Brieffaksimile. X und 142 SS. gr. 8°. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. Preis geh. 4 Mk., in Leinwand geb. 5 Mk., in Halbfranz 7 Mk.

Der zweite und dritte Band der großen Helmholtz-Biographie, deren erster Band bereits in dieser Zeitschrift angezeigt wurde, liegen nun ebenfalls vor. So wie im ersten Bande wird auch hier der Darlegung der zahlreichen und hochbedeutsamen Arbeiten Helmholtz' der erste Platz eingeräumt.

Schon in der Zeit seiner Tätigkeit als Professor der Physiologie in Heidelberg gingen seine Arbeiten in das Gebiet der experimentellen und bald der mathematischen Physik über. Untersuchungen über die Form des Horopters, die Theorie der Zungenpfeifen, die Mechanik der Augenmuskeln, der Gehörknöchelchen, seine beiden großen Werke: Die Lehre von den Tonempfindungen und das Handbuch der physiologischen Optik, noch viel mehr aber die Untersuchungen über Nervenleitung und Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Nerven führten ihn allmählich und unvermerkt zur reinen Physik, Mechanik und Elektrizität über; und noch gegen das Ende seines Lebens wurde er durch diese zu einem neuen Gebiete, der Anwendung der Wellenlehre auf die Bewegung von Luftmassen und damit zu einer Untersuchung und Deutung meteorologischer Prozesse geführt. Von allen diesen hochinteressanten Arbeiten sind ausführliche Darstellungen gegeben, so über die Frage nach dem Geschwindigkeitspotential und der Vereinbarung desselben mit dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft im Zusammenhange mit den Arbeiten von

Weber, Clausius, Riemann, Maxwell, Neumann (II. Bd. S. 199—218) und die Begründung, warum er den Neumannschen Ausdruck für das Potential beibehält (ibid. S. 219); desgleichen hinterlassene, noch nicht publizierte Fragmente, seine thermodynamischen Ansichten über chemische Vorgänge betreffend, im Anschlusse an die Arbeiten Berthelots (II 361—379), seine meteorologischen Untersuchungen über Luftströmungen, Reibung der Luft, Zusammenhang zwischen Wasser- und Luftwellen (III 13—20) usw. Interessant sind gerade in dieser Richtung seine Ansichten über Meteorologie als Wissenschaft, schon aus dem Jahre 1875: „Wir können nur solche Ereignisse in der Natur vorausberechnen und in allen Einzelheiten verstehen, bei denen kleine Fehler im Ansatz auch nur kleine Fehler im Endergebnisse hervorbringen. Sobald labiles Gleichgewicht sich einmischt, ist diese Bedingung nicht mehr erfüllt. So besteht für unseren Gesichtskreis noch der Zufall. Ein Geist, der die genaue Kenntniss der Tatsachen hätte, und dessen Denkopoperationen schnell und präzis genug vollzogen würden, um den Ereignissen vorauszuweichen, würde in der wildesten Launenhaftigkeit des Wetters nicht weniger als im Gang der Gestirne, das harmonische Walten ewiger Gesetze anschauen, das wir nur voraussetzen und ahnen“ (II 231—232).

Selbstverständlich aber hatten seine physiologischen Untersuchungen ihn in enge Beziehung zu philosophischen Problemen gebracht, und so wie W. Wundt vom philosophischen Standpunkte, hatte Helmholtz vom physiologischen Standpunkte ausgehend eine Annäherung und Verknüpfung dieser beiden Disziplinen, eine physiologische und damit erst eine wissenschaftliche Psychologie begründet. Daß Helmholtz hier auf dem rein empiristischen Standpunkte steht, ist ja natürlich und zur Kennzeichnung desselben mögen die treffenden Worte Königsbergers hier ihren Platz finden; „Auch hier stimmt Helmholtz noch unbedingt Kant zu, welcher die Zeit als die gegebene und notwendige transzendente Form der inneren, den Raum als die entsprechende Form der äußeren Anschauung bezeichnet. . . . es ist ihm auch wie Kant der Raum eine gegebene, vor aller Erfahrung mitgebrachte Form der Anschauung. . . . aber Kant ging weiter, indem er nicht nur annahm, daß die allgemeine Form der Raumanschauung gegeben sei, sondern daß dieselbe auch von vornherein und vor aller möglichen Erfahrung gewisse nähere Bestimmungen enthalte, nämlich die bekannten Axiome der Geometrie, daß diese also auch transzendentaler Natur seien. Hier scheiden sich die Wege von Kant und Helmholtz, welcher die Frage, ob die Axiome der Geometrie transzendente oder Erfahrungssätze sind, völlig trennt von der, ob der Raum überhaupt eine transzendente Anschauungsform sei oder nicht“ (II 160).

Über die Axiome der Geometrie sind seither eine große Reihe von Arbeiten erschienen, und speziell die Mathematik hat die

Fragen des mehrdimensionalen Gebietes, wohl auch dort, wo eine unrichtige Deutung ausgeschlossen erschien — aber merkwürdigerweise mitunter dennoch Platz griff — mehrdimensionaler Raum genannt, von der Frage nach der Erkenntnis der Raumanschauung getrennt. Von diesen Untersuchungen schreibt Helmholtz an Lipschitz (II 163): „das ist mir lieb und macht mir Mut, obgleich ich die Hoffnung gänzlich aufgegeben habe, eine Reformation der Philosophie selbst noch zu erleben“. Wer war wohl berufener, dieser Reformation zum Durchbruche zu verhelfen, als Helmholtz, der in der mathematischen Behandlung des Themas zu den ersten, Gauss, Lobatschewsky, Bolyai, Riemann, Lipschitz, Kronecker usw. zählte und vom physiologischen Standpunkte durch die von Geoffroy St. Hilaire, Lamarck und Meckel begründete Deszendenztheorie und durch seine eigenen physiologischen Studien speziell auf dem Gebiete der beiden obersten Sinneswerkzeuge (Auge und Ohr) notwendig auf die Bahn des Empirismus geleitet worden war? Sehr interessant sind hier auch die Mitteilungen seiner Aufzeichnungen aus früherer Zeit, aus dem Jahre 1868 (II 126—143).

Ob Helmholtz jedoch in dieser Richtung nicht zu weit gegangen ist? „Ein metaphysischer Schluß ist entweder ein Trugschluß oder ein versteckter Erfahrungsschluß“ (II 236) ist ja doch vollständig richtig; aber die „Metaphysik“ von ehemals ist ja doch nur jenes gewaltige Ringen nach Erkenntnis, an dessen Stelle heute der ruhige Fortschritt in der „Erkenntnistheorie“ getreten ist. Helmholtz hingegen vergleicht die Metaphysik mit der Astrologie; erstere „hat die Augen der großen Menge auf die Philosophie gerichtet, ihr Scharen von Schülern und Anhängern zugeführt, freilich vielfach solche, die ihr mehr schaden als die erbittertesten Gegner tun können“ (III 118).

Neben seinen wissenschaftlichen Leistungen erscheinen seine Familienverhältnisse, seine persönlichen Beziehungen, namentlich dort, wo sie auf die wissenschaftlichen Arbeiten von wesentlichem Einfluß waren, ausführlich geschildert. Besonders hervorzuheben ist hier, daß nebst einer reichen Auswahl von hochinteressanten Briefen auch seine geistvollen Reden zur Feier des 500jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg (II 338), seine Antwort auf Donders' Rede bei der Überreichung der Graefemedaille (II 340), endlich das Konzept der Rede, welche er für die Naturforscherversammlung in Wien vorbereitete (III 125—134), tunlichst vollständig mitgeteilt werden.

Seine Beziehungen zur Kunst, welcher er infolge seiner akustischen und optischen Studien nicht ferne bleiben konnte und die sich auch in seinen Arbeiten widerspiegeln — „etwas vom Schauen des Dichters muß der Forscher in sich tragen; Arbeit allein kann die lichtgebenden Gedanken nicht herbeizwingen“ (II 339) sagt er in seiner Rede bei der Feier des 500jährigen Jubiläums der Universität Heidelberg — die Eindrücke, welche er bei

den Festspielen in Bayreuth, bei seinen Reisen in Italien empfangen hat, treten uns in den Schilderungen Königsbergers lebhaft entgegen. Und da möge auch der hochinteressanten Bemerkungen von Frau v. Helmholtz an ihre Tochter (III 81—89) über Amerika gedacht werden, die der Wahrheit näher kommen, wie die meisten Schilderungen von Reisenden, die Amerika nur vom Hôtel aus kennen; und Helmholtz charakterisiert das Land sehr treffend als „zum Teile höchst unvernünftig und paradox, was auch nicht zu verwundern ist, bei einer Kultur die mit dem elektrischen Licht und den Dampfmaschinen anfängt, während die Elemente der Kochkunst und andere einfachste Künste der Haushaltung und die Organisation aller gegenseitigen Hülfeleistungen der Menschen äußerst stümperhaft sind und die Zeitungen täglich neue Berichte über die frechsten Banditenstreiche bringen“ (III 90).

Waren im ersten Bande auch die Beziehungen zum Elternhause geschildert und kurz aber markant ein Bild seines Vaters gegeben, so wird nicht minder auch in diesen Teilen seinem schönen Familienleben die gebührende Berücksichtigung zu Teil. Als Charakteristik der Denkungsart in seiner Häuslichkeit mögen hier die folgenden kurzen Worte seiner Gattin Platz finden: „Ich habe mich mein Lebelang gegen ein niedriges Niveau von Umgang gewehrt, und wo es mir nicht oktroyiert ward, es mir auch fern gehalten. Gute Lebensformen und einen geistigen Inhalt, der nach irgend einer Richtung hin mir überlegen oder doch interessant ist, habe ich als erstes Erfordernis zum Verkehre stets empfunden. Hierin darf man nicht bescheiden sein, wenn man nicht in der Mittelsorte untergehen will“ (II 883).

Wien.

Dr. Norbert Herz.

Astronomischer Kalender für 1903. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 65. Jahrgang; der neuen Folge 22. Jahrgang. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn 1903. 131 SS. 8°.

Einteilung und Anordnung der astronomischen Tafeln und Ephemeriden ist auch in diesem Jahrgange dieselbe wie in den früheren.

Von wissenschaftlichen Aufsätzen ist die interessante Arbeit „Über den Bielaschen Kometen“ von Prof. v. Hepperger zu erwähnen. Es ist dies jener Komet, welcher am 8. März 1772 zum ersten, dann am 10. November 1805 zum zweiten und endlich am 27. Februar 1826 vom Hauptmann v. Biela zum dritten Male entdeckt wurde, worauf seine Periodizität mit einer Umlaufzeit von $6\frac{3}{4}$ Jahren konstatiert werden konnte. In der Tat wurde er im Jahre 1826, wie auch 1832 wieder gesehen. Seine Erscheinung

bot da wenig Interessantes. Erst die Sichtbarkeit im Winter von 1845—46 erregte allgemeines Erstaunen dadurch, daß sich der Komet gewissermaßen vor den Augen der beobachtenden Astronomen in zwei Teile spaltete. Beide Teile wurden bei der nächsten Erscheinung 1852 von Pater Secchi in Rom wieder aufgefunden, u. zw. der eine am 25. August, der andere am 16. September. Seit dieser Zeit ist jedoch der Komet verschwunden, d. h. trotz eifrigsten Suchens der Astronomen nicht mehr wieder gesehen worden. Dafür aber zeigte sich in den Abendstunden vom 27. November 1872 und ebenso 1885 ein außerordentlich reicher Sternschnuppenfall, für welchen die Lage seines Radiationspunktes auf seine Identität mit dem Bielaschen Kometen hinweist. Doch auch dieser ist seit dieser Zeit, insbesondere als seine Wiederkehr am 27. November 1898 oder 1899 erwartet wurde, ausgeblieben, so daß man wohl kaum mehr die Hoffnung hegen kann, daß er in so stattlicher Fälle wiederkehren wird, wie es beim ersten Erscheinen der Fall war.

Im nächsten Aufsätze „Neue Planeten und Kometen“ erstattet Hofrat Prof. Weiß seinen alljährlichen Bericht über die von Dezember 1901 bis Dezember 1902 gemachten Entdeckungen auf diesem Gebiete. 58 neue Planeten, hauptsächlich von Wolf in Heidelberg auf photographischem Wege entdeckt, sowie vier neue Kometen verdankt die Astronomie der diesjährigen Tätigkeit der Astronomen.

Karolinenthal.

Dr. S. Oppenheim.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen, herausgegeben von B. Landsberg, O. Schmeil und B. Schmid. II. Band, Heft 1—4. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903.

Die bisher erschienenen vier Hefte des II. Bandes von „Natur und Schule“ bieten mit ihrem reichen, vielseitigen und sowohl in methodischer wie in wissenschaftlicher Beziehung gleich vortrefflichen Inhalt neuerdings einen Beleg für die hohe Bedeutung und Nützlichkeit dieses Unternehmens. Von hervorragenden wissenschaftlichen Aufsätzen sind zu nennen: „Das Stiefmütterchen, eine Studie zum Begriff der Art“ von Prof. H. de Vries in Amsterdam; „Wilde und zahme Rinder der Vorzeit“ von Dr. U. Durst in Zürich; „Reiz- und Stoffleitung in der Pflanze im Lichte der neueren Beobachtungen über Protoplasmaverbindungen zwischen den Zellen“ von Prof. Dr. Kienitz-Gerloff in Weilburg. Nicht minder beachtenswert sind die zahlreichen methodischen Artikel von A. Müller (Wien), Worgitzky (Dresden), Ludwig (Greiz), Gruss in Demmin u. v. a., sowie die übersichtlichen Zusammenstellungen über die Fortschritte gewisser Wissensgebiete, die

„Lehrmittelschau“, das Kapitel „Kleine Schulversuche“. Die Zeitschrift bringt nicht nur Belehrung, sondern auch eine Fülle von Anregungen, einerseits zu wissenschaftlicher Forschung, andererseits zur Förderung der Methodik und der naturwissenschaftlichen Bildung.

Krems.

Dr. T. F. Hanausek.

Dr. Anton Heimerl, Schulflora von Österreich. (Alpen- und Sudetenländer, Küstenland südlich bis zum Gebiete von Triest.) Mit 1597 Einzelabbildungen in 583 Figuren. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1903. Preis 5 K.

Die Schulflora von Dr. A. Heimerl hat den Zweck, allen jenen, die in einer Mittelschule botanischen Unterricht genossen haben, auf Grund der daselbst erworbenen Kenntnisse es zu ermöglichen, die in den Alpen- und Sudetenländern sowie die im Küstenlande wildwachsenden Pflanzen, dann die im großen gebauten Nutzpflanzen und die gewöhnlichsten Zierpflanzen zu bestimmen. Da erfahrungsgemäß Bestimmungsbücher, die sich auf das Linnésche System stützen, den Schülern schon beim Bestimmen der einfach gebauten Pflanzen Verlegenheiten bereiten, hat der Verf. es vorgezogen, seinen Bestimmungstabellen einen Schlüssel zugrunde zu legen, der ohne Rücksicht auf das Linnésche System direkt zur Bestimmung der Familie, in welche die Pflanze gehört, führt oder sogar zur Gattung (bezw. Art), wenn die Familie nur eine Gattung umfaßt. In bedeutendem Maße werden die Anfänger beim Bestimmen durch die zahlreichen dem Texte beigegebenen Abbildungen unterstützt werden. Zur Ausführung dieser Bilder wurden die wichtigsten botanischen Werke wie Baillon, Beck, Engler-Prantl, Garcke, Hoffmann u. a. m. herangezogen. Die Anzahl der den einzelnen Familien beigegebenen Bilder hing in erster Linie von der Menge der Schwierigkeiten ab, die bei der Bestimmung der Familie erwachsen; so ist es leicht erklärlich, daß die Gramineen, Umbelliferen, Cruciferen u. a. viel mehr mit Abbildungen bedacht sind, als solche Familien, deren Bestimmung nur geringe Schwierigkeiten verursacht. Auch fielen selbstverständlich, weil der Verf. den karg zugemessenen Raum ausnützen mußte, die Abbildungen jener Pflanzen weg, die allgemein bekannt sind oder die sich in den Lehrbüchern abgebildet finden.

Da das Buch zur ersten Einführung dient, beschränkte sich der Verf. auf jene Arten, die durch mehrere, keinen Zweifel gestattende Kennzeichen gesondert sind. So enthält das vorliegende Buch nur sechs Species der Gattung *Rubus* gegen 47 Arten in der Schulflora von Dr. K. Fritsch. Dr. Heimerls Schulflora ist aus der Hand eines praktischen Schulmannes hervorgegangen, der genau weiß, wie weit der Lehrer in der Schule gehen kann, wenn sein Unterricht nutzbringend sein soll. Für Schulübungen und einen

780 v. Wagner, Schmarotzer u. Schmarotzertum usw., ang. v. H. Vietorf.

ersten Unterricht im Bestimmen ist es entschieden von Vorteil, wenn die Zahl der Arten eine beschränktere ist.

Dr. Heimerls Schulflora ist ein mit vielem Fleiße gearbeitetes Bestimmungsbuch, das von den Schülern der oberen Klassen mit großem Nutzen gebraucht werden kann und das geeignet ist, den Lehrer in seinem Bestreben, die Unterrichtsergebnisse in der Botanik zu heben, erfolgreich zu unterstützen. Ref. empfiehlt es wärmstens zur Einführung neben den im Gebrauche stehenden Lehrbüchern, da ohne Bestimmungsübungen an einen gedeihlichen botanischen Unterricht auf der Oberstufe nicht gedacht werden kann.

Dr. F. v. Wagner, Schmarotzer und Schmarotzertum in der Tierwelt. Mit 67 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1902.

Wegen der großen Bedeutung, welche die Parasiten im Leben des Menschen und der Tiere haben, muß man es mit Genugtuung begrüßen, daß gerade diese Wissenschaft infolge des Eifers, mit dem das Studium derselben betrieben wird, bedeutende Fortschritte macht. Es ist daher ganz zeitgemäß, wenn Prof. Dr. v. Wagner uns in einem kleinen Buche die wichtigsten tierischen Parasiten vorführt. In der Einleitung behandelt er den Begriff und das Wesen des Schmarotzertums, die Formen, den Bau, das Leben, den Ursprung und die Bedeutung der Parasiten. Die größte Zahl derselben gehört dem Stamme der Protozoen und der Würmer an, wenige den Spinnen, Krustentieren, Schnabelkerfen und Zweiflüglern. Außer dem Bau und der Lebensweise hebt der Verf. auch die pathologische Bedeutung der Parasiten hervor.

Zum näheren Verständnis der rein zoologischen Ausführungen wird der Leser auf des Verfassers Tierkunde (Sammlung Gösche Nr. 60) verwiesen.

Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches. Für die unteren Klassen der Mittelschulen neu bearbeitet von Dr. R. Latzel. Mit 78 farbigen Tierbildern auf 24 Tafeln, 283 Abbildungen im Texte und 1 Erdkarte. 26. nach biologischen Gesichtspunkten umgearbeitete Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. Preis geb. 4 K.

Das vorliegende Buch erinert sehr wenig an die 25. Auflage von Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches. Der von Dr. Latzel vollständig nach biologischen Gesichtspunkten umgearbeitete Text, die zahlreichen ganz neu hergestellten Abbildungen und die farbigen Tafeln machen auf uns den Eindruck eines neuen Buches, dem der Verf. aus Pietät den Titel „Pokornys Naturgeschichte“ gab. Es war kein Geheimnis mehr, daß das alte Lehrbuch von Pokorny den Anforderungen eines modernen zoologischen Unterrichtes nicht mehr entspreche. Schon längst war man zu der Überzeugung

ekommen, daß nicht die Tierbeschreibung allein zur Liebe für die Natur anrege, sondern daß die Schilderung des engen Zusammenhanges zwischen Körperbau, Lebensweise und Umgebung sei, die anregend auf das jugendliche Gemüt einwirke und es ansporne, selbst Beziehungen ähnlicher Art herauszufinden. Die Naturgeschichte wurde dadurch zu einem Hauptbildungsmittel des Lehrbuches für die Jugend. Von diesem Standpunkte aus muß man die neue Auflage des vorliegenden Buches mit großer Genugtuung begrüßen, wenn auch das Buch selbst nur anderen Büchern in der bereits eingeschlagenen Bahn folgte.

Dr. Latzel hat mit großer Ausdauer und Sachkenntnis der Umarbeitung der 25. Auflage sich unterzogen und zunächst Dr. Schmeils Leitfaden der Zoologie seinem Lehrbuche zugrunde gelegt. Die Anordnung des Stoffes ist ähnlich der in der früheren Auflage, nur sind die Insektenfresser erst hinter den Robben eingereiht und die Eidechsen und Schlangen vor die Schildkröten und Panzerschlangen gestellt. Die Insekten beginnen mit den Käfern, die Spinnentiere mit den Webespinnen. Das Aufsuchen der Ordnungsmerkmale ist den Schülern überlassen. In jeder Gruppe wird ein Tier mehr weniger ausführlich als typischer Vertreter beschrieben. Die Auswahl dieser Repräsentanten ist fast durchwegs nach der Ansicht des Ref. eine sehr gute. So ist es vollständig zu billigen, wenn Kreuzspinne, Kohlweißling und Weinbergschnecke als Vertreter ihrer Gruppe ausgewählt erscheinen und wenn die Saatkrähe an die Stelle des seltenen Kolkraben tritt. Weniger glücklich ist die Wahl des Wildschweines, des Buchfinken, des Teichfrosches, der Wanderheuschrecke und des Kiefernschwärmers. Die Singvögel erscheinen in Schwalben, Würger, Meisen, Drosseln und Sänger, Finken, Lerchen, Stare und Raben eingeteilt. Obwohl auf dieser Stufe das systematische Detail entfallen soll, so weiß doch jeder Lehrer, daß sich das System den Schülern gleichsam von selbst in der Zoologie aufdrängt und daher nicht ganz vermieden werden kann. Doch zuviel Systematik ist nicht am Platze. Daher hätten die vielen Gruppen, namentlich aber die zwecklosen Zusammenhänge (Schnepfen und Kiebitze usw.) vermieden werden sollen.

Einem in den Instruktionen geäußerten Wunsche entsprechend hat der Verf. den Säugetieren eine kurze Anatomie der Hauskatze, den Vögeln die Haustaube vorangestellt. Vielleicht wäre es besser, wenn diese Einleitungen wieder aus dem Lehrbuche verschwänden und der Lehrer so wie früher den Stoff methodisch sich selbst zurecht legen könnte.

Im allgemeinen ist die Schilderung des Baues und der Lebensweise sehr gut, sie verrät den tüchtigen Fachmann und ausgezeichneten Pädagogen, nur läßt sich der Verf. in dem Bestreben, das biologische Moment recht zur Geltung zu bringen, hinreißend, stellenweise zu ausführlich zu werden und dadurch eine solche Menge interessanten Stoffes anzuhäufen, daß der Ansicht

des Ref. nach das für die unteren Klassen festgesetzte Ausmaß bedeutend überschritten wird. Die detaillierte Beschreibung der Mundteile verschiedener Insekten, die Darmatmung mancher Larven usw. gehört nicht in das Lehrbuch der Unterstufe; ebenso wird es dem Buche keinen Eintrag tun, wenn in der kommenden Auflage der Vermehrung der Säugetiere weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Einige den Schülern schwer verständliche Ausdrücke, welche in Österreich nicht gang und gebe sind, wurden aus Schmalls Leitfaden mit herübergenommen. So S. 82 der Zieme: wird in „Dohnen“ gefangen; S. 78 „zweizeilige Haube oder Holle“. Auch der Ausdruck „das Wildschwein suhlt in dem Sumpfe“ ist unserer Jugend nicht geläufig. Tiere, welche für die Fauna ganzer Länder oder Erdteile charakteristisch sind wie der Kiwi, sollten nicht ausfallen.

24 Tafeln mit farbigen Bildern zieren das Buch, machen es durch ihre Farbenpracht in den Augen von Fachmännern und Laien zum Ideal eines naturhistorischen Lehrbuches und erhöhen auch den Preis. Ref. verkennt den Nutzen dieser Bilder nicht, hält sie aber bei dem großen Demonstrationsmaterial, über das unsere Mittelschulen verfügen, für fast entbehrlich.

Wien.

H. Vietorf.

Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für die IV. Klasse der Mädchenlyzeen von Franz v. Hemmelmayr (der mineralogische Teil von H. Leitenberger). Wien 1903, bei F. Tempaky.

Dieses bereits approbierte und schon an mehreren Mädchenlyzeen eingeführte Buch bemüht sich, dem Lehrplane für Mädchenlyzeen, der eine Vereinigung des Chemie- und Mineralogieunterrichtes in der IV. Klasse vorschreibt, möglichst gerecht zu werden. Eine solche Aufgabe ist nicht leicht, da Chemie und Mineralogie wohl vielfach Berührungspunkte haben, jede Disziplin aber eine ganz andere didaktische Behandlung erfordert. Die Folge davon ist, daß entweder die Chemie oder die Mineralogie bei einem solchen Doppelunterricht zu kurz kommen muß. Im vorliegenden Falle ist es entschieden die Mineralogie, die allzu eingeschränkt erscheint. Nach 57 Seiten harter chemischer Arbeit kommt mit dem Diamant die Mineralogie zum ersten Male zum Wort, verliert es aber sehr bald wieder, um erst nach 12 Seiten mit dem Steinsalz wieder auf der Bildfläche des Unterrichtes aufzutauchen. und in ähnlicher Weise geht es durch das ganze Buch fort. Es sind also gegenüber den chemischen Ausführungen die mineralogischen Belehrungen wohl etwas zu dürftig ausgefallen. Das Schwierigste im elementaren Chemieunterricht ist immer die Einführung in die Grundbegriffe dieser Wissenschaft. Der Verf. ist bemüht, durch

möglichst klare Auseinandersetzungen und einfache Experimente über diese Schwierigkeit hinwegzukommen. Die technologischen Ausführungen sowie die Elemente der organischen Chemie sind sehr zu loben. Die Behandlung von Jod, Brom, Fluor, Bor, Arsen könnte wohl etwas kürzer sein, dagegen wären einige technologische Abbildungen sehr wünschenswert.

Wien.

Dr. Franz Noß.

Dr. Alois Höfler, Grundlehren der Logik und Psychologie.
Mit einem Anhang: Zehn Lesestücke aus philosophischen Klassikern.
Wien, F. Tempsky 1903. XII u. 400 SS.

Die wohl mit Recht rasch zu allgemeiner Anerkennung gelangten Lehrbücher Höflers für Logik und Psychologie sind in wesentlich neuer Form erschienen. In einem Bande von 400 SS. vereinigt liegen uns nun vor die Grundlehren der Logik (S. 1 bis S. 181) und der Psychologie (S. 182—352), sowie der Anhang: Zehn Lesestücke aus philosophischen Klassikern (S. 353—400). Die Neuerung liegt in der Schaffung eines einzigen gemeinsamen Lehrbuches für die beiden Jahre des propädeutischen Unterrichtes. Dies kann im Interesse des zu behandelnden Gegenstandes nur durchaus gebilligt werden. Die philosophische Propädeutik ist, wie schon der amtliche Name dieses Lehrgegenstandes besagt, ein einheitliches Lehrfach, das sich seiner Natur nach so ganz charakteristisch von allen übrigen Gegenständen des Gymnasiallehrplanes abhebt. Diesem Umstande wird somit nun auch äußerlich durch das Lehrbuch Rechnung getragen. Es hat dies aber auch sonst noch den großen Wert, daß ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen der beiden Gegenstände nun nicht bloß erleichtert, sondern vielfach geradezu erst ermöglicht wird. Die Verweisungen von Logik auf Psychologie und umgekehrt waren zwar auch schon in den getrennten Büchern vorhanden, blieben aber meistens in der Praxis aus äußeren Gründen unwirksam, da die Erfahrung lehrt, daß die Schüler meist überhaupt nur das Buch des betreffenden Jahres besitzen, jedenfalls aber das zweite Buch nicht regelmäßig bei sich haben können. Das Ineinandergreifen der beiden Fächer ist besonders wichtig einerseits dadurch, daß in der unerläßlichen psychologischen Einleitung zur Logik die wichtigsten Tatsachen der Psychologie vorweg genommen werden müssen, was dann wieder in der VIII. Klasse bei Beginn der Psychologie vortrefflich herangezogen werden kann, wenn beide Bücher vorliegen; andererseits ist so jetzt vieles, was in der Logik aus dem Gebiete der Methodenlehre behandelt wird, später in der Psychologie auf das beste exemplifiziert, so daß man in der VIII. Klasse wiederholt am natürlichsten auf die allgemein metho-

dischen Lehren der VII. Klasse zurückverweisen und an sie anknüpfen kann. Aber auch darin ist die Neuerung glücklich, daß das jetzt vorliegende einheitliche Buch nun wirklich vorzüglich geeignet ist, von dem Schüler als wertvolles *Vademecum* in das spätere Hochschulstudium mitgenommen zu werden und vielleicht für das ganze Leben ihm ein nützliches Nachschlagebuch zu bleiben, dessen Wert der junge Mann, je weiter er in was immer für eine Wissenschaft eindringt, gewiß um so höher wird einschätzen lernen.

Die Bedenken, daß das Buch zu umfangreich oder zu teuer sei, scheinen nicht stichhältig, ersteres, weil es eben auch nicht wesentlich größer ist, als so manche der Bücher, die man dem Gymnasiasten zumutet, wie etwa die lateinische oder griechische Grammatik, das deutsche Lesebuch usw., letzteres, weil der Preis, geb. 5 K., trotz besserer Ausstattung um 40 h niedriger ist, als bisher die beiden getrennten Lehrbücher zusammen kosteten, wozu noch die „Lesestücke“ kostenlos beige druckt sind. Immerhin ist es ganz gut, daß, wie im Vorwort gesagt wird, nach wie vor die drei Bücher auch in getrennter Ausgabe erhältlich bleiben.

Was den Text des Buches selbst anlangt, so sind wesentliche Änderungen nicht zu verzeichnen, der Aufbau ist bis auf die Paragrafenteilung herab beibehalten. Was an Änderungen vorliegt, ist in der Regel aus didaktischen Gründen geschehen und zeugt von dem feinen Verständnis des Verf.s für die Bedürfnisse des Unterrichtes und dessen Anpassung an die Aufnahmefähigkeit der Schüler. Meist sind es Kürzungen, nur sehr selten notwendige erklärende Zusätze. Um nur Einiges herauszugreifen, ist Log. § 24 die längere Anmerkung über die psychologische Natur der Zahlen wohl mit Recht weggelassen worden; ebenso im § 25 die Anmerkung über schlechthin unähnliche Vorstellungsinhalte; in dem ebenso wichtigen wie vortrefflichen § 27 über die Kausalbegriffe ist in dankenswerter Weise eine kleine Verschiebung eingetreten: der dritte Absatz der Anmerkung ist an die zweite Stelle gesetzt worden und umgekehrt, wodurch der Gedankengang an Klarheit gewinnt. In dem wichtigen § 41 ist durch Voraussetzung von Beispielen der induktive Gang der Darlegung mit Recht schärfer hervorgehoben als es bisher der Fall war; ähnlich § 65. Der Beginn des § 74 ist in der glücklichsten Weise so weit erweitert, daß dessen Verständnis wesentlich erleichtert wird; der wichtige § 76 über die Kausal-Urteile und -Schlüsse ist sachlich und methodisch trefflich verbessert, u. ä. — In der Psychologie ist fast nichts geändert; dankenswert sind die neu eingefügten Verweisungen auf das von Höfler und Witasek herausgegebene Büchlein „Psychologische Schulversuche mit Angabe der Apparate“ (Leipzig 1900).

In den zehn Lesestücken hat der Text der Augustinus-Stelle einige treffliche sprachliche Besserungen erfahren.

Das stattliche Buch, wie es uns nun vorliegt, gehört jedenfalls zu den Zierden unserer österreichischen Schulbücherliteratur, auf die wir stolz sein dürfen; seiner ganzen Anlage nach mag es wohl berufen sein, weithin vorbildlich zu wirken.

Graz.

Dr. Ed. Martinak.

Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. Von Dr. A. Matthias. 2., umgearb. u. verm. Auflage. München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1908.

Es gereicht dem Verf. und der Lehrerschaft zur Ehre, daß von diesem herrlichen Buche so bald eine zweite Auflage erscheinen mußte. Die Lehrerschaft hat erkannt, daß in diesem Buche ein sehr erfahrener Schulmann in überzeugender und formvollendeter Weise spricht, dessen Führung sie sich mit voller Beruhigung anvertrauen kann. Was in diesem Buche an Ratschlägen dem Lehrer geboten wird, ist nicht an Grenzpfähle gebunden. Sie gelten allgemein und sollen überall mit Eifer und Überlegung geprüft und aufgenommen werden. Daß der Verf. das Buch nicht unverändert erscheinen ließ, ist bei seiner Gewandtheit in pädagogisch-didaktischen Fragen und seiner Beherrschung der didaktischen Literatur zu erwarten gewesen. Er selbst spricht über die vorgenommenen Veränderungen in der Vorrede in folgender Art:

Ganz neu hinzugekommen ist der Gang durch die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer. Im wesentlichen wird hier eine Methodenkonkordanz der preußischen und österreichischen Lehrpläne geboten: in ihnen liegt ja ein so reiches Ergebnis der Mühe und Arbeit von zahlreichen, mitten im Leben der Schule stehenden Männern, daß es nicht genug ausgekauft und fruchtbar gemacht werden kann für die praktische Pädagogik.

Ganz umgearbeitet ist auch das Kapitel über Schule und Haus. Die praktische Pädagogik, die ja für den Lehrer bestimmt ist, will in diesem Kapitel zeigen, welche Beziehungen zum Hause gesucht, gepflegt und gewertet werden können. Je tiefer man in das Leben der Schule und unserer Zeit blickt, umso mehr wird man sich überzeugen, daß die Macht der Schule gegenüber der Macht des Hauses und der Macht der großen Welt da draußen verschwindend gering ist und daß die Schule deshalb gut tut, jene Mächte nicht zu unterschätzen und die Hälfte des Hauses in unserer Zeit, da man alle Erziehungskräfte sammeln und nutzbar machen soll, zu suchen und zu verwerten, wo nur immer es möglich ist. In diesem Kapitel wird rühmend der Elternabende gedacht, die Direktor Thumser am Mariabilfer Gymnasium in Wien eingeführt hat, und werden die sehr wertvollen „Beiträge“, die

Thumser mit seinem Lehrkörper bei Deuticke in Wien erscheinen läßt, als grundlegende Arbeiten empfohlen.

Aber auch sonst würdigt der Verf. die österreichisch-didaktische Literatur, insbesondere wird an verschiedenen Stellen auf unsere Instruktionen und die Weisungen zur Führung des Lehramtes in den neuesten Auflagen hingewiesen.

Wir bleiben dabei, daß Lehramtskandidaten beim Eintritt in das Lehramt und bei der Einführung in die pädagogisch-didaktische Literatur neben dem schönen Aufsätze von Münch, „An der Schwelle des Lehramtes“ kein besseres Buch als Führer in die Hand gegeben werden kann, das ihn zum praktischen, aber auch ideal denkenden Lehrer mehr zu entwickeln vermöchte. Daß Matthias' Pädagogik in jeder Anstaltsbibliothek vorhanden ist, darf wohl als sicher angenommen werden.

Wien.

J. Huemer.

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1903. gr. 8°, X u. 266 SS.

Das mit Initialen und Leisten aus Drucken der Renaissance geschmückte, äußerlich einfach vornehme Buch enthält in acht Vorträgen eine reiche Fülle fein empfundener Beobachtungen und Gedanken über ein Thema, das gerade in unserer Zeit mehr denn je den Kunstfreund interessiert. Karl Brandi hat von Gregororius gelernt, und welcher Historiker, welcher Kunstgelehrte könnte nicht viel von diesem seltenen Geiste lernen?! Auch die inhaltliche Anlage des Buches weist auf diese Quelle hin. Während in den ersten Vorträgen über Florenz die Frührenaissance betrachtet wird, beschäftigen sich die vier letzten mit dem Rom der Hochrenaissance. Im ersten Vortrage begegnen wir Franz von Assisi, Giotto, Thomas von Aquino und insbesondere Dante, dessen Stellung zu seiner eigenen und zu aller folgenden Zeit, namentlich zur Gegenwart charakterisiert wird. — Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit der Florentiner Gesellschaft und dem Humanismus des Trecento, mit Petrarca, Boccaccio u. a. Für den Historiker besonders interessant sind die Anlassungen über die neuere Geschichtsschreibung. Im nächsten Kapitel begegnen wir den Künstlern des Quattrocento, Alberti, Brunellesco, Donatello, Masaccio, Verrocchio und Lionardo. An diese rein kunstgeschichtlichen Ausführungen schließen sich literar- und kulturhistorische. Im vierten Vortrage, der den Prinzipat der Medici und Savonarolas Wirken betrifft, gehören zu den schönsten Stellen des Buches die Abschnitte über den Anfang der griechischen Studien in Florenz und über Marsilio Ficino. — In der zweiten Hauptabteilung „Rom“ holt der Verf. weit aus, indem er das Fürstentum der Päpste in seiner

ganzen Entwicklung kennzeichnet. Der sechste Vortrag ist betitelt: „Das goldene Zeitalter. Raffael“. Der siebente: „Michel Angelo, Buonarroti“. Die Schlußbetrachtungen mit dem traurigen politischen Hintergrunde des 16. Jahrhunderts sind zusammengefaßt in dem letzten Vortrage: „Das Ende der Renaissance“. Besonderes Augenmerk ist der florentinischen Zeitgeschichte, der Begründung der Staatswissenschaften und Machiavelli gewidmet. So lernen wir die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen den beiden wichtigsten Kulturzentren der Apeninhalbinsel auf das anschaulichste in diesen Vorträgen kennen, die eine leise, wehmütige Sentimentalität durchzieht, die ihnen einen durchaus sympathischen persönlichen Zug verleiht. — Im Anhang befindet sich eine große Anzahl wissenschaftlicher Vermerke zu den einzelnen Vorträgen, sowie ein Verzeichnis der besprochenen Kunstwerke. Bei letzterem sind die photographischen Ausgaben erwähnt, dann die im Buchdruck erschienenen Bildpublikationen, sowie die Illustrationen in hervorragenden kunstgeschichtlichen Werken.

Geschichte der modernen Kunst. Band 2 u. 3: „Österreichische Kunst 1800—1848“ und „Österreichische Kunst 1848—1900“. Von Ludwig Hevesi. Leipzig, E. A. Seemann 1903.

Der als literarischer Vorkämpfer der Wiener Sezession bekannte Verfasser, der sich auch als Journalkritiker einen weit bekannten Namen gemacht hat, gibt uns in dem Vorwort Nachricht über die Entstehung dieser Materialien zu einer Geschichte der österreichischen Kunst im 19. Jahrhundert. Was aus den letzten Jahrzehnten des Kunstschaffens stammt, hat Hevesi miterlebt als ein genauer Beobachter, der seine Zeit verstand und mit feinem Instinkt die Zukunft witterte. Im Jahre 1898 schrieb er unter anderem eine ausführliche Skizze für das Werk „Franz Joseph I. und seine Zeit“, die den Verleger des vorliegenden Werkchens veranlaßte, dieselbe entsprechend ausgestaltet, d. h. um das erste Halbjahrhundert ergänzt, als eine österreichische Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts herauszugeben. Der Verf. betrachtet sein Buch nur als Versuch, als farbige Kompositionsskizze, und meint, daß vielleicht eine nächste Auflage schon als Gemälde anzusprechen sein wird. Die Unvollkommenheiten des Buches sind nicht so schlimm, daß sie es untauglich machten, als Wegweiser in diesen bisher pfadlosen Gegenden der modernen Kunstgeschichte zu dienen. Leider vermißt man eine übersichtliche Anordnung und einen diesbezüglichen Index. Die ganze Darstellung fließt im breiten Strome dahin und die laufenden Titel über den Seiten vermögen nicht, einen Überblick über den Gesamtstoff zu geben, sondern gestatten nur Einblicke. Das Namenregister der Künstler ist allerdings sehr ausführlich, ein Ortsregister fehlt. Durch Behebung dieser Mängel würde das Buch noch um vieles brauchbarer und erfreulicher

werden, als es auch trotz derselben ist. — Der erste große Abschnitt ist betitelt: „Die akademische Zeit“, der zweite mit einer literarischen Entlehnung „Bürgerlich und romantisch“. Beide Abschnitte füllen den ersten kleineren Band von 112 Seiten, den Rest von 222 Seiten bildet der dritte Abschnitt mit dem Titel: „Unter Kaiser Franz Joseph I.“ Hevesis Art zu schreiben ist aus seinen Feuilletons und anderen kunstkritischen Skizzen in weiten Kreisen bekannt. Er wird nirgends trocken und wird, vorurteillos betrachtet, immer interessant genannt werden dürfen. Daß er sich bei Besprechung der neueren Zeit als ein besonders begeisterter Verehrer der letzteren offenbart, kann man bei seiner ganzen subjektiven Art nicht direkt als Fehler anrechnen. Nicht übersehen dürfen wir, daß das Gesamtwerk 253 Abbildungen enthält, von denen 80 auf den ersten Band entfallen. — Diese Abbildungen, Baukunst, Bildhauerei und Malerei in allen ihren Phasen und Interessen in liebevoller Auswahl zeigend, bilden allein ein in solchem Reichtum noch nie dagewesenes Material auf verhältnismäßig geringem Raum. Besonders eingehend ist dabei die Malerei bedacht und hier wieder im ersten Band die Danhauser- und Schwindzeit; ein breites Stück ist Waldmüller zugemessen und den Landschaftlern der Alt-Wiener Schule. Daß auch die Karikatur und die graphischen Künste nicht vergessen wurden, ist bei einem modernen Mann wie Hevesi selbstverständlich. Der mit der Kunst seit 1848 sich beschäftigende Teil ist am ausführlichsten, sowohl wegen der Masse des Materials, als auch des selbstverständlichen Interesses wegen für das Miterlebte. Eine kurze Charakteristik der Gesamtepoche leitet ein und eine Federzeichnung unseres Kaisers, die er im Alter von elf Jahren verfertigte, „Andreas Hofers Tod“ vorstellend, zeigt des Kaisers schon im Kindesalter sich stark äußernde Liebe für die Kunst. — In der Architektur finden die Hauptmeister der Stadterweiterung: Sicardsburg und Van der Nüll, Ferstel, Hansen, Schmidt und Hasenauer eingehende Schilderung. Das Kapitel Plastik ist noch viel reicher ausgestattet und der breiteste Raum der Malerei zugemessen. Das will gelesen und gesehen sein, um ganz gewürdigt werden zu können. Ein fünftes Kapitel beschäftigt sich mit dem Kunstgewerbe und seinem gewaltigen Aufschwung und das sechste Kapitel bespricht Architektur, Plastik und Malerei der neuesten Zeit, das will hier so viel sagen, daß der Sezession der breiteste Raum zugeteilt ist. „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“, das Wort, das Hevesi seine Fassung verdankt und über dem Eingange der Sezession in goldenen Lettern prangt, will diese neueste Zeit charakterisieren. Ein ruhiges Urteil über sie zu fällen, wird kaum vor ein bis zwei Lustren möglich sein. Daß der Verf. hie und da zu weit geht, dafür hat er in seiner Begeisterung für Klimt ein Beispiel geliefert, indem er des genannten Meisters „Goldfische“ zusammen mit Nuda Veritas und der Judith in unfreiwillig humor-

stischer Weise charakterisiert, indem er sagt: „Es ist keinerlei Wörtlichkeit in der Durchführung dieser Themen, nichts eigentlich Aussprechliches, bloß Sinneseindruck, der sich so ungefähr rhythmisiert. Ein Allegoriker, der auf die Rückseite eines ausdrücklich festgestellten Programmes schreibt, ein malender Programmusikant ist Klimt nicht.“ Ganz richtig: „Dieses nicht eigentlich Aussprechliche“ ist bis zum äußersten unaussprechlich in den „Goldfischen“ verdichtet. — Alles in allem dürfen wir Hevesi und seinem Verleger dankbar sein, daß sie uns das Werk jetzt schon geboten haben, und wir haben nur den einen Wunsch, daß es weite Verbreitung finden möge in allen Kreisen, die für die Kunst mehr als ein literarisches Interesse hegen. Wir zweifeln nicht, daß die Arbeit im Auslande vielleicht noch mehr als bei uns selbst Aufsehen erregen wird und zugleich auch der in ihr behandelte Gegenstand selbst. Denn sowie die österreichische Kunst des 19. Jahrhunderts sich in dieser Zusammenfassung dem Leser dar- und vorstellt, ich möchte sagen, wie sie vor dem Auslande ihre Visitkarte abgibt, das können wir nicht hoch genug anschlagen. Bei der dem Österreicher im allgemeinen oft recht unnötigerweise anhängenden Überbescheidenheit tut es wohl, einmal auch zu hören, daß gar kein Grund zu einer solchen vorhanden ist. Die hervorragenden Künstler des Kaiserstaates, deren Zahl und Werke so groß ist, fordern geradezu, mit Stolz auf unsere Kunst zu blicken und so wünschen wir in einer recht bald zu erwartenden Neuauflage des Werkes eine Erweiterung des schon Gebotenen.

Wien.

Rudolf Böck.

H. Rätzsch, Lehrgang der Stenographie nach F. X. Gabelsbergers System. Nach den Berliner Beschlüssen von 1902 neu bearbeitet von Prof. Dr. Robert Fuchs, Mitglied des Königl. Stenographischen Instituts. Dresden, Verlag von Erwin Haendcke 1903. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Wie gerechtfertigt der hohe Min.-Erlaß vom 1. Dezember 1902, Z. 36588 ist, daß der Unterricht in der Stenographie bis auf weiteres nach den Wiener Beschlüssen (1895) zu erteilen ist, beweist vorliegendes Buch, das von einer Autorität auf stenographischem Gebiete nach den Berliner Beschlüssen bearbeitet und herausgegeben wurde. Wir müssen den Mut und die Überzeugungstreue des Verf. bewundern, welcher im Vorwort bemerkt: „Es bedarf einer Rechtfertigung, daß der von Heinrich Rätzsch verfaßte und von Richard Rätzsch mehrfach umgearbeitete Lehrgang, auch nachdem die Berliner Beschlüsse von der Mehrheit der Gabelsbergerschen Schule angenommen worden sind, in einer neuen Auflage erscheint. Denn es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß sich diese beiden Männer, die die Theorie des Systems wie

wenig andere beherrschten und in jeder Beziehung Stenographen ersten Ranges waren, mit der größten Entschiedenheit gegen die neueste Abwandlung der Gabelsbergerschen Lehre gewendet haben würden.“ Der Verf. führt weiter aus, er habe die Umarbeitung aus Pietät, sowie aus dem Grunde vorgenommen, weil durch Absonderung und Vereinzelung nichts erreicht werden könne, fährt aber weiter fort: „Mängel, wie der zwecklose, die Schriftkürze beeinträchtigende tote Bindestrich, den meiner Kenntnis nach fast die ganze Schule verwarf, wie andere, namentlich in der Satz Kürzung fühlbar werdende Verlängerungen der Schriftbilder. Erschwerungen des Unterrichtes, Vermehrung der Regeln, Schriftpeinlichkeiten und Unschönheiten aller Art, schließlich auch Unklarheiten, Lücken und Widersprüche in der mehrfach umgearbeiteten, ergänzten und berichtigten sog. Systemkunde können nur gehoben werden, wenn sie sich bei dem täglichen Gebrauche und bei der eifrigen Vergleichung der neuen Schriftform mit der tausendfältig erprobten alten aufdrängen: denn ohne die Erkenntnis von Mängeln ist deren Abstellung ja nicht möglich“. Der Ref. vermag das Opfer, das Prof. Fuchs gebracht hat, vollauf zu begreifen, denn tatsächlich widersprechen zahlreiche neue Schreibweisen der Berliner Beschlüsse dem Geiste des Meisters. Daß man an der Fortentwicklung und Verbesserung des Gabelsbergerschen Systems, besonders hinsichtlich der Korrespondenzschrift, gearbeitet hat und fernerhin auch arbeitet, ist freilich nur mit Freuden zu begrüßen, aber die Änderungen dürfen dem Geiste des Meisters nicht widersprechen.

Daß dies aber tatsächlich bei den neuen Schreibweisen leider vielfach vorkommt, sei an charakteristischen Beispielen gezeigt.

Gabelsberger bezeichnet in seinem im Jahre 1834 erschienenen Hauptwerke: „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie“, München 1834 (Neuausgabe der Hecknerschen Druckerei, Wolfenbüttel 1900) als die höchste Leistung der Geschwindschreibkunst, die „sprachliche Darstellung der Gedanken ebenso schnell in sichtbaren Zeichen zu bewirken, als sie durch Hilfe der Sprachorgane in hörbaren Zeichen vor sich geht“ (a. a. O. I. T. S. 15). Demnach soll, um es kurz zu sagen, die Stenographie die Photographie der Sprache sein. Um dies Ziel zu erreichen, sei nötig „Zurückführung der Schrift auf die möglichst geringe Zahl von Federzügen durch Übertragung jener Abkürzungen und Vereinfachungen auf die Schrift, welche sich schon an dem hörbaren Sprachausdrucke vornehmen lassen“ (a. a. O. S. 16). Der bayerisch-österreichische Dialekt — ob dies schon von anderer Seite betont worden ist, ist mir nicht bekannt — hat einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Schreibweisen Gabelsbergers ausgeübt. Dies beweist nicht so sehr der Ausspruch Gabelsbergers „Schreibe, wie Du hörst“ (a. a. O. II. T. S. 73), da die angeführte Stelle die Schreibung der Fremdwörter im Auge hat, als vielmehr die äußerst

wichtige Bemerkung hinsichtlich der Vorsilben und Partikeln. — Gabelsberger bemerkt daselbst (a. a. O. II. S. 156): „Die hiebei angewandte Vereinfachung beruht auf einer Nachahmung der Sprachkürzung, wie sie in den gemeinen Volksmundarten zur Anwendung gebracht wird, — sowie überhaupt diese Sprachkürzung dem Redezeichner immerdar die natürlichsten und ergiebigsten Mittel für die Schreibkürzung an die Hand gibt und die er umsoweniger außeracht lassen soll, weil gewohnte Abkürzungen aus der täglichen Umgangssprache dem Gehör und dem Begriffe weit näher liegen, als erkünstelte Abbreviaturen, die erst dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollen.“ Gabelsberger schreibt daher mit Recht a. a. O. II. T. S. 279 „von der = von'r“ und a. a. O. II. T. S. 280 „mit'r = mit der, sagt man ja auch im Volksmunde beispielsweise „mit'r Bahn fahren“.

Es kann daher unmöglich im Geiste des Meisters sein, wenn nach den Berliner Beschlüssen „mit der“ „von der“ (Rättsch-Fuchs a. a. O. S. 58) wörtlich ausgeschrieben werden soll. Für „zusammen“ haben die Berliner Beschlüsse ein neues Sigel, dessen Schreibfähigkeit nicht gelehrt werden soll; man hat aber hiebei vergessen, daß das alte Sigel „zamm“ dem Dialekte entspricht und daß auch hier die Analogiebildungen „beisammen“, „mitsammen“ möglich sind.

Für die Wortendung „graphie“ hat bereits Gabelsberger (a. a. O. II. S. 118 f.) ein besonderes Zeichen. Entsprechend dem Grundsatz: „Stenographie ist Photographie der Sprache“ (s. oben) wird hier „graphie“ als sehr häufig vorkommende Endung ebenso in einem Zuge geschrieben, wie sie in einem Zuge gesprochen wird. Nach den Berliner Beschlüssen soll aber das „i“ noch besonders geschrieben werden.

Mit Recht bemerkt Fuchs a. a. O. S. 50 in einer Anmerkung: „Es ist höchst unpraktisch, die seltenen Worte auf -graph durch das kürzere Sigel, die ungemein häufigere auf -graphie durch das längere zu bezeichnen. Die früheren Kürzungen für „graph“ und „graphie“ verdienen bei weitem den Vorzug.“

Die Worte „selber“ (Rättsch-Fuchs a. a. O. S. 57) und „Silber“ (a. a. O. S. 28) sollen nach den neuen Beschlüssen mit selbständigem „r“ (selber, Silber), also „Silbenkonsonanz“ statt der bisherigen „zusammengesetzten Konsonanz“, welche der Aussprache „selb'r“ und „Silb'r“ entspricht, geschrieben werden. Dies widerspricht dem Geiste des Meisters.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, alles anzuführen, was als Verschlimmderung aufzufassen ist, ich verweise daher nur auf die neuen Schreibweisen von „größte“ (Rättsch-Fuchs a. a. O. S. 30), Putz, Dutzend, knuspern (R.-F. a. a. O. S. 31), multiplizieren (a. a. O. S. 32), feucht (a. a. O. S. 40), demzufolge (a. a. O. S. 50) und zahlreiche andere. Man vergleiche ins-

besondere die umständliche Schreibweise der Partikeln (R.-F. a. a. O. S. 78).

In der Satzkürzung ist man wiederum in den Berliner Beschlüssen viel zu weit gegangen, wenn man beispielsweise ein „g“ unter der Zeile, das ohnehin schon „Anlaut- und Auslautkürzung“¹⁾ bedeuten kann, noch außerdem als Nachsilbe für „ig“ verwerten soll, wenn in dem Worte ein „u“ vorkommt. Ein „g“ unter der Zeile könnte nach diesen Beschlüssen angewendet werden für „lumpig, sumpfig, buschig“ (R.-F. a. a. O. S. 101).

Der Verf. hat ähnliche Kürzungen mit Recht als überflüssig und wenig deutlich bezeichnet (a. a. O. S. 101, Anm.).

Wir möchten daher allen Kennern und Lehrern der Stenographie empfehlen, das vorliegende Buch, das die neuen Berliner Beschlüsse in authentischer, streng wissenschaftlicher Darstellung enthält, zu studieren und mit den alten Schreibweisen zu vergleichen. Es ist dem Ref. nicht zweifelhaft, daß man sich alsdann ebensowenig wie Prof. Fuchs von den Berliner Beschlüssen befriedigt fühlen wird.

¹⁾ Die „Berliner Beschlüsse“ versuchen allerdings auch beim „g“ durch einen Vorstrich die Auslautkürzung von der Anlautkürzung zu unterscheiden (R.-F. a. a. O. S. 96), allein ein Blick auf diese Schreibweise zeigt, daß ein Vorstrich beim stenographischen „g“ höchst unendlich und daher ganz unpraktisch ist.

Br ü x.

Dr. Biach.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

Wien, 6., 7. und 8. April 1903.

Weiter als in früheren Jahren mußte diesmal der stolze Bau des Akademischen Gymnasiums seine Pforten öffnen, um die Teilnehmer des VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultags aufzunehmen. 670 Lehrer aus allen Provinzen des weiten Reiches, die größte bisher erreichte Zahl, waren versammelt. Nicht nur deutsch-österreichische Mittelschullehrer waren herbeigeeilt, auch zahlreiche Vertreter des Mittelschullehrstandes nichtdeutscher Nationalität aus Böhmen, Mähren und Galizien und Deputierte Ungarns waren da. Über diese Wahrnehmung, daß der Höhepunkt der Entfremdung der Lehrer verschiedener Nationalität überschritten ist, muß sich der Patriot herzlich freuen. Denn auch die Tatsache ist bezeichnend, daß Prof. Mendl in den „Mitteilungen des Vereins deutscher Mittelschullehrer in Nordböhmen“ (II. Jahrg. Nr. 4, S. 15) einen Antrag auf Erweiterung des deutsch-österreichischen Mittelschultags zu einem allgemein österreichischen Mittelschultag stellt und die Möglichkeit seiner Ausführung begründet. Ich stimme mit ihm vollkommen überein auch aus einem anderen Grunde. Es ist sonnenklar, daß die Staatsmänner die beste Kraft umsonst verschwenden, einen erträglichen modus vivendi zwischen den einzelnen Nationalitäten herbeizuführen, solange das Werk der Annäherung nicht durch die Schule überhaupt, die Mittelschule insbesondere, vorbereitet ist. Allerdings muß das zielbewußt unternommen und planmäßig durchgeführt werden.

Am Vorabend des Mittelschultags, Palmsonntag den 5. April, fand im Saale des kaufmännischen Vereinshauses eine gesellige Zusammenkunft statt. Der Stellvertreter des Geschäftsführers Prof. E. Scholz begrüßte die Delegierten und Schulrat Dr. Leo Smolle gab in einer längeren Ansprache dem Wunsche Ausdruck, daß auch der VIII. Mittelschultag gedeihlich wirke für Lehrer und Jugend.

Erster Verhandlungstag (Montag, 6. April 1903).

A. Erste Vollversammlung.

Die Vollversammlung eröffnete um 8 Uhr 30 Minuten der Geschäftsführer Prof. Fedor Hoppe mit einer Begrüßung der Vertreter der Regierung (Sektionschef Exz. Alfred Ritter v. Bernd, Sektionschef Dr. Ludwig Cwikliński, Hofrat Dr. Johann Huemer, Sektionsrat Dr. P. Krappel), des Landesschulrates (Vize-Präsident Dr. Richard Freiherr v. Bienert), der Universität (Hofrat Dr. J. Schipper, Prof. Dr. E. Hauer) und des Hofrates Ritter v. Wretschko und einem dreimaligen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser, in das die Versammlung begeistert einstimmte.

Zum Vorsitzenden wird der vom vorbereitenden Ausschuss vorgeschlagene Hofrat Dr. Ferdinand Maurer gewählt. Hofrat Maurer nimmt den Präsidentenplatz ein, dankt der Versammlung für das ihm durch die Wahl geschenkte Vertrauen und schlägt zum ersten Vize-Präsidenten Direktor Dr. Ed. Martinak (Gras), zum zweiten Vize-Präsidenten Prof. Ed. Reichelt (Teplitz-Schönau) vor. Zu Schriftführern werden von der Versammlung die vom Komitee vorgeschlagenen Kandidaten gewählt.

Nach der Konstituierung erteilt der Vorsitzende Sr. Exzellenz Herrn Sektionschef Alfred Ritter v. Bernd das Wort.

Sektionschef Alfred Ritter v. Bernd: „Hochgeehrte Versammlung! Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel ist zu seinem großen Leidwesen verhindert, heute in Ihrer Mitte zu erscheinen, um Sie persönlich willkommen zu heißen. Er hat mich mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut und ich heiße Sie alle, die sie aus nah und fern gekommen sind, um an den Beratungen des VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultages teilzunehmen, herzlichst willkommen.“

Die Unterrichtsverwaltung wird — wie bisher — auch fernerhin Ihren Beratungen das größte Wohlwollen entgegenbringen. Ich glaube sagen zu können, daß die Unterrichtsverwaltung und Sie, meine Herren Direktoren und Professoren der Mittelschulen, eigentlich dasselbe Ziel verfolgen: eine gesunde, den Verhältnissen der Zeit, den Fortschritten der Wissenschaft entsprechende, unentwegte Fortentwicklung der Mittelschule. Wir begegnen uns in diesem Bestreben und wandeln in gewissem Sinne denselben Weg. Lassen Sie uns auch in Zukunft gewissermaßen Arm in Arm in diesem Streben vorwärts schreiten, so werden wir gewiß am sichersten und raschesten dasjenige Ziel erreichen, das wir anzustreben haben, und das Ideal herankommen sehen, welches unseren Augen vorschwebt. Ich werde Sie bitten, auch bei diesen Beratungen stets darauf bedacht zu sein, der Unterrichtsverwaltung in dieser Richtung entgegenzukommen und es ihr zu ermöglichen, aus Ihren Beratungen und aus den Ergebnissen derselben den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Sie sehen am deutlichsten, was Einigkeit und Zusammenwirken vermögen, wenn Sie die Ausstellung besuchen, zu der Sie der Herr Vorsitzende eingeladen hat: die Ausstellung von Lehrmitteln für Mittelschulen. Es ist in dieser Ausstellung ganz Außerordentliches geboten. Die Ausstellung

zeigt, welche riesigen Fortschritte unsere Mittelschulen in den letzten Jahren gemacht haben. Se. Exzellenz der Herr Unterrichtsminister war unendlich befriedigt von den Ergebnissen der Ausstellung und die Unterrichtsverwaltung ist allen jenen Herren, die sich der mühevollen Aufgabe unterzogen haben, diese Ausstellung ins Leben zu rufen, zu größtem Danke verpflichtet. Besuchen Sie die Ausstellung, lernen Sie dort zu Ihrem Nutzen und zum Nutzen derjenigen Anstalten, an denen zu wirken Sie berufen sind. Sie werden gewiß die Ausstellung mit dem Bewußtsein verlassen, daß die Mittelschulen Österreichs schon jetzt auf einer ganz anständigen Höhe stehen.

Nun bitte ich Sie noch, daß Sie dann, wenn Sie die Ausstellung verlassen haben und zurückkehren zu Ihren Beratungen, in diesem Bewußtsein auch diese Beratungen nutzbar machen, und ich wünsche denselben den besten Erfolg. Nochmals erlaube ich mir, Sie alle herzlichst willkommen zu heißen.“ (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: „Euer Exzellenz! Im Namen der hier versammelten Mittelschulmänner gestatte ich mir, Euer Exzellenz den ehrfurchtvollsten Dank auszusprechen für die ehrenden und inhaltreichen Worte, welche Ew. Exzellenz eben an uns zu richten die Gewogenheit hatten. Zugleich bitte ich Ew. Exzellenz, die Versicherung entgegenzunehmen, daß wir wie bisher so auch für alle Zukunft uns eifrig bemühen werden, durch die Führung des Unterrichtes und geeignete Einflußnahme auf die studierende Jugend, die unserer pädagogischen und didaktischen Leitung anvertraut ist, den Intentionen des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht nachzukommen.“

Dann wird dem Geschäftsführer das Wort erteilt zur Erstattung seines Berichtes. Prof. Hoppe erklärt zunächst, daß über die Resultate aller von dem beim VII. Mittelschultage gewählten Ausschuß ausgeführten Arbeiten in den Vollversammlungen und in den Sektionen werde berichtet werden. Er widmete dann einen Nachruf jenen Ausschußmitgliedern und Förderern der Mittelschultage, die inzwischen durch den Tod entrisen worden sind, und sagt, daß an Stelle des Prof. E. Maß zum Geschäftsführerstellvertreter Prof. E. Scholz gewählt wurde. Weiter zählt er die Arbeiten auf, die seit Oktober 1902 zur Vorbereitung für den gegenwärtigen Mittelschultag geleistet wurden, und bittet die Vortragenden und diejenigen, die sich an den Debatten beteiligen, sich an die im Anhang zur Tagesordnung abgedruckten Bemerkungen zu halten, damit die große Stofffülle bewältigt werde. Er gedenkt auch der wohlwollenden Förderung unserer Bestrebungen durch das hohe Unterrichtsministerium, den Gemeinderat von Wien, der uns die Besichtigung der städtischen Gas- und Elektrizitätswerke gestattete und zur Abhaltung der Jugendspiele in zuvorkommendster Weise einen städtischen Grund überließ, durch die Direktionen des Jubiläums-Stadttheaters und des Deutschen Volkstheaters, die nicht unerhebliche Preisermäßigungen für die Vorstellungen am 6., 7. und 8. April gewährten, ferner der publizistischen Unterstützung der Zeitschriften, der Wiener- und Provinzpresse. Für diese Förderung wird allen Behörden, Redaktionen und

privaten Gesellschaften der Dank ausgesprochen. Der Bericht wird von der Versammlung mit Befriedigung entgegengenommen und dem Geschäftsführer für die anopferungsvolle Mühewaltung bei der Führung der Geschäfte der wärmste Dank ausgesprochen.

Hierauf begrüßt der Vorsitzende den Vertreter des Königreiches Ungarn Prof. Dr. Emanuel Beke, Präsidenten des Professorenvereins in Budapest aufs herzlichste und erteilt Prof. G. Schlegel (Wien) das Wort zur Erstattung seines Referats über „Die Versicherung der Aktivitätszulage für die Pension“.

Prof. Schlegel zählt die Schritte auf, die seit dem letzten Mittelschultag zur Verwirklichung der Sache unternommen wurden, und verweist auf den in der „Wiener Abendpost“ vom 13. März d. J. veröffentlichten Erlaß des Finanzministeriums. Allerdings sei der Erfolg nur ein teilweiser, da nach der amtlichen Berechnung nur die niedrigste Stufe für jede Rangklasse festgesetzten Aktivitätszulage in die Pension einbezogen werde. Er hebt die Mängel und Unklarheiten des Erlasses hervor, betrachtet die vorliegende Lösung nur als ein Übergangsstadium und stellt zum Schluß folgenden Antrag:

1. Der Mittelschultag beschließt, die hohe Regierung zu bitten, sie möge die Einbeziehung der Aktivitätszulage in die Pension unverweilt durchführen.

2. Der Mittelschultag beschließt, die Bestrebungen der Staatsbeamtenvereine in allen diese Angelegenheit betreffenden Fragen zu unterstützen, und hofft zuversichtlich, die hohe Regierung werde durch die voraussichtliche Besserung der Staatseinnahmen recht bald in die Lage gesetzt werden, alle Klassen der Aktivitätszulage in die Pension einzubeziehen und eine Ermäßigung der Prämien eintreten zu lassen.

Bevor in die weitere Verhandlung des Gegenstandes eingegangen wird, erhält Prof. Dr. Em. Beke das Wort.

Prof. Dr. Em. Beké: „Sehr geehrte Versammlung! Ich danke von Herzen für die freundliche Begrüßung des Herrn Präsidenten und erlaube mir, Sie zu versichern, daß ich sehr gern gekommen bin, um meine Sympathien für den Mittelschultag Ausdruck zu geben. Ich hoffe auch, daß Ihre Verhandlungen für mich so lehrreich sein werden, daß wir in unserem Vereine in Budapest davon Nutzen ziehen können, da doch die Fragen, welche Sie behandeln, beinahe identisch sind mit denjenigen, welche unsere Mittelschullehrer beschäftigen. Ich bin der festen Überzeugung, daß, nachdem schon die beiden Teile der Monarchie politisch, finanziell, wirtschaftlich verbunden sind und, wie es scheint, auch dauernd verbunden bleiben (Beifall), daß diese Verbindung so umzugestalten wäre, daß sie beiden Teilen zum Frommen dienen sollte, und wenn dies auf irgend eine Weise, so ist es nur dadurch möglich, daß die Mittelschulen in beiden Staaten dazu beitragen, daß die Jugend mit den gegenseitigen Tugenden, guten und edlen Eigenschaften der Wahrheit gemäß bekannt werde und dadurch die gegenseitige Anerkennung und Hochachtung sich entwickle (lebhafter Beifall), ohne daß dadurch die Individualität beider Staaten, ohne daß die eigene geschichtliche

und geographische Entwicklung derselben in irgend welcher Weise beeinflusst werden müßte (Beifall). Ich danke nochmals von Herzen für den liebenswürdigen Empfang und hoffe, daß ich von Ihren Verhandlungen auch nach Hause den größten Nutzen mitbringen werde.* (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender Hofrat Dr. Ferdinand Maurer: „Ich erlaube mir, Ihnen, hochverehrter Herr Professor, im Namen der hier versammelten deutsch-österreichischen Mittelschullehrer und namens der ganzen Versammlung, auch der Gäste, die uns mit ihrem Besuche beehrt haben, den Dank auszusprechen für die herzlichen Worte, die Sie an uns gerichtet haben und die wir vollinhaltlich teilen. Wir freuen uns darüber, daß Sie, ein Schulmann aus dem Königreiche Ungarn, zu uns gekommen sind. (Beifall.) Auf dem Gebiete der Kultur und der Schule gibt es keinen Unterschied der Nation und keinen Unterschied der Konfession. (Lebhafter Beifall.)

In diesem Sinne bitte ich Sie, Herr Professor, diese Worte auch den Schulmännern von Budapest zu überbringen.“ (Beifall.)

Nach Eröffnung der Debatte über die Anträge des Prof. Schlegel ergreift Dir. Polaschek das Wort und beantragt, beide Thesen per acclamationem anzunehmen. Dieser Antrag wird zum Beschluß erhoben und Prof. Dr. W. Jerusalem erhält das Wort zu seinem Vortrag: Über die wissenschaftlichen, die pädagogisch-didaktischen und die sozialen Aufgaben des Mittelschullehrers.

Im Eingange wies der Vortragende darauf hin, daß die Aufgaben der Mittelschule ganz eigenartige, von denen der Volksschule wie von denen der Universität verschiedene seien. Strenge Wahrhaftigkeit in der Besprechung von Schulfragen sei das Recht und die Pflicht eines jeden Lehrers, zumal da die Pflichterfüllung im höheren Sinne nie durch Vorschriften erzwungen, sondern nur aus dem freien Entschlusse jedes einzelnen hervorgehen könne. Wenn er nun von diesem Rechte Gebrauch mache und hie und da an Bestehendem Kritik übe, so sage er mit Cicero: *Latine, non accusatorie loquor*. Die wissenschaftlichen Aufgaben seien groß und schwer. Der Mittelschullehrer dürfe nicht einseitig sein wie der Universitätsprofessor, müsse aber doch sein Gebiet vollständig beherrschen. Am Beispiele des Historikers zeigt der Vortragende, wie groß das zu beherrschende Gebiet sei. Trotzdem dürfe man die wissenschaftlichen Forderungen nicht herabsetzen, denn auf der wissenschaftlichen Tüchtigkeit beruhe unsere Autorität und unsere soziale Stellung. Die wissenschaftliche Arbeit sei teils rezeptiv, teils produktiv. Für den Mittelschullehrer sei die rezeptive Seite die wichtigere. Um aber wissenschaftliche Erkenntnis in sich aufzunehmen, müsse man selbst arbeiten und forschen lernen. An der Universität möge man auf den künftigen Beruf der Lehramtskandidaten mehr Rücksicht nehmen. Man möge da die Arbeiten der Hörer in dem Sinne beeinflussen, daß sie dabei möglichst viel von dem Stoffe sich aneignen, den sie später beherrschen müssen, sich aber nicht in entlegene und minder wichtige Gebiete verlieren. Die wissenschaftliche Ausbildung des Lehrers aber sei auf der Universität

und mit der Lehramtsprüfung keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, sondern müsse von ihm selbst durch die ganze Dienstzeit fortgesetzt werden.

Außer der Fachbildung sei es Pflicht des Lehrers, sich in seiner allgemeinen Bildung auf der Höhe der Zeit zu halten, für deren literarische, künstlerische und wirtschaftliche Entwicklung er sich Verständnis erwerben müsse. Ferner sei psychologische Durchbildung für jeden Lehrer erforderlich, weil diese die Grundlage bilde für jede erzieherische Tätigkeit.

Als gemeinsame pädagogisch-didaktische Aufgabe der Mittelschule bezeichnet der Vortragende die Erziehung der Schüler zu selbständiger geistiger Arbeit. Diese grundlegende Aufgabe müsse maßgebend sein für den Lehrplan und für den Unterrichtsbetrieb. In den untersten Klassen müsse sich dieser Unterrichtsbetrieb mehr an die Volksschule anlehnen und die Hauptarbeit in der Schule leisten. Aber auch da seien schon kleine selbständige Leistungen von den Schülern zu verlangen, damit diese sich früh an das Gefühl der Verantwortlichkeit gewöhnen. Die selbständigen Leistungen steigen allmählich, aber selbst in den obersten Klassen sei es Pflicht zu unterrichten, nicht zu dozieren. Aus diesen gemeinsamen Aufgaben ergebe sich auch die Notwendigkeit zu prüfen. Es sei nicht, wie Dir. Martinak behaupte, unmöglich, sondern nur schwer, gerecht zu klassifizieren. Das Prüfen sei möglichst eng mit dem Unterrichte zu verknüpfen und vor allem dabei alles zu vermeiden, was als Feindseligkeit aufgefaßt werden könne. Durch jeden Akt der Feindseligkeit steige der Lehrer herab und schädige seine Autorität. Redner gibt hierauf einige psychologische Beobachtungen über Autorität, wendet sich gegen den Grundsatz: *oderint, dum metuant* und meint, Autorität sei mit Güte vereinbar; *animi non armis vincuntur sed amore et caritate*, lehre Spinoza.

Es folgen einige Bemerkungen über Methodik und über die pädagogische Ausbildung der Lehramtskandidaten. Methode sei wichtig, doch müsse sie der Persönlichkeit des Lehrers angepaßt sein. In Bezug auf die Ausbildung der Lehramtskandidaten schlägt Redner vor, erprobte Mittelschullehrer mit der Abhaltung methodischer Vorlesungen zu betrauen.

Die sozialen Aufgaben des Mittelschullehrers erblickt der Vortragende in der Mitarbeit an der sozialen Auslese, in der Aufklärung der Eltern über den Zweck der Mittelschule, hauptsächlich aber darin, daß die Jugend mit sozialem Geist erfüllt werde, d. h. sich davon überzeuge, daß jeder Mensch verpflichtet sei, sich an der Arbeit für die Gesamtheit zu beteiligen.

Als einen gemeinsamen Zug aller dieser Arten von Aufgaben bezeichnet der Verfasser die Richtung auf das Positive. Er bekämpft den allzu kritischen Geist, der immer nur darauf achte, was nicht oder mangelhaft geleistet sei. Zum Schlusse plaidiert der Vortragende in warmen Worten für den Idealismus in der Lehrerschaft. Redner zieht einen Vergleich zwischen seinem Vortrage und der Lehrmittel-Ansstellung und schließt mit den Worten: „Nicht durch Worte, sondern wie unsere

Ausstellung durch positive Leistungen zu beweisen, daß wir nicht Nachahmer zu sein brauchen, sondern Vorbilder zu sein verdienen, das ist die vornehmste Aufgabe des österreichischen Mittelschullehrers“.

Vorsitzender: „Angesichts des wiederholten und lebhaften Beifalles, welchen die hochgeehrte Versammlung dem Vortrage des Herrn Prof. Dr. Jerusalem gezollt hat, gestatte ich mir, demselben im Namen der hochgeehrten Versammlung den wärmsten Dank auszusprechen für seinen klaren, lichtvollen, inhaltreichen, nach jeder Richtung hin anregenden Vortrag.“ (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Dieser Vortrag ist mit einigen Erweiterungen unter dem Titel „Die Aufgaben des Mittelschullehrers“ im Verlage von Braumüller in Wien erschienen; er sei allen Mittelschullehrern wärmstens empfohlen.

Zum Worte meldet sich nur Prof. J. Zaunmüller, der sich mit den Ausführungen des Referenten vollkommen einverstanden erklärt, aber über Mangel an Zeit klagt, um nach Erfüllung aller Pflichten noch eine größere wissenschaftliche oder pädagogische Arbeit zu leisten.

Nach Unterbrechung der Sitzung auf eine Viertelstunde erteilt Vize-Präsident Dir. Dr. E. Martinak dem Prof. L. Metzger (Wien) das Wort zum vierten Punkt der Tagesordnung.

Prof. Leopold Metzger referiert über „Die materielle Stellung der katholischen Religionslehrer an den Mittelschulen“ und legt folgende Leitsätze vor:

Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht wolle dem hohen Abgeordnetenhaus einen Gesetzesentwurf vorlegen, durch welchen

1. den katholischen Religionslehrern, welche nicht in allen Klassen einer vollständigen Mittelschule den Religionsunterricht erteilten, die an diesen Anstalten in definitiver Stellung verbrachten Dienstjahre für den Bezug von Quinquennalzulagen voll eingerechnet werden;

2. der § 4 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) mit Rücksicht auf die Einführung des Religionsunterrichtes in allen Klassen der Oberrealschule zu entfallen habe;

3. den katholischen Religionslehrern die in der öffentlichen Seelsorge oder an öffentlichen Volks- und Bürgerschulen verbrachten Dienstjahre für den Bezug von Quinquennalzulagen, zum mindesten aber für die seinerzeitige Pensionsbemessung, und zwar im Verhältnisse von 3 : 4 in Anrechnung gebracht werden.

Auf die Anfrage des Vize-Präsidenten, ob eine Debatte gewünscht werde, ergreift Dir. Konstantin Mandyczewski das Wort und stellt folgenden Zusatzantrag: Die Benefizien, die in den drei Thesen ausgesprochen sind, sollen auch allen nichtkatholischen Religionslehrern zu teil werden.

Bei der vorgenommenen Abstimmung werden die drei Thesen samt dem Zusatzantrag einstimmig angenommen.

Der Vize-Präsident verliest noch ein Telegramm, das vom Landeschulinspektor Dr. Tumlirz (Czernowitz) eingelaufen ist: „Leider verhindert, persönlich am Mittelschultag teilzunehmen, wünsche ich aus vollem Herzen den Verhandlungen bestes Gedeihen und segensreichen Erfolg“ und schließt um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr die Vollversammlung.

B. Sektionsitzungen (von 3 Uhr an).

1. Historisch-geographische Sektion.

Zum Vorsitzenden wurde Prof. L. Weingartner (Wien) gewählt. zu Schriftführern Prof. Dr. A. Müller (Wien) und Supplent Dr. A. Ritter v. Wotawa (Wien).

Zuerst legt Prof. M. Klar (Wr.-Neustadt) die ersten Bände seines Werkes „Die Erdkunde“ vor.

Dann hält Prof. Dr. J. Mayer (Freistadt) den Vortrag: Über die Stoffverteilung in Geographie und Geschichte an unseren Mittelschulen. Anknüpfend an den jüngsten unserer Mittelschullehrpläne, den für Lyzeen vom 1. Dezember 1900, schlägt der Vortragende einige Änderungen in der gegenwärtigen Stoffverteilung vor.

a) Die Lehrstoffverteilung in der Geschichte. An den Realschulen sei die Lehrstoffverteilung vollkommen entsprechend, nicht so im Obergymnasium. Die VI. Klasse sei überbürdet, indem die Zeit von den Griechen bis 1618 durchzunehmen sei mit regelmäßigen Geographiewiederholungen. Hier schlage er vor, den Stoff der V. Klasse bis zum Jahre 30 v. Chr. auszudehnen. In der VIII. Klasse fehlt es eigentlich an einer Wiederholung der mittelalterlichen und neueren Geschichte.

b) Viel wesentlichere Änderungen seien bei der Geographieverteilung nötig. An Gymnasien und Realschulen bestehe die große Pause im Geographieunterrichte von der V. bis VII. Klasse. Für Asien und Afrika, das gegenwärtig in der II. Klasse gelehrt werde, hänge das ganze Vergleichsmaterial in der Luft. Wenn man einwende, daß eben durch die Behandlung der anderen Partien in der II. und III. Klasse der Schüler erst reif für die Geographie von Österreich-Ungarn werde, so weise er darauf hin, daß auf der reifsten Stufe Österreich-Ungarn ja noch einmal komme. — Da es aber zweifellos zu dieser radikalen Änderung nicht sobald kommen werde, so schlage er vor, das gegenwärtig viel zu große Pensum der III. Klasse um Frankreich und Nordeuropa zu verringern und diese Länder in die II. Klasse zu verlegen; die gründliche Zusammenfassung Europas solle an den Schluß der IV. Klasse nach Durchnahme von Österreich-Ungarn gesetzt werden. Dabei sei allerdings nicht berücksichtigt, daß der gegenwärtigen Einteilung in der II. Klasse wesentlich der Wunsch eines Nebeneinanderlaufens von Geschichte und Geographie (orientalische Geschichte — Asien, Afrika; — griechisch-römische Geschichte — Balkan- und Apenninische Halbinsel) zugrunde liege. Aber diesen Gedanken wirklich durchzuführen sei ohnedies nicht möglich. Man fange in der Geschichte mit Ägypten, in der Geographie aber mit Asien an; man komme lange vor der Balkanhalbinsel zur griechischen Geschichte usw. In der Realschule sei man besser daran; da könne man nicht nur zwei Stunden, sondern sogar zweieinhalb Stunden für die Geographie in der II. und III. Klasse verwenden. Auch im Gymnasium könne man die Zeit für Geschichte zugunsten der Geographie vermindern. Da man für die nächste Zeit keine strikte Zahl für die Geographie des Obergymnasiums und der Oberrealschule erwarten könne, so gebe

er die Anregung, wenigstens einen Plan auszuarbeiten, nach welchem im Zusammenhange mit dem Fortgange der Geschichte die Geographie im Obergymnasium zu wiederholen wäre. Ein solcher Plan besteuere bereits für die oberösterreichischen Anstalten. Für die VIII., beziehungsweise VII. Klasse spricht schließlich der Vortragende den Wunsch aus, daß hier das so wichtige Kapitel „Welthandel und Weltverkehr“ anzulegen wäre.

Der Vorsitzende hebt die einzelnen Punkte heraus, zu denen der Vortragende Anträge gestellt oder Wünsche ausgesprochen hat. Über diese Punkte wird die Debatte geführt.

a) Erweiterung des Geschichtsstoffes der V., beziehungsweise Einschränkung in der VI. Klasse.

Dir. Dr. Johann Zöchbauer (Urfahr): „Um die VI. Klasse zu entlasten, sei es auch möglich, nur bis zum Auftreten Luthers zu kommen, aber einschließlich Max I. und Humanismus, wie es in Oberösterreich bereits zweimal mit Erlaubnis des Landesschulrates geschehen sei. — Würde man dagegen den vorgeschlagenen Weg nehmen und in der V. Klasse bis zum Jahre 30 v. Chr. kommen wollen, so müsse bei der orientalischen Geschichte noch mehr politische Geschichte weggelassen und hier hauptsächlich Kulturgeschichte getrieben werden.“

Prof. Dr. Oskar Gratzky (Laibach): „Reformation und Gegenreformation sollten entschieden nicht in der VII. Klasse bleiben; das Hauptgewicht liege auf der Neuzeit“.

Prof. Ruzicka: „In der V. Klasse kann man bis 30 v. Chr. kommen; wenn man bei den Gracchen abbreche, werde dann in der VI. Klasse die ganze Gracchische Bewegung nicht verstanden, weil die Schüler die zwei Jahrhunderte vorher nicht gegenwärtig haben“.

Regierungsrat Dr. Gustav Waniek (Wien): „Bei einer Neueinteilung solle nichts zur Neuzeit zurückversetzt werden. Es würde dies auch nur für kurze Zeit der Fall sein, bald werde man das abgeschlossene XIX. Jahrhundert noch viel eingehender und bis an den Schluß verlangen. Wir haben der Jugend nicht nur geschichtliche Kenntnisse, sondern auch politische Erziehung zuteil werden zu lassen; deshalb müsse insbesondere von der französischen Revolution an Schritt für Schritt vorgegangen werden. Also an Neuzeit 1618 — Gegenwart sollte nicht gerüttelt werden.“

Prof. Neubauer: „VI. Klasse sollte am Anfang und am Ende gekürzt werden: bis zum Jahre 30 v. Chr. könne man in der V. Klasse gut kommen. Für das Ende des Mittelalters sei besonders Gewicht auf die Kunst der Renaissance zu legen, Humanismus und Renaissance zusammen repräsentieren den Sieg des heidnischen Geistes; daher nur bis Luthers Auftreten in der VI. Klasse.“

Regierungsrat Dir. Waniek stellt Antrag auf Schluß der Debatte über diesen Punkt. (Angenommen.)

Der Vorsitzende stellt fest, daß der Antrag des Referenten, der Geschichtsstoff der V. Klasse sei bis zum Jahre 30 v. Chr. auszudehnen, einstimmig angenommen wurde.

b) Die Geographie Österreich-Ungarns ist bereits in der II. Klasse anzusetzen.

Nach kurzer Debatte wird festgestellt, daß kein Antrag zu diesem Punkte vorliegt. Prof. Mayer erklärt, die Sache sei nur als wünschenswertes Ideal vorgebracht worden.

c) Einschränkung des Geographiestoffes in der III. Klasse.

Prof. Dr. Gustav Kraitschek (Landskron): „Auch in der II. Klasse, wohin der Vortragende Frankreich und Nordeuropa versetzen will, ist nicht viel Zeit. Das Auskunftsmittel ist nicht richtig gewählt. Der einzige Ausweg ist eine Vermehrung der Stundenzahl in der III. Klasse auf vier wöchentliche Stunden. Man solle vor dieser Forderung nicht zurückschrecken.“

Prof. Dr. Maximilian Binn: „Der Vorschlag Prof. Mayers, Frankreich und Nordeuropa in die II. Klasse zu verlegen, ist nicht angemessen; es würde besser stimmen, wenn man in der II. Klasse im Anschlusse an Asien und Afrika das europäische Rußland und Australien nähme.“

Prof. Mayer hält letzteres für richtig. Die vierte wöchentliche Stunde sei freilich ein besserer Ausweg, aber schwerer zu erreichen. Er formuliert seinen Antrag dahin:

Für die Geographie der III. Klasse ist eine vierte wöchentliche Stunde wünschenswert; solange diese nicht gewährt ist, sei der Lehrstoff in der III. Klasse einzuschränken, in der II. Klasse zu erweitern.

Der Antrag wird angenommen.

d) Verteilung der zu wiederholenden Geographie im Ober-gymnasium, beziehungsweise Oberrealschule.

Wegen vorgerückter Zeit wird von der Versammlung der Wunsch ausgesprochen, im Sinne der Ausführungen des Vortragenden einen solchen Wiederholungsplan auszuarbeiten.

e) Welthandel und Weltverkehr in der VIII., beziehungsweise VII. Klasse.

Prof. Mayer stellt keinen bestimmten Antrag, die Versammlung nimmt dies als Anregung zur Kenntnis.

Prof. Josef Baß (Wien) stellt den Antrag, es möge in der II. Klasse der Unterrealschule nur bis zum Jahre 30 v. Chr. der Geschichtsstoff geführt werden, und begründet ihn damit, daß in der Unterrealschule in der alten Geschichte viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden seien als im Untergymnasium. Man werde mit dem Stoffe nur sehr schwer fertig.

Der Antrag wird von der Mehrheit der anwesenden Realschul-professoren abgelehnt.

2. Physikalische Sektion (um 8 Uhr).

1. Der Vorsitzende Dir. M. Glöser erteilt Prof. Max Rosenfeld das Wort zum Vortrag: Universalapparat zur Elektrolyse von Flüssigkeiten (mit Demonstrationen).

Der Apparat ist eine Modifikation des Hofmannschen Apparates nach den Angaben des Vortragenden, welcher zum Schlusse seiner Ausführungen den Wunsch aussprach, der vorgeführte Apparat solle den Namen „Hofmannscher Universalapparat“ führen. Die von ihm hergestellten neuartigen Platinelektroden (eine Platinsalzlösung auf Glas- oder Porzellanröhren aufgestrichen) sollen zu Ehren des Wiener Mittelschultages, an welchem sie zuerst vorgezeigt wurden, „Wiener Elektroden“ genannt werden.

Der ausgesprochene Wunsch fand allgemeine Zustimmung.

2. Im kleinen Musikvereinssaale hielt Herr Joachim Steiner, k. u. k. Major und Lehrer an der Theresianischen Militärakademie in Wr.-Neustadt, um $\frac{1}{6}$ Uhr den angekündigten Vortrag: Experimenteller Nachweis über die Unzulänglichkeit jener reingestimmten Tonleitern und Akkorde, welche in allen Lehrbüchern für Physik besprochen und als ideale Ausdrucksmittel der Tonkunst hingestellt werden (Überlegenheit der griechischen Musiktheorie und Fortleben derselben im modernen künstlerischen Musizieren).

Unter den zahlreich erschienenen Anwesenden bemerkte man Se. Exzellenz den Herrn Minister für Kultus und Unterricht Dr. Wilh. Ritter v. Hartel, Se. Exzellenz den Herrn k. und k. Feldmarschallleutnant und Sektionschef im Reichskriegsministerium M. Ritter v. Brunner, den Vize-Präsidenten des niederösterreichischen Landesschulrates Freiherrn v. Bienert, Konservatoriumsdirektor Ritter v. Perger, Hofrat Dr. Huemer, Landeschulinspektor Dr. Ignaz Wallentin.

Der Vortragende gelangte zu nachstehenden Schlußfolgerungen:

1. Melodik und Harmonik besitzen wohl bei temperierter, nicht aber bei reiner Stimmung dieselben Ausdrucksmittel.

2. Das Prinzip der Konsonanz ist weder das richtigste noch weniger das einzig maßgebende Abstimmungsgesetz für musikalisch brauchbare Tonleitern und Akkorde.

3. Bei reiner Stimmung bedingt ein befriedigendes „Nebeneinander“ nicht notwendigerweise auch ein ebenso befriedigendes „Nacheinander“ und umgekehrt.

4. Das klanggefärbte „Nebeneinander“ wird durch das Klangmaß, das unabhängige „Nacheinander“ durch das Schrittmaß geregelt. Letzteres ist historisch älter und praktisch wichtiger als das Klangmaß.

5. Durch die richtige Einschränkung der Begriffe „Diatonik“, „Chromatik“ und „Enharmonik“ gelangt man im Vereine mit der gleichschwebenden Temperatur zu einer „Polytonik“, welche die Entwicklungsgeschichte der Tonkunst sowie die vielgestaltigen anderen künstlerischen Tonhöhenbestimmungen aufhebt und sie theoretisch zergliedern läßt.

Bei dem Vortrage wurden vier rein gestimmte Instrumente, ein Phonograph, Tonhöhenmaßstäbe und andere Musikinstrumente benutzt. Der Vortragende lieferte den Nachweis, daß das in der Musikwissenschaft zugrunde gelegte Gesetz der Harmonie oder Konsonanz nur für ruhige Akkorde Geltung besitzen könne, daß aber bei der fortschreitenden Melodie das Schrittmaß der griechischen Musiktheorie herrsche.

Die Ausführungen im Musikvereinssaale bezogen sich besonders auf die Musikwissenschaft und die musikalischen Kunstwerke. Die entsprechenden physikalischen Erklärungen wurden am folgenden Tage im physikalischen Lehrsaale des Akademischen Gymnasiums nachgetragen. Der Vortrag fand den lebhaftesten Beifall der Zuhörer.

3. Philologische Sektion.

Dir. Dr. G. Hergel (Aussig) übernimmt den Vorsitz, Schriftführer ist Prof. V. Mattel (Brünn).

Prof. Dr. H. Herzog ergreift das Wort zum folgenden Vortrag: Psychologische Bemerkungen zur Schullektüre.

Der Vortragende will den Versuch machen, die Terminologie und die Ergebnisse der Psychologie auf ein Teilgebiet der praktischen Pädagogik anzuwenden, die Schullektüre, speziell in den klassischen Sprachen und im Deutschen. Der psychologische Standpunkt ist der von Wundt in seiner Völkerpsychologie eingenommene. Es wird zur Erleichterung der Übersicht die Fiktion aufrecht erhalten, die Schullektüre sei Selbstzweck, müsse nicht sprachlichen oder sachlichen Zwecken untergeordnet werden.

Lesen ist also die Apperzeption fremder Gedanken vermittelt konventioneller optischer (beziehungsweise für die Blindenschrift haptischer) Bilder. Elemente der Apperzeption sind nicht die einzelnen Buchstaben, sondern die Wörter, die Buchstaben sind Merkmale, die Elemente der Wahrnehmung (Versuch mittels des Tachistoskop). Daher lesen wir auch ein Wort, wenn wir nur wenige Buchstabenzeichen wirklich erkennen. Derselbe Vorgang tritt beim Lesen eines ganzen Satzes ein, wo vielfach nur die Grundelemente apperzipiert, der Zusammenhang zwischen ihnen, die Beziehungselemente, kombiniert werden. Ein Satz ist nach Wundt der sprachliche Ausdruck für die Gliederung einer Gesamtvorstellung: das trifft für den Sprechenden zu, für den Lesenden ist der Satz umgekehrt eine Synthese der Vorstellungselemente, die durch die Grundwörter gegeben werden, zu einer Gesamtvorstellung mit Hilfe der formalen Elemente des Satzes. Bei dieser Kombination erfolgt infolge des Leichtsinnes der Schüler häufig völliges Mißverstehen oder Mangel alles Verständnisses.

Wohl zu beachten sind die Assoziationserscheinungen bei der Lektüre. Die optische, akustische, zweierlei motorische Vorstellungen, die Bedeutung (Sachvorstellung) und ein Gefühls-element lassen sich immer mehr oder minder deutlich erkennen, wozu bei fremdsprachiger Lektüre ein weiteres Glied der Assoziationsreihe hinzukommt, die Übertragung

des Wortes in die Muttersprache, welche von den Schülern meist höchst mechanisch vorgenommen wird (*virtus* immer = Tugend).

Bezüglich der Gefühle, von denen die Lektüre begleitet wird, ist zu empfehlen, Lust-, Spannungs- und mäßige Erregungserscheinungen im Interesse der Wirkung zu fördern, Unlust und Depression zu vermeiden. Daher wäre tunlichst *ex abrupto* zu lesen, um die Spannung auf den Fortgang der Handlung im Unterricht zu benutzen, die Notenschreiberei aufzuheben oder wenigstens aus der Stunde zu entfernen. Sympathische Gefühle des Mitleides und der Mitfreude sind als Grundlage der ethischen Einwirkung wohl zu pflegen, haben aber zur Voraussetzung das Eindringen in das psychische Leben der Personen einer Dichtung oder historischen Darstellung. Deshalb muß man die Personen klassischer Dichtungen nicht in idealer Ferne lassen, sondern dem Geiste und Gemüte des Schülers nahe bringen. In dieser Beziehung wäre eine gewisse Annäherung der klassischen Schullektüre an die der modernen Sprachen, besonders der Muttersprache, zu empfehlen, wie andererseits in der deutschen Lektüre häufig infolge des Vielesens das eingehende Verständnis, das die klassischen Philologen fordern, vermißt wird.

Da nach Beendigung des mit reichem Beifalle aufgenommenen Vortrages eine Debatte sich nicht anschließt, spricht der Vorsitzende dem Vortragenden für seine gediegenen Darbietungen den wärmsten Dank aus.

Der Vortrag wird abgedruckt werden in der „Sammlung von Abhandlungen zur pädagogischen Psychologie und Physiologie“, herausgegeben von Th. Ziehen und Ph. Ziegler.

4. Sektion für Körperpflege und Schulhygiene.

Vorführungen von Jugendspielen und einigen volkstümlichen Übungen. Spielleiter: Prof. H. Dupky und Prof. Max Guttman.

Während die Örtlichkeiten der früheren Vorführungen in beträchtlicher Entfernung vom Akademischen Gymnasium lagen, war es den Spielleitern gelungen, Spielplätze in der nächsten Nähe dieser Anstalt zu erwerben, welcher Umstand gewiß auch zu dem starken Besuche dieser Vorführung beigetragen hat. Für diese Unterstützung der guten Sache gebührt der herzlichste Dank dem hohen k. k. Ministerium des Innern, dem löblichen Bürgermeisteramte der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und dem löblichen Wiener Eislaufvereine.

Auf dem Platze dieses Vereines sowie auf dem benachbarten Baugrunde fand nun die jüngste Vorführung statt.

Prof. H. Dupky führte mit Schülern der IV. Klasse des Akademischen Gymnasiums den „Faustball“ nach Regeln, ähnlich denen des Lawn-Tennis-Spieles, vor. Das ist die schärfste und schwierigste Form, aber auch die weitaus interessanteste. In dieser Gestalt wird das schöne Spiel dauernde Pflege finden, da es sich besonders auch für erwachsene Männer eignet.

Prof. M. Guttman ließ von den Schülern des Elisabeth-Gymnasiums verschiedene Spiele und Übungen vorführen:

a) Metaspiel von vier Gruppen zu 12 Schülern aus den beiden ersten Klassen.

b) Dreifelderball von je 20 Schülern der beiden dritten Klassen.

c) Volkstümliche Übungen von Schülern der drei obersten Klassen, und zwar:

1. Stabhochspringen bis 240 cm von 10 Schülern:

2. Stoßen einer 10 kg schweren Eisenkugel von 12 Schülern, 730 cm Höchstleistung;

3. Gerweitwerfen von 12 Schülern, Höchstleistung 31 m;

4. Speerwerfen auf eine Zielscheibe, ausgeführt von 12 Schülern, beste Leistung 22 Punkte;

5. Diskuswerfen von 12 Schülern, der Wurf mit ganzer Drehung um die Längsachse war nicht gestattet; als Höchstleistung wurde ein Wurf von 22 m erreicht.

d) Vor dieser Übung entwickelte sich ein schönes Übungsspiel im Fußball zwischen Schülern des Landes-Real- und Obergymnasiums in Baden (unter Führung des Prof. L. Lechner) und Schülern mehrerer Wiener Gymnasien. Dabei kam es in erster Linie darauf an, zu zeigen, daß das Fußballspiel nicht notwendig zur Roheit führt. Dieser Beweis ist auch trotz des sehr unebenen Bodens vollständig gelungen. Der Sieg dabei hat deshalb wenig zu bedeuten, vielmehr galt es, zur Klärung der Anschauung über dieses sehr angefeindete Spiel beizutragen. Herr Felix Graf, Bahnbeamter, waltete mit größtem Geschicke als Schiedsrichter, wofür ihm hiemit der beste Dank ausgesprochen wird.

Nach Schluß der Vorführungen traten die Schüler zusammen und sangen unter Leitung eines Oktaviers zwei Strophen des Liedes „Stimmt an mit hellem hohen Klang“. Darauf würdigte Herr Landeschulinspektor St. Kapp die Bemühungen der Gegenwart um die körperliche Ausbildung der Jugend unter der Regierung unseres erhabenen Monarchen und brachte ein dreifaches Hoch auf Se. Majestät aus, in das die versammelte Jugend kräftig einstimmte. Entblößten Hauptes sangen die Schüler die erste Strophe der Volkshymne, womit die Vorführung ihren Abschluß fand.

Bester Dank geführt noch den 25 Ordnern aus der VII. und VIII. Klasse des Akademischen Gymnasiums, die sich ihrer mühevollen Aufgabe bereitwilligst unterzogen.

Diesen Vorführungen wohnten trotz des sehr kritischen Wetters nicht nur Angehörige der Schüler, sondern auch viele auswärtige Schulmänner bei. Unter den Anwesenden wurden bemerkt: Hofrat Dr. Maurer, Landeschulinspektor Dr. Scheindler, Dr. Wallentin, St. Kapp, Direktoren: Regierungsrat Slameczka, Dr. V. Thumser, Dr. Strauch, J. Langsteiner aus Kalksburg, Prof. Kerer aus Feldkirch, Dr. Petak aus Görz-Heilsberg aus Wien u. v. a.

Die Vorführung begann um 4 Uhr und endete um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Nach so harter Arbeit des Tages versammelten sich die Teilnehmer nach gutem akademischen Brauch um 8 Uhr abends im Annahof (I., Annagasse 3) zu einem regelrechten Festkommers. Als Kommerseleiter fungierte Prof. Dr. R. Kauer, als Kontrapunkt Prof. Dr. V. Lekusch. Illustre Gäste erhöhten den Glanz des Festes und die Galerien waren von einer Korona schöner Frauen und Mädchen, *παῦλα ἰδέσθαι*, geschmückt. Auch die Bringerin der Lust fehlte nicht, sie wurde von der Kapelle C. W. Drescher besorgt. Es war ein echtes Convivium und Symposion. Als die Stimmung gehoben war und die letzten Laute des „Gaudeamus“ verklungen waren, erhob sich Präsident Hofrat Dr. Maurer und lud, wie billig, die Versammlung ein, in den Ruf einzustimmen: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. lebe hoch! Die Teilnehmer brachten begeisterte Hochrufe aus und sangen stehend die Hymne. Dann begrüßte Prof. Dr. Kauer die Anwesenden und verlas ein Entschuldigungsschreiben des Bürgermeisters Dr. K. Lueger. Dir. Dr. Frank feierte in einem treffenden Spruch den Herrn Unterrichtsminister, Hofrat Dr. J. Huemer trank auf den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag. Schulrat Dr. Smolle gedachte der hingebungsvollen Aufopferung des Hofrates Huemer für die Interessen der Schule und der Liebe desselben zur Lehrerschaft (stürmischer Beifall). Dir. Eysert toastierte auf den Präsidenten Hofrat Maurer, Dir. Dr. Polaschek auf die Mittelschulvereine und die auswärtigen Delegierten, Dir. Dr. Martinak (Graz) auf die Jugend, Dir. Stütz auf die Damen. Dir. Stary (Königl. Weinberge, Prag) dankte namens der Vertretung des Zentralvereines böhmischer Professoren für den herzlichen Empfang. In Sachen des Schulwesens und der Vertretung des Standes seien die Mittelschullehrer aller Nationen einig. Redner trank auf die Schulmänner Österreichs ohne Unterschied der Nationalität (stürmischer Beifall). Der letzte Trinkspruch während des offiziellen Teiles war der des Dr. Kauer auf die beiden Geschäftsführer Prof. Hoppe und Prof. Scholz. Mit dem Liede „Du alte Burschenherrlichkeit“ fand der offizielle Teil des Abends seinen Abschluß, worauf Prof. Dr. J. Krögler (Salzburg) die Leitung des heiteren Teiles des Festes übernahm, der die Teilnehmer bis in die späten Nachtstunden beisammenhielt.

Zweiter Verhandlungstag (Dienstag, 7. April).

A. Die Sektionssitzungen begannen um 8 Uhr.

1. Philologische Sektion.

Der Vorsitzende erteilt Prof. H. Schickinger (Linz) das Wort zu seinem Vortrage: Die Privatlektüre in den klassischen Sprachen.

Der Vortragende führte aus, die Privatlektüre sollte mehr, als es bisher der Fall gewesen, völlig freiwillige Leistung sein. Nur die besten Schüler, die über hinreichend Zeit verfügen, mögen sich daran beteiligen, da die von einer ganzen Klasse betriebene Lektüre desselben Schriftwerkes zwar äußerlich wie ein Erfolg aussehe, in Wahrheit jedoch nur

für wenige einen Gewinn bedente. Die Wahl des Schriftwerkes (Bodur, Historiker, Philosophen, Dichter) möge dem Schüler mit Rücksicht auf sein persönliches Interesse an dieser oder jener Literaturgattung in höherem Grade freigestellt werden, als es bisher Usus gewesen sei. Zu diesem Zweck empfehle es sich, den Kreis der Autoren zu erweitern und nicht bloß die Schulschriftsteller zu lesen, sondern auch die Schriftwerke der späteren Zeit heranzuziehen, wie dies übrigens an einigen Anstalten, besonders in Wien, schon geübt werde. Wesentliche Dienste leisteten hierbei Chrestomathien (wie das Lesebuch von Wilamowitz) und die für die Privatlektüre berechneten Ausgaben einzelner Schriftwerke (Tempky und Teubner). Er empfiehlt die Annahme folgender Thesen:

1. Die gymnasiale Schullektüre vermittelt auch bei dem heutigen Betriebe nur in geringem Umfange einen Einblick in das antike Geistesleben.

2. Auch die gymnasiale Privatlektüre erweitert, wie sie zumeist betrieben wird, die extensive Kenntnis nur in bescheidenem Maße.

3. Nicht die philologische Kenntnis einiger weniger Schriftsteller ist anzustreben, sondern die inhaltliche eines möglichst großen Schriftstellerkreises, wenn auch nur durch Chrestomathien vermittelt.

An den Vortrag schloß sich folgende Debatte: Dir. Dr. V. Thuner (Wien) erklärt sich im allgemeinen mit den aufgestellten Thesen einverstanden, meint aber, es sei seit neuester Zeit in die Privatlektüre ein Zug hineingekommen, mit dem er nicht einverstanden sein könne, als ob nämlich die Privatlektüre dazu dienen solle, auch historische Kenntnisse zu vermitteln. Man bringe das Werk als solches zum Verständnis; auch sonst frage man ja nicht, welche historischen Dinge der Schüler aus diesem oder jenem Werke lernen könne. — Dem Demosthenes geschieht unrecht, fährt er weiter fort, wenn immer und immer wieder die große Schwierigkeit hervorgehoben wird. Die Erfahrung zeigt, daß die talentierten Schüler der Lektüre des Demosthenes mit Freuden entgegenkommen wie der des Plato und des Sophokles. Die Privatlektüre möge sich vorzugsweise auf die Schulautoren beschränken; die Aufstellung eines Kanons der zur Privatlektüre geeigneten Werke möchte er nicht raten. Eine Änderung in der bisherigen Durchführung der Privatlektüre sei nicht anzustreben, bei der Wahl der Lektüre möge der Individualität der Schüler, beziehungsweise auch der Lehrer Rechnung getragen und eine gewisse Freiheit belassen werden. Wilamowitz' Lesebuch erster Teil könne den besten Schülern in passender Auswahl empfohlen werden.

Prof. Dr. Heinrich Fleischmann (Teschen) will einige allgemeine Gesichtspunkte vorbringen: die Aufgabe des Gymnasiums ist nicht die Aufnahme einer möglichst großen Fülle von Kenntnissen. Der Satz: *Non multa, sed multum* gilt auch hier. Von diesem Standpunkte teilt er die Ansicht des Vortragenden nicht. Die genaue Kenntnis einer beschränkten Periode in verschiedener Beleuchtung ist gewiß fördernd. — Der Wert der Sage ist für Gymnasiasten bis zur VI. Klasse nicht zu verkennen; daher möge man das zweite Buch des Livius ganz ruhig lesen lassen. Eine Ausdehnung der Privatlektüre auf außerhalb der

Schullektüre stehende Schriftsteller könnte leicht den Vorwurf der Überbürdung hervorrufen. Der oberste Grundsatz in der Erziehung müsse bleiben: *Mens sana in corpore sano*.

Dir. Dr. A. Polaschek (Floridsdorf) meint, es sei nicht notwendig daß Schüler, welche sich bei der Maturitätsprüfung aus einem Jahrespensum der Privatlektüre prüfen lassen wollen, sich besonders hiezu präparieren müßten. Darauf entgegnet Dir. M. Strach (Prachatitz), daß ein Schüler, der in der V. oder VI. Klasse Privatlektüre betrieben habe, sich doch vorbereiten müsse, da ja naturgemäß viele Details ihm entfallen sind. Die Nennung der Namen der Schüler im Programme ist empfehlenswert, nicht etwa deshalb, weil der Ehrgeiz geweckt wird, sondern damit vor der Maturitätsprüfung leicht und zuverlässig festgestellt werden könne, was jeder Schüler privatim gelesen hat.

Herr Landesschulinspektor St. Kapp (Wien) bestätigt aus der Praxis, daß viele Schüler, die trotz Absolvierung eines Jahrespensums sich bei der Maturitätsprüfung nicht haben prüfen lassen, gefragt, warum sie sich nicht prüfen ließen, die Antwort gaben: Mir hat die Zeit gefehlt, das Gelesene zu wiederholen. Ich fürchte, meine Prüfung könnte einen schlechten Eindruck machen.

In einem Schlußworte erklärt der Vortragende Prof. Schickinger, es läge ihm fern, irgend welche bindende Normen aufzustellen, er wolle nur eine Anregung gegeben haben, daß die Privatlektüre in den klassischen Sprachen in einem über die Schullektüre erweiterten Umfange zu betreiben sei.

2. Historisch-geographische Sektion.

Nach einer Begrüßung der Versammlung durch den Vorsitzenden Prof. L. Weingartner (Wien) ergreift Prof. Dr. Hans Gutscher (Gras) das Wort zu seinem Vortrag: Istrien und Dalmatien im klassischen Unterricht.

Auf zwei Momenten beruhen Charakter und Weltstellung der östlichen Adrialänder. Das eine ist ihre Zugehörigkeit zur Balkanhalbinsel, von der sie geographisch und ethnographisch nicht zu trennen sind. Weit mehr als in Italien finden wir in ihnen griechische Landschaftstypen wieder; Ruinenstätten wie die von Asseria, selbst Salona finden ihre nächsten Analogien in Griechenland und dem griechischen Oriente. Das andere ist das Verhältnis zur Adria, die in höherem Maße verbindend als trennend wirkt. Sie erschließt diese Gebiete dem Verkehre mit den eigentlichen griechischen Ländern. Sie bewirkt leichteren Verkehr zwischen ihnen und der Ostküste Italiens, als er zwischen dieser und der durch den Apennin getrennten Westküste besteht. Seit mehr als zwei Jahrtausenden durchkreuzen dieselben Schiffe (*trabacoli* = *trabicae* des Pacuvius) mit denselben Lasten (Tongeschirr aus Unteritalien, Ziegel aus Mittelitalien) die Adria.

Die Wirkung dieser Momente zeigt sich deutlich in den vorgehichtlichen Verhältnissen. Auf der ganzen Ostküste Italiens sind

illyrische Stämme bezeugt (Japygier, Messapier, Veneter); für Mittelitalien hat Pauli auf Grund der Überlieferung und der sogenannten sabellichen Inschriften eine eigene direkte und besonders frühe illyrische Einwanderung angenommen, die für uns besonderes Interesse hat, denn das „Japuzkum numen“ in Umbrien und die Liburni in Picenum finden wir bei uns in den Japoden und Liburnern am Quarnero wieder. Die archäologischen Forschungen kannte Pauli nicht. Sie ergaben Gräberfelder in Istrien (Pisuzghi, Vermo, Altura-Nesactium) und in Picenum (Novilara bei Pesaro), die eine verwandte Kultur mit Zügen hoher Altertümlichkeit aufweisen, die sich in die neolithische Periode Bosniens zurückverfolgen lassen. Auf beide Gebiete wirkte ein Nachklang mykenischer Kunst ein, der zuerst in den Grabstellen von Novilara mit Spiralornamentik, Schiffs- und Jagddarstellungen und Inschriften sabellichen Charakters erkannt und bei den neuesten Ausgrabungen auch in Nesactium entdeckt wurde. Auf beiden Gebieten kamen endlich dieselben importierten apulischen Vasen und Bronzen zu Tage. Die Analogien zu Paulis Annahmen ergeben sich von selbst.

Der unteritalische Import, besonders von Tongefäßen, läßt sich durch Jahrhunderte in der Adria weiterverfolgen, daneben haben wir noch andere griechische Handelswege, so besonders an den östlichen Küsten und im herzegowinisch-bosnischen Hinterlande den Kerkyras und seiner Kolonien.

Weit über die Bedeutung anderer prähistorischer Provinzfunde ragen durch diese völkerverbindenden Züge die der Adrialänder hervor. In der Schule wird besonders der frühe griechische Einfluß zu betonen, eventuell werden griechische Funde aus ihnen (besonders Waffen) vorzuzeigen sein.

Das Jahr 385/4 ist das erste bestimmte geschichtliche Datum für die Länder Österreichs: Dionysios I. von Syrakus unterstützt die Niederlassung von Partern auf Lesina (Pharos, im kroatischen Hvar fortlebend). Griechen aus den verschiedensten Gegenden wetteifern in der Adria, griechische Sprache, Inschriften, Münzen herrschen auf den dalmatinischen Inseln. Die reiche Verbindung mit griechischer und sizilischer Geschichte und der Persönlichkeit des Dionysios bietet treffliche Handhaben zur Verwertung dieser Periode im geschichtlichen und philologischen Unterrichte.

Das Auftreten der Römer in Dalmatien (Agron und Teuta) und die Eroberung Istriens (von der Gründung Aquilejas bis zum tragischen Ende Nesactiums) bietet in anderer Hinsicht durch Fülle von Handlung und romantische Vorgänge großes Interesse für jugendliche Schüler und Anlaß zum Zusammenwirken von Klassikerlektüre (Livius XLI) und historischem Unterrichte.

Für die Periode Cäsars und Augusts fällt ein Hauptanteil dem Philologen zu, der bei Cäsar (*bellum civile*), Horaz und Tacitus unsere Gegenden ins Auge fassen muß. Privatlektüre und Übungen im Extempore-Übersetzen können herangezogen werden; dabei würde eine Chrestomathie, die auch das geschichtlich-vaterländische Moment verwertet,

fruchtbar wirken. Wie früher die Verbindung unserer Länder mit dem Griechentum, so muß jetzt ihre geschichtliche und kulturelle Gemeinschaft mit dem römischen Reiche zu lebendigem Bewußtsein kommen.

Am wichtigsten aber sind für die klassische Zeit die Denkmäler, vor allem Pola. Pola kann mit fünf Bauwerken, die verschiedene Typen vertreten (Tempel des Augustus — als *Pater patriae* — und der Roma; *Porta aurea* — ein Prunktor in Form eines Triumphbogens; zwei Festungstore und das Amphitheater), aus der besten Zeit und von meist trefflicher Erhaltung nur mit Rom verglichen werden. Dazu kommen großartige Villenbauten in der Nähe, die erst jetzt ihre Würdigung finden, wie auch jetzt erst Österreich die Ehrenschuld einer würdigen Veröffentlichung dieser Schätze einzulösen beginnt. Wir können sie den Schülern nahe bringen, wenn wir den Beispielen klassischer Bauten Roms usw. unsere heimatischen Typen zur Seite stellen. Ihre zusammenfassende Vorführung in der VIII. Klasse — sie sind ja außer dem Amphitheater alle aus der Zeit des Augustus — kann mit der schönen Schilderung Istriens durch Cassiodorus (*Varia VII, 22. Brief*) beschlossen werden.

Dalmatien bietet zu den istrischen Monumenten manche Ergänzung (auch die Privataltertümer können reichen Nutzen ziehen — interessante landwirtschaftliche Anlage mit Kelter und Ölpresse bei Salona); es ist aber besonders wichtig durch zwei eigene Ortstypen: *Burbum*, die Lagerstadt der XI. Legion, die 69 nach Deutschland kam, an großartigen Kerkafällen und das jüngst vom österreichischen archäologischen Institute ausgegrabene *Asseria*, die Provinzstadt der traianischen Zeit, die römischer Opferwilligkeit und Sinn für monumentale Werke relativ stattliche Bauten verdankte. Einzig aber steht Dalmatien da durch den Palast *Diocletians*, in den das Mittelalter die Stadt *Spalato* hineingebaut hat. Zwei Welten haben sich hier berührt, Orient und Okzident, römische und griechische-orientalische Kunst. Römisch ist die Grundform der Anlage, die auf das Lagerkastell zurückgeht (Vergleich mit der Saalburg). zum genialen Baumkunstwerke ist aber der militärische Nutzbau umgestaltet; griechisch ist die Formensprache im einzelnen und im griechischen Oriente wird die Vereinigung beider Elemente stattgefunden haben, im Lager *Diocletians* zu *Palmyra* dürften wir Vorbild oder Vorstufe für *Spalato* suchen können. In zwei Welten wirkte das Werk auch fort: im Kaiserpalaste in Byzanz und dem *Theodorichs* in *Ravenna*, der wieder dem Palaste *Karls des Großen* in *Aachen* zum Vorbilde diente.

Eindrucksvolleres kann für die Vorstellung spätrömischer Kunst nicht geboten werden. Um sie im Bilde zu gewinnen, sind wir auf seltene Kupferwerke des XVIII. Jahrhunderts angewiesen, nicht einmal Photographien sind von vielen wichtigen Teilen des Palastes vorhanden. Doch setzt auch hier die Unterrichtsverwaltung ein, um das einst Versäumte nachzuholen.

Den Abschluß bilden die noch vom Geiste der Antike erfüllten altchristlichen Denkmäler *Salonas* mit seinem Walde von Sarkophagen, der an lykische und pamphyllische Gräberfelder erinnert, und die herr-

illyrische Stämme bezeugt (Japygier, Messapier, italien hat Pauli auf Grund der Überlieferung sabellischen Inschriften eine eigene direkte und Einwanderung angenommen, die für uns bes. das „Japuskum numen“ in Umbrien und die wir bei uns in den Japoden und Liburnen archäologischen Forschungen kannte Pauli felder in Istrien (Pizzugghi, Vermo, Alt (Novilara bei Pesaro), die eine ver Altertümlichkeit aufweisen, die sich zurückverfolgen lassen. Auf beide nischer Kunst ein, der zuerst Spiralornamentik, Schiffs- und J. lischen Charakters erkannt und Nesactium entdeckt wurde. A. importierten apulischen Vase Paulis Annahmen ergeben

Der unteritalische J durch Jahrhunderte in noch andere griechische Küsten und im herzog seiner Kolonien. Weit über di ragen durch diese In der Schule wir eventuell werden zuzeigen sein.

Prof. ratzy (Laibach) folgenden Antrag: halten es für notwendig, die Heraus die in die neuen Lesebücher aufzu- nenen, geographischen, mythologischen und n Fachmännern prüfen zu lassen, Veralteten und in den Kommentaren nur richtige neusten Stande der Wissenschaft einzufügen. rd einstimmig angenommen.

3. Mathematische Sektion.

Das Jab die Länder Öf lassung von Griechen a Inseln. Γ Verwe Unter die Er u

ander ist Schulrat Dir. J. Meixner (Wien), Schriftführer Prof. F. Schiffner und K. Marek (beide aus Wien). Theodor Hartwig (Wr.-Neustadt) behandelt das Thema: Physische Baumempfindung und theoretische Geometrie der Vortragende stellt als Ziel des Anschauungsunterrichtes in der die Abstraktion hin. Die Geometrie operiert mit Begriffen. Urteile aus Erfahrungstatsachen abgeleitet werden. der geometrische Raum ist 1. kontinuierlich, 2. unendlich, 3. dreidimensional, 4. homogen, 5. isotrop. Der physiologische Raum, welcher den Elementen des Sehraumes, Tastraumes und des motorischen assoziativ aufbaut, ist nur ein verzerrtes Bild des geometrischen

Wir stellen uns die Körper wohl im physiologischen Raume vor. aber so, als ob sie im geometrischen Raume gelegen wären. klar Verstand bringt das Nacheinander der Empfindungen als Nebeneinander im Begriffe zur Geltung. Auf der Unterstufe dominieren physiologische Momente. Darum ist jene bekannte Figur, welche die scheinbare Bewegung der Sonne ausdrücken soll, widersinnig: Die Drehung des Himmelsgewölbes geo-

außen gesehen vorgestellt werden. Auch
geführt.

Fällen die physiologische Em-
Deckung zu beweisen, ist
Deckung physiologisch
er Aufeinanderfolge

gsmittel in der
ie nicht der Natur

auch eine Gefahr. Der
en lernen. Die Anschauung
der langsame, allmähliche
ens. Das Ziel des geometrischen
schauungsmittel schließlich über-

in Vortragenden unter dem Beifalle aller
anten Ausführungen. Da sich niemand zum
Vorsitzende selbst seine Ansicht dahin aus-
schen Unterrichte statt des Würfels ein recht-
ped verwendet werden solle. Beim geographischen
1. Klasse sei möglichst wenig von dem zu verlangen,
Begriffe voraussetzt.

Simon (Ungarisch-Hradisch) zieht den Würfel vor. Auf
s betreffs des dreidimensionalen Raumes weist Prof. Hartwig
e, bei denen Höhe, Stärke und Klangfarbe in Betracht kommen,
Raumbegriff könne überhaupt nicht mathematisch erklärt werden,
nur Sache der Empfindung wie der Begriff der Farbe.

Von den drei Thesen des Prof. Hartwig wird die erste: „Man
segnüge sich in der Geometrie mit der physiologischen Empfindung,
sobald dieselbe zum Verständnisse eines geometrischen Lehrsatzes aus-
reicht“ einstimmig angenommen, die zweite zurückgezogen und die dritte
in folgender Fassung des Vorsitzenden: „Es ist mit Rücksicht auf die
Schwierigkeit des Gegenstandes und die den Schülern noch mangelnden
geometrischen, namentlich stereometrischen Kenntnisse das in der
mathematischen Geographie auf der ersten Unterrichtsstufe Vorzunehmende
auf das möglichst geringste Ausmaß zu beschränken“ einstimmig an-
genommen.

4. Pädagogische Sektion.

Der Vorsitzende Dir. Dr. A. Frank (Prag) — Schriftführer war
Franz K. Branky — begrüßt die Erschienenen, insbesondere Hofrat Dr.
J. Schipper, und erteilt Prof. Dr. K. Wotke das Wort zu seinem Vortrage:
Zur Geschichte des höheren Unterrichtswesens und der
Pädagogik in Österreich.

Der Vortragende betont, daß bisher für die Geschichte der Päd-
agogik in Österreich fast gar nichts geschehen sei. Die ersten Vorlesungen

*Über den VIII. deutsch-östr. Mittelschultag:
Wie früher die Verbindung unserer Länder mit Europa
ihre geschichtliche und kulturelle Entwicklung
Reiche zu lebendigem Bewusstsein kommen.
ind für die klassische Zeit die Verbindung.
auf Bauwerken, die verschiedene Typen
als Pater patrius — und der Raum:
Form eines Triumphbogens; sowie
der besten Zeit und von meist
hen werden. Dazu kommen
st jetzt ihre Würdigung
nschuld einer würdigen
Wir können sie den
tschlicher Beuten
hre zusammen-
saher dem
schieben
1877*

liche Basilika von Parenzo in Istrien, die uns das schönste Beispiel für Marmorinkrustierung erhalten hat, wie sie die Paläste der römischen Großen schmückte.

So bietet das Studium und vor allem der Besuch Istriens und Dalmatiens für den Lehrer der Geschichte und des Altertums den größten Gewinn, Einblicke in uralte Völker- und Kulturbeziehungen, eine Vorschule für Griechenland, die mächtigsten Bilder römischer Kunst. Möge auch die Schule in den ihr Anvertrauten eine Vorstellung von dem kostbaren Schatze, den uns das Altertum im Süden unseres Reiches hinterlassen hat, erwecken und mögen ihr auch die Mittel geboten werden, diese Vorstellung zu lebendiger Anschauung zu erheben.

In der an den Vortrag sich anschließenden Debatte betont Prof. Dr. Maximilian Binn (Böhmisch-Leipa), man sei mit der Zeit bekanntlich so im Gedränge, daß im Unterrichte Dalmatien und Istrien nicht so gewürdigt werden können, wie es wünschenswert wäre. Er gibt dem Wunsche Ausdruck, daß ein Buch entstände, das diese Gebiete behandelte und dem Schüler in die Hand gegeben werden könnte.

Zum Schlusse stellt Prof. Dr. v. Gratzy (Laibach) folgenden Antrag: Die Lehrer der deutschen Sprache halten es für notwendig, die Herausgeber der Lesebücher zu ersuchen, die in die neuen Lesebücher aufzunehmenden Lesestücke historischen, geographischen, mythologischen und naturhistorischen Inhaltes von Fachmännern prüfen zu lassen, Veraltetes und Unwahres auszuschneiden und in den Kommentaren nur richtige Erklärungen nach dem neuesten Stande der Wissenschaft einzufügen.

Der Antrag wird einstimmig angenommen.

3. Mathematische Sektion.

Vorsitzender ist Schulrat Dir. J. Meixner (Wien), Schriftführer sind die Proff. F. Schiffner und K. Marek (beide aus Wien).

Prof. Theodor Hartwig (Wr.-Neustadt) behandelt das Thema: Physiologische Raumempfindung und theoretische Geometrie. Der Vortragende stellt als Ziel des Anschauungsunterrichtes in der Geometrie die Abstraktion hin. Die Geometrie operiert mit Begriffen, die durch Urteile aus Erfahrungstatsachen abgeleitet werden.

Der geometrische Raum ist 1. kontinuierlich, 2. unendlich, 3. dreidimensional, 4. homogen, 5. isotrop. Der physiologische Raum, welcher sich aus den Elementen des Sehraumes, Tastraumes und des motorischen Raumes assoziativ aufbaut, ist nur ein verzerrtes Bild des geometrischen Raumes.

Wir stellen uns die Körper wohl im physiologischen Raume vor, sprechen aber so, als ob sie im geometrischen Raume gelegen wären. Unser Verstand bringt das Nacheinander der Empfindungen als Nebeneinander im Begriffe zur Geltung.

Auf der Unterstufe dominieren physiologische Momente. Darum ist jene bekannte Figur, welche die scheinbare Bewegung der Sonne ausdrücken soll, widersinnig: Die Drehung des Himmelsgewölbes geo-

metrisch empfunden, soll von außen gesehen vorgestellt werden. Auch werden unendlich ferne Elemente eingeführt.

Andererseits entscheidet in vielen Fällen die physiologische Empfindung souverän. Die Kongruenz durch Deckung zu beweisen, ist überflüssig, denn das Auge hat längst schon die Deckung physiologisch ausgeführt und gleiche Empfindungselemente in gleicher Aufeinanderfolge vorgefunden.

Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Anschauungsmittel in der Geometrie selbst schon Abstraktionen bedeuten, weil sie nicht der Natur entnommen, sondern präpariert sind.

Das Anschauungsmittel ist eine Hilfe, aber auch eine Gefahr. Der Schüler soll nicht nur schauen, sondern denken lernen. Die Anschauung vermittelt ein Bild, der Begriff aber ist der langsame, allmähliche Erfolg des immer fortschreitenden Denkens. Das Ziel des geometrischen Anschauungsunterrichtes ist, das Anschauungsmittel schließlich überflüssig zu machen.

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden unter dem Beifalle aller Anwesenden für seine interessanten Ausführungen. Da sich niemand zum Worte meldet, spricht der Vorsitzende selbst seine Ansicht dahin aus, daß im ersten geometrischen Unterrichte statt des Würfels ein rechtwinkeliges Parallelepiped verwendet werden solle. Beim geographischen Unterrichte in der I. Klasse sei möglichst wenig von dem zu verlangen, was geometrische Begriffe voraussetzt.

Prof. O. Simon (Ungarisch-Hradisch) zieht den Würfel vor. Auf seine Anfrage betreffs des dreidimensionalen Raumes weist Prof. Hartwig auf die Töne, bei denen Höhe, Stärke und Klangfarbe in Betracht kommen, hin. Der Raumbegriff könne überhaupt nicht mathematisch erklärt werden, er ist nur Sache der Empfindung wie der Begriff der Farbe.

Von den drei Thesen des Prof. Hartwig wird die erste: „Man begnüge sich in der Geometrie mit der physiologischen Empfindung, sobald dieselbe zum Verständnisse eines geometrischen Lehrsatzes ausreicht“ einstimmig angenommen, die zweite zurückgezogen und die dritte in folgender Fassung des Vorsitzenden: „Es ist mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des Gegenstandes und die den Schülern noch mangelnden geometrischen, namentlich stereometrischen Kenntnisse das in der mathematischen Geographie auf der ersten Unterrichtsstufe Vorzunehmende auf das möglichst geringste Ausmaß zu beschränken“ einstimmig angenommen.

4. Pädagogische Sektion.

Der Vorsitzende Dir. Dr. A. Frank (Prag) — Schriftführer war Franz K. Branky — begrüßt die Erschienenen, insbesondere Hofrat Dr. J. Schipper, und erteilt Prof. Dr. K. Wotke das Wort zu seinem Vortrage: Zur Geschichte des höheren Unterrichtswesens und der Pädagogik in Österreich.

Der Vortragende betont, daß bisher für die Geschichte der Pädagogik in Österreich fast gar nichts geschehen sei. Die ersten Vorlesungen

über dieses Fach wurden von Karl R. v. Seibl in Prag im Jahre 1771 mit dem Vortrage „Von dem Einflusse der Erziehung auf die Glückseligkeit des Staates“ eröffnet.

Er ist ein Schüler der Franzosen Batteux und Rollin und der Deutschen Abbt und Iselin und war der erste, der in Prag Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

In noch höherem Grade ist von Rollin abhängig der Wiener Univ.-Prof. Ignaz M. v. Heß in seinen „Gedanken über die Einrichtung des Schulwesens“ (1775 und 1778). Im engen Anschlusse an diesen trat er warm für eine größere Berücksichtigung des Griechischen und der Muttersprache ein. Auch der Mathematik und den Naturwissenschaften wollte er einen größeren Spielraum eingeräumt wissen. Ja, er verlangte sogar die Einführung einer modernen Sprache in das Gymnasium. Ferner erhob er der erste die Forderung nach Einführung von Fachlehrern. Er wollte auch Fürsorge für Bildung und Fortbildung der Lehrer durch pädagogische Vorträge und Gründung einer wissenschaftlichen Zeitung getroffen wissen. Leider wurde die Gymnasialreform von der großen Kaiserin nicht nach den Anschauungen von Heß, sondern nach den Vorschlägen des Piaristen Gratian Marx durchgeführt, der für Klassenlehrer schwärmte und Latein bevorzugte. Diese Einrichtungen verblieben bis zum Jahre 1804.

Inzwischen hatte die Kantsche Philosophie ihren siegreichen Einzug in Österreich gehalten. Obgleich Haschka als erster Österreicher erst im Jahre 1786 die Kritik der reinen Vernunft las, so wurde sie doch bald in Wien allgemein verbreitet. Ja, die österreichische Regierung erwog im Jahre 1798, ob nicht Kants Philosophie als offizieller Lehrgegenstand in unseren Schulen eingeführt werden sollte. Allerdings drang die Meinung durch, daß zur Grundlage des philosophischen Studiums der Leibnizisch-Wolffsche Dogmatismus gemacht werden solle. Doch wollte man an den dreijährigen philosophischen Lehrkurs ein viertes Jahr hinzufügen, das nur dem Studium Kants gewidmet sein sollte. Nur begabte Köpfe sollten zu diesem Zutritt haben. Allerdings kam es im Jahre 1804 bei der Reorganisation der philosophischen Lehranstalten nicht zur Ausführung dieses Planes. Es wurde nur im dritten Jahre Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung Kants gelehrt.

Ein nicht minder überzeugter Anhänger des Königsberger Weisen war Vinzenz Ed. Milde in seiner im Jahre 1810 veröffentlichten Erziehungslehre. In ethischen Fragen folgt er nur den Kantianern Mutschelle und Reinhard, von denen der erste ein Katholik, der zweite ein Protestant war. Sein Lehrbuch war bis zur großen Reform durch Bonitz und Exner offiziell vorgeschrieben.

Die im Jahre 1804 durchgeführte Reform unserer Gymnasien hat den Piaristen Innozenz Lang zum Verfasser. Er erweiterte das Gymnasium auf sechs Jahre und führte das bereits von Heß verlangte Fachlehrersystem ein. Allgemeine Bildung stellte er als Endzweck der Gymnasien hin. Die griechische Sprache und die Naturwissenschaften fanden eine größere Berücksichtigung. Er ist der Verfasser des sogenannten Gy-

ialkodex, d. h. einer Sammlung aller auf das Gymnasium sich beziehenden Verordnungen. Lang hatte innige Föhlung mit der gesamten damaligen pädagogischen Literatur. Er trat auch sehr warm für die Verbesserung der sozialen Stellung der Mittelschullehrer ein. — Leider wurde im Jahre 1818 das Fachlehrersystem wieder aufgegeben, man kehrte zum Klassenlehrersysteme zurück. Erst Bonitz und Exner kehrten wieder zu Langs ursprünglichem Plane zurück.

Lebhafter Beifall lohnte den Redner für seine Ausführungen.

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden für den inhaltsreichen Vortrag und das im vergangenen Jahre erschienene Buch über Milde. Gleichzeitig wünscht er der österreichischen Gruppe für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte den besten Erfolg zu ihren Arbeiten.

5. Physikalische Sektion.

Nach der Wahl des Dir. Hans Januschke (Wien) zum Vorsitzenden hielt Prof. Dr. Gustav Schilling (Wien) seinen Vortrag: Entwurf eines Planes für physikalische Schülerübungen.

Prof. Schilling hatte über physikalische Schülerübungen im Verein „Bealschule“ gesprochen. An der dann folgenden Debatte beteiligten sich die Herren: Landeschulinspektor Dr. Ign. Wallentin, Dir. Hans Huber (Wien), Prof. Eduard Schusöik (Brünn), Prof. Dr. Karl Rosenberg (Wien). Schließlich wurden folgende Leitsätze angenommen:

1. Es erscheint wünschenswert, zur Vertiefung des Physikunterrichtes physikalische Schülerübungen, und zwar zunächst fakultativ, einzuföhren.

2. Die hohe Unterrichtsverwaltung wird daher gebeten, die Einführung solcher Übungen durch die Bewilligung entsprechender Mittel usw. zu ermöglichen.

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden und ersucht Herrn Landeschulinspektor Dr. Ign. Wallentin, die soeben ausgesprochenen Wünsche der Versammlung zu fördern, was derselbe unter lebhaftem Beifalle der zahlreich Erschienenen zusagte.

B. Zweite Vollversammlung (Beginn 9 Uhr 15 Minuten).

Nach Eröffnung der Sitzung erteilt der Vorsitzende Hofrat Dr. F. Maurer dem Dir. Dr. E. Martinak das Wort.

Dir. Dr. Eduard Martinak: Ich erlaube mir, zur Tagesordnung eine Mitteilung zu machen. Es ist, wie die Herren wissen, am letzten Mittelschultage eine Kommission eingesetzt worden, um zu beraten, in welcher Weise Erleichterungen im Klassifikations- und Prüfungsverfahren durchgeführt werden können. Diese Kommission hatte zu bestehen aus den Obmännern sämtlicher Mittelschulvereine und meiner Person.

Nun war es bei der Zusammenstellung der Kommission nötig, daß die Kommission sich versammle und berate, und infolgedessen konnte der Bericht derselben in die gedruckte Tagesordnung nicht aufgenommen

werden. Ich erlaube mir nunmehr zu berichten, daß die Kommission heute nachmittag 3 Uhr in der pädagogischen Sektion ihre Vorschläge mit einem eingehenden Referate vorbringen wird, woran sich die Diskussion und Stellungnahme der Herren anschließen dürfte. Ich glaube wegen der Kürze der Zeit nur soviel sagen zu dürfen, daß die Kommission sich der Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe bewußt war und recht maßvolle Vorschläge unterbreitete.

Redner verliest folgende Vorschläge der Kommission zur Beratung über Erleichterungen im Prüfungswesen:

1. Eine Abschaffung der Zeugnisse über das erste Semester scheint dermal nicht empfehlenswert.

2. In sämtlichen Kronländern soll gleichmäßig das Semester in nur drei Konferenzperioden geteilt werden, so daß zwei Monats- und eine Schlußkonferenz stattfinden.

3. a) Von einer besonderen schriftlichen Versetzprüfung ist abzusehen.

b) Sollte über die Versetzbarkeit eines Schülers begründeter Zweifel bestehen, so kann mit demselben eine mündliche Versetzprüfung im Beisein des Direktors abgehalten werden.

4. Bei der Korrektur der schriftlichen Hausarbeiten kann der Lehrer sich auf Stichproben beschränken.

5. An die Stelle der bisherigen Noten über Sitten und Fleiß tritt ein Urteil der Schule über das Gesamtverhalten des Schülers, und zwar nach der Skala: Sehr gut, Gut, Minder gut, Nicht entsprechend. Bei letzterer Note ist ein erklärender Zusatz notwendig, bei den anderen zulässig.

6. Die Note: Ganz ungenügend hat zu entfallen.

Bei der Debatte darüber, wann und zu welcher Stunde dieser Gegenstand zur Diskussion gestellt werden solle, stellte sich heraus, daß am heutigen Tage wegen der festgesetzten Tagesordnung keine Zeit zu gewinnen sei. In der Vollversammlung des dritten Tages, Mittwoch 8. April, wurde die Angelegenheit durch folgenden Antrag des Dir. L. Eysert erledigt: Da der diesjährige Mittelschultag wohl nicht mehr dazu kommen wird, die hinsichtlich der Einschränkung des Prüfens und Klassifizierens aufgestellten Thesen zu beraten, erlaube ich mir folgenden Antrag zu stellen:

Die von den Obmännern der deutsch-österreichischen Mittelschulvereine aufgestellten Thesen hinsichtlich der Einschränkung des Prüfens und Klassifizierens mögen von der Tagesordnung abgesetzt und behufs Wiedervorlage am nächsten Mittelschultag zuvor einer eingehenden Beratung in den einzelnen Vereinen unterzogen werden. Mit der Durchführung dieser Vorberatung werden die Obmänner der deutsch-österreichischen Mittelschulvereine betraut.

Präsident: Wer für den eben gestellten Antrag des Herrn Dir. Eysert ist, bitte ich die Hand zu erheben. (Geschicht.) Der Antrag ist angenommen.

Hierauf hielt Schulrat Dr. Leo Smolle den Vortrag: Reifeprüfung oder nicht?

Nach dem beifällig aufgenommenen Vortrag, der S. 159 des Jahrganges 1908 der „Österr. Mittelschule“ abgedruckt ist, begrüßte der Vorsitzende Hofrat Dr. Theodor Gomperz und der Geschäftsführer Prof. Hoppe machte die Mitteilung, daß Prof. J. Zeidler nachmittags im Österreichischen Museum einen Vortrag über die Ausstellungsgegenstände in der Sektion für deutsche Sprache halten und daß k. und k. Major Joachim Steiner im physikalischen Lehrsaale seine Apparate ausstellen und hiezu Erläuterungen geben werde. Prof. Dr. J. Perkmann werde Mittwoch $\frac{1}{5}$ Uhr nachmittags in der Sektion Wandschmuck (Österr. Museum, I., Stubenring 5) einen Vortrag halten. Der Redner macht endlich auf die sehr interessante Ausstellung von verschiedenen Turngeräten und Jugendspielapparaten im Turnsaale des Akademischen Gymnasiums aufmerksam.

Bevor in die Debatte über den Vortrag des Prof. Dr. Smolle eingegangen wird, erteilt der Vorsitzende dem Religionsprofessor L. Metzger das Wort zu folgender Richtigstellung:

Meine hochgeehrten Herren! Es ist von meiner gestrigen Rede ein Satz in die Tagesblätter übergegangen, welcher leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte.

Ich habe mir nämlich bei Besprechung der Stellung der Religionslehrer nach § 4 auch die Bemerkung erlaubt, daß die Behandlung derselben fast den Anschein erwecken könnte, als ob die Religionslehre ein minderwertiger Gegenstand in den Augen der hohen Unterrichtsverwaltung sei. In den Blättern ist nun die Sache so dargestellt, daß der Schluß zulässig ist, daß sie ein minderwertiger Gegenstand ist. Ich habe den Satz nicht so ausgesprochen und erlaube mir zur Richtigstellung zu bemerken, daß mir selbstverständlich nicht in den Sinn gekommen ist, der hohen Unterrichtsverwaltung einen derartigen Vorwurf zu machen.

In der Debatte selbst ergreift zunächst Prof. Dörfler das Wort.

Prof. Dörfler: Hohe Versammlung! Ich finde in dem Verzeichnisse der Vorträge des Mittelschultages kein Wort über Naturgeschichte vor. Ich fand selbst in der Ausstellung die Naturgeschichte in den letzten Winkel hingestellt (Unwahr!). Der Mittelschultag scheint mir also eine Art Begräbnis der Naturgeschichte zu sein und dabei will ich nicht mitfungieren. (Schlußrufe.)

Meine Ansichten, die ich hier aussprechen will, gipfeln in folgenden Punkten: 1. Reifeprüfungen sind notwendig. 2. Die Naturgeschichte gehört an erster Stelle hinein. 3. Eine Stunde wöchentlich in der VIII. Klasse Naturgeschichte statt der dritten Religionstunde wird vorläufig genügen; meinewegen soll der Unterricht von den Religionsprofessoren geleitet werden. (Gelächter.)

Der Redner begründet seine Thesen unter lebhafter Unruhe der Versammlung und spricht sich für die Aufnahme der Naturwissenschaften als Prüfungsgegenstand bei der Maturitätsprüfung aus.

Dir. Dr. Viktor Thumser: Meine Herren! Wenn ich mir zu diesen Gegenstände das Wort erbeten habe, so liegt ein äußerer Anlaß nah, indem ich über dieses Thema beim letzten Elternabend gesprochen habe.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich die Anschauungen, die Herr Kollege Smolle in seinem Referate entwickelt hat, sympathisch berühren. Sie decken sich auch im allgemeinen mit den meinigen, aber eines möchte ich hervorheben: die Maturitätsprüfung muß sich aus den Unterrichtsbetriebe des Obergymnasiums selbständig entwickeln; es muß von ihr das Gedächtnismäßige so weit als möglich entfernt werden, dann brauchen wir auch nicht vor den gesetzlichen Dispensen, die jetzt bestehen, uns zu scheuen. Es ist selbstverständlich, wenn die Dispensen in der Weise erteilt werden, daß jene Schüler, die für die Absolvierung von Tageslektionen lobenswert oder vorzüglich erhalten, von der Reifeprüfung losgezählt werden — es ist, sage ich, selbstverständlich, daß die Dispens allzu leicht und ungerecht erworben ist, aber schon ein späterer Erlaß hat uns auch den Fingerzeig gegeben, daß, wenn die Dispens so erteilt wird, sie nicht im Sinne des Gesetzes erteilt wird. d. h. also daß die Dispens nicht zu leicht erteilt werden soll.

Meine Herren! Ich knüpfe jetzt an das an, was Kollege Jerusalem gestern angedeutet hat. Die Mittelschule steht zwischen der Volks- und Hochschule. Wenn der Übergang von der Mittel- zur Hochschule kein unüberbrückbarer werden soll, müssen wir durch den Unterrichtsbetrieb die Jugend anleiten, selbständig zu denken. Das erreichen wir aber nicht schon dann, wenn wir in der Lateinstunde von einem Tage zum anderen etwas zu präparieren geben oder wenn wir in der Geschichtsstunde zwei oder drei Lektionen wiederholen lassen. Dasselbe gilt für die Physik. Dadurch werden die Schüler nicht fähig, an der Universität größere Gebiete verständnisvoll zu erfassen. Daß muß im Verlaufe des Obergymnasiums, nicht erst in der VII. und VIII. Klasse geschehen. Wenn der Schüler aber größere Partien auf einmal zu überwinden hat — ich weiß es aus Erfahrung, nicht an mir, sondern an meinem Sohne und anderen mir nahestehenden Abiturienten in früheren Jahren — dann ist die Dispens nicht so leicht geschenkt und dann ist sie auch berechtigt, weil dann der Schüler im Sinne des Gesetzes den Beweis der Reife bereits erbracht hat.

Die Maturitätsprüfung ist auch notwendig; denn der Staat hat nicht bloß Pflichten, sondern er hat auch Rechte. Der Staat muß sich vergewissern, ob der Abiturient die Reife besitzt; denn er macht den Eintritt in verschiedene Ämter von der Ablegung der Reifeprüfung abhängig, dergleichen beispielsweise die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienste.

Es wurde ferner viel vom Vorsitzenden der Prüfungskommission gesprochen. Das hat mir fast den Anschein erweckt, daß die Kommission aus dem Vorsitzenden allein besteht. Es kommt aber heute nicht so sehr auf den Vorsitzenden als auf die Kommission an. Der Lehrkörper hat nach den Verordnungen nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, für seine Kandidaten einzutreten. Es haben sich sehr viele Kollegen

darüber beklagt, daß ihnen hin und wieder die Prüfung entwunden wurde. Ich habe denselben Vorsitzenden gehabt und wie ich sah, der Schüler verstand die Frage des Vorsitzenden nicht, habe ich in taktvoller Weise mit einer Hilfsfrage eingegriffen. Der Vorsitzende hat mir das nicht verübelt und hat die Prüfung mir überlassen. Ich habe diese Auffassung als Direktor gehabt und habe sie als Vorsitzender. Ich ersuche geradesu den Lehrkörper, wenn ich meine Mitteilungen in der Vorkonferenz vorbringe, ganz offen und ehrlich seine Meinung auszusprechen; denn nur aus der offenen, ehrlichen gegenseitigen Aussprache kann ein richtiges Urteil sich ergeben.

Der Hauptgrund, warum die Aufnahmeprüfung nicht auf die Universität verlegt wird, liegt in den Zufälligkeiten bei der Maturitätsprüfung. Wer von den Universitätsmitgliedern kennt denn die Individualität der Schüler, die vom Gymnasium auf die Universität kommen? Ein weiterer Grund war der, daß man sich sagen mußte: was soll die Universität bei ihrer Überladung mit Prüfungen noch leisten?

Nun möchte ich noch die Kompensationsfrage besprechen. Wir haben viel von draußen gelernt. Aber stellen wir uns doch nicht auf den Standpunkt, wir müssen alles von draußen lernen! Gestern hat Prof. Jerusalem ein Wort gesprochen, das mir aus ganzem Herzen gekommen ist: Der Österreicher und besonders der Wiener ist gewöhnt, über Österreich und Wien zu nörgeln. Prof. Jerusalem hat es gestern einmal ausgesprochen, daß die österreichische Mittelschule auch den Leuten draußen zum Vorbilde dient. Getrauen wir uns nur, das getrost auszusprechen, daß wir in gewissen Dingen ein Vorbild sind. Deshalb bin ich dagegen, daß wir die Kompensationen von draußen herübernehmen. Derjenige, der je einer Maturitätsprüfung beigewohnt hat, weiß, daß ein „Nicht genügend“ doch nur dann erteilt wird, wenn man überzeugt ist, daß der Schüler in diesem Gegenstande vollständig unreif ist, und eine derartige Unreife, ob sie jetzt nun in Latein oder in einem anderen Gegenstande vorkommt, kann nicht durch eine vorzügliche Leistung in einer anderen Disziplin ausgeglichen werden. Ein „Nicht genügend“ aus Latein kann nicht durch eine vorzügliche Leistung aus Physik und ebenso wenig umgekehrt ausgeglichen werden. Wir müssen eben vorsichtig sein beim Aussprechen der Note „Nicht genügend“, aber wenn sie vorsichtig erteilt wird, ist ein solcher Schüler, und wenn er auch in einem einzigen Gegenstande unreif ist, noch nicht reif, wissenschaftlich an der Universität weiterzuarbeiten.

Meine Herren! Ich schließe mit den Worten: Bleiben wir bei der jetzigen Ordnung der Maturitätsprüfung, aber handeln wir in dem Geiste der Vorschriften, denn dann handeln wir in unserem eigenen Interesse und auch im Interesse der Jugend. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen).

Prof. Dr. Oskar v. Gratzy (Laibach): Meine Herren! Es gibt Anstalten, wo die Zahl der Abiturienten eine große ist, und solche, wo sie klein ist. Am Laibacher Gymnasium werden heuer 90 Abiturienten an den grünen Tisch treten. Ich glaube, es ist an solchen Anstalten die Reifeprüfung schon darum notwendig, weil, wenn sie entfiel, unbedingt

mit der Zeit ein Rückgang in der Erziehung und Ausbildung der Jugend eintreten würde. Nur die Maturitätsprüfung ist da gewissermaßen noch imstande, gewisse Lücken, die im Laufe des Semesters eintreten, auszufüllen. Eine Semesterprüfung ist oft eine Glückssache. Bei einer Zahl von 45 Oktavariern kann man sich während des Semesters nicht immer von den wirklichen Qualitäten des Schülers überzeugen. Aber wenn die Maturitätsprüfung bevorsteht, werden doch alle gezwungen, zu studieren: daher glaube ich, daß das Abiturientenexamen speziell bei Anstalten mit vielen Schülern eine absolute Notwendigkeit ist. (Zustimmung.)

Schulrat Dr. Leo Smolle: Ich habe eigentlich keinen Anlaß, irgend einen Punkt zurückzunehmen oder anders zu formulieren. Nur dagegen möchte ich mich aussprechen, daß ich den Vorsitzenden zu viel herangezogen habe. Ich habe ja in meinem Vortrage erwähnt, daß ein harmonisches Zusammenwirken zwischen Vorsitzendem und Prüfungskommissären die Hauptsache ist. Vergessen wir aber auch nicht, daß hier und da vielleicht in den Provinzen der Vorsitzende ein viel größeres Gewicht hat, als er es haben sollte, und ich glaube daher, daß es nicht überflüssig gewesen ist, wenn ich die Worte, die Ziegler in seinem Buche ausgesprochen hat, zitiert habe. Es scheint mir, daß es ebensowohl auf den Vorsitzenden als auch auf die Prüfungskommissäre bei den Prüfungen sehr viel ankommt, und das — glaube ich — meinte auch Dir. Thumser in seinen Ausführungen, indem er sagte, daß die Prüfungskommissäre sich ihrer Schüler annehmen sollen. Das ist selbstverständlich, aber vielleicht geschieht es nicht immer so, wenn irgendwo in einem Teile unseres Reiches ein Vorsitzender die Schüler zu viel einschüchtert, was vielleicht vorkommen kann. Daher erlaubte ich mir, diesen Punkt besonders zu betonen.

Wenn Herr Dir. Thumser nun gesagt hat, daß die Kompensationen nicht eingeführt werden sollen und daß wir nicht immer nach außen schauen und von dort alles importieren sollen, so stimme ich ihm hierin gewiß bei. Wir haben einen kleinen Ersatz für derartige Kompensationen insofern, als bei den Konferenzen über das Prüfungsergebnis doch immer gesagt wird, der Schüler ist in diesem oder jenem Gegenstande recht schwach, aber er ist wieder hervorragend in einem anderen Gegenstande. gleichen wir daher die Sache aus und mildern wir die schlechte Note. Ein „Ganz ungenügend“ kann wohl auch im Deutschen Reiche nicht zur Kompensation gebracht werden. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich eine Forderung nach diesen Kompensationen ja nicht aufgestellt habe, sondern daß ich nur darauf hingewiesen habe, daß es mir gut und vorteilhaft erscheint.

Ich glaube also, daß ich sowohl mit Herrn Dir. Thumser als auch mit den Ausführungen der anderen Herren völlig übereinstimme, und ich freue mich, daß meine Worte Zustimmung gefunden haben, und dafür danke ich den Herren bestens. (Lebhafter Beifall.)

Präsident Hofrat Dr. Ferdinand Maurer: Ich glaube, daß die hochgeehrte Versammlung einstimmig dafür ist, daß die Maturitätsprüfungen dem Wesen und dem Principe nach, so wie sie bisher bestanden, weiter

bestehen sollen und daß von Kompensationen bei nicht genügenden Leistungen in einem Gegenstande durch vorzügliche Leistungen in einem anderen Gegenstande bei uns abzusehen wäre. (Zustimmung.)

Hierauf referierte Prof. Eduard Reichelt (Teplitz-Schönau) über „Die Pensionsbehandlung der Mittelschullehrer“ und legte folgende These vor:

Der Verein deutscher Mittelschullehrer in Böhmen schlägt Ihnen durch seinen Obmann vor, der VIII. deutsch-österreichische Mittelschultag in Wien möge bei der hohen Regierung dahin wirken, es sei für die Mittelschullehrer, welche das 30. Dienstjahr zu überschreiten gezwungen sind, eine sechste in die Pension einzurechnende Quinquennalzulage von 600 K gesetzlich festzulegen.

Nach einem Vorschlag des Dir. Dr. A. Polaschek wird diese These erst nach dem Referate des Dir. Polaschek zur Abstimmung gebracht werden.

Bevor der Vize-Präsident den dritten Punkt der Tagesordnung in Verhandlung nimmt, erbittet sich Dir. L. Eysert das Wort zur folgenden tatsächlichen Berichtigung: Es wurde von einem Vorredner darauf hingewiesen, daß der Verein „Mittelschule“ in Wien die Publikationen des „Vereines deutscher Mittelschullehrer in Nordböhmen“ verschweige, dagegen anderes Minderwertige und Nebensächliche in seiner Zeitschrift aufnehme. Dagegen muß ich mich entschieden verwahren. Der Verein hat seinerzeit an uns das Ansuchen gestellt, mit uns in Kartell treten zu können, und wir waren nicht abgeneigt, mit demselben in Verbindung zu treten; aber das Verlangen, auf eigene Verantwortung Publikationen in unserer Zeitschrift erscheinen zu lassen, mußte natürlich zurückgewiesen werden, da die Verantwortung nur dem Chefredakteur der „Mittelschule“ zusteht. Auf das weitere Anerbieten, auf eigene Kosten ihre Sachen in Druck zu legen und als Beilage unseren Mitteilungen anzuschließen, konnten wir uns nicht einlassen. Wir haben durchaus nicht scheinlich auf das Entstehen des nordböhmischen Vereines geblickt. Wir nehmen aber grundsätzlich keine Veröffentlichung über in anderen Vereinen gehaltene Vorträge u. dgl. auf und veröffentlichen nur das, was uns zur Veröffentlichung zugesendet wird. Ein Ansuchen in dieser Richtung ist aber an uns nicht gestellt worden.

Jetzt erhält Prof. Dr. S. Spitzer das Wort zum Referat „Über die Disziplinarbehandlung der Mittelschulprofessoren“.

Der Redner führt aus, daß ein Gesetz über die Disziplinarbehandlung der Mittelschullehrer nicht existiere, obwohl schon der Organisationsentwurf (§ 98) ein solches in Aussicht stelle. Die beiden Entwürfe der Dienstpragmatik, die dem VII. Mittelschultage vorgelegt worden seien, empfehlen das Disziplinargesetz für die Richter. Prof. Mendl wolle die Bestimmungen der Eisenbahndienstordnung herangezogen wissen. Beides entspreche den besonderen Verhältnissen der Mittelschulprofessoren nicht ganz. Schließlich schlägt er folgende Thesen zur Annahme vor:

1. Der deutsch-österreichische Mittelschultag spricht sich für die Notwendigkeit gesetzlicher Bestimmungen über die Disziplinarbehandlung

der staatlichen Mittelschullehrer aus und bittet das Ministerium für Kultus und Unterricht, hiezu die Initiative zu ergreifen; ebenso für die analoge Behandlung der Lehrer an den anderen öffentlichen Mittelschulen.

2. Diese Bestimmungen hätten in erster Linie das Disziplinarverfahren und die Zusammensetzung der Disziplinarcommission zu regeln. Dem Disziplinarverfahren wären im allgemeinen die Normen zugrunde zu legen, die der von der Regierung 1896 eingebrachte Gesetzentwurf über die Disziplinarbehandlung der Staatsbeamten (stenographisches Protokoll des Abgeordnetenhauses, 1537 der Beilagen), namentlich §§ 22 bis 25, über dieses Verfahren enthält. Die Disziplinarcommission erster Instanz hätten fünf Mitglieder zu bilden, die der Landesschulrat aus seiner Mitte erwählt, darunter einer der Landesschulinspektoren und zwei Vertreter des Lehrstandes; die zweite Instanz fünf vom Minister für Kultus und Unterricht bestimmte Mitglieder, darunter ebenfalls zwei Vertreter des Lehrstandes. Verweis und Verwarnung wären unter die Disziplinarstrafen einzureihen.

Hofrat Dr. J. Huemer: Meine Herren! Ich will zunächst nicht zu den Thesen sprechen. Als Mitglied des VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultages erkläre ich unumwunden, daß ich kein Gegner dessen, was vorgeschlagen wurde, bin. Ich möchte nur eine Aufklärung geben, warum die Unterrichtsverwaltung bisher sich nicht bestimmt gefunden hat, ein Disziplinalgesetz auszuarbeiten und den Vertretungen vorzulegen. Alle Gesetze erwachsen aus dem praktischen Leben und aus den Erfahrungen, die man daselbst macht. Nun bin ich geraume Zeit Mitglied der Disziplinarcommission im Unterrichtsministerium und seit zehn Jahren verfolge ich, was eigentlich an Disziplinarfällen vorgekommen ist; dieselben sind aber so gering und so wenig charakteristisch, daß uns absolut das Substrat für ein solches Gesetz gefehlt hat. Ich möchte Sie gewiß nicht, meine Herren, haranguieren, uns in Zukunft mehr Material zu liefern. (Heiterkeit.) Aber vor einem möchte ich Sie warnen, daß Sie den jetzigen Zustand nicht verböseern.

Ich muß der gesamten Lehrerschaft den Vorwurf machen, daß ihre Eingaben an die Unterrichtsverwaltung häufig so sind, daß ich Sie gegen sie in Schutz nehmen muß. (Lebhafter Beifall.) Wenn Sie also die Gesetzesvorlage machen, bitte ich Sie, sehr wohl zu überlegen, daß Sie nichts Schlechtes schaffen, etwas, was vielleicht in Zukunft böse ausgelegt werden könnte und was den jetzigen Zustand verschlechtern könnte.

Nur diese kleine Sache wollte ich den Herren zu ihrem Lobe anführen. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Da niemand mehr zum Gegenstande das Wort ergreift, wird zur Abstimmung geschritten und die erste These unverändert angenommen. Über die zweite These wird nicht abgestimmt, da Dir. Dr. A. Polaschek, anknüpfend an die Bemerkungen des Hofrates Dr. J. Huemer, dagegen Einwendungen erhebt, sondern es wird eine Kommission zum Studium der Angelegenheit eingesetzt, die dem nächsten Mittelschultage darüber zu berichten hat. In die Kommission wurden folgende Mitglieder gewählt:

Prof. Dr. S. Spitzer, Dir. Polaschek, Prof. Hoppe, Prof. Scholz und Prof. Mendl.

Da die Zeit schon vorgerückt war (1/4 1 Uhr), wurde die Frage bezüglich „der Einschränkung des Prüfens und Klassifizierens“ von der Tagesordnung abgesetzt und die Sitzung geschlossen.

C. Sektionssitzungen (von 8 Uhr nachmittags an).

1. Philologische Sektion.

In dieser Sektion hielt unter dem Vorsitz des Prof. H. Schickinger (Linz) Prof. Dr. R. Müller (Teschen) folgenden Vortrag: „Wert der Sage für den Unterricht“.

Der Unterricht hat 1. die Aufgabe, ein entsprechendes Wissen darzubieten. Der Schüler muß fähig gemacht werden, zu reproduzieren und auch selbst zu produzieren. Der Unterricht muß aber 2. auch auf das Gemüt und das Herz einwirken, den Charakter stählen.

Zur Erreichung beider Ziele ist die Sage von größtem Werte. Dabei sei betont, daß zur „Sage“ nicht bloß die geschichtliche Sage zu rechnen ist, sondern jedes geistige Produkt, das im Boden der Phantasia wurzelt, also das Märchen, jede Erzählung, die Mythe, Fabel, Parabel, Legende usw. Inwiefern die „Sage“ für den Unterricht von großem Werte ist, wird in einigen Thesen besprochen.

1. Die Sage erklärt. Die Sage stammt aus alten Zeiten. Damals stand der Mensch sehr oft vor Erscheinungen, die er sich nicht erklären konnte. Da erklärte die Sage hilfsbereit diese Rätsel. Hinzuweisen ist auf die verschiedenen Darstellungen der Erschaffung der Menschen, auf die Sage von der Entstehung der Mohren und bunten Nattern und auf die Erklärungen der Erdbeben. Interessant ist die ägyptische Annahme, daß die Menschen aus den Tränen Gottes entstanden seien. Darüber lese man Brugsch nach. Die Mohren entstanden bekanntlich während der Unglücksfahrt Phaethons, die bunten Nattern aus Blutstropfen des Medusenhauptes. Die Erdbeben erklärt in merkwürdiger Weise die indische und germanische Mythologie. Die Inder führen jedes Erdbeben auf Bewegungen des Elefanten Schivas zurück, die Germanen auf Zuckungen Lokis. Solche Erklärungsversuche müssen die Jugend interessieren.

2. Die Sage belehrt trefflich über die geistige Entwicklung eines jeden Volkes. Je älter eine Sage, desto roher, naiver zeigt sich das Denken des Volkes. Nach und nach erst wird das Denken reifer. (Hinweis auf die geistige Entwicklung des Kindes!)

3. Sie belehrt über fremde Einflüsse, besonders über den Verkehr, den ein Volk gehabt. Es ist zu betonen, daß die Sagen stets eine Wanderung unternommen haben. Ein jüngeres Volk übernahm stets viele Sagen von einem älteren und steckte die Sagen nur in einen anderen Rahmen. Äußerlich werden die Sagen nur verändert. Daher finden wir in den Sagen der Völker so viele gleiche Züge. Hinweis auf die Isaisage

und die Letosage! Man lese über diese Wanderung von Sagen (Mythen besonders) Brugsch, Moritz-Frederichs und W. Golther.

4. Die Sagen sind wichtig für die Landeskunde, besonders für die Fauna und Flora, aber auch für Geographie, Optik, Physik, Meteorologie usw.

Es spielen in Sagen immer die Pflanzen und Tiere eine Rolle, die für das Land charakteristisch waren. Ich weise nur auf die ägyptische Mythologie und Schrift hin. Wie wichtig wurde bei den Ägyptern der Frosch als Sinnbild der Anabiosis! Hinweis auf die schöne Sage vom „Stein des Tabnit“. Hinweis auf die Regenbogenbrücke Bifrost usw. Welche merkwürdigen geographischen Vorstellungen kommen in Sagen vor! Man lese bloß Herodot!

5. Die Sagen (freilich nicht alle) erwecken Liebe zur Natur und fördern sie. Denn manche Sagen enthalten geradezu herrliche Naturschilderungen. Hinweis auf ägyptische Sagen.

6. Sie erwecken auch Liebe zur Poesie. Viele Sagen sind ja herrliche Gedichte. Der Schüler kann also mit vielen wahren Dichtern, auch Dramatikern, bekannt gemacht werden. Wie schön ist z. B. die Schilderung der Fahrt des Sonnengottes in der ägyptischen Mythologie! Sie findet sich in einem Texte auf der Terrasse des Tempels von Edfu (Bergmanns Hieroglyphische Inschriften, Tafel 24).

Überhaupt sollte — wenigstens im Gymnasium — die ägyptische Mythologie viel mehr gepflegt werden.

7. Sie fördern die Ausbildung der Redefertigkeit; denn schöne Sagen wird der Schüler sicher oft nachherzählen, besonders wenn der Lehrer die Sagen in schöner Weise zum Vortrage bringt. Die Sprachfertigkeit ist aber für jeden Gebildeten unerlässlich.

8. Die Sagen regen den Schüler zur Kritik an.

Für die Ausbildung des kritischen Geistes sind die philosophischen und naturgeschichtlichen Sagen am meisten nützlich.

9. Die Sagen bessern und veredeln. Der Schüler nimmt sich unwillkürlich gewisse Gestalten, Tiere und Pflanzen zum Muster. Man nehme daher fleißig Fabeln, Parabeln, Legenden und Lehrgedichte durch.

Da das Sagenmaterial so großen Wert hat, soll jeder Lehrer nach Kräften im Unterrichte Sagen verwerten. In erster Linie ist der Historiker dazu verpflichtet, weil die Sage eine Vorstufe der Geschichte ist. Aber auch der Philologe, Naturhistoriker, der Religionslehrer wird sie mit Nutzen verwenden. Immer soll man aber die Sagen erklären, ihren Kern herauschälen. Die Erklärung kann sein 1. historisch, 2. ethisch, 3. physikalisch, 4. eklektisch und 5. linguistisch. Schließlich wäre es von großem Nutzen, möglichst viele Sammlungen von Sagen aller Art in den Schülerbibliotheken zu halten und diese Büchlein den Schülern als Lektüre zu empfehlen.

Nachdem der Vortragende unter lebhaftem Beifalle der Anwesenden geendet hatte, dankte der Vorsitzende für die interessanten Ausführungen und schloß die Sitzung.

2. Physikalische Sektion.

Der Vorsitzende Schulrat Dir. Moriz Glöser (Wien) erteilt Prof. Dr. Johann Kleinpeter (Gmunden) das Wort zu seinem Vortrage: „Über praktisch-naturwissenschaftlichen Unterricht“.

An den mit lebhaftem Beifalle aufgenommenen Vortrag schloß sich eine rege Debatte, nach welcher folgende Leitsätze angenommen wurden:

1. Im Unterrichte aller naturwissenschaftlichen Fächer ist die praktische Betätigung der Schüler anzustreben.

2. Für Lehramtskandidaten der Physik sind obligatorische praktische Kurse unter Mitwirkung von Mechanikern anzustreben.

3. Pädagogische Sektion.

Der Vorsitzende Dir. A. Plundrich (Stockerau) begrüßt die Versammlung, insbesondere Landeschulinspektor L. Lampel, und erteilt Dir. Dr. G. Juritsch (Mies) das Wort zu seinem Vortrag: Die normale Lehrmitteldotation.

Der Redner legt in überzeugender Weise die Unzulänglichkeit der sogenannten Normaldotation für die meisten Anstalten dar und empfiehlt folgende These zur Annahme:

Die bisherige Normaldotation ist mit Rücksicht auf die jetzige Unterrichtsweise unzureichend und soll auf den Betrag von rund 1500 K erhöht werden. Zur Deckung sollen die Schüler die bisherige Aufnahme-taxen und den Lehrmittelbeitrag in der doppelten Höhe zahlen. (Einstimmig angenommen.)

Dir. Heller (Pilsen) findet diesen Betrag für Realschulen nicht ausreichend und stellt folgenden Zusatzantrag:

Für eine Realschule ist die Normaldotation mit Rücksicht auf den Unterricht in der Chemie und der darstellenden Geometrie für eine vollständige siebenklassige Realschule mit 1800 K festzusetzen, für jede Parallelklasse ist dieselbe um 80 K zu erhöhen. (Einstimmig angenommen.)

Prof. Dr. K. Wotke erwähnt bei dieser Gelegenheit passend den drohenden Büchersoll und provoziert folgende Erklärung der Sektion:

Die pädagogische Sektion des VIII. Mittelschultages spricht sich gegen die geplante Einführung des Zolles auf gebundene Bücher aus. (Einstimmig angenommen.)

4. Sektion für Körperpflege und Schulhygiene.

Dir. Dr. G. Hergel führt den Vorsitz, M. Guttman ist Schriftführer.

Der Vorsitzende bemerkt nach Begrüßung der Anwesenden, insbesondere des Hofrates Dr. J. Huemer, es gelte eine Seite der Erziehung zu berücksichtigen, die noch vielfach von Lehrern und Eltern falsch aufgefaßt werde. Er fordert dann Dir. F. Kemény (Budapest) auf, den „Gegenwart und Zukunft der körperlichen Erziehung“ betitelten Vortrag zu halten.

Die Frage, ob sich der Kurs der Gegenwart in einer Bahn bewegt, die nachträglich die Zukunft gutheißen wird, verneine er, da trotz erfreulicher Anläufe in- und außerhalb der Schule das Gesamtbild ein wenig erbauliches sei. Das Körperliche, vom allgemein Menschlichen losgerissen, werde fälschlich als Selbstzweck behandelt, woraus die zahlreichen Auswüchse des modernen Sportunwesens entspringen. Um hier Wandel zu schaffen, müsse der Hebel in der Schule angesetzt werden. Von grundlegender Bedeutung sei die Frage der Heranbildung der Turnlehrer. Er gebe den Professoren-Turnlehrern vor den akademisch gebildeten Fachturnlehrern den Vorzug. Er faßt schließlich sein physisches Glaubensbekenntnis in folgende Thesen zusammen:

1. Das zukünftige Ideal der **Menschenbildung** ist die möglichst harmonische Vereinigung der **seelischen**, geistigen und körperlichen **Teilerziehung**.

2. Da die körperliche Erziehung nur eine der Äußerungen der Gesamtkultur ist und das Körperliche als Selbstzweck keine Berechtigung hat, muß an Stelle der einseitigen Kraft- und rohen Muskelkultur das Prinzip der dreiteiligen Menschenbildung treten.

3. Auch für das Physische gilt: keine Einseitigkeit, keine Übertreibung, keine alleinseligmachende Richtung! Das Ideal jeglicher körperlichen Erziehung besteht in der harmonischen Vereinigung von Turnen, Athletik und Spielen (Universalsystem). Zusammengesetzte Wettbewerbe, All-round-Athletik, ästhetische Momente.

4. Die körperliche Erziehung in der Schule und der Klubsport außerhalb derselben sind in den ihnen zugehörigen Rahmen zu belassen und ist die erstere derart zu entwickeln und zu vertiefen, daß den außenstehenden Faktoren jedes Anrecht auf eine Einmischung benommen werde. Nicht Höchstleistungen einzelner, sondern Bestleistungen einer möglichst großen Masse ist die Richtschnur für die Schule. Ein vielversprechendes Mittel hierzu ist die Gründung von Schülerturn- und Sportvereinen und die Veranstaltung von interkolaren Wettbewerben.

5. Die körperliche Erziehung in der Schule muß in doppelter, in sachlicher und persönlicher Beziehung zu höherem Ansehen gelangen. Hierzu wären die folgenden Bedingungen zu erfüllen: a) Turnen und Spiele müssen in den Lehrplänen mit einem größeren Stundenausmaß bedacht werden. Da physische und geistige Arbeit sich gegenseitig beeinflussen, ist es natürliches Gebot, daß dem täglichen theoretischen Unterrichte auch tägliche physische Übung entgegengesetzt werde. b) Für die körperlichen Leistungen der Schüler muß ein neues und ausgiebigeres Bewertungssystem festgesetzt werden. c) Die Heranbildung der Turnlehrer (Professoren-Turnlehrer) wäre auf akademischer Grundlage zu reformieren, woraus ihre Gleichstellung an Gehalt und Ansehen mit den übrigen Kollegen von selbst erfolgt. d) Um zu einer richtigeren Wertschätzung zu gelangen, ist es wünschenswert, daß jeder Pädagoge über körperliche Erziehung und Hygiene Bescheid wisse und daß die Pflege der körperlichen Übungen für die Lehramtskandidaten der Volks- und Mittelschulen verbindlich gemacht werde.

6. Die Körperkultur wäre auch für Mädchen und Hochschüler verbindlich zu machen; für letztere sollte wenigstens eine Sportart fakultativ-obligatorisch sein. Gründung von Hochschulsportklubs. Der Sport ist dem Leben näher zu bringen, die Lust daran und dessen Pflege in die weitesten Schichten der Bevölkerung hinauszutragen. (Sporting Extension.)

7. Eine echte und rechte physische Kultur enthält zugleich Elemente der ~~Lebenskunst~~ und Lebenswissenschaft, der Wehrfähigkeit, Mäßigkeit und Hygiene und ist als solche berufen, die sinnliche Widerstandskraft der Menschheit zu ~~erhöhen~~ und deren Glieder zu befähigen, während eines längeren ~~Menschenalters~~ gesund, gut und glücklich leben und wirken zu können.

8. Die Zukunft gehört der durch Hygiene ~~gelebten~~ rationalen Körperkultur und den „natürlichen Sportarten“.

Der Vortragende wünscht nicht eine eingehende Verhandlung jedes Punktes, sondern die Annahme folgender These: Der VIII. deutsch-österreichische Mittelschultag billigt die vom Referenten aufgestellten Thesen im allgemeinen. Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Hierauf sprach der Korreferent Prof. Dr. Artur Petak über die Grundlinien einer modernen Ausgestaltung der Jugendspiele. Da dieser Vortrag im Juniheft dieser Zeitschrift abgedruckt ist, genügt ein Hinweis darauf. Das Ergebnis der Debatte über den Vortrag, an der sich Prof. Dr. J. Singer (Prag), Schulrat A. Bechtel (Wien), Dir. Dr. V. Thumser (Wien), M. Guttmann (Wien), Dir. Dr. A. Kirschnek (Gablonz), Dir. Polaschek u. a. beteiligten, faßt der Vorsitzende in folgende Thesen zusammen:

1. Das Jugendspiel ist ein integrierender Bestandteil der von der Schule anzuregenden und zu regelnden körperlichen Übungen. (Angenommen.)

2. Der Lehrmittelbeitrag ist gegen Aufhebung des derzeitigen „Spielbeitrages“ entsprechend zu erhöhen.

3. Die Remuneration des Spielleiters hat durch den Staat zu erfolgen.

4. Die Bedeutung der von der Schule geförderten körperlichen Übungen ist neuerdings von der obersten Unterrichtsbehörde in geeigneter Weise zu betonen.

Nach Annahme dieser Sätze wird dem Vorsitzenden für die Leitung, dem Referenten und Korreferenten für die Vorträge der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Während der drei Tage des Mittelschultages hat J. Plaschkowitz, Turngerätefabrikant, III., Hauptstraße 64, auf Aufforderung des Ausschusses in der Turnhalle des Akadem. Gymnasiums eine wohlgeordnete Ausstellung von Jugendspielgeräten veranstaltet. Um Wünschen von Kollegen entgegenzukommen, entschlossen sich die Spielleiter, Beschrei-

bungen der vorgeführten Spiele folgen zu lassen. In Bezug auf den Klarball sei auf das Programm der Wr.-Neustädter Realschule 1901 verwiesen. Der Faustball, das Metaspiel, der Dreifelderball sind in der „Österreichischen Mittelschule 1903“ beschrieben.

Dritter Verhandlungstag (Mittwoch, 8. April).

A. Sektionssitzungen (Beginn um 8 Uhr).

1. Philologische Sektion.

Nach Konstituierung der Sektion — Präses ist Prof. J. Bittner (Czernowitz), Schriftführer Prof. K. Schmidt (Böhm.-Leipa) — spricht Prof. E. Ott (Böhm.-Leipa) über das Thema: „Die schriftlichen lateinischen Arbeiten in der III. und IV. Klasse“.

Das Ergebnis seiner Ausführungen faßt der Vortragende in die drei Sätze zusammen:

1. Die lateinischen Hausarbeiten in der III. und IV. Klasse sind notwendig.

2. Nützlich sind diese Arbeiten nur, wenn sie eigene Schöpfungen des Lehrers sind, hervorgegangen aus den jeweiligen grammatischen Bedürfnissen der Klasse unter Verwertung des erledigten Lesestoffes.

3. Behufs Schaffung des unentbehrlichen breiteren Raumes für die mündliche grammatische Übung ist die Zahl der schriftlichen lateinischen Arbeiten in der III. und IV. Klasse von zwei Kompositionen im Monat und ein alle drei Wochen anzufertigendes Pensum wie im gleichzeitigen griechischen Unterricht auf eine Komposition und ein Pensum im Monat zu ermäßigen.

In der sich anschließenden Debatte stellt Prof. Dr. Eduard Nowotny (Cilli) den Gegenantrag: die Zahl der lateinischen Schularbeiten in der III. und IV. Klasse beizubehalten, die der Hausarbeiten auf eine im Monat zu beschränken.

Dir. Dr. Viktor Thumser (Wien) weist auf die Beschlüsse der niederösterreichischen Direktorenkonferenz hin, in welcher sich die Majorität für die Abschaffung der lateinischen Hausarbeiten im Untergymnasium ausgesprochen habe, zumal diese im Obergymnasium schon erfolgt sei, wo doch die Gefahr des Vergessens viel größer sei als in den Unterklassen. Dann sei es aber logische Konsequenz, im Untergymnasium dasselbe anzustreben. Wenn genügend Zeit vorhanden wäre, könnten die Hausarbeiten allerdings einen Nutzen bringen, unter den gegebenen Verhältnissen sei aber ihr Wert nur ein idealer. Gegenüber einzelnen Ausführungen des Berichtes müsse hervorgehoben werden, daß auch bei der Schullektüre das Grammatische insofern hervortrete, als der Lehrer zu Beginn jeder Lektürestunde nicht bloß die Vokabeln abfrage, sondern auch gewisse grammatische Dinge an einfachen Sätzen übe. Ferner sei die Korrekturstunde für den Betrieb der Grammatik keine verlorene, sondern werde zur grammatischen Übung verwendet. Gegen die Herabminderung der Anzahl der Schularbeiten müsse man sich deshalb aus-

sprechen, weil die auf dieser Stufe notwendige Übung des Lehrstoffes verloren gehe, wenn erst alle vier Wochen eine Schularbeit gemacht werde. Man möge ja nicht abgehen von einem gründlichen grammatischen Verständnisse schon mit Rücksicht auf die formale Bildung, welche vorzugsweise durch die lateinische Sprache gefördert werde. Nur so lange man an der Gründlichkeit festhalte, werde sich die Philologie halten können.

Prof. Leopold Winkler (Brünn) spricht für die Beibehaltung der Zahl der Schularbeiten, dagegen für die Verminderung der Hausarbeiten, von deren Wert er sich kaum habe überzeugen können.

Der Referent erklärt im Schlußworte, er habe sich für eine Beschränkung der Zahl der schriftlichen Arbeiten nur mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Zeit ausgesprochen, welche für die mündliche Übung kaum ausreiche. Seine Bemerkungen bezüglich der Lektüre- und Korrekturstunden hätten sich bloß auf den planmäßigen Betrieb der Grammatik bezogen, für welchen in den bezeichneten Stunden kein Fortschreiten des Unterrichtes ermöglicht sei. Für die Beibehaltung seines Antrages, daß im Monate nur eine Schularbeit anzusetzen sei, glaube er deshalb eintreten zu können, da die Hausarbeiten unterstützend wirken.

Bei der Abstimmung wird die erste These abgelehnt, über die beiden anderen Thesen nicht weiter abgestimmt. Die Sitzung wird mit dem Danke an den Vortragenden geschlossen.

2. Physikalische Sektion.

In dieser sehr gut besuchten Sektion wurden unter dem Vorsitz des Dir. M. Glöser neue physikalische Apparate vorgeführt und mit diesen sehr gelungene Versuche gemacht.

Der Vortragende Prof. Hans Hartl (Reichenberg) legt zunächst zwei Modelle vor, die unsere Vorstellungen über die Anordnung der Moleküle und der zwischen ihnen wirkenden Kräfte zur Anschauung bringen, zeigte sodann an einer sehr einfachen Vorrichtung die Zusammensetzung zweier gleichartiger geradliniger Bewegungen und an der Wurfröhre die Gleichheit der Fallzeit für einen frei fallenden und einen horizontal geworfenen Körper.

Die nächsten Versuche zeigten den selbsttätig und stetig steigenden Bodendruckapparat und einen aero-hydrmechanischen Apparat, der vor allem die Unabhängigkeit aerostatischen und hydrostatischen Druckes von der Neigung der gedrückten Fläche anschaulich nachweist.

Ferner wurde ein Ausflußapparat zunächst mit messenden Versuchen über Wurfbreite und Wurfhöhe bei verschiedenen Elevationen, dann in seiner Verwendung zu Meßversuchen über Ausflußgeschwindigkeit und Ausflußmengen aus Boden- und Seitenöffnungen, und zwar mit verschiedenen großen Öffnungen und Druckhöhen, vorgeführt. Endlich wurde damit der hydraulische Druck in einer Röhrenleitung und dessen Veränderung bei einer Querschnittsverengung (verschiebbar) gezeigt. Auch

für Versuche über Reaktionsdruck ist der sehr bequem zu handhabende Apparat eingerichtet.

Ein Apparat für die Lehre von den Drehmomenten mit lotrecht stehender Scheibe ist auch als Hebel- und Wellrad-Modell sowie zum Nachweise der Kräftepolygone zu benutzen. Mit der Hebelstange führte der Vortragende einen einfachen, aber für den Unterricht sehr wichtigen Versuch über die Wirkung von Einzelkräften und von Kräftepaaren auf freie Körper vor.

Auch die schiefen Ebenen waren durch neue, vielfach verbesserte Modelle vertreten: Die „schiefe Ebene“ und der „Keil“ mit Einrichtung für rollende und gleitende Reibung, die „Schraube“ mit abwickelbarem Muttergewinde und sonstigen neuartigen Einrichtungen.

An die Vorführung eines instruktiven Modells zur Erklärung des Foucaultschen Pendelversuches schloß sich die Erklärung eines für Schulzwecke sehr vorteilhaften, weil äußerst übersichtlichen Stromwenders und einer Schalttafel mit drei Widerstandsspiralen zum Nachweise der Widerstandsgesetze für parallel oder hintereinander geschaltete Widerstände.

Den Schluß des Vortrages bildeten Versuche mit einer Reihe neuartiger Aufsätze zur Schwungmaschine. Die Proportionalität zwischen Fliehkraft und Drehungshalbmesser bei gleicher Umdrehungszahl zeigte sich in schönster Weise an einem einfachen Apparate mit Glasröhren, dessen Prinzip auch zum Nachweise der verkehrten Proportionalität zwischen Fliehkraft und Drehungshalbmesser bei gleicher Geschwindigkeit verwendet wird. Ebenso einfach wurde die Abhängigkeit der Fliehkraft vom Massenmomente gezeigt und endlich die ganze Fliehkraftformel mit einer überraschend einfachen Vorrichtung bestätigt. Die Vorführung eines Modells zur Erklärung der Ablenkung der Passate, der Schleudertrommel und der Kreiselpumpe beschloß den Vortrag.

Die für den Unterricht höchst zweckmäßigen Konstruktionen der Apparate und die mit größter Sicherheit ausgeführten Versuche fanden volle Anerkennung und reichen Beifall.

Dem Vortrage wohnten auch Hofrat Dr. Ferdinand Maurer und Regierungsrat Landeschulinspektor Dr. Ignaz Wallentin bei, welche den Vortragenden ersuchten, diese Apparate in physikalischen Zeitschriften zu veröffentlichen.

3. Historisch-geographische Sektion.

Vorsitzender Prof. L. Weingartner (Wien) erteilt Prof. Dr. A. Franz (Leipnik) das Wort zu seinem Vortrag: „Die Schreibung und Aussprache fremdsprachiger Eigennamen im Geschichtsunterrichte“.

Wie sich die Geographen bemühen, eine Einigung über annähernd richtige Schreibung der Ortsnamen zu erzielen, sollte man auch im Geschichtsunterrichte dieser Frage einige Aufmerksamkeit zuwenden. Da manchen Sprachen gewisse Laute (französische Nasallaute, slavische

Zischlaute) eigen sind, die in anderen Sprachen überhaupt nicht wiedergegeben werden können, da ein und derselbe Laut in verschiedenen Sprachen oft durch verschiedene Zeichen (z. B. *sch* englisch *sh*, französisch *ch*, öschisch *š*, magyarisch *s*) ausgedrückt wird, die in der anderen Sprache andere Bedeutung haben, sei eine Übereinstimmung zwischen Schreibung und Aussprache unmöglich. Man habe die Wahl zwischen richtiger Schreibung oder richtiger Aussprache. Unsere Bemühung, annähernd richtig zu schreiben und auszusprechen, hatte keinen Erfolg und führte beiderseits zu Fehlern. Ein allgemeines Gesetz läßt sich nicht aufstellen; es dürfte das beste sein, daß man bei jenen Sprachen, die eine von der unsrigen abweichende Schrift (also z. B. bei Namen aus der ägyptischen, babylonischen, assyrischen Geschichte) auf die Richtigkeit der Aussprache sehe, da man die richtige Schreibung nicht wiedergeben kann, und so schreibe, wie man ausspricht, nicht in einer fremden Transskription, bei Namen aus Sprachen aber, die unsere Lautzeichen gebrauchen, vor allem richtig schreibe und die Aussprache erst in zweiter Linie berücksichtige.

Der Redner weist dann auf zahlreiche Inkonssequenzen unserer Lehrbücher in der Namengebung in der orientalischen Geschichte hin, die bei einiger Aufmerksamkeit der Autoren beseitigt werden könnte. Bei den griechischen (und teilweise persischen) Namen wird durch zahlreiche Beispiele gezeigt, welche Inkonssequenz im Ersatz des *k* durch *c* herrscht, wie bei demselben Verfasser oft dasselbe Wort auf zweierlei Art geschrieben wird (z. B. *Cyklopen* und *cyclopisch*!), daß der Ersatz des *ei* durch *i*, des *os* durch *us*, des *ai* durch *ae* nicht genau und überall durchgeführt wird. Er bespricht den Widerspruch zwischen der Aussprache im Geschichtsunterrichte und griechischen Sprachunterrichte, die Schwierigkeit bei verschiedener Schreibweise auf der Unter- und der Oberstufe und die Verwirrung in der Aussprache, die daraus besonders in Realschulen entsteht, sowie die ebenso große Inkonssequenz in der Aussprache des *c* in griechischen Namen.

Es wird dann über die richtige Aussprache von Namen aus neueren Sprachen im allgemeinen gesprochen und speziell werden zahlreiche veraltete Irrtümer und Inkonssequenzen in der Schreibung slavischer und magyarischer Namen richtig gestellt.

Der Redner beantragt schließlich die Annahme folgender Leitsätze:

1. Worte aus antiken Sprachen, deren Sprech- und Schreibweise abweicht, sollen so geschrieben werden, wie man sie ausspricht.

2. Griechische Namen sollen tunlichst in griechischer Form geschrieben und dementsprechend auch so ausgesprochen werden, z. B. *Kyklopen* statt *Cyklopen*, *Alkibiades* statt *Alcibiades*.

3. Andere z. B. persische Namen, die uns durch griechische oder lateinische Schriftsteller überliefert sind, sollen in jener Form angeführt werden, welche den Namen zuerst überlieferte, also meist in der griechischen. Daneben soll aber stets in Klammern der eigentliche Name stehen; also nicht *Cyrus*, sondern *Kyros* (*Kurasch*).

4. Vornamen, Ortsnamen usw. aus neueren Sprachen, die deutsch wiedergegeben werden können, sollen nur in der deutschen Form stehen, also nicht Bethlen Gabor, sondern Gabriel Bethlen, nicht Vasvár, sondern Eisenburg usw.; alle anderen Namen sind unbedingt korrekt zu schreiben und nicht zu verändern; daneben ist die Angabe der richtigen Aussprache in Klammer wünschenswert.

An den mit Beifall aufgenommenen Vortrag knüpft sich eine lebhaftere Debatte. Schulrat Prof. Adolf Bechtel (Wien) betont, daß, wenn griechische Namen richtig gesprochen werden sollen, der Akzent wohl beachtet werden müsse, und hebt ferner hervor, daß Redner lediglich den gymnasialen Standpunkt eingenommen habe. An Realschulen und an allen Schulen, die nicht griechisch betreiben, würde das Prinzip des Redners bei seiner Durchführung auf große Schwierigkeiten stoßen. Ferner möge man bedenken, daß die lateinischen Formen der griechischen Eigennamen so in die Weltliteratur eingedrungen seien, daß es nicht gut angehe, eine Umstellung vorzunehmen.

Auch Prof. Josef Baß (Wien) hebt hervor, daß die Betonung ein wesentliches Moment sei; griechische Eigennamen sollen so geschrieben werden, wie sie die Griechen geschrieben haben, und auch griechisch ausgesprochen werden. Französische, spanische, italienische und englische Namen sollen in ihrer nationalen Schreibart geschrieben und auch so ausgesprochen werden. Namen aus solchen Sprachen, die uns entlegener sind, sollen einfach mundgerecht gesprochen werden, ihre Schreibart möge eng an die richtige angepaßt werden.

Prof. Dr. Adalbert Horůička (Wien) betont, es gehe an Gymnasien nicht an, griechische Namen in der griechischen Form und lateinische Namen in der lateinischen Form zu geben; der Schüler der I. Klasse habe z. B. die lateinischen Formen so in sich aufgenommen, daß er sie nicht anders wiedergeben könne, man komme da in eine gefährliche Kollision hinein. Bei modernen Namen sei die Sache anders, da werde man manche Konzessionen machen müssen. In rein deutschen Gebieten z. B. seien die Schüler nicht imstande, öchische Namen richtig auszusprechen.

Regierungsrat Dir. Dr. Gustav Waniek (Wien) betont desgleichen, daß man, wenn griechische Namen griechisch geschrieben und gesprochen würden, in Konflikt mit dem Volksbewußtsein komme, man müsse beachten, daß die Schüler schon mit bestimmten Vorstellungen in die Mittelschule kommen, da sie bereits in der Volksschule eine Reihe griechischer Namen in lateinischer Form kennen gelernt haben, überhaupt solle man kein starres Prinzip feststellen.

Auf Grund dieser Ausführungen modifiziert der Vortragende Prof. Dr. Franz (Leipzig) seine These folgendermaßen: „Griechische Namen sind „tunlichst“ in der griechischen Form zu schreiben und zu sprechen“.

Prof. Dr. Julius Mayer (Freistadt) meint, daß auch in die vierte These das Wörtchen „tunlichst“ aufgenommen werden solle.

Dir. Dr. Johann Zöchbauer (Urfahr) erklärt sich mit den Ausführungen des Vortragenden voll und ganz einverstanden, er habe die

Worte stets griechisch ausgesprochen, ohne auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, nur in solchen griechischen Wörtern, die gewissermaßen verdeutschte seien, solle man die deutsche Aussprache beibehalten, so bei Homer und Alexander.

Dir. Prof. Dr. Viktor v. Kraus (Wien) betont, alle seien wohl einig darüber, daß gewisse Inkonssequenzen in den Lehrbüchern ganz gut vermieden werden könnten, doch solle man in eine Determinierung der Thesen nicht eingehen, ehe man nicht mit den Philologen gesprochen habe.

Prof. Dr. Eduard Katschthaler (Melk) meint, es wäre von Vorteil, wenn man ein Komitee einsetze, das aus Philologen und Historikern bestünde, dessen Aufgabe es wäre, einen Kanon auszuarbeiten, wie es in Deutschland bereits geschehen sei.

Prof. Dr. Julius Mayer (Freistadt) ist gleichfalls für die Einsetzung eines Komitees, nur meint er, könnte die Aufgabe, die diesem Komitee zufiele, von Historikern allein gelöst werden, es genüge, wenn man die Philologen um Rat frage.

Nach Schluß der Debatte gibt der Vorsitzende Prof. Weingartner (Wien) seiner Meinung dahin Ausdruck, es genüge vorderhand wohl, wenn man Beschlüsse ganz allgemeiner Natur fasse. Daraufhin erklärt sich die Versammlung, ohne bestimmte Beschlüsse zu fassen, mit den Ausführungen des Vortragenden im allgemeinen einverstanden und spricht den Wunsch aus, es mögen in den Lehrbüchern Inkonssequenzen vermieden werden.

4. Pädagogische Sektion.

Nach einer Begrüßung der Anwesenden — unter diesen war auch Hofrat Dr. J. Huemer — durch den Präses Schulrat J. Gartner (Linz) wird Prof. A. Sobota (Baden) das Wort erteilt zum Vortrag: „Entwicklung des Konviktwesens seit dem VII. deutsch-österreichischen Mittelschultage“.

Der Redner knüpft an den am VII. Mittelschultag gehaltenen Vortrag und die damals angenommenen Thesen (vgl. diese Zeitschrift 1900, S. 828—830) an und führt die seitdem erfolgte Entwicklung des Konviktwesens aus. Vor allem begrüßt er zwei Taten der niederösterreich. Landeschulverwaltung als einen Schritt nach vorwärts.

1. Die im Auftrage des niederösterreich. Landesausschusses 1901 von dem seither verstorbenen Seminar-Dir. Dr. v. Muth verfaßten „Winke und Weisungen für den praktischen Dienst der Präfekte“ und

2. einen Normalerlaß des niederösterreich. Landesausschusses vom 7. März 1902, durch welchen solche Professoren, die vom niederösterreich. Landesausschusse oder mit seiner Zustimmung zu Konviktsleitern bestellt worden sind, vielversprechende Begünstigungen in der Erfüllung ihrer Lehrpflicht erhalten haben.

Den wichtigsten Stein aber zum Ausbaue des Konviktwesens findet der Vortragende in einem vernünftigen Erziehungsplane, den er sodann an der Hand der kategorischen Forderungen der theoretischen

Pädagogik und der Erfahrungen in der Praxis durch Vorführung eines Idealtages in einem Konvikte entwickelt. Einen breiten Raum findet darin die Pflege der Hygiene und Diätetik.

Vor allem wendet sich der Vortragende gegen den Fehler der meisten Konvikte, alle Tätigkeit der Zöglinge ohne Rücksicht auf das verschiedene Alter derselben zu uniformieren, er redet einem rationalen Schuhwerk und der Reformkleidung das Wort, betont die Notwendigkeit ausgiebiger Bewegung im Freien schon vor Beginn des täglichen Schulunterrichtes, verweist auf die Pflicht der Erzieher, das Tischgespräch in richtige Bahnen zu lenken, vor allem auf die Pflicht, den Zöglingen die physiologische Bedeutung der Nahrungsmittel vor Augen zu führen, er tritt für unbedingte Alkoholenhaltung bei der Jugend ein und erhofft sich als wohlthätige Folge davon die Einschränkung des Rauchens. Ein großes Gewicht bei der Konvikterziehung legt er auf die persönliche Körperpflege, vor allem auf die noch viel zu wenig gewürdigte Mundpflege.

An der Debatte über den mit Beifall aufgenommenen Vortrag beteiligt sich Prof. Dr. K. Wotke, und zwar spricht er zum ersten Teil. Bei dem Zöglingmaterial derartiger Institute müsse man zwei Klassen unterscheiden: a) Kinder vom Lande, wo keine höhere Lehranstalt besteht, b) Zöglinge, die in einem solchen Institute sind, weil sie aus verschiedenen Gründen in ihren Studien nicht fortkommen. Ferner sei für die Erziehung in Konvikten die Frage bezüglich des Aufsichtspersonals die wichtigste. Die Stelle eines Präfekten werde mehr oder weniger als Durchgangsposten betrachtet. Wenn der materielle Vorteil, wie dies meist der Fall sei, in Rechnung komme, können sich solche Institute nicht recht ideal gestalten. Eine ideale Erziehungsanstalt sei, weil von vornherein auf guter materieller Basis begründet, das Konvikt in Oberhollabrunn zu nennen.

Dir. Franz Schauer (Freistadt) ist der Überzeugung, daß nicht die Konviktleitung, sondern gerade die Präfektenfrage Schwierigkeiten bereitet. Eine sehr bildende und erzieherische Seite wäre nicht aus dem Auge zu lassen: Die Haltung der Frau des Konviktleiters zu den Zöglingen. Sie soll den Vorsitz beim gemeinsamen Mittagessen führen und dadurch eine gewisse familiäre Haltung einnehmen. In Bezug auf die Präfekten wäre die Frage zu erörtern: Ist es denn nicht möglich, einen bestimmten Bildungsgang vom Präfekten zu verlangen? Es werden meist Leute ohne die geringsten pädagogischen Begriffe dazu bestellt. Von den hygienischen Anforderungen, wie auch von solchen des gesellschaftlichen Anstandes, wie die Kenntnis des Tanzens, Fechtens, Turnens, der Jugendspiele u. s. f. kann man ja fast gar nicht reden und dies sind doch auch Haupterziehungspunkte.

Es sollte daher eine Norm geschaffen werden, der zufolge ein Präfekt nur dann angestellt werden möge, wenn er eine gewisse pädagogische und ästhetische Bildung (Turnen, Fechten, Tanz und Jugendspiele) nachzuweisen imstande ist.

Prof. Sobota entgegnet, daß über die Lösung der Präfektenfrage ein positiver Vorschlag bereits gemacht worden sei.

B. Dritte Vollversammlung. Beginn um 10 Uhr 15 Minuten.

Der Vorsitzende Hofrat Dr. F. Maurer erklärt die Sitzung für eröffnet und erteilt Dir. J. Zycha das Wort zum Vortrag mit der Bemerkung, daß alle drei Referate, die auf der Tagesordnung stehen, hintereinander folgen werden und daß die Debatte erst nach den Vorträgen zu führen sei.

Zuerst referiert Dir. J. Zycha über „Beförderungen und Auszeichnungen der Mittelschullehrer“, dann Dir. Dr. A. Polaschek über „Materielle Fragen des Mittelschullehrerstandes“ und endlich Prof. K. Mendl als Korreferent über „Besserung der materiellen Stellung der Mittelschullehrer“.

Bevor die Debatte eröffnet wird, macht der Vorsitzende folgende Mitteilungen:

Heute Nachmittag finden mehrere Vorträge statt und zwar:

1. um 4 Uhr im Hörsaale der Chemie an der Staatsrealschule, I., Schottenbastei 7, von Herrn Prof. Johann Kail über einige chemische Schulversuche und die dabei verwendeten Vorrichtungen;

2. um 5 Uhr im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie von Herrn Prof. Eduard Scholz eine Demonstration nebst Erklärung der Ausgestaltung der pflanzenphysiologischen Apparate;

3. um 6 Uhr im Staatsgymnasium, III., Sofienbrückengasse 22, von Herrn Schulrat Prof. Johann Spielmann Versuche mit einem Induktor von 40 cm Schlagweite.

Ich gestatte mir, die Mitglieder der hochgeehrten Versammlung auf diese Vorträge in Anbetracht des sehr interessanten Inhaltes besonders aufmerksam zu machen und, soweit es natürlich Ihre Zeit gestattet, Sie zum Besuche derselben herzlichst einzuladen.

Ich habe noch hinzuzufügen, daß heute Nachmittag $\frac{1}{2}$ 5 Uhr noch ein Vortrag im Museum für Kunst und Industrie von Herrn Prof. Perkmann in der Sektion für Wandschmuck stattfindet.

Ich eröffne nun die Spezialdebatte über die einzelnen Thesen, die von den Herren Vortragenden aufgestellt wurden und zwar zunächst über die von Herrn Dir. Zycha aufgestellten Thesen. Diese lauten (liest):

1. Die k. k. Landesschulinspektoren stehen in der V. Rangsklasse.

2. Die Direktoren der vom Staate erhaltenen Mittelschulen stehen in der VI. Rangsklasse.

3. Die wirklichen Lehrer der vom Staate erhaltenen Mittelschulen werden in die IX. Rangsklasse eingereiht, steigen nach zehn Dienstjahren bei befriedigendem dienstlichen und außerdienstlichen Verhalten in die VIII. und nach zwanzig Dienstjahren bei befriedigendem dienstlichen und außerdienstlichen Verhalten in die VII. Rangsklasse auf. Auf Grund vorzüglicher Leistungen können Professoren der VII. in die VI. Rangsklasse befördert werden.

4. In Fällen besonders aner kennenswerter Dienstleistung kann die Beförderung eines wirklichen Lehrers in eine höhere Rangsklasse vor dem oben festgesetzten Zeitpunkte gewährt werden.

Diese Thesen werden unverändert angenommen; nur in der dritten These wird von Prof. Blaß statt „befriedigendem“ an beiden Stellen „zufriedenstellendem“ vorgeschlagen, aber auf Antrag Prof. L. Winkler sowohl befriedigendem als auch zufriedenstellendem eliminiert.

Betreffs der Auszeichnungen stellte der Referent keinen Antrag, sondern empfahl diese dem hohen Ministerium zur Berücksichtigung.

Alle Beachtung verdienen die Ausführungen des Dir. H. Januschke, die gewissermaßen einen Zusatzantrag bilden:

Dir. Hans Januschke (Wien): Meine Herren! Ich möchte im Sinne einer Verhandlung des Ausschusses des Vereines „Realschule“ die Überzeugung aussprechen, daß das Ansehen eines Standes wesentlich davon abhängt, welche Rangklassen von den Standesangehörigen überhaupt erreicht werden können.

Ich will diesen Punkt nicht weiter ausführen. Gestatten Sie mir nur als Mathematiker einige Zahlen anzuführen. Dem Amtskalender Niederösterreichs sind folgende Daten entnommen:

Die Justiz- und politischen Behörden haben bloß in Niederösterreich in der IX. Rangklasse 309, in der VIII. 306, in der VII. 317 Beamte. Dem gegenüber stehen 209 Professoren in Niederösterreich in der IX. Rangklasse, und nun nimmt die Zahl viel rascher ab als bei den Juristen. In der VIII. Rangklasse befinden sich 177 und in der VII. 152 Professoren; in der VI. Rangklasse stehen den 108 Juristen 44 Direktoren gegenüber, und nun sind wir mit der Statistik der Professoren fertig. In der V. Rangklasse sind 128 Juristen; in der IV. 16, in der III. 4, in der II. 12 und in der I. 1. Es sind da etwa nur 2 Minister abzurechnen. So stehen die Verhältnisse in Niederösterreich.

Gestatten Sie mir noch einen Blick nach auswärts zu machen. Wenn ich ein kleines Kreisgericht betrachte, so sind etwa so viel Gerichtsbeamte da, wie drei Lehrkörper einer größeren Mittelschule zusammengenommen. Da steht an der Spitze eines Gerichtshofes ein wirklicher Hofrat. (Rufe: Nicht überall!) Wenigstens an den meisten Gerichtshöfen. Wir sind etwa 6000 Mittelschulprofessoren und haben in keinem einzigen Status einen wirklichen Hofrat.

Ich glaube, wenn die These des Herrn Dir. Zycha angenommen würde und die Landesschulinspektoren von der VI. in die V. Rangklasse avancierten, so würden in ganz Österreich für die Mittelschulen nur etwa 60 Personen in Betracht kommen. Das ist ungefähr die Hälfte der Zahl der Hofräte, welche sich bloß in Niederösterreich befinden. Wenn wir nun sagen, daß ein Drittel sämtlicher dem Lehrstande Angehöriger auch diesen Rang erreichen könnte, so ließe sich dieses Avancement auch ohne besonders grundstürzende Vorkehrungen durchführen. Ich denke mir z. B., daß diejenigen Kollegen von uns, die eine außerordentliche Tüchtigkeit besitzen, ins Ministerium berufen werden, teils bloß als Hilfskräfte dort verwendet werden. Man könnte sie in den Status des Ministeriums einreihen und sie dort avancieren lassen. (Beifall.)

Ferner wurde seinerzeit vom Herrn Unterrichtsminister dem Parlamente die Mitteilung gemacht, daß die Stelle des Vizepräsidenten des

Landesschulrates geschaffen wurde, um sehr verdienstvollen Männern durch Verleihung dieser Stelle eine Auszeichnung zuteil werden zu lassen. Nun ist bis jetzt kein einziger unserer ehemaligen Kollegen Vizepräsident des Landesschulrates geworden. (Lebhafte Zustimmung.)

Bestimmte Vorschläge über das Avancement in die VI. und V. Rangklasse mache ich nicht und möchte Herrn Dir. Zycha nur bitten, meine Anregungen in seinen Thesen zum Ausdruck zu bringen, wenn dies aber nicht angeht, so begnüge ich mich, dies wenigstens hier ausgesprochen zu haben. (Beifall.)

Dann wird die Debatte fortgesetzt über folgende Thesen des Dir Polaschek:

Der Mittelschultag beschließt, es sei das Ministerium für Kultus und Unterricht zu bitten, das Nötige zu veranlassen, daß 1. die in der Eigenschaft eines Supplenten (Assistenten) zugebrachten Dienstjahre nach vollständig abgelegter Prüfung für den Anfall von Quinquennalzulagen insgesamt (die mit unvollständiger Beschäftigung, aber prozentuell) angerechnet werden, daß 2. der Gehalt der Professoren an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten dem der Gewerbeschulprofessoren angeglichen werde (was vorläufig auch vom Gehalt der Direktoren an den genannten Anstalten zu gelten habe), und endlich, daß 3. an Stelle der sogenannten einmaligen Unterstützungen nach § 13 des Gehaltsgesetzes vom J. 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173) in die Pension einrechenbare Verdienstzulagen bis zum Höchstmaß von 1000 K an solche Lehrpersonen der genannten Lehranstalten verliehen werden, die bemerkenswerte wissenschaftliche oder pädagogisch-didaktische Leistungen aufzuweisen haben, bzw. daß diese Zulagen im Ausmaß von 1000 K als in die Pension einrechenbare Personalzulagen solchen Lehrpersonen der genannten Lehranstalten zugewendet werden, die das 25. Dienstjahr erreicht haben. Für die Zeit des Überganges mögen die in die Pension einrechenbaren Verdienst-(Personal-) Zulagen zunächst den Direktoren und Professoren der genannten Lehranstalten zuerkannt werden, die das 30. Dienstjahr erreicht, bzw. überschritten haben.

Diese Thesen werden angenommen, nur wird der Passus „nach vollständig abgelegter Prüfung“ auf Antrag des Prof. Dr. F. Nabölek, der auch von Prof. Mendl unter Berufung auf § 10 des Gehaltsgesetzes unterstützt wurde, abgelehnt.

Auf Antrag des Referenten selbst werden sodann folgende Vorschläge des Prof. Mendl dem hohen Ministerium für Kultus und Unterricht zur Würdigung übermittelt:

I. Definitive Anstellung der Probekandidaten und Supplenten. 1. Anstellung der Probekandidaten in derselben Weise wie die jedes Konzeptspraktikanten und Systemisierung einer entsprechenden Anzahl von Adjuten. 2. Einreihung der Supplenten in die X. Rangklasse und Vorrückung derselben nach längstens vier Dienstjahren in die IX. Rangklasse mit den dieser Rangklasse gebührenden Bezügen und Rechten unter Verleihung des Titels „Gymnasiallehrer“. 3. Honorierung der — nur im äußersten Notfalle heranzuziehenden —

ungeprüften Lehrkräfte nach den gegenwärtig für approbierte Supplente bestehenden Bezügen; doch ist die in solcher Eigenschaft als „Supplent“ zugebrachte Dienstzeit nach abgelegter Prüfung einzurechnen.

II. Gerechte und standesgemäße Regelung der Bezüge.

1. Anfangsgehalt der bisherigen definitiven Lehrstellen der IX. Rangklasse 3000 K mit einer Quinquennalzulage von 400 K und sofortige Verleihung des Titels „Professor“.
2. Nach vollendetem 10. Dienstjahre Erhöhung des Stammgehältes auf 3600 K mit Beibehaltung der vorausgegangenen Quinquennalzulage, gleichzeitiger Zuerkennung einer zweiten Quinquennalzulage von 400 K und bedingungslose Beförderung in die VIII. Rangklasse, wenn nicht ein Disziplinarvergehen vorliegt.
3. Erhöhung der 3.—5. Quinquennalzulage auf je 800 K und nach 20 Dienstjahren Beförderung in die VII. Rangklasse, wie nach 10 Dienstjahren in die VIII. Rangklasse.
4. Regelung der Aktivitätszulage nach den örtlichen Verhältnissen und Einbeziehung derselben in die Pension.
5. Die Direktoren der VII. Rangklasse erhalten ohne Rücksicht auf die Anzahl der Dienstjahre 6000 K Stammgehalt und 1000 K Funktionszulage.
6. Wenigstens das älteste Drittel der Direktoren wird in die VI. Rangklasse versetzt mit 6800 K Stammgehalt und 1000 K Funktionszulage.
7. Beförderung wenigstens des ältesten Drittels der Landeschulinspektoren in die V. Rangklasse mit den dieser Rangklasse gebührenden Bezügen.
8. Ordinariate, Kustodenstellen, Gartenbesorgung der Naturhistoriker u. dgl. sind eigens zu honorieren oder in die wöchentliche Stundenzahl entsprechend einzurechnen.
9. Die Prüfungstaxen sind insgesamt zu erhöhen, besonders die Maturitätsprüfungstaxe, von der niemand zu befreien ist. Alle Mitglieder der Kommission sind zu honorieren und zwar entfällt ein Teil für den Klassenvorstand, ein Teil für jede schriftliche Korrektur, ein Teil für jedes Mitglied der Kommission.
10. Jede Supplierung, welche über acht Tage dauert, ist zu honorieren und zwar mit 6 K für jede Stunde vom Beginn an.
11. Gesetzliche Remuneration des Werkstättendienstes an gewerblichen Lehranstalten, Einstellung fester Bezüge für die Durchführung gewerbetechischer und dem Schulzwecke dienender Tätigkeit (Ordination, Herstellung von künstlerischen Entwürfen, Werkstättenleitung u. dgl.).
12. Beförderung der Turnlehrer in die IX., bezw. VIII. Rangklasse mit der entsprechenden Gehaltserhöhung; Gleichstellung des für Mittelschulen (L.-B.-A.) geprüften Musiklehrers mit den Hauptlehrern. Herabsetzung der Dienstzeit für Musik- und Turnlehrer auf 30 Jahre und der wöchentlichen Stundenzahl auf 20.

III. Offene Qualifikation und Dienstespragmatik.

1. Die Qualifikation muß jedem Lehrer auf Verlangen vorgezeigt werden.
2. Jedem Lehrer steht das Recht zu, gegen die Qualifikation Beschwerde zu führen. B. 1. Aufhebung des Probetrienniums und der sogenannten provisorischen Lehrstellen, bezw. provisorischen Anstellungen. 2. Einrechnung sämtlicher im Staatsdienste oder an ein einer mit Öffentlichkeitsrecht versehenen Mittelschule oder verwandten Anstalt verbrachten Dienstjahre — wenn auch ohne Prüfung oder ohne volle Lehrverpflichtung.

3. Volle Einrechnung der von Religionslehrern an unvollständigen Mittelschulen verbrachten Dienstjahre sowie entsprechende Berücksichtigung ihrer in der Seelsorge oder als Katecheten an Volksschulen verbrachten Zeit. 4. Herabsetzung des wöchentlichen Stundenmaximums in allen Fächern und zwar in Abstufungen von 10 zu 10 Jahren. 5. Unbedingte Anschreibung jeder Stelle und Berücksichtigung der anspruchsberechtigten akademisch gebildeten Bewerber in erster Linie und unter diesen bei sonst gleichen Umständen der Rangsaltern. 6. Verleihung des Titels „Professor“ nur durch den Staat; andere Körperschaften haben hiefür darum beim Staat für ihre Lehrkörper einzuschreiten. 7. Vertretung der Mittelschulprofessoren im Landesschulrate durch wenigstens einen von den Lehrkörpern jedes Kronlandes gewählten Professor. 8. Ernennung eines Direktorstellvertreters für jede Anstalt mit höchstens halber Lehrverpflichtung und einer entsprechenden Funktionszulage. 9. Regelung des Dienstverhältnisses der Landeschulinspektoren zu den Direktoren und dieser beiden zu den Professoren. 10. Beförderung der Professoren in die VIII., bzw. VII. Rangsklasse, der Direktoren in die VI. und der Landeschulinspektoren in die V. Rangsklasse mit den diesen Rangsklassen gebührenden Bezügen vor der gesetzlichen Frist oder Zuerkennung einer Personalszulage bei besonders aner kennenswerten Leistungen. 11. Regelung des Disziplinarverfahrens ähnlich dem der Staatsbahnbeamten. 12. Entfernung des im § 2 des Gehaltsgesetzes vom 19. September 1898 vorhandenen Zusatzes: „Nach erfolgter schriftlicher Verwarnung oder nach einem erteilten Verweise kann der Unterrichtsminister die Zuerkennung bis zur Dauer von höchstens drei Jahren sistieren“ und infolgedessen auch des Schlußsatzes des folgenden Absatzes: „Dies gilt für die folgenden Quinquennalzulagen auch dann, wenn eine vorausgegangene nicht zum regelmäßigen Termin bewilligt wurde“.

Anläßlich eines von Dir. Polaschek geschilderten Falles wird dann auf seinen Vorschlag folgender Antrag angenommen:

Der heute stattfindende Mittelschultag drückt sich in dringlichster Weise dahin aus, daß die Gesetze vom 16. Mai 1896 (R.-G.-Bl. Nr. 74) und vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 167, 172, 173, 174, 175) auch für jene Angehörigen des Mittelschulstandes bei der Bemessung ihrer Ruhegehälter baldigst in Anwendung gebracht werde, welche schon vor der Schaffung dieses Gesetzes quiesziert oder pensioniert worden sind. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Zu den Erlässen, welche die Oberlandesgerichte in Wien und Prag publiziert haben, zur Hebung der Intelligenz bei den Geschworenengerichten namentlich auch die Mittelschulprofessoren herauszuziehen, wird Stellung genommen und folgendes beantragt und angenommen: 1. Der Geschäftsführer des VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultags möge sich im Wege des Unterrichtsministeriums an das Justizministerium wenden, damit die Professoren der Mittelschulen zu den Schwurgerichtsverhandlungen in der Ferienzeit nicht zugezogen werden; 2. daß bei den Anstalten, wo die Lehrkräfte ohnehin mit Stunden überhäuft sind, überhaupt eine Befreiung von der Pflicht, bei Geschworenengerichten zu

fungieren, Platz greife und die Professoren nur dort herangezogen werden, wo eine Supplierung möglich ist.

Wegen vorgerückter Stunde werden auf Hoppes Antrag die Sektionsbeschlüsse *en bloc* angenommen.

Der nächste Mittelschultag findet zu Ostern 1906 in Wien statt.

Zum Geschäftsführer wird unter schmeichelnder Anerkennung seiner Tätigkeit Prof. F. Hoppe *per acclamationem* wiedergewählt, zu seinem Stellvertreter Prof. E. Scholz.

In das weitere Komitee wurden folgende Herren vorgeschlagen und gewählt: Für Niederösterreich: Prof. Josef Aschauer, Prof. Ferdinand Dresler, Prof. Hermann Dupky, Prof. Raimund Dundaczek, Dir. Leopold Eysert, Prof. Michael Gaubatz, Prof. Maximilian Guttmann, Prof. Feodor Hoppe, Prof. Josef Jacob, Dir. Hans Haber, Dir. Hans Januschke, Prof. Dr. Robert Kauer, Regierungsrat Dir. Karl Klekler, Prof. Dr. Richard Kukula, Prof. Hugo Lanner, Prof. Dr. Franz Lanczisky, Prof. Dr. Franz Noß, Dir. Dr. Anton Polaschek, Prof. Leopold Petrik, Prof. Anton Behhan, Prof. Dr. Karl Rosenberg, Prof. Gebhard Schatzmann, Prof. Georg Schlegl, Prof. Eduard Scholz, Prof. Stanislaus Schüller, Prof. Alois Seger, Schulrat Dr. Leo Smolle, Prof. Gustav Spengler, Dir. Anton Stitz, Prof. Dr. Alois Traeger, Landeschulinspektor Regierung Dr. Ignaz Wallentin, Regierungsrat Dir. Dr. Gustav Waniek, Prof. Friedrich Widter, Prof. Dr. Karl Wotke, Regierungsrat Dir. Karl Ziwsa, Dir. Josef Zycha — Oberösterreich: Landeschulinspektor Dr. Josef Loos, Dir. Ferdinand Barts, Prof. Julius Gartner, Prof. Dr. Leopold Poetsch, Prof. Sewera, Dir. Dr. Johann Zöchbauer. — Salzburg: Prof. Rudolf Böhm, Dir. Karl Ebmer, Prof. Dr. Johann Krögler, Bezirksschulinspektor Karl Vogt. — Steiermark: Landeschulinspektor Leopold Lampel, Dir. Dr. Eduard Martinak, Prof. Dr. Franz Standfest. — Kärnten: Prof. Ernst Ebenhoch, Dir. Dr. Robert Latzel. — Krain: Prof. Dr. Oskar Gratry Edler v. Wardenegg. — Tirol: Prof. Hermann Haimmerl, Dir. Thomas Isaltzer. — Küstenland: Prof. Dr. Artur Petak. — Böhmen: Dir. Dr. Anton Frank, Dir. Dr. Gustav Hergel, Prof. Dr. Gustav Kraitschek, Prof. Eduard Reichelt, Dir. Dr. Wendelin Toischer. — Mähren: Prof. Oskar Hantschel, Prof. Karl Mendl, Prof. Vincenz Neuwirth, Dr. Julius Wallner. — Schlesien: Dir. Dr. Karl Reußenberger. — Bukowina: Prof. Josef Bittner, Prof. Anton Romanovsky.

Dir. Dr. V. Thumser: Ich glaube, im Namen aller Versammelten zu handeln, wenn ich, bevor unser derzeitiger Präsident den diesjährigen Mittelschultag für geschlossen erklärt, ihm namens aller Anwesenden und auch derer, die überhaupt an demselben teilgenommen haben, für die ungeheure Umsicht und, wir müssen auch offen erklären, ungeheuer geduldige Leitung der Vollversammlungen allerherzlichst und allerverbindlichst Dank sage und den Wunsch ausspreche, er möge auch in Zukunft das Interesse und das Wohlwollen, das er immer der Mittelschule und den Mittelschullehrern entgegengebracht hat, bewahren. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Präsident: Zunächst muß ich denjenigen Gästen danken, welche uns bei unserer Versammlung mit ihrer Anwesenheit beehrt haben. In erster Linie unserem hochgeehrten Herrn Hofrat Dr. J. Huemer, ferner den regelmäßig hier erschienenen Landeschulinspektoren von Niederösterreich und Steiermark und den Herren Universitätsprofessoren, sowie dem Vertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen, Herrn Hofrat Dr. Schipper, ferner noch den Gästen aus Ungarn und den lieben Kollegen aus Böhmen. Schließlich danke ich auch Herrn Regierungsrat Friedrich Slameczka, welcher wie bisher auch in diesem Jahre dem Mittelschultag die Räumlichkeiten seiner Anstalt und den Festsaal in der bereitwilligsten und liebevollsten Weise zur Verfügung gestellt hat. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Nun gestatten Sie mir auch, sehr verehrte Herren, in meinem Namen und im Namen meiner beiden Kollegen im Präsidium meinen wärmsten Dank für die herzlichen und ehrenvollen Worte auszusprechen, welche Herr Dir. Thumser an mich gerichtet hat, aber noch mehr für die äußerst taktvolle, ruhige und maßvolle Art, in welcher die Herren die hier in Frage gekommenen Gegenstände behandelt haben. (Bravo! Bravo!) Ich spreche Ihnen hiefür nochmals meinen wärmsten Dank aus und füge nur noch bei, daß es mich außerordentlich gefreut hat, am Schlusse meiner Amtstätigkeit so viele Kollegen aus allen Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie kennen zu lernen und mit ihnen einige Stunden verleben und arbeiten zu können zum Gedeihen der Mittelschule, speziell der deutsch-österreichischen Mittelschule. (Lebhafter Beifall und Bravorufen.)

Meine Herren! Wir haben, als wir am Montag diesen Sitzungssaal betraten und bevor wir unsere Verhandlungen begannen, eine Huldigung dargebracht Sr. Majestät, unserem allergnädigsten Kaiser und Herrn.

Ich glaube, es geziemt sich, daß wir diesen Saal nicht verlassen, ohne Sr. Majestät, unserem gnädigsten Kaiser und Herrn, dem mächtigen Förderer des Mittelschulwesens, auch wieder unsere Huldigung darzubringen und daher ersuche ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, schütze und erhalte unseren geliebten Kaiser Franz Josef I.! Kaiser Franz Josef I., er lebe hoch, hoch, hoch! (Die Versammlung erhebt sich und bringt ein begeistertes Hoch aus.)

Und hiemit schließe ich den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

(Schluß der Sitzung 1/2 1 Uhr.)

Nachmittags besuchten einige Teilnehmer die städtischen Gas- und Elektrizitätswerke, andere wieder Vorträge, die teils im Museum, teils in anderen Lokalitäten gehalten wurden, noch andere besahen sich die Merkwürdigkeiten der Residenzstadt, die sich von Jahr zu Jahr verjüngt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Verhandlungsgegenstände des VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultags, die gefaßten Beschlüsse, überhaupt den ganzen Verlauf desselben, so müssen wir

gestehen, daß er an Bedeutung alle früheren überragt. Er weist Erfolge auf für den Stand und für die Schule. Es war ein glücklicher Gedanke, mit dem Mittelschultage eine Ausstellung der Anschauungsmittel für den Unterricht zu verbinden. Der Vertreter eines einzelnen Faches hat bald Gelegenheit, solche Hilfsmittel für seinen Gegenstand zu sehen und zu überblicken. Aber eine Ausstellung, in der die Anschauungsmittel für alle Gebiete des Mittelschulwesens zu gleicher Zeit in solcher Vollkommenheit geboten werden, ist eine seltene Erscheinung. Und gerade darin liegt ihre große Bedeutung und Wichtigkeit, zumal für Anstalten, deren Organisation auf dem Grunde strengen Fachlehrersystems aufgebaut ist, wo nur das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte vollen Erfolg verbürgt, daß hier ein leichter Überblick des Ganzen ermöglicht war. Mit Freimut wurden die Wünsche der Mittelschullehrer zur allgemeinen Kenntnis gebracht und wir können hoffen, daß doch ein Teil der gemachten Vorschläge und Anregungen zur Durchführung gelange. Das gehobene Standesbewußtsein trägt zur Hebung des Standes am meisten bei. Und so können wir denn mit Befriedigung auf den VIII. deutsch-österreichischen Mittelschultag zurückblicken in dem Bewußtsein, für den Stand das Beste gewollt, für die Schule das Beste geleistet zu haben.

Wien.

Jos. Zycha.

Ansichtskarten und Schule.

Im letzten Jahrzehnt ist in den humoristischen Blättern neben den altbewährten stehenden Figuren eine neue aufgetaucht und hat sich rasch Geltung verschafft: der Ansichtskartenschreiber. Mit welchem köstlichen Witze werden diese oft behandelt, welche beißender Spott und Hohn wird oft über ihr Haupt gegossen! Und wie eifern sich auch ernste Männer gegen das Absenden von Ansichtskarten, wenn es sportmäßig betrieben wird! Mit Recht, wie ja jede Übertreibung eine Verurteilung verdient. Seitdem aber die vervollkommeneten Arten der Vielfältigung durch Licht- oder Farbendruck die Ansichtskarte zu einem kleinen Kunstwerke umgestaltet, seitdem ausgezeichnete Künstler, wie z. B. die Landschaftsmaler Compton, Diemer oder Platz, ihres Stift oder Pinsel auch dieser Art der Wiedergabe der Natur gewidmet haben, ist wohl mancher aus einem Saulus ein Paulus geworden und hat nicht zur Befriedigung augenblicklicher Lust und Laune, sondern aus innerem Begehren sich Ansichtskarten angeschafft und gesammelt. Es sei nur verwiesen auf die duftigen, in zartem Farbenschmelze hingehauchten Bildchen aus den Dolomiten oder auf die mit satten Farben hingezauberten Bilder von Hall, Bregenz und anderen Städten.

Auch ich gehöre zu den bekehrten Gegnern der Ansichtskarte. Als ich einstens wieder einmal in meinem Album blätterte, das durch Ferienreisen stets neuen Zuwachs erhält, kam mir der Gedanke, ob sich denn nicht auch dieser Industriezweig in den Dienst der Schule stellen ließe. Dieser Gedanke ließ mich nicht mehr los, sondern spann sich immer weiter aus und verdichtete sich zur Überzeugung, daß man mit der kleinen Ansichtskarte wirklich viel Gutes schaffen könne.

Der vornehmste Zweck, den die Ansichtskarte in der Schule, ob nun Volks- oder Mittelschule, erreichen soll und kann, ist der der Veranschaulichung. Die großen Wandtafeln wird der kleine Nebenbuhler wohl nicht verdrängen; das will er auch nicht. Aber so lange es nicht von allem, was sich veranschaulichen läßt, Wandtafeln gibt, so lange nicht jede Anstalt so reich mit Mitteln ausgestattet ist, daß sie sich diese auch wirklich anschaffen kann, so lange muß man auf einen Ersatz bedacht sein. Wie nun neben den großen Bildern und trotz dieser fast gleichzeitig die kleinen Bilder in den Schulbüchern erschienen (ich verweise auf die Wörterbücher zu den klassischen Schulautoren, auf die Ausgaben derselben, auf die Geschichtsbücher); eine Einführung, die so ziemlich allgemein Billigung fand, so kann auch die Ansichtskarte neben den Wandtafeln bestehen. Hat sie doch vor den Abbildungen in den Büchern den unschätzbaren Vorzug, daß sie farbig ist. Was will ein schwarzes Bild besagen neben der Farbenpracht, wie sie auf so vielen Karten erscheint! Ein schwarzes Bild ist tot; erst die Farbe belebt ein Bild; belebt es nicht nur, sondern vermittelt erst die richtige Kenntnis. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß die neuen naturgeschichtlichen Lehrbücher in Österreich mit farbigen Abbildungen versehen werden.

So glaube ich denn, daß sich die Ansichtskarte neben den anderen Anschauungsmitteln ihren Platz erobern und behaupten wird. Gar so verächtlich ist ja unser kleiner Freund, den wir für die Schule gewinnen wollen, durchaus nicht. Sein Wert wird deutlich, wenn man sich vergewärtigt, was durch Ansichtskarten veranschaulicht werden kann. Wir werden finden, daß fast in jedem Unterrichtsgegenstande die unscheinbare Karte sich verwerten läßt, ja daß sie manches verbildlicht, was wir sonst vergebens suchen. Gehen wir auf die einzelnen Fächer näher ein und beginnen wir mit der Religion. Es ist kein Städtlein zu klein, eine Ansichtskarte muß darin zu finden sein. Und was stellt sie dar? Neben der Gesamtansicht die wichtigsten oder stattlichsten Gebäude, vor allem also die Kirchen. Und nun gar die großen Städte, in denen weltberühmte Dome als Wahrzeichen hoch emporragen über das Gewirr der höchsten Häuser! Man wird sich also sehr leicht eine schöne Sammlung anschaffen können, die alle kirchlichen Baustile veranschaulicht. Den altchristlichen Basilikenstil wird uns, um nur einige Beispiele aus der Erinnerung anzuführen, die Kirche bei den Kaisermühlen in Wien vergewärtigen, die St. Bonifaziuskirche in München, S. Apollinare nuovo oder in classe in Ravenna, S. Paolo f. l. m. in Rom; den byzantinischen Stil weisen auf zu Venedig die Markuskirche, zu Ravenna das Baptisterium; romanisch sind zu Florenz das Baptisterium, die Kirche S. Mi-

niato, in München die Ludwigskirche; gotisch, von Wiener Kirchen abgesehen, in Florenz der Dom und Campanile, ebenso in Mailand; in Nürnberg die Lorenzkirche, in München die Frauenkirche, in Köln der Dom; die Renaissance ist vertreten in Venedig durch S. Giorgio Maggiore, in Florenz durch die Fürstenkapelle, in Rom durch die Peterskirche, in Salzburg durch den Dom, in Innsbruck durch die Hofkirche; der Barockstil in München durch die Theatiner-Hofkirche, in Dresden durch die katholische Hofkirche usw. Die Ansichtskarten bieten aber nicht bloß die Außenansichten der Kirchen, sondern auch das Innere, die Hauptaltäre, Kanzeln und sonstige Einzelheiten. Erinnern wir noch an die Wiedergabe der berühmtesten Bilder, die einen biblischen Stoff zum Vorwurf haben, die verschiedenen Madonnen usw., so haben wir in großen Umrissen gezeigt, was die Ansichtskarte zur Veranschaulichung auf dem Gebiete der Religion liefert.

Was kann erst die klassische Philologie für Ausbeute finden! Von äußersten Punkten, bis zu welchen die Römer ihren Fuß gesetzt haben, durch Österreich oder Frankreich, durch Italien und Sizilien nach Afrika oder über Griechenland nach Asien gibt es fast kein Städtchen mit Resten antiker Baukunst, die nicht im Bilde, sei es nur auf einer Ansichtskarte, festgehalten wären. Desgleichen flattern Wiedergaben von Werken der Plastik auf solchen Blättchen lustig durch alle Welt. Stoff in Hülle und Fülle zur Belebung des klassischen Unterrichtes, so daß ein Eingehen auf Beispiele wohl nicht notwendig ist.

Der Unterricht im Deutschen kann belebt werden durch Karten, welche Statuen oder Bildnisse von Dichtern, ihre Geburtshäuser und die Stätten ihrer Wirksamkeit bieten. Und so fanden wir denn auch in der Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen Ansichtskarten z. B. von Weimar, vom Grillparzerdenkmal in Wien und andere.

Für den Geschichtsunterricht lassen sich Karten verwerten, welche Denkmäler von Herrschern wiedergeben; für Kulturgeschichte Karten, mit denen man die Baustile veranschaulichen kann. Braucht es erst einen Hinweis auf die Bauten in Wien, München, Berlin, in denen der klassische Baustil wieder auflebte, auf das Parlamentsgebäude, den Thesentempel, die Glyptothek, das Siegistor, die Propyläen, das Brandenburger-Tor, das alte Museum? Romanische Profanbauten in vollkommener Stilleinheit finden sich z. B. in Venedig (Palazzo Farsetti, Fondaco dei Turchi); gotische Bauwerke in Venedig (Dogenpalast, Cà Doro), in Florenz (Loggia dei Lanzi), in München und Wien (Rathaus); die italienische Renaissance findet glänzende Vertreter in Venedig (die alten Prokurazien), in Florenz (Palazzo Vecchio, Strozzi, Pitti), in Rom (Palazzo di Venezia), in München (die alte Pinakothek, Kunstakademie), in Leipzig, Dresden, Berlin; deutsche Renaissancebauten in Nürnberg, Lindau, Bern, Basel, Zürich usw. Der Muster gibt es ja eine Unzahl. Ein Zweig der Kulturgeschichte läßt sich ohne Worte durch Ansichtskarten lehren, die Trachtenkunde, ein Gebiet, das wohl noch nie während des Unterrichtes Erwähnung fand. Südtiroler und Egerländer, Sieben-

bürger Sachsen und ungarische Pusztenbewohner, Ruthenen und Russen, Montenegriner, Serben, Türken — wer zählt die Völker? — sind mit den stattlichsten Personen in der heimischen Tracht auf dem Bilde festgehalten.

Von besonderem Nutzen sind aber Ansichtskarten für den geographischen Unterricht. Es gibt auf diesen nicht bloß Landkarten eines größeren oder kleineren Gebietes, sondern auch Eisenbahnnetze oder die schönsten Buntsichten, die uns eine Gebirgskette oder eine Berggruppe zeigen. Und wie groß ist die Zahl der Postkarten, die einen einzelnen Berg in seiner ganzen Größe oder Teile und vor allem die Gipfel derselben vor Augen führen! Den zuletzt erwähnten, den Gipfelkarten (z. B. Zugspitze, Großglockner, Ellmauer Haltpitze, Frau Hitt, Hochkönig, Ankogel, Sonnblick, Hochstadel usw.) wüßte ich kein anderes so handliches Anschauungsmittel zur Seite zu stellen; nur noch in alpinen Veröffentlichungen kommen solche Ansichten vor. Diesen Karten dürfte ein ganz besonderer Wert innewohnen, weil sie dem Schöler fast wie bei unmittelbarer Anschauung über Einzelheiten aufklären, auf die kein Lehrbuch und kein sonstiges Anschauungsmittel eingehen kann. Die Ausführung der Bilder ist meist von solcher Genauigkeit und Schärfe, daß man mit ihrer Hilfe den geologischen Aufbau der Gebirge darlegen kann.

Ungefähr ebenso reich ist das naturgeschichtliche Gebiet auf unseren Karten vertreten, wenigstens was die Tier- und Pflanzenkunde betrifft. Wie herrlich sind die Bilder mit den verschiedensten Garten-, Feld- und Wiesenblumen; wie prächtig besonders die Karten mit Alpenrosen, Edelweiß, Enzian und anderen Alpenblumen! Ein ziemlich vollständiges Herbarium von stets gleichbleibender Farbenfrische kann man sich geradezu anlegen, selbst eine artige Käfer- und Schmetterlingsammlung. Und wie neckisch sehen uns z. B. Katzen auf der Ansichtskarte entgegen oder wie possierlich Hunde; Tierbilder, wie sie reizender auch ein Specht oder Kröner nicht schaffen könnte.

Die Vertreter der Mathematik und Psychologie werden sich mit den Bildnissen berühmter Männer begnügen müssen.

Die Ansichtskarte veranschaulicht uns aber nicht bloß die verschiedensten Gegenstände, sie übt und schult wie jedes gute Bild das Auge im künstlerischen Sehen. Von gewöhnlicher Marktware kann man das allerdings nicht sagen, aber es gibt ja viele künstlerisch vollendete Karten. Es sind bei vielen Aufnahmen von Baulichkeiten und Landschaften mit sicherem Naturverständnis und einem gebildeten Auge die lohnendsten Standpunkte ausfindig gemacht worden, um das Bild nicht nur wirksam, sondern geradezu zu einem kleinen Kunstwerk zu gestalten. Welch prächtige Landschaftsbilder geben z. B. der Cimone della Pala vom Röllepasse aus, das Matterhorn mit dem Vispbache, das Well- und Wetterhorn von Rosenlauri aus, die Lütchine mit der Jungfrau! Die richtige Auswahl der Stelle, von wo aus eine Aufnahme zu machen ist, schafft oft bei einer ganz einförmigen Gegend oder einem unbedeutenden Orte ein ungemein ansprechendes Bild. Man vergleiche nur Kagran auf der Ansichtskarte mit der Wirklichkeit.

Freilich gilt das, was wir jetzt gesagt haben, nicht von der Ansichtskarte allein, ebensowenig wie das folgende Moment, die Hebung des Heimatgefühles. Da nämlich die verschiedensten Bilder aus den verschiedensten Ländern leicht in Fülle beschafft werden können, der Schüler also Gelegenheit hat, mit Hilfe der Ansichtskarte öfter als mit der anderer Anschauungsbefehle fremde Gegenden mit den heimischen zu vergleichen, wird in ihm die Überzeugung geweckt, daß auch sein Heimatland es an Schönheit mit der Fremde aufnehmen kann. Der Schüler wird deutlich sehen, daß mit den Bergen der Schweiz sich recht gut unsere Tiroler Alpen in eine Linie stellen lassen, daß z. B. der Ausblick vom Gornegrat oder vom Eggishorn den vom Kals-Matreiertörl oder vom Kitzsteinhorn nicht sonderlich in Schatten stellt; daß Tirol an seinen Dolomiten Felsgebilde besitzt wie kein anderes Land; er wird sehen, daß hinter dem viel gepriesenen und viel besungenen Rhein auch unsere grüne Donau nicht zurücksteht. Solche Vergleiche kann der Schüler nur anstellen, wenn ihm Vergleichsobjekte in entsprechender Zahl vorgeführt werden, wozu gerade die Postkarte gute Gelegenheit bietet.

Wie sollen nun diese Anschauungsmittel praktisch verwertet werden? Da alle Karten gleiche Größe haben und sich leicht handhaben lassen, kann man sie bequem in langen, schmalen Rahmen auf den Schulgängen in entsprechender Sehweite unterbringen, indem Zusammengehöriges gruppenweise vereint wird. Da kann uns denn der Naturhistoriker bald einen stattlichen Strauß von Feld-, Garten- oder Alpenblumen in den leuchtendsten Farben binden oder uns ungestraft unter Palmen wandeln lassen, bald wieder eine Menagerie von Haus- oder wilden Tieren vorführen; der Geograph kann uns ungefährdet die höchsten und steilsten Berge führerlos besteigen lassen; dem Philologen wird es keine Mühe machen, uns die graue Vorzeit im Bilde wieder erstehen, dem Historiker, uns die lebendige Gegenwart betrachten zu lassen.

Da eine Sammlung von Postkarten nicht eigene, selbständige Zwecke verfolgt, sondern nur unterstützend neben andere, bereits bestehende Sammlungen treten soll, braucht es zu ihrer Schaffung keiner besonderen Mittel; von den ohnehin kärglich bemessenen Summen, welche auf die an den Anstalten bestehenden Lehrmittelsammlungen entfallen, Geld für eine Kartensammlung auszugeben, wäre Verschwendung. Sie kann aber leicht durch freiwillige Beiträge seitens der Schüler zustande kommen. Ich denke mir, es wird jedem Schüler zum mindesten einen Spaß machen, von seinem Ferientaufenthalte, seinen Reisen oder seiner Heimat eine oder mehrere Ansichtskarten an die Anstalt zu senden. Einem Schüler fiel eine solche Ausgabe sicherlich nicht schwer, er dürfte sie wohl gerne auf sich nehmen; kann er doch damit zeigen, daß er der Anstalt, wo er seine moralische, geistige und zum Teil auch körperliche Ausbildung genießt, auch während der Ferien gedenkt. Wie sich sonst nur gute Freunde und Bekannte Ansichtskarten schreiben, so soll der Schüler seine Schule als seine beste Freundin betrachten und ihr Erinnerungskarten schicken, nur mit Datum und Unterschrift versehen. Es wäre damit eine Art familiären Bandes um Schule und Schüler geschlungen, gewiß zum Vorteile

beider. Oder sollte meine Ansicht zu sanguinisch sein? Ein Versuch würde lehren, ob diese Voraussetzung begründet ist oder nicht. Meines Erachtens wäre eher eine Überflutung mit Karten zu befürchten, so daß man einschränkend und hemmend wird eingreifen müssen, als ein gänzlichcs Versagen eines darauf bezüglichen Anrufes, in welchem man kurz Ziel und Zweck angeben und auf eine gute Wahl von Karten aufmerksam machen müßte.

Bewährt sich dieser Vorgang und läuft genug Material ein, so ist zur Verwaltung und Verwertung nicht ein besonderer Kustos notwendig; die Verwalter der schon bestehenden Sammlungen haben ohnedies genug zu tun; die einzelnen Karten brauchten auch gerade nicht mit besonderen Nummern in ein Inventar eingetragen oder mit besonderer Stampiglie versehen zu werden; der schwerfällige Apparat der Sammlungen könnte ruhig wegfallen; es genügte eine summarische Eintragung der Stückzahl der nach Fächern geordneten Karten. Wie wäre es nun, wenn man etwa Schüler der höheren Klassen mit dieser Art Ehrenamtes betraute, die Karten summarisch zu verzeichnen, sie in Wechselrahmen zu stecken, kurz wenn man die von Schülern stammenden Spenden auch von Schülern unter der Leitung und Anweisung der Verwalter der Lehrmittelsammlungen in Obhut nehmen ließe? Ich würde mir davon viel versprechen.

Das wäre nun eine Art, wie sich die Ansichtskarte und die Schule in Verbindung bringen ließen; aber es kann eine Anstalt nicht bloß Karten sammeln, sondern auch selbst ausgeben, einen Handel mit ihnen treiben zu einem wohlthätigen Zwecke, nämlich um die Mittel der Schülerlade zu verstärken. Das tun auch schon einige Anstalten, wie ich hoffen will, mit gutem Erfolge. Dieser Zweck läßt sich wieder auf mehrfache Art erreichen. So kann man Karten herstellen lassen mit der Ansicht des Schulgebäudes oder etwa des Festsales desselben, wie es z. B. solche vom Meidlinger Gymnasium gibt, oder man könnte von talentvollen Zeichnern der Anstalt Bilder aus dem Studienorte und dessen Umgebung anfertigen lassen, was die Kremser Landesoberrealschule tat. Diese Karten werden dann Papierhändlern oder anderen Geschäftsalenten gegen einen Anteil am Gewinne zum Verschleiß übergeben.

Das sind Gedanken, die mir in Mußestunden gekommen sind; ich wünsche nur, daß sie nicht müßig seien.

Wien.

H. Mužik.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluß der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von Regierungsrat Dr. Josef Diviš, k. k. Realschul-Direktor i. R. in Prag-Weinberge. XVI. Jahrgang 1903. Wien, Verlag von F. Tempsky 1903. 488 Ss. Preis geb. 8 K 50 h.

(Ein Beitrag zur Mittelschulstatistik.)

Willst du des Landes Flor und seine Würde mir zeigen,
Deut' auf Paläste nicht hin: fähr' in die Schulen mich ein!'

Das Jahrbuch ist und bleibt ein recht verlässlicher Wegweiser auf den weiten Gefilden des hochentwickelten höheren Schulwesens der diesseitigen Reichshälfte und bietet dem Statistiker ein schier unerschöpfliches Material für seine Tätigkeit.

Ich schlage vor, zu den bestehenden Rubriken für zwei weitere Raum zu schaffen, u. zw. für das k. k. österreichische archäologische Institut und für die wissenschaftlichen k. k. Prüfungskommissionen an den Universitäten Zisleithaniens.

Dem reichen Inhalte des Werkes entziehen wir folgendes: Im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht stehen — außer Sr. Exzellenz dem Herrn Minister — 126 Juristen und einige Philosophen in Verwendung, von welchen 28 im Besitze von Referaten sich befinden.

Die Anzahl der Mitglieder des Landesschulrates in den einzelnen Kronländern der diesseitigen Reichshälfte beziffert sich in nachstehender Weise: Niederösterreich 23, Oberösterreich 14, Salzburg 12 (darunter auch 1 Landesschulinspektor für Oberösterreich), Steiermark 14, Kärnten 12 (darunter auch 1 Landesschulinspektor für Steiermark), Krain 12, Küstenland 18, Tirol 20, Vorarlberg 13 (darunter auch 1 Landesschulinspektor für Tirol), Böhmen 36, Mähren 20, Schlesien 14, Galizien 21, Bukowina 13, Dalmatien 10.

Vertrauens- oder Fachmänner für das gewerbliche Unterrichtswesen bei den politischen Landesstellen gibt es nach dem 'Jahrbuch' 35 (davon Männer, die auch dem Landesschulrate angehören), 10 von diesen in Böhmen; ferner 56 Landesschulinspektoren (um 13 mehr als im J. 1890), 7 Fachinspektoren für den Zeichenunterricht, 377 Bezirksschulinspektoren (um 58 mehr als im Jahre 1890). Von diesen entfallen 79 auf Galizien, u. zw. 1 Bezirksschulinspektor der VII. Rangklasse, 12 der VIII., 50 der IX. und 16 provis. Bezirksschulinspektoren ebenfalls der IX. Rangklasse.

In 371 Städten der diesseitigen Reichshälfte werden 883 Anstalten erhalten, die dem höheren Unterrichte dienen.

Was die Frequenz der Hoch- und Mittelschulen sowie der übrigen Lehr- und Erziehungsanstalten anlangt, so bin ich in der Lage zu konstatieren, daß sich die angeführten Ziffern in vollkommener Übereinstimmung mit den amtlichen Angaben in dem vom k. k. Kultus- und Unterrichtsministerium herausgegebenen und daselbst redigierten „Verordnungsblatt“ befinden, soweit nach dieser Richtung eine Kontrolle möglich war.

Die acht Universitäten besuchen derzeit 20.035¹⁾ Studierende, dazu kommen noch 240 Hörer der kathol. theolog. Fakultäten in Olmütz und Salzburg, während an den technischen Hochschulen 6862 Studenten gezählt werden. Vorlesungen halten 50 ordentliche, 11 außerordentliche, 3 Honorarprofessoren, 9 Dozenten, 4 Adjunkten, 3 Supplenten und 1 Lektor der theolog. Fakultät; ferner 91 ordentl., 25 außerordentl., 8 Honorarprofessoren, 59 Dozenten, 1 Honorardozent und 4 Supplenten der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät; 99 ordentl. und 108 außerordentl.

¹⁾ Im Wintersemester 20.275.

Professoren, 204 Privat-Dozenten und 2 Supplenten der medizinischen, endlich 220 ordentl. und 79 außerordentl. Professoren, 163 Privat-Dozenten, 44 Lektoren und Lehrer der philosophischen Fakultät. An den beiden oben genannten Anstalten in Olmütz und Salzburg wirken 18 Lehrkräfte, an den technischen Hochschulen 143 ordentl., 35 außerordentl. Professoren nebst einer stattlichen Anzahl von Dozenten, Honorardozenten, Konstrukteuren, Supplenten und Assistenten. An der Hochschule für Bodenkultur in Wien sind 360 Studierende inskribiert; an dieser Anstalt stehen 17 ordentl., 1 außerordentl. Professor, 15 Honorar-Dozenten, 9 Dozenten, 2 Lehrer, 14 Assistenten und 1 Supplent in Verwendung.

Die k. und k. Konsularakademie in Wien zählt 33 Zöglinge, die dem k. k. Ackerbauministerium unterstehenden Bergakademien in Leoben und Příbram 398 Hörer, die tierärztliche Hochschule in Wien 254 Studierende, die theol. Lehranstalten in St. Pölten, Linz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Görz, Brixen, Trient, Budweis, Königgrätz, Leitmeritz, Brünn, Weidenau, Przemyśl (röm.-kathol.) und griech.-kathol.), Tarnów, Zara (röm.-kathol. und griech.-kathol.), Heiligenkreuz und in St. Florian 1365 Theologen.

An den 220 österreichischen Gymnasien und Realgymnasien studieren zur Zeit 75.768 Schüler, an den 115 Realschulen 89.923 Zöglinge, an den 32 Anstalten für die weibliche Jugend 4739 Schülerinnen. An diesen Mittelschulen erteilen gegenwärtig außer 335 Direktoren, 3737 wirkliche (und zwar 2553 Gymnasial- und 1184 Realschulprofessoren), 86 provisorische Lehrer, 803 ungeprüfte und 294 geprüfte Supplenten den Unterricht¹⁾. Groß ist die Zahl der Nebenlehrer für die unobligaten und die relativ-obligaten Fächer, stattlich auch die der definitiv angestellten Turnlehrer, von denen mehrere den Titel „Professor“ führen²⁾.

Aus dem Jahrbuch ersieht man nicht immer genau, welche Lehrer an den Gymnasien die philosophische Propädeutik vortragen, zumal dieser Gegenstand von mehreren, für dieses Fach nicht geprüften Kräften erteilt wird, auch könnten überall diejenigen Lehrer durch einen entsprechenden, in die Klammer zu verweisenden Buchstaben ausgeführt werden, die den Unterricht in der zweiten Landessprache erteilen, ohne dafür approbiert zu sein.

Nach dem Jahrbuch zählen wir im Schuljahre 1903 mindestens 800 Parallelen, 450 an Gymnasien und 350 an Realschulen. An zwei polnischen Gymnasien bestehen je 14 Parallelen, an einer polnischen Realschule (u. zw. in Lemberg) 19 Parallelklassen.

¹⁾ In den größeren Städten der Monarchie wie Wien, Prag, Brünn usw. sind etwa 12 evangelische und mosaische Religionslehrer zu wirklichen Lehrern ernannt worden.

²⁾ Das Turnen ist an mehreren Mittelschulen zum obligaten Gegenstand erhoben worden und wird mit großem Eifer betrieben; zu erwähnen ist auch hiebei, daß die Zahl der Mittelschullehrer, welche für das Turnen geprüft sind, in stetiger Zunahme begriffen ist. Besonderer Pflege erfreut sich ferner an den Gymnasien der moderne Sprachunterricht. An einigen dieser Anstalten ist das Französische und Englische als relativ-obligater Unterrichtsgegenstand eingeführt worden.

An den 47 Lehrer- und 18 Lehrerinnenbildungsanstalten obliegen ihren Studien 10.441 Kandidaten und Kandidatinnen, an den 20 Staatsgewerbeschulen 11.998, an den gewerblichen Zentralstellen 926, an den verschiedenen Fachschulen 1156 Schüler (in 7 Anstalten), an den Fachschulen für Spitzenarbeiten und Stickerei 749 in 11 Anstalten, an den 21 Handelsschulen, bezw. Handelsakademien 6307 Schüler, an den 22 zweiklassigen Handelsschulen 2990, an den 4 nautischen Schulen 238, an der k. k. Akademie der bildenden Künste 264 (13 Anstalten), an der Prager Kunstakademie 98, an der Kunstakademie in Krakau 88, an den Fachschulen für Metallindustrie 1009 Schüler in 10 Anstalten, an denen für keramische und Glasindustrie 1094 (6 Anstalten), für Holz- und Steinbearbeitung 3671 (29 Anstalten), für Weberei und Wirkerei 2703 (30 Anstalten).

An den allgemeinen Handwerkerschulen 2205 und an den kommunalen Anstalten dieser Kategorie 1446.

Zum Schlusse meiner Anzeige ersuche ich den Herausgeber von nachstehenden Corrigenda und Addenda Vermerk nehmen zu wollen: S. 32 ergänze bei Se. Exzellenz Unger Josef 57, das Jahr der Anstellung als Prof., ebenso ist das Anstellungsjahr bei Exz. Böhm-Bawerk nachzutragen, bei Mataja Viktor 92, bei Menger Anton ist es ebenfalls erreichbar zu machen. S. 56 fehlt das Geburtsjahr bei Knapp Ludwig, S. 57 bei Schubert Friedr. Reg.-Rat die Jahreszahl nach D. 14. Nov. S. 66 lies Drtina Franz ao. Prof., S. 68 ergänze bei Exz. Madeyaki-Poray das Geburtsjahr 41. S. 95 steht ein störender Druckfehler (an der tierärztlichen Hochschule in Lemberg 3 Hörer, darunter 5 ao.!!). S. 114 fehlt das Anstellungsjahr bei Prof. Pauker Wolfgang. S. 146 lies bei Nostitz-Rieneck E. Graf Slabec statt Slabce; S. 147 streiche Töpfer Karl, ergänze auf derselben Seite bei k. k. St.-Gymn. in Aussig: 189 Schüler; S. 164 lies Raimund Walter VII. Rgl., dagegen Josef Wiethe VIII. Rgl. S. 116 ergänze VIII. Rgl. bei Rudolf Entlicher, ebenso S. 189 bei Bill Hermann; S. 176 liest man an einer böhm. Anstalt: 606 Schüler mit nur einer Parallele (?); S. 241 lies Scheiter statt eiter, ebenso S. 306 Waldner statt aldner; S. 215 streiche Klar Maximilian (vgl. S. 217); S. 293 lies zuerst Direktor, dann Professoren (LBA. in Innsbruck); Anton Reichl, Prof. am St.-Gymn. in Teplitz-Schönau, ist am 7. Juli 1894, nicht 1891 angestellt worden, endlich streiche S. 485 Wischolid 24, 265 und lies im Register J a w a n s k e statt J e w a n s k e.

Die äußere Ausstattung des Werkes läßt keinen Wunsch aufkommen, der Preis des Jahrbuches scheint mir aber kein mäßiger zu sein.

Arnau.

Dr. H. Löwner.

Vierte Abtheilung.

Miszellen.

Mathematische Aphorismen.

I.

1. Ein Lehrsatz. Die Differenz der Quadrate zweier beliebiger Trigonalzahlen ist gleich der Summe der Kuben aus der Differenz aller zwischen ihnen liegenden Gliedern dieser Reihe. Behauptung. — Es sei die Reihe der sogenannten Dreieckzahlen:

$$1, 3, 6, 10, 15, 21, 28, 36, 45, 55, 66, \dots \left(\frac{n+1}{2} \right),$$

so ist: $28^2 - 21^2 = 7^3$

$$55^2 - 28^2 = 8^3 + 9^3 + 10^3$$

$$66^2 - 6^2 = 4^3 + 5^3 + 6^3 + 7^3 + 8^3 + 9^3 + 10^3 + 11^3 \text{ u. s. f.}$$

Beweis. Um diesen Satz zu beweisen, nehmen wir zwei ganze Zahlen x und y überhaupt an, ohne Rücksichtnahme, ob dieselben in die Trigonalreihe gehören oder nicht und lösen die unbestimmte Gleichung

$$x^2 - y^2 = (x - y)^2, \text{ wo } x > y \dots \dots \dots 1)$$

zunächst auf.

Diese Gleichung führt sofort auf die Gleichung

$$x + y = (x - y)^2 \dots \dots \dots 2)$$

Setzt man $x + y = u$, $x - y = v$, woraus

$$x = \frac{u+v}{2} \text{ und } y = \frac{u-v}{2} \dots \dots \dots 3)$$

und 2)

$$u = v^2 \dots \dots \dots 4)$$

folgt. Substituiert $u = v^2$ in 3), gibt für

$$x = \frac{v^2 + v}{2} = \frac{(v+1)v}{2} = \left(\frac{v+1}{2} \right) \dots \dots \dots 5)$$

$$y = \frac{v^2 - v}{2} = \frac{v(v-1)}{2} = \left(\frac{v}{2} \right) \dots \dots \dots 6),$$

welche Formeln das allgemeine Glied der Trigonalreihe ausdrücken.

Es sind somit x und y zwei aufeinander folgende Glieder der Trigonalreihe, für welche die Relation

$$x^2 - y^2 = (x - y)^2$$

richtig ist. Sollten x und y zwei entfernt liegende Glieder dieser Reihe sein, so ist einleuchtend, daß

$$y_1^2 - y^2 = (y_1 - y)^2, \quad y_2^2 - y_1^2 = (y_2 - y_1)^2$$

u. s. f. bis zuletzt $x^2 - y_n^2 = (x - y_n)^2$, also $x^2 - y^2$ gleich der Summe der dritten Potenzen aus den Differenzen aller Glieder zwischen x und y , w. z. b. w.

2. Bequeme und schnelle Potenzierung der Zahlen, welche mit 5 anfangen oder mit 5 enden mit zwei (Quadrierung).

Bei zweisiffigen Zahlen ist der Vorteil dieser Methode am größten.

a) Es sei

$$(50 + a)^2 = (25 + a) \times 100 + a^2 \dots\dots\dots 1,$$

d. h. fängt eine Zahl mit 5 an, so wird sie quadriert, indem man zu $5^2 = 25$ die Ziffer der Einheiten addiert und zu dieser Summe das Quadrat der Einheiten unmittelbar zuschreibt. Da $50^2 = 2500$, d. h. viersiffig ist, so ist $(50 + a)^2$ stets viersiffig. Sollte daher a^2 einziffig sein, muß die fehlende Stelle (der Zehner) mit Null besetzt werden. Z. B. $58^2 = 5^2 + 8 = 28 + 08^2 = 9$ also 2809 , $58^2 = 25 + 8 = 33$ und $8^2 = 64$, daher $58^2 = 3364$, $59^2 = 3481$, mit Worten: 59^2 ist 25 und 9 gibt 34 und $9 \times 9 = 81$, dazu (wie oben) 52^2 , d. h. 25 und $2 \times 2 = 2704$ u. s. f.

b) Es sei die Zahl von der Form

$$(10a + 5)^2 = a(a + 1) \times 100 + 25 \dots\dots\dots 2.$$

d. h. eine zweistellige Zahl, welche am Ende 5 hat, wird quadriert, indem man ihre erste Ziffer mit der um 1 vermehrten Zahl multipliziert und zu dem Produkte 25 zuschreibt, z. B.

$$35^2 = 1225$$

$$45^2 = 2025 \quad (4 \times 5 = 20 \text{ und } 5^2 = 25)$$

$$55^2 = 3025$$

oder nach der ersten Regel: $5 \times 5 = 25 + 5 = 3025$ (weil 55 mit 5 anfängt und mit 5 endet).

$$75^2 = 5625, \quad 85^2 = 7225$$

$$95^2 = 9025, \quad 105^2 = 11025 \text{ u. s. f.}$$

Anmerkung. Diese beiden Regeln gelten, wie leicht einzusehen, auch für dreisiffige Zahlen, indem man die Hunderter mit den Zehnern als eine Zahl auffassen kann, jedoch ist der Vorteil in diesem Falle fast wertlos. Aber für zweisiffige Zahlen verdienen sie gemerkt zu werden.

II. Zur Volumberechnung einiger Pyramidalstutze.

(Fortsetzung von S. 283, Heft III.)

Sind die Grundflächen der abgestutzten Pyramide regelmäßige Vielecke von n Seiten (N -Ecke), bezeichnet man ihre Seiten mit a und a_1 , die Halbmesser der ihnen eingeschriebenen Kreise mit r und r_1 . In diesem Falle ist auch

$$a : a_1 = r : r_1.$$

Die Basis $B = \frac{n \cdot a \cdot r}{2}$

„ „ $b = \frac{n \cdot a_1 \cdot r_1}{2}$ und

$$\sqrt{Bb} = \frac{n \cdot a \cdot r_1}{2} = \frac{n \cdot a_1 \cdot r}{2}, \text{ daher}$$

$$V = (a r + a_1 r_1 + a r_1) \frac{n h}{6} \dots\dots\dots 1.$$

Eliminiert man, unter Zuhilfenahme goniometrischer Funktionen r und r_1 , indem $r = \frac{a}{2} \cotg \frac{180^\circ}{n}$ und $r_1 = \frac{a_1}{2} \cotg \frac{180^\circ}{n}$, so geht 1) nach einfacher Reduktion in folgende über:

$$V = (a^2 + a_1^2 + a a_1) \frac{\pi h}{12} \cotg \frac{180^\circ}{n} \dots\dots\dots 2)$$

Für einzelne Fälle reduziert sich 2) in einfachere Formeln.

Zum Beispiele: Für $n = 3, 4, 5, 6$ usw.

$$n = 3 \text{ wird } V_3 = (a^2 + a_1^2 + a a_1) \frac{h}{12} \sqrt{3} \dots\dots\dots 3)$$

$$n = 4 \text{ wird } V_4 = (a^2 + a_1^2 + a a_1) \frac{h}{8} \dots\dots\dots 4)$$

$$n = 6 \text{ wird } V_6 = (a^2 + a_1^2 + a a_1) \frac{h}{2} \sqrt{3} \dots\dots 5) \text{ usw.}$$

Anmerkung. Die Formel 5) erhält man aus 3) durch Multiplikation mit 6 zur Probe der Richtigkeit beider; indem ein Pyramidalstutz mit sechseckigen, regelmäßigen Grundflächen sich, wie leicht begreiflich, aus 6 solchen, mit regelmäßigen Dreiecken zu Grundflächen und mit gleicher Höhe = h zusammensetzen läßt.

III. Volumberechnung eines Kegelstutzes.

Für einen abgestutzten Kegel (Fig. 1) verwandelt sich die bekannte Volum-Formel

$$K = (R^2 + r^2 + Rr) \frac{\pi h}{3} \dots\dots\dots 6)$$

in eine neue, bisher unbekannte (?) Form, über welche ich folgendes mitteile.

Der Rauminhalt des Kegelstutzes gleicht dem Inhalte eines Cylinders mit dem Halbmesser \sqrt{Rr} (der mittleren geometrischen Proportionale der Halbmesser beider Grundflächen) und gleicher Höhe, plus dem dreieckigen Pyramidalausschnitt $mopn$. Also ist

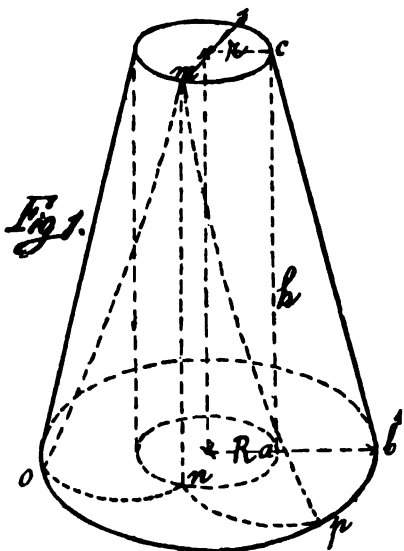
$$K = Rr\pi h + (R - r) 2\pi \frac{(R - r)}{2} \frac{h}{3} 7),$$

welche Formel, gehörig reduziert, auf 6) zurückführend die Richtigkeit der Behauptung bestätigt.

Über den Pyramidalausschnitt $mopn$ bemerke ich folgendes:

a) Entstehung. Denkt man sich die Peripherie des

oberen Kreises bei m zerschnitten und längs des Kegelmantels stets parallel zur Basis nach unten verschoben, so beschreiben ihre bei n angechnittenen Enden zwei kongruente Raumkurven mo und mp (s. Fig. 1). Ihre Projektionen auf die untere Basis sind on und pn und die Pyramide $mopn$ hat die Höhe h des Stutzes.



b) Volumberechnung. Der Inhalt ist gleich der Grundfläche multipliziert mit dem dritten Teile der Höhe. Die Grundfläche wird wie ein Δ berechnet. Der Bogen $o p = 2 R \pi - 2 r \pi = (R - r) \cdot 2 \pi$, die Dreieckshöhe $= (R - r)$; also sein Inhalt:

$$\Delta = \frac{(R - r)^2}{2} \times 2 \pi = (R^2 + r^2 - 2 R r) \pi,$$

die Pyramide

$$J = (R^2 + r^2 - 2 R r) \frac{\pi h}{3}$$

und der Kegeltutz

$$K = B r \pi h + (R^2 + r^2 - 2 R r) \frac{\pi h}{3}$$

$$K = (R^2 + r^2 + R r) \frac{\pi h}{3}.$$

Prag-Smichow.

Prof. Fr. Hromádka

Literarische Miszellen.

Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Von Dr. Albert Müller, geh. Regierungsrat. Hannover und Berlin 1908 (Verlag von C. Meyer). 28 SS. 8°. Preis 75 Pf.

Der Verf. gibt eine kurze Darstellung der durch Nerva und Traian eingeführten und mit etlichen Unterbrechungen bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts bestandenen Alimentationsstiftungen, durch welche den einzelnen Munisipien — für die ärmere römische Jugend war durch die hauptstädtische Frumentation gesorgt — die Zinsen von kaiserlichen, auf Grundbesitz zu etwa 5% ausgeliehenen Kapitalien zu dem Zweck überwiesen wurden, bedürftigen Eltern Beihilfen zur Erziehung ihrer Kinder zu gewähren (S. 6 ff.). Namentlich werden die Art der Kapitalentlehnung (S. 9 ff.), die Höhe der gewährten Unterstützungen (S. 12), die Verwaltung der Stiftungen durch die Gemeinden (S. 16 f.), die Revision der Alimentarkassen durch Kuratoren der großen Staatschausseen (S. 17 ff.), die nicht seltenen privaten Alimentationsstiftungen sowohl in italischen Städten als auch in entlegenen Provinzen (S. 21 ff.) dargelegt, endlich das in der kaiserlichen Alimentation liegende sozialpolitische Motiv hervorgehoben, die Vermehrung der Bevölkerung und die Hebung der Wehrkraft zu fördern (S. 24 ff.). — Die übliche Annahme, daß für die Jahre 180—217 die Verwaltung der Alimentationen in Rom unter einem konsularischen Präfekten konzentriert worden sei, lehnt der Verf. ohne Angabe der Gründe ab (S. 19).

Die aus einem Vortrage hervorgegangene Abhandlung wird in ihren Grundzügen den gebildeten Leser ansprechen, weil er in dem geschilderten Institute gleich wie in den in später Kaiserzeit unter dem Einflusse des Christentums entstandenen Orphanotrophieen und Brephtrophieen (S. 28) eine Parallele mit den gegenwärtig durch Staat, Kommune und Humanitätsvereine für Kinder der ärmeren Volkklasse getroffenen Einrichtungen suchen wird. Zudem ist dieses Institut trotz seiner Bedeutung weit weniger bekannt als etwa die Getreideverteilungen an die in Rom ansässigen Bürger. In der wissenschaftlichen Forschung ist das Thema allerdings nicht neu, wie ein Blick in die Literaturnachweise in Iw. Müllers Handb. d. klass. Altertumswissenschaft (Bd. IV² 2, S. 115) zeigt. Doch sind manche Vorarbeiten schon älteren Datums und

infolge der Fortschritte auf dem Gebiete der Altertumskunde nicht immer auf der gewünschten Höhe. Für einzelne Punkte der Abhandlung kommen nämlich weniger die Angaben griechischer und römischer Schriftsteller als vielmehr inschriftliches Material aus dem C. I. L., die *tabulae aedim. Baebianae*, Münzen und Aufschriften auf Denkmälern in Betracht. Die sorgfältige Heranziehung dieses von neueren Forschern teilweise wenigstens behandelten Quellenmaterials gibt der Abhandlung das Gepräge der Neuheit.

Wien.

Franz Kunz.

Prof. Dr. H. Borks **Mathematische Hauptsätze**. 1. Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. 2. Ausgabe für Gymnasien. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. Max Bath. I. Teil. Leipzig, Verlag der Dürschchen Buchhandlung 1903.

Beide Lehrbücher, die sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß das erstere, für die Realanstalten bestimmte auch noch die Anfänge der ebenen Trigonometrie und die Stereometrie bringt, enthalten in knapper, doch das Verständnis durchaus nicht beeinträchtigender Form den arithmetischen und geometrischen Lehrstoff, soweit derselbe den Preussischen Lehrplänen von 1901 gemäß für die Unterstufe bis zur Untersekunda einschließlich vorgeschrieben ist. Sehr anzuerkennen ist die große Mühe, welche der Herausgeber in dem Abschnitte über die Konstruktion ebener Figuren aufgewendet hat. Hier wird selbst der erfahrene Lehrer manches finden, was er mit Erfolg im Unterrichte verwenden kann.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Populärwissenschaftliche Vorlesungen. Von Dr. E. Mach, emer. Professor an der Universität Wien. 8. vermehrte und durchgesehene Auflage. Mit 60 Abbildungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1903. Preis geb. 6 Mk. 80 Pf.

In der neuen Auflage der bekannten populärwissenschaftlichen Vorlesungen von Mach sind einige neue Abhandlungen aufgenommen worden, und zwar: „Über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie“, „Bemerkungen über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie“, „Über Erscheinungen an fliegenden Projektilen“, „Über Orientierungsempfindungen“. Außerdem sind in die vorliegende Auflage einige Anmerkungen, welche mit Klammern und mit der Jahressahl versehen wurden, zur Erläuterung und Ergänzung des ursprünglichen Textes aufgenommen worden.

Wie schon seinerzeit in diesen Blättern anerkennend hervorgehoben wurde, haben die populärwissenschaftlichen Vorlesungen von Mach einen bedeutenden Wert vom Standpunkte der Erkenntnistheorie. Mit Recht, meint Prof. Mach, kann durch geeignete Wahl des Gegenstandes populärer Vorlesungen die Romantik und Poesie der Forschung fühlbar gemacht werden, wenn das Anziehende und Spannende eines Problems dargelegt und gezeigt wird, „wie durch das von einer unscheinbaren Aufklärung ausstrahlende Licht zuweilen weite Gebiete von Tatsachen erleuchtet werden“. Weiters stimmen wir dem trefflichen Verf. der vorliegenden Schrift vollkommen bei, wenn er die Behauptung aufstellt, daß durch den Nachweis der Gleichartigkeit des alltäglichen und des wissenschaft-

lichen Denkens solche Vorlesungen populärwissenschaftlicher Art günstig wirken können.

Von den in der neuen Auflage aufgenommenen neuen Abhandlungen dient die erste, die über die wissenschaftlichen Anwendungen der Photographie und Stereoskopie handelt, zur Erläuterung der schon früher abgedruckten Abhandlung: „Wozu hat der Mensch zwei Augen?“ Der Aufsatz: „Bemerkungen über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie“ enthält kurze Anregungen über das Prinzip der „Zeitverkleinerung in der Photographie“, wie dasselbe tatsächlich schon praktisch bei dem Versuche, das Wachstum einer Pflanze auf diese Weise darzustellen, vom Sohne des Autors Med. Dr. Ludwig Mach in Anwendung gebracht worden ist.

Der dritte der neu aufgenommenen Aufsätze „Über Erscheinungen an fliegenden Projektilen“ ist dem Vortrage entnommen, den der Verf. im Jahre 1897 im Wiener Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gehalten hat. Die in dieser Abhandlung berührten Fragen und Versuche sind von so eminenter Bedeutung, daß der Abdruck derselben in der Serie der populärwissenschaftlichen Vorlesungen freudig begrüßt werden muß. — In dem Aufsätze über Orientierungsempfindungen wird die physikalische Seite der Vorgänge dargelegt, mit welchen unsere Bewegungsempfindungen oder — allgemeiner gesprochen — unsere Orientierungsempfindungen zusammenhängen. Auch diese Erläuterungen bieten sehr viel des Interessanten und Bemerkenswerten.

Physikalisches Spielbuch für die Jugend. Zugleich eine leichtfällige Anleitung zu selbständigem Experimentieren und frühlichem Nachdenken. Von Dr. B. Donath. Mit 156 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1902.

Das vorliegende Buch bildet eine Neubearbeitung der „Physikalischen Kunststücke“ von Zimmermann. In diesem erscheint die Pestalozzische Lehrmethode auf das Gebiet der Physik übertragen. Es muß allerdings betont werden, daß in Anbetracht des Umstandes, daß die Physik seit dem Erscheinen des Buches von Zimmermann einen geradezu enormen Aufschwung genommen hat, von dem Zimmermannsches Buche nicht wesentlich mehr übrig blieb, als die diesem Buche zugrunde liegende Idee, unter der Form leichter Beschäftigung und amüsanten Spieles zu unterhalten und zu belehren.

Wie der Verf. hervorhebt, wurde der Stoff in formaler Beziehung nicht unwesentlich erweitert auf Kosten jener Versuche, die sich nicht über den Wert einer gewöhnlichen Spielerei erheben und jener, welche nicht so sehr die Geschicklichkeit und Ausdauer des Experimentators in Anspruch nehmen als dessen Geldbeutel.

Wir finden in dem Buche in dem Abschnitte „Die Werkstatt“ zuerst allgemeine Winke und Weisungen über die verschiedenen manuellen Arbeiten, welche der junge Experimentator auszuführen hat, dann Versuche aus dem Gebiete der Mechanik, der Schallehre, der Wärmelehre, der Lehre vom Lichte und der Elektrizität, endlich auch einige Experimente, die sich auf Chemie beziehen.

Es kann in einem kurzen Referate auf den reichen Inhalt des Buches nicht eingegangen werden, nur soviel sei gesagt, daß den einzelnen angegebenen Versuchen die Erklärung der in diesen auftretenden Naturerscheinungen beigelegt wurde und daß das vorliegende Buch hinreichend Material für die beliebten und mit Recht jetzt eifriger gepflegten „physikalischen Denkaufgaben“, die den physikalischen Unterricht zu beleben geeignet erscheinen, bietet und auch aus diesem Grunde dem

Lehrer willkommen sein wird. Dem Buche sind viele Illustrationen beigegeben, durch welche die bei der Verfertigung der einzelnen Vorrichtungen erforderliche Anschaulichkeit jedenfalls gefördert wird.

Wir empfehlen das Buch aufs beste den beteiligten Kreisen, aber auch den Lehrern der Physik.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. E. Witlaczil, Naturgeschichte in Lebensbildern. Einteilige Ausgabe für Bürgerschulen. Mit 320 größtenteils nach Originalzeichnungen angefertigten Holzschnitten. Wien, Verlag von Alfred Hölder 1902. Preis geb. 3 K.

Einem vielseitig geäußerten Wunsche der Lehrerschaft entsprechend, hat der Verf. die vorliegende einteilige Ausgabe statt der früheren dreiteiligen trotz vielfacher Bedenken, die er selbst dagegen äußerte, erscheinen lassen. Das Buch ist gegen das dreiteilige bedeutend gekürzt; es entfielen die Abschnitte über die Rassen und den Lebenslauf des Menschen, in der Zoologie und Botanik die Kapitel über den inneren Bau und die inneren Lebensverrichtungen der einschlägigen Naturkörper, in der Mineralogie die Erdgeschichte. Eine weitere Verminderung des Lehrstoffes erzielte der Verf. dadurch, daß er die einzelnen Schilderungen kürzte; doch ist diese Verminderung keine bedeutende, was sich aus dem Charakter des Buches erklärt, das, auf biologischer Basis fußend, Liebe und Verständnis für die Natur erwecken und zur Selbstbeobachtung anregen soll.

Der Lehrstoff der einzelnen Stufen ist durch die römischen Zahlen I, II, III bezeichnet, die den Schilderungen vorausgesetzt sind. In der Zoologie ist die systematische Reihenfolge beibehalten, da der Verf. von der Anschauung ausgeht, daß der Fachlehrer hier ebenso leicht wie in der Botanik die Reihenfolge der Naturkörper nach methodischen Grundsätzen sich ändern kann. Die Schilderungen sind meist gut und recht anregend, die Holzschnitte ziemlich gelungen. Stellenweise finden sich wohl ungenaue und überflüssige Ausführungen. So ist es nicht richtig, wenn gesagt wird, daß der Staat besondere Gestüte unterhält, weil die Pferde noch heute für den Krieg unentbehrlich sind. Überflüssig ist es zu erwähnen, daß alte Eichen gewöhnlich einzelne dürre Äste haben. Unklar sind Sätze wie: „Die Äste sind dick, meist gebogen und knorrig und die Krone ist weit ausgebreitet. Daher gilt die Eiche als Sinnbild der Stärke“. Eine große Anzahl von Pflanzen (Petersilie, Eiche, Weide, Rotbuche, Roggen, Löwenzahn, Fichte, Föhre, Astmoos, Herrenpilz) sind wohl mit Unrecht dem Lehrstoffe der I. Stufe zugeteilt, da es doch erwiesen ist, daß die Botanik den Schülern wegen der großen Verschiedenheit im Bau der einzelnen Pflanzen ungemein mehr Schwierigkeiten bereitet als die Zoologie.

Im mineralogischen Teile will es dem Ref. nicht ganz zweckmäßig erscheinen, daß der Aragonit als eine ganz merkwürdige Abart des Kalkspats behandelt wird. Das Buch schließt mit der Lehre vom menschlichen Körper; im Anschlusse an dieselbe spricht der Verf. über die Pflege der einzelnen Organe, über die wichtigsten Gesundheitsregeln und über die erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen.

Dr. Witlaczils Naturgeschichte gehört zu den besseren Lehrbüchern und kann daher für den Unterricht in der Bürgerschule bestens empfohlen werden.

Wilhelm Simon, Die Knospen der bekanntesten deutschen Laubholzäume und Sträucher. Mit 38 Abbildungen nach der Natur. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1902. 31 SS.

Das kleine Buch soll dem jungen Forstmann beim Bestimmen der Laubhölzer im unbelaubten, winterlichen Zustande eine Hilfe gewähren. Von einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes kann, da nur die bekanntesten Laubhölzer unserer Wälder aufgenommen sind, keine Rede sein. Nicht aufgenommen sind zunächst solche Laubhölzer, die ohne besondere Berücksichtigung der Knospen an anderen hervorstechenden Merkmalen zu erkennen sind. Die dem Texte beigelegten Abbildungen sind recht instruktiv. Das Büchlein ist empfehlenswert.

Wien.

H. Vietorl.

Rudolf Schläpfer, Naturwissenschaftliches Repetitorium, umfassend Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Privatstudium. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Davos, Hugo Richter Verlagsbuchhandlung 1903. 8°. 268 SS. und Register.

Das Buch, welches dem Ref. in 1. Auflage nicht bekannt ist, dürfte seinem Zwecke vollkommen entsprechen. Man findet nämlich alles Wissenswerte aus den angegebenen Gebieten in wirklich recht praktischer Weise darin zusammengestellt. Sofort aber muß bemerkt werden, daß die organische Chemie bedauerlicherweise fehlt, was um so mehr auffällt, als ja dieselbe, in ähnlich knapper Weise behandelt wie die anorganische, dem Buche noch immer keinen allzu großen Umfang gegeben hätte.

Im einzelnen wäre folgendes zu bemerken: Becht zu loben ist die Einführung, daß in der Zoologie, teilweise auch in der Botanik und Mineralogie immer typische Formen eingehend behandelt, verwandte daran angeschlossen, bezw. kurz aufgezählt werden. Vermißt wird die Angabe, daß die Gallenblase allen Hirschen fehlt, während dieselbe abweichende Eigentümlichkeit beim Pferde im Buche angeführt erscheint. Ein unangenehmer Druckfehler ist auf S. 188 stehen geblieben, wo es heißt, daß von Kapitän Ross der magnetische Südpol auf Boothia-Felix entdeckt wurde. Auch sonst sind einzelne Unrichtigkeiten hie und da zu bemerken wie beispielsweise die Angabe, daß Magnesium-Oxyd nicht auf Lackmuspapier reagiert. Das praktisch angelegte Register läßt einige wichtige Namen wie z. B. Flossenfüßler, Aigen u. a. vermissen.

Bei einer etwaigen dritten Auflage des brauchbaren Werkchens werden sich diese kleinen Mängel leicht beheben und der naheliegende Wunsch nach Aufnahme der organischen Chemie in den Rahmen des Buches gleichfalls erfüllen lassen.

Krems.

Franz Müller.

Programmenschau.

38. Teuber, Prof. P. Valentin, Die Entwicklung der Weihnachtsspiele seit den ältesten Zeiten bis zum XVI. Jahrhundert. Progr. des Komm.-Obergymn. zu Komotau 1898 u. 1899, 29 u. 19 SS.

Wir haben hier eine Arbeit vor uns, die über die ältesten Weihnachtsspiele, ein noch dunkles literarisches Gebiet, Licht verbreiten will. Dies ist umso schwieriger, als eine große Zahl von Überlieferungen aus allen christlichen Ländern, aber fast keine Einzeluntersuchungen vorliegen.

Der Verf. kennzeichnet zunächst den großartigen Einfluß, welchen die heil. Schrift auf das gesamte Geistesleben im allgemeinen und die deutsche Literatur im besondern ausgeübt hat, und faßt diesen Einfluß dann in Rücksicht auf das geistliche Drama folgendermaßen zusammen: den Stoff zum geistlichen Drama habe die heil. Schrift geboten, die eigentliche Geburtstätte seiner dramatischen Ausgestaltung sei aber der kirchliche Ritus gewesen, der in seinem sprachlichen Teile ebenfalls auf der heil. Schrift ruhe. Der Nachweis für diese Behauptung soll gewissermaßen die grundlegende Voraussetzung für die folgende Entwicklungsgeschichte der ältesten Weihnachtsspiele bilden.

Wie die Anfänge des deutschen Dramas in heidnischgermanischen Riten (nach Prof. Lambel), so wurde das geistliche Drama im christlichen Ritus und zwar auch der ältesten Zeit. Materiell macht die Beweisführung hierfür große Schwierigkeiten, weil die wirklichen Überlieferungen bei weitem nicht in die ältesten Zeiten zurückreichen. Das Alter ist aber im Grunde für die Sache selbst nicht so wichtig und es liegt gar nichts daran, ob nun das dramatische Leben in den kirchlichen Riten ein paar Jahrhunderte früher oder später angefangen hat.

Ausgangs- und Mittelpunkt des christlichen Ritus war von Anfang an das Meßopfer, das im wesentlichen immer gleichgebliebene Meßrituale, das Christi Leben von der Menschwerdung bis zur Himmelfahrt versinnbildet. Der Verf. sucht aus Zeugnissen vom Märtyrer Justinus im 2. Jahrhundert bis herab zum Antiphonar aus Tour im 11. Jahrh. den Leser zu überzeugen, daß sich aus den ersten Wechselbeziehungen zwischen dem lebendigen Priester, den niedrigen Klerikern und dem Volke allmählich eine dramatische Handlung entwickelt habe. War anfänglich der kirchliche Ritus dem Volke klar und lebendig, so mußte später bei der zunehmenden Entfremdung die Kirche dem Volke in einer mehr sinnlichen (dramatischen) Weise die heil. Handlung näher rücken. Das Leben Jesu wurde in den Rahmen des Kirchenjahres zusammengedrängt. Die Auferstehungsfeier wurde der erste Glanzpunkt dieses Kirchenjahres und damit auch des dramatischen Lebens (Osterspiele). Damit ist der Verf. auch bei der Weihnachtsfeier und den daraus erwachsenden Weihnachtsspielen angelangt.

Der Weihnachtsritus der Kirche wurde auch die Grundlage für die lateinischen Weihnachtsspiele. Das Weihnachtsfest wurde mit dem Dreikönigsfeste verbunden und soll sich bald nach der kirchlichen Osterfeier entwickelt haben. Dem steht nun freilich entgegen, daß erst im 9. Jahrh. handschriftliche Beweise auftauchen und auch die Rekonstruktionen des Verf.s vermögen die gähnende Leere von acht Jahrhunderten nicht überzeugend auszufüllen. Wenn Papst Julius I. um die Mitte des 4. Jahrh.s in alten Reichsarchiven nachschlagen ließ, um endlich den Tag der Geburt Christi festzustellen, so scheint das keine bloße Formsache gewesen zu sein. Als Hauptmomente traten natürlich zuerst Tod und Auferstehung in den Vordergrund, über die noch im 4. Jahrh. unbestimmte Geburtszeit mochte man ursprünglich gar nicht tiefer nachgedacht haben, wie auch Joseph und Maria erst später hervortreten. Wenn also die

Geburt des Herrn im Anfange auch in der Kirche durch eine Messe um Mitternacht, durch Gesang u. dgl. gefeiert worden ist, so schließt das gar nicht aus, daß die Ansätze rituell-dramatischer (!) Art doch erst in den gallischen Ordinarien (Cabilonense, Bajonense) zu suchen sind. Denn daß gerade in Frankreich sich der Weihnachtaritus zuerst dramatisch entwickelt hat — ein Mädchen stellte in der *ecclesia Biscuntina* bereits die Maria vor — spricht eher für die notwendig gewordene sinnliche Richtung und Darstellung beim gallischen Volke, als für ein höheres Alter solcher Bräuche in der Kirche. Daran ändert auch die Schweigsamkeit der kirchlichen Synodalbeschlüsse nicht viel. Wenn dann der Verf. weiter an der Hand der gallischen Riten stufenweise den Weihnachtaritus verfolgt und daraus den Ursprung und die Entwicklung der ältesten Weihnachtsspiele zu erweisen versucht, so folgen wir ihm gern und anerkennen den wissenschaftlichen Wert seiner Untersuchung.

In der *ecclesia Biscuntina* erteilte nämlich ein entsprechend gekleidetes Mädchen (Maria) dem Priester (Engel Gabriel) auf die Worte des Engels jene Antworten, welche Maria dem Engel gab, *ad plebis instructionem*. Hier zeigt sich in der kirchlichen Weihnachtsfeier bereits dramatische Handlung mit dramatischem Dialog, und das bezeichnet der Verf. mit Recht als 1. Stufe, die reine Weihnachtsszene.

Nach dem Ordinarium der *ecclesia Argentina* kommt durch die Homilien (*pastores loquebantur*) zur früheren Szene noch die Hirtenzene als 2. Stufe hinzu. In dem Ordinarium *Rotomagense* treten bereits auch die drei Könige (*Magi venerunt*) auf und begeben sich zur Krippe hinter dem Altare. Dies ist die 3. Stufe mit der Dreikönigszene. Weniger deutlich zeigt sich zuerst die Entwicklung bei der folgenden Herodesszene und der des bethlehemitischen Kindermordes (*Innocentiumspiele*), welche dann die 4. und 5. Stufe geben. Bei diesen fünf Entwicklungsstufen war überall der kirchliche Weihnachtaritus maßgebend. Hier handelt es sich noch durchwegs um rituelle Darstellungen in der Kirche selbst und in der latein. Kirchensprache; in zwei Fällen traten allerdings schon deutlicher Spiele hervor, ein Weihnachts- und ein Dreikönigs spiel.

Diese Weihnachts- und Dreikönigsfeiern erfreuten sich aber zunächst in Frankreich einer allgemeinen Verbreitung, wie Martene de antiquis ecclesiae ritibus bezeugt. Wie mag es nun mit diesen rituellen Feiern im Anfange der Bekehrung Deutschlands, also im 8. und 9. Jahrhundert, in Deutschland selbst ausgesehen haben? Der Verf. läßt nun in Anbetracht der sonstigen Einheitlichkeit und Gleichartigkeit römischer Riten dieselben Verhältnisse gleich auch für Deutschland gelten und gewinnt auf diese Weise zugleich ein höheres Alter für unsere ältesten lateinischen Weihnachtsspiele. Ob das richtig ist, muß sich noch aus Einzeluntersuchungen, besonders philologischer Art, ergeben. Auffällig ist die Übereinstimmung der *Hss.* aus Nevers und des Freisinger Spieles mit den Ordinarien von Ruen und Limoges. Der Verf. hält es nach diesem Entwicklungsgange für unmöglich, daß das Freisinger Spiel (9. Jahrh.) vor den Neverschen (11. und 12. Jahrh.) anzusetzen sei. Im Freisinger wie im altspanischen Dreikönigsspiel treten gegen die kirchlichen Offizien bereits neue Handlungen und Motive hervor, die eine Ausbeute der heil. Schrift verraten. Das Spiel von Orleans (noch vor dem 12. Jahrh.) lehnt sich auch an kirchliche Hymnen an und wurde schon außer der Kirche von Klosterschülern aufgeführt. Im *Ordo Rachelis* (*Hs.* des 11. Jahrh.) treten Maria und Josef zum erstenmale aktiv auf und wird die 6. Stufe, die Flucht nach Ägypten, erreicht; zugleich ist hier die 5. Stufe, Mord der unschuldigen Kinder, besser entwickelt. Einen anderen Charakter hat das Benediktbeurer Weihnachtsspiel (13. Jahrh.). Die ursprüngliche rituelle Grundlage ist hier kaum mehr zu erkennen, dagegen geht hier eine Prophetenszene, d. i. die 7. Stufe, voran, dann ist die

Heimsuchung Mariens eingeschoben, der Aufenthalt in Ägypten wird ausgemalt, astronomische Betrachtungen, Teufelsszenen, historische und allegorische Figuren, endlich der Antichrist verraten die mystischen Anschauungen des 13. Jahrh.s und statt der früheren Volksdichtungen haben wir hier bereits eine Kunstdichtung für ein gebildetes Publikum.

Auf Grundlage der lateinischen entwickelten sich dann vom 14. Jahrh. an die deutschen Weihnachtsspiele, u. zw. schließt sich die deutsche St. Galler Hs. unmittelbar an das Benediktbeurer Weihnachtsspiel an und weiter auch ein mitteldeutisches und das von A. Pichler veröffentlichte Tiroler Weihnachtsspiel. Diese drei deutschen Spiele knüpfen an das Benediktbeurer an, ohne daß große Erweiterungen dazugekommen wären; nur im St. Galler ist als 8. Stufe die Rückkehr der heil. Familie aus Ägypten nach Nazareth besonders zu erwähnen.

Ebenso zeigt das hessische Weihnachtsspiel (15. Jahrh.) Anschluß an den alten kirchlichen Ritus mit Hervorkehrung volkstümlich komischer und satirischer Elemente, während im Erlauer Dreikönigsspiel (15. Jahrh.) die ernste, erbauliche Richtung vertreten ist.

Der Verf. scheidet am Schlusse die Weihnachtsspiele vom 16. Jahrh. an in drei Gruppen: in Weihnachtsspiele im engeren Sinne, in Dreikönigsspiele und in Herodesspiele. Diese Übersicht schließt nun eine Fülle von Spielen in sich, die nicht nur in Deutschland, sondern in allen christlichen Ländern eine vielfache Gestaltung und weite Verbreitung bis auf unsere Tage gefunden haben. Alle diese Spiele harren noch einer genaueren wissenschaftlichen Untersuchung im einzelnen¹⁾ und der Bestimmung ihrer besonderen Eigenschaften, ihrer Zugehörigkeit und gegenseitigen Abhängigkeit, wozu nun des Verf.s Untersuchung nach dem Ursprung und der ersten Entwicklung der Weihnachtsspiele einen sehr schätzbaren und dankenswerten Anfang bildet.

Wenn auch künftige Einzeluntersuchungen da und dort an den Ergebnissen etwas ändern sollten, so werden sich die Aufstellungen des Verf.s im allgemeinen als haltbar erweisen, weil er die Weihnachtsspiele organisch aus dem kirchlichen Ritus als ihrer natürlichen Grundlage herausentwickelt hat. Für einen der kirchlichen Literatur und Ausdrucksweise Unkundigen ist die Abhandlung manchmal schwer verständlich und es wäre in Anbetracht des volkstümlichen Stoffes wünschenswert, wenn der Verf. rituelle Ausdrücke oft besser erklärt und Zeitbestimmungen genauer angegeben hätte. Druckfehler weist die Programmarbeit, wie es bei solchen Drucken gewöhnlich geht, nicht wenige auf. So bemerke ich: I. S. 6, Anm. 9 sagen statt sangen, S. 20, Z. 16 diciplin st. disciplin S. 21, Z. 6 hebdamades st. hebdomades, S. 21, Z. 38 Ceroferrariis st. ferariis, S. 29, Z. 7 cernites st. cernite, S. 29, Z. 23—24 lies omnia, sitis, S. 30, Z. 3 instar st. instar; II. S. 3, Z. 8 berteis st. bereits, S. 5, Z. 5 Simoges st. Limoges, S. 5, Z. 13 Freis st. Freis., S. 8, Z. 4 in st. im, S. 16, Z. 15 Jhdtr. st. Jhdrts, S. 17, Z. 36 Worte st. Worten, S. 19, Z. 14 u. öfter satyrisch st. satirisch, S. 20, Z. 8 v. u. komische st. komisch, S. 21, Z. 4 Jhdrts. st. Jhdrt., S. 21, Z. 22 kam st. kaum, S. 22, Z. 2 den st. dem, S. 22, Z. 22 6. st. 7.

Für die Literatur der geistlichen Volksschauspiele bedeutet die Arbeit zweifellos einen wissenschaftlichen Fortschritt und Gewinn.

¹⁾ Eine schätzbare Einzeluntersuchung dieser Art hat inzwischen Prof. R. Jordan in den Programmen des Krumauer Gymnasiums von 1902 und 1908 gebracht.

39. Binn M., Die geographische Lage, die geologischen und klimatischen Verhältnisse von Böhm.-Leipa. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Böhm.-Leipa 1902. 30 SS.

Der Verf. hat sorgfältig zusammengestellt, was sich über die drei genannten geographischen Elemente in der Literatur vorfindet. Er bespricht die allgemein geographischen Verhältnisse des Polkengebietes und schildert sodann auf historischer Grundlage Verkehrswege, Entstehung und räumliche Entwicklung des Gemeindegewesens. Der zweite Teil der Arbeit ist der Zusammensetzung des Bodens und geomorphologischen Erörterungen gewidmet. Der dritte befaßt sich in vergleichender Weise mit dem Klima der Gegend, für dessen Beurteilung Beobachtungen einer 40jährigen Periode vorliegen. Der Aufsatz ist auch dazu bestimmt, den Schülern der oberen Klassen Nachträge zu jenen Angaben zu bieten, welche ihnen der Verf. (vgl. diese Zeitschr. 1902, S. 461—464) als Ergänzung des Lehrbuches bereits auf der Unterstufe gab. Er soll nicht bloß den naturgeschichtlichen Unterricht der Quinta ergänzen, sondern auch für die Vaterlandskunde der VIII. Klasse vorbereiten. Müssen wir zwar mit Rücksicht auf diesen Zweck manche Ausführung als zu weit gehend erklären, wie beispielsweise die Einteilung des Turon und Senon, oder manchen Vergleich als zu weit hergeholt oder nicht gerade treffend bezeichnen, wie den Vergleich des Reliefs des Kummurgebirges mit den Wadis der arabischen Wüste und gleichzeitig mit einem vielverzweigten Fjord, so zeigt doch gerade die vorliegende Abhandlung, welch reiches Feld sich dem Geographielehrer gerade auf dem Gebiete der Heimatkunde eröffnet und wie er durch seine Studien nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der Schule reichen Nutzen zu spenden vermag. — Hoffentlich bietet Binns Arbeit Anregung zu so manchen anderen Programmaufsätzen, die ähnliche Stoffe zum Gegenstande haben.

40. Franz A., Die Sudeten, Bau und Gliederung des Gebirges. II. Teil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Leipnik 1902. 26 SS.

Der zweite Teil behandelt zunächst den südwestlichen Zug der Westsudeten, das Adler- und Habelschwerdter-Gebirge, sowie die böhmisch-schlesische Kreidemulde und ihre Randgebirge, ferner das Riesens- und das Isergebirge. Bei Besprechung der Vergletscherung des Riesengebirges, die übrigens eine ausführlichere Darstellung verlangt hätte, vermißt man die Berücksichtigung des Aufsatzes, den Partsch über den Ausflug des XIII. Deutschen Geographentages zu den Glazialablagerungen dieses Gebirges in der Schlesischen Zeitung veröffentlichte.

41. Jahn A., Westarabien. Eine geographische Skizze nach den Berichten der Reisenden, (I. Teil.) Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1902. 46 SS.

Die Arbeit wird durch einen großen Transkriptionsapparat und eine Reihe arabischer Bezeichnungen eingeleitet. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis gibt Aufschluß über die vom Verf. benutzten Quellen. Der erste Teil des Aufsatzes behandelt Umfang, Namen und Geschichte der westarabischen Landschaften. Der zweite Teil ist rein geographischer Darstellung gewidmet. Fällt es bereits auf, daß innerhalb derselben zuerst das Klima, dann die Oberflächenbeschaffenheit und hierauf der geologische Bau und die Fauna in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, so läßt auch der Inhalt des Gebotenen vielfach Ordnung und vor allem jegliche Verarbeitung und Zusammenfassung des Stoffes vermissen.

Was der Verf. bietet, sind lose aneinander gereimte Auszüge aus der besten Literatur. Sie enthalten Material zu einer geographischen Skizze Westarabiens, sind aber keineswegs eine solche selbst.

Wien.

J. Müllner.

42. Schönberger Fr., Aufgaben über die Grundlehren der Astronomie. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn für das Schuljahr 1901/2. 25 SS.

Der reiche Inhalt dieser Aufgabensammlung, welche so recht aus der Schultätigkeit des Verf. hervorgegangen ist und zur Einübung des Lehrstoffes in häuslichen Übungen wie zur Wiederholung desselben dienen soll, verbreitet sich über alle Kapitel der Astronomie, soweit sie in der VI. und VII. Klasse einer Realschule oder der VII. und VIII. eines Gymnasiums Unterrichtsgegenstand sind. Er behandelt die Orientierung am Himmel durch Horizontal- und Äquatoreal-Koordinaten als Anwendung der sphärischen Trigonometrie, die Größe und Achsendrehung der Erde, die scheinbare Bewegung der Sonne und damit im Zusammenhange die Ekliptikal-Koordinaten, Zeit und Zeitrechnung, die Entfernung der Sonne und der Sterne und den Begriff der Parallaxe, die Bewegung der Planeten, die Keplerschen Gesetze und das Newtonsche Gesetz, den Mond, die Kometen und Fixsterne, die Präzession und als Schluß die Dämmerungserscheinungen. Viele der Aufgaben sind direkt der Geschichte der Astronomie entnommen, wie Nr. 161: Erdmessung durch Eratosthenes; Nr. 293: die Dichotomie des Mondes nach Aristarch; Nr. 294: Bestimmung der Sonnenparallaxe nach Hipparch; Nr. 390: Erklärung des Saros; Nr. 400: Bestimmung der Schiefe der Ekliptik durch Pytheas in Massilia — andere sind mehr von lokalem, andere wieder von wissenschaftlichem Interesse; alle aber geben Zeugnis von der pädagogischen Tüchtigkeit des Verfassers.

Ref. spricht hiemit die Überzeugung aus, daß diese Sammlung bald vielen Kollegen ein angenehmes und auch unentbehrliches Hilfsbuch werden dürfte.

43. Kiebel A., Ein Jahr astronomischen Unterrichtes im Freien. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Mies, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1901/2. 8 SS.

Den Unterricht in der Astronomie, soweit als möglich, aus dem Schulzimmer ins Freie zu verlegen oder ihn mindestens durch einen solchen Vorgang zu ergänzen, ist ein Bestreben, welches nur Anerkennung verdient. In dieser Hinsicht sind Lehrer und Schüler einer Landstadt gegenüber jenen einer Großstadt, wo dieses Bestreben wohl auch vorhanden sein dürfte, aber seine Durchführung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, im Vorteil.

Verf. beschreibt im vorliegenden Programme einen solchen Unterricht im Freien. Die Beobachtungen erstreckten sich dabei hauptsächlich auf den Mond, den Jupiter und die wechselnde Stellung seiner Monde ihm gegenüber, den Saturn und seinen Ring, die Venus und ihre Phasen, den Fixsternhimmel und das Zodiakallicht. Seine Schilderungen geben Zeugnis von der Begeisterung, mit der er sich seiner Aufgabe unterzog und die er gewiß auch seinen Schülern einflößte.

Karolinenthal.

Dr. Oppenheim.

44. Hromada A., Die Krankheiten des Willens. I. Psychologie des Willens. Progr. des Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Graben 1902. 25 SS.

Der Verf., der als Mediziner und Philosoph wie kein zweiter berufen und befähigt ist, das schwierige Thema, die Pathologie des Willens, zu behandeln, gibt zunächst eine Einleitung, einen vorbereitenden Teil: 'Psychologie und Physiologie des Willens', wovon in dem vorliegenden Programme bloß die Psychologie des Willens erörtert ist.

Ausgehend von der Ansicht, daß, wie zum Verständnis der Krankheitserscheinungen die Kenntnis der Vorgänge im gesunden Körper unumgänglich notwendig ist, auch zur richtigen Auffassung der krankhaften Willenserscheinungen die Kenntnis der gesunden Äußerungen des Willens vorausgesetzt werden müsse, gibt der Verf. eine elementare psychologische Analyse des Bewußtseinsinhaltes des Willens, soweit sie für das gewählte Thema erforderlich ist; andere mit dem Willensproblem zusammenhängende Fragen, wie Zweck und Motivation des Willens, Willensfreiheit, sittliche Freiheit, Zurechnungsfähigkeit, werden, weil sie kein Gegenstand der elementaren Analyse sind, nicht berücksichtigt.

Der vorliegende Teil der Arbeit enthält zwar nichts, was inhaltlich dem Psychologen unbekannt wäre; aber der anmutige Plauderton und die mit trefflichen Beispielen und Vergleichen gewürzte Darstellung fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schlusse und läßt es bedauern, das Thema, dessen Fortsetzung unsere wissenschaftliche Neugierde zu erregen geeignet ist, nicht weiter verfolgen zu können.

Die neue Orthographie ist nicht überall und nicht völlig konsequent durchgeführt.

Wien.

Joh. Schmidt

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Reiseeindrücke und Kulturbilder aus Makedonien und Altserbien.

Verwaltung.

Die schweren Verluste, welche das ottomanische Sultanat im XVIII. und XIX. Jahrhundert erlitt, wurden am meisten durch die Unordnung in der Verwaltung verursacht. Dasselbe müssen wir leider auch heute konstatieren. Aber die Grundsätze, durch welche sich die Regierung dem Worte nach führen läßt, stehen durchaus in keinem Widerspruche mit dem modernen europäischen Fortschritte. Das Fendalsystem ist schon längst abgeschafft worden. Nur in einigen Gegenden, namentlich an der albanesischen Grenze und im Osten sind manche Spuren von ihm übrig geblieben.

Makedonien umfaßt das Vilajet Salonich, Monastir (bulg. Bitolja), Üsküb (bulg. Skopia, serb. Skoplje) samt dem Sandschakat desselben Namens, Priserend, den Bezirk Kalkandelen und das Prischtinische Vilajet Preschowo. Die Serben behaupten, daß Üsküb, Preschowo und Kalkandelen zu Alt-Serbien zu rechnen sind.

Unter Vilajet versteht man ein Gebiet von der Größe eines kleineren österreichischen Kronlandes; ein Sandschak entspricht unserem ehemaligen Kreise und Kaasa einem Bezirke.

Der Vilajets-Bat — Idare Medschlisse — besteht außer einem Bischofe (Erzbischof, Metropolit), dem Richter (Kadi) und anderen Beamten noch aus zwei Mohammedanern und zwei Christen. Das Zehent wird dem Aschar Odassi unter dem Vorsitze des Mudir überlassen. Die Bodensteuern sind dem Tapu-Odassi vorbehalten. Die mohammedanischen Kirchengüter (Wakufs) werden vom Wakuf-Mudir verwaltet. Die Steuern (Tachsil) sammelt der Steuereinnnehmer — Tachsildar — ein, dem zahlreiche Hilfsorgane zur Verfügung stehen. Im Rechnungs-Departement ist eine Abteilung — Chawale — für Staatsschulden errichtet, an welche auswärtige Unternehmer und Gläubiger gewiesen werden.

Ebenso hat die Tabakregie eine Menge von Beamten und Dienern zur Verfügung. Im Gemeinderate (Beledie) sehen wir außer dem Vorsitzenden — Reis — noch drei Mohammedaner und Christen als Vertreter der Bevölkerung, so daß dem Anscheine nach die Gleichberechtigung beider Religionen gewahrt wird. Außerdem gehören dem Rate auch höhere Beamten (Memuris) an. Der Kommission für die Volksbildung (Moarif-Kommission) sind nicht nur die mohammedanischen Schulen unterstellt, sie führt auch die Oberaufsicht über die Unterrichtsanstalten der christlichen Gemeinden. Die Kommission setzt sich aus Türken (Mohammedanern, also auch Pomaken, mohammedanischen Bulgaren, Arnauten, Serben und Aromunen) zusammen. Das notwendige Geld bringt man durch Zuschläge zum Zehente auf. Trotzdem also die gesamte Bevölkerung dazu beitragen muß, werden bloß die Lehrer der osmanischen Sprache an den christlichen und jüdischen Anstalten aus dem Fonde der Moarif-Kommission bezahlt, während der andere Aufwand für den Unterricht von den nicht-mohammedanischen Gemeinden aufgebracht werden muß. Sie bezahlen also nicht nur die Erziehung ihrer eigenen Kinder, sondern auch jene der Mohammedaner.

Die landwirtschaftliche Kassa (Menafi Sunduk) hat eine gemischte Verwaltung, aber sie unterstützt durch Vorschüsse beinahe nur die mächtigen Begs, während die christlichen Bauern rücksichtslos abgewiesen werden, wenn sie um eine Anleihe einreichen.

5. Postwesen.

Die Beschwerden über das Post- und Telegraphenwesen sind allgemein bekannt. In Serres und Drama konnte man (Mai 1902) sogar auf der Hauptpost keine Briefmarken für das Ausland erhalten. Daß die Briefe und Sendungen oft verloren gehen, ist nichts Neues. In Üsküb war ein Briefträger angestellt, der gar nicht lesen konnte.

Gericht.

Beim Gerichte unterscheidet man drei Instanzen. In der Kassa (Bezirk) wurde ein Bedajet (Bidajet) errichtet. Der Präsident (Hakim) soll ein geprüfter Jurist sein, aber in Ermangelung eines solchen werden kleinere Prozesse dem Kadi oder Naib (vom Volke gewählten Richtern) überlassen. Die Geschworenen (Asis) brauchen keine Juristen zu sein.

Die zweite Instanz in jedem Sandschakat oder Vilajet heißt Istinaf. Außer dem Präsidenten und Vizepräsidenten finden wir einen Prokurator — Müdei Umumi. Geschworene sind zwei Türken und zwei Christen. Das Kriminalgericht — Dschessa hat über schwerere Vergehen zu entscheiden.

In allen Prozessen spielen die Buschwets (Bestechungen) die Hauptrolle. Im J. 1902 wurde beinahe der ganze Lehrkörper des

bulgarischen Pädagogiums in Seres verhaftet und nur durch ansehnliche Bestechungen gelang es den Angeklagten, in einigen Tagen wieder die Freiheit zu gewinnen.

Die Friedensgerichte (Mechkemei Sulchie) haben sich in den Dörfern erhalten. Sie können nur über kleinere Sachen und Beträge entscheiden und dürfen nur geringe Strafgeelder einheben oder Kerker bis zu 24 Stunden verhängen. Der Staatsvertreter im Dorfe ist der Mughtar, der zwar über große Vollmacht verfügt, wenn er diese aber überschreitet, zur Verantwortung gezogen werden kann. Besonders ist ihm verboten, Frohndienst (Angaria) von den Dorfbewohnern zu fordern. In den entlegenen Gegenden geschieht es aber doch, wenn auch in beschränktem Maße und unter verschiedenen Vorwänden.

Steuern.

Die Steuern werden größtenteils in Naturalien abgeführt. Nur in der Salonikischen Kaasa wurde der Versuch gemacht, anstatt des Getreides auch Geld zu fordern, wie es im übrigen Europa üblich ist. In früheren Zeiten wurde die christliche Bevölkerung durch Aratsch, Vergija und Beglig geplagt. Freilich gewannen dabei die Steuerpächter (Spahis) am meisten und brachten durch ihre Willkür die unterdrückte Raja oft zur Verzweiflung.

Die jetzt eingeführten Hauptsteuern sind: 1. Jemljak — Bodensteuer. Sie beträgt bei kleineren Gütern 6%, bei größeren 8% des nominellen Wertes. 2. Nisamie (Wehrsteuer), welche die Nichtmohammedaner mit 60 Piastern per Kopf bis zum 60. Lebensjahre zu zahlen haben. 3. Tidscharet (Einkommensteuer). Sie wird vom Vilajetsrat (Medschlis) den einzelnen Kaasen und in diesen wieder den Ortschaften und Stadtvierteln (Mahalen) verhältnismäßig vorgeschrieben.

Wenn ein Mann fünf Knaben hat, muß er für sie jährlich 300 Piaster bezahlen. Dazu kommen noch Tidscharet im Ausmaße von 25—75 Piaster, weiter Jemljak und andere Abgaben, so daß er mit Lasten überbürdet ist. Die türkischen Beamten erleichtern ihren Glaubensgenossen die Staatspflichten. Nur so ist es möglich, daß ein Beg, dem zwei Dörfer mit 150 Häusern gehören, 200 Piaster Tidscharet abführt, während ein armer Bauer, dessen Besitz aus zehn Dünüm (Joch) Feldern und einem Paar Ochsen besteht, mit 250 Piastern besteuert ist.

Für Errichtung und Erhaltung der mohammedanischen Schulen wird ein Zuschlag von zwei Para auf einen Piaster (Moarif Parassi) (1 $\frac{1}{2}$ auf 20 $\frac{1}{2}$) eingehoben. Das Zehent wurde auf 11 $\frac{1}{2}$ % der gesamten Ernte erhöht. Die Garben werden nicht gezählt, sondern abgeschätzt, was wieder zu verschiedenen Willkürlichkeiten Anlaß bietet. Der Landmann darf keine Garbe in die Scheune bringen, bevor der Tachsildar nicht befriedigt ist. Regnet es, so geht manchmal durch den Anschub des Zehents die Ernte zugrunde.

Ebenso hat die Tabakregie eine Menge Dienern zur Verfügung. Im Gemeinderate dem Vorsitzenden — Reis — noch drei als Vertreter der Bevölkerung, so Gleichberechtigung beider Religionen gehören dem Rate auch höhere Kommission für die Volksbildung die mohammedanischen Schulen Oberaufsicht über die Unterrichts- Die Kommission setzt sich Pomaken, mohammedanische Aromunen) zusammen. Jede bezahlte Rate Das eingelaufene Geld Lande 15 Tage, in der Staat Zuschläge zum Zehent. Wenn er mehr als 1500 dazu beitragen muß, ist verpflichtet, binnen 24 Stunden Sprache an den Mochtar aufzuführen. Der Mochtar legt zwei Tosters Fonde der Moarif- Kommenen Beträge an. für den Unterricht in der Religion werden in zehn Raten gezahlt, während aufgebracht werden drei vorgeschriebenen Terminen abzuführen ist. ihrer eigenen Raten Juni, Juli und August, wenn der Bauer für Die Raten das Geld bekommen hat.

Die Veräußerung des unbeweglichen Eigentums zur Einbringung nur die landlichen Steuern darf nur auf Befehl des Bezirkssteuersichtsausschusses vorgenommen werden. Das Ackerbau- oder Handwerker- die Saat und ein Ochsengespann (Tschiff) läßt das Gericht Schuldner zurück. Es ist den Tachsildarn (Steuereintreibern) verboten, die Bevölkerung wegen Steuerrückständen zu belästigen. Außerdem ist es ihnen nicht erlaubt, von den Besitzern der Pächtern eine Bewirtung anzunehmen. Auch das Füttern der Pferde sollen sie immer bezahlen. In entlegenen Gegenden aber vergessen die Tachsildars regelmäßig ihre Rechnung zu ordnen. Sie handeln nach dem Muster ihrer Vorgänger, der Spanier.

Überhaupt kommen diese humanen Vorschriften selten zur Anwendung, sie stehen, um den Schein der Gerechtigkeit zu erwecken, bloß auf dem Papier. Zum Mochtar kann ein Mann von tadellosem Vorleben ernannt werden, der die Volkssprache in Wort und Schrift beherrscht. Wir dürfen nicht verschweigen, daß man auf dem Gebiete der Ehrlichkeit sehr nachsichtig ist.

Landwirtschaft.

Die landwirtschaftlichen Verhältnisse Makedoniens sind äußerst günstig. Es gedeihen nicht nur alle unsere Zerealien, sondern auch Reis, Baumwolle, Olivenbäume, Sesam und andere südliche Gewächse. Makedonien kann nie in der internationalen Konkurrenz Österreich-Ungarn einen Schaden verursachen, dagegen könnte bei ruhiger Entwicklung der inneren Zustände dieses Land für unsere Monarchie das werden, was heute schon Turkestan für Rußland ist.

dem Reiche die meisten Industriepflanzen, be-
sonn, Tabak und Südfrüchte liefern könnte.
des Bodens bleibt aus verschiedenen
Schach Üsküb und Monastir liegt guter
besitzer, namentlich die reichen
nen. Die bulgarischen Bauern
dem Strugaischen Felde,
von den Arnauten weg-
in noch größerem Maße in
göl und Kukulsch nördlich von
ihre Weiber sich nicht aus den
da ihnen Gewalt angetan wird.

sen oft den Wert des Düngers nicht zu
vor, daß mit ihm die Unebenheiten auf den
en werden. Moderne wirtschaftliche Geräte gelten
spärliche Ausnahmen als Luxussache. Es fehlt den
an Geld als an Unternehmungsggeist, denn sie besuchen
mäßig oft benachbarte Länder, wo ihnen Gelegenheit
ist, neue Erfindungen kennen zu lernen. Alle einheimischen
schaftlichen Gerätschaften zeichnen sich durch ihren primitiven
Charakter aus. Das Getreide wird von den Pferden oder Ochsen
ausgetreten. Zu demselben Zwecke benützt man auch dicke Bretter
in der Form eines Schlittens, in deren Unterseite scharfe Steine
befestigt sind. Das Werkzeug heißt Dikanja.

Tabak pflanzt man am meisten in den Bezirken Drama,
Kawala, Dschumaa und Sari-Schaban. Auch im Sandschak Üsküb
sichert die Nikotinpflanze dem Landmanne gute Einkünfte.

Die beste Baumwolle reift auf den Feldern bei Sichna, Serres,
Drama und Awret Hissar. In ersterem Bezirke allein widmet man
dem Anbau der Pflanze 4000 Dünüm Fläche. Auf dieser erntet
man 50 Oka Spinnmaterial im durchschnittlichen Werte von fünf
Piastern. Fast der gesamte Ertrag geht ins Ausland. Die Spinne-
reien in Salonich und die Webereien in Dichowo bei Monastir
benötigen nur bescheidene Vorräte. Im Salonichischen Vilajet wird
die Baumwollpflanze auf einer Fläche von 80.000 ha angebaut.
Der Gesamtertrag könnte noch erhöht werden, wenn der Pflanze
in ihrem Verbreitungsgebiete die größtmögliche Fläche vorbehalten
würde, wie es im russischen Fergana in Zentral-Asien der Fall
ist. Das Getreide kann sehr leicht aus den Nachbargebieten ein-
geführt werden.

Sesam (*Sesamum orientale*) ist in der Nähe von Kukulsch
und Serres verbreitet.

Reisfelder sieht man bei Drama, Jenidsche-Wardar, am mitt-
leren Strumitza-Flusse bei Petritsch und bei Kotschani. Aber
nirgends gewinnt man so viel Reis, daß er in beträchtlicher Menge
zur Ausfuhr gelangen könnte.

Vorbilder aus Makedonien usw. Von Em. Faust. 867
in Serres verhäufelt und nur durch
es den Angehörigen, in einigen
innen
Sachle) haben sich in den
tere Sachen und Berge
oder eichenen der
vertraten in Dorfe
1871, wenn er
1872

Trotzdem Thrakien und Makedonien zu den Ländern gehören, in denen schon seit den ältesten Zeiten Weinbau betrieben wird, so kann sich dennoch das einheimische Getränk weder mit dem italienischen noch mit dem französischen messen. Im Monastirischen Vilajet nehmen die Weingärten eine Fläche von 9800 *ha*, im Salonichischen von 45.000 *ha* ein. Die besten Weinreben finden wir bei Niausta, Gjumendsche, Dechumaa, Tikwesch, Kassandra und Melnik. Dem Gähren wird nicht viel Sorgfalt gewidmet, weswegen sich das Getränk kaum zwei Jahre hält. Dieser Umstand hemmt fast jegliche Ausfuhr.

In den letzten Jahren wurde dem Opium namentlich in der Umgegend von Köprüd und Serres größere Aufmerksamkeit zugewendet. Dort baut man Mohn auf mehr als 3000 *Dünüm* an. Für eine Oka Opium bezahlt man bis 170 Piaster, so daß das Produkt den Bauern den besten Gewinn sichert.

Spanischen Pfeffer (Paprika) finden wir oft auf den Feldern bei Wodena und Jenidsche-Wardar. Von einem *Dünüm* bekommt man 400 Oka Schoten.

Bienenzucht.

Die Bienenzucht hat für den auswärtigen Handel keine Wichtigkeit, da durch sie kaum die lokalen Bedürfnisse gedeckt werden.

Seidenzucht.

Anders sieht es mit der Zucht der Seidenraupe aus. Auf diesem Gebiete könnte viel geleistet werden. Bisher haben die Italiener und Franzosen beinahe den ganzen Seidenhandel in Händen. In der Zeit des größten Aufschwunges der Seidenraupenzucht um das Jahr 1860 wurden bis 600.000 *ky* Kokons gewonnen. Später sank infolge verschiedener Krankheiten der Ertrag bis auf 400.000 *ky*. Durch die Einfuhr französischer Eier wurde die Seidenzucht wieder gehoben. Den jährlichen Gewinn aus den Kokons schätzt man jetzt auf 3 Mill. Francs. Im J. 1896 wurde in Salonich eine Fachschule zur Pflege der Seidenraupen eröffnet. Besonders fleißig warten ihrer die Bewohner der Bezirke Awret-Hissar, Wodena, der ganzen Halbinsel Chalkidike, Niansta und Gjumendsche. Eine Menge von Maulbeerbäumen in allen niedrigeren Gegenden des Landes versorgt die Seidenraupen mit Nahrung. Auf der Halbinsel Kassandra wurden in der letzten Zeit 40.000 Setzlinge dem Boden anvertraut. Im Bezirke Wodena rechnet man 1897 über 60.000 Maulbeerbäume. Seitdem vermehrten ihre neuen Reihen die Vorräte zum Füttern des Insekts.

Viehzucht.

Die Viehzucht nimmt von Jahr zu Jahr besonders in den westlichen Bezirken ab. Das Hornvieh gehört zu einer kleineren

Rasse. Es gibt wenig Milch, so daß Käse und Butter nur in geringen Quantitäten zur Ausfuhr kommen. Zur Veredelung der Tiere ist bisher nichts geschehen. Auch ihre Pflege muß als gänzlich ungenügend bezeichnet werden. Dasselbe läßt sich vom einheimischen Pferdemale sagen. Einen großen Reichtum bewahren sich die Einwohner in ihren Schaf- und Ziegenherden, die in den inneren Vilajets nomadisierend vom Berge ins Tal weiden. Hornvieh und Pferde müssen in großer Menge aus den benachbarten Ländern eingeführt werden, und zwar nicht nur aus Bosnien, Serbien und Bulgarien, sondern auch aus Österreich-Ungarn. Freilich wird wieder eine ansehnliche Anzahl dieser Tiere — namentlich Pferde — nach Griechenland weiter befördert.

Geflügel.

Die Anzahl des Geflügels ist unbestimmbar. Auch diese Quelle der landwirtschaftlichen Einkünfte vermindert sich beträchtlich.

Wälder.

Die Waldwirtschaft ist sehr vernachlässigt. In einigen Gegenden kann der Waldreichtum wegen Mangels an Straßen und Wegen nicht ausgebeutet werden; in anderen sehen wir kahle Berge, wo sich noch in geschichtlicher Zeit ungeheure Waldungen ausbreiteten. Zum Schutze der Wälder wurden zwar die Orman-Memuris ernannt, aber sie können nicht verhindern, daß die natürliche Zierde der Berge geplündert wird. Besonders geschah dies in den Jahren 1896 und 1897 in der Umgegend von Smilevo bei Monastir, in Raslog am oberen Laufe des Mesta, in Babek und in Morichowo. Größere Waldungen befinden sich auf dem Gebirge Pirin, der Belasitza, der Vlachina Planina, dem Rhodope und der Bila Planina. Im Stromgebiete der Struma rechnet man 2,700.000 Dünüm Wälder. Im Sandschakat Drama und Serres schätzen die Orman-Memuris den Waldboden auf ungefähr 7,100.000 Dünüm. Im westlichen Makedonien zeichnen sich durch Waldkulturen die Bezirke Katerina, Gewgelija, Kassandra und Tikwesch aus. Gesunde Waldungen bedecken das Gebiet des Grewenikos und Dewol, kleinere finden wir in Peristeri, westlich von Monastir und im Gebirge Mokrenska (Feuchtes) Planina, westlich vom Ochrida-See. Waldreich ist auch das Gebirge Pajak, teilweise auch Babuna. Dasselbe gilt vom Schardagh, Bistra und der Deschat Planina. Eichen und Buchen, teilweise Kiefern-Wälder sind im Bujan- und Kosjak-Gebirge verbreitet. Im Bezirke Katerina sind von den Waldbäumen besonders zu nennen: *Quercus Cerris*, *Arbutus*, *Cupressus*, wilde Olivenbäume, *Pinus silvestris*, *Ulmus*, *Populus alba*, Linde, Weide und andere.

Gärtnerei.

Die Gärtnerei ist ziemlich verbreitet. Maulbeerbäume werden namentlich in städtischen Anlagen, aber auch bei größeren Dörfern gezogen. Die Obstbäume werden selten veredelt. Aus dem ver-gessenen Morichowo (Mariowo) unweit von Perlepe sandte man früher Äpfel und Birnen als Tribut der ersten Gemahlin des Sultans in Konstantinopel. Auch die Umgebung von Newrokop, Bardowzi bei Üsküb, Petritsch, Strumitza ist durch Obstgärten bekannt. Olivenbäume gedeihen am besten auf der Halbinsel Chalkidiki. Als Gemüsegärtner sind die makedonischen Bulgaren (namentlich aus der Besen) beröhmt. Wir treffen diese unermüdlichen Arbeiter in Konstantinopel, Skutari, Smyrna, ja sogar in Athen und Alexandria an.

Fischerei.

Die Fischerei kann nicht mehr so viele Leute ernähren wie früher. In Salonich beschäftigen sich mit ihr nicht nur die Griechen, sondern auch die Juden. Angeboten werden: Scomber, Thymus, Pelamys Sardo, Zeus Pungio, Trachinus Draco, Heliastes Chromis, einige Abarten der Labriden. Manchmal kommen auch Xifias gladius und Lofius Piscatorius vor. Im Innern nimmt der Ochrida-See durch seinen Fischreichtum den ersten Rang ein. Gepriesen wird der Salmo locustus; auch Aal und Karpfen erzielen einen hohen Preis. Im Tachino fischt man: Turna, Platanos, Kefali, Kadifebagi. Das Recht zum Ausbeuten der Wasserreichtümer in allen größeren Seen wird verpachtet. Für die Ausfuhr nach dem Auslande eigneten sich bei geregelten Umständen nur der Ochrida-, Prespa- und Tachino-See. Eine Schonzeit der Fische kennt man kaum dem Namen nach.

Bodeneigentum.

Der Boden ist im Besitze einiger Begs. Die Bauern sind nur Pächter und verpflichtet, ihren Herren ein Drittel, manchmal sogar die Hälfte des Reinertrages abzuführen. Nur in einigen Gegenden und Dorfschaften gelang es den Landleuten, die von ihnen angebaute Scholle in ihr selbständiges Eigentum zu bringen. Dem Gesetze nach ist es dem Volke gestattet, sich den Boden zu kaufen. In Wirklichkeit ist es aber beinahe unmöglich, dieses Ziel zu erreichen. Die mächtigen Begs und ihre Helfer unter den Memuris finden immer einen Ausweg, das Bestreben der Pächter nach Selbstständigkeit zu unterdrücken. Es könnten viele Beispiele dafür angeführt werden.

Industrie.

Die einheimische Industrie wird durch die auswärtige Konkurrenz gelähmt. Namentlich ist hervorzuheben: die Leh- und Weißgerberei, die Eisenindustrie, der Bergbau und die Weberei.

Mehl wird in gewöhnlichen Wasser-, Wind- und Walzmühlen erzeugt. Im Salonichischen Vilajet zählt man 27 Walzmühlen, welche fabriksmäßig eingerichtet sind, nebst 500 primitiven Mühlen, die durch Wasser oder Wind in Bewegung gesetzt werden. Die Kunstmühle Alatini in Salonich kann mit den besten Firmen in Odessa, Marseille und Budapest verglichen werden. Die Maschinen bezieht man aus Österreich-Ungarn und Deutschland. — Weberei wird in drei kleineren Fabriken in Dichowo bei Monastir und in Üsküb betrieben. Nebst dem wird aber auch zuhause viel *Aba* und *Aladscha* (grobes Tuch) verfertigt. Einen guten Namen in diesem Fache genießen die Städte: *Gewgelija*, *Newrokop* und *Niausta*. Die Häute verkauft man nach dem Auslande; kaum der zehnte Teil derselben bleibt im Lande, um verarbeitet zu werden. Die einheimischen Lohgerbereien begnügen sich heutzutage damit, den Lokalbedarf zu decken, während früher ihre Produkte in *Ochrida*, *Köprülü*, *Perlepe* und *Üsküb* zu den besten gehörten. Sie gingen massenhaft nach Budapest und Wien, ja selbst nach London. Mit der Eisenindustrie beschäftigen sich viele Handwerker in *Brody*, *Karaköj* und *Gajtaninowo*, unweit von *Newrokop*. Sie verwenden einheimisches Material. Erst in unserem Jahrhunderte fangen sie wieder an, sich gegen die fremde Konkurrenz zu wehren. Waffen, namentlich *Yatagane*, erzeugt man in verschiedenen Städten, wie in *Kruschowo*, *Kalkandelen*, *Dibra*, *Preschowo*, *Prisren* und *Monastir*. *Bevolver* und *Büchsen* kauft man vielfach von fremden Agenten. Unsere österreichischen Fabriken sind dabei nicht so beteiligt, wie die belgischen, französischen und deutschen. In *Newrokop* werden kleine Glocken gegossen. Durch Spirituserzeugung erwarben sich früher die Bewohner von *Köprülü* anständiges Geld, aber hohe Zölle an der österreichischen und bulgarischen Grenze haben diesen Erwerbszweig vernichtet. Das Töpferhandwerk ist in den Bezirken *Monastir*, *Resen* und *Florina* verbreitet. Es könnte veredelt werden, um sich zur Ausfuhr fähig zu erweisen. In den Gegenden *Katerina*, *Pieria*, *Kassandra* und *Raslog* werden aus Holz verschiedene Hausgeräte verfertigt.

Bergbau.

Der Bergbau und das Hüttenwesen verschafft nur wenigen Familien die Ernährung. Einst berief man viele Bergleute aus Deutschland nach *Kratowo*. Bei *Bardowzi*, westlich von *Üsküb* wurde Eisenerz gewonnen. Die türkische Regierung macht bei dem probeweisen Schürfen Schwierigkeiten. Aus diesem Grunde wurden die Arbeiten in den Bleibergwerken bei *Gumuldschine* eingestellt. *Chromerz* gewinnt man am Fuße des *Karadagh* beim Dorfe *Tebanoftsche*. *Manganerz* findet sich auf der Halbinsel *Kassandra*. In den Schieferbrüchen bei *Weneciani-Gradsko* ist seit einigen Jahren deutsches Kapital investiert.

Handel.

Im Außenhandel ist das Land am meisten von unserer Monarchie abhängig. Im Jahre 1900 gewann man im Monastirschen Vilajet 5,480.000 Oka Wein und 4,700.000 Oka Weintrauben. Nach der Monarchie wurden von Salonich, Üsküb und anderen Stationen mehrere Waggons der letzteren befördert. Tabak gelangte aus Üsküb im Jahre 1899 in einer Menge von 3700 *q* (im Werte von zirka 389.000 K) und 1900 von 5200 *q* (zirka 500.000 K) zur Ausfuhr. Im Monastirschen Vilajet haben manche Dörfer den Tabakbau wegen ungenügender Rentabilität aufgegeben. Die Ernte erreichte im genannten Gebiete i. J. 1900 180.000 Oka. Im Jahre 1900 wurden die genannten Vorräte in Kavala, Drama und Serres aufgebraucht. Sie wanderten größtenteils nach Ägypten, Deutschland und England. Weil die Ware während des Transportes nach Kavala und Porto Lagos bei regnerischem Wetter oft beschädigt wird, wollen die reichen Begs in Serres einen Hafen anlegen, der in Verbindung mit der kanalisierten Sruma stünde. — Von Baumwolle konnte man bei der schlechten Ernte i. J. 1900 nur 500.000 *kg* exportieren, u. zw. nach Italien, Frankreich und Österreich (500.000 Frs.) — Opium gelangte aus Monastir zur Ausfuhr: 1899 für 80.000 K, 1900 für 120.000 K, aus Üsküb: 1899 für 329.000 K, 1900 für 2,365.000 K, aus Salonich: 1900 für 4,200.000 Frs. — Der Ertrag des Getreidebaues entscheidet nur in den nördlichen Gegenden über den Wohlstand der Bevölkerung. Wenn die Ernte mißlingt, ist der Export gelähmt und die Einkäufe werden eingestellt. Aus Üsküb führt man in kleiner Menge Hafer und Roggen aus, aus Monastir: Weizen (1900 1,200.000 K), aus Salonich Gerste, Hafer und Roggen. An Zerealien wurden im Jahre 1900 in dem Haupthafen Makedoniens im ganzen um zirka 5,700.000 Frs. verkauft. Das Defizit bei einem Mißerfolg der Halmfrüchte kann nur teilweise durch den Verkauf von Haustieren gedeckt werden. Eine bedeutende Menge von Schafen wird jährlich nach Konstantinopel verfrachtet. Käse verkauft man bloß in die benachbarten Vilajets, nach dem Auslande geht sehr wenig. — Für Felle verschiedener Art nahm man in Monastir im Jahre 1900 905.000 K (1899 1,134.000 K), in Üsküb 387.000 K (1899 392.000 K), in Salonich 4,200.000 K ein. — Die Schafwolle verbraucht man meistens in der Hausindustrie; dem Auslande wird nur eine unbedeutende Menge übergeben. Aus Salonich wurden im Jahre 1900 zirka 300.000 *kg* (320.000 Frs.) ausgeführt. — Kokons gingen nach Frankreich und Italien (im ganzen 150.000 *kg* [140.000 Frs.]). — Der Handel mit Produkten des Bergbaues ist unbedeutend. Der Gips von Dibbra (bulgar. Debar) kann wegen Mangels an Straßen nicht benützt werden. Von Kassandra kamen zur Ausfuhr 36.000 *t* Manganerz, 1200 *t* Blei und 300 *t* Galmei. Aus anderen Bergwerken hat man nach Salonich auf fremde Rech-

nung 4000 t Manganerz, 5700 t Chromerz und 130 t Antimon abgesendet. Alles repräsentierte einen Wert von 550.000 Frs.

Auf dem Gebiete der Einfuhr hat sich Österreich-Ungarn in einigen Artikeln bis in die neueste Zeit beinahe ein Monopol gewahrt. Das gilt insbesondere von Zucker, Papier, Zündhölzchen und Alkohol. In Manufakturwaren und Produkten der Eisenindustrie hat sich England, Deutschland und Belgien besonders leistungsfähig erwiesen. Zucker kommt meistens über Triest und Fiume (1900 67.468 Sack Pilé [1899 82.488] und 41 Waggons Würfelzucker). Kleinere Partien gingen über Galatz oder direkt per Eisenbahn. Odessa lieferte 10.040 Sack Sandzucker (1899 7302 S.). Während der Kaffee früher durch die Lloydampfer von Brasilien zunächst nach Triest oder Fiume und erst von hier aus nach Makedonien gebracht wurde, ist jetzt eine direkte Verbindung mit letzterem Lande hergestellt. Aus Triest langten 7318 Sack ein (400.000 Frs. [1899 5277 Sack]), via Marseille-Genua 8760 Sack (450.000 Frs.). Zu Gunsten der ursprünglichen Linie ist eine Besserung der Tendenz zu bemerken. — Der Reis stammt meistens von Rangoon (43.400 Sack [830.000 Frs.]), kleinere Sendungen waren japanischen Ursprungs. — Der Alkohol (im Werte von zirka 300.000 K) ist beinahe ausschließlich ungarisches Fabrikat. Die Einfuhr von Mehl liegt ausschließlich in den Händen der Franzosen. Sie brachten im Jahre 1900 aus Marseille 81.550 Sack (1.800.000 Frs.), aus Rumänien 17.755 Sack (390.000 Frs.), aus England 11.160 Sack (240.000 Frs.), aus Amerika 5875 Sack (120.000 Frs.) und aus Rußland 2850 Sack (70.000 Frs.). — Bauholz und Bretter bezieht man in der neuesten Zeit aus Bulgarien. Verschiedene Möbelstücke, im Lande gefertigt, entsprechen nicht selten auch besseren Ansprüchen; deswegen werden aus der Monarchie bloß Möbel aus gebogenem Holze an den Mann gebracht. — In Textilwaren beherrschte England bisher den Markt; in der letzten Zeit hat es große Verluste erlitten. Im Jahre 1899 verkaufte es für 3.500.000 Frs., i. J. 1900 dagegen nur für 2.800.000 Frs., Italien dagegen im Jahre 1899 für 200.000 Frs., 1900 aber für 350.000 Frs. Auf Österreich-Ungarn entfielen 120.000 Frs., auf Deutschland 140.000 Frs. und auf die Schweiz 300.000 Frs. — An Baumwollgarnen hat wieder England (1.500.000 Frs.) den Löwenanteil. Kaum das Zehntel davon führt Italien (160.000 Frs.), noch weniger Österreich-Ungarn (50.000 Frs.) ein. — In Glaswaren konkurriert Österreich-Ungarn mit Belgien und Holland. Die Fabrikanten der letzteren beiden Staaten haben im Jahre 1900 kaum ein Viertel ihrer früheren Kundschaft behalten.

Aus Üsküb wurden 1900 zirka 600 q Saffianleder (190.000 K), 1899 840 q (82.000 K) und 490 q Korduanleder (164.000 K), 1899 200 q (72.000 K) nach dem Anlande verkauft.

In Gold- und Silberwaren hat Deutschland den Vorrang behauptet (29.000 K). Unser Vaterland ist bloß mit dem dritten

Teile (10.000 K) an der Einfuhr beteiligt. — In Tuchen haben wieder die Österreicher in Üsküb die vornehmste Stelle eingenommen; auf sie kamen vom Gesamteinfuhrwerte im Betrage von 250.000 K zirka 100.000 K.

In manchen Artikeln, wie in Schuhwaren, macht das Deutsche Reich unserer Monarchie große Konkurrenz. Petroleum ist ausschließlich russischer Herkunft. Könnte man nicht einen Versuch mit dem galizischen Produkt machen? Wir haben schon heute eine Überproduktion. Von Stahlwaren lieferten unsere Fabriken mehr als die Hälfte des gesamten Bedarfes (100.000 K). Im allgemeinen steigerte sich die Ausfuhr unserer Firmen nach Üsküb in Zucker, Alkohol, Baumwollwaren, Wollgarnen, Leder, landwirtschaftlichen Maschinen, Eisen, Fez, Kaffee und Reis. Bier wird wenig und meistens aus Deutschland importiert. Ungarischer Kognak verdrängt allmählich den französischen.

Der gefährlichste Konkurrent für unsere Monarchie in der Industrie und Ausfuhr ist neben England unbestritten das Deutsche Reich. Nur in einigen Gegenständen nimmt auch Italien am Wettbewerbe teil. Die Einfuhr Rußlands hat mit Ausnahme von Zucker und Petroleum keine Bedeutung. Unseren Unternehmern ist mehr Agilität und Promptheit zu wünschen. Ungarische Agenten sind, wenn sie auch nicht massenhaft auftreten, doch häufiger zu sehen als solche von Zisleithanien. (Vgl. Berichte der k. und k. Konsularbehörden, Wien 1902.)

Straßen und Wege.

Die Straßen und Wege sind vernachlässigt. Dies zeigt sich namentlich in den Kaasen Newrokop, Melnik, Raslog, Ober-Dschumaa, Pijanetsch, Kalkandelen und Katerina. In manchen Gegenden ist es nicht möglich, anders als zu Fuß oder zu Pferd zu reisen. Keine Straße führt bisher über die Vlachina Planina. Es wurde bloß einmal der Versuch gemacht, eine solche zu bauen. Im Jahre 1900 verlängerte man die Fahrstraße aus Kratowo nach Egri Palanka. Manche Wege wurden 1902 verbessert.

Auf Arba (einheimischer Wagen) kann man weder Melnik, noch Newrokop besuchen. Dasselbe gilt vom Babek und dem südlichen Rhodopegebirge. Die Straße von Üsküb nach Ober-Dschumaa ist nicht vollendet, ebenso die von Kitschewo nach dem Ochrida-See. Die Hauptstraße von Üsküb nach Salonich ist verwahrlost, seitdem die Eisenbahn im Betriebe steht. Von Üsküb nach Istip (bulg. Štip) wurde 1898 ein Fahrweg hergerichtet. Von der letztgenannten Stadt nach Radowitsch ist man auf Lasttiere angewiesen. Nur auf einer kurzen Strecke von Strumitza nach Serres kann man einen Wagen benutzen. Die Karawanen von Üsküb nach Serres (bulg. Sër) rechnen acht Tage oder 52 St. Marsches, von Sarajewo nach Monastir zehn Tage. Von Kumanowo geht eine

Straße nach Sophia, aber an manchen Stellen sind die Brücken zerstört; deswegen fährt niemand hieher, man reitet nur. Der Kiradschija (Führer der Lasttiere) rechnet von Üsküb nach Sophia sieben Tage.

Kampf der Nationalitäten und Religionen.

In Makedonien wird heute der blutigste Kampf der Nationalitäten und Religionen gefochten. Es gibt sehr wenige Staaten in Europa, in denen die Nationalitätenfrage nicht in den Vordergrund tritt, aber nirgends wird so viel Blut vergossen, wie in der Heimat der Makedonier. Bis zu den Kämpfen um die Freiheit der Griechen schien es, als ob alles Ringen nur zu Gunsten der Hellenen sich gestalten würde. In den Reihen der Fechtenden starben Hunderte von Bulgaren, fielen mehrere christliche Arnauten und Zinzaren für den erhabenen Gedanken der Freiheit. Alles hatte einen hellenischen Anstrich. Die anderen Völkerschaften schlummerten noch ruhig.

Stellung und Vorzüge der Griechen.

Die Griechen hatten fast alle Vorteile: gute Schulen, in hohem Grade das Wohlwollen der türkischen Behörden, das Geld des ökumenischen Patriarchen und vieler Maecenaten auf ihrer Seite. Die Volksschulen sind noch heute am besten eingerichtet, besonders aber zeichnen sich die Gymnasien durch ihre schönen Gebäude und ihre zweckmäßige Einrichtung aus. Freilich finden wir unter den Lehrern viele Bulgaren — Grkomanen, wie sie von ihren Brüdern genannt werden — und Aromunen (Zinzaren). Die Griechen wiesen bei jeder Gelegenheit auf ihre glänzende Literatur im Altertum und auf das mächtige byzantinische Reich im Mittelalter hin. Auch das selbstbewußte und gesellschaftlich ausgebildete Auftreten half ihnen ungemein in den Augen der Menge. Unter der christlichen Bevölkerung behielten sie bis zum heutigen Tage, die nördlichen und mittleren Gegenden ausgenommen, die Führung. Im J. 1900 hatten sie im Salonichischen Vilajet zwei Gymnasien mit 28 Professoren und 225 Schülern, 526 Volksschulen mit 30.177 Schülern und im Monastirschen Vilajet vier Gymnasien mit 314 Schülern, 384 Volksschulen mit 23.145 Schülern. Im ganzen Gebiete besitzen sie 18 Bischöfe und Metropoliten. Die Serben haben dagegen nur zwei; von dem bulgarischen Exarchen wurden bloß fünf Bistümer besetzt. Die Angaben sind griechischen Quellen entnommen.

Die Griechen haben sich als vorzügliche Geschäftsleute und Matrosen bewährt. Manche von ihnen erreichen eine einträgliche Anstellung als Juristen, Ärzte und Priester. Weniger suchen sie ihr Glück als Handwerker. Zu schweren Feldarbeiten werden auch

in rein griechischen Dörfern oft die slavischen Tagelöhner gemietet. Das ist auch der Grund, warum das bulgarische Element trotz seiner Gräzisierung nicht nur nicht zurückgeht, sondern in gemischt-sprachigen Gegenden sogar teilweise Boden gewinnt.

Die öffentliche Meinung ist gegen die Hellenen eingenommen, und glaubt, daß sie sich mit den Türken gegen die christlichen Bulgaren verbinden. Das haben sie aber nicht nur jetzt, sondern schon manchmal früher im XVIII. und XIX. Jahrhundert wiederholt mit gutem Erfolge probiert.

Nationales Erwachen der Bulgaren.

Die Brüder Miladinov und Petko Ratschew Slawejkov waren die vornehmsten Kämpfer für die Aufklärung der makedonischen Bulgaren, bevor ihnen die selbständige Kirche bewilligt wurde. Das Volk war wenig geschult, die Erinnerungen an die frühere, ruhmvolle Zeit verdunkelt, die Literatur im Keime. Es ist in der Tat ein Beweis der Elementarkraft, die in der Nation schlummert, daß sie sich jetzt in den Kreis der Gebildeten einzutreten bemüht.

Die bulgarische Schriftsprache bildete sich auf Grund der altslavischen, teilweise auch russischen aus. Die fremden Worte, namentlich die türkischen und hellenischen, wurden mit großer Sorgfalt ausgeschieden und einzelne Termini *technici* dem Russischen oder Cechischen entlehnt.

Exarchat und Fürstentum verbunden, konnten genug Mittel aufbringen, um die notwendigsten Schulen zu eröffnen und sich nicht nur gegen die Griechen, sondern auch gegen die Serben in Front zu stellen. Aber auch die Ortsgemeinden wetteiferten untereinander in Opfern zu nationalen Zwecken. In Ochrida (bulg. Ochrid), Perlep (bulg. Prilëp), Köprülü (bulg. Veles), Newrokop sind tausende Kronen von einzelnen Patrioten bezahlt worden, um die Schulen erhalten zu können. Jeder Greis, jedes alte Weib legte eine Para zur anderen, um nach dem Tode zwei oder drei Liren zu vermachen und am Allerseelentage in der Kirche vorgelesen zu werden.

Die Bulgaren sind fleißige Bauern und geschickte Gärtner. Sie eignen sich sehr leicht verschiedene Handwerke an. Manche von ihnen wandern in benachbarte Gebiete aus, um dort als Tagelöhner oder Handwerker Erwerb zu suchen. Nach einem halben Jahre, manchmal noch später, kehren sie mit dem ersparten Gelde in ihre Heimat zurück. Sie sind in Konstantinopel, im Fürstentum Serbien, in Österreich-Ungarn, Kleinasien und Griechenland bewandert. Viele junge Bulgaren begeben sich auch zur weiteren Ausbildung in unsere Monarchie. Auch als Handelsleute haben sie sich tüchtig erwiesen. Einige von ihnen sammelten unter ungünstigen Umständen ein ansehnliches Vermögen.

Bulgarische Schulen.

Die erste Sorge jeder Gemeinde war bisher die Erziehung des Nachwuchses. Deswegen wurden viele Anstalten gegründet. Im Schuljahre 1900/01 wurden in den Vilajets Salonich, Monastir und Üsküb 743 bulgarische Volksschulen eröffnet, in denen 38.796 Kinder unterrichtet wurden. Unter diesen befanden sich beinahe 10.000 Mädchen. Außerdem unterhielten die Exarchisten 56 klassische Anstalten (klassico Utschilische), die unseren Bürgerschulen und Untergymnasien entsprechen, mit 2980 Schülern. An Sonntagen werden beinahe in allen Städten und größeren Ortschaften die erwachsenen Männer und Jünglinge mit dem Lesen und Schreiben bekannt gemacht. In rührigen Handelszentren stehen auch öffentliche Bibliotheken den Wißbegierigen zur Verfügung. Salonich besitzt zwei vollständige Gymnasien (für Knaben und Mädchen), Üsküb und Serres Pädagogien. In einzelnen Anstalten stehen den Lehrern auch physikalische und naturwissenschaftliche Sammlungen zur Verfügung. Die Uniaten (Katholiken) haben im Haupthafen des Landes eine gut eingerichtete Druckerei und eine Gewerbeschule gegründet.

Verbreitung der Griechen.

Die Bulgaren und Griechen bilden den Grundstock der Bevölkerung des Landes. Die anderen schließen sich als Seitenergänzungen und Keile verschiedener Mächtigkeit an.

Griechische Dorfbewohner treffen wir in geschlossener Masse am rechten Ufer der Bistritza, teilweise auch am linken bis beinahe nach Kastoria (bulg. Kostur). Die nächste Umgebung von Salonich (bulg. Solun) ist schon von bulgarischen Bauern eingenommen, die freilich viel gräzisiert sind. Die Halbinsel Chalkidike hat ihren griechischen Charakter bewahrt; ausgenommen sind drei türkische Inseln und der heilige Berg Athos, wo bereits die Russen (4000) und Bulgaren (1100) an Zahl überlegen sind (Griechen 4500). Kleinere Sprengel griechischer Dörfer haben sich um den Tachinosee aus dem Altertume erhalten. Dazu können wir noch die Gruppe bei Kavala und die isolierte Stadt Melnik rechnen. Die griechischen Gemeinden, die wir in Monastir, Üsküb, Ochrida, Köprülü (bulg. Veles), Florina (bulg. Lerin) und anderswo antreffen, setzen sich aus hellenischen Handelsleuten, Juden, gräzisierten Bulgaren, Aromunen, Arnauten und anderen fremden Elementen zusammen.

Gräzisierung.

Die Bulgaren werden zwar ununterbrochen an der südlichen Grenze, namentlich in der Umgebung von Kastoria, Wodena (bulg. Voden), Ostrowo, Niansta (bulg. Négus), Jenidsche-Wardar, Salonich, Serres (bulg. Sér), Drama gräzisiert, aber die Verluste werden

durch frische Kräfte aus dem Innern ergänzt. Obzwar auch in Monastir (bulg. Bitolja), Köprülü, Üsküb, Perlepe (bulg. Prilep), Ochrida, Florina und in anderen größeren Ortschaften griechische Schulen errichtet wurden, haben sie doch keinen dauernden Erfolg aufzuweisen, da das nationale Bewußtsein unter der slavischen Bevölkerung der inneren Bezirke erwacht ist. Um die Hellenisierung zu unterstützen, gründete man in Konstantinopel und in Athen einen Sylogos, der mit einem Schulverein verglichen werden kann. Er verliert aber jedes Jahr an Boden, weil im Verkehre mit den Fremden das Französische und Deutsche die Oberhand gewinnen. Ein Zurückdrängen des Griechischen ist sowohl in Salonich als auch in Monastir, Üsküb und in anderen mehrsprachigen Städten zu bemerken.

Zahl der Griechen und Bulgaren.

Das Verhältnis zwischen den beiden Streitkräften ergibt sich aus folgenden Daten:

Bezirk	Griechen	Bulgaren	Pomaken (moham. Bulgaren)
Salonich	30.761	27.164	—
Veria (Ber)	14.976	6.267	—
Jenidsche Wardar	25	24.789	—
Langaza	9.070	10.150	—
Kassandra	30.359	—	—
Athos	4.500	1.100	—
Serres	28.635	40.316	—
Sichna	14.005	16.290	—
Demir Hissar	350	30.890	—
Melnik	2.650	16.998	—
Ober-Dschumaa	60	21.282	—
Newrokop	620	35.310	20.962
Drama	4.000	9.002	10.502
Prawishta	6.900	—	500
Kavala	3.700	—	2.710
Sari Schaban	200	180	—
Üsküb	50	34.862	2.455
Kastoria	9.415	46.783	4.340
Kajlar	1.800	7.916	—
Anaselitza	23.202	1.215	—
(Mohammedaner)	7.267	—	—
Grewenikos	13.717	—	—
(Mohammedaner)	4.871	—	—
Kotschani	8.773	—	—
(Mohammedaner)	1.140	—	—

(Vasil Kantschov Makedonija, Sofia 1900).

Leider können alle Angaben nur als annähernd bezeichnet werden. In einigen Gegenden betreffen sie bloß die Muttersprache, nicht aber die Umgangssprache.

Griechen und Serben.

Die freundschaftliche Verbindung zwischen Griechen und Serben den Bulgaren gegenüber erklärt sich nicht nur aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen.

Die Hellenen machten im Anfange des 19. Jahrhunderts auf das ganze Land Ansprüche. Da sie sich aber von der Unmöglichkeit, dieses Ideal zu erreichen, überzeugten, wollen sie sich mit den südlichen und mittleren Gebieten begnügen und das nördlichere den Serben überlassen.

Nicht nur von den Griechen, sondern auch von den Serben werden die Bulgaren als Schismatiker betrachtet, weil sie sich einen unabhängigen Exarchen erzwungen haben und den ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel nicht anerkennen. Auch die Russen sehen diesen Zwist in der orientalischen Kirche nicht gerne. Es würde ihnen ein frommer Wunsch erfüllt, wenn wieder Einigkeit hergestellt werden könnte. Daß sich beide Völkerschaften gegen ihren gemeinsamen Feind verbinden, ist sehr leicht zu begreifen. Der Metropolit von Üsküb wurde in früheren Zeiten von den griechischen Anhängern (Grkomanen) ernannt. Deshalb war es eine Konzession für die Serben, als der Patriarch ihren Landsmann Firmilijan für diesen Posten erwählte.

Bulgaren und Serben.

Anders entwickelten sich die Beziehungen zwischen Bulgaren und Serben. Bis zum Jahre 1870 verhielten sich die letzteren so freundschaftlich zu den ersteren, daß sie sogar Lehrer von Belgrad beriefen, welche mehrere Jahre im Lande verweilten. Diese unterrichteten in der Schule natürlich in ihrer Muttersprache und berücksichtigten teilweise nur die einheimischen Mundarten. Nach dem Frieden von San Stefano 1878 veränderte sich die Szenerie wesentlich. Die serbischen Lehrer wurden nicht mehr geduldet. Die slavischen Dialekte Makedoniens unterscheiden sich von den ostbulgarischen in verschiedenen Punkten, aber dennoch werden sie derselben Sprache zugerechnet. Darin stimmen Prof. Oblak, Jagić, Jireček und manche russische Gelehrte überein. Der Unterschied aber zwischen der bulgarischen Schriftsprache und den makedonischen Dialekten ist so groß, daß sich die Lehrer anfangs manchmal kaum mit den Schülern verständigen konnten. Freilich finden wir einige Übereinstimmungen zwischen den Mundarten im Gebiete des Wardar und der bulgarischen Morawa mit dem Serbischen. So z. B. in der Umgegend von Kumanowo, Kratowo, Dibbra, Ochrida

und auch in anderen Orten. Es herrscht ein ähnliches Verhältnis wie zwischen dem Čechischen und Polnischen in Schlesien, namentlich in den Ortschaften um Teschen herum, oder zwischen dem Slowenischen und Kroatischen in Muraköz (Medjimurje).

Daraus haben die Serben den Schluß gezogen, daß es möglich sei, der slavischen Bevölkerung Makedoniens ihren Charakter aufzuprägen. Daß durch Geld vieles erreicht werden kann, hat sich auch da bewiesen. In Ochrida war A. B., der sich als Bulgare ausgab, bereit, gegen eine angemessene Summe sein Haus der serbischen Schule zu überlassen. In einer anderen Stadt, in der vor einigen Jahren die serbische Volksschule hatte geschlossen werden müssen, behauptete der Hotelier (Haudschija), daß er imstande wäre, sie nochmals zu eröffnen, wenn ihm eine genügende Summe zur Verfügung gestellt würde. Auch in Gewgelija, Ūsküb, Köprülü und in anderen Städten können solche Leute gewonnen werden.

Natürlich versäumen auch die Bulgaren keine Gelegenheit, ihre Stellung zu sichern. Sie scheuen vor keiner Gewalttat, auch vor dem Morde nicht zurück. Sie betrachten diejenigen, die sich für die serbische Partei gewinnen ließen, als Verräter. Deswegen wurde auch in den Zeitungen mehrmals die Nachricht verbreitet, daß Serben meuchlings ermordet wurden. Es handelte sich seltener um echte Serben.

Im Mittelalter befand sich das Land einigemal unter serbischer Herrschaft, namentlich unter Stephan Duschan dem Starken. Das Volk selbst nennt sich Bugarin und ist unter diesem Namen bei seinen Nachbarn bekannt. Niemals ist das serbische Banner auf den Mauern von Salonichi gehißt worden. Wenn die Serben jetzt auf den Hafen Ansprüche erheben, so ist dies geschichtlich durchaus nicht begründet. Es ist sehr leicht zu erklären, daß sie sich gerade durch diesen Hafen den Zugang zum offenen Meere sichern wollen.

Fast in allen größeren makedonischen Städten befinden sich einige Familien oder Individuen, die entweder aus Bosnien, der Herzegowina oder aus Serbien hergekommen sind. Aber selbst in Ūsküb und Monastir konnte lange eine öffentliche serbische Schule nicht errichtet werden, weil keine serbische christliche Gemeinde von wenigstens 30 Familien vorhanden war, wie früher nach ottomanischen Gesetzen gefordert wurde. Jetzt wird diese Bedingung nicht mehr gestellt. Freilich betrachten sich in der letzten Zeit die Kinder, welche in serbischen Schulen erzogen werden, als Serben. Dies kann man in Kalkandelen (bulg. und serb. Gostivar), Ūsküb, Preschowo, Kumanowo, Monastir und in anderen Orten wahrnehmen. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß sich unter Mitwirkung der Schule und anderer äußerlicher Umstände das ursprünglich bulgarische Bewußtsein des Volkes zu Gunsten der serbischen Idee ändern wird. Die Kaasa Preschowo gibt uns dafür schon ein Beispiel.

Serbisches Schulwesen.

Bis zum Schuljahre 1897/98 reichten im Vilajet Monastir 78 Ortschaften um die Bewilligung zur Errichtung serbischer Volksschulen ein. Besonders handelte es sich um Monastir, Perlepe, Ochrida, Kruschewo, Lasaropole unweit von Dibbra und Kalkandelen. Im Vilajet Salonich wurden ähnliche Gesuche von 24 Gemeinden den Behörden vorgelegt. Ausdrücklich führen wir an: Salonich, Wardar-Kapija, Wedena, Jenidsche-Wardar und Dojran. Das serbische Gymnasium in Salonich wurde im J. 1893 gegründet; in Monastir begnügt sich die Partei mit einem Untergymnasium. Nach der Zeitung „Delo“ in der Eparchie von Üsküb unterrichtete man 2649 Kinder in 71 Volksschulen serbisch. Nach den bulgarischen Quellen blieben bloß 62 Schulen im erwähnten Erzbistum übrig. Dazu kommt auch das Gymnasium in Üsküb. Einige Anstalten mit serbischer Unterrichtssprache mußten aus Mangel an Schülern geschlossen werden, so z. B. in Serres. Durch viele Streitigkeiten im Lande werden die Kräfte beider Nationalitäten erheblich geschwächt.

Feindschaft slavischer Parteien.

Die Feindschaft zwischen den Bulgaren und Serben ist größer als zwischen diesen und den Kroaten. Scheinbar finden die Serben eine Unterstützung bei den russischen Vertretern, was bei den Exarchisten viel böses Blut macht.

Noch tiefere Abneigung gegen ihre Brüder fühlen die Pomaken (mohammedanische Bulgaren). Eher verbinden sie sich mit den Arnauten und Türken als mit ihren Blutsverwandten. Die Erscheinung ist um so auffallender, als alle Pomaken gut slavisch reden und nur wenige von ihnen sich türkisch oder albanisch verständigen können. Trotz allen Abweichungen in Einzelheiten ist heute sicher, daß die Mehrzahl der Einwohner Makedoniens und Alt-Serbiens slaviischen Ursprungs ist. Die Streitfrage zwischen den Bulgaren und Serben ist eine interne Angelegenheit. Sie muß so betrachtet werden wie die polnisch-tschechischen Zwiste in Teschen. Eine Verständigung zwischen den Bulgaren, Serben, Pomaken und Torbeschi (mohammedanische Bulgaren, die sich albanisieren) ist in den nächsten Jahren ihren gemeinschaftlichen Feinden gegenüber kaum zu erwarten. Darin liegt auch die Hauptursache des bisherigen Mißerfolges.

Um den trostlosen und unendlichen Agitationen ein Ende zu machen, sollte die Entscheidung der Streitfrage dem Volke selbst überlassen werden. Jede Gemeinde müßte sich durch freie Abstimmung erklären, ob sie serbischen oder bulgarischen Unterricht wünscht. Gemischte Kommissionen von beiden Parteien sollten dafür bürgen, daß bei der Abstimmung kein Unfug geschieht.

Das Ergebnis müßte unbedingt anerkannt werden. Wenn ein Zwang ausgeübt würde, ein Unrecht oder Betrug geschähe, sollte an die gemischte Kommission der österreichischen und russischen Konsularbehörden appelliert werden.

Arnauten.

Den christlichen Slaven und Griechen gegenüber stehen die Arnauten. Aus ihrer unwirtlichen Heimat drangen sie früher oft in die griechischen Gebiete ein. Nicht nur Mittelgriechenland, sondern auch der Peloponnes wurde von ihren Scharen teilweise überflutet. Das gebirgige Epirus betrachteten sie als ihre Domäne. Weil aber seit der hellenischen Unabhängigkeit ihre Ausbreitung nach dem Süden verhindert wurde, wandten sie sich meistens nach Makedonien und Alt-Serbien, wo sie immer mehr Land in Besitz nahmen.

Große Gebiete haben sie am westlichen Ufer des Ochrida-Sees gewonnen, wo das bulgarische Element entweder niedergemetzelt oder vertrieben wurde; im Dorfe Kalischta ist nur eine einzige Familie übrig geblieben, die noch bulgarisch spricht. Das geschah in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Seit dem J. 1896 sind auch die slavischen Bewohner im Gebiete Radika Mawrowo, Leunowo und Nikiforowo so sehr von ihnen bedroht, daß sie ihre Güter verlassen, froh überhaupt das nackte Leben zu retten. Die mohammedanischen Slaven (Torbeschi), welche die nächsten Dörfer östlich innehaben, sind stolz, wenn sie als Albanesen betrachtet werden. Sie ziehen die fremde Sprache ihrer eigenen vor und mischen arnautische Worte mit den einheimischen.

Auf dem fruchtbaren Felde von Struga ist eine Gruppe albanesischer Dörfer entstanden. Namentlich die Bewohner von Weloschtsa sind ob ihrer Raubzüge und Plünderungen in den nahen bulgarischen Ortschaften berüchtigt. Ein ähnliches Bild bietet sich uns in Polog am oberen Wardar, im Talkessel von Kitechowo (bulg. Krtschowo) sowie in den bulgarischen Gemeinden des Dibra-Distriktes. Die slavische Bevölkerung wird vertrieben oder zieht aus ihren Gütern fort, um den beständigen Gewalttaten zu entgehen.

Auch auf dem östlichen Ufer des Prespa-Sees, im südlichen Teile des Monastirschen Feldes, in der Umgebung von Üsküb mehren sich die albanesischen Einwohner. Als ihr Hauptsitz ist am oberen Wardar Kalhandelen (slav. Tetowo) anzusehen. Eine andere mächtige Ansiedlung ist am Abhange des Üskübischen Kara-dagh entstanden, wo sich als Sammelplatz der kriegerischen Bewohner die Stadt Preschowo erhoben hat. Beinahe die ganze Fläche nördlich von der Strecke Sibeftsche-Üsküb ist von ihnen eingenommen. Allmählich breiten sie sich auch südlich von der Bahnlinie aus. Noch mächtigere Fortschritte als in Makedonien haben die Albanesen in Alt-Serbien gemacht. Das Land, in dem

die Wiege des serbischen Staates unter Stephan Nemanuja stand (1159—1195), wird durch jährlich sich wiederholende Einfälle schnell albanisiert und die berühmten Klöster, wie Detschan, systematisch von arnautischen Anführern erdrückt. Die letzte Belagerung des erwähnten Heiligtums wurde im November 1902 nach langem Zaudern durch Einschreiten der russischen Regierung aufgehoben.

Die Schwächung des slavischen Elementes fing schon in jenen Zeiten an, als die österreichischen siegreichen Fahnen als Beschützer und Befreier der Völker der gesamten Halbinsel auftraten. Schon Johann Hunyady führte als Vorkämpfer der ungarischen Krone seine Regimenter auf das Amselfeld (1448). Die Türken schonten nach dem errungenen Siege durchaus nicht die näher liegenden christlichen Gemeinden mit serbischer Bevölkerung.

Als die österreichischen Truppen im J. 1690 nach einem Zuge in das Innere des osmanischen Reiches zurückgewichen waren, baten die Serben von Nowi Pasar und dem Amselfelde, es möge ihnen gestattet sein, sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Unter Anführung des Patriarchen von Ipek (serb. Peć) Arsenij III. Zrnjewić verließen etwa 86.000 Serben die alte Heimat. Das wiederholte sich nach dem Feldzuge im J. 1738. Da die Christen unbarmherzig verfolgt wurden, sammelte der Patriarch Arsenij IV. von Ipek mehr als 80.000 Serben und übersiedelte mit ihnen nach Süd-Ungarn. Die darauffolgende Verwüstung breitete sich über ganz Alt-Serbien bis in das jetzige Königreich aus.

Trennung der Serben und Bulgaren.

Das langsame, aber sichere Vordringen der Arnauten, besonders im vergangenen Jahrhundert, an den südlichen Grenzen des Königreiches Serbien und im nördlichen Makedonien scheint darauf hinzudeuten, daß bei der türkischen Regierung die Absicht besteht, Serben und Bulgaren, welche mehr als ein Jahrtausend nebeneinander wohnen, zu trennen.

Eine lange Mauer albanesischer Dörfer zieht sich von Nowi Pasar längs der Bahn von Mitrowitzka beinahe bis nach Üsküb und von dieser Stadt bis zum Grenzpunkt Sibeftsche.

Albanesische Gefahr.

Die Ratgeber des Sultans richten sich bei ihrer Politik nach dem altrömischen „*Divide et impera*“. Aber durch Stärkung des reizbaren Volkes der Albanesen wäre unserem Reiche wenig geholfen. Nicht nur Griechenland, sondern auch die Osmanen selbst mußten oft gegen dasselbe auftreten, um es in wenigstens scheinbarer Gesetzlichkeit zu halten. Namentlich war es im J. 1882, wo die albanesischen Anführer mit Mustapha Pascha an der Spitze unweit von Perlepe geschlagen wurden. Wenn es den Arnauten

gelänge, in dem ganzen Gebiete von Alt-Serbien und Nord-Makedonien die Oberhand zu gewinnen, würde dadurch eine noch größere Unsicherheit entstehen, als sie heute schon herrscht. Von einem regelmäßigen Handel oder Industrie könnte dann gar nicht mehr gesprochen werden. Der Versuch Ludwig des XIV., nächst der Grenze eine künstliche Wüste herzustellen, kann unmöglich nachgeahmt werden. Es ist immer für ein Reich von hoher Wichtigkeit, ein blühendes Hinterland zu haben, mit dem ein reger Handel sich entfalten kann.

Eigenschaften der Albanesen.

Die Albanesen sind tapfere Krieger, halten aber sehr ungern strenge Disziplin. Sie erfüllen vorzüglich die Pflichten eines Kawasen. Ebenso werden sie als Hirten, Maurer oder Zimmerleute gelobt. Als Landleute sind sie nicht hoch geschätzt. Sie lernen sehr leicht eine fremde Sprache. Diejenigen von ihnen, welche nach dem heiligen Berg Athos oder anderswo in Makedonien, Bulgarien oder Serbien kommen, sprechen außer ihrer Muttersprache noch griechisch, bulgarisch oder serbisch. Auch das Türkische ist ihnen geläufig.

Von ihrer Wißbegier kann man sich daraus einen Begriff bilden, daß sie nie aus eigenem Antriebe Schulen für ihre Kinder eröffnen. Wenn die jungen Albanesen dennoch an dem Unterrichte teilnehmen, so gehen die Mohammedaner in die türkischen Mehtebes, die Christen in griechische oder bulgarische Volksschulen. Es kommen, wie in Pogradetz am südlichen Ufer des Ochrida-Sees, Fälle vor, daß der Lehrer arnautische Kinder griechisch unterrichtet, sich aber daneben des Bulgarischen bedient, weil er sich mit ihnen nicht verständigen kann.

Aromunen.

Die Aromunen oder Zinzaren (Kuzowlachen = lahme Wlachen) spielen im Lande eine Nebenrolle, obzwar sie von ihren Verwandten an der unteren Donau materiell und moralisch unterstützt werden.

Aus dem Mittelalter erhielten sich nur wenige romanische Inselchen. Zu diesen rechnen wir die Wlacho Meglen, die sich als schüchterne Bauern von den übrigen Aromunen wesentlich unterscheiden. Nebst ihnen sind es die nomadisierenden Hirten, die in den südlichen Gebirgsketten Makedoniens mit ihren weidenden Rindern und Schafen die Einsamkeit der vernachlässigten Distrikte teilweise beleben.

Die übrigen zerstreuten Überreste des romanischen Blutes stammen meistens aus den Städten, die einst an den makedonisch-albanesischen Grenzen blühten. Ihre Bewohner unterhielten einen regen Handel in Albanien und Makedonien, so daß sie einen hohen Grad von Wohlstand erreichten. Deswegen wurden sie von

ihren Nachbarn beneidet und wiederholt erneuerten sich die Angriffe auf ihre Mauern. Zuerst gingen die Städte Sisanj und Nikolitza unter. Ihre Einwohner siedelten sich teils in Makedonien, teils im Auslande an.

Das mächtige Emporium Moskopolis erweiterte und befestigte infolgedessen seine Handelsbeziehungen. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts stieg die Zahl seiner Bewohner bis auf 60.000 Seelen. Im J. 1788 fiel die Festung in die Hände der raubsüchtigen Arnauten und wurde gänzlich zerstört. Die wichtigsten romanischen Kolonien in Monastir, Salonich, Serres, Kruschowo, Trnowo, Magarewo, Klissura, Kotschani und in anderen Orten haben sich als Nachkommen der Moskopolitaner erwiesen.

In den östlichen Gegenden bulgarisieren sich viele nomadisierende Zinzaren, in den westlichen und südlichen Ortschaften gesellen sie sich gern den Griechen zu und widmen auch deren nationalen Zwecken viel Geld. Nur unbedeutende Sprengel in Wlacho Klissura, Monastir und anderen romanischen Zentren sind patriotisch gestimmt. Die Unterstützungen, welche zu diesem Zwecke aus Bukarest geschickt werden, erreichten bisher ihr Ziel nicht. Manche Zinzaren wandern nach den Donauländern aus und vermindern so die ohnedies geringe Anzahl ihrer Blutsverwandten. Die bulgarische und serbische Bevölkerung beklagt sich, daß sie von den aromunischen Handelsleuten unterdrückt wird.

Kleinere Sprengel der Völker.

Die Vertreter der übrigen Nationalitäten, wie Juden, Russen, Tscherkessen (Zirkassier), Armenier und Zigeuner sind in einer allgemeinen Betrachtung von keiner Bedeutung.

Türken.

Unter den Kämpfern um die Herrschaft Makedoniens werden selten die Osmanen angeführt, obwohl sie bislang eine mächtige Minorität vertreten. Ein herrschendes Volk, welches etwa 22% der gesamten Einwohner darstellt, ist nicht imstande, seine Position weiter zu behaupten. Während die der Anzahl nach bedeutend schwächeren Griechen und Arnauten in einigen Teilen des Landes als gesetzliche Erben erklärt werden, erblickt man in den Osmanen nur vorübergehende Gäste. Von altersher zeichnen sie sich durch einige gute Eigenschaften aus. Sie sind tapfere Soldaten und brave Handelsleute, verlieren aber trotzdem ununterbrochen den festen Boden unter den Füßen. Nach den offiziellen Salnamen ist die Anzahl der Mohammedaner in den Jahren 1885—1895 um 40.000 Seelen gesunken.

Die Zahl dürfte in Wirklichkeit bedeutend höher sein, weil die Statistik immer zu Gunsten der herrschenden Religion bearbeitet wird. Dieselbe Erscheinung ist auch in den übrigen Teilen

des Reiches zu beobachten. Die türkische Bevölkerung nimmt sowohl in Städten als auch in Dörfern ab. Sie stellt keine kompakte Masse dar, sondern größere oder kleinere Inseln im fremden Nationalgebiete. Bei der Verteilung der Kolonisten wurden immer in erster Reihe militärische Rücksichten in Betracht gezogen. Deswegen sind die osmanischen Oasen längs der bedeutenden strategischen Linien entstanden. Freilich blieb auch die Fruchtbarkeit des Bodens nicht außeracht.

In allen Städten treffen wir eine Anzahl türkischer Familien, deren Ernährer teils als Beamte angestellt sind, teils als Kaufleute mit kleinem Umsatze arbeiten. Als Landleute ließen sie sich nieder zwischen dem Flusse Bistritza und dem Ostrowo, in der Umgegend von Köprflü, Istib, Petriach, Strumitza und Beschik-See; auf der Halbinsel Chalkidike bilden sie drei kleinere Sprachinseln.

Der Prozeß des Absterbens wird durch die Aufnahme arnautischen, tscherkessischen, ja sogar zigeunerischen Blutes nicht aufgehalten. Sie haben keine so ansehnliche Kinderzahl, wie man sie bei Bulgaren und Juden wahrnimmt. Ihre besten Kräfte sind durch den Militärdienst absorbiert. Als Thessalien mit Griechenland verbunden wurde, rechnete man dort mehr als 40.000 Türken, im Jahre 1889 wurden nur 24.165 gezählt. Seitdem ist aber kaum noch die Hälfte vorhanden. In Nord-Bulgarien repräsentierten die Türken vor der Befreiung mehr als ein Drittel der gesamten Bevölkerung; nach der Volkszählung vom Jahre 1881 lebten in dem Fürstentume neben 1,345.500 Bulgaren 527.284 Osmanen. Ein ähnliches Verhältnis besteht in Ost-Rumelien seit dem Befreiungskriege. Im Jahre 1885 wurden 681.474 Bulgaren und 168.881 Türken gezählt (Kantschov, Makedonija, S. 297).

Dieselbe geringe Widerstandskraft des osmanischen Elementes tritt auch in seiner innersten Heimat, Kleinasien, zutage. Auch da kann der Gefertigte auf eigene Erfahrung hinweisen. Bei den Osmanen ist ein künstliches Wiederaufleben kaum zu erwarten. Einen Beweis dafür sehen wir neuestens auf der Insel Kreta. Viele Osmanen wandern aus diesem ehemaligen Reiche des Minos aus und gehen dabei zugrunde.

Türkische Schulen.

In jeder türkischen Mahala (Stadt- oder Dorfviertel) ist ein Mektebe (Volksschule) errichtet, wo ein Hodscha nach dem alten muhammedanischen System die Grundzüge des Wissens verbreitet. Nebst diesen Schulen sieht man in größeren Städten auch Staatschulen, den europäischen Vorbildern nachgeahmt. Die Mittelschulen sind durch Ruschdie und Idadie vertreten. Die erstere ist eine Art von Seminar. In die zweite dürfen ausnahmsweise auch Christen aufgenommen werden. Sie stellen sich als Internate von 7 Klassen dar, die nach französischem Muster eingerichtet sind.

Übersicht der Nationalitäten in Ziffern.

Das Verhältnis der Völkerschaften im Lande kann in folgenden Ziffern angegeben werden:

Slaven (Bulgaren 1,032.000, Pomaken oder mohammedanische Bulgaren 148.000, Serben 2000)	1,182.000 oder	52%
Türken	500.000	„	22%
Griechen	229.000	„	10%
Albanesen	129.000	„	5%

Die übrigen 11% entfallen auf Aromunen, Juden, Russen, Armenier, Georgier, Tscherkessen, Neger, Zigeuner und verschiedene westeuropäische Ankömmlinge.

Unsicherheit.

Daß die Unsicherheit im Lande nicht nur für den Einheimischen, sondern auch für den Fremden groß ist, davon habe ich mich persönlich in Mitrowitza, Ochrida und in anderen Städten überzeugt. In Üsküb rieten mir einzelne Mitglieder der österreichischen Kolonie, die entlegenen Teile der Stadt nicht zu besuchen. Unweit von Resen wurde ich gezwungen, nähere Bekanntschaft mit Räubern zu machen. Nicht besser geht es in Drama und in anderen Kaasen von Ost-Makedonien. Solange die Bewohner nicht wagen können, ihre Felder ohne Gefahr zu bebauen und ihr Vieh auf die Weide zu treiben, kann man von geregelten Zuständen nicht sprechen. In vielen Fällen stellte es sich heraus, daß die Übeltäter mit den türkischen Behörden im Einvernehmen standen und bei ihnen ein schützendes Obdach sich gesichert hatten. Nur so ist es möglich, daß die Verbrecher ungestraft herumgehen können.

Der Verfasser bereiste außer europäischen Staaten noch Ägypten, Tunis, Algerien, Marokko, Kaukasien, Turkestan bis Pamir und zur afghanischen Grenze, aber nirgends fand er so gräßliche Zustände wie in Makedonien und Alt-Serbien.

Die Ursachen der Unruhen sind verschieden. Die religiösen Motive stehen im Vordergrund. Dem ganzen Wesen des Islam widerspricht es, einen Ungläubigen als Gleichberechtigten anzusehen. Ebenso schroff haben sich nationale Vorurteile seit Jahrhunderten ausgebildet. Die soziale Stellung der Landbevölkerung ist unerträglich. Dazu kommt die allgemeine Unsicherheit des Lebens und Gutes.

Wenn trotz den versprochenen Reformen die Unruhen fortauern, so geschieht es aus dem Grunde, weil die Leute nicht glauben, daß das gegebene Wort in Erfüllung gehen wird. Das Tragen der Waffen sollte nicht nur dem Bulgaren und Serben, sondern auch den Arnauten verboten werden.

Prag-Žižkov.

Dr. Eman. Fait.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles' Philoktetes. Erklärt von G. H. Müller, 2. Auflage von
Rad. Hunziker. Gotha, Perthes 1903.

Das Vorwort verspricht etwas, was wirklich neu und löblich ist. Um „das ästhetische Empfinden des Schülers anzuregen und ihm das begeisternde Gefühl beizubringen, daß er einen Dichter übersetzt“, soll ihm „der Kommentar zu verstehen geben, daß man den Versen erst dann völlig gerecht wird, wenn es gelingt, etwas von der poetisch gehobenen Diktion des Originals in die deutsche Version hinüber zu retten“. Leider konnte aber Ref. dieses Bestreben nur sehr selten (etwa 874, 989, 1033, 1151, 1313) in die Tat umgesetzt finden. Im Gegenteil! An sehr zahlreichen Stellen (z. B. 255, 514, 558, 632, 896, 1005, 1126, 1148) finden sich Winke zu einer pedestren Übersetzung, wo die wörtliche viel poetischer klingen würde. Wer zu einer poetischen Wiedergabe anleiten will, darf z. B. V. 55 nicht sagen, daß *ψυχή* in der Übersetzung zu unterdrücken sei; auch 1014 ist es beizubehalten, man gebe nur *κακή* mit „schwarz“ wieder. Vollends undeutlich ist die Übersetzung zu 231. Sonst wird der im allgemeinen sorgfältig und mit Umsicht gearbeitete Kommentar wohl dem Schülerbedürfnis gerecht, er entbehrt jedoch so ziemlich jedes wissenschaftlichen Wertes. Aber auch für jenen Zweck reicht er nicht völlig hin. Zu V. 25 ist die Bedeutung von *ἔργον*, 42 von *κρητή* (s. zu 1166), 48 von *νόστον* nicht ersichtlich gemacht; zu 100 hätte gesagt sein sollen, daß *τί* Objekt zu *λέγειν* ist (wegen *τί* 'warum' in V. 102), zu 104 daß zu *ἔχει* Philoktet Subjekt und *θράσος* *τι* Objekt ist; nach „jeweilen“ 443 war *ἄν* in Klammern beizufügen, nach *μόνον* 669 *masc.*; 1012 war *οἷς* zu erklären (= *τούτοις* [abh. v. *δηλος*], *ἔ*), 1039 *ἐμοῦ*; zu 1330 daß *ἕως ἄν* 'solange als' bed. (nötig wegen des folg. *πρὶν ἄν*). Andererseits ist wohl manche Erklärung für diese Stufe überflüssig. Unrichtig erklärt ist: zu 54 *σε δεῖν ὅπως ἐκκλέψεις* (vielmehr Mischung zweier Konstruktionen), zu 314 (und 592) *Ὀδυσεΐας*;

L. Hüter, Schülerkommentar zu Sophokles' Aias, ang. v. H. Jurenka. 891

βία (das heißt nicht „der gewalttätige O.“), 883 *ἀμπνέοντα*, 900 (wegen des Fragezeichens), 1043 *ὡς* („denn“); 1060 heißt *χαῖρε πατῶν* „lustwandle“, noch besser „geh' spazieren“, 1061 steht *σὸν* nur im Gegensatze zu *ἐμοὶ* (*γέρας* = *decus*), 1157 *αἰόλας* (die Totenflecke sind gemeint); 47 war zu schreiben *ἔλοιτο μὲ ἦ*, da *μὲ* wegen des Gegensatzes betont ist. Damit schließe ich: natürlich könnten diese Stichproben bedeutend vermehrt werden.

L. Hüter, Schülerkommentar zu Sophokles' Aias. Wien, F. Tempsky 1903.

Verf. beabsichtigt in diesem Hilfsbüchlein, das aus mehr denn zehnjähriger Beschäftigung mit diesem Drama in der Schule hervorgegangen ist, die Steine zu liefern, aus denen der Unterricht den Bau aufzuführen hat. Es dient also, obwohl es auch den schwächeren Schüler nicht im Stiche läßt, dennoch durchaus nicht zur Unterstützung der Bequemlichkeit durch Darbietung der Vokabeln und Auflösung der Konstruktionen, sondern regt zu tieferem Verständnisse an. In diesem löblichen Bestreben schießt Verf. allerdings bisweilen übers Ziel: dies betrifft besonders die Etymologie (z. B. wenn bei *κατηναρισμένας* 26 von der Präp. *ἐν* ausgegangen wird) und Alliterationen (z. B. 115, 502, 528); vgl. auch zu 808 *ἀπατημένη* — *ἐκβεβλημένη*. Bisweilen vermißt man eine Erklärung: z. B. 117 des dat. *δώροις*, 285 *εἴσω σπᾶξ*, 534 *δαίμονος*, 702 *Κυλλανίας* (wovon abhängig?), 727 *ἀρκέσοι*. Da und dort ist eine Erklärung zu weitläufig (z. B. 30), an anderen Stellen überflüssig (77, 96 [Litotes]); letzteres gilt auch von den textkritischen Bemerkungen. — Das Büchlein kann übrigens zu verschiedenen Texten benützt werden. Seinen Zweck erfüllt es in sehr aner kennenswerter Weise.

Wien.

Hugo Jurenka.

Dr. Karl Linde, Platons Phädon, für den Schulgebrauch erklärt. VI 118. Gotha, Fr. Andreas Perthes 1902. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Linde will, überzeugt von der Möglichkeit und dem hohen Nutzen der Lektüre des Platonischen Dialoges Phaedon, diese dem Obergymnasiasten dadurch erleichtern, daß er an einen mit dem Texte (unter dem Strich) fortlaufenden Kommentar auch eine übersichtliche Gliederung des Inhaltes anschließt. In einer kurzen Einleitung sucht er die Grundlage der Beweisführung festzustellen und die Komposition des Dialoges klarzulegen.

Die Vorteile, welche die Lektüre dieses Dialoges bietet, liegen auf der Hand. Der Schüler erhält ein Bild von der Anschauung des Philosophen über die Unsterblichkeit der Seele und ihre Existenz

vor und nach dem irdischen Leben, über die Ideen und den mit dieser Anschauung verbundenen ethischen Prinzipien über das Leben des Menschen. Die wichtigsten Probleme, welche seit jeher den menschlichen Geist beschäftigt haben, werden in diesem Dialoge aufgerollt: die Frage nach dem Entstehen und Vergehen der Dinge und der Ursache alles Seins, nach der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Verhältnisse zum Leibe, nach dem Zwecke und Ziele des menschlichen Lebens und dem Leben im Jenseits usw., eine Fülle anregenden Stoffes, geeignet, das Interesse des dankenden Schülers bis zum Schlusse dieses formvollendeten Dialoges wach zu erhalten.

Ref. ist mit der Gliederung des Inhaltes im allgemeinen einverstanden; er hält es jedoch für zweckmäßig, den ersten Teil der Beweisführung von der Unsterblichkeit der Seele (c. 15—35) nicht in zwei, sondern in drei Beweise zu zerlegen. Der erste Beweis zeigt, daß die Seele auch nach dem Tode existiere (c. 15—18), der zweite, daß sie schon vor der Geburt des Menschen bestehe (c. 18—22), und der dritte (c. 24—35) hat den Zweck, obwohl schon durch die ersten zwei Beweise die Unsterblichkeit der Seele nach Platon erwiesen war, gegenüber den Besorgnissen des Simmias und Kebes den ersten Beweis, daß die Seele nach dem Tode weiter existiere, noch durch einen dritten zu verstärken, durch den Nachweis nämlich, daß die Seele als ein einfaches, nicht zusammengesetztes Wesen *ἀδιάλυτος* ist.

Man darf auch nicht übersehen, daß der Schluß der Beweisführung (106 B—107 A), der zugleich eine Widerlegung des Kebes zum Gegenstande hat und in dem Nachweise gipfelt, daß die Seele *ἀθάνατος* und *ἀνώλεθρος* ist, mit diesem dritten Beweise des ersten Teiles der Beweisführung im Zusammenhange steht.

Auf diese Weise wird die Unsterblichkeit der Seele als ein Fortleben derselben nach dem Tode aus drei Argumenten erschlossen, von denen sich das letzte an die Ideenlehre anlehnt. Wie man sieht, nimmt gerade dieser Beweis als der wichtigste den größten Raum in der Beweisführung Platons ein. Die erklärenden Anmerkungen sind der Bildungsstufe des Schülers angemessen. Da auch Druck und Ausstattung des Buches nichts zu wünschen übrig lassen, kann diese Ausgabe des Phaedon für die Privatlektüre unserer Obergymnasiasten empfohlen werden.

Dr. Ferdinand Rösiger, Platons Apologie und Kriton, nebst Abschnitten aus dem Phaedon und Symposion. Text. Leipzig und Berlin, Teubner 1903.

An ein in der Form nicht ganz einwandfreies Vorwort, in dem Rösiger die Prinzipien darlegt, welche ihn bei dieser Auswahl Platonischer Schriften geleitet haben, schließt sich zunächst der Text der Apologie und des Kriton an. Nach dem Beispiele anderer

Herausgeber bietet er außerdem neben der Einleitung (Kap. 1—3) noch die Schlußkapitel des Phaedon (Kap. 63—67). Mit der bekannten Lobrede des Alkibiades auf Sokrates (Symposion, Kap. 32, 33, 35—37) hat B. seiner Schulausgabe einen passenden Abschluß gegeben.

Schlagworte am Rande des Textes skizzieren abschnittsweise den Inhalt und geben so dem Schüler die Möglichkeit, leicht den Gedankenfaden im Laufe des Gespräches festzuhalten. In einem mit dem Texte verbundenen „Verzeichnisse der Eigennamen“ findet dieser auch die gewünschte Aufklärung über diejenigen Namen, auf welche er im Laufe der Lektüre stößt. Sub voce *Alas* (vgl. S. 81) empfiehlt es sich im Interesse des Verständnisses, den letzten Satz in folgender Weise zu erweitern und umzugestalten: „Sophokles' Tragödie gleichen Namens hat das Ende dieses Helden behandelt“.

Der Druck ist im ganzen fehlerfrei. Apologie 17 A ist ὁ τὶ μὲν ὑμῖς... κερώνθῃτε zu lesen.

Wien.

Dr. Josef Kohm.

Attische Verbalformen. Mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasialklassiker zusammengestellt von Jaroslav Gustav Schulz. 2. Aufl. Prag 1902, Verlag von A. Storch & Sohn. 123 SS. 8°.

Das Buch soll, wie in der Vorrede nachdrücklich hervorgehoben wird, der attischen Formenlehre einen Halt geben und die schwerste Partie derselben, die Verbalformen, durch übersichtliche Zusammenstellung dem Gedächtnis der Schüler tiefer einprägen. Die Zusammenstellung erfolgte, wie gleichfalls in der Vorrede versichert wird, auf Grund attischer Autoren und der neuesten Forschungen über die attischen Inschriften (Meisterhans, von Bamberg). Gegen die Zweckmäßigkeit eines solchen Buches kann natürlich nicht das Geringste eingewendet werden, wie denn ähnliche Verzeichnisse der attischen Verbalformen mehrfach schon früher zusammengestellt worden sind. Aber wenn wirklich ein solches Buch, wie Schulz es von seinem Buche wünscht, den Schülern bei der Bildung der Formen als steter Wegweiser dienen soll, dann muß man absolute Verlässlichkeit der Angaben und peinliche Sorgfalt und Umsicht in der Auswahl der gebotenen Formen von ihm fordern. Seltene und späte und nicht bloß vom Standpunkte der Schule zu verwerfende Formen aber sind gerade vom Standpunkte der sicheren Einprägung der attischen Verbalformen am besten auszuschließen. Denn wer kennt nicht die merkwürdige Anziehungskraft, die eine derartige minder gute Formbildung auf den Schüler übt, wenn er sie gedruckt vor sich sieht oder ihr Klang sein Ohr berührt?

Eine eingehende Durchsicht des vorliegenden Buches lehrt nun, daß seine Angaben die nötige Verlässlichkeit sehr häufig vermissen lassen. Es werden bei den einzelnen Verben gute und minder gute Formen aufgeführt, und das Schlimmste dabei ist, daß in der Kennzeichnung später oder seltener Verbalformen nicht mit der erforderlichen Gleichmäßigkeit verfahren wird, indem bald die Warnungstafel 'spät, selten' oder eine Klammer beigegeben wird, bald wieder nicht. Es ist aber ein völliges Verkennen der Aufgabe eines solchen Hilfsbuches, wenn einer falsch verstandenen Vollständigkeit zuliebe Dinge aufgenommen werden, die jeder praktische Lehrer als eine Gefahr für den Bestand der Kenntnisse in der griechischen Formenlehre ansehen muß. — Eine arge Ungleichmäßigkeit und Sorglosigkeit herrscht bei Sch. auch in der Heranziehung des epischen Sprachgebrauches, indem bald Formen, die nur dorthin sich belegen lassen, angeführt werden (z. B. *πέπαλον* zu *πάλλω*), bald wieder sehr wichtige und instruktive epische Wortformen keine Aufnahme gefunden haben, z. B. die Aorist-Formen *ἐλάλακε*, *ἐλάλοις* usw. zu *ΑΛΕΚ*. Auch daß zu *δαρθάνω* der epische Aorist 'metathetisch' gebildet wird: *ἔδραθον*, *καταδράθω* usw., wird mit keiner Silbe erwähnt, wohl aber ein Aor. pass. *κατεδάρθην*, der sich nur an einer (unsicheren) Aristophanes-Stelle und dann nur sehr spät vereinzelt findet, also absolut nicht hereingehört. Dabei wird aber, und das ist der Gipfel der Flüchtigkeit, die Form *κατεδάρθην* der Form *κατέδαρθον* als völlig gleichwertig an die Seite gestellt. — Mit aller Schärfe muß sich die Schule auch verwahren gegen die Aufnahme von Formen wie *ἐαγμαί* neben *ἐαγε*, *πέπηγμαί* neben *πέπηγα*, die aus einer Zeit des absterbenden Sprachgefühls stammen. Auch Formen wie *ἐμαρτήσω* (Fut.), *ἐβαστάθην* (Diog. Laert.), *γαμηθήσομαι*, *ἐγενήθην* dürfen nicht aufgenommen werden. Wir finden aber bei Schulz auch ein *ἤχθημαι* (zu *ἄχθομαι*!), ja sogar ein *κεκάθισμαι*, das aus Suidas zitiert wird! Läßt sich weiters die Aufnahme des so seltenen Pl. *γεγράφηκα* rechtfertigen? Vollends ungeheuerlich erscheint mir die Anführung der zweifellos hybriden Bildung *ἑστάλην* (neben *ἑστάλην*), die sich nur auf einer kretischen Inschrift und an einer Stelle der Scholien zur Odysse findet. Ähnlich steht es mit Formen wie *δέδομα* (zu *δέμω*), die gar nicht zu belegen ist oder *τέτραφα* neben *τέτροφα*. Keine Klammer, kein beigegebenes Fragezeichen kann hier über das Verkehrte und für die Schüler Gefährliche in der Anführung solcher Formen hinwegtäuschen. Unter *ἄγαμαι* führt Sch. auch die Formen *ἄγωμαι* (Coniunct.), *ἄγη* usw. an. Weiß er sie auch zu belegen? Veitch, Kühner-Blaß kennen sie nicht. Unter *ἀυξάνω* aber fehlt das normale Futur *ἀυξηθήσομαι*, das alle Grammatiken anführen. Die Form *ἐβλάσθην*, die dem besten attischen Sprachgebrauch angehört, durfte nicht durch Einklammerung auf eine Linie gestellt werden mit jenem oben genannten

ἤχθημαι zu ἄχθομαι oder dem nur aus Origenes zu belegenden πεκάλυφα, dessen Anführung sicherlich ein sehr dringendes Bedürfnis war. Daß ἤβουλόμην, ἤβουλήθην mit η als Augment erst 'späte Formen' seien, ist nicht wahr. Sie finden sich bei Xenophon und den attischen Rednern, wenn auch seltener als die Formen mit ε. — Unter δίδωμι ist die Bemerkung, daß ἐδώκαμεν und ἔδωκαν nur auf Inschriften sich finden, irrtümlich; ebenso ungenau ist die bezügliche Angabe unter ἴημι, wo die Pluralformen ἴκαμεν, ἴκαν gar nicht genannt werden. Aber diese Formen sind, wie Sch. aus Kühner-Blaß und Veitch hätte lernen können, der attischen Prosa der besten Zeit, auch Xenophon, Demosthenes, nicht fremd. — Daß man πρόηται (nicht προήται) accentuieren müsse, wie Sch. lehrt, ist nicht richtig. — κατακάλνω ist doch keine bloß poetische Nebenform zu κτείνω; es begegnet wiederholt bei Xenophon (und Arriau), und zwar auch in der Schullektüre. Das Simplex gehört dem poetischen Sprachgebrauch an. — Welcher Lehrer des Griechischen wird sich nicht entsetzen, wenn er unter ὄλλωμι die ganz späten, auch nur dem sinkenden Sprachbewußtsein entstammenden Formen ὀλώεσμαι und ὀλέσθην findet, letztere sogar ohne das geringste Warnungszeichen, so daß sie mit ὀλόμην als völlig gleichberechtigt erscheint?

Was soll die völlig unbelegbare Form ἐλήλεγγα, wenn auch mit Fragezeichen, in einem Buche, das ein Wegweiser für die gebräuchlichen Wortformen sein will? Freilich wurde die Form samt Fragezeichen aus Veitch abgeschrieben. Aber dieses wissenschaftliche Werk verfolgt doch einen ganz anderen Zweck. Hingegen ist das Futur von πλάζω gar nicht fraglich; vgl. πλάγξομαι o 312.

Vermag Sch. die von ihm angeführte Form ὄνωμαι (Coni. aor. zu ὄνωμαι) auch zu belegen? Sicher nicht. Nur die Formen des Optativs waren anzuführen. Eine sehr arge Flüchtigkeit ist die Empfehlung des Act. pf. ἐβόωκα zu βῶννυμι, zumal diese Form obendrein noch ohne jeden Vorbehalt als richtig und gangbar dem Schüler empfohlen wird, wiewohl sie sich nie und nirgends findet. Völlig unverständlich und unklar gefaßt ist unter τεύχω¹⁾ die Angabe: 'pf. med. τέτυγμαι, ionisch: τέτευγμαι'. Was soll das heißen? Gerade der ionische Dialekt (Hom.) hat ja auch die Form τέτυγμαι. Ich wäre begierig, woher Schulz sein τέτευγμαι zu belegen vermöchte. Die 3. Pers. Plural. pf. und ppf. heißt allerdings im epischen Dialekt τετεύχεται, ἐτετεύχато und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, weil τετεύχεται und ἐτετεύχато für den Hexameter metrisch nicht brauchbar sind. — Ungenau sind auch die Angaben bei χρίω. Zunächst fehlt bei κέχρηκα, κέχρημαι, ἐχρίσθην, χρίστος die notwendige Bezeichnung der Länge

¹⁾ Hier fehlt übrigens, wie nicht selten, die Bemerkung, daß das Wort nur dem dichterischen Sprachgebrauch angehöre.

des Stammvokals¹⁾. Dann gibt Sch. als Pf. pass. an: *κέρχρισμαι* (selten *κέρχρμαι*). Das ist jedoch nicht wahr. Vielmehr lehrt die beste handschr. Überlieferung der bezüglichen Stellen, daß die Sache eher umgekehrt stehe, und die Form *κέρχρμαι* wird daher mit Recht von Kühner-Blaß und dann von den Schulgrammatikern wie Curtius-Hartel, Kaegi bevorzugt. — Seltsam ist S. 48 der verkehrte Gebrauch eines grammatischen Terminus, indem *τέθναμεν*, *τέθνατε* usw. als synkopierte (!) Formen (st. bindevokallose) bezeichnet werden.

Ich schließe, nicht weil kein Material mehr für weitere Ausstellungen vorläge, sondern um die Besprechung nicht über Gebühr auszudehnen. Auch dürfte das Vorgebrachte wohl genügen, um mein ablehnendes Urteil über dieses kritiklos durcheinander gewürfelte 'Verzeichnis attischer Verbalformen' zu begründen. Das ist wahrhaftig kein Wegweiser bei der Bildung attischer Verbalformen; mit gutem Grunde dürfte man vielmehr dieses Buch, in welchem das Material so mangelhaft gesichtet ist und eine beträchtliche Anzahl ganz abenteuerlicher Verbalformen dem Schüler vorgeführt wird, als eine direkte Gefahr für den Griechisch-Unterricht bezeichnen. Es bedarf eines gründlichen Durchhackens und einer Ausjätung der zahllosen ihm anhaftenden Schäden, um wirklich das zu sein, was es nach der Vorrede sein soll. In der gegenwärtigen Form muß das Buch von jedem gewissenhaften Lehrer des Griechischen als unbrauchbar bezeichnet werden.

Studien zur Rede Ciceros für Murena. Von Dr. Emil Rosenberg-Hirschberg in Schlesien 1902. 29 SS. Gr. 4°.

Dieser Rede Ciceros ging es beinahe wie Cicero selbst: auch ihre Beurteilung war und ist, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, gewaltigen Schwankungen unterworfen. Die einen bewundern diese Rede, in der Cicero mit überlegenem Humor in geistreich-launiger Weise die Auswüchse der stoischen Philosophie und den erstarrten Formelkram der Juristen bespöttelt, andere, insbesondere die Juristen — auch Mommsen gehört hieher — fühlen sich durch Ciceros Scherze abgestoßen und sprechen von öden und geschmacklosen Witzen. Rosenberg nun analysiert die Rede in scharfsinniger Weise und prüft sie nach der Richtung hin, ob denn ihr Humor auch im Einklang stehe mit der Zeitlage, in der die Rede gehalten sein muß. Als Abfassungszeit wird von R. richtig die kurze Zeit vom 10. November bis 1. Dezember 63 fixiert; denn Cicero hat offenbar, als er die Rede hielt, von den Machenschaften mit den Allobrogern noch nichts erfahren. R. geht

¹⁾ Dergleichen kommt bei Sch. freilich öfters vor, so z. B. fehlt die Bezeichnung der Länge bei *ἀλάμενος*, *ἀλασθαι* (s. v. *ἄλλομαι*), fehlerhaft hingegen ist die Schreibung *ἐγθάκα* (S. 115).

nun von der Tatsache aus, daß Cicero ad Att. II 1, 2 in dem Corpus der während seines Konsulates gehaltenen Reden die *Mureniana* auffallenderweise nicht erwähnt, und schließt daraus, daß die Rede damals wohl noch nicht so umfangreich und bedeutend war, wie sie jetzt vorliegt. Freilich kann, was übrigens R. selbst zugibt, der Grund wohl auch darin liegen, daß die Rede, streng genommen, nicht zu den politischen Reden gehört, die a. a. O. von Cicero zusammengefaßt werden. Interessanter jedoch und bedeutender ist Rosenbergs Versuch nachzuweisen, daß Cicero in jener Zeit, da er von den in Rom zurückgebliebenen Gefährten Catilinas noch das Ärgste befürchtete, schwerlich in jener heiteren Stimmung gewesen sein könne, wie sie in den launigen Scherzen über Juristen und Stoiker zum Ausdruck kommt; auch scheine es den Zeitumständen wenig entsprechend, wenn Cicero zwei so einflußreiche Männer, *Sulpicius* und *Cato*, die teilweise recht empfindliche Schärfe seines Spottes fühlen läßt. Und so nimmt denn Rosenberg, indem er von einer Vermutung ausgeht, die schon Drumann geäußert hatte, an, daß die Rede nur zum kleinen Teil der wirklich gehaltenen entspreche und daß sie erst später, als die Stimmung des Redners ruhiger geworden und die Catilinarische Gefahr völlig beseitigt war, nach den oben bezeichneten Richtungen hin mannigfache Erweiterungen erfahren habe. R.s Ausführungen sind, wie gesagt, recht interessant und lesenswert und regen zum Nachdenken an; in der Hauptsache jedoch vermochten sie mich nicht zu überzeugen. Einzelne Bemerkungen des Redners scheinen allerdings sehr aus dem Rahmen herauszufallen. So ist gewiß § 49 die Bemerkung *Catilinam interea alacrem atque laetum, stipatum choro iuventutis, inflatum cum spe militum, tum collegae mei, quem admodum dicebat ipse, promissis* gar nicht sehr diplomatisch geschickt, wenn gerade dieser Consul (*C. Antonius*) eben jetzt zur Vernichtung der Catilinarier ausgeschiedt wird, und sie sind schwer zu vereinen mit dem Satze § 84 *di faxint, ut meus collega, vir fortissimus, hoc Catilinae nefarium latrocinium armatus opprimat*. Hier scheint mir in der Tat, daß im § 49 eine spätere Einschlebung vorliege. Allein die gehobene, siegesgewisse Stimmung, die sonst aus der Rede spricht und in deren heiterer Laune sich so charakteristisch offenbart, könnte sich m. E. bei Ciceros leicht erregbarem Temperament immerhin aus dem Erfolge der ersten Catilinarischen Rede erklären lassen. Fühlte sich jedoch Cicero, wie er Cat. I 10 schon vorher es aussprach (*Magno me metu liberabis, modo inter me atque te murus interit*), wirklich wie von einem Alpdruck befreit, als Catilina Rom verließ. Und atmet denn nicht die ganze zweite Catilinarische Rede, die Cicero alsbald nach Catilinas Entfernung aus Rom hielt, die gleiche frohe Siegesgewißheit, als wäre mit der Entfernung des Hauptes der Verschwörung aus Rom die ganze Gefahr beseitigt? Man vergleiche Stellen wie § 1 *hunc quidem belli domestici ducem sine controversia vicimus*.

— *Loco ille motus est, cum est ex urbe pulsus.* — *Perdidimus hominem magnificeque vicimus;* dazu auch noch den ganzen § 24. Das zeigt uns doch eine Stimmung, die jener völlig verwandt ist die den Redner in der *Mureniana* beherrscht. Wenn trotzdem Cicero gegen Schluß der Rede für Murena seiner großen Besorgnis um die Lage des Staates Ausdruck gibt wegen der zu Rom zurückgebliebenen Verschworenen, so möchte ich auf den hierin zu anderen Teilen der Rede hinsichtlich der Stimmung des Redners sich zeigenden Widerspruch kein sonderliches Gewicht legen. Es spielt ja doch sicherlich hier auch ein rhetorisches Moment mit. Der Redner will durch die so drohend vor Augen gestellte Gefahr die Richter um so sicherer bestimmen, den Angeklagten freizusprechen, damit der Staat nicht wieder in die Wirren einer neuen Konsulwahl gestürzt werde. Doch während diesen Erwägungen B.s immerhin eine gewisse Berechtigung nicht ganz abgesprochen werden kann, so vermöchte ich den Ausführungen S. 10 f. über „Wiederholungen“ in der *Mureniana* nicht zuzustimmen. B. sucht nämlich da eine Anzahl von Stellen unserer Rede, die einen Anklang an andere Reden zeigen, als späteren Einschub zu erweisen. So heiße es z. B. *pro Rab.* 3 und *Mur.* 4 in gleicher Weise *si est boni consulis;* allein dies ist ein völlig nichtssagendes Argument, dem keinerlei Beweiskraft zukommt. Ob wirklich moderne Redner bei Herausgabe ihrer Schriften Derartiges durchaus vermeiden würden, sei dahingestellt. Sicher ist, daß beispielsweise Demosthenes in dergleichen Dingen, ich meine in solchen Selbstwiederholungen, gar nicht ängstlich war, also offenbar darin durchaus nichts Anstößiges oder eines großen Redners Unwürdiges sah. Ich will von den zahlreichen Beispielen aus seinen Reden, die sich hier darbieten, nur eines herausheben: III. Phil. R. § 5 *τὸ χειριστὸν ἐν τοῖς παρεληλυθόσι, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει — αὐτὰ γενέσθαι βέλτιον* ist eine fast wörtliche Wiederholung aus der I. Phil. R. § 2. Man darf daher, wie ich denke, aus solchen Wiederholungen in Reden Ciceros keinerlei Folgerungen ziehen. Zum Schlusse möchte ich trotz der im Voranstehenden gemachten Einwendungen die Abhandlung Rosenbergs, deren zweiter Teil einer Erörterung der Anschauungen der humanen Gesellschaft in Rom am Ende der Republik gewidmet ist, als eine mannigfache Anregungen bietende allen Freunden der Reden Ciceros zur Lektüre empfehlen.

Wien.

Alois Kornitzer.

De Lucretiano carmine a poeta perfecto atque absoluto.
Disputatio litteraria, quam summis in philosophia honoribus consequendis publico examini submittet Jacob van der Valk, Rotterdam. Campis apud Ph. Zalsmann MCMII. 171 SS. 4°.

Wie bereits die Überschrift der mit wahren Bienenfleiß verfaßten Dissertationsarbeit besagt, machte es sich van der Valk

zur Aufgabe nachzuweisen, daß kein zwingender Grund für die Annahme vorliege, es sei Lucrez' Werk „*De rerum natura*“ eine nicht völlig zum Abschlusse gelangte Dichtung.

Diese nahezu schon eingewurzelte Ansicht beruht auf der bekannten bei Hieronymus erhaltenen Notiz, nach welcher L. infolge eines Liebestrankes in Wahnsinn verfiel, aber in den lichten Momenten seines unglücklichen Daseins etliche Bücher verfaßte, die dann Cicero verbessert haben soll, und schließlich durch Selbstmord endete. Was das eben angeführte sonderbare Zeugnis betrifft, gibt Valk zunächst mit Brandt (Jahrb. f. Phil. CXLIII 225—59) dem Befremden Ausdruck, daß kein einziger Schriftsteller vor H. etwas Ähnliches über L. berichtet, obwohl es doch seinen Hauptgegnern Arnobius und Lactantius sicherlich sehr erwünscht gewesen wäre, wenn sie an Stellen, wo sie von L. sprechen oder über Selbstmord handeln, den Dichter hätten an den Pranger stellen können. Er schließt sich hierauf dem Urteile Briegers (*Ann. Luc.* 1900, S. 49) an, der die ganze Wahnsinns- und Selbstmordgeschichte in die Bumpelkammer der Literaturgeschichte verweist. Die Quelle, aus welcher H. seine Nachrichten schöpfte, war aber nach Valk wohl jener Grammatiker, dessen Lucrez-Kommentar Hieronymus in seiner *Apologia in Rufinum* nennt, und der, wie es scheint, die Worte des Statius (*Silv.* II 7, 76): *‘et docti furor arduus Lucretii’* ganz unrichtig deutete. Verliert so die eine Hälfte des fraglichen Zeugnisses seine Glaubwürdigkeit, dann ist auch, folgert V. weiter, von der anderen nicht viel zu halten, davon nämlich, daß Cicero des L. Bücher verbessert habe. Nähme man aber trotzdem an, es sei etwas Wahres an der Sache, so gehe aus den Worten des H. noch nicht hervor, daß es gerade das Werk „*De rerum natura*“ gewesen sein müsse, das C. einer Korrektur unterzogen. Übrigens sei auch ganz unsicher, welcher C. die Emendation oder Herausgabe des Buches besorgt habe. Marcus, an den man doch zuerst denke, lasse nirgends in seinen Schriften erkennen, daß er des L. Hauptwerk eifrig studiert habe; hätte aber Quintus zum Unterschiede von seinem Bruder genannt werden sollen, dann war doch gewiß die Beifügung des Pränomens erforderlich. Somit entbehre des H. Zeugnis einer zuverlässigen Grundlage. — Gleichwohl bespricht nun Valk die verschiedenen Ansichten, die sich an die Annahme knüpfen, daß des L. Dichtung unvollständig sei, und formuliert sie ungefähr folgendermaßen: 1. die Bücher *De r. n.* seien, wie die ältesten L.-Kritiker aus einer (jedoch verdorbenen) Varro-Stelle schließen wollten, bloß ein Teil des Lucrez-Gedichtes. Neuere Forscher (wie Kannengießler, Masson und Marx) behaupteten freilich, daß nur das VI. Buch vom Dichter nicht ganz zum Abschlusse gebracht worden sei. V. billigt diese Vermutung nicht, meint vielmehr, L. habe sein im V. Buche (V. 155) gegebenes Versprechen, später *De deorum sedibus* handeln zu wollen, jedenfalls noch am Ende des VI. Gesanges erfüllt und

an die Schilderung der Pestseuche die Bemerkung geknüpft, daß die Götter unbekümmert um so häßliche Geschöpfe wie die Pest, welche sie doch unmöglich hervorgebracht haben können, fern von den Menschen *in intermundiis* ein glückseliges Dasein führten. Derart war nach V. der Schluß des Werkes, der aber schon dem alten Exemplare, dessen Abschrift Poggio auffand, gefehlt haben soll. Ohne Zweifel ist diese Hypothese geistreich ausgedacht und es spricht einen namentlich die Idee an, daß L., wie er am Ende des I. Teiles seiner Dichtung dargelegt (III. Buch): *mortem nihil ad nos esse*, den II. Teil mit der Versicherung geschlossen habe (VI. Buch): *deorum potestatem nihil ad nos pertinere*; ein Beweis hiefür läßt sich natürlich aus unserer Überlieferung nicht erbringen. — 2. Das Werk des L. sei insoferne unvollständig, als die letzte Hand des Verfassers vermißt werde (Lambin). Trotzdem Cicero viele Stellen geglättet habe, fänden sich noch manche Härten. Die Mängel gibt V. zu, aber er führt sie auf die schlechte Überlieferung zurück. — 3. L. selbst habe eine doppelte Rezension seiner Dichtung veranstaltet; die spätere, welche noch Spuren der ersten zeige, hätten wir vor uns (Haverkamp, Eichstädt). Nach Forbiger gehe die zweite Rezension nicht auf den Dichter selbst, sondern auf einen Herausgeber aus der Zeit Marc Aurels zurück. Beide Gedanken betrachtet V. als widerlegt durch die Ausführungen von Orelli, Madvig und Bernays. — 4. Die Dichtung scheinere nicht im Zusammenhange von L. geschaffen, sondern stellenweise auf losen Blättern aufgezeichnet worden zu sein, die dann Cicero so zusammengefügt habe, wie er es für gut befunden; vieles sei dabei an den unrechten Platz gekommen und manches sogar verloren gegangen. Nach Lachmann, Stampini und Munro seien aber die ersten zwei Bücher vom Dichter ganz vollendet worden. Um die zuletzt geltend gemachte Ansicht zu widerlegen, untersucht alsbald V. — das ist der Hauptzweck seines Buches — alle von den L.-Herausgebern (seit Lachmann) ausgeschiedenen, umgestellten oder mit dem Zeichen einer Lücke versehenen Verse und bemüht sich zu zeigen, daß durch richtige (log. und psych.) Erklärung die Worte des Dichters in der Aufeinanderfolge, wie sie überliefert sind, größtenteils beibehalten werden können und verhältnismäßig nur selten durch unpassende Verse der Zusammenhang unterbrochen wird, also Lücken und Umstellungen nicht oft vorgenommen zu werden brauchen. Dementsprechend handelt V. im II. Kap. zuerst über Verse, die schon von früheren Kritikern gewissermaßen als platzberechtigt anerkannt wurden, im III. Kap. sodann über Stellen, die er selbst in Schutz nimmt, und im IV. Kap. über andere Partien, die nach seinem Urteile teils echt, teils unecht sind, oder die er anders als die L.-Herausgeber bessern will, und schließlich über Verse, die auch nach seiner Überzeugung lückenhaft sind oder umgestellt werden müssen. Es kann natürlich nicht meine Sache sein, alle von V. besprochenen Stellen durchzugehen; ich

will nur im allgemeinen bemerken, daß m. E. der Verfasser der Dissertation in der überwiegenden Zahl von Fällen das Richtige getroffen¹⁾ und jenen gegenüber, welche den L.-Text ohne eigentlichen Grund gerne in unzählige Teile zerpfücken wollten, mit großem Geschicke dardut, wie bei genauer Beachtung des Zusammenhanges und richtiger Erklärung der Worte des Dichters die überkommene Versfolge gerechtfertigt werden kann. — So bedeutet denn V. Arbeit auf dem Gebiete der L.-Exegese eine anerkennenswerte Leistung. Auch vom Standpunkte der Konjekturealkritik sind folgende Vorschläge Valks teils billigen-, teils erwägenswert: I 884 *pabula cum lapidi terimus*, II 105 zu interpungieren: *constituunt et cetera de genere horum. Paucula*. Nach II 186 setzt er Punkt, nach 187 Strichpunkt, nach 188 Doppelpunkt. II 162 wird *sensibu' seductum* (für *sedatum*) vermutet, II 784 in *umbris* (für *et omnis*). III 362 will er als Objekt zu *trahit*, als dessen Subjekt *sensus* gilt, *oculos* (V. 359!) auffassen. V 312 erscheint vorgeschlagen: *sibi quicque senescere credas*, VI 698 *et penetrare animam penitus res cogit aperta*. VII 771 will V. *multa cibo aequae sunt vitalia* und 778 *aspera sensu* geschrieben wissen. VI 1247 nimmt er *atque alias* statt *inque aliis* auf. Ferner ist seiner Meinung nach II 1139 und 40 nach 1149 zu stellen, III 615—23 nach 557, III 861—69 nach 831, IV 135 nach 132, V 764 zu tilgen (nicht 771), V 1343 zwischen 1341 und 1342 zu setzen, 1386 aber nach 1408 usw. Nicht klar sind mir die Bemerkungen zu II 923 und 1224—51.

Die Abhandlung läßt ein eifriges Studium der einschlägigen Literatur erkennen und ist in gutem Latein abgefaßt. Der Druck befriedigt vollkommen.

Kaadon.

Dr. Josef Fritsch.

Dr. Gustav Tischer, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Für die Einübung der gesamten Syntax; bearb. u. ergänzt von Dr. Otto Müller. 5. Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1901. Preis geb. 3 Mk. 80 Pf.

Die 5. Auflage dieses im XXXII. und XL. Bande dieser Zeitschrift besprochenen und als trefflich bezeichneten Lehrbuches hat eine vollständige Umarbeitung erfahren. Es besteht nunmehr aus zwei Teilen: den ersten bilden die Übersetzungsaufgaben für Quarta bis Obersekunda; der zweite zur Anleitung bestimmte Teil enthält von S. 1—31 die Anmerkungen, welche früher unter dem Texte ihren Platz hatten, ferner als neue Bestandteile von S. 32

¹⁾ Gut sind z. B. die Bemerkungen zu I 50—148, 464—70, 884, 998—1007; II 105, 189, 456—63, 655—59, 817—25; III 362, 526—47; IV 532, 1039, 1225—28; V 1091—1160 und VI 769—99.

bis 42 eine stilistische Unterweisung und von S. 43—120 eine Übersicht über die Satzlehre. Das durch synonymische Angaben bereicherte Wörterverzeichnis schließt das Buch ab.

Auch der Übungsstoff ist stark vermehrt, so daß jetzt auf die drei unteren Klassen je 50—60, zusammen 171 SS., der Rest, 111 SS., auf die drei höheren entfällt. Trotz dieser Vermehrung ist das Übungsmaterial namentlich für die unteren Stufen knapp bemessen. Auch der Herausgeber hat diesen Mangel gefühlt, hält es jedoch für hinreichend, wenn ein Teil der Zeit, welcher in der Schule zum Übersetzen ins Lateinische verfügbar ist, allwöchentlich etwa eine Stunde, zu einem mündlichen Extemporale verwendet wird. Bei diesem erwägenswerten Vorschlage obläge dem Lehrer die Aufgabe, das grammatische Wochenpensum in eine Erzählung zu kleiden, diese satzweise den Schülern zum Übersetzen vorzusagen und sie nach Ausbesserung der Fehler im Zusammenhange wiederholen zu lassen, so daß der Schüler die spröde Regel in der Form einer kleinen Erzählung nachhause tragen könnte.

Die Anordnung der Einzelsätze und der zusammenhängenden Stücke entspricht der in den Grammatiken üblichen Abfolge der Regeln. Die für die einzelnen Klassen entfallenden Pensa sind entweder durch die dabei stehenden Ziffern oder durch die Angabe der Abschnitte der Lektüre, an welche sie sich anschließen, gekennzeichnet.

In den neu hinzugekommenen Sätzen sowie in den zusammenhängenden Stücken — 15 sind im Anschlusse an Cornelius Nepos von Dr. Müller selbst, 37 über Cäsars Gallischen Krieg von einem nichtgenannten Kollegen des Herausg. angefertigt — ist der Inhalt und der sprachliche Ausdruck dieser Autoren in verständiger und gewandter Weise zu Übersetzungsaufgaben verwertet, so daß nur wenig, u. zw. in sprachlicher Hinsicht einer Verbesserung bedarf; so Stück 80 „Er sagte mit Verschmähung dieser Gelegenheit“. St. 7 „In Bezug auf welche Simonides geschrieben hat“. St. 60 „In Vergleich mit dem kein Bürger gerechter war“. St. 106 steht im Satze 20 und 21 „müssen“ statt des durch den deutschen Sprachgebrauch geforderten „dürfen“. St. 144 „Geiseln anferlegen“. Im 174. Stücke stößt man auf die tragikomische Wendung „Blutbäder anrichten“.

In den Anmerkungen finden die Schüler Verweisungen auf mehrere gramm. Lehrbücher, Anleitungen zum Übersetzen, Phrasen und lateinische Bedeutungen. Solche wie Senatoren *patres*, Herz *animus* u. ähnl. gehören besser ins Wörterverzeichnis. Auch viele gramm. Angaben wären besser weggeblieben, so beispielsweise 9, 15 „hielte“ Konj., 13, 23 „durch das Ansehen“ Ablativ, 43, 12 „in betreff“ *de*. Während so in nicht wenigen Fällen der Bequemlichkeit der Schüler in breitspuriger Weise Vor Schub geleistet wird, sind schwierige oder ungenaue Anmerkungen selten; es kommen hier nur zwei Stellen in Betracht: Anm. 11 „*concitato equo*“ im

24. Satze des St. 26 „Datames sprengte an die Feinde heran“. Der Tertianer wird mit diesen zwei Wörtern nichts anzufangen wissen, da ihm das Zeitwort abgeht und im Wörterverzeichnis die Übersetzung von „heransprengen“ nicht gegeben ist. Ungenau ist die Bemerkung zu Stück 86, S. 16 „Epaminondas stand auf dem Punkte, zum Tode verurteilt zu werden“. „Das Passivum einer bevorstehenden Handlung wird umschrieben durch das unpersönliche *in eo est, ut.*“ Denn das hier Gesagte gilt auch vom Aktivum.

Die stilistische Anleitung behandelt übersichtlich den Ersatz des Nomens und des Verbums, der Adverbien und Konjunktionen. Die Satzlehre ist nach dem auch für die Schule geltenden Grundsatz *legem brevem esse oportet* kurz und bündig dargestellt. Trotz dieser Kürze kann sie Anspruch auf Vollständigkeit und Klarheit machen, ja der Herausgeber nimmt nicht selten Anlaß, Anmerkungen zur Vertiefung des in den Regeln Gelehrten hinzuzufügen. In eingehender Weise ist auf den letzten 11 Seiten die Wortstellung und der Periodenbau behandelt, was namentlich hinsichtlich des ersten Punktes Nachahmung verdient, da ohne Kenntnis der Regeln über die Wortstellung das rechte Verständnis eines lateinischen Schriftstellers nicht möglich ist.

Die Ausstattung und der Druck sind gefällig. Druckfehler sind wenige zu verzeichnen. In St. 19 ist nach dem Worte „gelegt“ die Anm.-Ziffer „6“ ausgefallen, ebenso St. 58, 3. Abs., Z. 8 das Wort „sie“. In St. 20 sind die Anm.-Ziffern 27 und 26 umzustellen; in St. 134 bekommt das Wort „muß“ die Ziffer „12“ statt „11“.

Schließlich sei bemerkt, daß dieses sehr brauchbare Buch auch an unseren Schulen bei Übersetzungsaufgaben ins Lateinische gute Dienste leisten wird.

Teschen.

Hermann Bill.

Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.
 Von Prof. Dr. J. Hense. Zweiter Teil: Dichtung der Neuzeit. 3. Aufl.
 Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1902. XV und 466 SS.
 Preis br. 4 Mk., geb. 4 Mk. 50 Pf.

Ref. hat im Jahre 1898 in den Blättern dieser Zeitschrift die 2. Auflage besprochen. Ein Vergleich lehrt, daß vielfach Änderungen vorgenommen wurden: Erweiterungen, Verkürzungen, Verbesserungen. Die Lehrpläne von 1901 waren vor allem der Anlaß hiezu. Äußerlich betrachtet, wuchs das Buch von 436 Seiten auf 464 Seiten, der Preis erhöhte sich von 3 Mk. 20 Pf. auf 4 Mk.

Von wichtigeren Erweiterungen hebe ich hervor die Kapitel: „Die Sänger der Freiheitskriege.“ „Lessings kritische Werke“ (besonders Laokoon und Dramaturgie). Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen wurde — wie dies mehr und mehr üblich

wird — in breitester Weise anschaulich gemacht. Besonders dankenswert ist die Übersicht über hervorragende Dichter der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, womit auch einer immer häufiger erhobenen Forderung Rechnung getragen wurde. Daß dabei gewisse Produkte der Naturalisten als für Schule und Jugend ungeeignet beiseite gelassen wurden, verdient nur unsere Zustimmung. Weniger engherzig hätte der Verf. gegenüber einer klugen Auswahl aus 'Oberon' zu sein gebraucht, wie überhaupt die historische Bedeutung Wielands unterschätzt wird. Was die konfessionelle Seite des Werkes betrifft, so führte sie natürlich dazu, gewissen scharf pointierten Dichtungen gegenüber (z. B. 'Nathan') vorgezogen zu bleiben. Die Parabel von den drei Ringen wurde demgemäß diesmal ganz ausgelassen. Erfreulich ist dagegen, daß die Wertschätzung Heines, Wildenbruchs u. a. trotzdem ziemlich objektiv ausfiel. Erwähnenswert ist noch, daß von Herders 'Cid' nur eine Probe ('Der Cid im Tode') beibehalten wurde. Shakespeare ist in einen eigenen Anhang verwiesen, aber nur J. Cäsar, Koriolan und Macbeth werden etwas näher erörtert. Auf unsere österreichische Literatur wurde diesmal mehr eingegangen, aber Hamerling fand noch immer keine Aufnahme! Ein störender Irrtum (S. 458) läßt die Ebner-Eschenbach bereits gestorben sein.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze. Herausgegeben von Dr. Julius Naumann. 7. Auflage. 3 Teile. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. XVI u. 580 SS. Preis Teil I u. II geb. à 1 Mk. 50 Pf., Teil III 2 Mk.

Das in 7. Auflage erscheinende, rühmlichst bekannte Buch ist aus der Schulpraxis selbst hervorgegangen und hat sich von Auflage zu Auflage vervollkommnet. Der Verf. denkt bei der Benützung vorwiegend an jüngere Amtsgenossen und schwach veranlagte Schüler; aber auch andere werden aus den theoretischen Ausführungen, aus den Dispositionen und Musterbeispielen Belehrung und Anregung schöpfen. Sinnig und zutreffend ist schon das vorangestellte Motto: „Ich gebe Dir, mein Sohn, Das mögest Du mir danken, Gedanken selber nicht, Nur Keime zu Gedanken.“ (Rückert.) Der richtige Grundsatz, daß der jeweilige Aufsatz von Fall zu Fall „in gemeinsamer Arbeit von Lehrern und Schülern in der Klasse herausgearbeitet werden muß“, wird ausdrücklich betont. Ebenso wird aber auch zugegeben, daß man beiden Teilen hierin Freiheit und Selbständigkeit lassen müsse. In dieser neuesten Auflage wurden den alten Stoffen noch solche, die aus der Natur und dem täglichen Leben entnommen sind, hinzugefügt, so daß gegenwärtig folgende Gruppen vertreten sind: Erzählende Aufsätze (Inhaltsangaben, Lebensbeschreibungen), Beschreibungen und Schilderungen, Charakteristiken und Parallelen, philosophische Prosa (Entwicklungen [Chrie], Abhandlungen im engeren Sinne), endlich

rhetorische Prosa, besonders für Schülervorträge. Der III. Teil bringt vermischte Aufsatzstoffe und Aufgaben im Anschluß an die Lektüre, an die Natur und das tägliche Leben. — Alles in allem enthält das Werk 81 Beispiele und 212 andere Themen. Den Schluß bilden ein alphabetisches Register und „Stoffzeiger“. Auch die äußere Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Besondere Hervorhebung verdient, daß auf die einschlägige Literatur wiederholt hingewiesen und vor häufigen Fehlern gewarnt wird. In der Fremdwörterfrage wird ein vernünftiger Standpunkt eingenommen. Eigentümlich und vom Herkömmlichen abweichend ist, daß der Verf. zum historischen Thema nicht nur Erzählungen, sondern auch Beschreibungen zählt (S. 3, 35).

Die vielen lateinischen Kunstausdrücke (vgl. z. B. S. 235) könnten eingeschränkt werden. Mit der Auffassung und Verwendung der beiden Termini analytisch und synthetisch (S. 14 ff.) dürften sich trotz der dort angegebenen Gründe viele nicht einverstanden erklären. Die Dispositionen kranken m. E. noch zu sehr an der alten Schablone, wie ich überhaupt raten würde, auch im Aufsatzwesen statt der alten Meister der Logik und Rhetorik mehr die modernen Theoretiker und Muster zum Ausgangspunkt zu nehmen. Einige 'Musterbeispiele', die 6—8 Druckseiten umfassen, muß ich für die Schulpraxis als zu ausgedehnt erklären.

Wien.

Dr. Rudolf Löhner.

Schulausgaben englischer und französischer Autoren.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Band XIV. *Snowed Up! An adventure on Exmoor by Ascott R. Hope.* Mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. J. Klapperich. Glogau, Karl Fleming 1902. VI und 67 SS. Preis geb. Mk. 1·20. — Band XV. *Quinze jours à Paris par A. Lebrun.* Für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Philipp Rossmann. Mit 10 Abbildungen und 1 Plan von Paris. Glogau, Karl Fleming 1902. 85 SS. Preis geb. Mk. 1·50. — Band XVI. *Life and Customs in Old England from the Sketch Book of Washington Irving.* Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. J. Klapperich. Glogau, Karl Fleming 1902. VI und 88 SS. Preis geb. Mk. 1·40. — Band XVII. *La Bataille de Beaumont par M. Defourny, curé de Beaumont-en-Arçon.* Für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. Mit 1 Kärtchen. Glogau, Karl Fleming 1902. VI und 60 SS. Preis Mk. 1·40. — Band XVIII. *London Old and New. History, Monuments, Trade, Government.* Ausgewählt und mit erläuternden Anmerkungen herausg. von Prof. Dr. J. Klapperich. Mit 11 Abbildungen und 1 Plan von London. Glogau, Karl Fleming 1902. VI und 112 SS. Preis geb. Mk. 1·60. — Band XIX. *Dix petits Contes pour les jeunes filles.* Für den Schulgebrauch erläutert von Oberlehrer Dr. F. Lotsch, Elberfeld. Glogau, Karl Fleming 1902. 96 SS. Preis geb. Mk. 1·40.

Die von J. Klapperich begründete Sammlung schreitet rüstig vorwärts; 19 Bände liegen schon gedruckt vor und weitere sind in Vorbereitung.

Der Inhalt des XIV. Bandes ist kurz folgender: Zwei Schüler der V. Klasse (*fifth-form pupils*) eines Gymnasiums in der Nähe von Bristol unternehmen in den Osterfeiertagen einen Ausflug auf die Hochebene von Exmoor. Sie werden von einem heftigen Schneesturm überrascht und es wäre ihnen, da sie ohne Überröcke und Proviant sind, sehr schlecht gegangen, wenn sie nicht eine Hütte gefunden hätten, in der sie 24 Stunden fast ohne jede Nahrung bleiben müssen, bis der Besitzer derselben, der sich als ihr Professor des Lateinischen und Griechischen entpuppt, von einem ebenfalls verunglückten Ausfluge zurückkehrt und die ausgehungerten Gymnasiasten mit einem tüchtigen Male bewirtet. Trotz der etwas marktchreierischen Anpreisung „Humoristisch, unterhaltend, belehrend“, die im Prospekte zu lesen ist, verliert die Novelle in den Kapiteln III—IX, in denen von dem Treiben der beiden jungen Leute in der einsamen Hütte erzählt wird, an Interesse, da die Langweile, welche die eingeschneiten Helden empfinden, sich auch unwillkürlich des Lesers bemächtigen muß. Auch leidet die Erzählung an Unwahrscheinlichkeiten; so wird im V. Kap. erzählt, daß einer der Knaben sich völlig entkleidet vom Fenster in dem mannshoch um die Hütte aufgetürmten Schnee stürzt, um darin wie im Wasser zu schwimmen (!). Der Hauptvorzug des Buches liegt in der Form, nämlich in der flüssigen, ungezwungenen Sprache, die dem Schüler eine gute Vorstellung von dem *Colloquial English* gibt. Die zahlreichen darin enthaltenen Zitate aus Dickens, Scott usw., die im Prospekte ebenfalls als Vorzug des Buches bezeichnet werden, haben wohl für den Engländer, der seine Klassiker kennt, einen gewissen Reiz, sind aber für den deutschen Durchschnittsschüler meist völlig bedeutungslos. Die „Anmerkungen“, die sich sowohl auf die Erklärung der Realien als auch auf die Verdeutschung der idiomatischen Wendungen beziehen, sind vollkommen zweckentsprechend. Die Aussprache von *Taunton* wird mit „tänten“ angegeben; häufiger wird wohl „tönten“ ausgesprochen. Die Redensart *to come in for something*, die in der Stelle S. 6, Z. 30 mit „etwas passiert einem“ übersetzt wird, kommt S. 5, Z. 5 in einer anderen Bedeutung vor, die vom Verf. übersehen wird (*we left the road, partly led astray by a false report of a meet of the staghounds, which we hoped to come in for without going too much about*). Ich vermisse ferner die Erklärung von *turnpike* (S. 5, Z. 7) und den Hinweis auf den colloquialen Gebrauch des Imperatives mit dem Subjektspronomen (z. B. S. 22, Z. 6 *you go first and try*).

Das Bändchen kann schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes gelesen werden.

Das Bändchen „*Quinze jours à Paris*“ ist ein Führer durch Paris mit novellistischer Einrahmung. Ein junger deutscher Abiturient kommt nach Paris, um seine Osterferien in einer ihm schon von früher bekannten französischen Familie, bestehend aus einer Witwe und drei Kindern, zuzubringen und sich dabei Paris gründlich anzusehen. Der älteste Sohn der Witwe, ein junger Mediziner, übernimmt meist die Führerrolle, wiewohl auch die anderen Mitglieder der Familie sich bemühen, dem jungen Deutschen, der fließend französisch spricht, so viel als möglich von Paris zu zeigen. Man muß gestehen, daß es dem Verf. gelungen ist, eine Schrift zu schaffen, die dem Leser nicht nur die Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt vorführt, sondern ihn auch auf angenehme Weise über Geschichte, Einrichtungen und Schulwesen Frankreichs belehrt. Wie aktuell der Inhalt des Buches ist, erhellt daraus, daß wir in das *Institut Pasteur* Einblick gewinnen und daß wir dem im Jahre 1899 stattgefundenen Brande der *Comédie française* beiwohnen. Das Künstliche und Gemachte tritt nirgends stark hervor; störend ist nur, daß überall, wo eine fachmännische Erklärung nötig ist, wie z. B. im *Louvre* (S. 12—16), auf dem Friedhofe *Père Lachaise* (S. 25—28), im *Panthéon* (S. 46—49), ein Bekannter des Mediziners auftaucht, um die verlangten Aufklärungen zu geben. Die zahlreichen deutschen Anmerkungen des Herausgebers (S. 58—85) bilden eine treffliche Ergänzung zu dem Texte, in welchem begreiflicherweise vieles vom Standpunkte des Franzosen als bekannt vorausgesetzt wird. Außer den auf S. 85 berichtigten Druckfehlern sind noch folgende Versehen stehen geblieben: S. 20, Z. 25 *il construit* (st. *il a construit*), S. 25, Z. 3 *maitre* (st. *maître*).

Das in einem getrennten Hefte dazu erschienene Wörterbuch (24 SS.) berücksichtigt den gesamten Wortschatz des Textes. Die Redensarten hätten etwas genauer berücksichtigt werden können; so fehlt die Übersetzung von *cela revient au même* (S. 4, Z. 17), *pour sûr* (S. 17, Z. 34). Ferner bedeutet *convenir* nicht nur „übereinkommen“, sondern auch „zugeben“ (S. 43, Z. 10 *Les jeunes filles comprirent et convinrent qu'elles avaient mal lu*).

Der Text bildet eine geeignete Lektüre für die mittleren Klassen unserer Oberrealschulen, Mädchenlyzeén usw.

Band XVI enthält folgende das Leben und die Sitten in England behandelnde Skizzen des bekannten und wegen seines feinen Stiles geschätzten *Sketch Book* von Washington Irving: *Rural Life in England*, *The Country Church*, *The Widow and her Son*, *Christmas*, *The Stage Coach*, *Christmas Eve*, *Christmas Day*, *The Christmas Dinner*. Die deutschen „Anmerkungen“ (S. 69—88) erläutern in verständnisvoller Weise die sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten des Textes. Ref. erlaubt sich, nur einige wenige Berichtigungen und Ergänzungen dazu zu machen: S. 70

green lanes, das erst zu 9, 33 erklärt wird, findet sich schon 3. 33. — S. 71 „*cant phrase*, nichtssagende Redensart“. Das Wort *cant* bedeutet, wie der Herausgeber selber sagt, die „Redeweise einer besonderen Gesellschaftsklasse“, daher heißt *cant phrase*, eine ihrer eigenen Gesellschaft angehörige, d. h. für andere unverständliche Redensart. — S. 78 „*parlour*, Empfangszimmer“; lies: Wohnzimmer! „*lurking waggery*, schlaue Schalkhaftigkeit“; *lurking* heißt doch „lauernd, versteckt“. — Folgende Ausdrücke hätten noch eine Anmerkung verdient: in sprachlicher Hinsicht S. 5, Z. 10 *genial*, S. 35, Z. 17 *he was very particular* (ebenso S. 47, Z. 36); in sachlicher Beziehung S. 37, Z. 17 *hall* (im anderem Sinne S. 52, Z. 21), S. 46, Z. 5 *sideboard*, S. 50, Z. 34 *passage*, S. 54, Z. 17 *parish-officers*, S. 57, Z. 18 *minstrelsy*, S. 59, Z. 1 *college-hall*, S. 60, Z. 6 *butler*, S. 66, Z. 9 *clothes-presses*, *wardrobes*.

Das XVII. Bändchen bringt eine lebendige Darstellung der für die Franzosen so verhängnisvollen Schlacht bei Beaumont (30. August 1870) aus der Feder eines Augenzeugen, M. Defourny, des damaligen Pfarrers von Beaumont. Das 5. französische Corps Faily, das sich in der Gegend von Beaumont in absoluter Sicherheit glaubte, wurde mitten in der friedlichen Beschäftigung des Abkochens von deutschen Granaten überrascht, und als es sich überraschend schnell zum Kampfe geordnet hatte, war es schon zu spät, das Vordringen der Deutschen aufzuhalten. Der Verfasser beklagt sich über die Unwissenheit der französischen Offiziere, die keine Karten hatten und sich über das Studium nur verächtlich aussprachen; einer von ihnen sagte dem Pfarrer folgende verblüffende Worte (S. 4): „*Chez nous, on n'encourage nullement l'étude; et l'on se moque même de ceux qui travaillent: aussi sont-ils rares; chez nous, la science ne mène à rien*“. Die Sorglosigkeit der französischen Kommandanten ist geradezu fabelhaft. Als ein Ortbewohner dem französischen General meldet, daß die Preußen im nahen, nur 2 km entfernten Walde seien, sagt er: „*Mon cher ami, vous devez vous tromper; ce sont quelques hulans que vous aurez vus*“. Selbst als schon Kanonenschüsse ertönen, sagt einer der bei der Tafel sitzenden Stabsoffiziere: „*Ce n'est rien; ce sont probablement nos artilleurs qui exercent*“ (!).

Der anziehende, gut geschriebene Text, dessen Verständnis durch 11 Seiten Anmerkungen und eine Kartenskizze gefördert wird, eignet sich sehr gut als Klassenlektüre für die oberen Klassen aller höheren Lehranstalten.

„*London Past and Present*“ enthält 27 Kapitel aus verschiedenen modernen einschlägigen Werken, die teils die Geschichte Londons von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage darstellen, teils die wichtigsten Bauwerke, Plätze, Straßen, Parke, Decks sowie den Handel und Verkehr, die Verwaltung usw. der englischen

Hauptstadt in anschaulicher und fesselnder Form beschreiben und schildern. Ein Artikel (X. *London under Charles II compared with London in the Nineteenth Century*) ist der *History of England* von Macaulay entnommen und Kap. XVI enthält das kleine Gedicht *Composed Upon Westminster Bridge* von Wordsworth. Die 11 Abbildungen und ein Plan Londons tragen zur Belebung des Gelesenen wesentlich bei. Die meist sachlichen „Anmerkungen“ des Herausgebers (S. 95—112) sind den Bedürfnissen der Schüler vollkommen angepaßt.

Der Text kann in den oberen Klassen zur Lektüre bestens empfohlen werden.

Der Herausgeber des XIX. Bändchens schreibt in der „Vorrede“, daß die von ihm ausgewählten, nur für Mädchenschulen bestimmten Erzählungen kurz, einfach und natürlich gehalten und „frei von jenem, bei französischen Jugendschriftstellern oft vorkommenden, moralisierenden Ton“ seien. Sehen wir uns nun den Inhalt der einzelnen Erzählungen an! I. *Le sansonnet*: Besserung eines reichen, eigensinnigen Mädchens durch einen Vogel; III. *La pièce d'or*: Zwei junge *Auvergnats* werden durch Ehrlichkeit zu reichen Handelsherren; IV. *Nedji la bohémienne*: ein in einem Hause aufgenommenes Waisenmädchen gewinnt durch Arbeitsamkeit und Aufopferung die Liebe aller; IX. *La petite Esther*: Ein junges, elternloses Mädchen kommt in das Haus ihres Onkels, eines Witwers, der zwei Kinder hat, und lernt, indem sie bei diesen die Mutterstelle vertritt, Selbstverleugnung und Geduld. Also gerade diese speziell für Mädchen bestimmten Stücke sind von jenem „moralisierenden Ton“ durchdrungen, den der Herausgeber hat vermeiden wollen. In das Reich des Phantastischen gehört VII. *Marie*: die Adoptivtochter einer braven Portiersfamilie in Paris, die auf Kosten einer vornehmen Dame erzogen wird, fällt vor Schrecken tot nieder, als sie in der Königin Marie Antoinette, die zum Schaffot geführt wird, ihre Gönnerin erkennt. Unwahrscheinlich ist V. *La bonne Mitche*: eine Hündin rettet ein kleines in der Wiege schlafendes Kind aus einem brennenden Hause. Die übrigen vier Erzählungen sind die besten und passen ebenso für Knaben wie für Mädchen: II. *L'épingle* (Lebensgeschichte des Bankiers Lafitte); VI. *Le preneur de rats* (Der Rattenfänger von Hameln); VIII. *L'oncle d'Amérique* (der amerikanische Onkel bringt statt des vermeintlichen fabelhaften Reichtums nur einen Papagei und einen Affen zurück); X. *Ni violon, ni pianiste* (Eine Gesellschaft vertreibt sich in Ermangelung eines Klavier- oder Violinspielers die Zeit durch verschiedene Spiele).

Der leichte Text, dessen geringe Schwierigkeiten in den „Anmerkungen“ (S. 88—96) sorgfältig erläutert werden, bildet eine passende Lektüre für die Mittelstufe höherer Mädchenschulen.

The Alhambra by Washington Irving. Mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen in Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. gänzlich umgearb. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. VI und 146 SS. Dazu ein Heft „Anmerkungen“ (24 SS.). Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die vom Herausgeber aus W. Irving's „Alhambra“ ausgewählten Abschnitte enthalten Beschreibungen des Alhambrapalastes und seiner Hauptteile, die Irving aus eigener Erfahrung kannte, da er dort einige Monate wohnte; eingestreut sind drei Erzählungen, die dem Verf. an Ort und Stelle mitgeteilt wurden, nämlich *The Adventure of the Mason*, *Legend of the Three Beautiful Princesses* und *Legend of the Rose of the Alhambra*. Folgende Stelle hätte als für die Schule unpassend ausgeschieden werden sollen: *the Moorish king . . . consoled himself with the idea that three daughters at a birth were pretty well for a man somewhat stricken in years, and left-handed!* (S. 103). Die Anmerkungen sind teils sachlicher Art, teils bestehen sie aus Worterklärungen, Ausspracheangaben und grammatischen Belehrungen, welche letztere oft in Form von an die Schüler gerichteten Fragen eingekleidet sind. Einige Bemerkungen seien mir zu dem Kommentar gestattet: S. 4. „Beachte die abweichende Stellung des Adverbs *often*“ (S. 20, Z. 8 *As these men have often their whole fortune at stake upon the burden of their mules*). Diese „abweichende“ Stellung der Adverbia ist auch sonst zu finden: S. 19, Z. 20 *The dangers of the road produce also a mode of travelling resembling the caravans of the East*; S. 65, Z. 11 *The good dam Antonia fulfils faithfully her contract*. — S. 7. „Irving nimmt an der Zusammenstellung der Wörter desselben Stammes *gathered together* keinen Anstoß“. Nicht nur Irving, sondern auch alle anderen englischen Schriftsteller wenden gern alliterierende Bindungen an, um so mehr als viele derselben, wie z. B. *gather together* in der Bibel und bei beliebten Dichtern vorkommen und später allgemeines Erbgut der Sprache geworden sind. — S. 14 „*wear and tear* (Abnutzung und Zerreißen) zerstörender Einfluß“. Warum wird nicht darauf hingewiesen, daß diese beiden Wörter durch den Reim zusammengehalten werden?

An Druckfehlern habe ich noch folgende bemerkt: S. 30, Z. 7 *trcncher*, S. 43, Z. 20 *thc*, S. 62, Z. 2 *ourself*, S. 133, Z. 14 *teuder*.

G. A. Henty, *Wulf the Saxon. A story of the Norman conquest*. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Reinhold Besser. Wien, F. Tempsky 1903. 119 SS. Preis geb. 1 K 70 h. Hiezu ein Wörterbuch (43 SS.); Preis 60 h.

Dieses Bändchen der Freytag-Tempskyschen Sammlung bringt in gekürzter Form einen der vielen historischen Romane Hentys, die sämtlich irgend eine wichtige Begebenheit aus der englischen

Geschichte mit einer anziehenden Erzählung aus dem gewöhnlichen Leben verbinden. Der Inhalt ist kurz folgender: Sir Wulf Steyning, Page, dann Ritter im Dienste des Earl Harold, begleitet diesen auf seiner unfreiwilligen Reise in die Normandie, wo ihn der Herzog Wilhelm schwören läßt, daß er sich stets als Lehensmann des Herzogs betrachten werde. Als Harold nach dem Tode Eduards des Bekenners den englischen Thron besteigt, wird Wulf zum Grafen erhoben, macht die für Harold verhängnisvolle Schlacht von Hastings mit, erhält für einige dem Sieger geleistete Dienste einen Landbesitz und heiratet die Tochter eines normännischen Edelmannes. Henty gibt seiner Sprache einen altertümlichen Charakter, indem er vielfach die nicht mit *do* umschriebene verneinte oder fragende Form des Verbs anwendet (z. B. S. 1 *saw you not*, S. 2 *what means this altercation?*); zuweilen verfällt er aber in einen etwas nachlässigen, vertraulichen Stil: S. 1 *The young was strongly built*, S. 4 *Wulf has been to my smithy many times*.

Die „Anmerkungen“ (S. 97—117) bieten alle geographisch-historischen Angaben, die dem Schüler das Verständnis des Textes in sachlicher Beziehung erschließen können, und enthalten auch Übersetzungen schwieriger Stellen. S. 102 (zu S. 10, Z. 22) „*bethinking him*, absichtlich altertümlich statt *himself*“; noch mehr tritt das Altertümliche hervor in S. 54, Z. 28 *betake you to your estate*. Sprachliche Bemerkungen fehlen zu S. 14, Z. 34 *Sometimes he would sit in the private apartment of the prior* (vgl. S. 15, Z. 24 *Wulf would go down and listen to the talk of the travellers*), und zu S. 83, Z. 6 *great men were easy accessible*. Ein Verzeichnis der Eigennamen mit phonetischer Transkription beschließt das Buch (S. 118 f.).

Das dazu gehörige „Wörterbuch“ ist im großen und ganzen verläßlich. Ref. erlaubt sich, nur einige wenige Verbesserungsvorschläge und Ergänzungen hinzuzufügen: S. 3 „*abuse* (əbjū's)“; die Aussprache ist əbjū'z. — „*accomplish* (əka'mpliʃ)“; die moderne Aussprache ist eko'mpliʃ. — S. 17 „*to fit*, passend machen, einrichten, versehen usw.“; ergänze „*to fit oneself*, sich vorbereiten“ (S. 16, Z. 31 *fit yourself to be a wise lord*). — S. 20 zu *have* fehlt die Bedeutung „lassen“ (S. 17, Z. 14 *have my horse brought round at once*). — S. 26. Es fehlt *most*, das in unserem Texte zuweilen die ursprüngliche Bedeutung „größt“ hat (S. 12, Z. 4 *for the most part*; S. 20, Z. 11 *most part of the day*). — S. 28 zu *other* fehlt *another* (S. 20, Z. 3 *another two years*). — S. 36 „*some*, irgend ein“; ergänze „etwa“ (S. 11, Z. 10 *some twenty or thirty travellers*). — S. 39. Zu den Redensarten, die mit *time* gebildet werden, sind noch zu ergänzen *by this time* (S. 12, Z. 23) und *in an hour's time* (S. 17, Z. 15). — S. 40 „*towards* (to'wərdz)“; besser ist die Aussprache tə'dz. — S. 42. Es fehlt das Adjektiv *weakly* (S. 20, Z. 26 *having been very weakly*).

912 *Thiergen, Methodik des neuphil. Unterrichts, ang. v. F. Pejscha.*

An Druckfehlern habe ich nur gefunden: S. 23, Z. 11 *ant* (st. *and*); S. 39, Z. 17 *id* (st. *it*); S. 77 *hat* (st. *had*); S. 106 zurückschreckt; Wörterbuch S. 18 *dze'nezel*.

Das Bändchen bildet eine passende Lektüre für die oberen Klassen.

Shakespeare. Des Dichters Bild, nach dem Leben gezeichnet von Ad. Bekk. Paderborn, Ferd. Schöningh 1902. 141 SS.

Dieses Buch ist eine Erweiterung der Schrift desselben Verf. „William Shakespeare, eine biographische Studie, Festgabe zur 300jährigen Geburtsfeier des Dichters“ (München 1864) und scheint sehr lange in seinem Schreibtische gelegen zu sein, da es mit einem langen Schreiben an den im Jahre 1892 verstorbenen Friedrich Bodenstedt beginnt. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß sich darin manches Veraltete findet. So läßt sich der Verf. von der Autorität John Aubreys zu der Behauptung verleiten, daß Shakespeare in seinen jüngeren Jahren Schullehrer auf dem Lande gewesen sei (S. 35); ferner glaubt er, daß Shakespeares Sonette dem Grafen von Southampton gewidmet sind (S. 88 ff.), während es doch erwiesen ist, daß die Widmung „Mr. W. H.“ sich nur auf William Herbert, Grafen von Pembroke, beziehen kann. Aber das Buch hat einen Vorzug, der diese Mängel vergessen läßt. Da es ein von glühender Begeisterung für den Dichter und seine Werke durchwehtes Lebensbild Shakespeares entwirft, ist es in hohem Grade geeignet, diese Begeisterung auch auf den Leser zu übertragen und so die Zahl der Freunde des britischen Dichters zu vermehren.

Dankenswert ist der Anhang (S. 116—141), in welchem die Aussprüche Lessings, Herders, Goethes, Schillers, Jean Pauls, Tiecks, Ang. W. v. Schlegels, Schopenhauers, Friedrich Theodor Vischers und Gervinus' über den ästhetischen Wert der Werke Shakespeares zusammengestellt sind.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Methodik des neuphilologischen Unterrichts. Von Dr. Oskar Thiergen. Mit fünf Abbildungen im Texte. gr. 8°, VII u. 183 SS. Leipzig, Teubner 1902. Preis geh. 3 Mk. 60 Pf.

Seit Viötors Streitschrift „Der Sprachunterricht muß umkehren“ (1882) fehlte es nicht an methodischen Schriften über die Gestaltung und den Betrieb des Unterrichtes in den modernen Fremdsprachen. Es seien von umfangreicheren Arbeiten besonders erwähnt: Ohlerts „Methodische Anleitung zum Unterricht im Französischen“, das treffliche Werk von Dr. W. Münch (als V. Teil in

Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“, M. Bréals „L'enseignement des langues vivantes“ und für österreichische Lehrer der modernen Sprachen die vortrefflichen „Instruktionen für den Unterricht an Realschulen“ vom Jahre 1899, die in knapper, aber richtiger Weise den einzuschlagenden Weg zeigen. Der kleineren Schriften, die denselben Gegenstand behandeln oder streifen, gibt es Dutzende; sie alle haben den Weg zu bahnen beigetragen. Und so greift man nach einer umfassenden Methodik des Französischen und Englischen mit einem gewissen Mißtrauen, indem man sich fragt, ob nach den vielen Weisungen von hervorragenden Männern des Wissens und der Praxis noch bessere Lehren zutage gefördert werden könnten. Tatsächlich bringt Thiergens Methodik nichts Neues, aber sie bringt das Bekannte in leichtfaßlicher und durch Beispiele belegter Form. Hiedurch soll aber das Verdienst dieses Werkes nicht vorweg geschmälert werden; denn bei richtiger Beurteilung kann man aus jedem Buche Nützliches lernen.

Nach Erörterungen über die Anforderungen, die an die Neuphilologen in Bezug auf Wissen und Können gestellt werden, bespricht Th. die allgemeinen Pflichten des Lehrers hinsichtlich der Disziplin und der Forderungen, die er an die Schüler stellen darf; dann behandelt er die grammatisierende und die reformierte Unterrichtsmethode, zwischen denen er eine vermittelnde Stellung einzunehmen sucht, indem er die Licht- und Schattenseiten beider auseinandersetzt. Es folgen hierauf Belehrungen über Rechtschreibung, Lesen und Sprachfertigkeit. Zur Vermehrung des Wortschatzes will der Verf. durch Anführung möglichst aller bekannten Ausdrücke desselben Stammes beitragen. Für lateinlose Schüler dürfte jedoch dieser Vorgang den gewünschten Nutzen nicht abwerfen, da vom lateinischen Stammworte ausgegangen wird. — Wie die gewonnenen Vokabeln und Redensarten zu Gesprächszwecken verwendet werden können, wird durch einen Dialog veranschaulicht. Eine besondere Rücksicht wird auf den Anschauungsunterricht genommen und es werden Proben der Unterrichtsführung an der Hand Hölzelscher und anderer Wandbilder vorgeführt. — Bezüglich der Grammatik gibt Th. den richtigen Weg an, wie den überspannten Forderungen der extremen Reformen zu begegnen und der grammatikalische Unterricht für die Schüler verdaulich zu gestalten sei: anregende, zu diesem Zwecke verfaßte Lesestücke sollten den Stoff für die gramm. Analyse bieten. (Vgl. Instr. f. ö. R. S. 55 III. Gramm.) — Mit Recht erklärt Th., daß die Lektüre durch zu viele Erläuterungen aus der Grammatik für die Schüler unverdaulich werden und der Inhalt des Gelesenen Schaden leiden müßte. Diese Schädigung des Unterrichts ist an österreichischen Mittelschulen weniger zu befürchten, da hier Übungsstücke, welche für die gramm. Verwertung bestimmt sind, von Lesestücken gesondert werden. (Vgl.

Instr. f. B. S. 50, Lektüre und S. 57, al. 1). — Bezüglich der Synonymik und Etymologie rät Th. an, auf der Oberstufe systematisch einen Teil der Stunde der Erläuterung über Synonyma zu widmen. Dies könnte sich — nach der Meinung des Ref. — an der Hand der Lektüre vorteilhafter und mit weniger Zeitverlust tun lassen, wenn man die Schüler dazu anhielte, für derartige Belehrungen eine besondere Abteilung in ihren Vokabularien zur Verfügung zu haben, um das diesbezüglich durch die Lektüre Gewonnene dauernd festzulegen. — Bei der Erläuterung der Lektüre wird richtig von Th. zu einem planmäßigen Vorgange an jeder Anstalt geraten und ein kleiner Kanon zu diesem Zwecke gegeben. In den vorgeführten Probelektionen bei der Lektüre im Französischen wäre bei Th. zu bedenken, ob der Lehrer nicht zu viel, der Schüler zu wenig spricht. Auf der Oberstufe sollte das Verhältnis der sprachlichen Betätigung in der Klasse umgekehrt sein. Dieses Verhältnis wurde auch richtig in der englischen Probelektion eingehalten, da hier dem Schüler der größere Anteil am Sprechen zufällt. — Was über die Entwicklung der Sprache in einer Art Musterlektion gesagt wird, ist zwar recht bündig und verständlich zusammengefaßt, gehört aber in die Belehrung über Sprach- und Literaturgeschichte. Die Literaturgeschichte selbst will Th. sehr knapp behandelt wissen und spricht sich dafür aus, eine recht kurz gefaßte gedruckte Literaturgeschichte den Schülern in die Hand zu geben. Dies hieße aber die Schüler zum Nachsagen eines fertigen Urteils anleiten; besser ist es wohl, mit den Schülern ganze Werke oder wenigstens Bruchstücke von den hervorragendsten Vertretern einer Literaturperiode zu lesen, mit ihnen die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des Autors herauszusuchen und das Allerwichtigste aus dessen Lebensgeschichte hinzuzufügen. Das tabellarische Übersichtsbild der französischen und englischen Literatur ist zwar kurz, sollte aber in Anbetracht der geringen Zahl der Unterrichtsstunden noch knapper gefaßt sein. — Ein großes Gewicht legt der Verf. auf das Lernen und Rezitieren von Gedichten, Reden usw., u. zw. nicht bloß in den Unterklassen, sondern auch auf der Oberstufe; das sei der eiserne Bestand, an den man sich auch später im Leben mit Freuden erinnere. Diese Anschauung wird gewiß von allen Neuphilologen gebilligt werden. — Mit Unterweisungen über Stil- und Aufsatzübungen, die die Anfänge dieser Art von Schularbeit bis zum Abschluß des Unterrichtes an der Mittelschule behandeln und in denen für die Reifeprüfung ein leichter Aufsatz verlangt wird, schließt Thieryen's eigentliche Methodik. Als Anhang ist ein Vortrag Dr. Cossacks über „Ein Jahr Erfahrungen mit dem Lehrbuch der englischen Sprache von Boerner-Thieryen“ beigegeben. Fassen wir die Ausführungen zusammen, so kommen wir zu dem Resultate, daß Thieryen's Methodik zwar nicht neue Wege für die Behandlung des modernen fremdsprachlichen Unterrichtes eröffnet.

aber die methodischen Werke anderer hervorragenden Neuphilologen durch Ausführung von Einzelheiten belebt und dieselben im praktischen Unterrichte verwerten lehrt. Darin liegt die Existenzberechtigung des besprochenen Werkes und der Nutzen, den es bringen kann. Und wegen dieses für die Schule sich ergebenden Vorteils sei es allen Neuphilologen bestens empfohlen; sie werden neben Altbewährtem auch Neues finden, das sie leicht in Praxis umsetzen können.

Wien.

F. Pejscha.

Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Grundriß von Ludwig von Sybel. Zweite, verb. Aufl. mit 8 Farbentafeln und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1903. gr. 8°, XII u. 484 SS.

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug dieses groß angelegten Werkes ist die klare, übersichtliche Anordnung des behandelten Stoffes. Dazu gesellt sich ein steter Hinweis auf die einschlägige Literatur und ein ausführliches Register. Der gewaltige, in seiner Art einzig behandelte Stoff erfuh vonseiten des Autors folgende Einteilung in drei Zeiträume: Die Zeit des Orients, die Zeit der Hellenen, die Zeit der Römer bis Justinian. Jeder dieser Zeiträume ist in drei Perioden geteilt. — Die Zeit des Orients findet eine weitere Aufklärung dadurch, daß in der ersten Periode die Schilderung der Grundlagen aller Kunstentwicklung vorgenommen wird, zunächst die Stufe des Holzbaues in den verschiedenen Gebieten. Als Konsequenz daraus folgt die Epoche des Monumentalbaues in Chaldäa, Ägypten und in den als „nördliche Zone“ zusammengefaßten Gebieten Kleasiens und der naheliegenden Inseln. Hieher werden auch noch Sizilien, Italien, sowie Mittel- und Nordeuropa gezogen. — Die zweite Periode umfaßt das zweite Jahrtausend. Als Einleitung dient eine Schilderung der uralten Karawanenstraßen, die als Weltstraßen charakterisiert sind. Der Verf. spricht mit vollem Rechte von einer „Epoche des Weltverkehrs“. Sehr treffend sagt S., daß sich in den Ländern des ägäischen Meeres der Ring des Weltverkehrs in seiner ersten Epoche schließe und Verf. bezeichnet die Landschaft Argos als den Hauptherd einer ägäischen Kultur. Als Individualität von großer Bedeutung sind hier Tiryns und Mykenä zu nennen. Von Interesse sind die Schlußausführungen dieses Kapitels, die den leidenschaftlich empfundenen naturalistischen Darstellungen von Jagdszenen in der ägäisch-mykenischen Kultur gerecht werden. Es wird der Einfluß derselben auf die gleichzeitige und etwas spätere ägyptische Kunst gekennzeichnet. Diese konnte sich infolge der freundlichen Aufnahme, welche mykenische Kunstschöpfungen der genannten Art in Ägypten fanden, auf die Dauer gar nicht einer

starken Nachahmung entziehen. — Die dritte Periode behandelt die Zeit des assyrischen Weltreiches. Der Gesamttitel „Orientalen und Hellenen im Wettbewerb“ bezeichnet die ganze Zeit. Im letzten Abschnitt wird die Fernwirkung der frühägyptischen Kunstübung auf die übrigen europäischen Länder gestreift.

Der zweite Teil: Die Zeit der Hellenen, führt als erste Periode den altertümlichen Stil an. Dieser erfährt seine Schilderung in drei Kapiteln, welche 1. die Epoche der Marmorbilderei und des Steintempels behandeln, 2. die Epoche der jüngeren Tyrannis, 3. die Perserzeit.

Als Einleitung zur Epoche der Marmorbilderei und des Steintempels dient uns ein Weltbild, das mosaikartig aus den wichtigsten Kulturländern, Ägypten, Assyrien und Babylon an der Spitze, zusammengesetzt ist. Im folgenden Hauptabschnitte begegnen uns die ersten griechischen Künstlercharaktere aus Chios, Samos, Kreta und Cypern, sowie die ältere Vasen- und Tafelmalerei; letztere tritt uns schon mit sicheren Malernamen entgegen. In der Marmorskulptur finden sich Jünglingsgestalten, Gewandstatuen und Sitzbilder. Die Entwicklung des hellenischen Steintempels in seiner alten Form bildet einen eigenen Abschnitt. — Die Epoche der jüngeren Tyrannis beschäftigt sich zunächst mit Peisistratos und Kyros einerseits und Polykrates anderseits, sowie mit den gleichzeitigen Künstlererscheinungen. — Als dritte Epoche wird die Perserzeit geschildert und die damalige Entwicklung der Kunst in Hellas und seinen Kolonien. Eine merkwürdige Rolle spielt dabei das iberische Elche.

Die zweite Periode behandelt die Zeit der großen Meister, beschäftigt sich zunächst mit der „Vorblüte“, dann mit der „Epoche des Phidias“, mit der Epoche des korinthischen Stiles und endlich mit der des Praxiteles. — Es würde zu weit führen, hier auf die einzelnen Namen und die von ihnen geschaffenen, von späteren immer weiter entwickelten Typen einzugehen: es gehört gerade dieses Kapitel zu den wertvollsten und schönsten des ganzen Buches. — Die dritte Periode: „Die Welt seit Alexander“ fällt zusammen mit der Epoche des Hellenismus, jener großen, in gewissem Sinne modern anmutenden und bis zur größten technischen Vollendung gesteigerten Entwicklung griechischer Kunst, wenn wir so sagen dürfen, griechischer Kunstfertigkeit. Diese Epoche, nicht die vorausgehende, ist die für alle Folgezeit so recht intensiv befruchtende. Nicht nur wir, auch noch das nächste Jahrtausend wird an den großen künstlerischen Errungenschaften jener Zeit Anteil haben. Der Reichtum unserer Museen an antiken Plastiken ist der hellenistischen Zeit zu danken. Die am längsten lebensfähige Form und Konstruktion der antiken Architektur, deren Kombinationsfähigkeit hellenistische Künstler für die Römer erprobten — sie wird in dieser Zeit zur Vollendung gebracht.

Der dritte Teil: Die Zeit der Römer gliedert sich in die drei Perioden der Republik, der Kaiserzeit und der Kunst im Dienste der Weltreligion.

Die Periode der Republik wird charakterisiert durch den einzig dastehenden Kunstraub der Römer, den diese in nie dagewesener Ausdehnung in allen Ländern des Mittelmeerbeckens ausführten. Sehr interessant gestalten sich die beiden großen Kapitel: Die griechische Kunst im Dienste Roms und Die Epoche des Sulla und Pompejus. Architektur und Plastik, besonders aber auch die Malerei jener Zeit werden uns hier erschlossen. — Die zweite Periode hat zur Einleitung den stolzen Namen Cäsar. — Der große Abschnitt: Von Augustus bis Hadrian behandelt den Zeitabschnitt, der das unscheinbare Rom der Republik in die Wunderstadt verwandelte, deren armselige melancholische Steinreste uns kaum einen schattenhaften Begriff von der einstigen Pracht zu geben imstande sind. — Eine treffliche Bezeichnung für die Kunst vom zweiten Jahrhundert an ist der Name „Römischer Barockstil“. Die eigentümlichen Umformungen der hellenistisch-römischen Kunst jener Zeit mögen wohl auf orientalischen Einfluß und auf die allzu menschliche Sucht, noch nie Dagewesenes zu bieten, zurückzuführen sein. Einen guten Begriff von der enormen Ausdehnung dieses wohl arrondierten Riesenreiches der Kunst gibt uns die Übersicht über einige Hauptwerke. Im letzten Unterkapitel erscheint schon die altchristliche Kunst behandelt. — Die dritte Periode: „Die Kunst im Dienste der Weltreligion“ ist identisch mit der Epoche Konstantins und der Justinians. In der ersteren, der Zeit des großen Kaisers selbst, wird auch Ravenna mit den dieser Stadt eigentümlichen Baulichkeiten aus der Zeit des Theodosius und des Theodorich geschildert. — Die Epoche Justinians beschäftigt sich mit den späteren Bauten Ravennas und Konstantinopels und der eigenartigen, immer dekadenter werdenden Dekoration derselben, die später einen so mächtigen Einfluß auf die arabische Dekorationsweise nehmen sollte.

Nach der Absicht des Verf.s sollte diese Weltgeschichte der Kunst neben der üblichen ethnographischen und systematischen Darstellungsweise die echt historische in ihr Recht setzen, welche den Stoff nach Epochen ordnet, damit die Entwicklung rein vor das Auge trete, „das Werden der Weltkunst“. Daher stehen die Denkmäler der ägyptischen Baukunst zu Karnak und der frühgriechischen von Mykenä nebeneinander, weil sie zeitlich und geschichtlich zusammengehören, ebenso wie die Blüte Assyriens und Babyloniens mit dem Auftreten der Hellenen. Samothrake, Pergamon, Pompeji und Rom werden vereinigt und verglichen, um über die Alexanderzeit und die Diadochen Klarheit zu schaffen; ebenso wird der römischen Kaiserzeit das Altchristliche und Frühbyzantinische eingefügt. S. sagt ganz richtig, daß sich in solch

epocheweiser Zusammenfassung der gleichzeitigen Erscheinungen die Weltgeschichte zu einem großen Schauspiele gestaltet, in welchem ein zahlreiches Personal über die Bühne geht und ein buntes, doch immer geordnetes und übersichtliches Bild vor Augen führt. Im ersten Zeitraum, als in der Exposition, treten die Völker einzeln auf, um bereits im zweiten das Zusammen- und Gegenspiel zu eröffnen. Dann wird die Behandlung immer einheitlicher, bis sie den Leser endlich auf breitem Strome gemach dahinträgt. — Der vom Verf. beabsichtigte Grundriß einer solchen Weltgeschichte der Kunst scheint uns sehr glücklich gelöst. S. bezweckt wirklich Kunstgeschichte, nicht Denkmälerbeschreibung oder Künstlergeschichte. Als Vorbedingung jener stellt er die stilkritische Darstellung der Denkmäler auf. Wie erwähnt, sind die Angaben über die neuere Literatur sehr reich. Die Abbildungen gehen zum allergrößten Teile auf neue photographische Aufnahmen zurück und stammen die Clichés von unserer berühmten Wiener Firma Angerer u. Göschl. So sorgfältig der Textdruck ist, so sind doch leider die Clichés nicht so für den Druck hergerichtet, daß man von einem Illustrationsdruck reden könnte. Der Mangel an Kontrasten macht sich leider allenthalben stark fühlbar. Um Autotypen gut zu drucken, bedarf es eines vorzüglichen Illustrationsdruckers, dem das sog. Zurichten im Gefühle liegt. — Zu erwähnen ist, daß das Werk die neue Rechtschreibung verfolgt und daß die ganze Ausstattung eine vornehme ist.

Wien.

Rudolf Böck.

Günther Siegmund, *Astronomische Geographie.* (Sammlung Göschen, 92. Bd.) Leipzig 1902.

Der Verf. bespricht im ersten Abschnitte Wesen und Entwicklungsgang der astronomischen Geographie. Er steckt ihr bedeutend engere Grenzen als der mathematischen und kennzeichnet als ihre Aufgabe die Ermittlung der Gestalt und Größe der Erde, die Untersuchung ihrer Bewegung im Raume und die Methoden der geographischen Ortsbestimmung. Der Darstellung ist der geschichtliche Werdegang der Wissenschaft zugrundegelegt. Sie gliedert sich in drei Teile. Der erste handelt von den Wahrnehmungen, die der Beobachter unter Beibehaltung seines Standortes auf der Erde und dem Himmel anzustellen in der Lage ist. Er schließt mit einer Erörterung der Zeitbestimmung und einer Beschreibung der wichtigsten Beobachtungsinstrumente. Der zweite befaßt sich mit den Beobachtungstatsachen, die sich bei Veränderung des Standpunktes in der Richtung der Meridiane und Parallelkreise ergeben. Darauf folgen die Beweise für die Kugelgestalt der Erde, die Ortsbestimmung auf ihr und die Schilderung des Verfahrens, die Form

der Erde genauer zu bestimmen. Als dritten Abschnitt können wir die Auseinandersetzungen über die Entfernung der Himmelskörper von der Erde, die Weltsysteme, die Gesetze der Planetenbewegung und das Gravitationsgesetz auffassen. Das klar geschriebene Buch gewährt auf kleinem Raume einen vielfach recht in die Tiefe gehenden Einblick in eine Wissenschaft, deren Probleme der Verf. in seinem Handbuche der mathematischen Geographie in erschöpfender Weise behandelt hat.

Wien.

J. Müllner.

K. Koppes Anfangsgründe der Physik mit Einschluß der Chemie und mathematischen Geographie. Für höhere Lehranstalten nach den preuß. Lehrplänen von 1901 bearbeitet von Dr. A. Husmann, Professor am Gymnasium in Brilon. Ausgabe B. II. Teil: Hauptlehrgang. Mit 252 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer farbigen Sternkarte. Essen, G. D. Baedeker 1902.

Bei der Bearbeitung des Buches sind die Gesichtspunkte maßgebend gewesen, ein Buch zu schaffen, das nur den unbedingt erforderlichen Unterrichtsstoff enthält und dem heutigen Stand der Forschung und der Didaktik gerecht wird. Es wurden mehrfache Reduktionen und Abkürzungen im Ausdrucke vorgenommen, namentlich sind weitläufige technische Auseinandersetzungen sowie schwierige und langwierige Rechnungen fallen gelassen worden. Ebenso ist auf eine genauere Behandlung der einzelnen chemischen Elemente verzichtet worden; auch wurden die Tabellen auf das notwendigste beschränkt.

Hingegen wurden den wissenschaftlichen Forschungen und den neueren Anschauungen mehrfache Ergänzungen gewidmet, ebenso erscheinen in methodischer Hinsicht mannigfache Verbesserungen an dem Buche angebracht; so sind die Erscheinungen der magnetischen und galvanischen Induktion aus der Bewegung gegen die Kraftlinien abgeleitet worden. In ersterer Beziehung wäre zu erwähnen, daß die Lehre vom Potential wissenschaftlicher und ausführlicher behandelt erscheint, daß das Wesentlichste über die absoluten Maße und Dimensionen angegeben wurde, daß ferner die neuere Theorie der Elektrolyse, die Theorie des osmotischen Druckes und a. m. sachgemäß und schulgerecht behandelt ist.

Anerkennend hervorzuheben ist auch der Umstand, daß an die Stelle einiger alten und unzureichenden Figuren neue getreten sind, daß weiters eine übersichtliche, mehrfarbige Sternkarte dem Buche beige-schlossen wurde.

Zweckentsprechend wäre es gewesen, die Theorie des galvanischen Elementes auf Grund der neuesten Forschungen (osmotischer und Lösungsdruck) zu geben. Lobenswert hervorzuheben ist die gelungene Erörterung der Lehre von den elektrischen

Schwingungen und die Anwendung derselben auf die Funkentelegraphie.

In einem eigenen Abschnitte sind die Endergebnisse der physikalischen Forschung in übersichtlicher Weise zusammengefaßt; auch ist die Zusammenstellung der absoluten Maßeinheiten vorgenommen worden. Schließlich finden wir in dem Buche eine recht anregend geschriebene geschichtliche Übersicht. Auch das Verzeichnis der in der Physik vorkommenden Fremdwörter nebst deren Erklärung ist in didaktischer Beziehung als wertvoll anzuerkennen.

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 129—133.
Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

In dem ersten der vorliegenden Hefte wird die wichtige allgemeine Methode, partielle Differentialgleichungen zu integrieren, welche Johann Friedrich Pfaff 1815 veröffentlicht hat, aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von Kowalewski. In dieser Arbeit wird das Integrationsproblem der partiellen Differentialgleichungen in voller Allgemeinheit gelöst, aber auch eine Theorie der totalen Differentialgleichungen entwickelt, die mit dem Namen des berühmten Analytikers immer verknüpft bleiben wird.

In Nr. 130 wird die berühmte Schrift über Pangeometrie von N. J. Lobatschewskij übersetzt und herausgegeben von Heinrich Liebmann. Lobatschewskijs Schrift bezieht sich somit auf die nichteuclidische Geometrie, in welcher die Aufgabe gestellt wird, zu untersuchen, wie sich die Lehrsätze der euclidischen Geometrie abändern, wenn die Annahme fallen gelassen wird, daß es durch einen Punkt außerhalb einer Geraden in der durch den Punkt und die Gerade bestimmten Ebene nur eine einzige Gerade gibt, welche die erste Gerade nicht scheidet. Die Darstellung des berühmten russischen Mathematikers ist eine klare und wird durch die dem Buche vom Herausgeber beigegebenen Anmerkungen noch wesentlich vereinfacht.

In Nr. 131 ist die 14. und 15. Reihe der Experimental-Untersuchungen über Elektrizität von Michael Faraday von Prof. A. J. v. Oettingen herausgegeben worden. Dieselben beziehen sich auf die Natur der elektrischen Kraft oder Kräfte, auf die Beziehung zwischen magnetischen und elektrischen Kräften, auf eine Bemerkung über die Elektrizitätserregung im Voltaschen Strome. In der 15. Reihe wird über den Charakter und die Richtung der elektrischen Kraft des Gymnotus gesprochen. Besonders lehrreich sind die Beobachtungen über die Natur der elektrischen Kraft, denn sie bilden die Grundlage der späteren Forschungen auf diesem Gebiete, die von Maxwell, Hertz, Boltzmann u. a. vorgenommen wurden.

Mit Nr. 132 werden den Physikern die epochemachenden Abhandlungen von Th. Andrews über die Kontinuität der gasförmigen und flüssigen Zustände der Materie und über den gasförmigen Zustand der Materie (herausgegeben von Artur v. Oettingen und dem Japaner Kenji Tsuruta) dargestellt.

Über die Wichtigkeit dieser beiden Arbeiten sich zu verbreiten, wäre überflüssig, haben ja diese wesentlich dazu beigetragen, die Erscheinungen, welche Flüssigkeiten und Gase darbieten, wesentlich Klärung zu bringen.

Nr. 133 enthält die Abhandlungen zur Bahnbestimmung der Kometen von J. H. Lambert, deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von J. Bauschinger. In diesen Abhandlungen wird allgemein über die Eigenschaft der Kometenbewegung abgehandelt, wobei auch die verschiedenen Methoden zur Bestimmung einer parabolischen Kometenbahn aus den Beobachtungen und einige wesentliche Eigenschaften der elliptischen Bahnen der Kometen und Planeten angegeben werden. Daran schließen sich Bemerkungen über die scheinbare Bahn der Kometen. In den Anmerkungen zu diesem Bändchen der Klassiker der exakten Wissenschaften finden wir allgemeine Bemerkungen über die vorgetragenen Probleme, ferner eine Besprechung der Bahnbestimmung der Kometen vor Lambert, die Würdigung der Verdienste Lamberts um das Problem der Bahnbestimmung der Kometen, die Erörterung der Bahnbestimmung nach Lambert bis Olbers. Die speziellen Anmerkungen werden das Verständnis des in den Abhandlungen vorgetragenen Gebietes fördern.

Leitfaden für den Unterricht in der Experimentalphysik an Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien. Nach dem Lehrbuche der Physik von E. Budde bearbeitet von Dr. J. Kiessling, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums. Mit 272 Textabbildungen. Berlin, Paul Parey 1902. Preis 5 Mk. 50 Pf.

Das Lehrbuch der Physik von Budde erschien im J. 1878 und erscheint nun — freilich in formeller und sachlicher Weise sehr geändert — in einer den gegenwärtigen Forderungen des Schulunterrichtes entsprechenden Form. In der Mechanik ist die eigenartige Anordnung des Lehrstoffes unverändert geblieben, also die Einteilung in die beiden Abschnitte, welche von der Mechanik des Punktes und jener der Systeme handeln. Ganz geändert wurde der von der Elektrizität handelnde Abschnitt, ebenso wurde die Lehre von der Wärme und vom Lichte an vielen Stellen anders gestaltet. Im Anschlusse an die historische Entwicklung ist der induktiven Darstellung der Vorzug vor anderen gegeben worden. Die Experimente, welche ausgeführt werden sollen, sind nur kurz angedeutet worden. Der Verfasser beabsichtigt nämlich, dem vor-

liegenden Leitfaden ein experimentelles Hilfsbuch beizugeben, das einen experimentellen Kommentar zu allen im Leitfaden angeordneten Versuchen bilden soll.

Im einzelnen hätte der Ref. folgendes zu bemerken: Gleich im Beginn der Mechanik ist der Begriff der Dimension überhaupt, jener der Geschwindigkeit im besonderen gegeben worden; auch wurde auf die graphische Darstellung des Weges und der Geschwindigkeit Rücksicht genommen. Es war ganz zweckmäßig, im Anschlusse an die gleichförmige progressive Bewegung die gleichförmige, drehende Bewegung darzustellen. Daß auf die grundlegenden Ideen von Galilei und Newton eingegangen wurde, kann nur gebilligt werden. In sehr großer Klarheit ist der Begriff der Masse und der Kraft dargestellt worden. In der schiefen Wurfbewegung ist die Gleichung der Wurfkurven abgeleitet worden, aus ihr sind dann die weiteren Folgerungen gezogen. Die Lehre von der Gravitation ist in einem eigenen Abschnitte behandelt. Es wird die Berechnung der Wirkung einer homogenen Kugel vorgenommen, ferner die Bestimmung der Gravitationskonstanten, jene der Massen der Himmelskörper gelehrt und auf das Phänomen der Ebbe und Flut Rücksicht genommen. Sehr ansprechend ist der Abschnitt über die Arbeit im allgemeinen, die im Gravitationsfelde im besonderen (mit Bezugnahme auf den Potentialbegriff) behandelt werden. Mittelst des Arbeitsbegriffes war der Verf. auch imstande, die Theorie der schwingenden Bewegung zu behandeln. Es muß als zweckentsprechend bezeichnet werden, daß der Verf. die Drehungsgesetze auch auf die Bewegung der Atwoodschen Fallmaschine in Anwendung brachte. Recht klar sind auch die Erscheinungen der Präzession des Kreisels und der Erdachse dargelegt worden. In der Lehre vom Stöße wäre die Zuhilfenahme des Prinzipes der Arbeit auch vorteilhaft gewesen. Daß in kurzer Weise die Bewegung eines exzentrisch gestoßenen Körpers berücksichtigt wurde, kann nur gebilligt werden. Das Archimedische Prinzip hätte in allgemeinerer Weise mittelst der Stevinschen Betrachtungen dargelegt werden sollen. Ganz merkwürdig erscheint es dem Ref., daß in einem neueren Lehrbuche der Physik statt der jetzt überall gebräuchlichen Ventil luftpumpe die ganz veraltete Kolbenluftpumpe aufgenommen erscheint. Von großem Interesse ist in jenem Abschnitte, der von der Aerodynamik handelt, die Erörterung der Gesetze der Flugbewegung. Die Darstellung derselben rührt vom Oberlehrer Ahlborn her. Es wird die schwebende Luftbewegung als eine seitwärts fortschreitende Fallschirmbewegung erklärt. Es ist nur wichtig, daß der Schwerpunkt des Flugkörpers innerhalb einer bestimmten Grenze vor dem Massenmittelpunkt der symmetrisch gestalteten Flugfläche liegt.

Die Wellenbewegung wird sowohl theoretisch als auch graphisch dargestellt. Das Prinzip der Interferenz hätte ausführlich dargestellt werden sollen. Dem Ref. erschien es zweckmäßig, das

Prinzip von Huyghens schon an dieser Stelle und nicht erst in der Lehre vom Lichte zu geben. Die kurze Deduktion des Gesetzes, daß ein Körper, der stehender Schwingungen fähig ist, nur dann zum Mitschwingen erregt wird, wenn er von Wellen getroffen wird, deren Schwingungsdauer seiner eigenen gleich ist, ist sehr instruktiv. — In der Lehre vom Hohlspiegel ist auch des Falles gedacht worden, daß der Einfluß der Spiegelöffnung in Rechnung gezogen wird. Die Theorie der Minimalablenkung in einem Prisma wird nicht gegeben, sondern experimentell dargestellt, ein Vorgang, den wir für den Mittelschulunterricht ausreichend erachten. Bei der Darlegung der optischen Instrumente wäre es wichtig gewesen, nicht nur Hauptstrahlen und achsenparallele Strahlen in den Kreis der Betrachtungen zu ziehen, sondern auch den Gang von Strahlenbündeln zu betrachten und graphisch darzustellen. — Sehr genau ist die Farbenlehre und Spektralanalyse behandelt worden. Die Verhältnisse der Farbenempfindungen werden auf Grund der von Helmholtz 1867 aufgestellten Hypothese erklärt. — Eingehender, als es in dem vorliegenden Buche geschehen ist, hätten die chemischen Wirkungen des Lichtes erörtert werden sollen.

Die theoretische oder physikalische Optik ist in dem Buche zu ihrem Rechte gekommen. Ein besonderer Abschnitt ist der Betrachtung der Farbenercheinungen der Atmosphäre gewidmet worden. Die Theorie des Regenbogens wurde nach dem Vorgange von Cartesius gegeben; es wäre angezeigt gewesen, auf die Interferenz-, bzw. Beugungstheorie dieser Erscheinung, wie sie von Pernter in elementarer Weise gegeben wurde, einzugehen.

Didaktisch vollkommen korrekt erscheint dem Ref. die Darstellung der Wärmelehre in dem vorliegenden Buche. Die Prinzipien der mechanischen Wärmetheorie sind genau angegeben worden. Das von Poisson angegebene Gesetz zwischen den Volumina eines Gases und der Drucke, unter denen dasselbe bei der adiabatischen Zustandsänderung steht, ist auf elementarem Wege abgeleitet worden. Die Prinzipien der kinetischen Gastheorie sind in dem Buche enthalten; ebenso wurde auf die meteorologischen Erscheinungen und deren Erklärung Bezug genommen.

In der Lehre vom Magnetismus wird sehr bald auf die von Faraday in diese eingeführten Begriffe eingegangen. Nicht vollständig richtig ist das magnetische Potential in einem Punkte eines magnetischen Feldes definiert. Dieses stellt nämlich jene Arbeit dar, die aufgewendet werden muß, um einen Einheitspol von der Unendlichkeit in diesen Punkt zu bringen, nicht — wie der Verf. sagt — von einem Punkte außerhalb des Feldes in den betrachteten Punkt. Genauer hätte auch erörtert werden sollen, wie die Kraftkomponente aus der Potentialdifferenz an zwei Stellen gefunden werden kann; die diesbezügliche Stelle (S. 299, Z. 7 v. u.) ist nicht vollkommen streng. — Als ziemlich ungenau muß auch das bezeichnet werden, was über die magnetischen Messungen

gesagt wurde; sich auf spätere Deduktionen zu berufen, wie es hier bezüglich der Ableitung der Gleichung der Gleichgewichtsbedingung für die Tangentenbussole geschehen ist, halten wir didaktisch verfehlt. — Die Einführung des Begriffes der Dielektrizitätskonstanten ist in dem vorliegenden Buche im Anschlusse an das Coulombsche Gesetz vollzogen worden. Zweckmäßiger wäre es gewesen, von der Dielektrizitätskonstanten zu sprechen, wenn die Lehre von den Verstärkungsapparaten der Elektrizität abgehandelt wird; dann hätte sich auch Gelegenheit geboten, mehr über diese wichtige physikalische Größe, deren Bedeutung und Bestimmung zu sagen. In recht klarer Weise wird der Satz erläutert, daß elektrisches Gleichgewicht für alle Teile einer auf der Oberfläche eines Leiters ausgebreiteten elektrischen Ladung nur dann eintreten kann, wenn die Ladungsstärke längs der Oberfläche überall denselben Wert hat und daß zufolge dieses Gleichgewichtsgesetzes bei verschiedener Krümmung auch die Dichtigkeit der Ladung verschieden sein muß. Leider ist auch in diesem Buche der Potentialbegriff mit dem Begriffe der Feldspannung vermengt worden, wodurch sich manche Unklarheiten ergeben. Es wäre einmal an der Zeit, daß die Herren Autoren der physikalischen Lehrbücher genauer die Arbeiten von Maxwell und Thomson sowie von Mascart und anderen Physikern zu Rede ziehen, um in begrifflicher Beziehung korrekt vorzugehen.

Recht unzweckmäßig ist der Begriff der elektrischen Kapazität erläutert worden; immerhin wäre besonders der wesentliche Unterschied zwischen der elektrischen Kapazität und der Wärmekapazität hervorzuheben gewesen. Nicht methodisch ist es, die Lehre von den Elektrisiermaschinen jener von den Kondensatoren nachzustellen und zwar aus dem Grunde, weil die Experimente mit den Kondensatoren nur mit Zuhilfenahme einer intensiven Elektrizitätsquelle, wie es eben eine Elektrisiermaschine ist, gemacht zu werden pflegen. Die Erklärung der Wirkungsweise der Maschine von Wimshurst, deren Aufnahme in das vorliegende Buch vollständig gebilligt werden muß, verdient anerkennend hervorgehoben zu werden. Mit der gesonderten Stellung der Elemente der Potentialtheorie in diesem Buche kann sich der Ref. nicht einverstanden erklären; der Begriff des Potentials ist im Anschlusse an die Erörterung des Coulombschen Wirkungsgesetzes einzuführen und konsequent zu benützen, um die Erscheinungen der Elektrizität, in erster Linie der Elektrostatik zu erklären und die Gesetze in mathematische Form zu bringen. Gleichzeitig wird es sich dann empfehlen, gleich an dem betreffenden Orte auf die elektrischen Maße des näheren einzugehen. — Die Erscheinungen der galvanischen Elektrizität werden durch die Betrachtung des Voltaschen Elementes eingeleitet, wie es für den Unterricht wohl als recht zweckentsprechend angesehen werden kann. — Auf einige neuere Anschauungen in der Elektrochemie hätte der Verfasser Rücksicht

nehmen sollen; es wären in dieser Beziehung namentlich die Forschungen Ostwalds zu erwähnen, die heute kaum mehr von der Hand gewiesen werden können. Sehr zutreffend sind die elektromagnetischen Wirkungen des Stromes dargestellt worden; die Faustregel wird ähnlich wie die Daumenregel mit Vorteil angewendet werden, wenn es sich um die Richtungsbestimmung der magnetischen Kraftlinien handelt, die einem gegebenen Strome entsprechen. Die Faustregel erfährt auch eine Erweiterung in der Weise, daß, wenn die Richtung der zur Faust gekrümmten Finger der rechten Hand die Stromrichtung eines kreisförmigen Stromes angeben, die Richtung des gestreckten Daumens die Richtung der Kraftlinien des eingeschlossenen magnetischen Feldes bestimmen. In dem Abschnitte, der von den Bestimmungstücken des galvanischen Stromes, deren gegenseitigen Abhängigkeit und deren Maßbestimmungen handelt, findet man in sehr ansprechender Weise das magnetische Maß für die Stromstärke erörtert und das Wesentlichste über die technischen Einheiten dargestellt. Von den Kirchhoffschen Gesetzen der Stromverzweigung werden mehrfache Anwendungen gemacht. Am Schlusse dieses Abschnittes wird gezeigt, wie die elektromotorische Kraft eines galvanischen Elementes theoretisch aus der chemischen Energie der dabei in Betracht kommenden Reaktionen berechnet werden kann. Recht anschaulich sind die Vorgänge bei der Magnetoinduktion angegeben und in leicht zu merkenden Regeln gekleidet worden, von denen wohl die umfassendste jene von Faraday und Maxwell ist. Das Wesen der Selbstinduktion wird durch die Betrachtung der potentiellen Energie im magnetischen Felde begründet. Weiters wird von den Dynamomaschinen, vom Ruhmkorfschen Funkeninduktor gehandelt und im Anschlusse an diesen der Entladungserscheinungen in verdünnten Gasen, der Kathoden- und Röntgenstrahlen Erwähnung getan. Die Lehre von den elektrischen Schwingungen und Wellen werden in kurzer Weise skizziert. Auch der Teslaschen Entladungserscheinungen hätte in diesem Abschnitte gedacht werden sollen. Daß eine ökonomische Übertragung elektrischer Energie auf große Entfernungen erst durch die technische Vervollkommnung der Wechselstrommaschine und der Transformatoren möglich geworden ist, zeigt der Verf. im folgenden, ebenso bespricht er die für die Elektrotechnik so wichtige Teilung der elektrischen Energie. In einem Schlußkapitel wird — ausgehend von der Definition der Physik als der Lehre von der Übertragung und Umwandlung der Energie — auf die möglichen Umwandlungen der Energie, auf die Erörterung des Satzes von der Konstanz der Energie, auf die Quellen und die Zerstreung derselben des näheren eingegangen und zum Schlusse auf den belangreichen Satz Bezug genommen, daß die Welt sich einem Zustande nähert, in dem alle in ihr vorhandene Energie zu Wärme geworden ist und alle Wärme gleiche Temperatur hat, also unverwandelbare Wärme bleibt.

Jedenfalls befindet sich der Verf. in seinem Lehrbuche auf modernem Standpunkte, und man wird zugestehen müssen, daß es ihm gelungen ist, auch schwierigere Teile der Physik in leichter, anziehender und didaktisch richtiger Weise darzulegen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Der Äther. Vortrag, gehalten am 8. April 1902 zu Utrecht im Ferienkurse für Gymnasial- und Realschullehrer. Von Dr. V. A. Julius, Professor an der Reichsuniversität zu Utrecht. Aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. Mit 12 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Quandt & Händel 1902. 52 SS.

Was man nicht erklären kann, sagten ehemals Schüler einer Mittelschule beim Physikunterrichte, das sieht man in der Physik als Äther an. In der Tat gab es auch sehr viele Äther, einen für die magnetischen Wirkungen, einen solchen für die elektrischen Erscheinungen und zuletzt auch noch für das Licht und die strahlende Wärme; ja, wenn man in der Geschichte der Physik noch weiter zurückgreifen wollte, ebense einen Äther für das Verbrennen der Körper, wie für die Wärme überhaupt. Zu den verschiedensten Zwecken mußte eben eine neue Ätherart erfunden werden. Seitdem und zwar hauptsächlich seit den grundlegenden Untersuchungen von Faraday, Maxwell und Hertz sind die Verhältnisse wohl anders geworden und es scheint, daß man nunmehr in der Physik mit einem einzigen Äther sein Auslangen finden wird.

Mannigfache Wandlungen hat der Begriff des Äthers besonders in den letzten Jahrzehnten erfahren und eine Geschichte aller dieser Wandlungen enthält das vorliegende Büchlein.

Es beginnt mit der Darlegung der noch naiven Vorstellungen, wie sie Huyghens in seinem *Traité de la lumière* über das Wesen des Äthers entwickelt. Es schildert dann die Fresnelsche Anschauung, nach welcher die wesentlichste Eigenschaft des Äthers seine Unzusammendrückbarkeit ist, so daß in ihm nur transversale Schwingungen vorkommen können. Weiter werden die Cauchysche Dispersionstheorie, die älteren Versuche von William Thomson zur Bestimmung der Dichte des Äthers behandelt. Von besonderem Interesse ist die Darstellung der Schwierigkeiten, auf welche die Undulationstheorie des Lichtes bei der Erklärung der Aberration stößt, Schwierigkeiten, welche bekanntlich mit der Frage zusammenhängen, ob die Himmelskörper sich frei durch den Äther bewegen, ohne den geringsten Einfluß auf den in ihrer Umgebung befindlichen Äther auszuüben, oder aber im Gegenteil den Äther mitführen. Erwähnt werden ferner die Äthertheorie von F. Neumann, nach der die Lichtschwingungen in der Polarisationssebene vor sich gehen, die von Ketteler und Helmholtz, die die Farbenzerstreuung aus dem Mitschwingen der materiellen Teilchen und seiner Rückwirkung auf die schwingenden Ätherteilchen erklären. Den Schluß-

stein bildet jedoch die Kritik der elektromagnetischen Lichttheorie, insbesondere in ihrer weiteren Fortbildung als Elektronenlehre durch H. A. Lorentz, eine Anschauung, in welcher, wie der Verf. hervorhebt, die Möglichkeit liegt, ebenso die Schwerkraft und die allgemeine Gravitation, wie die sogenannten Molekularkräfte zu erklären, so daß durch sie die Einheitlichkeit in der Auffassung aller physikalischen Erscheinungen zur Wahrheit wird.

Diese kurze Inhaltsangabe möge genügen, zu zeigen, wie der Verf. die ganze einschlägige Literatur benützt, um das Wesen, die Vorzüge und die Mängel, kurz den geschichtlichen Entwicklungsgang jeder einzelnen Äthertheorie darzulegen. Ref. kann das anregende und lesenswerte Büchlein nach jeder Richtung allen Fachkollegen, die sich für die in ihm behandelten Fragen interessieren, aufs wärmste empfehlen.

Karolinenthal.

Dr. S. Oppenheim.

Dr. Thomés Flora von Deutschland; Österreich und der Schweiz in Wort und Bild. Mit 616 Pflanzentafeln in Farbendruck und zirka 100 Bogen Text. 2. Aufl. Gera, Verlag von Friedrich v. Zerschwitz 1903.

Von der allgemein verbreiteten und überall geschätzten Flora, die bekanntlich in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erscheint, liegt Ref. Lieferung 3—8 vor. Das Werk, in dem die neuesten Forschungen gewissenhaft verwertet werden, verbindet wissenschaftliche Genauigkeit mit allgemeiner Verständlichkeit und eignet sich daher nicht nur zur Anschaffung für Bibliotheken öffentlicher Anstalten, sondern es wird auch jedem Freunde der Botanik namentlich wegen seiner trefflich kolorierten und naturgetreuen Bilder die besten Dienste leisten. In den Lief. 3—8 sind die Gramineen und Cyperaceen behandelt. Das Werk wird vollständig 56 Lieferungen mit je 11 mustergiltigen Farbendrucktafeln umfassen.

Als Ergänzung desselben erscheinen „Die Kryptogamen“ von Prof. Dr. Walter Migula (als Band V—VII der Flora von Deutschland) in demselben Verlage. Von dieser bereits wiederholt angekündigten Kryptogamenflora erschienen bis jetzt 9 Lieferungen. Dieselben enthalten die Naturgeschichte der *Bryophyta* und zwar die Ordnung der *Sphagnaceae* (23 Spezies der einzigen Gattung *Sphagnum*), die Ordnung der *Andreaeaceae* (9 Spezies der einzigen Gattung *Andreaea*), die Ordnung der *Archidiaceae* (1 Spezies der einzigen Gattung *Archidium*) und die Ordnung der *Bryina*. Auch in diesen Lieferungen sind sowohl die kolorierten Habitusbilder, als auch die Zeichnungen einzelner Pflanzenteile sehr gelungen. Die Kryptogamenflora Dr. Migulas dürfte daher selbst hochgestellten Anforderungen entsprechen.

Dr. F. Schaar, Naturgeschichte für die erste Klasse der Mädchen-Lyzeen. A. Tierkunde. Mit 94 Abbildungen. Preis geb. 1 K 60 h. — B. Pflanzenkunde. Mit 57 Abbildungen. Preis geb. 1 K. Wien, Franz Deuticke 1902.

Die Lehrbücher sind für die erste Klasse der Mädchenlyzeen berechnet. Die Tierkunde enthält die Naturgeschichte der Säugetiere. Von jeder der 13 Ordnungen sind mehrere Vertreter beschrieben, die minder wichtigen Tiere kurz erwähnt. Am Schlusse jeder Ordnung sind die Ordnungscharaktere angeführt. Die den Text illustrierenden Bilder sind nicht durchwegs tadellos. Einige Säugetiere, die in unseren Gegenden nicht vorkommen, daher auch für die Schülerinnen der ersten Klasse von geringerer Bedeutung sind, wie das Dreibinden-Gürteltier, das Steppenschuppentier u. a. m. finden in dem Buche zu viel Berücksichtigung. Das biologische Moment ist entsprechend berücksichtigt, indem die Lebensweise mit der Gestaltung der Organe und der Färbung in Zusammenhang gebracht wird. Auszusetzen hätte Ref. nur, daß bei fast allen Tieren mit Ausnahme der bekanntesten Haustiere die Körpermaße angegeben erscheinen, z. B. Gemse: Körperlänge 1·1 m, wovon 8 cm auf den Schwanz entfallen; Schulterhöhe etwa 80 cm.

In der Pflanzenkunde bespricht der Verf. drei Familien der Monokotyledonen und 19 Familien der Dikotyledonen in der Weise, daß nach Tunlichkeit mehr als ein Vertreter eingehender behandelt wird; nur fallen hier die Ordnungsmerkmale weg. Es wurden meist großblumige Pflanzen mit nicht zu kompliziertem Blütenbau ausgewählt. Hier muß es befremden, daß die Cupuliferen und Salicaceen aufgenommen erscheinen, deren Vertreter (*Corylus*, *Salix fragilis* und *S. caprea*) so früh blühen, daß bei einem ersten Unterrichte in der Botanik kaum das Verständnis für den Blütenbau vorhanden sein dürfte. Auch wäre es angezeigt gewesen, dem Einflusse der Vögel und Insekten auf die Verbreitung und das Gedeihen der Pflanzen mehr Beachtung zu schenken und auf diese Weise die Kenntnis dieser Tiere anzubahnen.

Wien.

H. Vieltorf.

Ein Beitrag zur Jahnfeier am 15. Oktober 1902, dem 50jährigen Todestage des deutschen Turnvaters. Von F. Swillut. 4. Aufl. 10. Tausend. Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1902.

Über den in diesem Schriftchen behandelten Gegenstand hielt der Herausgeber als Schriftführer der Turnvereinigung Königsberger Lehrer am 19. März v. J. in einer Versammlung der Königsberger Lehrer einen Vortrag, worauf von verschiedenen Seiten der Wunsch laut wurde, diesen Vortrag anlässlich der Feier des 50jährigen Todestages des deutschen Turnvaters Jahn auch weiterem

Kreisen zugänglich zu machen. Aus diesem Gelegenheitschriftchen ging nun die uns in vierter Auflage vorliegende Arbeit hervor. Sie bringt das Wesentlichste und Wichtigste aus dem Leben Jahns und wird immerhin allen denen, die sich mit einer kurzen Zurechtfindung auf diesem Gebiete begnügen, recht willkommen sein; turngeschichtlichen Anforderungen aber dürfte sie kaum genügen. Schon der einzige Umstand, daß der Verf. bei dem sonstigen Streben, sein Schriftchen nur auf maßgebende Urteile zu stützen, die für jeden nur halbwegs Turngeschichtskundigen unumgänglichen Arbeiten Wassmannsdorffs, durch die das Verhältnis Jahns zu seinen Zeitgenossen, so insbesondere zu Guts Muths, wider so manche Irrtümer erst klargestellt wurde, gar nicht zu kennen scheint, setzt den Wert des Büchleins um ein Bedeutendes herab. Der Tadel muß um so offener ausgesprochen werden, als die Schrift sonst in den meisten Schulblättern Deutschlands übereinstimmendes Lob erfuhr und in turnerischen und in Lehrerkreisen einen auffällig raschen Absatz fand.

Hoffentlich wird die nächste Auflage diesem so offenbaren Mangel zugute der turngeschichtlichen Forschung abzuhelpen wissen.

Preußisches oder badisches Schulturnen? Eine Klarstellung von Dr. A. Sickinger, Stadtschulrat. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchdruckerei 1903.

Die vorliegende Schrift ist eine förmliche Ehrenrettung des badischen Schulturnens gegen den von Professor Wickenhagen in Rendsburg in der 11. Nummer des 1. Jahrganges der Monatschrift für höhere Schulen 1902 veröffentlichten Aufsatz: „Preußisches oder badisches Schulturnen?“ Der Verf. unternimmt es da, nachdem der Kampf zwischen den beiden Turnweisen den Weg durch die Fachblätter von ganz Deutschland gemacht hat, durch eigene Widerlegung der einzelnen Angriffe des Wickenhagenschen Aufsatzes in Sachen des Turnbetriebes, wie er tatsächlich im Großherzogtum Baden üblich ist, einige Klarstellung zu schaffen. Ob es ihm in allem und jedem so ganz gelungen ist, darüber werden wohl nur jüngste Erfahrungen mit praktischer Anschauung beider Betriebsweisen ein Urteil sich erlauben dürfen. Immerhin ist die Schrift klar und überzeugend geschrieben und dürfte unter den Fernerstehenden mit der fachlich strengen Objektivität, die sich sehr gut anläßt, dem badischen Schulturnen manchen Freund gewonnen haben. So hat sie auch Zweck und Pflicht ihrer Abfassung erfüllt und hoffentlich auch den weiteren der Turnsache keinesfalls förderlichen Kämpfen ein Ziel gesetzt.

St. Pölten.

J. Pawel.

Stotternde Kinder. Von Dr. med. Albert Liebmann, Arzt für Sprachstörungen zu Berlin. Berlin, Reuther u. Reichard 1903. 96 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf. (VI, 2. aus: Sammlung von Abhandlungen a. d. Gebiete d. pädagog. Psychologie u. Physiologie, herausg. v. Ziegler u. Ziehen.)

Eine gemeinverständliche Schrift, welche besonders die große Suggestibilität der Stotterer hinsichtlich ihres Übels würdigt und jedem Lehrer, der mit einem Stotterer unter seinen Schülern zu tun hat, bestens empfohlen werden kann; es wird gut sein, das Büchlein Eltern stotternder Kinder zu aufmerksamer Lektüre zu empfehlen. Aus den vorgeführten Krankengeschichten ist zu lernen, was Eltern und Lehrern zu tun zufällt; sie können derart nur Gutes stiften, womit Ref. nicht sagen will, daß sie die ganze Therapie jedenfalls selbst in die Hand nehmen sollen; den wesentlichen Forderungen, welche der Verf. an Lehrer und Eltern stellt, zu entsprechen, ist jedoch an sich schon von großer Wichtigkeit.

Über Körpererziehung und Volksgesundheit. Vortrag, gehalten a. d. 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad von Dr. med. Arn. Brandeis. (S.-A. aus „Gesunde Jugend“, II. Jahrg. 5./6. Heft.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1903. 22 SS.

Einer der nicht seltenen, leider im Prinzipie vollkommen berechtigten Mahnrufe nach gesünderer Volkserziehung: unser Schulsystem steht in der Tat auf einem „der Hygiene lange nicht Rechnung tragenden Standpunkte“.

Die Motivierung der Notwendigkeit von Konzessionen an die Hygiene wird in einigen großen und wichtigen Hinsichten in der Brochüre vorgeführt. Vereinzelte Seitenhiebe waren auf der „Naturforscherversammlung“ nicht am Platze, auch wären besser weggeblieben in absehbarer Zeit nicht realisierbare Wünsche.

Wenn sich der Verf. einst mit Einsetzung seiner eigenen Gesundheit durch lange Jahre im Kampfe mit dem starren Konservatismus der Schule und anderen schweren Hindernissen für die gute Sache abgemüht haben wird — dann wird er sich gewiß darauf beschränken, in absehbarer Zeit vielleicht erreichbare Detailforderungen zu verfechten und zu versuchen, sie mit Zahlennahme der verschiedenartigsten Mittel durchzudrücken. Dahin gehört z. B. die auch von ihm wiederholte wichtige Forderung: „Fort mit dem Nachmittagsunterricht“.

Wien.

Dr. Leo Burgerstein.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Lehre vom griechischen Perfektum.

Weigels Bearbeitung der griechischen Grammatik, die ich vor kurzem kennen lernte, und die Neuauflage von Schenkl's Elementarbuch, die mir noch nicht zugekommen ist, werden gewiß zu einer Anzahl von Einzelbemerkungen Anlaß geben. Fürs erste möchte ich darauf hinweisen, daß sich die Regel über das starke Perfektum, zumal wenn man an der völligen Abtrennung der Liquidastämme festhält, wesentlich vereinfachen läßt.

§ 100 hätte zu lauten: '1. Bei den Guttural- und Labialstämmen schließt, soweit sie überhaupt ein Perfektum bilden, der Perfektstamm in der Regel mit einer Aspirata, ob nun dieselbe ursprünglich oder erst durch Umwandlung nicht aspirierter Konsonanten entstanden ist. *ε* wird zu *ο*'. Als Beispiele wären dann (wohl in anderer Anordnung) anzuführen: *ἔτρομα, τέτρομα, κέκλομα, τέτριμα, πέπομα, κέκομα, γέγραμα, βέβλαμα, ἔσκαμα, ἦχα, ἦλλαχα, τέταχα, πεψύλαχα, κεκήρηχα, ἔρριμα, πέπραχα, δεδίωχα, ἔπιτηχα, κέκνυμα*. Mit kleinerem Druck können dann die Verweisungen für die Kompos. von *λέγω*, für *δρύττω* und *ἀνοίγω* gegeben werden. '2. Folgende stammabstufende Verba lassen den Stammaslaut unverändert: *λείπω, ἔλοιπα, πείθω, πέποιθα* (vertraue), *φεύγω, πέφευγα*. *σῆπω* und *τήχω* können wohl ebenso wie *φρίττω* zunächst bei Seite gelassen werden. Die Übergangung seltenerer Verba entlastet die Tertia und trägt so zur gründlichen Einübung des Häufigen und des Regelmäßigen bei.

Iglau.

Wilh. Weinberger.

Die Privatlektüre in den klassischen Sprachen¹⁾.

Fast in jedem unserer Gymnasial-Programme findet sich die Rubrik: „Absolvierte Lektüre“. Überblicken wir einmal die gelesenen Werke 1. nach dem Zeitalter ihrer Verfasser, 2. nach dem gebotenen Inhalt. Von den lateinischen Autoren gehören Nepos, Cäsar, Livius, Cicero, Sallust, Ovid, Vergil und Horaz sämtlich der Übergangszeit aus dem republikanischen in die monarchische Staatsform an. Tacitus allein repräsentiert äußerlich die Literatur des kaiserlichen Roms; seinen politischen Ansichten nach ist er ebenso aristokratischer Republikaner wie Cicero oder Livius. Die genannten Dichter des augusteischen Zeitalters, Ovid, Vergil und Horaz repräsentieren den Typus des höfischen Dichters, jeder in seiner Art. Die *ἀξυή* der genannten Autoren liegt nur wenige Dezennien voneinander, daher auch der Grundton ihrer Werke im wesentlichen der gleiche ist, wogegen die Obertöne individuelle Verschiedenheiten zeigen.

Was bieten nun die erwähnten Prosaiker und Dichter inhaltlich, soweit sie am Gymnasium gelesen werden? Nepos liefert ein dürftiges Bild einiger (griechischer) Feldherren und Staatsmänner, Livius im ersten Buche eine fatale Mischung von Sage und verfälschter Geschichte, Sallust im Iugurtha ein immerhin interessantes Bild verlotterter politischer Verhältnisse; Cicero erscheint in den gelesenen Reden als Typus des Advokaten mit all seinen Vorzügen und Schwächen und behauptet seine hervorragende Stellung im Gymnasiallehrplane noch immer aus rein sprachlichen, formellen Gründen. — Cäsar tritt dem Schüler als gewaltige, wenn auch oft gewalttätige Persönlichkeit entgegen, als zielbewußter Stratege und Politiker; nur sollte unter allen Umständen das 7. Buch gelesen werden, da es trotz der meisterhaft einseitigen Darstellung und in Vercingetorix den sympathischen Nationalhelden der Gegenseite vorführt, zu dem als Seitenstück 60 Jahre später Arminius auf den Plan tritt. — Ovid vermittelt die Kenntnis der griechischen und römischen Mythologie in der reizendsten Form und gewährt auch einigen Einblick in das Gemütsleben eines Römers der augusteischen Zeit. — Vergil und Horaz sind nicht bloß als gewandte Nachahmer und Interpreten griechischer Vorlagen, sondern auch wegen ihres Einflusses auf die deutsche und romanische Literatur von der größten Bedeutung.

Aus dem ersten Teile von Tacitus Annalen tritt dem Schüler die ausgeprägte Persönlichkeit des Tiberius entgegen. Besonderes Interesse mag es erwecken, wenn man an geeigneten Stellen darauf hinweist, wie trotz aller politischen Parteilärbung und teilweisen Voreingenommenheit des Schriftstellers die Größe des Herrschers, sein praktischer Sinn

¹⁾ Vortrag, gehalten in der philolog. Sektion des VIII. deutschen österreichischen Mittelschultages in Wien.

Wenn wir auch den Anschauungen des Verfassers nicht überall beipflichten, so tragen wir, um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen, keinen Anstand, den Aufsatz abzdrukken und seinen Inhalt in Diskussion zu stellen.

Die Redaktion.

seine Menschenkenntnis hervortritt. Dagegen erscheint mir der Gewinn aus der *Germania* des Tacitus nicht so groß zu sein, als er gewöhnlich angenommen wird. Eine gründliche Lektüre stößt auf eine solche Fülle von sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten, daß ein Universitätskolleg vollauf damit zu tun hat.

Curtius Rufus gehört zwar der von Anhängern der strengsten Observanz so verpönten „silbernen Latinität“ an, ist jedoch inhaltlich gewiß weit fesselnder als Nepos, da das Interesse an eine Persönlichkeit von welthistorischer Bedeutung geknüpft ist.

Im Griechischen steht die Sache anders. Die dargebotene Literatur umfaßt den Zeitraum von Homer bis Demosthenes. Wenn wir von Homer absehen, konzentriert sich die literarische Kost allerdings auch hier auf eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit hinsichtlich des Zeitalters der Autoren. Immerhin stehen Herodot und Demosthenes ungefähr 100 Jahre voneinander ab. So könnte denn ein schönes Bild der Zeitströmungen, der religiösen und politischen Anschauungen gewonnen werden, welche bis auf Alexander die herrschenden waren. Mit Alexander bricht jede weitere literarische Vermittlung jäh ab. — Bei der Homer-Lektüre kommt es vor allem auf umsichtige Wahl der zu lesenden Gesänge an, wenn überhaupt eine einheitliche Auffassung vom Gange der Handlung vermittelt werden soll. Eine überaus schätzenswerte Zusammenstellung der in Betracht kommenden Gesänge und Einzelstellen hat Primožić gegeben im Programm von Iglau 1891/92, womit zu vgl. Scheindler in der Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1885, S. 567 ff. — Die Ausweise in den Jahresberichten zeigen jedoch, daß leider die Lektüre Homers vielfach nur von äußeren Motiven hinsichtlich der Wahl der Gesänge beeinflußt wird.

Xenophon liefert ein ziemlich klares Bild der Verhältnisse in Vorderasien nach dem peloponnesischen Kriege; auch in kulturhistorischer und geographischer Hinsicht kann der Schüler gefördert werden, wenn die Abschnitte der *Anabasis* gelesen werden, welche über Armenien und das Land der Kurden handeln.

Auch die Herodot-Lektüre vermag, wenn nur rasch betrieben, Interesse zu erwecken. Zu der Auswahl aus den Büchern 6—9 mögen einzelne Episoden der früheren Bücher treten, wie sie in der Ausgabe von Hintner und besonders von Scheindler enthalten sind.

Dagegen vermag Demosthenes unsere Schüler nicht in dem Maße zu fesseln oder ihnen einen geistigen Gewinn zu verschaffen, der mit der angewandten Mühe im richtigen Verhältnisse stünde. Die dritte philippische Rede und einige Glanzstellen aus der Kranzrede würden meines Erachtens vollauf genügen. Es heißt dem Schüler zuviel zumuten, in derselben Klasse die rhetorischen Ergüsse Ciceros und die haarscharf zugeschliffenen Antithesen des attischen Redners über sich ergehen zu lassen. Und wie verzerrt ist das Bild, das uns der große Redner von seinem großen Gegner entwirft! Aus Demosthenes bekommt der Schüler keine deutliche Vorstellung von der Bedeutung und den Endzielen eines Philipp.

Von Platons Dialogen bilden Apologie, Kriton, Euthyphron den eisernen Bestand der Schullektüre. Mag auch der Schüler aus diesen Dialogen keine Vorstellung von platonischer Philosophie gewinnen, so ist doch die Persönlichkeit des Sokrates so plastisch herausgearbeitet, daß er eine bestimmte Vorstellung von diesem merkwürdigen Manne, wenn auch eine historisch anfechtbare, mit ins Leben nimmt.

Das Drama gelangt in abgeschlossener Form zur Kenntnis; eine Tragödie des Sophokles wird wohl an allen Gymnasien vollständig gelesen. In erster Linie empfiehlt sich Oedipus rex, da dieses Stück bedeutsam auf die deutsche Literatur eingewirkt hat.

Fassen wir nun zusammen, was dem Schüler im Verlaufe der Jahre an Lektüre geboten wurde, so ergibt sich folgendes:

a) Latein: Epos und Lyrik (Vergil, Ovid, Horaz) in mäßigen Umfange; von der römischen Elegie einige Proben (Ovid). — Das Drama ist ausgeschlossen. — Geschichtschreibung und Rhetorik (Nepos, Caesar, Livius, Sallust, Tacitus; Cicero). — Von den Historikern ist Livius stiefmütterlich behandelt, da seine Bedeutung aus dem zumeist gelesenen ersten Buche nicht erhellt.

b) Griechisch: Epos (Homer); die Lyrik ist ausgeschlossen; ein Drama; zwei Historiker und ein Philosoph.

Auf welche Weise sucht nun die Privatlektüre die durch die Schullektüre gewonnenen Kenntnisse zu vertiefen und bestehende Lücken anzufüllen?

Die seit dem hohen Minist.-Erlasse vom 30. September 1891, also seit Juli 1892 erschienenen Programme der deutschen Anstalten wurden fast alle von mir durchgesehen und die verzeichnete Privatlektüre registriert. Leider sind die gegebenen Daten außerordentlich ungleich und statistische Feststellungen dadurch erschwert. Nur wenige Anstalten publizieren keinerlei Ausweise über die Privatlektüre; in einigen Jahresberichten ist wiederum nicht ersichtlich gemacht, wie viele Schüler einer Klasse sich betätigt und welche Leistung der einzelne Schüler aufzuweisen hat. Sehr ausführlich äußern sich die meisten mährischen und böhmischen Programme, in denen, ebenso wie z. B. im Jahresberichte des Linzer Gymnasiums, die Namen der einzelnen Schüler samt ihren Leistungen verzeichnet sind. Um Raum zu sparen, empfiehlt sich der Vorgang der Wiener Anstalten, welche ohne Angabe des Namens die Zahl der Schüler verzeichnen, die ein bestimmtes Pensum absolviert haben. Man kann ja darüber verschiedener Meinung sein, ob die namentliche Anführung des Schülers nötig sei oder nicht. Perathoner hat bekanntlich in seinem Aufsätze in der Zeitschr. f. österr. Gymn. 1896, S. 1029 darauf besonderes Gewicht gelegt, da dadurch der Ehrgeiz der Schüler angespornt werde.

Welche Schriftsteller und in welchem Ausmaße finden wir vertreten?

I. Schulschriftsteller.

a) Lateinische: Nepos und Curtius häufig schon in der 3. Klasse in ziemlich ausgiebiger Weise. — Caesars bell. G. meist in

der 4. und 5. Klasse, doch auch in höherer. — Das 7. Buch wird noch immer zu wenig gelesen. *Caes. bell. civ.* meist in der 6. Klasse. — Von *Livius* wird mit besonderer Vorliebe das 2. Buch benutzt; dann das 21. und 22. Seit dem Erscheinen des 26. Buches in der Ausgabe von Stütz wird dieses Buch und auch das eine oder andere aus den zwei späteren Dekaden herangesogen. — *Sallusts Catilina* und die Reden aus den *Historien* zumeist in der 6. Kl. — Von *Ciceros* Reden sind die beliebtesten: in *Cat.* 2. 3. 4.; *pro Archia*; *pro rege Deiotaro*; *pro Ligario*; *pro Sulla*; *pro S. Roscio*; *pro Milone*; *pro Marcello*; *de imperio Cn. Pompei*. — In zweiter Linie stehen: *pro Sestio*; in *M. Antonium*; in *C. Verrem*. — Von philosophischen Schriften: *Lael.* und *Cato* in den meisten Anstalten; die *Tusculanen* in 25 Anstalten (besonders in Wien, Böhmen und Mähren); *de officiis* in 20 Anstalten; einigemal die *Paradoxa* und *de natura deorum*; *de finibus* und *de republ.* an je 2, *somnium Scip.* an 5 Anstalten. Die „Briefe“ fand ich 12mal angeführt. — Von *Tacitus* erscheinen bevorzugt der *dialogus* und *Agricola*; dann folgt der zweite Teil der *Germania* (!) und *Annalen* I—VI; spärlicher die *Historien*. — *Vergil* wird viel gelesen und mit Recht vorwiegend die *Aeneis*. — *Ovid* und *Horaz* (*Oden*) sind beliebt, doch erscheint die *ars poetica* leider nur an ungefähr 12 Gymnasien angeführt.

b) Griechische: *Xenophons Anabasis* und *Kyrupädie* (nach Schenkl oder Lindner) fast überall. — An ungefähr 20 Anstalten Teile der *Hellenika*; je einmal fand ich *de republ. Atheniens.* und *de republ. Laced.*, sowie den *Agessilaos* angeführt. Auch die *Memorabilien* erscheinen verhältnismäßig selten. — Von *Herodot* wird so ziemlich alles gelesen, hier dies, dort jenes, was z. B. in der Ausgabe von Hintner enthalten ist. *Demosthenes'* olynthische und philippische Reden, sowie *περὶ εἰρήνης* finden sich fast in jedem Programme; häufig auch *περὶ τῶν ἐν Χερρονήσῳ*; ungefähr 30mal *περὶ στεφάνου*. — Als nicht zu billigende Singularitäten führe ich an: *περὶ Ῥοδίων ἐλευθερίας*, *περὶ Μεγαπολιτῶν, κατὰ Τιμοθέου, κατὰ Κόωνος*. — Platons größeren Dialogen geht man ängstlich aus dem Wege. Während *Kriton*, *Laches*, *Euthyphron* und der Schluß des *Phaedon* zum „eisernen“ Bestande der Privatlektüre gehören, wird *Protagoras* an 17, *Gorgias* an 12, *Symposion* an 15 Gymnasien gelesen. — Vereinzelt auch andere Dialoge. So erfreut uns z. B. im Jahresberichte des Gymnasiums des IX. Bez. von Wien (1902) folgende stattliche Reihe: *Protagoras*, *Euthyphron*, *Lysis*, *Euthydem*, *Hipparch*, *Kritias*, *Alkibiades*, *Theages*, *Charmides*, *Jon*, *Symposion*, *Minos*, *Menezenos*. Die *Homer-Lektüre* wird wohl am eifrigsten betrieben. Nicht selten liest man: „Die ganze *Odyssee*“ (nach Christ). — *Sophokles* ist häufig mit dem einen oder anderen Drama vertreten.

II. Schriftsteller außerhalb des Kanons.

a) Lateinische: Von Prosaikern werden genannt: *Eutrop*, *Hirtius* (*bell. Alex.*), *Auctor belli Afr.*, *Hispan.*), *Florus*, *Sueton* (*Caes.*, *Aug.*, *Tiber.*); *Plinius maior* (*d. 7. B. d. natur. hist.*); *Plinius minor*

(epistulae u. Panegyri.); Quintilianus (X); Senecas Briefe, de tranquill. animi¹ de ira, de beneficiis, Apokolokyntosis; Octavia — alles je einmal. — Auch Ammianus Marcellinus (XXII u. XXIV) und Augustinus (de civit. dei) werden je einmal angeführt. — Die römischen Elegiker werden (nach Biese und Schulze) an ungefähr 20 Gymnasien gelesen, Juvenal und Martial erscheinen je einmal, Lucretius dreimal. — Plautus und Terenz werden speziell in Wien, Brünn, Melk, Marburg, Mähr.-Schönberg, Klagenfurt und Czernowitz kultiviert, u. zw. von ersterem: Trinummus, Menaechmi, Captivi, Miles gloriosus, Rudens, Pseudolus, Asinaria; von letzterem: Adelphoe, Aulularia, Phormio, Hautontimorumenos, Eunuchus.

b) Griechische¹): Aischines (gegen Ktesiphon) [2]; Lysias, Isokrates, Arrian [je 2]; Polybios [1]; Thukydides [10]; Plutarch (Perikles, Themist., Alex., Cic., Demosth., Gracch., Kleomenes, Brutus) [18]; Lukian (Hahn, Totenopfer, Traum) [2]; Aristoteles (*Ἀθηναίων πολιτεία*, Poetik, Metaphysik I. 11.) [8]; Aesop [1]; Josephus Flavius [1]; Neues Testament [1]. — Batrachomyomachia [1]; Hesiod [2]; Homerische Hymnen [2]; Griech. Lyriker [15]; Aischylos (Perser, Agamemnon, Eumen., Prometh.) [7]; Euripides (Iphig. in Taur., Medea, Hekabe) [12]; Aristophanes (Ritter, Wolken) [2]; Theokrit [1].

Überblicken wir wiederum die angeführten Daten, so ergibt sich folgendes:

Von den ungefähr 100 Gymnasien der diesseitigen Reichshälfte mit deutscher Unterrichtssprache bescheidet sich weitaus die größere Zahl mit der Privatlektüre aus den Schulklassikern. Hierbei ist aber die Wahl nicht immer eine glückliche zu nennen. Es scheint z. B. nicht angezeigt, in der V. Klasse mit Vorliebe das 2. Buch des Livius zu empfehlen, da dies, wie das 1. Buch, mehr oder weniger Sage enthält und z. B. die Niederlage der Römer gegenüber den Etruskern völlig verschleiert. — In der VI. Klasse muß es geradezu Überdruß erregen, wenn sämtliche Catilinarische Reden und dazu noch Sallusts Catilina gelesen werden. Das ist nicht mehr Konzentration, sondern Überfütterung mit einer Episode der römischen Geschichte, „die der Treppenwitz der Weltgeschichte weit über Verdienst überliefert und bekannt erhalten hat“ (Dettweiler S. 211). — Auch Caesars bell. civ. wäre auszuschalten, einerseits wegen des vielfach verdorbenen Textes, andererseits wegen der Menge unrichtiger Details und zweifelloser Unrichtigkeiten (vgl. Wunderlich im Progr. von Teplitz-Schönau 1902).

In der VII. Klasse bedarf die Cicero-Lektüre einer bedeutenden Einschränkung. „Die Advokatenrede als Literaturgattung ist überhaupt ein Unding. Gerade die Gerichtsreden sind auch meist bettelarm an Ausfüßen jenes alten Römerinnens — und an bedeutsamen Gestalten und Ereignissen und lassen sich am wenigsten in einen konzentrierten Unter-

¹ Die Zahl der Anstalten, an denen das eine oder das andere Werk des betreffenden Autors gelesen wird, ist in eckigen Klammern beigefügt.

richt einfügen" (Dettweiler S. 195). Unseres Erachtens ist für die Kenntnis römischen Wesens und antiker Weltanschauung damit wenig geleistet, wenn es in einem Ausweise über Privatlektüre heißt: „Gelesen wurde Cicero pro Mil., pro Ligar., pro Marcello, pro rege Deiot., pro Sulla, pro S. Roscio Am., pro Rabirio, pro Sestio“. — Wirklicher Gewinn läßt sich erzielen teils in formeller, teils in realer Hinsicht aus den Reden de imperio Cn. Pompei, pro Archia, in Verrem. — Doch empfehlen sich die letztgenannten wegen der notwendigen Berücksichtigung antiker Kunstgeschichte weit eher für die Schul- als für die Privatlektüre.

Auf Vergils Bukolika und Georgika verzichte man am besten gänzlich und lege umso größeres Gewicht auf die Lektüre der Äneide, „jenes Weltbuches, aus dem die Generationen ohne Unterbrechung ihre Bildung gesogen haben“ (Willmann), „das dem Christentum des Mittelalters seine Hölle gegeben hat und dessen eifrigem Studium Schiller zum großen Teil das mächtige Pathos seiner Verse verdankt“ (Dettweiler S. 212).

In der VIII. Klasse lasse man den zweiten Teil der Germania des Tacitus ungelesen. Mit Ausnahme einiger weniger bedeutsamer Stellen (z. B. c. 37) bietet er dem Schüler nichts, dem Forscher sehr viel. Auch der oft gelesene Agricola eignet sich für unsere Zwecke wenig, da er eine zu unbedeutende Persönlichkeit zum Mittelpunkt hat und die dargestellten Ereignisse für den Gang der Geschichte ganz irrelevant sind.

Von Horaz mögen weniger Oden, dafür die ars poetica gelesen werden, die, nebenbei bemerkt, als Gegenstand der Schullektüre bei geschickter Behandlung zu einem Brennpunkte des literar-historischen Unterrichtes gemacht werden könnte.

Mit dem ersten Jahrh. n. Chr. schließt bei diesem Betriebe der Privatlektüre die Kenntnis des römischen Altertums ab. Wie wertvoll ist daher eine Ergänzung, die — an verhältnismäßig wenigen Anstalten — dadurch gegeben wird, daß der Kreis der Autoren sowohl nach rückwärts (Plautus, Terenz), als auch nach vorwärts (Plinius, Sueton, Seneca) erweitert wird.

In der griechischen Privatlektüre bildet Demosthenes in der VII. Klasse ein Gegenstück zur Cicero-Lektüre in der VI. und VII. Klasse. Neben den olynthischen und philippischen Reden wird zumeist *περὶ εὐρήνης* gelesen. — Von dem entscheidenden Kampfe zwischen Philipp, als dem zielbewußten Haupte der Militärmonarchie, und dem von Demosthenes vergeblich bekämpften Partikularismus der hellenischen Staaten erfährt der Schüler sehr wenig. — Wenn jedoch, wie an manchen Anstalten dies der Fall ist, neben der dritten philippischen Rede (als Schullektüre) die Kranzrede privatim gelesen wird, muß sich eine Vorstellung von den bedeutsamen geschichtlichen Ereignissen und eine richtigere Wertachätzung des Redners einstellen.

Die in der VIII. Klasse zumeist gelesenen kleineren Dialoge Platons vermitteln keinerlei Kenntnis der platonischen Philosophie. Protag., Gorgias, Symposion lohnen daher besonders in dieser Hinsicht die Privatlektüre, vorausgesetzt, daß der Lehrer die Grundbegriffe der platonischen Ideenlehre klar und verständlich den Schülern vermittelt. —

Die Lektüre griechischer Dramatiker erstreckt sich erfreulicherweise in der letzten Zeit auch auf Euripides, den Vorläufer des modernen, psychologischen Dramas. — Auch die griechischen Lyriker sind nicht mehr ausgeschlossen; die nachchristliche Zeit ist ab und zu durch Plutarch vertreten.

Es scheint sich allmählich die Ansicht Bahn zu brechen, daß unsere Schulklassiker allein für die Privatlektüre nicht ausreichen. Vgl. Maletschek im Progr. von Mähr.-Weiskirchen 1896. — Schon Primožić hat in einem Vortrage im Vereine „Mittelschule“ in Wien 1893 die Notwendigkeit betont, auch andere Autoren lesen zu lassen und auch unter gewissen Voraussetzungen den Gebrauch von Übersetzungen empfohlen, um z. B. die Orestie oder größere Partien aus Thukydides zu bewältigen. In den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, 6.—8. Juni 1900 in Berlin“ (Halle 1902, S. 88) bemerkt zu diesem Gegenstande Dr. Reinhardt, Direktor des Goethe-(Reform-)Gymnasiums in Frankfurt: „Ich kann meinen Schülern nichts Besseres raten als die Übersetzungen von Wilamowitz zu lesen. Wenn sie es tun, so lernen sie daraus in mancher Hinsicht ebensoviel Griechisch wie aus der Sprache selbst.“

Wie denken wir uns nun die Privatlektüre betrieben, damit sie den wohlgemeinten Intentionen des zitierten Ministerialerlasses entspreche?

Vor allem mit mehr Begeisterung auf beiden Seiten. Das Interesse der Schüler muß für den Gegenstand noch weit mehr belebt werden; sie sollen diese Beschäftigung nicht als eine Last, sondern als eine von Zwang freie Betätigung ihres Könnens und Wissens auffassen lernen. Dazu aber reichen die äußerlichen Mittel, wie sie zumeist verwendet werden, nicht aus. Die Möglichkeit, durch eine Prüfung aus der Privatlektüre die Note aus der Obligatorleistung bei der Maturitätsprüfung verbessern zu können, mag ja manchen zu einer sogenannten Jahresleistung anspornen, doch wird stets, vorausgesetzt, daß nicht ein gelinder Zwang ausgeübt wird, die größere Zahl der Schüler entweder überhaupt keine Privatlektüre betreiben, weil sie in Wirklichkeit keine Lust und angeblich keine Zeit haben, oder dieselbe zwar pflegen, aber nicht angeben, um bei der schriftlichen oder mündlichen Maturitätsprüfung einen „Treffer“ zu erzielen. Wird ferner die Privatlektüre oberflächlich oder unter Einwirkung eines Zwanges betrieben, so muß sich der Abiturient eigens wieder für die Prüfung aus der Privatlektüre vorbereiten, um mit Glanz und Ehren bestehen zu können. Viele ziehen es daher vor, auf eine Anfrage des Vorsitzenden, ob sie aus Privatlektüre geprüft werden wollen, mit nein zu antworten, besonders wenn die Obligatorleistung eine zufriedenstellende war. Da nun eine sehr gute Obligatorleistung auch durch eine Prüfung aus der Privatlektüre keine Verbesserung erfahren kann, höchstens daß ein „lobenswert“ in ein „vorzüglich“ umgewandelt wird und dadurch vielleicht eine „Auszeichnung“ erfolgt, so verzichten auch viele gute Schüler auf die Prüfung aus der Privatlektüre. Dazu kommt noch der Umstand, daß der physische und psychische Zustand manches Kandidaten jede Verlängerung der Prüfung als unzulässig erscheinen läßt.

Die Hauptsache bleibt, daß die Schüler im Laufe der Jahre mehr lesen, als in der Schule gelesen wird, und daß sie das, was sie lesen, aus Interesse und Begeisterung für die Sache lesen. — Zur Förderung der Privatlektüre in dem angedeuteten Sinne seien folgende Vorschläge gemacht:

1. Die Privatlektüre beginne möglichst früh.

Schon in der 3. und 4. Klasse kann mit befähigten Schülern Privatlektüre erfolgreich betrieben werden. Nicht wenige Jahresberichte von Wiener und mährischen Gymnasien weisen auf dieser Stufe Privatlektüre aus. In Betracht kommen Nepos, Curtius; Caesar, Phaedrus; auch Eutropius und Hygini fabulae.

2. Die Privatlektüre berücksichtige das individuelle Interesse der Schüler.

Dagegen wird unseres Erachtens wohl am meisten gefehlt. Den einen interessieren Redner, den andern Historiker, einen dritten philosophische Schriften, einen vierten die Dichter.

3. Die Privatlektüre wirke im Sinne der Konzentration.

Nicht nur im philologischen Unterrichte, sondern in allen Fächern kann auf interessante Schriftwerke des Altertums hingewiesen werden, von denen das eine oder andere von den besseren Schülern gelesen werden kann. Es sei uns gestattet, dies an einigen Beispielen zu zeigen. Bei der Lektüre von Grillparzers Fragment „Scipio und Hannibal“ verweise man auf die Quelle bei Liv. (XXX, 29—83); daran schließen sich Hannibals letzte Schicksale teils bei Nepos, teils bei Livius (Buch XXXIX). — Schillers Elegie „Pompeii und Herculaneum“ führt auf den Bericht des jüngeren Plinius. — Lessings Laokoon ist ohne Privatlektüre vielfach unverstänlich; diese erstreckt sich in diesem Falle auf Vergil, Horaz (de arte poet.) und besonders auf Homer. — Die Übersetzungen, die Wieland von Ciceros Briefen, Horazens Satiren und Episteln und Lukian geliefert, mögen nicht bloß genannt, sondern in einzelnen Proben mitgeteilt und darauf aufmerksam gemacht werden, wie frei und geistreich Wieland übersetzt hat und seinem Autor kongenial geworden ist. — Die Lektüre von Shakespeares Julius Cäsar gibt Anlaß, auf die Abhängigkeit des Dichters von seiner Vorlage zu verweisen; denn aus Plutarchs Biographien des Brutus und Cäsar sind die Bestandteile des Shakespeareschen Dramas in der Art entlehnt, daß nicht nur die geschichtliche Handlung in ihrem allgemeinen Verlaufe, sondern auch die einzelnen charakterisierenden Züge in Vorfällen und Reden, ja selbst einzelne Äußerungen und Worte aus Plutarch entnommen sind. Shakespeare hat hier, um mit Gervinus zu sprechen, den geschichtlichen Text nur abgeschrieben, doch meisterhaft ins Dramatische umgeschrieben. — Goethes römische Elegien weisen schon durch ihre Form auf Catull, Tibull und Propert hin; das eine oder andere Gedicht, aus Geibels klassischem Liederbuche vorgelesen, weckt das Interesse für das lateinische Original. — Des Euripides' Iphigenie auf Tauris wird bereits an mehreren Gymnasien mit Rücksicht auf Goethes Iphigenie gelesen. Zu diesem Zwecke wird mit besonderem Nutzen die Ausgabe

von Muff (bei Velhagen u. Klasing) benutzt werden können. — Die deutsche Schicksalstragödie erfordert zum tieferen Verständnisse die Kenntnis des Oedipus rex.

Am häufigsten kommt natürlich der Historiker in die Lage, auf die antiken Quellen verweisen zu können und zu deren Lektüre anzuregen. — Es dient doch wesentlich der Belebung und Vertiefung des historischen Unterrichtes, wenn der Schüler erfährt, woher diese oder jene Nachricht stammt oder welche von mehreren Darstellungen desselben Ereignisses die glaubwürdigere ist. Der eine oder andere wißbegierige Schüler wird dann selbst schon in der V. Klasse den Bericht des Thukydides über die sizilische Expedition nachzulesen versuchen oder seine Kenntnisse über Alexander den Großen durch die Lektüre Arrians erweitern, der gewiß nicht schwieriger zu lesen ist als Xenophon. Und wenn aus solchem Anlasse der Historiker ein Privatissimum mit dem betreffenden Schüler abhalte, dürfte der Philologe wohl kaum über Störung seiner Kreise klagen.

Auch in der Mathematik und Physik kann weit öfter als es wohl bisher geschieht, auf die Leistungen der Alten hingewiesen werden. Wenn auch auf diesen Gebieten die hervorragendsten Leistungen der neueren und neuesten Zeit angehören, so soll doch nicht die Anschauung Boden gewinnen, als ob die Alten hierin nichts geleistet hätten. Bei Besprechung des „Archimedischen Prinzipes“ zitiere man Vitrov., der die Sache so hübsch, wenn auch vielleicht als Anekdote, erzählt. — Die schöne Beziehung zwischen dem Volumen einer Halbkugel, des ihr eingeschriebenen Kegels und umgeschriebenen Zylinders (2 : 1 : 3) führt auf Ciceros Bericht von der Auffindung der Grabstätte des Archimedes (Tuscul. V 23). Nur dreimal fand ich als Privatlektüre Lucrez angeführt. Und doch gäbe sowohl der physikalische als auch der propädeutische Unterricht Gelegenheit, diesen in seiner Art einzig dastehenden Dichter und Philosophen dem Vorstellungskreise näher zu rücken.

Auf Mark Aurels Meditationen (*εἰς ἑαυτόν*), sowie auf die Schriften des Kaisers Julian kann in der VIII. Klasse der Religionslehrer — sine ira — aufmerksam machen, zumal da sie in Wapplers Lehrbüchern der Apologetik und Dogmatik häufig zitiert sind und in der Kirchengeschichte nicht unerwähnt bleiben können. Aus diesen kaiserlichen Schriftstellern gewänne der Schüler halbwegs eine Vorstellung von dem, was die aufgeklärten Leute des ersten bis vierten Jahrhunderts in religiöser und philosophischer Hinsicht geglaubt und gedacht haben.

Man wird nun einwenden, ein derartiger Betrieb der Privatlektüre scheitere an inneren und äußeren Schwierigkeiten. Darauf erwidern wir folgendes: Zur Privatlektüre sind nur die besseren Schüler heranzuziehen, und zwar unter Vermeidung jedes auch noch so sanften Zwanges. Es ist auch nur freudig — auch von Seite des Philologen — zu begrüßen, wenn Schüler, die keine hervorragende Begabung und daher auch kein besonderes Interesse für altsprachliche Lektüre zeigen, in anderen Fächern privatim tätig sind. Der eine interessiert sich für deutsche Literatur,

zumeist wohl für die moderne Richtung, der andere löst lieber mathematische Probleme.

Man mache die Schüler auf die vorhandenen Hilfsmittel aufmerksam und stelle ihnen auch aus der Lehrerbibliothek zweckentsprechende Bücher zur Verfügung. Es ist übrigens gerade in den letzten Jahren so manches publiziert worden, was für die Privatlektüre mit Nutzen gebraucht werden kann, so die Ausgaben bei Tempsky, die leider nicht fortgesetzt werden, die „Meisterwerke der Griechen und Römer“ bei Teubner, die Ausgaben von Velhagen u. Klasing, die Chrestomathie aus Schriftstellern der silbernen Latinität von Th. Opitz und A. Weinhold (bei Teubner). Wertvolle Anregung bieten auch die zwei Bändchen der Chrestomathie von Rappold (bei Gerolds Sohn) und das Florilegium Graecum, von dem (bei Teubner) eine stattliche Reihe von Bändchen erschienen ist. Während sich Rappold, dessen Sammlung allerdings andere Zwecke verfolgt, auf die Schulautoren beschränkt, enthält das Florilegium Graecum auch eine reiche Auswahl abgerundeter Stellen aus Isokrates, Lysias, Lukian, Plutarch; aus den Lyrikern; ferner aus Aischylos und Euripides. — Auch das vielumstrittene Griechische Lesebuch von Wilamowitz-Möllendorf läßt sich für unsere Zwecke vortrefflich verwerten. Aus dem ersten Teile sind besonders wertvoll die mitgeteilten Proben aus Thukydides, Arrian, Polybios, Aristoteles und Plutarch — die Stücke aus Polybios und Aristoteles erscheinen sehr geeignet, gewisse Grundlagen zu einer politischen Bildung, d. h. zu einer historischen Auffassung der bestehenden Staatsformen zu legen. Mit dem zweiten Teile des Buches konnte man sich bisher nicht recht befreunden, hauptsächlich wegen der mathematischen und physikalischen Stücke, die er enthält. Die Physik, speziell die Mechanik, ist durch Heron von Alexandrien vertreten. Eines der Stücke, z. B. „Kugel von Dampf bewegt“ ist in sprachlicher Hinsicht geradezu spielend leicht und zugleich mit einer Abbildung versehen, welche infolge des Mangels an Perspektive typisch ist für antike Illustrationen zu derartigen Zwecken. Nebenbei sei bemerkt, daß Schenklis Wörterbuch nahezu ausnahmslos die vorkommenden technischen Wörter enthält, ausgenommen solche, welche in den Anmerkungen von Wilamowitz selbst als singular und selten angeführt und erklärt sind.

Ein Lehrer, der sich mit dem Lesebuche von Wilamowitz vertraut gemacht hat, wird zu beurteilen wissen, was von dem reichen Schatze, der hier aufgeschürft vorliegt, seinen Schülern zugänglich gemacht werden kann. — In den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin, 6.—8. Juni 1900“ (S. 148) äußert Dr. Reinhardt, Direktor des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt, den Wunsch, es möge ein ähnliches Lesebuch, wie es für das Griechische geschaffen, auch für das Lateinische hergestellt werden, damit vor allem auch die Bedeutung und die Leistungen der römischen Kaiserzeit vorgeführt werden könnten. Ein Versuch liegt vor in der schon genannten „Chrestomathie aus Schriftstellern des silbernen Zeitalters“ von Opitz und Weinhold (Teubner 1893). Doch ist der von den Verfassern in Aussicht gestellte Kommentar noch immer nicht erschienen und die Grenzen scheinen uns zu eng gesteckt zu sein,

da z. B. Ammianus Marcellinus wohl verdient berücksichtigt zu werden. — Dr. Harnack hatte (a. a. O. S. 146) anlässlich der Debatte über den Geschichtsunterricht folgendes bemerkt: „Die ältere Betrachtung interessierte sich für die griechische Antike bis zum Untergange des Staates der Athener durch die Makedonier, für die römische Antike bis zum Sturz der Republik. Dann tritt angeblich hier und dort eine große Misère ein, die beiläufig bis zum Schluß der Völkerwanderung gedasert hat. Unvermittelt wird der Übertritt Konstantins zum Christentum eingeschoben und diese Wendung wird dann benutzt, um den Ausgangspunkt für die wiederum heroische mittelalterliche Geschichte zu gewinnen. Dies mag für die Unterstufe in Kraft bleiben, doch taugt es nicht für die Oberstufe. Hier müssen die Fragen nach der Entstehung einer Weltsprache, Weltkultur und Weltreligion in Betracht gezogen werden.“

Zum Schlusse folge ein Plan zur Verteilung und Wahl einzelner Schriftsteller nach den einzelnen Klassen. Daß hierbei Verschiebungen und Erweiterungen mit Rücksicht auf mannigfache Umstände möglich und angezeigt sind, sei als selbstverständlich vorausgesetzt.

a) Latein.

III. Nepos, Curtius, Eutropius, Phaedrus.

IV. Caesar, Ovid. — V. Livius (bes. 3. Dekade z. B. B. 26); Ovid.

VI. Cicero (Tusculan., de officiis, Somnium Scipionis). Vergils Aeneis (3. und 5. Gesang). — VII. Ciceros Briefe (nach den Ausgaben von Aly und Weißenfels). Vergils Aeneis 9. Ges. Römische Lyriker (nach Biese oder Schulz). — VIII. Die Prosa der „silbernen“ Latinität (nach Opitz und Weinhold). Terenz (Andria) oder Plautus (Trinummus). Horas (ars poetica).

b) Griechisch.

V. Homers Ilias (3. oder 4. Gesang, an der Hand von Scheindlers Vokabular!). — Xenophons oder Arrians Anabasis.

VI. Homers Ilias (2. Hälfte). — Herodot oder Arrian.

VII. Demosthenes (Kransrede, nach Stütz). — Lysias (nach Sewera). — Lukian (nach Wilamowitz). — Griechische Lyriker (nach Buchholz oder Biese). — Plutarch (Themistokles, Perikles, Caesar).

VIII. Ein größerer Dialog Platons (Gorgias, Protagoras, Symposium). — Thukydides. — Marc Aurel (nach Wilamowitz). — Statt eines zweiten Sophokleischen Dramas eine Tragödie des Euripides (Iphigenie in Tauris oder Medea).

Linz.

Hermann Schickinger.

Lehrmittel-Ausstellung: Geographie¹⁾.

Vor nicht gar zu langer Zeit hat man die Geographie ein Aschenbrödel unter den Lehrgegenständen des Gymnasiums genannt. Daß sie es heute nicht mehr sein könne, davon mußte sich jeder überzeugen, der ihren reichen Hausrat auf der Ausstellung gesehen. Die ganze Galerie des ersten Stockwerkes im Museum hatte sie für sich in Anspruch genommen; alle Länder, alle Erdteile hatten scheinbar untereinander gewetteifert, sie auszustatten. Welche Fülle von Karten und Bildern, Globen und Apparaten, von Naturerzeugnissen aller Zonen, von charakteristischen Proben des Menschenfleißes! Kurz, hier war alles aufgespeichert, was man gegenwärtig als Inbegriff eines modernen geographischen Schulkabinetts versteht.

Hat die Ausstellung in ihrer Gesamtheit den außerordentlichen Aufschwung und Fortschritt des Anschauungsunterrichtes an den österreichischen Mittelschulen im Laufe der letzten Jahre in unzweifelhafter Weise dargetan, so gilt dies vor allem von der Geographie. Wer etwa vor vier, vor drei Jahrzehnten ein Wiener Gymnasium absolviert hat, dem wurden beim Unterrichte in der Vaterlandskunde in Oktava eine politische Wandkarte der Monarchie, Czoernigs ethnographische Karte des Kaiserstaates und Paulinys Reliefs der Ortlerspitze, der Schneekoppe und der Lomnitzer Spitze als Lehrmittel vorgeführt. Für den geographischen Unterricht in den übrigen Klassen gab es außer einem Erdglobus und einer Armillarsphäre nur Wandkarten der Planigloben und der einzelnen Erdteile — mehr nicht. Im Gegensatze hiezu konnte die Ausstellung die Meinung erwecken, daß heute des Guten fast zu viel geschehe. Solcher Einwand ist aber damit bald widerlegt, daß das geographische Schulkabinet nicht ein Museum sei, welches der Schüler ohne ausgiebige Führung zu rascher Ermüdung betritt und ohne eigentlichen Gewinn verwirrt und abgespannt verläßt; indem vielmehr die einzelnen Objekte in das Lehrzimmer gebracht und dort Stück um Stück gezeigt und erklärt werden, nach Tunlichkeit von Hand zu Hand gehen, wird so tatsächlich Kenntnis und Verständnis derselben den Schülern zu eigen. Bei derartiger Verwendung kann der Geographielehrer nicht leicht zu viel Dinge in seinem Kabinette haben, umsoweniger, als gar manches ausschließlich dazu dienen wird, ihn selbst zu belehren. Von solchem Gesichtspunkte aus mußte auch die Lehrmittelausstellung der VII. Sektion „Geographie“ beurteilt werden.

Die Anfänge des geographischen Schulkabinetts in unserem Vaterlande reichen bis in die Siebzigerjahre zurück. Schon seit 1872 wurden am Mariahilfer Kommunalgymnasium (jetzt k. k. Staatsgymnasium im VI. Bezirke Wiens) photographische Ansichten in Quartformat gesammelt und beim Unterrichte verwendet und im Jahre 1878 das erste geographische Schulkabinet in Österreich an derselben Lehranstalt begründet, dessen Programm mit Ausnahme der damals noch nicht existierenden

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1908, S. 379 ff.

Skiptikonbilder genau dieselben Gegenstände umfaßte, welche die Lehrmittelausstellung des Jahres 1903 in so imponierender Menge zur Schau bot. Die im 22. Jahresberichte des Mariahilfer Gymnasiums 1886 ausgesprochene Hoffnung, daß durch den Abdruck des Katalogs dieses Schulkabinetts „die Anregung zur Begründung derartiger Sammlungen an anderen Mittelschulen Österreichs gegeben werde“, hat sich erfüllt. Die Beteiligung an der Ausstellung 1903 zeigte, daß heute eigentliche Schulkabinette im Vaterlande bereits in größerer Zahl bestehen. Die reichste Sammlung ist wohl das durch den rühmlichen Sammeleifer des Regierungsrates Direktor R. Trampler an der k. k. Franz Josepha-Realschule im XX. Bezirke Wiens entstandene Kabinett. Ihm stellt sich — abgesehen von dem des Mariahilfer Gymnasiums — das von Prof. P. Josef Schock begründete und ausgestaltete Kabinett des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner in Seitenstetten zur Seite. Auch das Privatgymnasium der Jesuiten in Kalksburg besitzt bereits eine reiche Sammlung. An anderen Mittelschulen werden derzeit je nach Gelegenheit oder Neigung einzelne Arten von Lehrmitteln hauptsächlich gesammelt, wodurch der Grund zu einem eigentlichen Schulkabinett gelegt wird.

In der Sektion „Geographie“ der Ausstellung waren solche Lehr- und Anschauungsmittel, welche gegenwärtig entweder allgemein oder an einzelnen Mittelschulen Österreichs in Verwendung stehen, in der Absicht vereint, ein vorbildliches Schulkabinett vorzuführen. Man fand aber keineswegs alle derartigen Gegenstände hier ausgestellt, denn hierzu reichte der zur Verfügung stehende Raum nicht aus; vielmehr war in den meisten Gruppen nur eine Auswahl von Objekten getroffen, welche gleichsam als Typen gelten sollten.

Da einerseits eine Verteilung der zahlreichen Ausstellungsgegenstände in Gruppen schon um der Orientierung willen unerlässlich war, andererseits die einzelnen Gruppen dem Stoffe nach vielfach ineinandergriffen, war es keine geringe Aufgabe, die verschiedenen Gruppen dem Inhalte nach so zu gestalten, daß Wiederholungen so viel als möglich vermieden wurden. Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist in erster Linie ein Verdienst des Sektionsobmannes Regierungsrates Trampler gewesen.

Die Ausstellung der Sektion „Geographie“ umfaßte fünfzehn Gruppen, von denen die I. bis VII. Gruppe die Länderkunde der fünf Erdteile, der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Niederösterreichs betraf. Die VIII. Gruppe war der Methodik, die IX. der mathematischen Geographie, die X. der physischen Geographie, die XI. der Geologie gewidmet. Die XII. Gruppe brachte Karten, die XIII. verschiedene Bildwerke zur Schau. In der XIV. Gruppe war eine große Zahl von Lichtbildern zusammengestellt, während die XV. Gruppe ausschließlich Reliefs enthielt.

Bei den länderkundlichen Gruppen I bis VII war ein einheitliches Schema eingehalten, wodurch die Übersicht wesentlich erleichtert wurde. Beginnen wir mit „Europa“, so finden wir: 1. K. Bambergers physikalische und H. Kiepers politische Wandkarte von Europa; 2. Reliefs, u. zw. J.

Dinges Relief von Europa mit natürlicher Erdkrümmung, D. Locchis geologisches Relief der Provinz Neapel und Heims Relief des Ätna; 3. zur Geologie eine Auswahl von Gesteinen und Mineralien; 4. vegetabilische und animalische Produkte; 5. zur Ethnographie a) Typen und Bilder: Kaukasier von Benninghoven und von Fr. Müller, Großrusse von R. Martin; b) etliche charakteristische und typische Artefakte aus fast allen Ländern Europas; c) Bildwerke, vertreten durch einzelne Blätter der geographischen Charakterbilder von Ed. Hölzel, A. Geistbeck und F. Engleder, Ad. Lehmann, W. Benteli und Stucki, der Photoglob-Gesellschaft in Zürich, aus Karl Rottmanns Italienischen Landschaften; 7. Münzen sämtlicher Staaten unseres Erdteils.

Indem wie gesagt das gleiche Schema für alle länderkundlichen Gruppen galt, war Gelegenheit geboten, beispielsweise in Bezug auf Wandkarten bei den einzelnen Erdteilen mehrfache Abwechslung eintreten zu lassen. So waren für Asien physikalische Schulwandkarten von Ed. Gaebler und von J. G. Rothaug und Fr. Umlauf, für Afrika solche von E. Debes und K. Bamberg, für Amerika von Sydow-Habenicht und E. Debes, für Australien von F. Heiderich und E. Gaebler ausgestellt. Alle diese neuen Kartenwerke zeigten entsprechende Fernwirkung durch Zeichnung und Farbe, sowie geschmackvolle Ausführung, worin die heimischen Firmen Ed. Hölzel und G. Freytag & Berndt in Wien hinter den deutschen in Berlin, Gotha und Leipzig keineswegs zurückstehen.

Brauchbare Reliefs der außereuropäischen Erdteile existieren nicht; es konnten nur Detaildarstellungen vorgeführt werden: die Kopie eines japanischen Reliefs vom Fudschiyama, sowie Reliefs der Inseln Tenerifa, Madeira und St. Paul.

Viel reicher war dagegen die Geologie durch Gesteine und Mineralien vertreten, welche im allgemeinen eine sehr glückliche Wahl erkennen ließen, indem tatsächlich zumeist charakteristische und für den Unterricht wichtige Proben zu sehen waren. Geologische Karten, Bilder und Modelle waren in die XI. Gruppe verwiesen.

Billigung verdiente auch die Auswahl an vegetabilischen und animalischen Produkten der einzelnen Erdteile, obgleich hier manches aufgenommen erschien, dessen Kenntnis man Mittelschülern bereits zumuten sollte, wie Bohnen, Linsen, Mandeln, Rosinen usw. Wie wertvoll aber im allgemeinen eine solche Sammlung für den Unterricht ist, wird wohl mancher erwachsene Besucher der Ausstellung empfunden haben, der hier zum erstenmale Dinge zu sehen bekam, welche er bisher nur dem Namen nach gekannt hatte.

Verwiesen die Produkte auf die Ausnutzung der Natur durch den Menschen, so führte die Abteilung „Ethnographie“ ihn selber vor. Unter den ausgestellten Typen und Bildern verdienen die Rassentypen von Schlagintweit und Finsch, Gipsabgüsse nach der Natur, den Vorzug. Gute Dienste werden R. Martins ethnographische Wandtafeln leisten, während die Rassentypen Ed. Hölzels für den öffentlichen Unterricht zu klein ausgeführt sind.

In die ausgestellten Erzeugnisse menschlichen Fleißes teilten sich ausschließlich vier Anstalten: die Franz Joseph-Realschule und das Staatsgymnasium im VI. Bezirke in Wien, das Obergymnasium der Benediktiner in Seitenstetten und das Privatgymnasium der Jesuiten in Kalksburg. Diese vier Anstalten haben eine sehr lehrreiche Sammlung dargeboten, welche wohl geeignet schien, den Gewerbe- und Kunstfleiß der Natur wie auch der Kulturvölker zu erläutern. Gewiß werden derartige Gegenstände am besten in der studierenden Jugend die richtige Wertschätzung außereuropäischer Völker erwecken, weshalb keine Lehranstalt die Sammlung von solchen Artefakten außeracht lassen sollte.

Unter dem Titel „Bildwerke“ waren geographische Typenbilder zur Länderkunde vereinigt, welche zeigten, wie vieles und wie Gutes auf diesem Gebiete der Wetteifer einzelner Kunstanstalten Österreichs, Deutschlands und der Schweiz der Schule zur Verfügung stellt. In Bezug auf die künstlerische Ausführung stehen noch immer Hölzels bekannte Charakterbilder, wiewohl sie den Reigen eröffneten und daher die ältesten sind, obenan; des größeren Formates wegen möchte man aber die Typenbilder von Geistbeck und Engleder bevorzugen. Die so schönen Photochromie des Photoglob-Instituts in Zürich sind für den öffentlichen Schulunterricht leider zu klein.

Die letzte Abteilung der länderkundlichen Gruppen bot eine reiche Sammlung von Münzen. Wenn auch diese zur Belebung des Unterrichtes wohl geeignet sind, charakterisieren sie doch die Kulturstufe eines Volkes in viel geringerem Maße als andere Erzeugnisse des Kunstfleißes. Auch ist gerade eine größere Münzsammlung für die meisten Lehranstalten ein zu kostspieliges Ding, obzwar Münzen auf dem Wege der Schenkung am zahlreichsten zufließen, doch sind es zumeist die gebräuchlichsten Kupfer-, Bronze- und Nickelmünzen. Übrigens gehört in eine Geldsammlung für Schulzwecke auch das Papiergeld, welches hier fehlte.

Es ist selbstverständlich, daß eine Lehrmittel-Ausstellung in Österreich auch eine eigene Abteilung für die Vaterlandskunde unserer Monarchie enthielt. An Karten waren hier zu sehen die physikalischen Wandkarten Österreich-Ungarns von Rothaug und Umlauf, sowie von Sydow-Habenicht; außer den schon erwähnten kleinen Reliefkarten Pauliys das schöne Glocknerrelief von G. v. Pelikan. Reich bedacht waren die Unterabteilungen der Gesteine und Mineralien, der Produkte und der ethnographischen Gegenstände. Es fehlten ferner nicht entsprechende Blätter aus Ed. Hölzels Geographischen Charakterbildern und Städtebildern, E. Pendls Wandbildern aus Österreich-Ungarn und A. Lehmanns Geographischen Charakterbildern. Dazu kam eine Kollektion trefflicher photographischer Aufnahmen von Würthle & Sohn in Salzburg und A. Beer in Klagenfurt.

Die letzte länderkundliche Gruppe war dem Lande Niederösterreich gewidmet; da die Ausstellung in Wien stattfand, hatte man dieses Land zur Vertretung der Heimatskunde gewählt. Hier fielen die gelungenen Reliefs auf: M. Klars Treppenrelief von Niederösterreich, Braumüllers Reliefs des Raxgebietes und von Wr. Neustadt und Umgebung.

Ferner enthielt die ethnographische Abteilung charakteristische Gegenstände in großer Zahl, zum Teile vom Gymnasium in Seitenstetten, hauptsächlich aber vom Vereine der niederösterreichischen Landesfreunde in Baden beigelegt, während die schönen Landschaftsbilder zumeist der niederösterreichischen Landesbibliothek in Wien entnommen waren.

Von den so umfangreichen länderkundlichen Gruppen wenden wir uns der VIII. Gruppe „Methodik“ zu, welche das Interesse jedes Geographielehrers erwecken mußte. Zur Einführung in die geographischen Grundbegriffe waren Bilder (Hauptformen der Erdoberfläche), terminologische Reliefs und Profile ausgestellt; ferner Modelle, Pläne und Karten zur Einführung in das Kartenverständnis. Stumme Karten und Kartenskizzen als Anleitung und Hilfsmittel für das Zeichnen im geographischen Unterrichte nahmen keinen besonders großen Raum ein; das vor kurzem ausschließlich für maßgebend gehaltene Kartenzeichnen in der Schule ist eben jetzt auf ein gesundes Maß reduziert. Die Eisenbahnplakaten-Sammlung der Landes-Oberrealschule in Znaim und die Sammlung von Zeitschriftenbildern des Gymnasiums in Floridsdorf zeigten, was alles man für den Unterricht verwerten kann. Die Lehrmittel für elementare mathematische Geographie von M. Busch und M. Klar sind gut erdacht und daher für den Unterricht sehr verwendbar. Hier vermüßten wir aber gerade die elementarsten Lehrmittel, wie sie z. B. das Staatsgymnasium im VI. Bezirke Wiens besitzt: Meßstange, Meßleine, zusammensetzbares Quadratmeter, Stab zum Messen der Schattenlänge, Bergmannskompaß mit Winkelmaßvorrichtung. Auf die ausgestellten methodischen Werke, Lehrbücher und Zeitschriften können wir nicht näher eingehen.

Die IX. Gruppe war der mathematischen Geographie gewidmet. Sie brachte Armillarsphären, Tellurien, Himmels- und Erdgloben usw., unter denen die Apparate von Schulrat W. Schmidt in Wien durch ihre geistreiche Erfindung und einleuchtende Wirkung vorangehen. Doch verdienen auch viele andere mehr oder weniger sinnreiche, zum Teil höchst einfache Apparate Anerkennung, so der Präzessionsglobus von K. Haas, der transparente Himmelsglobus von A. Höfler u. a. Bemerkenswert ist die reichliche Beschiekung dieser Gruppe aus Böhmen und Mähren durch Grund und V. Jarolimek in Prag, J. Felkl & Sohn in Rostok bei Prag, U. Kobrle in Chrudim, A. Mach in Jičín, A. Kličnik in Brünn, Fr. Nabélek in Kremsier.

Eine eigene Gruppe „Physische Geographie“ erschien insoferne gerechtfertigt, als die Meereskunde und die Meteorologie nicht leicht in eine der anderen Gruppen eingereiht werden konnten. Das Meer war durch zwei Weltkarten, welche die Tiefenverhältnisse und die Strömungen zeigten, durch Wasserproben, Baisalz aus Istrien, durch vorzügliche Photographien der Wellenbewegung und der Küstenformen veranschaulicht. Das Leben im Meere wurde durch E. Walthers Charakterbilder, eine Sammlung von Knochlyien, Korallen, Schwämmen und Algen, bildliche Darstellungen des Tunfischfanges, der Schwammfischerei illustriert. Auch der Seeverkehr war vertreten durch photographische Aufnahmen von Häfen und Hafengebäuden, von Kriegsschiffen, Personendampfern, Segeljachten und

Fischerbooten, durch eine Schiffsbusssole und ein Stück unterseeischen Kabels. Mit Ausnahme der beiden Karten hatte alle diese Objekte das Staatsgymnasium im VI. Bezirke Wiens beigelegt.

Die für den Unterricht in der Meteorologie bestimmten Tafeln und Karten, sowie mehrere Instrumente hätten dem Lehrplane der Mittelschulen gemäß eigentlich in der X. Sektion „Physik“ Raum finden sollen, da dem Geographielehrer kaum Gelegenheit wird, viel davon zu verwenden.

Höchst erfreulich ist es, daß die Geologie in der Mittelschule immer mehr Beachtung findet, wozu sich im vaterlandkundlichen Unterrichte zum Teil schon auf der Unterstufe, mehr noch auf der Oberstufe günstige Gelegenheit bietet. Dem entsprach die Gruppe XI „Geologie“, indem fast alles daselbst Dargebotene unsere Monarchie betraf. So sah man geologische Karten des Gesamtstaates, sowie einzelner natürlicher Gebiete und Kronländer desselben, zahlreiche Bilder, Tabellen und Modelle und endlich eine große Sammlung von Gesteinen und Mineralien in übersichtlicher Anordnung.

Die XII. Gruppe „Karten“ umfaßte in erster Linie eine sehr ansehnliche Zahl von Schulwandkarten, unter denen die Zusammenstellung „Zur Veranschaulichung der verschiedenen Darstellungsarten der dritten Dimension“ besonderes Interesse erweckte. Es zeigte sich, daß eigentlich sämtliche Darstellungsarten für die Schule nutzbar gemacht werden: Reliefmanier ohne Höhenlinien und mit solchen, Schraffenmanier, Schummerung ohne Höhenstufen, reine hypsometrische Darstellung, Schraffen und Höhenstufen, Schummerung und Höhenstufen, Dr. Peuckers farbenplastische Theorie. Im übrigen waren Karten zur Veranschaulichung der politischen, der geologischen, von wirtschaftlich-geographischen und von statistischen Verhältnissen, Erd- und Polarkarten ausgestellt, wobei darauf gesehen war, daß sich die in den länderkundlichen Gruppen gebrachten Karten hier nicht wiederholten. An Atlanten waren sämtliche neueste Handatlanten Deutschlands und Österreichs „für den Gebrauch des Lehrers“, sowie alle modernen Schulatlanten der österreichischen und deutschen Kartenverlagsfirmen zum Vergleiche ausgelegt.

In der XIII. Gruppe „Bildwerke“ waren alle vorhandenen geographischen Charakter- und Typenbilder von Ed. Hölzel, A. Geistbeck und F. Engleder, Ad. Lehmann, Benteli und Stucki und F. E. Wachsmuth durch mehrere Blätter vertreten, welche so angeordnet waren, daß dadurch die Bodenformen, Erosionserscheinungen, Talbildung, Vulkanismus, Gletscher und Polargebiete, Küstenlandschaft, Wüste, Steppe, Waldlandschaft, Marschland, Moorboden und Anthropogeographie zur Veranschaulichung kamen.

Als etwas Neues stellte sich die XIV. Gruppe der „Lichtbilder“ dar. Ist auch das Skioptikon schon seit einiger Zeit als Lehrmittel in Verwendung, so ist noch niemals eine so umfangreiche und vollständige Sammlung von Lichtbildern für die Zwecke des geographischen Unterrichts ausgestellt worden. Sie betrafen sämtliche Erdteile und speziell die Österreichisch-Ungarische Monarchie, welche am reichsten bedacht

war. Besonders müssen folgende vorzügliche Kollektionen erwähnt werden: Die Zusammenstellung charakteristischer Bilder aus der Monarchie von Hofrat Prof. Dr. A. Penck, die Zusammenstellung zur allgemeinen physikalischen Geographie von Prof. Dr. R. Sieger, die Bilder zur Veranschaulichung der Gletscher- und Bergformen der Alpen, aufgenommen von J. Kurz, zusammengestellt von Prof. Dr. J. Müllner, und die Sammlung von Kulturpflanzen- und Vegetationsbildern aus dem tropischen Asien von Prof. Dr. K. Hassack.

Die XV. und letzte Gruppe umfaßte ausschließlich Reliefs und zeigte nicht nur, wie viele davon zur Verfügung stehen, sondern auch welche Fortschritte in letzterer Zeit in der Herstellung von Reliefs gemacht wurden, woran Prof. M. Klar in Wr. Neustadt einen Hauptanteil nimmt. Besonders lehrreich war die Nebeneinanderstellung von Glocknerreliefs in verschiedener Manier und verschiedenen Maßstäben: von P. Oberlercher (1:2000 und 1:10 000), G. v. Pelikan und J. Sachs (je 1:25 000), W. Slawkowsky (1:50 000), F. Keil (1:72 000), M. Klar und Reitzner (je 1:75 000). Ein Relief der betreffenden Landeshauptstadt samt Umgebung, ein zweites einer Hochalpengruppe und ein Küstenrelief sollte jede Mittelschule besitzen.

Unsere Wanderung durch die Ausstellung der Sektion für Geographie ist zu Ende. Die Fülle von Anregungen, die reiche Belehrung, welche sie geboten, mußte das Bedauern erwecken, daß sie nur von ephemerer Dauer gewesen und den Wunsch, daß eine Musterlehrmittelsammlung geschaffen werde, welche von Anfang an für fortschreitende zeitgemäße Ausgestaltung angelegt sei. Insolange dieser Wunsch sich nicht erfüllt, sei allen Geographielehrern der Katalog der Ausstellung als wertvoller Führer und Berater empfohlen.

Wien.

Dr. F. Umlauf.

Ausstellung von Diapositiven im Schulgebäude.

Angeregt durch die Art, wie Diapositive auf der Ostern 1908 im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie veranstalteten Lehrmittelausstellung zur Schau gestellt wurden, habe ich den Versuch gemacht, Diapositive häufiger zu verwerten, als es im allgemeinen durch skioptische Demonstrationen möglich ist. Hiezu wurde ein Korridor-Doppelfenster des Iglauer Gymnasiums hergerichtet. An der dem Hohlraume zugewendeten Seite der inneren Fensterfügel sind in der Mitte je zwei Rahmen beweglich befestigt, die nach Art des beim Skioptikon verwendeten oben einen geschlitzten Rand haben. Die Dimensionen sind so gewählt, daß jeder Rahmen der Länge nach Raum für vier Diapositive bietet. Es können also abwechselnd je 16 Diapositive ausgestellt werden. Bilder, bei denen es wie bei der Ansicht von Rom aus der Vogelperspektive oder beim Gesamtbilde des *Forum Romanum* auf topographische Einzelheiten ankommt, eignen sich weniger; dagegen sind Abbildungen von Skulpturen und Gebäuden recht wirksam.

Das Fenster ist natürlich verschließbar gemacht. Das bietet den Vorteil, daß unterhalb der Diapositive andere Objekte des archäologischen Kabinetts z. B. Hensells Modelle und Illustrationen aus Büchern ausgestellt werden können. Letztere werden meist so gewählt, daß sie in Zusammenhang mit den oben ausgestellten Diapositiven stehen. Ferner entfällt so vielfach die Notwendigkeit, Baumeisters Bilderhefte in der Klasse herumzureichen oder nach Schluß der Stunde zu zeigen; es genügt, die Schüler darauf aufmerksam zu machen, daß die betreffende Abbildung einige Tage im „archäologischen Fenster“ ausgestellt bleibt.

Iglau.

Wilh. Weinberger.

Wilhelm Münch, Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Berlin, Georg Reimer 1903. 537 Ss. Preis brosch. 10 Mk., geb. 11 Mk.

Gerade in unseren Tagen ist mehrfach der Versuch gemacht worden, nachzuweisen, daß die Pädagogik keine Wissenschaft sei. Auch der sogenannten „Wissenschaftlichen Pädagogik“ will man die Kraft nicht zuerkennen, das Gegenteil zu erweisen. Da kommt gerade Münchs jüngst erschienenes Buch „Geist des Lehramts“ zurecht, ein Buch selbst gestreichelter Art, wie alle die früheren pädagogischen Arbeiten, welche wir dem Verf. verdanken. Man wird bei der Lektüre dieses Werkes selbst innerlich gehoben, weil man sich mitten drinnen stehen fühlt in echt wissenschaftlicher Erfassung und Begründung der Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben. Denn er rollt nicht nur alle die großen und kleinen Fragen der Pädagogik vor uns auf und unterzieht sie einer feinen psychologischen Analyse und Begründung, sondern er geht auch ihrer Ausführung in alle Kanäle des praktischen Schullebens nach. Wer aber in eine derartige Behandlung pädagogischer Fragen eintreten will, muß nicht bloß selbst über das fundamentale wissenschaftliche Rüstzeug verfügen, die Geschichte des Erziehungswesens eingeschlossen, er muß auch selbst lange Zeit in der Praxis des Unterrichtes gestanden sein. Und das trifft eben bei dem ehemaligen Provinzialschulrat Münch zu. Er selbst wünschte durch das neue Buch, welches aus Vorträgen entstanden ist, womöglich persönlich zu wirken, die Bedeutung der Aufgaben des Lehramtes fühlen zu lassen und für den Gang durch den Beruf etwas zu orientieren. Dies geschieht in folgenden 16 Kapiteln: Der Charakter des Amtes; Vom Wesen der Erziehung; Charakter, Objekt, Hauptwege der Erziehung; Mittel der Erziehung im einzelnen; Innere, äußere Organisation der Erziehung; Wesen, Organisation, Methode, Technik, Kunst des Unterrichtes; Hauptfragen des Fachunterrichtes; Lehrer und Schüler; Sonstige Lebensbeziehungen des Lehrers. Wie man sieht, kommt in dem Buche eine große Fülle Stoffes zur Behandlung und doch sind es eigentlich keine wesentlich neuen Fragen, was ja gerade dem Buche wieder zum Vorteil gereicht. Dafür erscheinen die einzelnen Gegenstände vielfach in neuer Beleuchtung. Es hat sich mir bei der Durchsicht des Buches ergeben,

daß keine einigermaßen wichtige Frage unerörtert geblieben ist, auch die modernen Richtungen, wie die der Heilpädagogik, Schulhygiene u. dgl. sind entweder selbständig oder in größerem Zusammenhange mitbehandelt worden. Dem Raume nach tritt die Unterrichtslehre der Erziehungslehre gegenüber zurück, weil der Verf., wie er selbst hervorhebt, es als das wichtigste bezeichnet, daß der Inhaber des Lehramts über dem Didaktischen und Schulgerechten nicht das Erzieherische im weiteren und tieferen Sinne verabsäume. Übrigens wird der aufmerksame Leser des Buches finden, daß Münch trotz alldem vielfach gerade auch in die aus der Herbart'schen Schule stammenden, die Technik des Unterrichtes betreffenden Fragen mit Liebe eingegangen ist. Auch sind daselbst, was zuletzt Matthias in seiner „Praktischen Pädagogik“ ausführlich behandelt hat, die Bedeutung der Frage, der Antwort, der Wiederholung im Unterrichte usw. zum Teil noch weiter ausgeführt, wobei das reichliche Material aus der Reinschen Enzyklopädie mitbenutzt wird. Was der Verf. da über die lästige Wiederholung von Schülerantworten durch den Lehrer, über das Militärische in der Schule, über Haltung des Lehrers, über das Tempo des Klassenunterrichtes, über Mitbeschäftigung usw. sagt, ist uns ganz aus der Seele gesprochen, wieviel in dieser Beziehung auch die bekannten Werke von Schiller, Jäger, Lehmann und Matthias schon gebracht haben. Zu all dem kommen eine Reihe trefflicher Winke für die Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer, Singen und Zeichnen eingeschlossen; auch ist vieles sehr beherzigenswert, was Münch in den beiden letzten Abschnitten „Lehrer und Schüler“ und „Sonstige Lebensführung des Lehrers“ gesagt hat. Zur Orientierung in der Fachliteratur hat Münch einen eigenen Abschnitt beigegeben. Der reiche Inhalt des Buches mag damit wenigstens angedeutet sein; man muß das Buch aber selbst lesen, um neben dem Inhaltlichen auch die Form zu genießen, in der dies alles geboten worden ist. Von Zeit zu Zeit bedarf der Lehrer und Erzieher neben der Lektüre mehr systematisch angelegter Fachwerke einer Auffrischung durch eine freie und tiefer eingehende Behandlung seiner Aufgaben, damit er durch die Last seiner Arbeit nicht niedergezogen werde und sein Interesse dafür nicht erlahme. Diesen Gewinn habe ich selbst aus dem schönen Buche Münchs gezogen und wünschte, daß auch recht viele meiner Genossen im Erziehungs- und Lehramte dessen teilhaftig würden.

Linz.

Dr. J. Loos.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Fr. Próchnicki, Lateinisches Übungsbuch für die III. Klasse (Poln.). Vierte Auflage. Lemberg, Verlag des pädagogischen Vereins 1903. V und 178 SS. 8°. Preis geb. 1 K 60 h.

Das Büchlein zerfällt in drei Teile, und zwar: 1. Übungsstücke zum Übersetzen in die lateinische Sprache (S. 1—98), 2. Anmerkungen zum polnischen Texte (S. 99—102) und 3. polnisch-lateinisches Wörterbüchlein (S. 103—178). Die Übungsstücke bestehen teils aus losen Sätzen, teils aus zusammenhängenden Erzählungen, die sich zum größten Teile, wie billig, an die Neposektüre anschließen. Die zusammenhängenden Übersetzungsaufgaben sind sehr zahlreich vertreten und im Inhaltsverzeichnis durch ein Sternchen kenntlich gemacht. Auf die ersten sieben Aufgaben (S. 1—5), welche der Wiederholung des accus. c. inf., nom. c. inf., abl. abs., coniung. periphr., gerundium und gerundivum dienen, folgen Übungsstücke zur Einprägung der Lehre von der Kongruenz (St. 8—20 = S. 6—13) und Kasusyntax (St. 21—117 = S. 14—83), endlich finden wir zur Wiederholung des gesamten Stoffes bestimmte zusammenhängende Erzählungen (St. 118—140 = S. 84—98). Zugrunde gelegt wurde die Grammatik der latein. Sprache von Samolewicz-Soltysik, II. Teil, 5. und 6. Aufl. Die Übungsstücke sind von sehr ungleichem Umfange, viele füllen eine ganze Druckseite (von 36 Zeilen) oder sogar noch mehr und dürften sich in einer Schultunde kaum bewältigen lassen, vgl. z. B. S. 23, S. 19, St. 106, S. 74 f. Es ist Sache des Lehrers, aus dem gebotenen Stoffe eine den Umständen Rechnung tragende Auswahl zu treffen. Nach Inhalt und Form sind sowohl die zusammenhanglosen Sätze, als auch die zusammenhängenden Übungsstücke fast ausnahmslos untadelig. Der Verf., welcher auch Polonist von Beruf ist, tut nirgends der polnischen Sprache Gewalt an. Die Anmerkungen, deren der Schüler zu einer richtigen Übersetzung ins Lateinische unumgänglich bedarf, sind in einen besonderen Anhang verwiesen, von welchem schon oben die Rede war. — Das Wörterbüchlein verdient volle Anerkennung, da es alle in den Übungsstücken vorkommenden Vokabeln und Phrasen enthält und den Schüler auf Schritt und Tritt hilfreich begleitet. Von den früheren Auflagen unterscheidet sich die vorliegende bedeutend, doch kann ich darauf an dieser Stelle nicht näher eingehen. Nach dem Gesagten reiht sich das besprochene Übungsbuch dem lateinischen Übungsbuche für die IV. Klasse von demselben Verf., welches letzteres ich in dieser Zeitschr. 1899, S. 278 f. angezeigt habe, würdig an.

Krakau.

Z. Dembitzer.

Deutsches Lesebuch für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. Herausgegeben von F. Bardachzi und H. Baßler. II. Bd. Wien, Alfred Hölder 1902. X u. 262 SS. Preis geb. 2 K 40 h.

Ähnlich der Anlage der bewährten Lampelschen Lesebücher für Untergymnasien, nur mit stärkerer Berücksichtigung des weiblichen Gemütlebens und folgend dem Normallehrplan vom 11. Dezember 1900, haben die erfahrenen Herausgeber nun auch den zweiten Band ihres Lesebuches veröffentlicht. Poesie und Prosa sind gleich gut und gleich ausgiebig vertreten, allen berechtigten Forderungen ist nach Inhalt und Form Rechnung getragen. Das Buch wird sich bewähren.

Wien.

Dr. Rudolf Löhrner.

Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie.

Zweite, völlig umgearbeitete Aufl. Berlin, Verlag von Karl Duncker. II. Halbband. S. 357—626.

Den I. Halbband des vorliegenden Werkes habe ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1899, S. 540—44) angezeigt und mich dabei ausführlich über die Grundsätze ausgesprochen, die Dessoir bei Abfassung seines psychologie-geschichtlichen Werkes leiteten. Jene Grundsätze sind in dem vorliegenden II. Halbband nach zwei Richtungen hin zu einer noch deutlicheren Anwendung gelangt, als das im I. Halbband der Fall war. Neben die biographische Betrachtungsweise tritt zunächst eine solche Betrachtung der psychologischen Probleme und der Versuche zu ihrer Lösung, daß die Geschichte der Psychologie zu einer Entwicklungsgeschichte der psychologischen Probleme wird. Dessoir ergänzt, wie er es ausdrückt, die biographische Darstellungsweise durch die doxographische. Die Probleme geben dabei für den Geschichtsschreiber das Einteilungsprinzip ab. Ein anderer, stark hervortretender Charakterzug der Darstellung besteht darin, daß Dessoir nicht nur die führenden Geister berücksichtigt, sondern auch der großen Schar der betriebsamen Nachahmer weitgehende Aufmerksamkeiten angedeihen läßt. Erst hiedurch wird das geschichtliche Bild vollständig und verständlich. Dessoir hat sich mit Recht verpflichtet gefühlt, von dem Quellenmaterial, daß er in reichstem Maße erschlossen hat, möglichst viel mitzuteilen, um seinem Werke den Charakter eines Quellen- und Nachschlagebuches zu sichern. Vielleicht hätte er in dieser Hinsicht noch etwas mehr tun können.

Der I. Halbband behandelt in zwei großen Abschnitten „die Begründung der deutschen Psychologie“ und „die Entwicklung der deutschen Erfahrungsseelenlehre von 1750—1800“. Der II. Halbband erörtert im dritten und vierten Abschnitt „den Bestand der deutschen Psychologie im XVIII. Jahrhundert“ und „die Wirkungen der deutschen Psychologie im XVIII. Jahrhundert“. Die Erörterung ist überall soweit fortgeführt, daß es leicht ist, die Anschauungen der vergangenen Zeit mit den gegenwärtigen zu vergleichen. Die Leitfäden der Entwicklung, die zur Gegenwart hinüberführt, werden allerdings erst ganz deutlich erkennbar sein, wenn Dessoirs Werk vollendet sein wird. Der II. Halbband enthält eine Reihe von Kapiteln, die nicht nur für den Fachmann, sondern auch für weitere wissenschaftliche Kreise interessant und wichtig sind. Zu diesen Kapiteln rechne ich das über die Tierpsychologie, deren zentrale Stellung in der Psychologie des XVIII. Jahrhunderts gekennzeichnet wird. Auch wir bedienen uns wieder der Tierpsychologie neben der Psychologie des Kindes, um einen tieferen Einblick in den Stufengang der psychischen Entwicklung zu gewinnen. Wichtig für die Gegenwart ist ferner das Kapitel über die Lebenskraft, das uns das Emporwachsen des Neo-

Vitalismus etwas verständlicher erscheinen läßt. Dessoir macht uns mit einem eigenartigen Vitalisten bekannt, der völlig vergessen ist trotz seines scharfsinnigen Systemes einer mechanischen Lebenserklärung: Ackermann. Der Grundbegriff in Ackermanns Lebenstheorie war der Begriff der Reizbarkeit. Unter der Lebenskraft versteht er das beständige Streben organischer Körper, durch Ausführung der zersetzten und Einführung von unzersetzten Stoffen ihre Gestalt und Eigenschaften zu erhalten. Dieser Stoffwechsel beruht nach seiner Meinung auf der Reizbarkeit des Zellstoffes, und das „Vermögen, sich durch eigene innere Kräfte zu bewegen“ hängt von dem aufgenommenen Sauerstoff ab. Bei Ackermann tritt also bereits deutlich der später fruchttragende Gedanke auf, daß die Lebenskraft in enger Beziehung zur chemischen Konstitution der organischen Körper stehe. — Insonderheit für den Schulmann sind in Dessoirs Werk die Kapitel über „Praxis und Theorie in der Pädagogik“ und „Die Stufen der Erziehung“ lesenswert. — Unrichtig ist wohl die Schreibweise „Keppler“ statt „Kepler“, S. 400 (vgl. Sigwart, Kleine Schriften, Bd. I, S. 182 u. s. f.).

Berlin.

Dr. Otto Gramsew.

Die radioaktiven Stoffe nach dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet von Dr. Karl Hofmann, außerord. Professor für Chemie an der Universität München. Leipzig, J. A. Barth 1903. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Der Verf. verfolgt den Zweck, die nähere Kenntnis von den radioaktiven Stoffen und ihren Wirkungen auch in den Kreisen zu verbreiten, die diesem Gebiete bisher ferne standen. Zur Orientierung wurden in den Text die erforderlichen Literaturstellen eingefügt.

Zuerst werden die grundlegenden Beobachtungen Becquerels über das aktive Uran beschrieben, dann wird über das radioaktive Wismut (Polonium) gesprochen und betont, daß die Strahlung dieser Präparate sich wesentlich von der am Uran beobachteten unterscheidet. Die weiteren Auseinandersetzungen beziehen sich auf das Radium, welches dem gewöhnlichen Baryum analytisch sehr ähnlich sich verhält, sodann auf das radioaktive Blei, das radioaktive Thorium. Eingehend wird die Erscheinung besprochen, daß eine große Anzahl von an sich unwirksamen Stoffen durch Berührung oder Bestrahlung mit aktiven Substanzen die Fähigkeit erhält, nach der Trennung selber eine Zeit lang auf das Elektroskop und die vor Licht geschützte photographische Platte zu wirken. Diese Erscheinung wird als induzierte Aktivität bezeichnet. Die Radioaktivität in der Luft zeigt sich unter anderen, daß ein elektrisierter isolierter Leiter in Berührung mit der Luft allmählich seine Ladung verliert. Jedenfalls kommt der Hauptanteil des Elektrizitätsverlustes auf eine wahre Leitung durch die Luft zurück. Man ist zu der Annahme berechtigt, daß die natürliche Luft von vorneherein positiv und negativ geladene Teilchen enthält, also ionisiert ist. — In einem Schlusswort wird gesagt, daß die Wirkungen radioaktiver Stoffe nur verstanden werden können, wenn man außer der Strahlung auch die Aussendung materieller Teilchen annimmt, die in Berührung mit dem Gase der Umgebung positive Ladung erlangen. Es wird auch darauf hingewiesen, daß die Aktivität durch Kathodenstrahlen im engen Zusammenhange mit der radioaktiven Strahlung steht, daß ferner eine von außen an die Atome der aktiven Stoffe gelangende Energie deren Wirksamkeit hervorruft

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Der Universal-Winkelmeßapparat im Dienste der Schule und der Praxis, bearbeitet von Prof. Dr. Kreuschmer. Mit 18 Figuren im Texte. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlagsbuchhandlung 1908.

Nach den Bestimmungen des preußischen Lehrplanes vom J. 1901 sollen beim Unterrichte in der Geometrie Modelle und sonstige Hilfsmittel, die sich für die Anschaulichkeit und Vertiefung des durchgenommenen Lehrstoffes hilfreich erweisen, herangezogen werden. Der in dem vorliegenden 24 Seiten langen Schriftchen beschriebene, vom Verf. des letzteren selbst verfertigte Universal-Winkelmeßapparat soll nun als Lehrmittel und Demonstrationsapparat für die Zwecke des propädeutischen Unterrichtes anschaulich und anregend wirken, außerdem aber auch praktische Verwendung finden bei Winkelbestimmungen jeder Art, so daß er bei ungleich größerer Billigkeit und einfacher Ausrüstung bei kleineren Geländervermessungen in Schule und Praxis ungefähr dasselbe zu leisten bestimmt ist, wie der mit Fernrohr usw. versehene, allbekannte Theodolit, für die großen Landesvermessungen der Geometer und Geodäten. Die Anfertigung und Lieferung dieses Apparates übernimmt die Firma Dörfel & Faerber, Berlin, Friedrichstraße 105 a, in solider und exakter Ausführung, zu welchem Preise aber wird nicht gesagt.

Wien.

Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

45. Hefter, Dr. Adam, *Hauseritne Seneca in dialogo secundo e Ciceronis de finibus tertio et Tusculanarum disputationum quinto libro quaerit* Prof. Dr. A. H. XVII. Jahresbericht des k. k. Stiftsgymn. der Benediktiner in St. Paul (Kärnten) über das Schuljahr 1901/02. 38 SS.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Im ersten stellt der Verf. nach vorausgeschickter Inhaltsangabe aller drei Schriften die Ähnlichkeiten zusammen, welche zwischen den zwei Büchern Ciceros und Senecas Schriften überhaupt bestehen. Da sich nun daraus auf die Abhängigkeit Senecas von Cicero nicht sicher schließen läßt, so sieht sich der Verf. gezwungen, einen anderen Weg einzuschlagen. Und das geschieht im zweiten Teile. Nachdem er nun im ersten Abschnitte desselben Ciceros und Senecas Stellung zur Philosophie dahin charakterisiert hat, daß Cicero nur ein unselbständiger Bearbeiter, dagegen Seneca ein wirklicher Philosoph sei, geht er im zweiten Abschnitte gleich auf die naheliegende Frage ein, ob Seneca die griechischen Quellen, welche für Ciceros beide Bücher überhaupt in Betracht kommen können, gekannt hat. Er glaubt dies — Polemon, Antiochus und Philo ausgenommen — von allen übrigen auf Grund der Zitate und Erwähnungen annehmen zu dürfen. Somit ist es natürlicher, Senecas Quelle nicht unter Ciceros Schriften, sondern unter den griechischen Originalen zu suchen. Doch verfolgt der Verf. das Verhältnis Senecas zu Cicero weiter und legt im dritten Abschnitte im allgemeinen dar, daß Seneca Ciceros Leben und Schriften sehr gut bekannt waren. Darin wäre also auch die eventuelle Kenntnis von Tusc. V und de fin. III eingeschlossen, eine Vermutung, die durch den vierten und letzten Abschnitt zur Gewißheit erhoben werden soll, indem gezeigt wird, daß sich Seneca in der philosophischen Terminologie an Cicero anlehnte, u. zw. auch in solchen Ausdrücken, die in Tusc. V und de fin. III vorkommen. Das Ergebnis: Seneca kannte sicher de fin. III, wahrscheinlich auch Tusc. V, benutzte sie aber nicht als Quellen, sondern eignete sich nur ihre philosophische Terminologie an.

Die Untersuchung selbst, die manches Überflüssige enthält, läßt eine tiefere Durcharbeitung der schwierigen Frage vermissen. Es würde zu weit führen, wenn ich auf Einzelheiten eingehen wollte; daher beschränke ich mich nur auf eine allgemeine Bemerkung. Es fällt auf, daß der Verf. im Verlaufe der Untersuchung sein freilich zu begrenztes Thema fallen läßt und sich mehr mit der Frage beschäftigt, ob sich Spuren von Ciceros Tusc. V und de fin. III bei Seneca überhaupt nachweisen lassen. Aber sowohl diese als auch die im Thema gestellte Frage kann nicht durch Betrachtung des philosophischen Inhaltes, sondern nur durch Erwägung anderer Umstände (z. B. Reihenfolge der Beweise, Beispiele, Ausdrucksweise u. ä.) der Lösung nähergebracht werden. Einiges davon berührt der Verf. gleich im ersten Teile, ausführlicher bespricht er dann im letzten Abschnitte des zweiten Teiles die philosophischen Bezeichnungen. Doch verfährt er dabei nicht mit der nötigen Vorsicht; denn die meisten von den angeführten Wörtern begegnen uns auch in anderen Schriften Ciceros, nicht allein in den zwei behandelten Büchern. Von Belang könnte meines Wissens nur ein Ausdruck sein, nämlich *indifferens* = *ἀδιάφορον* (de fin. III 53), zwar nicht für das ursprüngliche Thema, da sich Seneca dieses Ausdruckes nicht in dem Dialog *de constantia sapientis* bedient, wohl aber für die wirkliche Untersuchung. Doch blieb uns hier der Verf. den Nachweis schuldig, daß Seneca diesen Terminus wirklich aus Cicero selbst und nicht durch Vermittlung eines anderen Schriftstellers kennen gelernt hat. Trotz der berührten Mängel ist der Abhandlung nicht aller Wert abzusprechen.

Kremsier.

Dr. Karl Hubik.

46. Vavroušek Fr., Die sprachgeschichtlichen Grundlagen der neuenglischen Orthographie. I. Teil. Progr. der Staats-Oberrealschule in Bielitz 1902. 46 SS.

Der Verf. behandelt die neuenglischen Laute vom sprachgeschichtlichen Standpunkte, d. h. er gibt von jedem Laut die im Neuenglischen bestehenden Schreibungen an und untersucht, auf welche altenglischen, bezw. altfranzösischen Grundlagen diese verschiedenen Schreibungen zurückgehen. In dem vorliegenden Aufsätze werden die Vokale und Diphthonge in dieser Weise besprochen; die Konsonanten sollen im Programm des Schuljahres 1902/3 erscheinen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Arbeit nichts Neues bringen kann; es werden darin nur die Resultate der Forschung übersichtlich zusammengefaßt.

Störend ist es, daß der Verf. den lebenden Wortschatz vom veralteten gar nicht unterscheidet; so hätten folgende Wörter durch diakritische Zeichen als nicht mehr modern bezeichnet werden sollen: S. 7 *buzom*, S. 8 *spunge*, S. 9 *clomb*, *rother*, *comber*, *pomme*, *pome-citron*, *allonge*, *covenable*, S. 10 *nourice*, *courant*, *coussinet*, *nouriture*, S. 13 *parlous*, S. 14 *dag* (schott.), *halse*, S. 15 *daff*, *affrap*, *brach*, S. 17 *herefare*, *heregate*, *heregeld*, *leden*, *ledden*, S. 18 *chevron*, S. 31 *Commerce*, *compere*, S. 38 *burganet*, S. 42 *ambigu*, S. 43 *domesday*, *domesman*, *jewise*, S. 45 *fewel*. — Was die Aussprache anlangt, so ist der Vokal in *bombyz* (S. 9) nicht *a*, sondern *o*, in *ant* und *fancy* (S. 11), nicht *ā*, sondern *ā*; ferner werden Wörter wie *vaunt* (S. 11) gewöhnlich mit *ō* (nicht *ā*) und die Wörter *stanch*, *chancery*, *chancellor*, *chandler* (S. 15) mit *ā* (nicht *ā*!) ausgesprochen; endlich ist die Aussprache *soot* von *soot* vulgär. — In Bezug auf die Etymologie ist zu bemerken, daß *plaster* (S. 11), das der Verf. aus dem Französischen herleitet, schon im Altengl. vorkommt, daß *boot* (S. 42) nicht vom altengl. *butte*, sondern vom altengl. *bôt* kommt.

Der Druck ist nicht gehörig überwacht worden; so enthalten besonders die S. 6, 8, 9, 10, 11, 17 mehrere Druckfehler.

47. Richter L., Über den Numerus des englischen Anredepronomens im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Progr. der Kaiser Franz Joseph-Staatsrealschule in Plan 1902. 28 SS.

Nach einer Einleitung, in welcher gezeigt wird, wie neben dem in altenglischer Zeit allein üblichen Anredepronomen *þú* im XIII. Jahrhundert auch *ge* in der Anrede auftaucht und wie dann der Plural immer mehr den Singular zurückdrängt, beweist der Verf. an der Hand zahlreicher Beispiele aus den besten Romanen, daß im XVIII. Jahrhunderte *thou* noch in der Anrede an Dienstboten, Bettler und Tiere üblich ist, während man im XIX. Jahrhundert den Gebrauch von *thou* fast nur im Gebete, in der Poesie, in manchen Dialekten und in der Sprache der Quäker antrifft. Neben dem vorherrschenden *you* findet sich die ältere Form *ye* (auch als Akkusativ) nur ausnahmsweise in poetischer, familiärer oder vulgärer Sprache. Die historischen Romane, die gewöhnlich einen früheren Zeitabschnitt behandeln, führen uns auch in Bezug auf die Sprache einen älteren Stand derselben vor.

Nicht richtig ist die Bemerkung (S. 17), daß Stevensons *Treasure Island* nur unter gemeinen Matrosen und Piraten spielt. Die Hauptpersonen dieses Romans, Squire Trelawney, Dr. Livesey und Captain Smollett sind doch gebildete Leute!

Auffallend ist, daß der Verf., der doch sonst in der Fachliteratur gut bewandert ist, in Bezug auf die Sprache Shakespeares nur die ältere Grammatik von Abbot und nicht die „Shakespeare-Grammatik“ von W. Franz zurate gezogen hat.

48. Brandl L., Engels „Herr Lorenz Stark“ und Smollets „Humphry Clinker“. Progr. der Staatsrealschule im V. Bezirk von Wien 1902. 22 SS.

Spielhagen bemerkt in einer Rede „Über die epische Poesie und Goethe“, in der er den Roman als den modernen Erben des alten Epos kennzeichnet, daß sich Engel in seinem Romane „Herr Lorenz Stark“ krampfhaft bemühe, seinen Helden dem wunderbaren Mr. Bramble in „Humphry Clinker“ anzuhneln. Diese Bemerkung Spielhagens veranlaßt den Verf., den englischen Roman mit dem deutschen genau zu vergleichen und zu untersuchen, ob wirklich Berührungspunkte zwischen beiden bestehen. Nach einer eingehenden Analyse beider Romane kommt er zu dem Schlusse, daß Engel für seinen Roman weder eine Figur noch einen Gedanken von Smollett entlehnt hat, daß er aber, da er sich viel mit englischer Literatur beschäftigte, allgemeine Eindrücke auch von Smollett empfangen und verwertet haben mag.

Die Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der Beziehungen zwischen der deutschen und englischen Literatur im XVIII. Jahrhunderte.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

49. Homerische Göttergestalten in der antiken Plastik. Zum Anschauungsunterrichte. Von Prof. F. X. Lehner. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Linz 1902. 31 SS.

In dieser Arbeit liegt uns einer der interessantesten Programmaufsätze der letzten Jahre vor. Auf 31 Seiten hat uns der Verf. musterhaft in Wort und Bild eine Reihe von Antiken vorgeführt. Eine wohl-durchdachte Zusammenstellung von 25 zu besprechenden Einzeldarstellungen denkt sich der Verf. zur genaueren Besprechung in den acht

Semestern des Obergymnasiums als notwendige Basis für ein besseres Verständnis der antiken Götterlehre. Zum Zwecke dieser Besprechung zieht er die besten Texte und die schönsten Reproduktionen heran. Im Anhang gibt er tabellarisch einen Nachweis von Abbildungen der von ihm im Text besprochenen Figuren, nämlich des ruhenden Hermes in Neapel, der Orpheusreliefs in Neapel und Rom, des Poseidon im Lateran und im Mus. chiar. und von der Insel Delos, der Hera Barberini und des Ares Ludovisi. Sehr beachtenswert finden wir des Verf. Äußerung: „Man muß gewiß wünschen, daß an unseren Mittelschulen einmal Kunstgeschichte gelehrt werde.....“ In einer Zeit, in der das ungeschickte erfundene Schlagwort „Kunsterziehung“ allenthalben angewendet wird, ist es kein Wunder, wenn sich die Gedanken über den damit verbundenen Begriff überall zu Aufsätzen, Broschüren, ja selbst ganzen Bütchern verdichten. Daß der Gegenstand von den Vertretern verschiedener Fächer besprochen wird, kann zur Klärung des etwas verwirrten Begriffes nur günstig sein. Wenn, wie im vorliegenden Falle, der Altphilologe literarisches und historisches Interesse zu vereinigen sucht mit künstlerischem, so muß der für die Schule daraus resultierende Wert sich von Jahr zu Jahr steigern. Es wird nicht lange dauern, so wird ein Streit über die Beantwortung der Frage entbrennen, soweit er nicht schon entbrannt ist, welcher Fachlehrer am geeignetsten für den beabsichtigten Kunstunterricht ist. Mag man uns darob auch schelten und verketzern, so betonen wir doch aus Überzeugung, daß durchaus nicht in allen Fällen der Kunstpraktiker an unseren Mittelschulen, also der Zeichner, das berufen sein kann. Jeder feinsinnige, ästhetisch gebildete Philologe, der Historiker oder Psychologe werden mindestens ebensoviel Eignung dafür haben. Die unbedingte Voraussetzung für eine richtige Würdigung von Kunstwerken, ist natürlich immer künstlerisches Empfinden, nicht etwa rein literarisches oder historisches; denn die beiden letzteren führen nur allzu leicht zu schiefen Schlüssen. — In unserem Fall weist der Verf. immer wieder auf das Bild hin, insbesondere auf die großen Publikationen von Seemann, Hoppe, Bender und die Photographien von Andersen, Brogi, Lechner u. a. Die Literaturangabe erstreckt sich über die letzten zwei Jahrzehnte. Gerne hätten wir betont gefunden, daß sich das Verständnis für die antike Kunst noch ganz besonders heben läßt dadurch, daß man dem Schüler den Zeichenstift in die Hand gibt. Die Skizzierung einer Figur wird dem bewußt Arbeitenden mehr erklären von der Schönheit der Formengebung, dem Schwung der Linien und der Feinheit der Silhouetten als eine langatmige Beschreibung.

50. Über Bildung der ästhetischen Gefühle am Gymnasium.

Von Prof. Julian Kobylański. Progr. des k. k. zweiten Staatsgymnasiums in Czernowitz 1902. 54 SS.

Von einem ganz anderen Standpunkte aus als Prof. Lehner behandelt Prof. K. das mit dem Kunstunterricht so eng verknüpfte Thema der Bildung der ästhetischen Gefühle. Eine außerordentliche Belesenheit aller einschlägigen Schriften zeichnet den Verf. aus. Nach seiner Meinung kann es nicht einen besonderen Kunstunterricht am Gymnasium geben, doch bleibt er für diese „Unmöglichkeit“ den Beweis schuldig. Nichtsdestoweniger anerkennt er die Wichtigkeit des Sehen-, Hören- und Fühlenlernens; jedoch nur auf dem Wege der Konzentration der Lehrgegenstände. — Wir können nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß wir sowohl hier als auch in anderen Publikationen überraeht wurden durch die Nichtzitierung des von Prof. Michaelis besorgten ersten Bandes von Springers Kunstgeschichte. Über den Zeichenunterricht spricht Verf. sich sehr wohlwollend aus und ist überzeugt von der Notwendigkeit desselben für das humanistische Gymnasium, einer Notwendigkeit, die leider noch

nicht überall in die Praxis übersetzt wurde. Die Wichtigkeit des Anschauungsmaterials betont Prof. K. ebenfalls sehr intensiv. Es dient ihm auch dazu, das Gefühl für das Schöne in der Natur auszubilden. Er betont den Wert von Bildern für das Verständnis der Kunst und für die Veredlung des Gemütes. Daß sich die ästhetische Bildung auch im äußeren Menschen zeigt, beweist der durch das Turnen gestählte Körper einerseits, andererseits der äußere Habitus jedes Einzelnen. Das Schriftchen verdient eingehende Berücksichtigung.

51. Josef Ritter v. Führich, Ein Gedenkblatt von Professor Ludwig Ritter v. Kurz. Progr. des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz 1902. 16 SS.

Mehr als 26 Jahre nach dem Tode Führichs unternimmt es Prof. v. Kurz, einen überaus warm geschriebenen Rückblick auf das Leben dieses in gewissem Sinne einzig dastehenden Künstlers zu werfen. Daß Führichs Einfluß im katholischen Leben der Gegenwart durch seine große Anzahl mit feinstem Gefühl bearbeiteter Bilder groß ist, wird niemand bezweifeln. Sein zeichnerisches Können war ein ganz hervorragendes und unter den Nazarenern wird er alle Zeit einen Ehrenplatz behaupten. Wo die Schwäche Führichs liegt, das hat schon seine Zeit erkannt und wohl er auch selber: Der Farbe und ihrem Reiz stand er fremd gegenüber. Hier verliert er sich in das Konventionelle, sein ganzes Empfinden ist mehr ein plastisch-zeichnerisches, nicht ein malerisches. Eine objektive, kritisch-kunsthistorische Würdigung will das Gedenkblatt gewiß nicht sein, es ist ein von einem begeisterten Verehrer enthusiastisch geschriebener Panegyrikus.

Troppau.

Rud. Böck.

Entgegnung.

Meine Programmarbeit „China, Land und Leute“ hat Herr Miklau in dieser Zeitschrift (S. 478) einer tadelnden Kritik unterzogen. Es ist wohl kaum nötig, zu versichern, daß ich kein Chinareisender bin; somit kann mir also schon nach der Tendenz des Aufsatzes die Benützung vorhandener Werke über China vernünftigerweise nicht vorgeworfen werden, um so weniger als diese Werke angeführt wurden. — Unrichtig ist die Behauptung, daß alles Wesentliche ein Auszug aus dem Buche Navarras sei. Was aus diesem Buche genommen wurde, sind teilweise die Aufzeichnungen über religiöse und militärische Verhältnisse und ein und das andere über Sitten und Gebräuche, wovon ich einen guten Teil den Mitteilungen eines Missionärs verdanke.

Der Kritiker nennt den Aufbau des Aufsatzes „unglücklich“ und meint, daß die Aufforderung an den Leser zu einer Reise nach Triest eine Reisebeschreibung erwarten lasse. Nein, das kann nach den vorausgeschickten, die Tendenz des Aufsatzes kennzeichnenden Worten nicht erwartet werden. — Daß meine Darstellung des zentralen Hochlandes in allen Lehrbüchern zu finden sei, ist unrichtig. Wenn der Kritiker die Verbindung der Schilderung der Bodenbeschaffenheit mit der Kulturgeographie tadelt, so beweist das nur, daß er zu jenen Geographen gehört, die am liebsten nach einem bestimmten Schema lehren, ohne die Ideenassoziation viel zu berücksichtigen. Ich gehöre eben einer anderen Richtung an, die mir besser zusagt und erfahrungsgemäß auch meinen

Schülern. Weiters ist das eigentliche China dem chinesischen Reich so deutlich gegenübergestellt, daß eine Begriffsverwirrung wirklich nicht zu fürchten ist. Die beigegebene Karte sollte nur der Bequemlichkeit des Lesers dienen, einen weiteren Anspruch erhebt sie nicht.

St. Pölten.

H. Kurzwernhart.

Erwiderung.

Vorstehende Entgegnung kann selbstverständlich mein Urteil über den betreffenden Aufsatz nicht im mindesten ändern. Verwahren aber muß ich mich dagegen, daß mir Äußerungen unterschoben werden, die ich nicht getan habe. Denn selbstverständlich werde ich dem Verfasser die Abfassung eines Aufsatzes über ein Land, das er nicht aus eigener Anschauung kennt, nach Werken der neuesten Literatur nicht zum Vorwurfe machen: nur hätte bei Angabe der Quellen das Hauptwerk von Navarra an erster Stelle genannt werden sollen. Ich muß auch dabei bleiben, daß alles im Aufsätze Enthaltene im Werke Navarras zu finden ist. Daß der Aufbau des Aufsatzes nicht bloß unglücklich angepackt, sondern gänzlich verfehlt ist, wird jeder zugeben, der ihn liest. Daß der Verfasser den Leser zu einer Reise nach Triest auffordert, ist unrichtig, denn da ließe sich tatsächlich keine Reisebeschreibung erwarten: er ladet zu einer Reise in den Orient ein und läßt nach wenigen Zeilen in Kalkutta landen. Solange der Verfasser nicht den Nachweis erbringt, daß auch nur einer von den tausenden Reisenden, die heute China besuchen, den ganz unmöglichen Weg über Kalkutta und den Himalaya einschlägt, muß ich an meinem Urteile festhalten. Die gänzlich überflüssige Darstellung des zentralen Hochlandes ist tatsächlich in allen besseren Lehrbüchern zu finden. In der folgenden Inhaltsangabe des eigentlichen Aufsatzes habe ich kein einziges Tadelwort ausgesprochen. Die allgemeinen Bemerkungen über geographischen Unterricht sind also an eine ganz falsche Adresse gerichtet. Der Verfasser möge übrigens das Urteil eines anderen Fachmannes über seinen Aufsatz in der „Realschulzeitschrift“ lesen, um sich zu überzeugen, daß meine Äußerungen recht zurückhaltend waren.

Bleiburg i. K.

Julius Miklau.

Erster internationaler Kongreß für Schulhygiene.

Im April 1904 findet in Nürnberg der Erste internationale Kongreß für Schulhygiene statt. Das definitive Programm des Kongresses, dem mit Interesse entgegen gesehen wird, gelangt im Dezember d. J. zur Ausgabe. Der vorläufige orientierende Anzeiger ist beim Generalsekretär Hofrat Dr. Paul Schubert in Nürnberg erhältlich.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der irreduzible Fall der kubischen Gleichung in algebraischer Behandlung.

Bisher hat die trigonometrische Behandlung dieses Falles vermöge ihrer Einfachheit und Präzision allen algebraischen Behandlungen gegenüber den Vorrang behauptet. Nur die im I. Hefte 1903 der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. von mir veröffentlichte Methode ist ihr in gewissem Grade ebenbürtig. Doch erfordert die Durchführung der letzteren außer der Hauptgleichung fallweise noch die Benützung zweier hievon abhängigen Nebengleichungen, welcher Umstand den praktischen Wert der neuen Methode schmälert.

Dieser Mangel ist in der nachstehenden Modifikation meiner Lösungsart behoben worden, in welcher auch neue Rechenvorteile zur Anwendung gelangen. Außerdem wurde die Wechselbeziehung der neuen Auflösungslehre zur Cardanschen Formel entsprechend beleuchtet.

Sind x_1, x_2 und x_3 die Wurzeln der reduzierten kubischen Gleichung:

$$x^3 - b x + c = 0, \dots\dots\dots 1)$$

so bestehen bekanntlich die Relationen:

$$x_1 + x_2 + x_3 = 0, \dots\dots\dots 2)$$

$$x_1 x_2 + x_2 x_3 + x_3 x_1 = -b \dots\dots\dots 3)$$

und

$$x_1 x_2 x_3 = -c, \dots\dots\dots 4)$$

durch welche die Gleichung

$$(x - x_1)(x - x_2)(x - x_3) = x^3 - b x + c = 0$$

identisch wird. Da nach 2) und 4)

$$x_2 + x_3 = -x_1$$

und

$$x_2 x_3 = -\frac{c}{x_1}$$

ist, so erkennt man, daß x_2 und x_3 die Wurzeln der nachstehenden quadratischen Gleichung sind:

$$x^2 + x_1 x - \frac{c}{x_1} = 0.$$

Die Auflösung der letzteren liefert:

$$x_{2, 3} = -\frac{1}{2} x_1 \pm \frac{1}{2} \sqrt{x_1^2 + \frac{4c}{x_1}} \dots\dots\dots 5)$$

Setzt man

$$x_1^2 + \frac{4c}{x_1} = z_1^2, \dots\dots\dots 6)$$

so verwandelt sich 5) in

$$x_{2, 3} = -\frac{1}{2} x_1 \pm \frac{1}{2} z_1 \dots\dots\dots 7)$$

Nun ist nach 1)

$$x_1^3 - b x_1 + c = 0 \dots\dots\dots 8)$$

und daraus

$$x_1^2 = b - \frac{c}{x_1} \dots\dots\dots 9)$$

Damit erhält man aus 6) noch die Beziehungen

$$b + \frac{3c}{x_1} = z_1^2 \dots\dots\dots 10)$$

und

$$4b - 3x_1^2 = z_1^2 \dots\dots\dots 11)$$

Aus 10) folgt

$$x_1 = \frac{3c}{z_1^2 - b} \dots\dots\dots 12)$$

Durch Einsetzung von 12) in 8) ergibt sich nach entsprechender Rechnung die zu 8) adjungierte Gleichung

$$z_1^3 - 3bz_1 + \sqrt{4b^3 - 27c^2} = 0 \dots\dots\dots 13)$$

Hierin wurde bloß das positive Vorzeichen der Quadratwurzel beibehalten, weil in 7), 10), 11) und 12) ohnehin schon auf die Zweideutigkeit von z_1 Bedacht genommen ist. Unter Einführung der Abkürzungen

$$3b = b_1 \dots\dots\dots 14)$$

und

$$\sqrt{4b^3 - 27c^2} = c_1 \dots\dots\dots 15)$$

erscheint 13) in der Gestalt

$$z_1^3 - b_1 z_1 + c_1 = 0, \dots\dots\dots 16)$$

und man erhält ferner aus 14) und 15) die für das Folgende wichtige Relation

$$\frac{c^2}{b^3} + \frac{c_1^2}{b_1^3} = \frac{4}{27} \dots\dots\dots 17)$$

Mit Bezug auf 14) folgt aus 16)

$$z_1^2 = 3b - \frac{c_1}{z_1} \dots\dots\dots 18)$$

Substituiert man 18) in 10), so ergibt sich:

$$\frac{3c}{x_1} + \frac{c_1}{z_1} = 2b, \dots\dots\dots 19)$$

und hieraus fließen die für die Folge bedeutsamen, eindeutigen Abhängigkeiten

$$z_1 = \frac{c_1 x_1}{2b x_1 - c} \dots\dots\dots 20)$$

und

$$x_1 = \frac{3c x_1}{2b x_1 - c_1} \dots\dots\dots 21)$$

Gemäß 11) ist

$$3x_1^2 + z_1^2 = 4b \dots\dots\dots 22)$$

Diese Gleichung kann durch die Einführung

$$z_1 = y_1 \sqrt{3} \dots\dots\dots 23)$$

symmetrisch gemacht werden und lautet dann:

$$x_1^2 + y_1^2 = \frac{4b}{3} \dots\dots\dots 24)$$

Die adjungierte Gleichung geht damit über in

$$y_1^3 - b y_1 + 2 \sqrt{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}} = 0 \dots\dots\dots 25)$$

oder, wenn

$$2 \sqrt{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}} = d = \frac{c_1}{3 \sqrt{3}} \dots\dots\dots 26)$$

gesetzt wird,

$$y_1^3 - b y_1 + d = 0 \dots\dots\dots 27)$$

Diese Gleichung soll als zur Gleichung 8) konjugiert bezeichnet werden. Aus 19) entsteht beim vorigen Transformieren:

$$\frac{c}{x_1} + \frac{d}{y_1} = \frac{2b}{3} \dots\dots\dots 28)$$

Entnimmt man b aus 24) und substituiert diesen Wert in 8) und 27), so folgen die neuen Gleichungen

$$x_1^3 - 3x_1 y_1^2 + 4c = 0 \dots\dots\dots 29)$$

und

$$y_1^3 - 3x_1^2 y_1 + 4d = 0 \dots\dots\dots 30)$$

Multipliziert man 30) mit $i = \sqrt{-1}$, so erhält man mit Rücksicht auf $i^2 = -1$ und $i^3 = -i$ durch Subtraktion und Addition mit 29)

$$(x_1 \pm i y_1)^3 = -4c \pm i d.$$

Daraus folgen die Bestimmungsgleichungen

$$x_1 + i y_1 = 2 \left(-\frac{c}{2} + i \frac{d}{2} \right)^{\frac{1}{3}} = 2u \dots\dots\dots 31)$$

und

$$x_1 - i y_1 = 2 \left(-\frac{c}{2} - i \frac{d}{2} \right)^{\frac{1}{3}} = 2v \dots\dots\dots 32)$$

Mithin ist

$$x_1 = u + v \dots\dots\dots 33)$$

und

$$y_1 = -i(u - v) \dots\dots\dots 34)$$

Damit erhält man aus 7) die Wurzelwerte

$$x_{2,3} = -\frac{1}{2} x_1 \pm \frac{1}{2} y_1 \sqrt{3} \dots\dots\dots 35)$$

Da nach 31), 32) und 26)

$$u = \left(-\frac{c}{2} + i \sqrt{\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4}}\right)^{\frac{1}{3}} \dots\dots\dots 36)$$

und
$$v = \left(-\frac{c}{2} - i \sqrt{\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4}}\right)^{\frac{1}{3}} \dots\dots\dots 37)$$

ist, so sind diese Ausdrücke nur dann direkt brauchbar, wenn

$$\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4} < 0 \text{ oder } \frac{b^3}{c^3} < \frac{27}{4} \dots\dots\dots 38)$$

ist, wobei $b \leq 0$ sein kann, und man hat dann

$$u = \left(-\frac{c}{2} + \sqrt{\frac{c^3}{4} - \frac{b^3}{27}}\right)^{\frac{1}{3}} \dots\dots\dots 39)$$

und
$$v = \left(-\frac{c}{2} - \sqrt{\frac{c^3}{4} - \frac{b^3}{27}}\right)^{\frac{1}{3}} \dots\dots\dots 40)$$

Damit ergeben 33), 34) und 35) die Cardansche Formel und deren Erweiterung:

$$x_{2,3} = -\frac{1}{2} x_1 \mp \frac{i}{2} (u - v) \sqrt{3} \dots\dots\dots 41)$$

Hiebei sind die Kubikwurzeln 39) und 40) im absoluten Sinne gemeint.

Für $b = 0$ ist $u = 0$ und $x_1 = v = -\sqrt[3]{c}$,
also $x_{2,3} = \frac{1}{2} \sqrt[3]{c} (1 \pm i \sqrt{3})$ } 42)

Hiebei tritt die Dreiwertigkeit jeder Kubikwurzel zutage.

Ist $c = 0$ und $b < 0$, so findet man:

$u = -v = \sqrt{-\frac{b}{3}}$; daher ist $x_1 = 0$
und $x_{2,3} = \mp i \sqrt{-b}$ } 43)

Wenn $b > 0$ und

$$\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4} = 0 \text{ oder } \frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{4} \dots\dots\dots 44)$$

ist, so hat man:

$$u = v = \sqrt[3]{-\frac{c}{2}}$$

und demnach

$x_1 = -\sqrt[3]{4c} = -2 \sqrt{\frac{b}{3}} = -\frac{3c}{b}$,
mithin $x_2 = x_3 = \sqrt{\frac{c}{2}} = \sqrt{\frac{b}{3}} = \frac{3c}{2b}$ } 45)

Dieselben Resultate gehen für $x_2 = x_3$ aus 2) bis 4) hervor. Da in 16) gemäß 15) und 44) $c_1 = 0$ ist, folgt $z_1 = 0$ und $z_2, 3 = \pm \sqrt[3]{8b}$. Damit ergeben sich mittels 11) und 12) ebenfalls die Wurzelwerte unter 45).

Aus 39) und 40), bzw. 36) und 37) erhält man noch die Beziehungen

$$u v = \frac{b}{3} \dots\dots\dots 46)$$

und $u^3 + v^3 = -c,$

aus denen man gewöhnlich mittels 33) und 1) die Cardansche Formel abzuleiten pflegt. Die Formel 41) geht auch aus der Dreiwertigkeit der Kubikwurzeln in 39) und 40) hervor, indem man dieselben gemäß 46) so paart, daß sie ein reelles Produkt geben.

Ist jedoch $b > 0$ und

$$\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4} > 0 \text{ oder } \frac{b^3}{c^3} > \frac{27}{4}, \dots\dots\dots 47)$$

so tritt der sogenannte „Casus irreducibilis“ ein. Dieser wurde bisher mittels goniometrischer Funktionen gelöst. Aus 26) und 24) folgen unter Einführung der Symbole ρ und r die Relationen:

$$\frac{c^3}{4} + \frac{d^3}{4} = \frac{b^3}{27} = \rho^3 \dots\dots\dots 48)$$

und $\frac{x_1^3}{4} + \frac{y_1^3}{4} = \frac{b}{3} = r^3 \dots\dots\dots 49)$

Mithin ist

$$\rho = r^3 \dots\dots\dots 50)$$

Setzt man

$$\frac{c}{2\rho} = \frac{c}{2r^3} = -\cos \varphi \dots\dots\dots 51)$$

und

$$\frac{d}{2\rho} = \frac{d}{2r^3} = \sin \varphi, \dots\dots\dots 52)$$

so wird dadurch 48) richtig erfüllt, denn man erhält daraus:

$$\cos^3 \varphi + \sin^3 \varphi = 1.$$

Analog verhält es sich mit den Substitutionen

$$\frac{x_1}{2r} = \cos \psi \dots\dots\dots 53)$$

und

$$\frac{y_1}{2r} = \sin \psi; \dots\dots\dots 54)$$

denn durch diese geht 49) über in

$$\cos^3 \psi + \sin^3 \psi = 1.$$

Nun ergibt sich aus 28) gemäß 49):

$$d x_1 + c y_1 = 2 x_1 y_1 r^3.$$

Dividiert man diese Gleichung durch $4 r^4$, so resultiert mittels 51) bis 54):

$$\sin(\varphi - \psi) = \sin 2\psi.$$

Hieraus schließt man auf

$$\psi = \frac{\varphi}{3} \dots\dots\dots 55)$$

Entnimmt man aus 49)

$$r = \sqrt[3]{\frac{b}{3}} \dots\dots\dots 56)$$

in absolutem Sinne und aus 51) den Winkel φ im ersten oder zweiten Quadranten, je nachdem $c \leq 0$ ist, so liefert 53) mit Bezug auf 55) den Wurzelwert:

$$x_1 = 2 r \cos \frac{\varphi}{3} \dots\dots\dots 57)$$

Da $\cos 120^\circ = -\frac{1}{2}$, ferner $\sin 120^\circ = \frac{1}{2} \sqrt{3}$ und gemäß 54) und 55)

$$y_1 = 2 r \sin \frac{\varphi}{3}$$

ist, so verwandelt sich 35) in

$$x_{2,3} = 2 r \cos \left(120^\circ \mp \frac{\varphi}{3} \right) \dots\dots\dots 58)$$

Dieselben Werte ergeben sich nach entsprechender Umformung auch aus der Mehrdeutigkeit des Winkels φ in 51) und 52), da sich die Funktionen nicht ändern, wenn man den zugehörigen kleinsten positiven Winkel um 360° vermehrt oder vermindert. Die dritten Teile der neuen Winkel liefern jedoch die Werte $\left(\frac{\varphi}{3} \pm 120^\circ \right)$.

Die Wurzelwerte 57) und 58) lassen sich aus 36) und 37) mittels 33) auch nach dem Satze von Moivre erhalten, wenn man zuvor die komplexen Radikanden in die Normalform überführt. Es ist dann gemäß 50):

$$\left. \begin{matrix} u \\ v \end{matrix} \right\} = \left[\rho (\cos \varphi \pm i \sin \varphi) \right]^{\frac{1}{3}} = r \left(\cos \frac{\varphi}{3} \pm i \sin \frac{\varphi}{3} \right),$$

wobei r und φ aus 56) und 51) zu entnehmen sind. Auch hiebei können auf Grund der Mehrwertigkeit des Winkels alle drei Wurzeln gewonnen werden. Wie man sieht, sind unter der Bedingung 47) sämtliche drei Wurzeln reell.

Die Dreideutigkeit der Winkelteilung erklärt sich hier daraus, daß man sie mittels goniometrischer Funktionen, also in letzter Linie mit Hilfe der zu den Zentriwinkeln gehörigen Sehnen vorgenommen hat. Zur Sehne vom Zentriwinkel φ gehören aber zwei Bogen. In den kleineren kann man drei gleiche Sehnen legen; ebenso in den größeren. Schließlich kann man in den letzteren Bogen noch drei gleiche Sehnen legen, von denen sich zwei durchschneiden.

Bedient man sich zur Dreiteilung des Bogens einer Hyperbel, von der ein Brennpunkt an dem einen Ende des Bogens liegt, während die zugehörige Direktrix den Zentriwinkel φ halbiert, so

kommt ihr die numerische Exzentrizität 2 zu, und der fremde Scheitel liegt im anderen Endpunkte des Bogens. Diese Kurve schneidet dann den Kreis außer in dem genannten Scheitel noch in drei anderen Punkten.

Mittels der Substitutionen 51) bis 54) erhält man aus 8) und 27) unter Bezug auf 55) die goniometrischen Formeln

$$\cos^3 \frac{\varphi}{3} - \frac{3}{4} \cos \frac{\varphi}{3} - \frac{1}{4} \cos \varphi = 0$$

und
$$\sin^3 \frac{\varphi}{3} - \frac{3}{4} \sin \frac{\varphi}{3} + \frac{1}{4} \sin \varphi = 0.$$

Wollte man hier aus den Funktionen des Winkels φ die gleichartigen Funktionen von $\frac{1}{3} \varphi$ suchen, so ist dies nur unter Zuhilfenahme trigonometrischer Tafeln möglich. Deshalb ist zur direkten Behandlung dieser Gleichungen eine algebraische Methode vonnöten.

Für $c = 0$ und $b > 0$ ergeben 36) und 37):

$$u = -v = -i \sqrt{\frac{b}{3}},$$

und es ist nach 38) und 41)

somit
$$\left. \begin{aligned} x_1 &= 0, \\ x_{2,3} &= \mp \sqrt{b}. \end{aligned} \right\} \dots\dots\dots 59)$$

Sonst gelingt die exakte algebraische Lösung nur in besonderen Fällen. Ist z. B. $c = d$, also nach 26):

$$\frac{b^3}{27} - \frac{c^3}{4} = \frac{c^3}{4} \quad \text{oder} \quad \frac{b^3}{c^3} = \frac{27}{2} \dots\dots\dots 60)$$

so erhält man aus 8) und 27) durch Subtraktion:

oder
$$\begin{aligned} x_1^3 - y_1^3 - b(x_1 - y_1) &= 0 \\ (x_1 - y_1)(x_1^2 + x_1 y_1 + y_1^2 - b) &= 0. \end{aligned}$$

Mithin ist

$$x_1 - y_1 = 0 \quad \text{oder} \quad x_1 = y_1$$

eine Lösung. Damit gibt 28) unter Bezug auf 60):

$$x_1 = \frac{3c}{b} = \sqrt{\frac{2b}{3}} = \sqrt[3]{2c} \dots\dots\dots 61)$$

Aus 10) erhält man dann

$$z_1^2 = 2b,$$

und 7) liefert schließlich

$$x_{2,3} = -\frac{3c}{2b} \pm \frac{1}{2} \sqrt{2b}.$$

Nun ist nach 60)

$$2b = 27 \frac{c^2}{b^2}$$

und daher mit Rücksicht auf 61):

$$x_{2,3} = \frac{3c}{2b} (-1 \pm \sqrt{3}) = \frac{1}{2} \sqrt[3]{c} (-1 \pm \sqrt{3}). \quad .62)$$

Dabei ist x_2 die absolut kleinste und x_3 die absolut größte Wurzel. Analog behandelt man den Fall $c = -d$, welcher ebenfalls die Bedingung 60) erfordert.

Übrigens kann man die Resultate 61) und 62) auch durch direkte Auflösung der Gleichung 1) erhalten. Nach 60) ist

$$c = \frac{b}{3} \sqrt{\frac{2b}{3}}$$

Setzt man

$$\sqrt{\frac{2b}{3}} = 2h,$$

so ist $b = 6h^2$ und $c = 4h^3$.

Dann lautet die Gleichung 1):

$$x(x^2 - 4h^2) - 2h^2(x - 2h) = 0$$

oder $(x - 2h)[x(x + 2h) - 2h^2] = 0.$

Hier braucht man nur die Faktoren einzeln gleich Null zu setzen und dann nach x aufzulösen.

Um allgemein brauchbare Formeln für die Wurzel x_1 in 33) auf algebraischem Wege zu finden, muß man die konjugiert-komplexen Zahlen u und v in 36) und 37) nach dem allgemeinen binomischen Lehrsätze in ihre reellen und imaginären Bestandteile zerlegen. Hiebei sind die Fälle:

$$\frac{c^2}{4} \geq \frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4} \quad \text{oder} \quad \frac{b^3}{c^2} \leq \frac{27}{2}$$

zu unterscheiden. Da die Binomialreihe nur dann konvergiert, wenn sie nach den aufsteigenden Potenzen des absolut kleineren Summanden fortschreitet, so setzt man für

$$\frac{b^3}{c^2} < \frac{27}{2} \dots\dots\dots 63)$$

abkürzungsweise:

$$\sqrt[3]{\frac{4b^3}{27c^2} - 1} = f < 1 \dots\dots\dots 64)$$

und erhält aus 36) und 37)

$$u' = -\sqrt[3]{\frac{c}{2}} (1 - if)^{\frac{1}{3}}$$

und $v' = -\sqrt[3]{\frac{c}{2}} (1 + if)^{\frac{1}{3}}$.

Damit ergibt sich mittels 33):

$$x_1' = -2 \sqrt[3]{\frac{c}{2}} \left[\left(\frac{1}{3}\right)_0 - \left(\frac{1}{3}\right)_2 f^2 + \left(\frac{1}{3}\right)_4 f^4 - \dots \right] \dots 65)$$

oder $x_1' = -\sqrt[3]{4c} \left[1 + \frac{1}{9} f^2 - \frac{10}{243} f^4 + \dots \right] \dots\dots 66)$

Dies ist gemäß früheren Untersuchungen die absolut größte Wurzel der Gleichung 1).

Ist dagegen $\frac{b^3}{c^2} > \frac{27}{4}, \dots\dots\dots 67)$

so setzt man zur Abkürzung:

$$\frac{c}{2 \sqrt{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}}} = g < 1 \dots\dots\dots 68)$$

und entwickelt aus 36) und 37):

$$u = -i \sqrt[6]{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}} (1 + i g)^{\frac{1}{3}}$$

und $v = +i \sqrt[6]{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}} (1 - i g)^{\frac{1}{3}}.$

Damit liefert 38)

$$x_1 = \frac{c}{\sqrt[3]{\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}}} \left[\left(\frac{1}{3}\right)_1 - \left(\frac{1}{3}\right)_3 g^2 + \left(\frac{1}{3}\right)_5 g^4 - \dots \right] \dots 69)$$

oder

$$x_1 = \frac{3c}{b} \left(1 - \frac{27c^2}{4b^3}\right) - \frac{1}{3} \left[\frac{1}{3} - \frac{5}{81} g^2 + \frac{22}{729} g^4 - \dots\right] \dots 70)$$

Dies ist der Ausdruck für die absolut kleinste Wurzel der Gleichung 1).

Nun ist nach 68)

$$g^{2n} = \left(\frac{27c^2}{4b^3}\right)^n \left(1 - \frac{27c^2}{4b^3}\right)^{-n}.$$

Da hierin gemäß 67)

$$\frac{27c^2}{4b^3} < \frac{1}{2}$$

ist, so läßt sich auf alle Binome der Formel 70) der binomische Satz anwenden, und man erhält nach vorhergegangenem Kürzen durch „3“ unter Einführung des Symbols

$$\frac{c^2}{b^3} = t \dots\dots\dots 71)$$

nach erfolgtem Anmultiplizieren aus 70) ein Resultat von der Gestalt

$$x_1 = \frac{c}{b} (1 + \alpha t + \beta t^2 + \gamma t^3 + \delta t^4 + \varepsilon t^5 + \dots) \dots\dots 72)$$

Um die unbestimmten Koeffizienten α, β, γ usw. zu berechnen, setzt man 72) in das zweite Glied von 1) ein und entwickelt leicht:

$$x_1^3 = \frac{c^3}{b^3} (\alpha + \beta t + \gamma t^2 + \delta t^3 + \varepsilon t^4 + \dots) \dots\dots 73)$$

Anderseits folgt aus 72) durch gewöhnliche Multiplikation:

$$x_1^2 = \frac{c^2}{b^2} [1 + 2 \alpha t + (\alpha^2 + 2 \beta) t^2 + (2 \alpha \beta + 2 \gamma) t^3 + (2 \alpha \gamma + \beta^2 + 2 \alpha \delta) t^4 + \dots] \dots\dots 74)$$

Hierin ist das Bildungsgesetz der Koeffizienten-Verbindungen leicht zu erkennen. Dividiert man ferner 73) durch 72), so resultiert:

$$x_1^2 = \frac{c^2}{b^2} [\alpha + (\beta - \alpha^2) t + (\gamma - 2 \alpha \beta + \alpha^2) t^2 + (\delta - 2 \alpha \gamma - \beta^2 + 3 \alpha^2 \beta - \alpha^4) t^3 + \dots] \dots\dots 75)$$

Auch dieses Verfahren gestattet eine beliebige Fortsetzung. Vergleicht man 75) mit 74), so ergeben sich als notwendige Identitäten:

$$\begin{aligned} \alpha &= 1, \\ \beta - \alpha^2 &= 2 \alpha \text{ oder } \beta = 3, \\ \gamma - 2 \alpha \beta + \alpha^3 &= \alpha^2 + 2 \beta \text{ oder } \gamma = 12. \end{aligned}$$

Auf diese Art erhält man weiter: $\delta = 55$, $\varepsilon = 273$ u. s. f.

Damit geht 72) über in

$$x_1 = \frac{c}{b} (1 + t + 3 t^2 + 12 t^3 + 55 t^4 + 273 t^5 + \dots) \dots\dots 76)$$

Nun habe ich in der eingangs zitierten Abhandlung unter Nr. 37) daselbst folgende Formel entwickelt:

$$x_1 = \frac{c}{b} \left(1 + \frac{1}{w} + \frac{3}{w^3} + \frac{1}{w^4} + \frac{18}{w^5} + \frac{15}{w^6} + \frac{138}{w^7} + \dots \right) \dots\dots 77)$$

Hierin ist $w = \frac{b^3}{c^2} - 3 \dots\dots\dots 78)$

oder unter Bezug auf 71):

$$w = \frac{b^3}{c^2} \left(1 - \frac{3c^2}{b^3} \right) = \frac{1}{t} (1 - 3 t).$$

Mithin ergibt sich:

$$\frac{1}{w^n} = t^n (1 - 3 t) - n.$$

Da nun gemäß 67)

$$3 t < \frac{2}{9}$$

ist, so darf man in 77) die einzelnen Glieder nach dem binomischen Satze auflösen und erhält durch Summierung der entstandenen Reihen wieder die Formel 76). Demnach konvergieren die Reihen 77) und 76) gleichzeitig unter der Bedingung 67). — Schreibt man statt 77) annähernd

$$x_1 = \frac{c}{b} \left(1 + \frac{1}{w} + \frac{3}{w^3} + \frac{3}{w^4} \right) \dots\dots\dots 79)$$

oder $x_1 = \frac{c}{b} \left(1 + \frac{1}{w} \right) \left(1 + \frac{3}{w^3} \right) \dots\dots\dots 80)$

so beträgt der durch Zugabe entstandene Fehler:

$$F = \frac{c}{b} \frac{1}{w^4} \left(2 - \frac{18}{w} - \frac{15}{w^2} - \frac{188}{w^3} - \dots \right), \dots 81)$$

wie man durch Subtraktion von 79) und 77) leicht ermittelt. Für die Bedingung 60) ist

$$\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{2} = 13.5$$

und daher nach 78):

$$w = 10.5. \dots \dots \dots 82)$$

Damit folgt aus 81):

$$F = 0.000002\bar{5} \frac{c}{b} \dots \dots \dots 83)$$

Wächst w , so nimmt der Fehler anfangs etwas zu, später aber wieder ab, denn der zweite Faktor in 81) wird dann rascher kleiner als sich der dritte vergrößert; der erstere strebt dem Grenzwerte Null zu, während sich der letztere der Grenze „2“ nähert. Als Belege hiefür mögen folgende spezielle Fälle dienen:

$$\begin{aligned} w' &= 13, \\ F' &= 0.00001\bar{6} \frac{c}{b}; \end{aligned}$$

ferner

$$\begin{aligned} w'' &= 31.5, \\ F'' &= 0.0000014 \frac{c}{b}. \end{aligned}$$

Wie im 1. Hefte dieser Zeitschr. 1903 nachgewiesen wurde, ist absolut:

$$\frac{c}{b} < x_1 < 1.5 \frac{c}{b}$$

und deshalb c/b ein guter Näherungswert von x_1 .

Wählt man daher c/b als Einheit für die Fehlerbeurteilung, so liefert die Formel 80) die absolut kleinste Wurzel fast immer auf fünf Dezimalen genau, wenn die Bedingung 67) erfüllt ist. Für diese Behauptung läßt sich ein unanfechtbarer Beweis in dem Falle 82), bezw. 60) erbringen. Gemäß 62) ist

$$x_2 = \frac{3}{2} \frac{c}{b} (-1 + \sqrt{3}) = 1.09807\bar{6} \frac{c}{b}.$$

Die Formel 80) liefert dagegen für $w = 10.5$:

$$x_1 = 1.09807\bar{8} \frac{c}{b}.$$

Mithin ist

$$x_1 = x_2,$$

und man überzeugt sich aus dem Obigen auch von der Richtigkeit der Fehlerangabe in 83).

Für das Beispiel

$$x^3 - 3x + 1 = 0$$

ist $\frac{b^3}{c^2} = \frac{27}{1} > \frac{27}{2}$, also $w = 24$.

Damit ergibt 80):

$$x_1 = \frac{1}{3} \cdot 1 \cdot 041892\overline{7} = 0 \cdot 34729\overline{7}$$

$$x_1 = 0 \cdot 34730.$$

Die adjungierte Gleichung 13), bezw. 16) lautet diesfalls:

$$z_1^3 - 9z_1 + 9 = 0.$$

Demnach ist $b_1 = 9$ und $c_1 = 9$; es folgt daher aus 20):

$$z_1 = -3 \cdot 4114\overline{6}.$$

Damit berechnet man nach 7):

$$x_2 = -1 \cdot 87938\overline{8}$$

und

$$x_3 = 1 \cdot 58208\overline{8}.$$

Unter der Bedingung 63) muß die obige Methode in umgekehrter Ordnung durchgeführt werden. Da diesfalls

$$\frac{c^2}{b^3} > \frac{2}{27}$$

ist, so folgt aus 17):

$$\frac{c_1^3}{b_1^3} < \frac{2}{27}$$

und daher

$$\frac{b_1^3}{c_1^2} > \frac{27}{2}, \quad w_1 = \frac{b_1^3}{c_1^2} - 3.$$

Dies stimmt mit der Bedingung 67), und man kann deshalb hier die adjungierte Gleichung 16), bezw. 13) nach Formel 80) lösen, wodurch sich ergibt:

$$z_1 = \frac{c_1}{b_1} \left(1 + \frac{1}{w_1} \right) \left(1 + \frac{3}{w_1^3} \right) \dots \dots \dots 84)$$

Als Beispiel diene die Gleichung

$$x^3 - 9x + 9 = 0.$$

Dabei ist

$$\frac{b^3}{c^2} = 9 = \frac{27}{3} < \frac{27}{2}.$$

Die adjungierte Gleichung lautet:

$$z_1^3 - 27z_1 + 27 = 0,$$

somit ist $b_1 = 27$ und $c_1 = 27$.

Da

$$\frac{c^2}{b^3} = \frac{3}{27}$$

ist, so folgt aus 17):

$$\frac{c_1^3}{b_1^3} = \frac{1}{27}$$

oder

$$\frac{b_1^3}{c_1^2} = \frac{27}{1} > \frac{27}{2}, \quad w_1 = 24.$$

Damit liefert 84):

$$x_1 = 1 \cdot 041892\overline{7}.$$

Nach 21) erhält man daraus:

$$x_1 = -3 \cdot 4114\overline{6}.$$

Mit den obigen Werten folgen aus 7):

$$x_2 = 2 \cdot 2266\overline{8}$$

und

$$x_3 = 1 \cdot 1847\overline{8}.$$

Über die Aufsuchung etwaiger rationaler Wurzeln der Gleichung 1) siehe die vorgenannte Abhandlung im I. Hefte 1903 dieser Zeitschrift. Ferner meine Broschüre „Rein-algebraische Lösung der kubischen Gleichung“ (C. Daberkows Verlag 1908). Die darin angegebenen Grenzen für die absolut größte Wurzel x_3 und die mittlere Wurzel x_2 lassen sich mit Hilfe der adjungierten Gleichung 16) unter Bezug auf 22) für $\frac{b^3}{c^3} > 9$ noch enger ziehen, wie folgt:

$$\sqrt[3]{b} < -x_3 < 2 \sqrt[3]{\frac{b}{3}},$$

$$\sqrt[3]{\frac{b}{3}} < x_2 < \sqrt[3]{b}.$$

Auch findet sich daselbst Aufschluß über die fremde Wurzel x_1 der Gleichungen 19) und 22) sowie über einige Druckversehen der zitierten Abhandlung.

Die allgemeine kubische Gleichung

$$\xi^3 + A \xi^2 + B \xi + C = 0$$

wird durch die Substitution

$$\xi = x - \frac{1}{3}A$$

in die reduzierte Form 1) übergeführt und dann gelöst.

Zum Schlusse mögen noch einige interessante Sätze für die Kombinationslehre entwickelt werden, die sich aus 65) und 69) einerseits und aus 62) andererseits als Nebenprodukte ergeben. Unter der Bedingung 60) ist nach 64) und 68) $f = g = 1$, und deshalb müssen diesfalls die Wurzelwerte übereinstimmen. Es ist

$$x_1' = x_3 \text{ und } x_1 = x_2.$$

Man erhält demnach mit Rücksicht auf

$$2 \sqrt[3]{\frac{c}{2}} = \sqrt[3]{4c}$$

durch Gleichsetzung:

$$-\sqrt[3]{4c} \left[\left(\frac{1}{3}\right)_0 - \left(\frac{1}{3}\right)_3 + \left(\frac{1}{3}\right)_4 - \dots \right] = -$$

$$-\frac{1}{2} \sqrt[3]{2c} (1 + \sqrt[3]{3})$$

$$\text{und } +\sqrt[3]{4c} \left[\left(\frac{1}{3}\right)_1 - \left(\frac{1}{3}\right)_3 + \left(\frac{1}{3}\right)_5 - \dots \right] = + \\ + \frac{1}{2} \sqrt[3]{2c} (-1 + \sqrt{3}).$$

Dies gibt die Sätze

$$\left(\frac{1}{3}\right)_0 - \left(\frac{1}{3}\right)_2 + \left(\frac{1}{3}\right)_4 - \dots = \frac{1}{4} (1 + \sqrt{3}) \sqrt[3]{4} \dots 85)$$

und

$$\left(\frac{1}{3}\right)_1 - \left(\frac{1}{3}\right)_3 + \left(\frac{1}{3}\right)_5 - \dots = \frac{1}{4} (-1 + \sqrt{3}) \sqrt[3]{4} \dots 86)$$

Hieraus folgen durch Addition, bezw. Subtraktion noch die Beziehungen:

$$\left(\frac{1}{3}\right)_0 + \left(\frac{1}{3}\right)_1 - \left(\frac{1}{3}\right)_2 - \left(\frac{1}{3}\right)_3 + \left(\frac{1}{3}\right)_4 + \left(\frac{1}{3}\right)_5 - \dots = \\ = 2^{-\frac{1}{3}} 3^{\frac{1}{3}} \dots \dots \dots 87)$$

und

$$\left(\frac{1}{3}\right)_0 - \left(\frac{1}{3}\right)_1 - \left(\frac{1}{3}\right)_2 + \left(\frac{1}{3}\right)_3 + \left(\frac{1}{3}\right)_4 - \\ - \left(\frac{1}{3}\right)_5 - \dots = 2^{-\frac{1}{3}} \dots \dots \dots 88)$$

Wien.

Adalbert Brewer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Germanen und Griechen. Übereinstimmungen in ihrer ältesten Kultur im Anschluß an die Germania des Tacitus und Homer, von Dr. Rudolf Petersdorff, Direktor des kgl. Gymnasiums zu Strehlen. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger 1902. 135 SS. gr. 8°. Preis broschiert Mk. 2·60.

Das Thema, das sich der Verf. gestellt hat, ist zweifellos von großem Interesse. Es ist ja von vornherein anzunehmen, daß die beiden indogermanischen Völker, von deren Geistesverwandtschaft so gerne gesprochen wird, gewisse verwandte Züge in ihrem ältesten Kultur- und Geistesleben aufweisen werden. In dieser Schrift hat der Verf. zunächst einen praktischen Zweck im Auge, nämlich dem Bedürfnisse der Schüler bei der Lektüre der Germania des Tacitus und Homer entgegenzukommen und durch Vergleichung der ältesten Kulturstufe bei Germanen und Griechen die innere Verknüpfung der verwandten Lehrfächer tunlichst zu fördern. Allein auch für wissenschaftliche Zwecke, nämlich für die sachliche Erläuterung der Germania des Tacitus, fällt dabei mancher Ertrag ab, indem an zweifelhaften Stellen Homer zur Unterstützung herangezogen wird. Daß einerseits die Germania, andererseits die Homerischen Dichtungen, also zwei zeitlich so weit auseinanderstehende literarische Quellen, zur Beurteilung herangezogen werden, darf nicht Befremden erregen. Denn es ist zuzugeben, 'daß die Germanen des Tacitus den Achäern Homers im Kulturgrade ungefähr zu vergleichen sind, nur daß diesen das südliche Klima, das reichere Land, das Mittelmeer und eine glänzende Begabung für Kunsthandwerk ein schönheitsvolleres und heiteres Dasein gewährten'. (Felix Dahn, Geschichte der deutschen Urzeit. I. S. 124.)

In der Anordnung des Stoffes schließt sich P. genau an die Abfolge der einzelnen Kapitel der Germania des Tacitus und beginnt demnach mit der Überlieferung über die ältesten Götter. Auch hier glaubt er eine gewisse Übereinstimmung in der Göttergenealogie zu erkennen, da dem Tuisto, dem Sohne desselben

Mannus und dessen drei Söhnen, nämlich den göttlichen Ahnherrn der Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen, bei den Griechen die Reihe: 1. Uranos (oder Okeanos), 2. Kronos, 3. Zeus, Poseidon, Hades entspreche. Auffallend sei hiebei der 'monotheistische Ursprung, die Unterscheidung von drei Generationen und die drei Brüder in der dritten Generation'. Doch ob hier wirklich eine mythologische Verwandtschaft zu statuieren sei, ist doch recht zweifelhaft, zumal das Wesen der zu supponierenden drei göttlichen Stammväter der Germanen gar zu farblos und unbestimmt ist gegenüber der klaren Bestimmtheit der hellenischen Göttertrias. — Was in 2. Kapitel über den ursprünglichen Tauschhandel bei beiden Völkern und die beginnende Anwendung auch anderer Wertmesser gesagt wird, ist m. E. ohne Belang, da sich eine ähnliche Entwicklung bei allen primitiven Völkern findet. Hierauf wird dann eine gewisse Ähnlichkeit in der Bewaffnung beider Völker besprochen. Diese ist jedoch größer hinsichtlich der Angriffswaffen als der Schutzwaffen, da beispielsweise Helm und Panzer, die bei Homer eine so große Rolle spielen, den Germanen des Tacitus so gut wie unbekannt sind. Interessanter sind die Berührungen, die bezüglich der Aufstellung des Heeres bei den alten Germanen und den Griechen Homers sich nachweisen lassen. Denn der für die alten Germanen vielfach (z. B. Caes. b. G. I 51, Tac. Germ. 7, hist. IV 23) bezugten Aufstellung nach Sippen entspricht ganz schön II. 362 f., wo Nestor dem Agamemnon rät:

*κριν' ἀνδρας κατὰ φύλα, κατὰ φρήτρας, Ἀγάμεμνον,
ὡς φρήτρη φρήτρηφιν ἀρήγη, φύλα δὲ φύλοισ*

und ebenda noch 365 f.

*γνώσῃ ἐπειθ', ὅς θ' ἡγεμόνων κακὸς ὅς τέ νυ λαόν,
ἦδ' ὅς κ' ἐσθλὸς ἔησι· κατὰ σφέας γὰρ μαχέονται.*

Auch die geschlossenen Kolonnen in der Schlacht, sei es zum Zweck des Angriffes, sei es zur Verteidigung in Fällen großer Bedrängnis, finden sich bei beiden Völkern. — Eine bemerkenswerte Analogie weist P. dann nach hinsichtlich der bedeutungsvollen Stellung der Frauen. Dem von Tacitus Germ. c. 8 hervorgehobenen hohen Ansehen der Frauen bei den Germanen können in der Tat manche verwandte Erscheinungen bei den alten Griechen an die Seite gestellt werden. Ein wichtiges Zeugnis für die hohe Geltung der Frauen bei beiden Völkern sieht P. mit Recht darin, daß beide die höchste Entscheidung über die Geschehnisse der Götter und Menschen in die Hände weiblicher Wesen legten; den griechischen Moiren entsprechen die germanischen Nornen. Weniger freilich dürfte die von P. behauptete Übereinstimmung zwischen Brinyen und Walküren einleuchten. Mit den weissagenden Frauen bei den alten Germanen können gut die Prophetinnen an verschiedenen Orakelstätten Griechenlands und besonders die Sibyllen verglichen werden, freilich kennt die homerische Zeit diese noch nicht, sondern

nur männliche Seher. — Kaum minder interessant als diese Vergleichung hinsichtlich der weissagenden Frauen schiene mir, was P. ganz übergeht, eine Vergleichung bezüglich der Stellung der Frauen selbst und ihres Ansehens in Haus und Gesellschaft bei beiden Völkern. Denn dem, was Tacitus a. a. O. von dem hohen Ansehen der germanischen Frauen erzählt, könnte mancherlei an die Seite gestellt werden, was wir über die hohe Wertschätzung der Frauen im homerischen Zeitalter erfahren. In dieser Beziehung ist ja bei den Griechen in historischer Zeit ein gewisser Rückschritt eingetreten, indem die Frau später eine inferiore Stellung gegenüber dem Manne einnimmt. Aber bei Homer lernen wir an manchen Stellen eine dem Manne nicht nur ebenbürtige, sondern fast bevorrechtete und mit einem Schimmer von Galanterie umgebene Stellung der Frau kennen. Man vergleiche nur, was über die Stellung der Arete im Hause des Alkinoos gesagt wird § 304 ff., bes. 310 f., η 75 ff.

Im weiteren werden dann noch bezüglich der Tempel und Priester, der Lose, der Vorzeichen durch Vögel und Pferde, Versammlungen des Volkes, Rechtsprechung, Einkünfte des Herrschers, Kleidung, der ehelichen Verhältnisse, endlich der Leichenbestattung mancherlei Ähnlichkeiten bei beiden Völkern hervorgehoben. Freilich geht P. manchmal in dem Streben, Ähnlichkeiten aufzufinden, etwas zu weit. So z. B. kann eine Ähnlichkeit beider Völker hinsichtlich der Tempel nur durch ein höchst gewaltsames Verfahren statuiert werden. Die homerische Zeit kennt zweifellos bereits wirkliche Tempel mit Kultbildern, wie zahlreiche Stellen dartun. Von den alten Germanen aber behauptet ja Tacitus ausdrücklich: *nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur; lucos ac nemora consecrant*. Nach diesem ganz bestimmten Zeugnisse kann an den zwei Stellen des Tacitus (Germ. 40, Ann. I 51), wo von einem *templum* bei den Germanen gesprochen wird, unmöglich von einem wirklichen Tempel die Rede sein, sondern nur von einem abgegrenzten geweihten Hain, wie ja *templum* auch bei den Römern jeden durch Auspizien geweihten Ort bezeichnet. In dieser Beziehung also ist, wiewohl auch Homer wiederholt von dem einer Gottheit geweihten ἱερὸν ἄλσος spricht, die Ähnlichkeit doch nur recht beschränkt. — Auch hinsichtlich des Pferdeorakels kann dem Verf. nicht zugegeben werden, daß auch nur eine Spur von Ähnlichkeit zwischen altgermanischer und homerischer Anschauung bestehe. Bei den Germanen bestand, wie Tacitus ausführlich beschreibt und als den Germanen eigentümlich hervorhebt (*proprium gentis equorum praesagia et monitus experiri*), ein förmlicher Kultus der Pferde und ein ausgebildetes Pferdeorakel, indem das Wiehern und Schnauben der Pferde gedeutet wurde. Aber an der Stelle II. XIX 404 ff. die von P. als vermeintliche Parallele herangezogen wird, ist es eines der unsterblichen, von Zephyros und der Harpyie Podarge

stammenden Pferde des Achilleus, das diesem seinen bevorstehenden Tod ankündigt. Das kann man doch nicht mit jenem Brauch des Pferdeorakels bei den Germanen vergleichen. — Im ganzen jedoch muß anerkannt werden, daß Petersdorffs sorgfältige, auf umfassende Benützung der einschlägigen Literatur sich stützende Ausführungen mancherlei Belehrung und Anregung bieten und mit großem Nutzen von dem Lehrer, der Tacitus zu interpretieren hat, verwendet werden können. — Freilich wäre es manchmal nicht weniger interessant, auf gewisse auffallende Verschiedenheiten in Charakter und in den Sitten beider Völker hinzuweisen. Mir wenigstens drängt sich bei der Interpretation einer bestimmten Stelle der Germania des Tacitus stets ein Vergleich auf mit einer den Schülern wohlbekannten Stelle der Homerischen Gedichte. Germ. c. 22 heißt es: *crebrae ut inter violentos rixae raro conticiis, saepius caede et vulneribus transiguntur*. Also selbst im Rausche ließen sich die alten Germanen selten zu Schmähungen und Beschimpfungen hinreißen, worin mir gleichsam ein Keim der später sich entwickelnden ritterlichen Anschauungen zu liegen scheint. Auch heißt es ja ausdrücklich Nibel. 2282

*daz enzimt niht helde lip,
daz si suln schelden sam diu alten wip.*

Damit vergleiche man die bekannte Streitszene im ersten Gesange der Ilias, wo Agamemnon und Achilleus einander die derbsten Beschimpfungen an den Kopf werfen. Und dies erfährt durch die mahnenden Worte der vom Himmel herabgekommnen Athene

*μηδὲ ξίφος ἔλκεο χεῖρσι,
ἀλλ' ἢ τοι ἔπεσιν μὲν ὀνειδίσσον, ὡς ἔσεται κερ*

Billigung, also gleichsam die Billigung der höchsten sittlichen Instanz. — Man wird mir zugeben, daß diese Gegenüberstellung ein interessantes Streiflicht zu werfen geeignet ist auf die große Verschiedenheit des Temperamentes und Volkscharakters bei den alten Griechen und Germanen.

Wien.

Alois Kornitzer.

Titi Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit Guilelmus Weissenborn. Editio altera, quam curavit Mauritius Müller. Pars I. Fasc. II. Lib. IV—VI. Leipzig, B. G. Teubner 1902. S. 217—396. Preis 60 Pf.

Auch dieser Teil der von Moriz Müller besorgten Revision der Weissenbornschen Textausgabe zeugt von umsichtiger Benützung der neueren Forschungen und von selbständiger kritischer Tätigkeit. In letzterer Beziehung hatte der neue Herausgeber manches früher in brieflichen Mitteilungen an H. I. Müller, welche in den Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin (namentlich 1900, S. 25 ff.)

erschienen, näher begründet. Da Ref. über die Fassung wichtigerer Stellen des 4. Buches bereits in einer Anzeige für die Berliner philolog. Wochenschrift gehandelt hat, fügt er hier nach der verdienten Anerkennung im allgemeinen einige Bemerkungen zum 5. und 6. Buche an.

V 5, 4 ist auch da, wie einst in diesem Teile meiner Ausgabe, das hschr. *cum* (bezw. *eum*) *stipendium* der Cod. Nicomachiani mit Heidenhain zu *olim stipendium* gemacht. Der Cod. Veronensis hat einfach *stipendium*; ich halte dies nun mit Novák (böhm. Akademie 1894, S. 92) für das Richtige und glaube nach meinen fortgesetzten Forschungen über die Fehlergruppen der Livius-Überlieferung, daß jenes *cum*, bezw. *eum* nur aus einer Vorschreibung des Schlusses des folgenden Wortes *stipendium* sich entwickelt habe. — 6, 15 ist aus dem *qui* der Nicomach. (im Veron. fehlt es) mit Welz *quieti* hergestellt; mir scheint noch immer, daß auch hier mit Gulielmus *Quirites* zu lesen ist, wie ja der Herausgeber doch selbst 3, 2, wo der Veron. *qui* bietet und der vom Ref. zuerst verglichene Codex von S. Paul (C) ausdrücklich *Quirites* bezeugt, letzteres in den Text gesetzt hat. — 18, 2 ist an der hschr. Lesart festgehalten; Ref. muß dieselbe mit Mommsen (Röm. Tribus S. 71) noch immer bezweifeln und bei seiner in dieser Zeitschrift 1887, S. 540 begründeten Konjektur, welche von H. I. Müller im Jahresbericht des philolog. Vereins zu Berlin 1888, S. 95 als sehr beachtenswert bezeichnet wurde, beharren: *qui priusquam renuntiarentur, centuriis revocatis permissu interregis P. Licinius Calvus ita verba fecit*. — 19, 4 wird mit Novák (Česk. mus. VI 94) statt *intercurrit* einfach das erwartete *currit* zu schreiben und nach so vielen Erfahrungen die Entstehung des *inter* durch Dittographie aus dem nahe voranstehenden *interim* zu erklären sein. — 42, 8 ist hier so gestaltet: *non mentibus solum concipere<rem>, sed ne auribus quidem atque oculis satis constare poterant*. So leicht auch die Einschlebung des Wörtchens *rem*, wodurch auch die Aufrechthaltung der hschr. Wortfolge bezweckt wird, paläographisch sich erklärt, dürfte sie doch, wenn man den latein. Sprachgebrauch mit Belegstellen, wie solche z. B. gut auch im Kommentar von Weissenborn-H. I. Müller zusammengestellt sind, beachtet, der Karstenschen Umstellung des *concipere* und *constare* kaum vorzuziehen sein (*non mentibus solum constare, sed ne auribus quidem atque oculis satis concipere poterant*); Wortverstellung in der hschr. Überlieferung des Livius ist namentlich seit den Anregungen Madviga (Emend. Liv. passim) und Vahlens (zuerst in dieser Zeitschrift 1861, S. 12 und 13) mehr und mehr so evident nachgewiesen worden, daß Scheu vor diesem Mittel der Kritik, wenn es sonst alles heilt, unbegründet wäre (vgl. z. B. weitere Sammlungen bei v. Hartel, Sitzungsber. d. kais. Akademie CXVI, S. 812, beim Ref. Wiener Studien 1891, S. 107 und Sitzungsber. der kais. Akademie CXLV, S. 2 und 5).

VI 18, 6 ist das hachr. *quot enim* gehalten, vielleicht mit Recht; vgl. dazu H. I. Müller, Jahresber. des philolog. Vereins 1890, S. 178. — 18, 9 möchte ich aber bei der Zufügung von *di* oder *dei* bleiben, gleichviel dann, ob man nach meinem Vorschlage in dieser Zeitschrift 1889, S. 984 schreibt: *sed (di) numquam propter me de caelo descendent* oder mit H. I. Müller, Jahresber. 1890, S. 178: *sed numquam propter me de caelo (dei) descendent.*

Der Druck wurde sichtlich sorgfältig überwacht.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben. III: Auswahl aus den römischen Lyrikern mit griech. Parallelen. Herausgegeben und erklärt von Hugo Jurenka. 2 Hefte (Text und Kommentar mit Einleitung). 68 und 84 SS. Wien, Verlag von K. Graeser 1903.

Das dritte Doppelheft der obigen Sammlung ist sehr wohl geeignet, einem Mangel abzuweichen, dessen Beseitigung schon lang als notwendig empfunden wurde; indem es nämlich den Schülern der obersten Gymnasialklassen und angehenden Philologen einen sehr reichhaltigen Kommentar darbietet, ersetzt es frühere Werke, die für Gymnasiasten nur wenig brauchbar waren, da sie gründliche Vorkenntnisse voraussetzten, so C. Jacobys sonst so verdienstliche 'Anthologie aus den Elegikern der Römer', nicht zu reden von den 'Römischen Elegikern in Auswahl', für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Biese (Leipzig 1890), der durch nur gelegentliche Anmerkungen dem Verständnis nachhilft.

Die Anlage des vorliegenden Werkes ist derart, daß der Verf. wo es angeht, griechische Parallelen den lateinischen Gedichten vorausschickt; so bringt er z. B. Alcaeus frg. 36. 37. Crus. (Gras an seinen aus Babylon heimgekehrten Bruder) und Sapphos jüngst gefundenes Bruchstück, in dem sie die Nereiden um glückliche Rückkehr ihres Bruders anfleht, mit Catull 9 (An den heimgekehrten Veranius) in Beziehung, natürlich Sappho frg. 2 mit Catull 51; dem Hochzeitsgesang Catull 62 werden passend herrliche Bruchstücke der 'Επιθαλάμια derselben Dichterin vorausgesandt, zur ersten Elegie des Tibull Parallelen aus Bacchylides, Mimnermus und Theognis (Lust am Leben und Lieben, an der Jugend) beigebracht, der Unterweltzene bei Tibull (I 3, 56 ff.) die Schilderung Pindars (frg. 129) an die Seite gestellt, während (Tibull) IV 2 (Preis der Schönheit der Sulpicia) in dem bekannten frg. 23 Bergt des Alcman aus einem *παρθένειον*, in Sapphos erst ganz kürzlich aufgefundenem Bruchstück, in dem sie die Schönheit ihrer jetzt verheirateten Lieblingschülerin Atthis, preist und in Anacrent.

15 Cr. (An den Maler der Geliebten) schöne Seitenstücke findet. Weitere Parallelen aus Anacreon, Pindar, Bacchylides und Solon sind den Stücken aus Properz beigegeben.

Im Textheft wird die Lektüre der lat. lyrischen Versmaße durch Bogen zur Bezeichnung seltener Verschleifungen, durch Accente zur Hervorhebung des Ictus (der in den griech. Versen durch untergesetzte Punkte angedeutet wird) erleichtert. Ein vorausgeschicktes Verzeichnis umfaßt die Abweichungen des Textes von den gangbarsten Textausgaben. Catull 31, 13 (Original) hält der Verf. mit Recht an der Konjektur des Guarinus *lucidae* statt des unpassenden *Lydiae* der beiden Haupthandschriften *Oxon(iensis)* und *G (Sangermanensis)* fest. Tibull I 1, 25 (Original) nimmt er das schon von den *Excerpta Frising.* gebotene *Iam modo, iam possim* (für das sinnlose *iam m. non possum*) auf. In diesem Gedichte ändert er (zum Unterschied von den meisten Herausgebern) ganz mit Recht nichts an der Versfolge der Handschriften, doch sind durch ein Versehen von V. 25 an die Verszahlen um je eine Zeile zu hoch gesetzt (was also auch im Kommentar zu berichtigen wäre). Daß der Autor Tib. I 3, 87 nach dem Vorgange Baehrens' *conscenderat* (aus der Wolfenbüttler Handschrift, allerdings von zweiter Hand) statt *contempserat* der Codd. in den Text gesetzt hat, ist nur zu billigen, da der Sinn das erstere verlangt (was soll es heißen, damals, im goldenen Zeitalter, hatte das Schiff noch nicht die Wogen verachtet?), somit ein altes Verderbnis (*conscenderat, -cenderat, -tenderat, -tempserat*) vorzuliegen scheint. Auffallend ist eine von dem Verfasser selbst stammende Konjektur Tib. I 7, 1: *Hunc cecinere illum (f. diem) Parcae... , hunc fore, Aquitanas posset qui fundere gentes.* Es handelt sich um das Gedicht, das in den Handschriften die Überschrift trägt *Gratulatio de victoria Messalae contra Aquitanos*, in dem letzten Teile aber (von *Huc ades* an) Bezug nimmt auf den Geburtstag des Helden. In den Codd. beginnt es folgendermaßen: 'Von diesem Tage sangen die Parzen, dieser werde es sein, der die aquitanischen Völkerschaften zersprengen könne'. Die Bedenken des Verf. dürften dieselben gewesen sein, die u. a. Voß hegte, daß nämlich der Tag des Triumphzuges in Rom, auf den der Dichter hinweist, nicht erst besiegt, sondern dem Siege nachfolgt, der Geburtstag aber unmöglich als Sieger über jene Feinde bezeichnet werden könne. Es bliebe folglich nur ein Ausweg, wenn nämlich der Geburtstag auf den Siegestag fiel. Da dies aber nicht nur nicht der Fall ist, sondern, wie aus den *Präterita* v. 5—8 (*pubes Romana novos vidit triumphos*, ferner *portabat*) hervorgeht, der Geburtstag (für den der Dichter das Gedicht lieferte) einige Zeit nach dem feierlichen Triumphzuge fiel, erscheint die Lesart *diem* manchem zweifelhaft. Kann aber *illum* bedeuten: 'der Mann, von dem einst (*illum*) die Parzen sangen, ist jetzt (*hunc*) in *Mesalla* verkörpert'? Freilich *diem* statt *illum* könnte eine alte, in den

Text eingedrungene Konjektur sein, die ihre Entstehung der Tendenz der Elegie, eine Geburtstagsgratulation zu bieten, verdanken mag. Minder einleuchtend scheint mir auch eine andere Konjektur des Verfassers, (Tib.) IV 8, 6 *neu tempestivae saepe moneto viae*, wo die Codd. einen verdorbenen Text haben (st. *moneto: propinque*); am meisten schließt sich der handschr. Überlieferung Ungers *saevae propinque* (mit *non*) an, so daß der Genet. von *quiescas* abhängig wäre (offenbar Gen. *separationis* nach griech. Vorbild, wie Hor. C. II 9, 17 *desine querelarum*, III 17, 16 *famuli operum soluti*), also = 'gib Ruhe mit dem (für mich) unzeitgemäßen Wege'. Noch weniger wird man die Notwendigkeit einer Änderung des *tuo* im zweiten Sulpiciabrief, (Tib.) IV 9, 2, in *suo* anerkennen, wodurch die Beziehung des ersten und zweiten Briefchens ganz geändert wird (es wäre dann in beiden nicht, wie gewöhnlich angenommen, der Geburtstag des Cerinthus, sondern der der Sulpicia gemeint). In den aus Propert gebotenen Stücken finden sich keine sonderlich bemerkenswerten Textabweichungen. Das vor kurzem gefundene Frg. der Sappho (Gebet um Rückkehr ihres Bruders) gestaltet der Autor nach seinen eingehenden Darlegungen in den 'Wien. Stud.' XXI. Jahrg. (1899), S. 1 ff., das in allerjüngster Zeit entdeckte nach seinen in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LIII (1902), S. 295 ff. entwickelten Anschauungen. Bacchyl. fr. 18 Cr, 4 schreibt er *ἀμμιγνυμένων* (statt *-α*, auf *ἐπις* bezogen): nicht die Hoffnung, sondern die Trinker werden vermischt (= erfüllt) mit dionysischen Gaben. Natürlich nimmt er in dem bekannten Bruchstücke des Alcman 5 v. 60 Cr. (bei Bergk. frg. 23) seine von ihm so überzeugend im Philol. LVI, S. 402 verteidigte Konjektur *Πελειάδεσι* (f. *πελειάδες*) in den Text auf.

Das zweite Heft enthält zunächst ein lat. und ein griech. Verzeichnis seltener Vokabeln. An dieses schließt sich der Kommentar mit Einleitungen zu jedem Dichter an, die sehr gut sowohl über das Leben als auch über die Dichtungsart eines jeden der behandelten Schriftsteller Aufschluß geben, auch in ästhetischer Hinsicht ihnen gerecht werden. Zu den einzelnen Gedichten werden meistens sehr gelungene, über den Inhalt von vornherein orientierende deutsche Überschriften gegeben. Die Erklärungen und Übersetzungen schwierigerer Ausdrücke sind meist wirklich treffend zu nennen. Eine Fülle feinsinniger Bemerkungen, allerlei Parallelen aus deutschen und anderen Dichtern (Heine, Shakespeare) lassen diesen Kommentar wahrhaft würdig erscheinen der in ihm behandelten großen Meister. Auch der strengste Kritiker könnte höchstens an den ungewohnten Abkürzungen ohne Punkt, so dag = dagegen, nml = nämlich, besonders aber *term techn* (Komm. S. 69), *bed* = bedeutet (K. S. 73) sowie an einer Anzahl Druckfehler Anstoß nehmen. Nachzutragen wäre nur: Komm. S. 6, daß *ὄνιαν* = *ἀνιᾶν* aeol. gen. pl. statt *ἀνιῶν* (= *-ᾶων*), S. 9

(zu Catull 46, V. 6), daß *Asia* hier die vorderasiatische Küste im Gegensatz zu Bithynien bedeutet, S. 12 daß *ἐπιρρόμβεισι* = *ἐπιρρομβε-ντι* (von *-ημι*), S. 20 (zu Catull 65, 7) *Trōiā* hier Adjekt. (zu *tellus*), S. 72 (zu Properz III 11, 68) *Bosporus* hier (ganz singulär) femin. = die Landtriche am B.; ferner sollte wohl die Konstr. Tib. I 1, 60 f. (S. 26) angegeben werden. Um auf die Druckfehler zurückzukommen, so wäre zu notieren: Komm. S. 5 (zu Sappho): Näheres über die Dichterin S. 27 (st. S. 11), S. 7 L. (st. C.) Licinius *Calvus*, S. 19 (zu Catull 62, V. 60): fehlt *λέγεται* im Zitat, S. 27 ganz oben: vgl. Tib. I 5, 52 ff. (st. I 3, 52 ff.), S. 44 (zu [Tib.] IV 7, 10) *fuisse eum f. cum*; im Textheft: S. 11 Sappho frg. 1, V. 20 *ἀδικήει* (f. *ἀδ.*), S. 19 Mimn. frg. 1, V. 8 *ἀφγαλέον* (f. *ἀργ.*), S. 40 Sappho frg. *nov. rep.* V. 14 *μάσθεισ'* (f. *μνάσθεισ'*), S. 44 Tib. IV 8 (statt 7), S. 51 Prop. I 18, 17 *calore* (st. *col.*), S. 60 Bacchyl. X V. 38 (Iur.) Beistrich nach statt vor *ἐσθλῶν*, S. 66 Prop. IV 6, 17 *actia* (f. *Actia*).

Den an den Kommentar angehängten Abschnitt über die Versmaße wird man wegen der Theorien, auf denen er aufgebaut ist, Anfängern m. E. nicht gern in die Hand geben. Vorerücktere werden staunen, die logaödischen Verse auf den iamb. Trimeter zurückgeführt zu sehen. Mit dieser vom Verf. allerdings in gewandter Weise vertretenen Ansicht (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. LII [1901], S. 5 ff. und S. 673 ff. 'Die Metrik des Horaz und ihre griech. Vorbilder'), die freilich bisher noch nicht sonderlich vieler Anhänger sich erfreuen dürfte, ist man glücklich zurückgekehrt zur alten von Varro und Caesius Bassus vertretenen Theorie, die bekanntlich alle Versmaße auf zwei Prototypa, dakt. Hexameter und iamb. Trimeter, zurückführen wollte.

Der Mangel eines Inhaltsverzeichnisses sowohl im Text- als auch im Kommentarheft macht das Nachschlagen einzelner Stellen ziemlich mühselig.

Ungeachtet dieser kleinen Mängel bleibe das dem Werke gespendete Lob uneingeschränkt, da es keine Übertreibung sein dürfte, zu behaupten, die Lektüre des Kommentars werde kaum einen geringeren Genuß bereiten als die der behandelten Dichtwerke selber. Der Ref. kann daher mit voller Berechtigung den Wunsch aussprechen, dieser wichtigen Bereicherung des verdienstvollen Graeserschen Verlages möge eine recht große Verbreitung zuteil werden, nicht bloß in Schulkreisen, sondern überhaupt bei allen Freunden des klassischen Altertums.

Znaim.

Dr. Karl Mraz.

Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch zu den Prosaikern Cicero, Cäsar, Sallust, Nepos, Livius, Curtius, Plinius d. J. (Briefe), Quintilian (10. Buch), Tacitus, Sueton, Justin, Aurelius Victor, Eutrop und zu den Dichtern Plautus, Terenz, Catull, Virgil, Horaz, Tibull, Propert, Ovid und Phädrus. Von Dr. Fr. Ad. Heinichen. Siebente verbesserte Auflage bearbeitet von Dr. C. Wagener. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1903. XXVI und 937 SS. Lex.-8°. Preis geb. 7 Mk. 50 Pf.

Die eingehende Anzeige, welche A. Goldbacher über die 6. Auflage vorliegenden Wörterbuches in dieser Zeitschrift 1898, S. 231—236 gebracht hat, überhebt den Ref. der Mühe, seinerseits auf die Einrichtung des Werkes näher einzugehen. Goldbachers Bemerkungen sind, soweit sie Änderungsvorschläge enthalten, vollständig verwertet (was nebenbei gesagt, eine dankende Bemerkung verdient hätte). Gleichwohl ist die 7. Auflage keine wesentlich veränderte und so darf sich Ref. begnügen, den Herausgeber auf einige noch zu beseitigende Mängel hinzuweisen. — In der stilistischen Einleitung liest man § 55: *subicere aliquem imperio*. Es ist dagegen zu erinnern, daß *subicere* in der Bedeutung 'unterwerfen' nur mit einem Reflexivum verbunden wird: also *subicere se imperio*. — Ebd. § 64 hat es statt *pugna apud Salaminem commissa* besser zu lauten *p. ap. Sal. facta*, da *committere* im Partizip meist die Bedeutung 'beginnen' hat. — Die in den lexikalischen Artikeln vorkommenden Perfekt- und Supinformen bedürfen einer gründlichen Revision. Nicht existierende Supina finden sich wie: *abstentum*, *contentum* (*contentus* ist nur Adjektiv), *perentum* (richtig wird *sustineo* ohne Supinum angeführt); *adultum*, *allectum*, *arsum* (Part. fut. *arsurus*), *casum* (Part. fut. *casurus*), *concentum*, *consuetum* (*consuetus* Adj.), *crepitum*, *cretum*, *desultum* (v. *desilio*), *dissertum*, *exarsum* (Part. fut. *exarsurus*), *falsum* (*falsus* Adj.), *fremitum*, *gemitum*, *haesum* (Part. fut. *haesurus*), *incultum* (*incultus* 'unbebaut'), *indultum*, *mansum* (Part. fut. *mansurus*), *obsoletum*, *notum*, *ostensum* (dafür *ostentatum*), *rutum*, *saltum* (dafür *saltatum*). — Das aktive futurische Partizip ist aufzuführen bei *careo*, *consto*, *insto* und *quiesco*. Bei *vado* ist das Perfekt *vasi* zu streichen. — Wie bei *cano* die Ersatzform *cantatum*, bei *theorutatus* erscheint, so ist bei *refello* *refutatum*, bei *sustineo* *sustentatum*, bei *parco* *temperatum* (*est*), bei *posco* *postulatum*, bei *coarguo* *convictum*, bei *medeor* *sanavi* anzuführen. — Gleich zu behandeln sind *antecello* und *excello*, d. h. es ist auch bei *antecello* der Mangel von Perf. und Supin zu bemerken. — Bei *confugio* findet sich keine Andeutung darüber, daß das Perf. *confugi* vorhanden ist, nicht aber das Part. fut., das sich beim Simplex und bei *effugio* findet. — Unter *coarguo* fehlt das Perf. *coargui* (vgl. dagegen *arguo* und *redarguo*), desgleichen unter *corrwo*.

Jean Pauls Altersdichtung: Fibel und Komet. Ein Beitrag zur literar-historischen Würdigung des Dichters von Ferdinand Josef Schneider. Berlin W. 35, B. Behra Verlag (E. Bock) 1901. XII und 259 SS. gr.-8°.

Während andere mit den Jugendarbeiten ihres Lieblings den Anfang machen, über die sie oft genug nicht weiter hinauskommen, setzt diese erste Spezialuntersuchung, welche einzelnen Werken Jean Pauls gewidmet ist, umgekehrt bei dem Ende ein: sie beschäftigt sich mit den letzten Ausläufern seiner Dichtung. Das ist besonders bei Jean Paul kein glücklicher Griff; denn der Verf. weiß es ja selber am besten, daß sich bei diesem Dichter dieselben Typen und Gestalten immer wiederholen, daß also die späteren nur die Schmetterlinge der früheren Puppen und Raupen sind. Ich möchte deshalb sogar noch weiter gehen und sagen, daß Jean Paul einer solchen Spezialisierung überhaupt widerstrebt; daß man wohl einzelne Typen und Gestalten durch alle seine Dichtungen mit Nutzen verfolgen könnte, daß aber die Beschränkung auf einzelne Dichtungen niemals ein abschließendes Resultat ergeben kann, weil die früheren Dichtungen hier ebenso gut zu den Vorarbeiten gehören und einer ebenso genauen Analyse bedürfen als die handschriftlich erhaltenen Studienblätter und Pläne zu dem behandelten Werk. Eine Methode schickt sich eben nicht für alle! Es muß anerkannt werden, daß der Verf., der die Fäden, die durch die ungeheure Masse der Jean Paulschen Werke hindurchgehen, fest in der Hand zu halten scheint, sein Möglichstes getan hat, um auch dem Leser über diesen Mangel hinwegzuhelfen. Er teilt in dem ersten Kapitel die ganze Schriftstellerei des Dichters in zwei Gruppen, an deren Enden Fibel und der Komet zu stehen kommen. Es ist aber wieder kein Vorteil für das Buch, wenn er diese beiden Arbeiten keineswegs als die reifsten und vollkommensten Vertreter der beiden Gruppen betrachtet, sondern im Gegenteil sehr kühl beurteilt. Man weiß wirklich nicht, warum er dann gerade diese beiden Dichtungen herausgegriffen hat? Eine innere Notwendigkeit muß doch am Ende jedes Buch haben; und wir wollen es nur den Doktordissertationen überlassen, ein beliebiges Werk nach der wohlbekannten Methode zu behandeln, bloß um die Beherrschung des Stoffes und den Besitz der Methode nachzuweisen.

Beides muß dem Verf. in nicht gewöhnlichem Maße zugestanden werden. Namentlich den Einflüssen der Muster und Vorgänger ist er bis ins einzelne fleißig und genau nachgegangen. Seiner Schlußfolgerung freilich vermag ich mich nicht anzuschließen. Er bestreitet auf Grund seiner Parallelen nicht bloß den Alterswerken, sondern Jean Paul überhaupt, also einem der originellsten Schriftsteller unserer Literatur, die Originalität. Nach ihm (S. 5) hat Jean Pauls Originalität, weil er viel und ohne Wahl gelesen habe und oft unbewußt „ein Schüler“ tief unter ihm stehender Schriftsteller geworden sei, nie zur vollen Geltung gelangen können.

Die ganze Altersdichtung trägt „unbedingt“ den Charakter der Unoriginalität (66). Worble im Kometen ist wohl die unoriginalste Gestalt, die der Dichter geschaffen hat (29). Und der Gang der Handlung im „Kometen“ scheint ihm so ganz von Cervantes abzuhängen, daß er (S. 223) sogar Miene macht, das Fragment im Anschluß an den Don Quixote zu Ende zu dichten. Zu so unterschiedenen Urteilen reichen denn doch die Parallelen weder der Quantität noch der Qualität nach aus; und auch wenn es sich um eine bloße Summierung handelte, würde das Resultat kaum herauskommen. Es kann aber gar nicht entschieden genug betont werden, daß es sich bei ähnlichen Untersuchungen nie um eine Summierung handelt, sonst wären die Stürmer und Dränger und H. v. Kleist, welche die meisten Parallelen und Zitate darbieten, unsere am wenigsten originellen Schriftsteller. Dabei bringe ich noch gar nicht in Anschlag, wie ungleichwertig das wissenschaftliche Material für solche Schlüsse ist. Denn nur wenn man jemals sicher sein dürfte, alle Entlehnungen und Parallelen in der Hand zu haben, könnte man einfach abrechnen. Diese Sicherheit hat man aber nie. Nicht bloß die Belesenheit und die Schärfe der Beobachtung, die bei Verschiedenen eine so verschiedene ist, daß nicht zwei Gelehrte bei derselben Vergleichung zu denselben Resultaten kommen, auch der Zufall spielt hier eine Rolle, der uns die Erinnerung an eine jüngst gelesene und noch frisch im Gedächtnis lebende Dichtung nahe bringt. Ja sogar der günstige Augenblick entscheidet: denn wer hat nicht schon die Beobachtung gemacht, daß uns die nächstgelegene Parallele zwischen längst bekannten, vertrauten Dichterstellen plötzlich auffällt, nachdem sie uns jahrelang versteckt geblieben ist, gerade weil uns zu fleißige Arbeit stumpf gemacht hat? Und endlich kommt noch das Folgende in Betracht. Wir können alle den Goetheschen Faust oder den Schillerschen Wallenstein mehr oder weniger genau anwendig. Wo wir auch nur den entferntesten Anklang hören, fällt er uns auf und wird gebucht. Schwerlich aber gibt es einen, der den Wust der Jean Paulschen Romane so bis auf jedes kleinste Motiv und den Wortlaut im Gedächtnis hat und mit durchs Leben trägt. Was wäre also die Folge? Wenn man die Entlehnungen einfach summieren dürfte, wären aller Wahrscheinlichkeit nach Faust und Wallenstein die am wenigsten originellen Dichtungen.

Auch in anderen Fragen allgemeiner Natur kann ich den Verf. nicht beistimmen. So z. B. wenn er die Fähigkeit Jean Pauls, sein Ich zu objektivieren und zum Gegenstande philosophischer Betrachtung zu machen, wieder zu stark betonend zu einer Eigentümlichkeit, die ihm ganz allein zukommt, stempeln und gar als pathologisch betrachten will. Aber im Zeitalter des Sturmes und Dranges, Goethes, Fichtes, der Romantiker war dieser Ich-Kultus jedenfalls nichts Eigentümliches für Jean Paul; und etwas Pathologisches liegt auch in dem plötzlichen Aufflammen des Ich-

Bewußtseins nicht vor, zu dem ja jedes Kind gelangt. Auch den unüberwindlichen Gegensatz zwischen dem himmelstürmenden Titanen und dem weltunerfahrenen, sentimentalischen Schwärmer (31), an dem nach des Verf. Meinung der Titan laborieren soll, kann ich nicht zugeben; ich glaube wie Heine, daß in jedem Genie etwas von einem Don Quixote steckt und stecken muß, denn der Weltkluge geht stets die gebahnten, sicheren Wege. Das romantische Element in den Altersdichtungen Jean Pauls (S. 37) schlägt Schneider entschieden zu hoch an; was er im einzelnen anzuführen weiß, ist nicht viel und noch weniger schlagend.

Besonderen Wert erhält die Arbeit durch die genauen Angaben über die äußere und innere Entstehungsgeschichte der beiden Dichtungen, denen nicht bloß die gedruckte Literatur, sondern auch der handschriftliche Nachlaß zugrunde gelegt ist. Um die Ordnung dieser Papiere und ihre Verwertung für die Entstehungsgeschichte hat sich der Verf. ein entschiedenes Verdienst erworben. Mir wäre es aber doch lieber gewesen, wenn er die Notizen aus dem Nachlaß, geordnet und gesichtet, einfach zum Abdruck gebracht und in die Darstellung nur die hauptsächlichsten Resultate aufgenommen hätte. Denn so, wie er sie verwertet hat, geht leider alle Übersicht verloren; eine Entstehungsgeschichte von 40 großen Seiten ist eine ermüdende Lektüre, die mehr verwirrend als aufklärend wirkt, weil das Detail überwuchert. Hier war es eben die Aufgabe, den Faden zu finden, an dem sich das Einzelne zum Ganzen ordnen läßt.

Der Anhang enthält die auf den Kometen bezüglichen Briefe Jean Pauls an Heinrich Voß nach den Abschriften auf der Berliner kgl. Bibliothek, die das verlorene Original besser ersetzen als der ungenaue Druck von Abraham Voß.

Wien.

J. Minor.

Kurzgefaste englische Grammatik und Übungsbuch für Gymnasien von Prof. Dr. K. Deutschbein. Ausgabe B. Nach der induktiven Methode. Mit einer Karte von Großbritannien, einem Plane und 16 Bildern von London und Umgebung. Cothen, Otto Schulze 1903. VII und 214 SS. Preis ungeb. 2 Mk. 10 Pf.

Das Buch wird mit einem „Laut- und Lesekursus“ (S. 1—10) eröffnet. Zu bemängeln ist hier nur, daß zwischen betonten und unbetonten Vokalen nicht scharf genug unterschieden wurde; so steht das Beispiel *famous* wegen der Endsilbe *ous* unter den Wörtern *but, come, trouble* usw., und unter die Beispiele *no, coat, low* haben sich auch *window* und *fellow* verirrt. Auch ist es nicht ganz richtig, daß der Vokal in *me, eat* genau so klingt wie in *mere, ear, hear*; der Verf. gibt ja einen Unterschied selbst zu, indem er auf S. 5 Beispiele mit *r*-abhängigen Vokalen zusammenstellt (*are, for,*

here, fire, corner). Der übrige Teil des Buches zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste der Formenlehre, der zweite der Syntax gewidmet ist. Jeder Abschnitt besteht aus einer Reihe von methodisch geordneten Lektionen und einer systematischen Grammatik. Die englischen Texte der ersten 16 Lektionen haben den allgemeinen Anschauungs- und Erfahrungsstoff, die der weiteren 19 die Sitten, die Geographie und Geschichte Englands zur Grundlage; jede Lektion schließt mit einem deutschen, zum Übersetzen ins Englische bestimmten Übungsstücke.

Sowohl die Wahl als auch die methodische Bearbeitung der Texte verdienen alles Lob. Ich will im folgenden nur einigen wenigen Anstellungen Raum geben: S. 21 *I would* heißt nicht nur „ich wollte“, sondern auch „ich möchte“, während *I might* nicht „ich möchte“, sondern „ich dürfte“ bedeutet. — In dem Satze *If I was not ill, I should certainly come* kann statt des Indikativs *was* auch der Konjunktiv *were* stehen. — S. 42 *lay* (*laid*) gehört nur wegen der Schreibung des Imperfekts zu den unregelmäßigen Verben; für das Ohr ist es ganz regelmäßig (ebenso *pay, paid* S. 69). — S. 67 „*did he not ask?*“ Warum wird nicht auch die im *Colloquial English* übliche Stellung *did not he ask* = *didn't he ask* angegeben? — S. 72 *dare* heißt nicht „dürfen“, sondern „wagen“.

Ein „Anhang“ bringt noch A. Sprichwörter und Zitate, B. Gedichte, C. *Geography of the British Empire*, D. Stoffe zu Sprechübungen, E. Stammtafel der englischen Könige. Wörterbücher (S. 198—214) beschließen das Buch, das auch unseren Mittelschulen mit drei wöchentlichen Stunden englischen Unterrichts empfohlen werden kann.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

Amis und Amiles. Ein altfranzösisches Heldengedicht. In deutsche Verse übertragen von Heinrich Grein. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Gustav Körting, Kiel. Verlag von Robert Cordes 1902. 8°.

Eine Übersetzung aus dem Altfranzösischen ist immer willkommen. Hier hat sich ein junges Talent an einem Gedichte versucht, das durch das Alter und die weite Verbreitung des Stoffes noch heute besondere Aufmerksamkeit verdient. Die vorliegende Arbeit dürfte um so freundlicher aufgenommen werden, als die Vorzüge ihrer Vorlage vor anderen Bearbeitungen desselben Stoffes deutlich zutage treten. Konrad von Würzburg hat in seinem Engelhart einige hübsche Züge, die unserem französischen Gedichte fehlen. V. 348 der Ausgabe von Moriz Haupt (Leipzig 1844, 8°) gibt der Vater Engelhart einen Apfel mit dem Rat, nur den zum Freunde zu nehmen, der, wenn er ihm den Apfel reiche, einen Teil zurückgebe. Dies führt mit zum Bunde der beiden Freunde,

der durch die vollkommene Gleichheit ihrer äußeren Erscheinung genügend begründet ist. Engeltrut schwankt (V. 1065) zwischen der Liebe zu Engelhart und Dietrich, sie entscheidet sich aber nur deshalb für Engelhart, weil sein Name besser klingt. Konrad fügt schließlich, um Engeltruts Benehmen zu erklären, V. 2418 die Schilderung eines Turniers ein, in dem sich Engelhart auszeichnet. Dadurch wird aber der Eindruck des folgenden Zweikampfes abgeschwächt. V. 6886 zeigt ein roter Strich die Stelle, wo den Knaben der Kopf abgeschlagen wurde. Andererseits fehlen Dietrichs Gattin und König Frute die schlechten Eigenschaften von Lubias und Karl. Die Krankheit Dietrichs ist nicht die Strafe für Ehebruch. Ebenso bleiben Amis' lieblose Brüder ohne Gegenstück, es fehlt der Besuch des Papstes, es fehlen die treulosen Schiffe usw. Im ganzen sucht Konrad zu idealisieren, er ist nationaler und rationaler. Die betrügerische Stellvertretung beim Zweikampf und den Kindermord läßt er aber stehen und gerät so in Widerspruch mit der sittlichen Höhe der handelnden Personen. Das altfranzösische Gedicht wirkt einheitlicher. Fügt man hinzu, daß es durch diese erste Übersetzung ins Neuhochdeutsche nur gewonnen hat, so sind dies Empfehlungsgründe genug.

Der Verf. will eine getreue Übersetzung geben. Nur die Rücksicht auf das Verständnis weiterer Kreise und auf das Metrum bestimmte ihn zu Abweichungen. In beiden Fällen scheint er mir bisweilen zu weit gegangen zu sein. Zur ersten Art rechne ich V. 196 der Ausgabe von Konrad Hofmann, 2. Aufl. Erlangen 1882, 8^o: Or en irons a la cort a Paris. Li rois a guerre. Laß an den Hof uns ziehn jetzt nach Paris; Dort tobt ein Krieg. „Dort“ schließt das Folgende an, entspricht jedoch nicht genau den Tatsachen. V. 329 Noz le savons assez: Das ist uns lieb zu hören. Ich übersetze: Das wissen wir genau, vgl. 358 je li dirai assez: Das werd ich ihm schon sagen. V. 618. Je voz offri l'autre jor mon service Dedens ma chambre en pure ma chemise: Ich trug Euch neulich meine Liebe an Und lud Euch ein zu mir ins Schlafgemach. V. 959. Car merveilles sont longues: Denn fern liegt unser Ziel. V. 1066. Liz siens services voz sera presentez: So wird sie zärtlich Dich umfassen wollen. Die Dienstleistung, von der die Rede ist, besteht im Abschnallen des Schwertes, v. 1122 L'espee Amiles vait elle recoillir. Anders v. 1088 Li siens services voz iert abandonnez = Wenn sie sich dann als Gattin Dir wird nahen. V. 1119 norri = befiehlt. V. 1448. Sainne tres-passe desoz Paris enz pres: Sie zieh'n zum Kampfesplatz jenseits der Seine. V. 1458 wird derselbe Vers übersetzt mit: Das Wiesenland durchquert er bis zur Seine. V. 1490. Mar i feistez Belissant le cembel Par desoz la chemise: So kommt's, wenn man mit seines Kaisers Tochter zur Nachtzeit sich vergnügt. V. 1572. Que d'unne part voz voi or nonvoiant: Da Ihr ein Auge nun verloren habt. V. 2188 fordert Lubias den Bischof auf: Laissiez la croce. Im

Deutschen: Legt nieder Euer Amt. V. 2133. *Que je n'i maire a dolor et a glaive*: So wird sie mich vor Frost und Hunger schützen, vg. v. 2216 *dolans* = krank. V. 2256 *cist s'est aperceuz*. Das ist ein wackerer Junge. Genauer wäre: Das läßt sich hören. V. 2258. *Par lui rauonz nos terres*: Der wird uns einst ein starker Herr sein. V. 2524. *Son bras gieta desor Hoedon l'ainsne*: Zu Hoedes, seinem ältern Bruder, sprach er. Von bloßem Sprechen ist hier zunächst nicht die Rede. Amis will seinen Bruder umarmen. Jetzt begreifen wir auch Hoedes' Worte: Ihr kranker Mann bleibt in der Ferne stehn; Euch anzuschauen selbst ist schon Gefahr. In schroffen Gegensatz tritt nun das Benehmen des alten Bitters, den Hoedes als Zeugen dafür anruft, daß Amis sein Bruder nicht ist. „Der nun erkannte ihn an Tracht und Antlitz; Wie gerne hätte er Amis geküßt.“ V. 2685. *Garde sor destre tres parmi un larris Ne il nel sorent ne il ne lor fu dit, Virast Riviers la cite seignorial, Ce est la ville au compaignon gentil*. Zur Rechten sahen sie ein Brachfeld liegen, Dahinter eine Stadt, die sie nicht kannten. Nicht ahnte Graf Amis, daß es Riviers war, Die Stadt, die seinem treuen Freund gehörte. „Dahinter“ ist ähnlich wie V. 196 „Dort“ wenig passend hinzugefügt. V. 3115 würde ich *les cuers certains* mit „treuen“, nicht mit „wackren“ Herzen übersetzen. V. 3140 verdirbt der Übersetzer den Humor der Stelle, wenn er *L'un de voz douz a en moi part moult grant mit*: Das einer von Euch mich zum Weibe hat, wiedergibt.

Aus metrischen Gründen wird V. 149 *Pors et berbis* gleich 'Vieh' gesetzt. V. 185. *Qui les veist baisise et conjoir* = Der ihr Küssen und ihr Glück gesehn. V. 224 fehlen *Berart* und *Neveloz*, die Namen der beiden gefangenen Grafen. V. 1778 wird *quinze* in 'viel' verflacht. V. 2500. *Ne li faut chose au soir qu'il n'ait au main*: Man gab ihm alles, was sein Herz begehrte. V. 2844. *L'iave dou cuer jusqu'as iex li descent*. Aus seinen Augen strömten ihm die Tränen. Bisweilen werden wörtliche Wiederholungen, die im Französischen stilistisch wirken sollen, zerstört. V. 371. 374. 739. 762. 1417. 1426. 2123 = 2405. *Je voz donrai mon muriet arrabi Et XXX livres de deniers parisais* heißt XXX an erster Stelle hundert, an zweiter dreißig. 2489. 2529.

Das moderne Übersetzungsideal weicht von dem der Romantiker in metrischer Beziehung ab. Wir übersetzen nicht mehr im Versmaße der Urschrift. Vgl. Paul v. Winterfeld, *Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters*. Berlin, E. Ebering s. a. 8°. Mit Recht verschmähte es der Verf. die Assonanz beizubehalten und ersetzte den französischen Zehnsilbler durch den deutschen Blankvers. Eine andere Frage ist es, ob nicht gewisse Härten zu vermeiden waren. Synkope vor konsonantischem Anlaute des folgenden Wortes findet sich: *Tirade* 14 *Schnall'n drauf*, 30 *Freunds dee*, 91 *woll'n nach*, 133 *Karr'n be-*. — Auch Inklinatio: *Tirade* 52 *bindet's fest*, 97 *obweh'l's kein*, 123 *hörten's*, 127 *Amis auf*.

144 Arzt gibt's, 150 wenn's mir, 166 waren's. Häufiger sind Fälle der Apokope. Tirade 38. 48. 78. 88. 86. (= 105. 136.). 87. 95. 97. 99. 104. 112. 115. 133. 136. 148. 166, 175. Tirade 18 'Jahr' zählte ich nicht als altertümlichen Plural. Die Verbindung von Apokope und Inklination findet sich Tirade 97 hätt's ge-, könnt's ver-, 147 würd's sofort, 147 sag's Dir. Schließlich ein Fall schwebender Betonung Tirade 104: 'Ein Tor, wer Holztauben will lebend fangen' und ein Fall fehlender Senkung, der wohl nur auf einen Druckfehler zurückgeht, Tirade 57: Ich warnte Dich schon beim letzten Abschied.

Zur Wertstellung bemerke ich die Vorliebe, das persönliche Pronomen gegen das Ende des Satzes zu rücken. Dies mag in Tirade 35 oder 143 am Platze sein: Erst kürzlich hab' dem Freunde ich geschworen, Daß ich mit niemand Brüderschaft will halten. Kannst Du noch Waffen führen? Hast ein gesundes Glied Du noch am Leibe? So klingt es besser, als wenn beide Pronomina am Beginne des Verses stünden: Ich hab' dem Freund' vor kurzem erst geschworen, daß ich mit niemand Brüderschaft will halten. Kannst Du noch Waffen führen? Hast Du noch ein gesundes Glied am Leibe? Warum ist aber der Verf. in Tirade 6 Wo nach dem teuren Freunde er nicht forschte (135 Daß über jenes Wasser ihr mich schiff, 147 Wüßt irgend ich ein Mittel zu ersinnen) von der gewöhnlichen Wortfolge abgewichen? Es konnte heißen: Wo er nicht nach dem teuren Freunde forschte, Daß ihr mich über jenes Wasser schiff, Wenn ich ein Mittel wüßte zu ersinnen. Tirade 148 würde ich statt: 'Deß Körper einst ans Kreuz man hat geschlagen' besser sagen: 'Deß Körper man hat einst ans Kreuz geschlagen'. Ebenso 1511 statt: Will einen Schlag er ihm aufs Antlitz geben: Will er ihm einen Schlag aufs Antlitz geben. Unschön ist die Wiederholung von „ihr“ in Tirade 175, 'preisen' für 'zu preisen' Tirade 22 ist ein Druckfehler. Die Willkür des Setzers zeigt sich auch sonst, besonders im Gebrauche des Apostrophs. Neben der Tiradenzählung vermißt man zu bequemem Vergleich die Verszählung von Konrad Hofmann.

Doch dies sind Kleinigkeiten. Im ganzen trifft die Übersetzung den Ton des Originals und dies bedeutet kein kleines Lob. Im Französischen stimmen Inhalt und Form überein. Wirr durcheinander laufen die Fäden der Handlung, Greuel häuft sich auf Greuel, ein Wunder folgt dem anderen. So eilt auch die Erzählung, durch kurze Wechselreden unterbrochen, vorwärts. Assonierend schließt Vers an Vers. Nur eine Kurzzeile am Ende der meist sehr langen Reihe von Langzeilen gönnt dem Leser Ruhe. Durchaus stamper oder weiblicher Ausgang innerhalb einer Tirade hätte einen gewissen Ersatz für die fehlende Assonanz geboten. Der deutsche Übersetzer verschmähte dieses Mittel und doch bleibt die Wirkung ungeschwächt erhalten. Die wiederholte Erwähnung des Schreines mit den Gebeinen der unschuldigen Kinder bereitet den

Ausgang vor und die Schilderung des Opfertodes ergreift uns noch heute mit tragischer Wucht. Gerhart Hauptmann verdankte dem ähnlichen Stoffe ein gutes Teil seiner Wirkung trotz Alfred Kerr, Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne) 14, 100. 1903. Vorliegende Übersetzung hilft über manche Unebenheit des zum Teil etwas saloppen Originals hinweg. Dies Verdienst gebührt dem ersten deutschen Übersetzer allein.

Wien.

Rudolf Sonnleithner.

Zur Vereinfachung des französischen Elementarunterrichtes. Vorschläge des Vereins für neuere Sprachen in Hannover nebst einem Begleitwort von Prof. Fr. Hornemann. Hannover, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1901. 9 SS. Preis 30 Pf.

Das vorliegende Schriftchen ist ein Abdruck aus dem Neuphilologischen Zentralblatt und enthält die Vorschläge des Vereins für neuere Sprachen in Hannover zur Vereinfachung des französischen Elementarunterrichtes auf Grund des Erlasses des französischen Unterrichtsministers vom 26. Februar 1901. Diese Vorschläge gründen sich namentlich auf folgende Leitsätze: 1. Bei der Beurteilung der schriftlichen Arbeiten darf dem Schüler nicht als Fehler angerechnet werden, was nach dem Ministerialerlasse zu schreiben zulässig ist. 2. Bei der Neudurchnahme und Einübung der Regeln im Elementarunterrichte ist stets die einfachere und leichtere Fassung als Norm zugrunde zu legen.

Das Begleitwort von Hornemann bespricht die Gründe, welche den Verein zur Abfassung seiner Vorschläge bewogen und weist darauf hin, daß der Sinn und die Tragweite der Bestimmungen des ministeriellen Erlasses nicht immer klar sind.

Das österreichische Unterrichtsministerium hat bekanntlich schon mit dem Erlasse vom 28. August 1901 in Betreff der Reform der französischen Syntax Bestimmungen getroffen, die den oben angeführten Vorschlägen ähnlich sind. Ferner hat Dr. A. Werner in der „Österreichischen Mittelschule“, Bd. XVI, S. 234 ff., die Frage, wie sich der Unterricht in unseren Schulen zu dem Erlasse des französischen Unterrichtsministers verhalten soll, eingehend erörtert. Es wäre zu wünschen, daß die Fachlehrer ihre Meinung darüber, bezw. die Erfahrungen, die sie damit im Unterrichtsbetriebe gemacht haben, häufiger zur Äußerung brächten und daß dieses Thema in den Mittelschulvereinen zur Diskussion käme.

Wien.

Dr. A. Würzner.

Ernest Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Revolution. Tome IV, 2 Charles VII, Louis XI et les premières années de Charles VIII 1422—1492 par Ch. Petit-Dutaillis. Tome V, 1 Les guerres d'Italie, La France sous Charles VIII, Louis XII et François Ier (1492—1547) par H. Lemonnier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1902—1903. kl. 4°, 456 und 394 SS.

Die Arbeit an dem vorliegenden, groß angelegten Werke schreitet rüstig vorwärts. Es ist immerhin beachtenswert, daß im Jahre 1901 allein vier stattliche Halbbände erschienen sind, denen das Jahr darauf zwei weitere nachfolgten. Jetzt liegt zunächst die 2. Abteilung des vierten und die 1. des fünften Bandes vor. Jene schildert die Erhebung Frankreichs unter Karl VII., die Auflösung des französischen Feudalstaates unter Ludwig XI. und die ersten Zeiten Karls VIII., demnach die Entwicklung Frankreichs zu einem modernen Staatswesen. Petit-Dutaillis ist den in der französischen Geschichte bewanderten Lesern kein unbekannter Name: wir danken ihm eine Reihe quellenkritischer und darstellender Werke, wie das über die englische Arbeiter- und Bauernbewegung von 1881 oder das Buch über Ludwig VIII. u. a. Das vorliegende Werk erzählt uns in drei Büchern das Ende des 100-jährigen Krieges gegen England, die Gesellschaft und die Monarchie in Frankreich am Ende dieses Krieges, dann das Königtum Ludwigs XI. und die Regentschaft der Beaujeu. Das erste enthält fünf Kapitel: Die englische Herrschaft nordwärts von der Loire, der König von „Bourges“, der nationale Widerstand, der Friede mit Burgund und die militärischen Reformen und die letzten Erwerbungen des englischen Besitzes in Frankreich. Das zweite Buch schildert in acht Kapiteln alle Teile der inneren Verwaltung und anhangsweise die Beziehungen Karls VII. zu Deutschland und Italien und seine Kreuzzugsprojekte, das dritte Buch in sechs Kapiteln die ersten Zeiten Ludwigs XI., die feudale Koalition gegen das Königtum 1465—1472, den Sturz des Hauses Burgund, die innere Regierung Ludwigs XI., die Regentschaft der Beaujeu und die Erwerbung der Bretagne. Ein Schlußkapitel bespricht die humanistischen Bestrebungen Frankreichs. Wie in den früheren Bänden finden sich auch hier die Quellen und Hilfsschriften bei den einzelnen Titeln vermerkt. Für die Geschichte Karls VII. hatte das große Buch von Des Fresne de Beaucourt dem Verf. die Aufgabe wesentlich erleichtert. Die englische Verwaltung Frankreichs wird in allen ihren Einzelheiten vergeführt. Zwei Prinzipien beherrschen dieses Regiment: Rechte und Gewohnheiten der unterworfenen Provinzen, ihre Organe und die Verwaltungsmaßregeln der Kapetinger unangetastet zu lassen und die Beamtenstellen an Franzosen zu geben. In dem Großen Regentschaftsrat, den Bedford einsetzte, fanden sich 1428 unter 16 Mitgliedern nur zwei Engländer. Nur auf solcher Basis durfte Bedford hoffen, das

Hans Lancaster in ganz Frankreich zur Herrschaft zu bringen. Seine Regierungsmaßregeln werden auf Grund umfassender Quellenstudien geschildert und das Elend in Paris und den Provinzen, vor allem in der Normandie, Picardie und Valois in seinem vollen Umfange dargestellt. Bedford gab die abenteuerliche Idee Heinrichs V. einer englischen Kolonisation in Frankreich, zunächst in der Normandie, gänzlich auf. Trotz der unbestreitbaren Milde, mit der er den eroberten Landschaften begegnete, konnte er eine dauerhafte Ordnung nicht begründen: zunächst schon deswegen nicht, weil in der anderen Hälfte von Frankreich sich das legitime Königtum, so schwach es auch war, wie schon sein Beiname zeigt, zu behaupten vermochte. Der Charakter dieses Königs von Bourges, seine Umgebung, vor allem die Persönlichkeit Richmonds, seine Aussichten und Hoffnungen, seine Politik und die während der allgemeinen Anarchie fortschreitende Invasion der Engländer erfahren eine scharfe Beleuchtung, ebenso wie der nationale Widerstand, der in der Persönlichkeit der Jungfrau von Orleans verkörpert ist. Die trotz der mit immensem Fleiße hergestellten Bibliographie ¹⁾ Lanéry d'Arc's kaum zu übersehende Literatur zur Geschichte Jeanne d'Arc's beherrscht der Verf. vollständig, wobei ihm häufig zugute kommt, daß es an guten Übersichten nicht mangelt. Die Geschichte Jehannas wird streng nach den Quellen erzählt, wobei die wörtlichen Auszüge, so sonderbar sie hie und da anmuten ²⁾, unser Interesse erhöhen. Manches aus ihrer früheren Geschichte wird freilich, wie schon Karl v. Hase angemerkt hat, stets in Dunkel gehüllt bleiben: *Les circonstances qui ont déterminé sa vocation resteront toujours en partie mystérieuses* (S. 50). Auch die folgende Darstellung der Anarchie des Landes, der allmählichen Zurückeroberung, der Verwüstungen durch die Écorcheurs — hier konnte das vortreffliche Werk unseres Landsmannes Denifle, Archivars am vatikanischen Archive: 'Désolation des églises en France' usw. mit Erfolg benützt werden — und die langsame Wiedererhebung ist streng quellenmäßig gehalten. Das gilt auch von der Geschichte Jacques Coeurs und den einzelnen Kapiteln über die inneren Verhältnisse Frankreichs im Zeitalter Karls VII., wobei wir vornehmlich das Kapitel über die allgemeinen Stände und die Finanzen herausheben. Beim Kapitel 'Charles VII. et l'église' hätte wohl der Studie Scheffer-Boichorats über die pragmatische Sanktion gedacht werden können. Mit der gleichen Sorgfalt wie die Geschichte Karls VII. ist die seines größeren Sohnes Ludwig XI. behandelt und zumal die so vielfach verschlungenen Wege seiner äußeren und inneren Politik kritisch und dabei gut übersichtlich gezeichnet

¹⁾ Sie enthält 2120 Nummern und ist doch schon veraltet. Jahr für Jahr erscheinen zahlreiche Studien zur Geschichte der Jungfrau.

²⁾ *Jeanne d'Arc n'apprit „ni A ni B“, mais sa mère lui faisait répéter le Pater, l'Ave, et le Credo....*

worden. Bei den Beziehungen zu Burgund und Italien war hier auch die Einsichtnahme in die reiche Literatur des Auslandes geboten, die denn auch wenigstens in den wichtigsten Erscheinungen vertreten ist. Louis XI. war ganz in seinen Bestrebungen, die Einheit Frankreichs herzustellen, aufgegangen, seine äußere Politik wurde, wie Lemonnier bemerkt, nach den Bedürfnissen der inneren geleitet. Anders wurde dies aber unter seinen Nachfolgern Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. Der Regierung dieser Könige ist das Werk von Lemonnier gewidmet. Es umfaßt sechs Bücher, von denen die drei ersten vornehmlich die auswärtige, die zwei letzten die innere Politik Frankreichs schildern. Die äußere Anordnung des Stoffes ist die gleiche, wie in den früheren Bänden. Auch hier macht uns der Verf., gestützt auf ein reiches Quellenmaterial, zunächst mit dem Charakter der Könige und ihrer Umgebung bekannt, um dann auf ihre politischen Bestrebungen einzugehen. In dem vorliegenden Bande sind es vor allem drei Momente, die in Betracht kommen: die italienischen Unternehmungen, die Frankreich mehr als dies in einem früheren Zeitraume der französischen Geschichte der Fall war, mit den übrigen Großmächten des Abendlandes in Verbindung bringen, die innere Politik Franz' I., die das Werk der Zentralisation, das von Ludwig XI., zum Teile schon von dessen Vater begonnen wurde, vollendet und endlich die Ebformation, die nun auch in Frankreich ihren Einzug hält. Der Verf. hält es für notwendig auseinanderzusetzen, daß die italienischen Unternehmungen, die Karl VIII. einleitete, nicht das Resultat „chimärischer Ambition des jungen Königs waren, die durch Ludovico Moro ausgeheckt werden“. Nur wer die italienische Geschichte des 13. bis 15. Jahrhunderts wenig kennt, wird so urteilen. Die französische Herrschaft bereitet sich mit dem Eintritt der Angiovinen vor; schon in den Siebzigerjahren des 13. Jahrhunderts ist, u. zw. nicht bloß Unteritalien, sondern die ganze Halbinsel dem französischen Einflusse verfallen, wie Philipp IV. das Attentat von Anagni wagen konnte, ist bekannt genug, beim Ausbruch des Schismas geht der Gegenpapst darauf aus, noch einen zweiten französischen Staat, das Königreich Adria zu begründen; Karls VI. Bruder, Louis von Orleans, heiratet Valentine Visconti und 1396 erfolgt die Besitznahme von Genua. Wenn Karl VII. und Ludwig XI. weniger auf die italienischen Dinge ausgehen, ist dies nur die Folge ihrer inneren Politik der Sammlung der französischen Kräfte und der Begründung der französischen Einheit. Erst Karl VIII. ist in der Lage, den Ruf aus Italien Folge zu leisten. So wird zunächst die Eroberung Neapels übersichtlich dargestellt, dann die französisch-mailändische Politik und endlich die Koalitionen: die Ligue gegen Venedig, die heil. Ligue und die ersten Unternehmungen Franz' I. Dazwischen fallen noch die burgundischen Angelegenheiten und ebenso wird der Darstellung der allgemeinen politischen Verhältnisse Rechnung ge-

tragen. Die Politik des europäischen Gleichgewichts, die jetzt zur Geltung kommt, schafft Jahr für Jahr neue politische Kombinationen, deren Darstellung in gedrängter Zusammenfassung nicht gerade leicht ist, die dem Verf. aber im ganzen gelungen ist. Ebenso sorgsam ist auch die innere Politik dargestellt. Von besonderem Interesse ist die Behandlung der französischen Renaissance und im dritten Buch die Regierung Franz I., die, so will uns scheinen, mit größerer Wärme dargestellt wird, als jene Karls VIII. und Ludwigs XII., und diese Darstellung im übrigen durchaus verdient; man denke nur, in welcher Breite bei uns zu Lande die Regierung Karls V. vorgetragen zu werden pflegt. Besonders gelungen scheinen uns die Ausführungen des vierten Buches 'L'évolution sociale' zu sein, die eine treffliche Schilderung der gesamten inneren Staatsverwaltung enthalten. Verhältnismäßig knapp ist das Kapitel über die kirchlichen Dinge vornehmlich über die Reformation in Frankreich, doch wird man auch hier kaum etwas Wesentliches vermissen. Auch in diesem Bande sind die einzelnen Abschnitte mit reichlichen Quellenangaben und Literaturvermerken versehen.

Graz.

J. Loserth.

Sohr-Berghaus, Handatlas. 9. Auflage. Lieferung 2, 3 und 4. Glogau, K. Flemming 1902/03.

Die vorliegenden Lieferungen enthalten drei Blätter der achteiligen Karte des Deutschen Reiches im Maßstabe 1 : 1,000.000. Sie sind recht nett ausgeführt und vereinigen in glücklicher Weise das physische und topographische Bild des Landes. Etwas überladen erscheinen sie durch die Einführung besonderer Zeichen für Oberlandesgericht, Landesgericht, Garnison, Reichsbankhauptstelle usw. Die physische Karte von Großbritannien und Irland würde durch ein weniger schmutziges Grün bessere Wirkung erzielen. Warum diese Karte in einem deutschen Atlasse englisch beschrieben ist, vermag Ref. nicht einzusehen. Recht klar ist die Karte Australiens in flächentreuer Azimutalprojektion mit dem Mittelpunktmaßstabe 1 : 10,000.000. In gleicher Ausführung und Reduktion bringt Lieferung 3 das Blatt 2 der vierteiligen politischen Karte von Nordamerika. Sie umfaßt die Hudsonsbailänder und Grönland. Das Bodenrelief tritt namentlich in den Nordoststaaten der Union in den Hintergrund. Den Polargebieten ist Karte 7 gewidmet. Wir finden auf ihr auch Kärtchen der Wärmeverteilung und des Erdmagnetismus in den genannten Gebieten nebst drei Diagrammen der Tagesdauer in verschiedenen Breiten. Blatt 5 stellt außer den politischen Besitzverhältnissen zu Beginn des XX. Jahrhunderts den Weltverkehr und seine Mittel dar. Die letztere Karte sei dem Unterrichte besonders empfohlen.

Wien.

J. Müllner.

Frederick A. Cook, M. D., Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolarregion. Deutsch von Dr. Anton Weber. Kempten, J. Kösel 1903.

Nachdem in den letzten Jahren die Nordpolarforschung durch die Reisen Nansens, des Herzogs der Abruzzen u. a. bedeutende Förderung erfahren hat, scheint sich in unserer Zeit das allgemeine Interesse der Erforschung der Antarktis zuwenden zu wollen, da sich mehrere Unternehmungen in jüngster Zeit diesem Ziele zugewandt haben. Den Reigen eröffnet die Reise der „Belgica“ (1898—1899), deren Erlebnisse und wissenschaftliche Ergebnisse das vorliegende Werk uns vorführt. Nachdem Übersetzer und Verfasser den heutigen Stand der Südpolarforschung in kurzen Zügen dargelegt haben, folgt die in jeder Hinsicht fesselnd gehaltene Beschreibung der Fahrt. Wir lernen auf dieser Rio de Janeiro, Montevideo, den La Plata und seine Umgebung, zahlreiche Völkertypen aus Südamerika, die Feuerlands- und Falklandsinseln, die Magalhãesstraße und die letzte gesittete Ansiedlung nach Süden hin, Punta Arenas, genauer kennen. Dann geht die Fahrt durch die Kanäle von Feuerland nach Ushuala, woran eine Schilderung der Onas, eines feuerländischen Riesenvolkes, geknüpft ist. Darauf werden die Entdeckungen in einer neuen Eiswelt, die Fahrt von Dancoland nach den Alexanderinseln geschildert. Nach dem Überschreiten des südlichen Polarkreises dringt die „Belgica“ in das Packeis ein, von dem sie schließlich festgehalten und willenlos durch die Winde und Strömungen weiter getrieben wird. Das Leben und Treiben auf dem Schiffe und Packeise, die einzelnen Erlebnisse, die Gesundheitsverhältnisse während des Herbstes, Winters und der 70tägigen Polarnacht sind äußerst fesselnd beschrieben. Es werden keine aufregenden Abenteuer erzählt, wie in so manchen anderen Reiseberichten aus den Polarländern, sondern in schlichter und einfacher Weise die Leiden, Freuden und Arbeiten der einzelnen Teilnehmer vorgeführt. Der Leser, durch die Schilderung in beständiger Spannung erhalten, atmet schließlich selbst erleichtert auf, als mit dem Erscheinen der Sonne auch die Hoffnung auf Wiederkehr in Länder erscheint, die von Menschen bewohnt sind. Die ungeheuren Anstrengungen aller Teilnehmer, um das Schiff aus dem Eise zu befreien, erfüllen uns mit Bewunderung. Doch schließlich werden diese Arbeiten vom besten Erfolge gekrönt und die „Belgica“ läuft nach 15monatlicher Abwesenheit wieder glücklich im Hafen von Punta Arenas ein.

In einem beigegebenen wissenschaftlichen Anhange schildert Emil Racovitza die Ergebnisse der belgischen Südpolarexpedition in Bezug auf Geographie und Geologie, Astronomie und Erdmagnetismus, Meteorologie, das Eis, Ozeanographie, Zoologie und Botanik. Henryk Arctowsky bespricht unter Beibringung zahlreicher Tabellen und graphischer Darstellungen das antarktische Klima

und die Tiefenverhältnisse der antarktischen hänge folgen die von Kapitän George Le zusammengestellten astronomischen Ortsbestimmungen der Magnetnadel, darauf bespricht die Schiffahrt im antarktischen Packeis und das ganze Werkes Frederick A. Cook die Antarktisforschung. Dieser faßt auch das Gesamtwerk zusammen: „Wir blicken auf ein reiches Material von wissenschaftlichen Ergebnissen, in unseren Journalen verbucht ist. In Feuerbegonnen, indem wir ethnologische Daten von den Ureinwohnern sammelten, die der Wissenschaft unbekannt waren, haben wir dort die Geschichte von zwei verschiedenen Stämmen studiert. Gleichzeitig hat ein Geologe wichtige Tatsachen entdeckt und wir sammeln. Wir haben die bis dahin unbekannten Gebiete zwischen der Südspitze Amerikas und der Antarktis gemessen. In den neuen Gebieten, südlich der Antarktis, wir viele Inseln und ein Küstenland entdeckt. Wir haben Meilen Länge, einen Teil des antarktischen Packeis drangen in das Packeis ein, trieben viele Eisberge auf eine jungfräuliche See, entdeckten eine große Anzahl von Skelette, Bälge und Felle von unbekanntem Tieren. Racovitza hat hundert verschieden gestalteten Geschöpfen in Spiritum konserviert. Die ersten Male Kunde von der antarktischen Fauna das ganze Jahr hindurch dastehende Tabellen von meteorologischen Beobachtungen Jahr lang systematisch, stündlich Tag für Tag gestellt wurden. . . . Lecoq hat eine Reihe von magnetischen Beobachtungen ausgeführt, die die Verwendung des Kompasses auf der südlichen Halbkugel ermöglichen. Viele von unseren Arbeiten sind von Wert, und unsere Durchforschung von den nördlichen zum ewigen beweglichen Eisgürtels, der den Pol umgibt, die Grundlage aller künftigen Arbeiten in dieser Richtung werden nun dieses Gebiet des ewigen Winters, das uns noch kein Mensch betreten hat, und wir sind mit uns, daß wir die ersten waren, die die Antarktis lange Nacht am Südpol durchgemacht hat.“

Das Werk ist außerdem mit zahlreichen Bildern (zum Teil in Farbendruck) geschmückt. Die photographischen Aufnahmen des Verfassers haben das Unternehmen als Arzt beigegeben war. Das Werk ist Geographielehrern, allen Bibliotheken und allen Vereinen wärmstens zu empfehlen.

Fridtjof Nansen, Eskimoleben. Aus dem Norwegischen übersetzt von W. Langfeldt. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer 1903.

Es ist ein einfach und schlicht geschriebenes Büchlein, in dem uns der berühmte Polarforscher mit dem Wesen, Leben und Treiben eines Volkes bekannt macht, das mit Riesenschritten seinem Untergange entgegengeht. Ohne das Eingreifen der Europäer und der europäischen Gesittung hätten sich die Eskimos in ihrer Art noch jahrhundertlang fortentwickeln können, durch das Eingreifen der Europäer aber wurden sie mit Lebensverhältnissen bekannt, die weder für sie passen noch der Natur des von ihnen bewohnten Landes angemessen sind. Mit wohlthuender Wärme tritt der Verf. für ein (nach seiner Ansicht) hochbegabtes Volk ein; was er für diese seine Ansicht ins Feld führt, überzeugt uns auch von der Wahrheit des Gesagten. Für den Folkloristen wird das Buch, dessen Inhalt wir im folgenden kurz skizzieren wollen, eine wahre Fundgrube der wichtigsten Nachrichten sein, da der Verf. dem Ursprunge der Sitten und Gebräuche nachforscht und eine Menge anderer Völker zum Vergleiche heranzieht, wie auch die Hinweisungen auf die spärliche Literatur über diesen Gegenstand außerst wertvoll sind. Im ersten Abschnitte „Grönland und der Eskimo“ werden Land und Leute in kurzen Zügen allgemein geschildert, die einzelnen Annahmen über die Abstammung und Einwanderung der Eskimos angeführt und besprochen. Der zweite Abschnitt schildert uns ausführlich „Aussehen und Kleidung“. Dann folgt die Beschreibung des „Kajak und der Kajakgeräte“, erläutert durch einzelne, allerdings sehr einfache Abbildungen. Im folgenden Abschnitte lernen wir das Leben des Eskimo im Kajak auf dem Meere kennen, wir gewinnen entschieden Achtung vor dem Mute, der Ausdauer und der Umsicht dieses einfachen Naturvolkes, während darauf „Winterhäuser, Zelte, Frauenboote und Beisen“ geschildert werden. Der Abschnitt über „Kochkunst und Leckerbissen“ ist allerdings nicht geeignet, unsere Eßlust zu reizen. Eine Fülle wertvoller Angaben ist unter dem Titel „Charakter und soziale Verhältnisse“ zusammengefaßt. Die Kapitel „Stellung und Arbeit der Frau“, „Liebe und Ehe“, „Moral“ decken uns Verhältnisse auf, wie wir sie vielfach auch bei anderen Naturvölkern (namentlich den Negeren des Kamerungebietes) finden. Abschnitt XI behandelt dann die Gerichtspflege, den Trommeltanz und andere Vergnügungen; im XII. Kapitel werden „Begabung, Kunst, Musik, Dichtung“ besprochen, das Gesagte wird durch eingefügte Erzählungen Eingeborener erläutert, aus denen die Nüchternheit des Volkes ersichtlich ist. Sehr ausführlich wird dann die Religion der Eskimos erörtert, indem zahlreiche allgemein religionsphilosophische Ausblicke gemacht und zahlreiche andere Völker zum Vergleiche herangezogen werden. Kapitel XIV bespricht das Verhältnis der Europäer zu den Eingeborenen, während im Schlußabschnitte die Folgen des Eingreifens der Europäer kurz zusammengefaßt werden. Der Verf. kommt zu

1000 *K. Vettors*, Lehrbuch der darstell. Geometrie, ang. v. *F. Schiffer*.

dem Schlusse, daß das Eingreifen der Europäer das größte Unglück für die Eskimos war und den gänzlichen Untergang des Volkes herbeiführen muß, wie er denn das Missionswesen auch bei andern Völkern verurteilt. Dem Übersetzer und der Verlagsbuchhandlung gebührt der wärmste Dank dafür, daß sie dieses fesselnde Buch weiteren Kreisen zugänglich gemacht haben.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

Lehrbuch der darstellenden Geometrie. Von Dr. Karl Vettors, Professor an der kgl. Gewerbeakademie zu Chemnitz. Hannover, Gebr. Jänecke, 1902. 286 SS.

Dieses Buch ist für den Gebrauch an höheren technischen Lehranstalten bestimmt und enthält deshalb nicht nur die Theorie der Orthogonalprojektion auf eine Projektionsebene und die Darstellung in Grund-, Auf- und Querriß, sondern auch das Wichtigste über die axonometrische, schiefe und zentrale Projektion. Der Verf. hat in richtiger Beurteilung der Bedürfnisse des praktischen Technikers das Schwergewicht auf die orthogonale Projektion gelegt. Sie wird auf 238 Seiten beiläufig in demselben Umfange verarbeitet, in dem sie an unseren österreichischen Realschulen gelehrt wird. Auch die Art und Weise der Behandlung entspricht dem an diesen Anstalten eingehaltenen Vorgange; sie ist, sowohl vom wissenschaftlichen als auch pädagogischen Standpunkte aus betrachtet, eine recht gute.

Mit Recht wird z. B. durch eine breitere Behandlung des Projizierens auf eine Ebene die wünschenswerte sichere Grundlage für die ferneren Studien geschaffen. Auch erweist es sich in der Folge als recht nützlich, daß die Darstellung des Winkels etwas eingehender besprochen wird als es sonst üblich ist.

Da die Umlegung einer projizierenden Ebene ein ganz besonderer Fall der Drehung ist und konstruktiv anders durchgeführt wird als die allgemeine Umlegung (Drehung), so sollte sie auch durch einen eigenen Namen und eigene Bezeichnung gekennzeichnet werden; es würde dadurch die Deutlichkeit nicht wenig gehoben werden, namentlich bei Aufgaben, bei denen beiderlei Umlegungen vorkommen, was bekanntlich sehr oft der Fall ist.

Warum der Autor beim Übergange zu zwei Projektionen die Bezeichnungsweise wechselt, ist schwer zu erraten. Wird diese Änderung in der Bezeichnung die Schüler nicht verwirren? Die Anschaulichkeit durch entsprechende Ausführung der Figuren zu heben, wird vielfach angestrebt; nur bei der Konstruktion der Schnittpunkte von Geraden mit den Projektions- und andern Ebenen ist dem nicht Rechnung getragen worden, hier hätten die

Projektionen der Geraden von den Schnittpunkten aus nach den unsichtbaren Seiten hin gestrichelt werden sollen. Das in Fig. 102 erörterte Verfahren hätte auch schon bei der Fig. 76 statt des dort erklärten komplizierteren Verfahrens angewendet werden können. Die Lehre von den Kegelschnitten bedarf keiner so weitgehenden Beihilfe der analytischen Geometrie als sie hier in Anspruch genommen wird. Für die Konstruktionen in den Fig. 148 und 152 lassen sich einfache Beweise erbringen.

Die Darstellung der ebenen Schnittkurven gekrümmter Flächen und der Durchdringungskurven zweier solcher Flächen könnte noch durch die Konstruktion der Tangenten bereichert werden. Zur Bestimmung von CD in Fig. 177 genügt der Grundriß des horizontalen Kreises, die dritte Projektion ist überflüssig.

Das über Intensitätslinien Gesagte ist recht klar und genügt für technische Schulen vollauf.

Die rechtwinklige Axonometrie hat der Verf. auf 16, die schiefe Projektion auf 10, die Perspektive auf 18 Seiten abgehandelt. Für jede Projektionsart werden die theoretischen Grundlagen in leicht verständlicher Weise auseinander gesetzt; auch kommen so vielerlei Konstruktionsaufgaben zur Durchführung, daß der Lernende für die technische Praxis hinlänglich genug vorgebildet erscheint.

Daß bei der schiefen Projektion der Fall der Kongruenzprojektion besonders hervorgehoben wurde und die Konstruktion der Achsen des Kreisbildes Aufnahme gefunden hat, ist nur zu loben.

Die Perspektive eines Punktes mit Hilfe einer zur Bildebene normalen und einer zu ihr unter 45° geneigten horizontalen Geraden zu konstruieren, ist ganz angezeigt, weil das Verfahren in der Praxis am meisten angewendet wird. Der Teilungspunkt wird auf eine ganz entsprechende Art eingeführt und bei Aufgaben angewendet.

Von den bemerkten Druckfehlern seien nur folgende erwähnt: S. 28 stehen in Fig. 21 zwei C' statt C' und C_0 ; S. 37, 2. Z. ist statt P_1 und P_2 zu setzen A_1 und A_2 ; S. 85 soll in Fig 82 h_1''' in b_1 und nicht in a_1 liegen; S. 86 lies in Aufgabe 48 überall X_{23} statt X_{12} ; S. 107, 1. Z. fehlt A zwischen D und B ; S. 282 soll in Fig. 41 b der Schatten in $A_1'S'$ statt in $A_1'D$ liegen.

Die meisten Figuren sind richtig und deutlich, nur wenige sind etwas zu klein (wie Fig. 103) und ungenau (wie die Fig. 155 und 176). Vom theoretischen Standpunkte aus ist es zu empfehlen, den Selbstschatten etwas lichter zu schraffieren als den Schlag Schatten. Das Lesen der Figuren würde etwas erleichtert worden sein, wenn die Buchstaben im Texte und in den Figuren derselben Schriftart angehören würden.

Daß die Übungsaufgaben recht zahlreich vorhanden sind und auch betreffs der Wahl Anerkennung verdienen, erhöht den Wert des Buches nicht wenig.

Das Studium des besprochenen Buches hat dem Ref. viel Freude bereitet, weil sein Inhalt einerseits den richtigen Mittelweg zwischen langen theoretischen Ausführungen und kurzen Vorschriften für mechanische Konstruktionen enthält, andererseits aber auch gut gegliedert, korrekt durchgearbeitet und folgerichtig aufgebaut ist.

Wien.

F. Schiffner.

W. Weiler, Physikbuch mit in den Text eingedruckten farbigen Abbildungen. Ein Lehrbuch der Physik für den Schulunterricht und zur Selbstbelehrung. 1. Bd. Magnetismus und Elektrizität; 2. Bd. Mechanik; 3. Bd. Schwingungen und Wellen. Akustik. Esslingen. München, Verlag von J. F. Schreiber 1902.

W. Weiler, Physikalisches Experimentier- und Lesebuch. Mit vielen Freihandversuchen. In demselben Verlage 1902.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Buche eine übersichtliche, scharf gegliederte Darstellung und eine klare Fassung des Inhalts angestrebt. Das Heranziehen elementar-mathematischer Entwicklungen wurde nur so weit vorgenommen, als dies zum Verständnis und zur Erklärung der physikalischen Erscheinungen sich unbedingt erforderlich erwies. Eingestrente Zahlenbeispiele dürften geeignet sein, den vorgetragenen Lehrstoff vertiefen zu helfen. Die beigegebenen Figuren, die auf Apparate und Apparatanordnungen bezugnehmen, sind koloriert und zwar entsprechend den Farben, wie sie dem Wesen der Dinge oder dem Materiale der Apparate zukommen. Ob dadurch das Verständnis des Inhaltes wie auch der Apparate wesentlich erleichtert wurde, mag jedoch dahingestellt bleiben. Ref. verspricht sich von dieser Richtung der Darstellung sehr wenig. Es ist auch bei dieser Gelegenheit zu betonen, daß die Kolorierung der Apparate nicht durchwegs eine zutreffende ist.

Im Inhalte wurde auf die neueren Forschungen Rücksicht genommen. Die drei aufeinander folgenden Bände sind der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität, der Mechanik und der Lehre von den Wellenbewegungen und der Akustik gewidmet. — Sehr angenehm hat der Umstand den Ref. berührt, daß in der Elektrizitätslehre und der Lehre vom Magnetismus der Theorie der Kraftlinien und des Potentials der gebührende Raum gegönnt wurde, daß ferner in dem Abschnitte, der von der Anmessung der Kraftfelder handelt, auch der Begriff der Dimension dem Studierenden dargelegt erscheint.

In den theoretischen Entwicklungen ist an manchen Stellen weitergegangen worden, als es den Verhältnissen einer Mittelschule entspricht. Mechanische Vorstellungen, hydrodynamische Vergleiche usw. sind in der Elektrizitätslehre herangezogen worden und leisten

gewiß Ersprößliches. Etwas genauer, als es im Buche geschehen ist, hätte die Theorie der Influenzmaschinen von Holtz, Töpler-Voß, Wimshurst besprochen werden sollen.

In der Elektrokinematik hätte der Voltasche Fundamentalversuch, der aus didaktischen Gründen nicht mehr genommen zu werden pflegt, entfallen können. Statt der Theorie der Elektrolyse von Grothuss hätte auf die neueren Theorien dieses Gegenstandes eingegangen werden sollen. In recht zweckentsprechender Weise sind die Verhältnisse der Stromverzweigung dargelegt worden. Die Vorgänge im elektrolytischen Unterbrecher von Wehnelt hätten dargelegt werden sollen. Die Lehre vom Elektromagnetismus und der Elektrodynamik, ebenso von den Induktionsströmen ist in sachgemäßer, recht ansprechender Weise ausgearbeitet. Genauer wurde die Kreisbewegung eines Ringes im homogenen magnetischen Felde studiert und auf den Begriff des harmonischen Wechselstromes eingegangen. Ausführlich sind die Gleichstrom- und Wechselstrommaschinen geschildert. Nur hätten die Erklärungen an mehreren Stellen etwas eingehender gehalten werden sollen. Von besonderem Interesse ist auch der Abschnitt, der von der Verteilung der Induktionsströme zur Beleuchtung und Kraftübertragung handelt. Es ist auch der Entstehung eines magnetischen Drehfeldes durch zwei in der Phase verschiedene Wechselströme gedacht. In einem gesonderten Abschnitte hat der Verf. die Versuche von Hertz, jene von Lodge, von Tesla, von Lecher besprochen und in aller Kürze auf die elektromagnetische Lichttheorie verwiesen, ebenso die Grundzüge der drahtlosen Telegraphie dargestellt.

Die beiden Schlußabschnitte sind den Einheiten und Messungen der elektrischen und magnetischen Größen gewidmet. In einigen Nachträgen findet man unter anderen den Telephonograph von Poulsen beschrieben; ferner eine recht anziehende Darstellung der akustischen Erscheinungen am Bogenlicht. Nach den Darlegungen von Weyde und Holzmüller „Das Potential“ wird die Mechanik der wesentlichsten magnetischen und elektrischen Erscheinungen besprochen. Dabei wird die Anschauung Maxwells supponiert, daß der Äther aus einer Menge rundlicher Moleküle oder Zellen besteht, welche unter magnetischer Einwirkung mit verschiedenen Geschwindigkeiten wirbelnd rotieren, so daß die Kraftlinien die Achsen dieser Wirbel bilden und die Drehrichtung dieser Wirbel so erfolgt, daß dem gegen den Südpol blickenden Auge sie im Sinne der Uhrzeigerbewegung zu erfolgen scheint.

Im zweiten Bande, der Mechanik, finden wir eine schulgerechte Darstellung des Gegenstandes, der sowohl in theoretischer als auch in praktischer Beziehung erläutert wird. Gewünscht hätten wir, daß die Erscheinungen der Molekularwirkungen in Flüssigkeiten erst an einer späteren Stelle besprochen worden wären, also in der Hydrostatik selbst, wo deren Verständnis gar keinen Schwierigkeiten begegnet wäre. Im einzelnen hätte der Ref. noch zu be-

merken, daß die Erklärung der Präzessionsbewegung eines Kreisels hätte gegeben werden sollen; daß weiters die Beispiele für den Schwerpunkt von Körpern hätten eingeschränkt werden können, daß es sich aber anderseits empfohlen hätte, auf das Theorem der Momente von Kräften, die parallel sind, in Bezug auf eine Ebene des näheren Rücksicht zu nehmen. In der Lehre vom Pendel erscheint dem Ref. zu wenig betont, daß die Bewegung des Pendelkörpers eine ungleichförmig beschleunigte und ungleichförmig verzögerte ist. Es hätten die Kraftverhältnisse und die Veränderungen der Geschwindigkeit eingehend besprochen werden sollen. In der Hydrostatik finden wir die Beschreibung und die Anwendung der Mohrschen Wage angegeben; diese leistet bekanntlich bei hydrostatischen Versuchen sehr gute Dienste. In der Aerostatik sind von Interesse die Darlegung der Vorrichtungen zum Füllen der Luftballons, welche von der Ballonfabrik August Biedinger in Augsburg gebraucht werden. Wir wünschen, daß doch einmal statt des veralteten Apparates zur Demonstration des Mariotteschen Gesetzes der sehr instruktive und einfache Apparat von Mach angewendet werde. In einem Anhang findet man einige wichtige und grundlegende Sätze aus der Kegelschnittslehre entwickelt, welche beim Studium der Mechanik verwendet werden.

Der dritte Band umfaßt die Lehre von den Schwingungen und den Wellen und jene vom Schall. Die Wellenlehre ist sowohl mathematisch als auch konstruktiv behandelt worden. Nicht klar und scharf ist die Trennung der fortschreitenden und der stehenden Wellen vollzogen worden; so wird S. 15, Z. 12 v. u. von den Amplituden zweier senkrecht aufeinander stehenden Schwingungen gesprochen, ohne daß vorher der Begriff der letzteren erörtert worden wäre. Von Interesse sind auch im folgenden die Abbildungen, die sich auf die mikroskopischen Vergrößerungen der Stannioleindrücke des Phonographen beziehen, ebenso der Vergleich der phonographischen Zeichen mit den durch Fühlhebel vergrößerten Wellenzügen, ferner mit den Flammenbildern. Freilich muß auch hier wieder bemerkt werden, daß in den früheren Partien von der Erzeugung der Flammenbilder keine Rede war.

Das dem Physikbuche angeschlossene physikalische Experimentier- und Lesebuch desselben Verfassers soll namentlich allen Lehrern dienen, die mit den einfachsten Apparaten die Grundgesetze der Naturlehre vorzutragen und zu erläutern haben, aber auch den Schülern Anleitung zur Konstruktion der elementaren physikalischen Apparate geben. Es wird allgemein von der Materie und ihren Eigenschaften, von Stoff und Kraft, von den wichtigsten Naturkräften, den Wirkungen der Schwere, den Eigenschaften der Körper in ihren drei Aggregatzuständen, dem Schalle, der Wärme, dem Lichte, dem Magnetismus, der statischen Elektrizität und dem elektrischen Strome gesprochen. — Was Ref. in allen derartigen physikalischen Experimentierbüchern vermisst, ist eine übersicht-

liche Einleitung, in der das Bearbeiten der verschiedenen Materialien, welche bei der Anfertigung von Apparaten gebraucht werden, gelehrt wird; so soll die Bearbeitung des Holzes, der Metalle, das Wesentlichste über Glasblasen u. dgl. dem Schüler geläufig gemacht werden; derartige manuelle Fertigkeiten müssen von jedem erworben werden, der mit verhältnismäßig einfachen Mitteln instruktive Apparate schaffen will. Das vorliegende Buch ist im Grunde genommen wieder nichts anderes als ein Leitfaden der Naturlehre. Immerhin sind die in dem Buche vorgeführten Versuche derart, daß sie mit einfachen Mitteln angestellt werden können; namentlich gilt dies von einigen Experimenten der Lehre von der Wärme und der Elektrizität. Mehrere der Versuche und Apparate sind den von Dr. J. Kraus in Wien redigierten „Periodischen Blättern“, andere der „Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht“ von Prof. Dr. Poske in Berlin, wieder andere dem „Experimentierbuch für den Elementarunterricht in der Naturkunde“ von Prof. Dr. Karl Rosenberg entnommen. Gewiß wird das vorliegende Buch den Schülern Anleitung zur Selbstanfertigung der elementaren physikalischen Apparate geben.

Zusammenfassend kann Ref. sein Urteil dahin abgeben, daß die physikalischen Bücher von Prof. W. Weiler unbedingt der Beachtung der Fachgenossen würdig sind.

Friedr. Schroedler, Buch der Natur. 23., vollständig neu bearbeitete Auflage. II. Teil, 2. Abteil.: Mineralogie und Geologie von Prof. Dr. B. Schwalbe unter Mitwirkung von Dr. E. Schwalbe beendet und herausg. von Prof. Dr. H. Böttger, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Mit 418 Abbildungen u. 9 Tafeln. Braunschweig, Druck u. Verlag von F. Vieweg u. Sohn 1903. Preis geb. 13 Mk. 50 Pf.

Die rasche Zahl der aufeinander folgenden Auflagen dieses Buches, ebenso der Umstand, daß Übersetzungen desselben in mehreren Sprachen erschienen sind, zeigen klar, daß das „Buch der Natur“ schon in den weitesten Kreisen die verdiente Anerkennung gefunden hat. Von den drei Teilen, in denen das Buch nunmehr erscheint, ist der erste, die Zoologie, Botanik, Physiologie und Paläontologie enthaltend, schon erschienen, ebenso die erste Abteilung des zweiten Teiles, welcher die Chemie umfaßt, sowie die zweite Abteilung dieses Teiles, die nunmehr vorliegt. Der dritte Teil (Astronomie und Physik) ist in Vorbereitung.

In dem vorliegenden Teile ist die allgemeine Mineralogie, die spezielle Mineralogie und die Geologie behandelt worden.

Besonders anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, daß in dem Buch der Natur von Schroedler die enge Verknüpfung der einzelnen naturwissenschaftlichen Lehrgegenstände unter sich und mit den verwandten Unterrichtsfächern durchgeführt wurde.

Hievon zeugt besonders der von der Geologie handelnde Abschnitt, welche mit der Geographie einerseits, mit dem experimentellen Unterrichte in der Physik und Chemie anderseits in Verbindung gebracht erscheint. Diese sehr lobenswerte Eigenschaft des Buches ist vorzugsweise dem verstorbenen Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, Prof. Dr. B. Schwalbe, zu danken, dem es leider nicht gegönnt war, das schöne Unternehmen zu Ende zu führen. Man kann wohl behaupten, daß das Buch der Natur in seiner jetzigen Gestalt (eingerechnet den ersten Teil und die erste Abteilung des zweiten Teiles) zu den besten populären Darstellungen naturwissenschaftlicher Gegenstände gerechnet werden muß und daß es infolge der umsichtigen und korrekt wissenschaftlichen Behandlung, ferner nicht minder infolge der glänzenden Ausstattung, welche die Verlagsbuchhandlung dem nicht teureren Buche zuteil werden ließ, zu den alten Freunden sich gewiß noch viele neue erwerben wird.

In der allgemeinen Mineralogie ist die Kristallographie ausführlich behandelt worden, dann wurde auf die sonstigen morphologischen Verhältnisse eingegangen und das Wesentlichste aus der Kristallphysik dargelegt. Ebenso wurde das chemische Verhalten der Mineralien erörtert und namentlich das Verhalten derselben zur Wärme. Im Anhange wird noch eine Übersicht über die Kristallsysteme nach der Symmetrie der Kristallformen gegeben. Hierbei wird auch die Bezeichnungswise nach Weiss, Naumann, Miller beprochen und es werden die Vorteile der Millerschen Bezeichnungswise hervorgehoben. Außerdem findet man in diesem Anhange noch ein Verzeichnis jener Mineralien, die aus dem Weltraume stammen und als kosmische Mineralien bezeichnet werden können. Von Interesse ist auch die dem Anhange beigeschlossene systematische Zusammenstellung der Mineralien und die Erklärung der Mineralnamen.

Der sehr ausführliche und instruktiv gehaltene Abschnitt über Geologie ist naturgemäß in folgende Abschnitte geteilt: Gesteinslehre, Historische Geologie, Dynamische Geologie, Postpliozäne Zeit, Erdentstehung. Es ist auf diese Weise auch der große zu bewältigende Stoff einerseits in den engsten Zusammenhang mit der Mineralogie, anderseits mit der Physik und Chemie gebracht worden. Während in der historischen Geologie die Geognosie, die Stratigraphie, die Lagerungs- und Formenlehre, ferner die Geotektonik im Speziellen zur Sprache kommen, sind in der dynamischen Geologie jene Wirkungen auf die Erde erörtert, welche den Kräften unterhalb ihrer Oberfläche und den sogenannten epichthonen Kräften, ferner den Luftströmungen und Winden, den Organismen und den durch die Tätigkeit des Menschen herbeigeführten Veränderungen zugeschrieben werden müssen. Vielfach grenzen in diesem Abschnitte wie in dem folgenden, in welchem die Wirkungen von Schnee und Eis auf die Erdoberfläche betrachtet werden, die

Ebeling, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie, ang. v. J. A. Kasil. 1007

beiden Gebiete der Geologie und der physikalischen Geographie aneinander, ja an gar manchen Stellen durchdringen sie sich. Die Darstellung ist durchwegs eine elementare und populäre und durch viele Illustrationen, Tafel- und Kartenwerke wesentlich gefördert. In dieser Beziehung muß wohl anerkennend hervorgehoben werden, daß die Verlagsbuchhandlung keine Kosten gescheut hat, um das Werk zu einem fruchtbringenden, modern naturwissenschaftlichen zu gestalten. In dem Anhang findet man noch einige Bemerkungen über Höhlen, dann über Orogenie (Schichtenstörungen, Entstehung der Gebirge, Abtragung der Gebirge, Talbildung), ferner über das geologische Experiment in der Schule. Die Bedeutung desselben ist im J. 1897 von Prof. B. Schwalbe in gebührender Weise hervorgehoben worden. Es hat dieses Experiment den Zweck, die Vorgänge, welche in der Natur beobachtet werden können, den Schülern unmittelbar im kleinen vorzuführen und sie darauf hinzuleiten, daß dieselben Kräfte, deren Wirkungen im kleinen beobachtet werden, auch die großartigen Umänderungen, die in der Natur vor sich gegangen sind, hervorgebracht haben. Namentlich wird auf diese Weise die Erklärung der Tatsachen der dynamischen Geologie gefördert werden können. Die Mittel zur Pflege und Ausführung derartiger Experimente sind im allgemeinen ganz bescheidene und fast in jedem physikalischen und chemischen Laboratorium anzutreffen. Schwalbe hat in dem betreffenden Aufsatz auch auf die Gruppierung der einzelnen Experimente aufmerksam gemacht.

Wir können auf Grund genauer und eingehender Lektüre des vorliegenden Buches dieses sowie die früher erschienenen Teile, von denen der eine die Zoologie, Botanik, Physiologie und Paläontologie, der andere die anorganische und organische Chemie mit besonderer Rücksichtnahme auf die chemisch-technologischen Vorgänge behandelt, allen denen empfehlen, die auf leichte Weise und durch genußreiche Lektüre sich in den Besitz der Kenntnis der wesentlichsten Naturerscheinungen setzen wollen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Max Ebeling, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie.
Für höhere Lehranstalten. I. Teil: Unorganische Chemie. Mit
370 Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1902. 8°. 284 SS.

Im vorliegenden, durchaus empfehlenswerten Buche hat Verf. seinen 1896 in zweiter Auflage erschienenen „Leitfaden der Chemie für Realschulen“ zu einem für „Realgymnasien und Oberrealschulen“ passenden Lehrbuch erweitert. Während der genannte, sehr gute Leitfaden 176 Seiten mit 287 Abbildungen bot, bringt der vorliegende 1. Teil des Lehrbuches allein

284 Textseiten und 370 Abbildungen. Der Bilderschmuck ist als recht gelungen zu bezeichnen. Noch mehr als es in dem Leitfaden geschehen, hat im vorliegenden Buche die chemische Großindustrie, sowie die Berg- und Hüttenkunde Berücksichtigung gefunden.

Die statistischen Angaben über die Produktionsverhältnisse von Kohlen, Metallen und Salzen sind erweitert und durch graphische Darstellungen möglichst übersichtlich zur Anschauung gebracht worden. Ganz besonders ausführlich sind die Abschnitte über Kohlen und Eisen besprochen und durch zahlreiche Abbildungen erläutert worden; dem Eisen und seinen Verbindungen allein sind zirka 27 Seiten gewidmet. Die behandelten Mineralien sind wie früher meist recht geschickt dem chemischen Lehrstoff eingefügt und gut bearbeitet.

Die Kristallsysteme sind in einem Zuge (S. 132—146) abgehandelt worden.

Mit Freuden hat Ref. die in der Besprechung der 2. Auflage des „Leitfadens“ angegebenen Mängel nun gewissenhaft verbessert gefunden.

Mit wahrer Sehnsucht sieht Referent den „Ausgewählten Abschnitten der organischen Chemie“ entgegen, die vom Verf. „als 2. Teil dieses Lehrbuches“ in Aussicht gestellt werden.

Wien.

Joh. A. Kail.

Elemente der Geologie für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten bearbeitet von Dr. Franz Noë, Professor an dem k. k. Karl Ludwig-Gymnasium im XII. Bez. von Wien. Mit 115 Abbildungen im Texte. Mit h. k. k. Min.-Erl. vom 5. Febr. 1903, Z. 3240 allgemein zulässig erklärt. Wien, F. Tempsky 1903. 8°, 126 SS. Preis geb. 1 K 50 h, geb. 2 K.

Dieses Schulbuch hat dem Ref. gleich beim Überblick der zweckmäßigen Stoffeinteilung einen guten Eindruck gemacht: nach einem einleitenden Kapitel, enthaltend eine Übersicht über die Glieder des Erdganzen folgen die geologischen Wirkungen von Wasser und Luft, jene des Erdinneren, endlich der Organismen; dann: Petrographie, Gebirgsbau, historische Geologie.

Ist auch das Thema an sich in seinen meisten Stücken anziehend, so ist doch die Behandlung, besonders gewisser Teile des Gegenstandes, für die Alters- und Vorbildungsstufe der Besucherinnen der Mädchenlyzeen keineswegs leicht. Vorzüglich gelungen ist dem Verf. in dieser Hinsicht gleich das erste, einleitende Kapitel trotz der mancherlei (illustrativen) Zahlenangaben. — Gekürzt werden sollte nach Ansicht des Ref. bei einer Neuauflage: im petrographischen Teile bei den Massengesteinen, da selbst das, was der-

zeit dort geboten wird, noch manches entbehrliche, schwer anzu-eignende und doch wieder rasch verfliegende Stück Gedächtnis-belastung vorstellt, ferner beim Kapitel Lagerung der Schicht-gesteine, welches nach Ansicht des Ref. manchen für den vorlie-genden Zweck unnötigen Terminus erläutert. — Die historische Geologie ist mit Recht kurz behandelt.

Stellenweise könnten Aufzählungen geographischer Namen gekürzt werden; ganz besonders denkt Ref. hierbei an den Text auf S. 54 unten und S. 55 unten — statt dessen wäre eine Erd-karte und eine solche von Europa mit auffallender Eintragung der Vulkangebiete, bezw. einzelner Vulkane, event. auch besonderer Be-zeichnung „erloschener“ und wenigen wesentlich allgemeinen Be-merkungen, wie sie bereits jetzt aufgenommen sind, erwünscht; mit Buchstaben könnte hierbei auf die kartographische Darstellung verwiesen werden.

Die Illustrierung ist reichlich, allermeist recht gut gewählt und klar; neu herzustellen wären für eine 2. Auflage die jetzigen Figuren 45 auf S. 58 und 111 auf S. 117: es wurde bei der An-ordnung der photographischen Reproduktion nicht daran gedacht, daß die Reduktion des Bildes auch eine solche der Schrift bis zur Undeutlichkeit, sowie der Liniendicke überhaupt im Gefolge hat, ein Übelstand, der sich bedauerlicherweise gar nicht selten, auch in technischen Werken, findet. Von Fig. 83 auf S. 93 wäre rechts und links lieber etwa je ein Fünftel wegzulassen, die Figur dann in fast doppelt so großem Maßstab zu reproduzieren und die Be-zeichnung der Formationen hiebei deutlich und ausgesprochen ver-schiedenartig zu wählen. — Fig. 84 auf S. 94 könnte ganz weg-fallen und dafür auf Figg. 70 und 71 verwiesen werden.

Mit den vorstehenden Ausstellungen werden Einzelheiten berührt. Im ganzen repräsentiert die Arbeit ein vortreffliches Schulbuch, ausgezeichnet durch kluge Auswahl, zweckmäßige An-ordnung und deutliche Darbietung des Stoffes. Einzelne Stellen zeichnen sich durch geradezu klassische Klarheit und Kürze aus — ex ungue leonem!

Wien.

Dr. Leo Burgerstein.

Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Von Dr. M. Kraß, Schulrat usw., und Dr. H. Landois, Professor an der Universität in Münster i. W. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 340 eingedruckten Abbildungen. Sechste, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagehandlung 1908. 8°. X und 323 SS. Preis M. 3.20.

Ein so vielfältig verwendetes Lehrbuch, wie das vorliegende, das nun schon in der sechsten Auflage erschienen ist, hat selbstverständ-lich seine Vorzüge, innere sowohl wie äußere, die seine Brauchbarkeit

bedingen. Als letztere sind die gute Ausstattung, die naturgetreuen Abbildungen (sehr viele aus Wagners Ill. deutscher Flora, herv. aus Benthams Ill. Handbook of the Brit. Flor.) als innere die übersichtliche Anordnung, die Ableitung der morphologischen Grundsätze unmittelbar aus der Beschreibung der paradigmatischen Pflanze und die leicht verständliche, mitunter fast sogar mehr für jüngste Mittelschüler passende Diktion anzugeben. Wie alle ähnlichen Schulwerke stellt das Buch die Kenntnis der wichtigsten Pflanzenfamilien und die exomorphe Beschreibung der Pflanzen in den Vordergrund, die Nebensächlichkeit der Anatomie und Physiologie drückt sich schon in dem Satz mit kleinen Lettern und in dem bescheidenen Umfang dieser Kapitel aus. Auf einige „Unebenheiten“, wie es im Vorworte zur sechsten Auflage von verbesserungsbedürftigen Stellen heißt, möchte ich die Herren Verf. aufmerksam machen. Neben den mitunter wenig geschmackvollen Exklamationen über die Schönheit der Natur usw. fallen oft ganz eigentümliche Gedankenverknüpfungen auf, so z. B. bei der Kartoffel, p. 134: „Es ist sonderbar, daß die Kartoffel zu einer Pflanzenfamilie gehört, deren meisten Mitglieder giftige Eigenschaften haben.“ Ja, warum ist das sonderbar? Gift enthalten auch die Früchte der Kartoffel und selbst grüne (an der Erdoberfläche liegende) Knollen sind giftig. Vielleicht könnte man dies sonderbar finden, wenn man die für Naturforscher wohl kaum empfehlenswerte „anthropozentrische“ Anschauung hat: alles, also auch die Kartoffel ist für den Menschen geschaffen!

Das schreckliche Wort „Fußgestellsporige Pilze“ für Basidiomyceten und das noch schrecklichere „Scheinfußgestellsporige“ für Hemibasidii muß doch den Spott eines jeden Schülers hervorrufen. Auch den so wenig wissenschaftlichen Ausdruck „Samenkörner“, der einmal sogar beim Glanzgras unrichtig angewendet wird — denn dieses hat bekanntlich bespelzte Früchte — möchte ich missen. „Kamelien“ sollen richtiger „Kamellien“ heißen“, nach dem österreichischen Apotheker Kamell oder nach dem Jesuiten Camelli benannt. Besonders aufgefallen ist mir, daß die Verf. ausgesprochene cymöse Blütenstände als Trauben bezeichnen, so bei *Hypericum*, wo das danebenstehende Bild die schönsten Cymen zeigt. Was muß sich ein Schüler von seinem Schulbuch denken, wenn er zufällig eine gute Flora zur Hand bekommt und dort die richtigen Blütenstandverhältnisse angegeben findet? Auf S. 32 sind Abbildungen technischer Fasern gegeben. Wie Flachs, Baumwolle, Seide und Wolle aussehen, lernt man heute auf jeder Hochschule. Ich möchte den Herren Verf. raten, sämtliche Bilder zu kassieren, denn Nr. 1, das Flachsbild, ist vollständig falsch, und die übrigen sind schlecht. Lieber keine Bilder als solche. Die Leinenfaser soll rund sein und Scheidewände haben! wie der Text besagt. Dem ist zu entgegnen, daß die Leinenfaser einen kantigen Querschnitt hat und als eine Bastfaserzelle

natürlich auch keine Scheidewände haben kann. Näheres ist darüber in Wiesners Rohstoffen oder in meinem Lehrbuch der technischen Mikroskopie zu finden. Unter Lupulin versteht man nicht, wie es im Buche heißt, den „gewürzigen bitteren Stoff“, sondern die Drüsen selbst, Lupulin ist Hopfenmehl, Hopfendrüsenmehl; jede Pharmakognosie und Wiesners Rohstoffe geben darüber Auskunft. Auch die Darstellung des Baues des Hopfenfruchtstandes ist sehr wenig genau. Nicht „durch die Einwirkung des Wassers“ werden die weißen Pfefferkörner milder, als die schwarzen, sondern durch die Entfernung der äußeren Schalenteile (p. 188).

Ich habe noch zahlreiche ähnliche „Unebenheiten“ notiert, will aber nur noch eine hier anführen, da sie mir als die allerbedenklichste erscheint. Auf S. 297 steht folgender Satz: „Endlich hat das Grundgewebe eine besondere Aufgabe, wenn ¹⁾ es die Kohlensäure der Luft unter dem Einflusse des Lichtes zerlegt und zu kohlenstoffhaltigen Pflanzenstoffen assimiliert.“ Vorher ist aber ausdrücklich das Grundgewebe als jenes bezeichnet, in dem die Gefäßbündel verlaufen; wie soll denn in das Grundgewebe des Stammes Licht eindringen, das zur Assimilation notwendig ist? — Gleich darauf heißt es aber: „Das Vorhandensein von weiten luftführenden Interzellulargängen und zahlreichen Spaltöffnungen kennzeichnet das Assimilationsgewebe. Es ist nicht zu ersehen, ob dieses Assimilationsgewebe was anderes ist, als das oben angeführte, ebenfalls assimilierende Grundgewebe. Solche Dinge sollen in einem Lehrbuche, das schon die sechste Auflage erlebt hat, nicht mehr vorkommen.“

Krems.

Dr. T. F. Hanausek.

Das Rudern an den höhern Schulen Deutschlands. Ein Bild aus dem Schülerleben der Neuzeit. Von Prof. H. Wickenhagen. Mit 46 Bildern und Plänen. C. Sicke, Rendsburg 1908. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Schriftchen dankt sein Entstehen den vor drei Jahren in Deutschland über Fragen des höheren Unterrichts gepflogenen amtlichen Verhandlungen. Damals wurde die Veröffentlichung einer Denkschrift, welche auf Grund amtlicher Berichte der Direktionen der höheren Schulen die bisher mit dem Ruderbetrieb gemachten Erfahrungen zusammenfaßt, im Interesse der physischen Erziehung der Jugend als sehr wünschenswert bezeichnet. Prof. Wickenhagen in Rendsburg hat sich nun der Mühe unterzogen, als Protektor des ältesten Schüllerrudervereins und als Mitherausgeber der Zeitschrift 'Körper und Geist', eine solche Denkschrift

¹⁾ „Eine besondere Aufgabe, wenn . . .“ sollte auch stilistisch besser redigiert werden.

aus den ihm reichlich eingeschickten Berichten seine Arbeit zu veröffentlichen.

Bei den immer lauter sich vernehmlich machenden Reform unseres Schullebens wird man die Unternehmungen nur mit Freude begrüßen; zu dieser für die gute Sache neue Freunde gewonnenen Bewegung.

Das Schriftchen selbst gibt in siebenzigste und Wissenswerteste auf dem Gebiete der Schulen.

In dem ersten 'Die wahre Erholung durch Arbeit' überschriebenen Abschnitt bespricht der Verfasser die besondere, aber heutzutage noch wenig beachtete Erholung der Schulen, neben Unterricht und Erziehung. Der zweite Abschnitt gibt eine kurze Entzifferung an den deutschen Schulen betriebenen Wandern. Der dritte Abschnitt handelt von den Rudern, die in der Anwendung von Booten, sowie den Rudern in der Theorie und Praxis eine förmlich an das Studium geboten wird. Im fünften Abschnitt wird ein Einblick in das Vereinsleben, von dem der Organismus vernünftig anpassen läßt. Dann folgt die Frage über die Ausbildung der Schüler in der Übung und Unterhaltung des Materials. Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern das Rudern als Erziehungsmittel bewährt hat. Schließend wird die Pflege dieser Leibesübung gewidmete Beiträge vorgebracht.

Die dem Herausgeber zur Verfügung stehenden Beiträge insgesamt nur das Günstigste über die Leibeserholungszweiges an höheren Schulen. In der Zeit in Deutschland 56 Schülerrudervereinen, wie uns mitgeteilt ist, außerdem vier in Österreich, die die Bildung begriffen, ein Beweis, daß das Rudern ein Mittel auch an den Schulen sich bewährt hat. Die Organisation und Leitung auch im Schulleben eine wichtige Bildung würdig und fähig ist. Jene Mittel, durch welchen das Rudern als körperliche Übung der Schüler sich erfreut, werden auf das Wickenhagens Schriftchen aufmerksam gemacht.

St. Pölten.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Erziehung zum Schauen in der Schule.

Was heute nicht selten als etwas Selbstverständliches erscheint, dazu ist man in Wirklichkeit oft erst in langsamem Vorschreiten gelangt. Es scheint uns heute selbstverständlich, daß der Heranwachsende mit der ihn umgebenden Welt in der Schule bekannt gemacht werde — und doch sind Realien und Heimatkunde noch gar nicht lange Unterrichtsgegenstände. Es scheint uns selbstverständlich, daß man die Schüler mit Gegenständen der Sinnenwelt bekannt mache, indem man diese selbst oder wenigstens gute Abbildungen, Modelle u. dgl. davon vorzeige — und doch geschieht dies in nennenswertem Maße erst seit einigen Jahrzehnten, also 300 Jahre, nachdem Montaigne diesen Grundsatz ausgesprochen hatte, den bald darauf Bacon und Comenius wieder einschrärfte. Ein Hauptgrund, warum die praktische Durchführung solange säumte, ist nicht schwer zu finden: wie die Verbreitung von Kenntnissen in weite Kreise erst durch die Erfindung der Buchdruckerkunst möglich wurde, so haben auch erst die außerordentlichen Fortschritte der technischen und der graphischen Künste in jüngster Zeit es möglich gemacht, die lange gewünschten Lehrmittel in dieser großen Zahl und Vollkommenheit herzustellen, die wir in der heurigen Lehrmittel-Ausstellung in Wien bewunderten.

Gleichzeitig mit dieser Blüte der graphischen Künste drang ferner auch wieder die Erkenntnis durch, daß Anschauung nicht nur als notwendiges Mittel, die Dinge kennen zu lernen, Wert besitze, sondern auch um ihrer selbst willen Pflege verdiene, daß klare, meist von lebhaften Gefühlen begleitete Eindrücke von Naturgegenständen wie von Kunstwerken eine nie versiegende Quelle ästhetischer Freuden und Erbauung sind draußen im weiten Umkreis der freien Natur wie in den Räumen unserer Kunstsammlungen; und man hält es darum für wichtig, das heranwachsende Geschlecht zu dieser Quelle edelster Genüsse hinzuleiten und ihm Winke zu geben, wie es daraus schöpfen, daran sich laben könne.

Die Überzeugung, daß die Schule dies bieten soll, daß neben Zeichnen, Singen und der Beschäftigung mit hervorragenden Dichtungen

auch der Betrachtung von Kunstwerken in der Schule ist keineswegs neu; es haben vielmehr seit Jahrhunderten Pädagogen den erzieherischen Wert solcher Eindrücke verlangt, daß die Gelegenheit zu denselben geboten sei. Auf die Tatsache, daß bereits Platons Neffe Speusipus schöne Gemälden geschmückt habe, wünschte Platon für die Lehranstalten seiner Zeit, auf daß mit der Leichtigkeit und Milde in den Schulen Eingang finde. Auch verlangte dasselbe Comenius, im XVIII. Jahrhundert von Rochow¹⁾. Wie hoch endlich unter den Pädagogen der erzieherischen Wert der Künste geschätzt, den er hervorgehoben, insbesondere aber in den Briefen „Über die Erziehung des Menschen“ ausführlich und begeistert bekannt.

Aber von der theoretischen Erkenntnis bis zur Ausführung, bis zur Aufnahme des Kunstgenusses in die Schule, der Weg aus dem angeführten Grunde wieder nicht so leicht zu finden. In der That brachten die Aussicht auf die Erfüllung dieses Jutesches, indem man gute Nachbildungen von Kunstzeichnungen von Künstlerhand vorliegen, Kunstwerke zu billiger Zahl und um einen billigen Preis herstellen zu lassen, machte man zuerst von diesen verbesserten Erziehungsmitteln in den Schulen. Einsichtsvolle Schulfreunde gründeten in London 1807 die 'Association for School Association', einen Verein, welcher Kunstwerke herstellen ließ und an diese zuerst leihweise abgegeben wurden. In Hamburg begann Alfred Lichtwark in Hamburg mit dem 'Verein der Schule' (1887) seine höchst erfolgreiche Tätigkeit, indem er in Schriften und Vorträgen den Weg zeigte, den das Volk und das Volk der Kunst zuführen konnte. Er ging voran, Kinder und Heranwachsende zu genauen Führungen in den Gemälden leitend. Aus diesen Führungen in der Kunst entstand ein lehrreiches Büchlein „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“. Bald unterstützten Lichtwarks Bestrebungen auch andere Schulen in Hamburg, es entstand (1896) die „Lehrervereinigung zur Förderung der künstlerischen Bildung“ und schon nahmen sich auch andere Städte an. Künstler, Kunstgelehrte und -Verleger der Sache angeschlossen. Ausstellungen an verschiedenen Orten und 1901 in Weimar zur samer Besprechung der „Kunsterziehungstag“ in Weimar ließ eine neue Vereinigung „Die Kunst im Leben“ unter diesem Titel ein gediegenes Handbuch für Eltern und Lehrer arbeiten und erstreckte damit die Fürsorge auf die Kunst.

Alle diese Bestrebungen leitete die klare Aufgabe der Beschäftigung mit dem Schönen in Natur und Kunst.

¹⁾ W. Rein. Bildende Kunst und Schule. I.

²⁾ Von dem im vorigen Jahre die 4. Aufl.

³⁾ Der zweite 'Kunsterziehungstag' wurde in Weimar abgehalten.

ein Spiel müßiger Stunden oder als ein Vorrecht gewisser Stände gelten darf, daß diese vielmehr allgemein in der Natur des Menschen begründet ist und darum von selber hervortritt im ersten Lebensalter wie auf der untersten Stufe der Kultur: wir sehen Kinder kritzeln, im Sande Gebilde schaffen, Schneemänner aufstellen; die Anthropologie lehrt, daß der Schmuck älter ist als das Gewand.

Die Welt des Kindes ist Empfindung und Phantasie, es ist eine durchaus ästhetische Welt, die ihre Einwohner unendlich beglückt, gerade weil über die Befriedigung der nötigsten Bedürfnisse das Begehren nicht hinausgeht, weil noch schweigt das Verlangen nach Besitz und Ruhm und neidlos noch das Kind seine Augen weidet am Lichterglanz des Christbaumes im fremden Hause. Etwas von dieser beglückenden Stimmung und Gesinnung könnte und sollte man allen Erwachsenen für das Leben retten durch sorgsame Pflege der Anlagen zu ästhetischem Genusse, die sonst vielfach verkümmern. Die Hast des Lebens und ausschließliche Beschäftigung mit Büchern hat die meisten um die naive Lust am Schauen gebracht, so daß ein Witabold behaupten konnte, wir gebrauchen unsere Augen nur mehr, um Gedrucktes zu lesen und an Laternenpfehlen nicht anzustoßen. Auch diese Klage ist alt; schon vor 138 Jahren schrieb der bekannte Moralist Garve: „Wir werden von Kindheit an erst durch unsere Erziehung, dann durch unsere Lebensart und Geschäfte von dem Anblicke der Natur abgehalten; und vieles also von dem, was wir durch unsere eigenen Augen kennen lernen könnten, müssen wir erst von unsern Lehrern und aus Büchern erfahren. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unsere Menschen in das freie Feld hinausgeführt und dann sind sie gemeinlich schon ermüdet und zerstreut, oder ihr Kopf ist schon mit so viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwurfe so vieler Vergnügungen, mit so viel selbstgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeschränkte bürgerliche und häusliche Leben gibt, daß sie selten mehr lebhaft von dem geführt werden, was sie sehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich ist und ihre Aufmerksamkeit durch einen stärkeren Reiz an sich zieht, als der bloße einfache Eindruck auf die Sinne ist.“ — Wenn wir oft angesichts einer auffällig erscheinenden Beleuchtung den Ausruf vernehmen, „wenn das jetzt ein Maler malte, man würde es ihm nicht glauben“, so liegt darin ein Beweis, daß des alten Garve Klage noch zutrifft. Wie wir allmählich unsere Augen einüben können, die uns umgebende Welt mit ästhetischem Blicke zu betrachten, Umrisse und Schatten, Gestalt und Geberde, das Spiel der Farben beim Wechsel der Beleuchtung und was sonst noch der Maler beobachtet, der Laie aber nicht sieht, mit späherndem Auge wahrzunehmen, das hat Ludwig Volkmann in dem trefflichen Büchlein „Die Erziehung zum Sehen“¹⁾ dargelegt. Wer so gelernt hat, gewisse Dinge auf dem Felde wie auf der Straße zu beachten, wird bemerken, daß er hellere Augen bekommen hat und daß es täglich in seiner nächsten Nähe Neues zu sehen gibt. „Wie Monet eines Abends im Garten

¹⁾ Leipzig, Voigtländer. 2. Aufl. 1902.

stand, erzählte Muther, fiel sein Blick auf zwei Getreideschober, die einsam im letzten Sonnenstrahle auf dem Felde standen. Er fing an zu malen und kam am nächsten Tage wieder, am übernächsten und alle Tage, den ganzen Herbst und Winter und Frühling hindurch... In einem Zyklus von 15 Bildern „Die Getreideschober“ malte er die unendlichen Veränderungen, die Jahreszeit, Tag und Stunde an dem ewigen Antlitz der Natur erzeugt... Die Schober schimmern weich aus der Heiterkeit schöner Nachmittage hervor, zeichnen sich scharf und klar vom kalten Vormittagshimmel ab, wachsen wie Phantome aus dem Nebel eines Novemberabends heraus und funkeln wie glitzernde Juwelen unter dem Keck der aufgehenden Sonne...“ (Volkman). Einen ähnlichen Zyklus hat auch Holler gemalt, einen Blick über Wien bei 11 verschiedenen Stimmungen.

Diese Beispiele reichen wohl hin, das Wesen des ästhetischen Sehens jedermann anschaulich zu machen, und es wird dadurch auch ein zweites wichtiges Moment klar, nämlich die Wechselwirkung von Naturanschauung und Kunstbetrachten: aus dem einen lernen wir für das andere.

Nur wer oft und aufmerksam die Natur betrachtet, wird ferner die Eigentümlichkeit der künstlerischen Tätigkeit erfassen, wird wahrnehmen, wie der Künstler heraushebt, abrundet, oft vereinfacht, bisweilen steigert. Auf diese Weise werden wir inne, wie die besten Werke der Kunst ein objektives und ein subjektives Element in sich schließen, was Koraal Lange auch von der modernen ausdrücklich hervorhebt: „Die moderne Kunst, wenigstens soweit sie gesund ist, will weder eine sklavische Abschrift von der Natur, noch ein willkürliches, rein subjektives Schalten mit den Naturformen sein. Sie will vielmehr gleichzeitig auf dem festen Boden der Natur stehen und diese so darstellen, wie sie sich im Kopfe einer starken und temperamentvollen Persönlichkeit malt“²⁾. Auch Lichtwark anerkennt das subjektive Element: „Bei allen Kunstwerken handelt es sich um die Äußerung einer eigenartigen Persönlichkeit. Je stärker und origineller diese veranlagt ist, ein desto größeres Maß von Hingebung und Selbstvergessenheit fordert sie vom Genießenden.“ Diese größere Anstrengung auf seiten des Betrachters darf der Künstler fordern, „denn wenn der Künstler der Welt etwas Eigenartiges mitzuteilen hat und seine Mitteilung in lebenskräftige Formen gekleidet ist, so bereichert er die Welt um seine Persönlichkeit“, sagt treffend Walter v. Öttingen³⁾.

Was kann nun die Schule tun, um die natürliche Lust am Schauen zu pflegen und zu entwickeln?

Wir können bei gemeinsamen Wanderungen über Feld und Au gelegentlich auch in den Straßen die Schüler auf manches achten lehren, woran sie sonst vorübergehen; wir können sie zur Betrachtung von Kunstwerken anleiten, wenn wir solche wenigstens in guten Abbildungen an den Wänden der Schulräume zur Schau stellen. Günstige Nebenw-

²⁾ Das Wesen der künstlerischen Erziehung. Ravensburg 1902.

³⁾ Im „Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst.“ Berlin und Stuttgart. Spemann.

kungen eines solchen Wandschmuckes wären, daß er dem ganzen Raume etwas Trauliches und Erhebendes verleiht, wodurch die Schüler in eine gemüthliche, bezw. weihevollte Stimmung versetzt werden.

Wovon hängt nun die Wirkung der zu längerer Betrachtung im Schulraume ausgehängten Bilder ab? — Offenbar zunächst von der Beschaffenheit der Bilder. Daß ein Bild, welches noch ungeübte Augen aus einiger Entfernung auffassen sollen, nur entsprechend wirkt, wenn es deutlich, einfach und packend ist, wozu für das kindliche Alter farbige Ausführung gehört — wird wohl niemand bestreiten. Die zweite Bedingung für die Wirkung eines Bildes liegt in der Fassungskraft und Stimmung des Betrachters, die verschieden ist, je nach der Altersstufe und der Umgebung desselben. Es gilt darum, die zur Schaustellung bestimmten Bilder in Hinblick darauf vorerst zu ordnen: was sachlich und in der Darstellung allgemein verständlich ist, entspricht der untersten Stufe. Als Beispiele solcher seien genannt Cecil Aldins „Hühner und Hunde“, John Hassels „Tanzende Mädchen“. Der Gegenstand ist in beiden allgemein bekannt und anziehend, bringt lebendige und ausdrucksvolle Bewegungen und das Ganze ist in lebhaften Farben ausgeführt. Was die Künstler mit diesen Bildern wollten, haben sie erreicht; das Kind wird beim ersten Anblick das Dargestellte verstehen und sich daran ergötzen. Auch des Schweden K. Lasson „Guck“ wird jedes Kind gerne betrachten. Diesen zunächst kämen unter den französischen die Bilder von H. Cassiers, welche Fischer, Obsthändlerinnen und andere Gestalten der Straße mit ihren Waren und Geräten auch in lebhaften Farben vorführen. Für eine höhere Stufe werden geschätzt die japanesischen Tierbilder, in unserer Ausstellung vertreten durch Mori So-sen's „Affen auf einem Zweige“; man rühmt an diesen Bildern, daß sie die gewiß schwere Aufgabe lösten, wissenschaftliche Genauigkeit mit ästhetischer Anschaulichkeit glücklich zu vereinen. Von deutschen Tierbildern wirken auch auf dieser Stufe besonders O. Fikentschers „Krähen im Schnee“. Nächstdem entsprechen dem Anschauungs- und Gefühlskreise des Knaben heimische Landschaften, sowie Bilder aus der Märchen- und Sagenwelt. Als Muster für die Darstellungen der ersteren Art seien beispielsweise erwähnt¹⁾ Walter Georgis „Pflügender Bauer“ und „Schwäbisches Dorf“, Albert Hauzeisens „Pfälzischer Bauernhof“, Eduard Eulers „Schloß Tirol“, Volkmanns „Wogendes Kornfeld“, ferner Bilder von Hans Thoma, Kallmorgen, Biese, Dettmann, Hoch, Lutz, Kampmann u. a. Wie der Zauber der Märchen- und Sagenwelt heimische Landschaft beleben kann, zeigen Thomas „Hüter des Tales“ und Schiestls „Bergkönig“. Die Phantasie der Jugend liebt aber auch in entfernte Gegenden zu schweifen; diesem Zuge kommen u. a. entgegen „Spitsbergen“ von Kallmorgen, „Römische Campagna“ von Roman. Unter den Landschaftsbildern ausländischer Künstler sollen die Schöpfungen von Henri Rivière, welche Jahres- und Tageszeiten, Ebbe und Flut u. dgl.

¹⁾ Wer Einzelnes sucht, nehme den reichen Katalog der Lehrmittel-Ausstellung in die Hand, wo auch Verlag und Preis angegeben sind.

schildern, auch bei deutschen Kindern Gefallen erweckt haben¹⁾. Viel von diesen kann man schon unter die Stimmungsbilder einreihen und es ergibt sich daraus, was auch von anderer Seite bestätigt wurde, daß die verbreitete Meinung, Kinder und Knaben brächten nur erzählenden Gemälden, nicht aber Stimmungsbildern Verständnis und Teilnahme entgegen, ein Irrtum ist. Von derartigen Schöpfungen deutscher Meister erwies sich als besonders wirksam Kampmanns „Mondanfang“; daneben seien erwähnt Bionas „Hännegrab“ und „Einsamer Hof“. R. Hays „Morgenrot“ bildet den Übergang von reinen Stimmungsbildern zu historischen Bildern mit reichem Stimmungsgehalt, wie A. Kampfs „Einsegnung der Freiwilligen 1813“²⁾. Auf dieser höheren Stufe kommen auch schon Darstellungen aus der Bibel, wie die von Gebhardt, Steinhausen, Uhl und aus der heimischen Geschichte in Betracht, ferner Porträts, das Werke unserer alten Meister, vor allen Dürer und Holbein, Rembrandt, auch Rubens. Und erst wenn unsere Schüler mit der Kunstsprache der Meister des eigenen Stammes vertraut geworden sind, sollen sie die besten Werke fremdländischer Kunst, vor allen der italienischen Renaissance und der Antike kennen lernen.

Manche Bilder, darunter die uns allen teuern Zeichnungen von Ludwig Richter, eignen sich, weil sie der Farbe entbehren oder die Ausführung zu klein ist, weniger als Wandschmuck; sie können, wie dies in der Ausstellung geschah, in Mappen verwahrt und von Fall zu Fall mit den Schülern aus der Nähe betrachtet werden³⁾.

Endlich hängt die Wirkung eines Bildes von der Art ab, wie der Lehrer es versteht, den Eindruck, welchen das Bild allein ausgeübt hat, in traulichem Gespräche mit seinen Schülern zu klären und zu vertiefen.

Über die Art der gemeinsamen Betrachtung lassen sich keine eigentlichen Regeln aufstellen; daß man vor allem das Bild selbst wirken lassen, daß das ganze Verfahren viel freier, dem individuellen Wesen mehr angepaßt sein muß als der Unterricht und daß es darum auch hier keine „Klassenziele“ geben kann, leuchtet wohl ein.

Wird dies beachtet, so dürfte sich allmählich die Zahl derjenigen mindern, welche jede Erklärung oder Besprechung grundsätzlich ablehnen. Diese werden zugestehen, daß dem Eindrucke eines Bildes nicht Abbruch geschieht, wenn wir einem Schüler, der nach längerer Betrachtung derselben Fragen an uns richtet, darauf Bescheid geben; sie werden einräumen, daß ein lauter Gedankenaustausch zwischen Lehrer und Schüler

¹⁾ S. Jul. Leisching, „Kunsterziehung und Schule“. S. 23.

²⁾ Diese kurze Übersicht sucht mehr als die ausführlichen, nach Anstalt und Klassen gesonderten Pläne bei Spanier und Rein die ästhetisch-psychologischen Gesichtspunkte bei der Einteilung hervorzuheben und soll darum eine Ergänzung zu jenen sein, in denen die Rücksicht auf die Beziehung des dargestellten Gegenstandes zum Klassenlehrplane vorherrscht, ein Gesichtspunkt, der auch vor andern zur Geltung kommt in der verdienstvollen Zusammenstellung, welche C. Jaskulski in dieser Zeitschr. 1902, S. 346 ff. gegeben hat.

das Interesse nur steigert, weil der Schüler in Worten noch einmal die Seligkeit des Empfindens durchknetet nach dem Sprichworte „Wes das Herz voll ist, geht der Mund über“; und nicht selten wird ein Hinweis auf Feinheiten und Merkwürdigkeiten neue Schönheiten entdecken und gemeinsam genießen lassen¹⁾.

Zum Schlusse sei nicht verschwiegen, daß einige im Eifer für die ihnen neue Sache den Grundsatz der ästhetischen Erziehung übertrieben haben, nicht achtend der Warnung des Dichters:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht!

In diesem Bewußtsein, daß die ästhetische Erziehung nur eine Seite, wenn auch eine wertvolle und der ethischen²⁾ verwandte Seite der Bildung ausmacht, wollen wir dankbar und begeistert jede Gelegenheit zu ästhetischer Erholung und Erbauung ergreifen, um die veredelnden Wirkungen wahren Kunstgenusses zu erleben, die Goethe schildert (Prolog vom 26. Mai 1821):

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen,

— — — — —
Aufwärts fühlt er sich getragen
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Wien.

J. Perkmann.

Otto Willmann, Didaktik als Bildungslehre. Nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. 3. verbesserte Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1908. 2 Bde.

Otto Willmann ist mit Ende des Studienjahres 1902/03 in den dauernden Ruhestand getreten. Fast genau in dieselbe Zeit ist seine „Didaktik“ in 3. Auflage erschienen, ein *ξένοιον* also, das er uns beim Abschied von der lehrämtlichen Tätigkeit bietet. In den Jahrgängen 1888 und 1894 dieser Zeitschrift habe ich die Bedeutung, namentlich des 2. Bandes der Didaktik,

¹⁾ Wozu nebst den schon erwähnten „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ von Lichtwark das Büchlein von K. Kautsch, „Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern“ (Leipzig, Teubner) dem Lehrer gute Dienste leisten wird.

²⁾ Deren Vorrang der Verf. dieser Zeilen jederseit anerkannte, (s. Gymn. Progr. Leoben 1891, S. 24 f. Die Schrift: „Bildender Unterricht in den Sprachfächern“. I. Innsbruck 1894, S. 22 ff.; 69 ff. — Österr. Mittelschule 1899, S. 453. — 1902, S. 171 ff.; — zusammen mit dem Religiösen, Beilage zur Allgem. Zeitung vom 26. Juni 1902).

darzulegen versucht, welcher von den Bildungszwecken, dem Bildungsinhalte, der Bildungsarbeit und dem Bildungswesen handelt. Seitdem ist die Willmannsche Didaktik überall bekannt geworden, wo man sich nicht mit leichten Darstellungen der Praktiker begnügt, sondern erfahren will, wie sich der Philosoph zu den Aufgaben der Unterrichtslere stellt, und wo man ihre Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung aufgedeckt sehen will. Es dürfte daher bei dem gesteigerten Interesse unserer Tage für pädagogische Untersuchungen wenige Schulbibliotheken mehr geben, in welche nicht auch unser Werk Aufnahme gefunden hätte. Willmann ist nun aber seitdem, wie bekannt, noch vielfach literarisch hervorgetreten, so besonders mit einem größeren Werke, der „Geschichte des Idealismus“, welches seinen Ruhm nicht unwesentlich vermehrt hat.

Die vorliegende Neuauflage des 1. Bandes der Didaktik bringt nunmehr durchgängig Verweisungen auf jenes Werk, und ebenso kann mit den methodologischen Partien der Didaktik verglichen werden, was der Verf. mittlerweile in einer Abhandlung: „Die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft“, Kompten 1898, niedergelegt hat. Außerdem hat Willmann in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik, Langensalza 1895, 2. Auflage, eine Reihe von Artikeln geschrieben, welche vielfach als Ergänzungen zu den im ersten Bande der Didaktik geschilderten Typen des Bildungswesens herangezogen werden können. Sie betreffen das orientalische, griechische, römische Erziehungswesen, die christliche Erziehung, die katholische, die historische Pädagogik usw.

Der systematische Teil hat diesmal noch durchgreifendere Änderungen erfahren, Änderungen, welche hauptsächlich die psychologische Grundlegung und schärfere Fassung der in der Unterrichtslere vorkommenden logischen und psychologischen Bestimmungen betreffen. Willmann war eben um diese Zeit mit der Herausgabe seines Lehrbuches der „Philosophischen Propädeutik“ beschäftigt und hat manches, was er für die schulmäßige Behandlung sich hier eigens zurechtgelegt hatte, nachher in die Didaktik herübergenommen. Dies erkennt man an der Neugestaltung des § 40: Die materiale und formale Ansicht der Bildung, § 41: Die Beziehungspunkte der Bildungsarbeit im Subjekte, § 70 und 71: Das psychologische und logische Moment der Aneignung, und besonders § 75: Zur organisch-genetischen Behandlung der Philosophie. Aber auch zu einzelnen methodischen Partien des 2. Bandes der neuen Auflage müssen die inzwischen von Willmann anderwärts niedergelegten Arbeiten verglichen werden, welche er in der Vorrede zur 3. Auflage im einzelnen verzeichnet hat.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit besonders auf die Parallelen und Ergänzungen zu den in der Didaktik gegebenen Lehrproben verweisen. Sie sind: Sternkundliches zur Autorenlektüre (Lehrproben und Lehrgänge, Heft 8), Der religiöse Gehalt der antiken Götterlehre (Lit. Beil. zur Kölnischen Volkszeitung 1901, Nr. 16), Über Goethes Götz von Berlichingen (Lehrproben, Heft 34), Über Lessings Nathan (Schlesische Volkszeitung 1899, Beil. zu Nr. 93): Die drei Stände der Gesellschaft.

und: Der Mittelstand (Christliche Schul- und Elternzeitung 1900, Nr. 7 und 11), Eine Logikstunde im Rahmen des deutschen Unterrichts (Pädagogische Blätter für Lehrerbildung, Gotha, Bd. XXVII, S. 374 f.), Der goldene Schnitt als Thema des mathematischen Unterrichts (Lehrproben, Heft 33). Übrigens hat Willmann in seinem Schriftchen: „Das Prager pädagogische Seminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestandes“, Wien, Herder, 1901 im Sinne der didaktischen Weisungen in den §§ 84—86 noch zahlreiche andere Themata für Lehrstunden angegeben. Das ganze Werk ist jetzt dadurch handlicher geworden, daß ihm nach dem 2. Bande ein umfassendes Sach- und Namenregister beigegeben worden ist.

Vielleicht ist es nicht unangemessen, diese kurze Anzeige mit den Schlußsätzen aus dem 1. Bande abzuschließen, in welchen sich Willmann klar darüber ausgesprochen hat, was unserem modernen Bildungswesen eigen ist, und in welcher Hinsicht es einer Ergänzung bedarf. Dort heißt es folgendermaßen: „In jedem Betracht ist das moderne Bildungswesen mehr angelegt auf Angleichung der Köpfe und Verwertung der Anlagen als auf Hervorbringung der eigenartigen, ausgestalteten Persönlichkeit; sein reicher Lehrstoff befriedigt die geistigen Bedürfnisse, ehe sich diese zu individuellem Interesse, zu persönlicher Wißbegierde steigern können; die von ihm auferlegte Pflichtarbeit gestattet dem Lernenden erst spät, nach eigenem Sinn und Geschmack sein Studium zu gestalten, falls überhaupt die Regungen solchen Sinnes und Geschmackes nicht im Entstehen niedergehalten worden; seine Organisation bringt ein allgemeines Lernen und Arbeiten in Gang, aber begünstigt es, daß zu herrschenden Motiven dafür Gewöhnung, Aussicht auf künftige Verwertung, bestenfalls Pflichtgefühl werden, gegen welche die spontanen und individuellen Bildungstribe zurücktreten; sein System ist umfassend angelegt, aber es umspannt doch nicht alle Faktoren des geistigen Wachstums und Werdens, sondern schädigt die einen, wenn es den anderen genug tun will.

Linx.

Dr. J. Loos.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische im Anschluß an Tacitus. Von Dr. A. Uppenkamp (erster Teil Text, zweiter Teil Übersetzung). Münster in Westfalen, Druck und Verlag der Ascherdorffschen Buchhandlung 1902. 44 und 40 SS. 8°.

Wir haben es, was Uppenkamps Büchlein anbelangt, mit einer nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten geordneten Zusammenstellung von Gedanken des Tacitus und über Tacitus, sowie über die von ihm dargestellten Kulturstände und allgemein menschlichen Verhältnisse zu tun und es soll damit einerseits eine gründlichere Kenntnis des Schriftstellers vermittelt und andererseits eine Anleitung zum Übersetzen ins Lateinische, besonders für schriftliche und mündliche unvorbereitete Übungen, gegeben werden. Die einzelnen Stücke handeln über die Geschichtsschreibung des Tacitus im allgemeinen, über seine religiösen Ansichten, über die Verfassung und Regierung des Staates, die Gesetze, besonders das Majestätsgesetz, über Schmeichelei und sklavische Unterwürfigkeit der Vornehmen, den Charakter des gemeinen Volkes, über Kriegszucht und Leidenschaften, wie Üppigkeit und Habsucht, Ehrgeiz und Herrschacht, Neid, Haß und Zwietracht, über Glück und Unglück, schließlich über die Sitten der alten Germanen. — Es muß unter Anerkennung hervorgehoben werden, daß die aufgezählten Stücke, was den Gedankengang und die stilistische Form betrifft, mit Sachkenntnis und Umsicht zusammengestellt sind und dem Schüler reichlich Gelegenheit bieten, Taciteische Ausdrücke und Phrasen zu wiederholen und anzuwenden. Die Diktion hält sich im ganzen und großen von komplizierten Satzbildungen fern, gleichwohl ist in dieser Hinsicht, wenn man im Auge behält, daß die Stücke auch aus dem Stegreife übersetzt werden sollen, hier und da ein Gefüge umzugestalten oder zu kürzen¹⁾. Dem Lehrer wird der Gebrauch des Büchleins durch eine im II. Teile enthaltene mustergiltige Übersetzung erleichtert, der dort, wo es wünschenswert schien, zur Erweiterung des Stoffes eine Angabe der benützten Stellen beigefügt wurde.

¹⁾ Ich meine Perioden wie z. B. p. 7, Absatz 3, und p. 18, 3, die Periode im 2. Absatze.

Dr. Ernst Schulze, Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg. Mit 21 Abbildungen und 4 Karten. 36. Heft der Gymnasial-Bibliothek, herausgeg. von Hugo Hoffmann, Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. 106 SS. Preis Mk. 1·80.

Im ersten Teile des durchwegs in faßlicher und anziehender Form geschriebenen Heftchens gibt der Verf. nach einer Einleitung über die Limesforschung eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des Limes. Diese stimmt in den Grundzügen mit der von Fabricius in dem Vortrage 'Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland', Trier 1902 gegebenen Übersicht; vgl. die Anzeige in dieser Zeitschr. LIII, S. 982 ff. Nur in bezug auf die letzten, durch Funde noch nicht genau datierten Befestigungswerke des Limes, den obergermanischen Wallgraben und die rätische Mauer, ergibt sich eine Differenz, indem der Verf. ersteren in die Zeit des *Antoninus Pius*, letztere in die des *Commodus* setzt, wogegen Fabricius den Chatten- und Alamanneneinfall unter *Caracalla* (213) als Anlaß für die Errichtung beider Werke ansieht. Der zweite Teil (von S. 53 an) enthält die eingehende Beschreibung des wiederaufgebauten Kastelles Saalburg. Ein historischer Überblick geht voran und eine Bemerkung über die Feierlichkeit bei der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau des Prätoriums schließt diesen Teil. An passender Stelle eingeschobene kulturhistorische Skizzen gewähren ein anschauliches Bild römischen Lebens; so im ersten Teile der Abschnitt über Militärstraßen, *mutationes*, *mansiones* und den *cursus publicus*, im zweiten Teile die Kapitel 'Der Dienst der Soldaten im Kastell und die Militärhandwerker', 'Das Leben im Lagerdorf' und 'Die Feier des Geburtstages des Kaisers'. Zur Veranschaulichung dienen die in den Text gesetzten Illustrationen, die teils nach Zeichnungen, teils nach Photographien reproduziert sind. Insbesondere die Ansichten von der rekonstruierten Saalburg sind so passend gewählt, daß der Leser ein plastisches Bild derselben gewinnt. Etwas derb ist die Inschrift S. 55 geraten und in der S. 36 abgebildeten Inschrift war statt *DV* wohl zu schreiben *LV die(i)*. Zu der Bemerkung über das Hypokaustum S. 71 vermißt man eine schematische Zeichnung. Zu erwähnen ist noch, daß die maßvoll zugefügten Fußnoten eine hübsche Auswahl der wichtigsten Belegstellen enthalten. Das schöne Werkchen wird ebenso von dem Lehrer, der, ohne sich erst durch viel Detail durcharbeiten oder nach den in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Aufsätzen suchen zu müssen, schnell über den Stand der Limesforschung orientiert sein will, gern zur Hand genommen werden, wie es dem vorgeschrittenen Schüler viel Freude machen und großen Nutzen bringen wird.

Triest.

Dr. A. Gaheis.

Ästhetische Erklärung von Goethes Iphigenie auf Tauris.

Von Dr. Martin Wohlrab, Rektor des kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt (Ästhetische Erklärung Goethischer Dramen). Berlin, Dresden, Leipzig bei L. Ehlermann, 1903. 8°. 84 SS. Preis brosch. Mk. 1·50, geb. Mk. 2.

Der Verf. vorliegender Schrift scheint mit der neueren Goetheliteratur nicht ganz vertraut zu sein, wenn er glaubt, durch seine Art der Erklärung etwas völlig Neues zu bieten. Die Entsühnung (Heilung) des Orest wird jetzt doch allgemein nicht mehr als Wunder, sondern als innerer, „rein menschlicher“ Vorgang erfaßt, wie denn in Goethes Drama überhaupt „die Antike mit dem Humanitätsideal Herders“ verschmolzen ist. Sehr gerne aber wird man zugeben, daß die klaren, einfachen Dar-

legungen Wohlrabs, besonders der Vergleich der Euripideischen Iphigenie mit der Goetheischen, bei der Lektüre des Stückes förderlich sein können. An einzelnen Stellen wäre jedoch größere Prägnanz im Ausdruck zu wünschen. S. 1 soll es Korona Schröter (statt Schröder) heißen. Daß mit der „Felseninsel“ IV. 4 eine Verwechslung Delphis mit Deios vorliegt, ist bekannt und erst jüngst wieder erörtert worden. Da sich im Anhang eine gute Skizze vom Aufbau der Handlung in Goethes Iphigenie findet, so mag auch aus diesem Grunde die Schrift Lehrern und Schülern empfohlen sein. Die kurzen Ausführungen über den einheitlichen Gesichtspunkt in der Auffassung des Stückes hätten dagegen leicht in der Einleitung untergebracht werden können.

Kufstein.

S. M. Prem.

Altenglisches Elementarbuch. Von Dr. Karl D. Bälbring, a. Professor an der Universität in Bonn. I. Teil. Lautlehre. Heidelberg 1902. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 260 SS. 8°. Preis 4 M. 80 Pf.

Das vorliegende Werk erschien als 4. Band der 1. Reihe in der „Sammlung germanischer Elementarbücher“, welche den Zweck verfolgt, den Anfänger in das Studium der germanischen Dialekte einzuführen. Aber eine mehrbändige Grammatik, von welcher die Lautlehre allein 260 Seiten umfaßt, ist kein Elementarbuch und hält also das nicht, was in der Ankündigung der Sammlung versprochen wurde. Der Verf. sieht in seinem Vorworte selbst ein, daß der Titel „Elementarbuch“ nicht paßt, hofft aber, daß dies dem Buche nicht schaden wird. In der Tat, wenn auch die der ganzen Sammlung zugrunde liegende pädagogische Absicht in dieser Darstellung der altenglischen Lautlehre nicht verwirklicht wurde, so ist sie in rein wissenschaftlicher Hinsicht eine sehr anerkennenswerte Leistung. Sie unterscheidet sich von anderen angelsächsischen Grammatiken namentlich dadurch vorteilhaft, daß sie alle altenglischen Dialekte gleichmäßig berücksichtigt und die zeitliche Folge der Lautveränderungen genauer feststellt, als bis jetzt geschehen ist. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes.

Mémoires d'un collégien par André Laurie. Édition autorisée suivie d'un commentaire et d'un répétiteur par B. C. Kukula. Vienne 1902, Karl Graeser. 213 und 78 SS.

Der Gedanke, diese hübsche Geschichte, die einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben in einer französischen Mittelschule gewährt, als Klassenlektüre zu verwenden, ist nur zu billigen. Der Text des Originals erscheint in entsprechender Weise gekürzt. Das Vocabulaire ist, soweit wir es geprüft haben, sorgfältig gearbeitet und verlässlich. Der beigelegte Kommentar ist sehr ausführlich, enthält aber manche, namentlich für Gymnasiasten überflüssige Erklärungen, wie S. 4 zu Cèrèbe, 6 Dédale, gladiateurs, 8 amphithéâtre, 15 Minos, 17 les Titans u. a. m. Der Abschnitt „Répétiteur“, in welchem auf den Text bezügliche Fragen, schriftliche Arbeiten und andere Aufgaben zusammengestellt sind, ist schätzenswert und zeichnet dieses Buch vor ähnlichen Schulausgaben aus. Endlich verdient die Ausstattung dieser neuen „Bibliothèque française“ alles Lob.

Wien.

Dr. A. Würzner.

Die Donau von Passau bis zum schwarzen Meere. Wien 1908, Verlag der k. k. priv. Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft.

Dieses hübsch ausgestattete, von der Direktion der Gesellschaft unentgeltlich zu beziehende Büchlein ist in mancher Hinsicht beachtenswert; namentlich seien die hübschen Bilder hervorgehoben. Der auf Österreich-Ungarn bezügliche Teil des Donaulaufes reicht allerdings nicht an Bädcker heran, bietet aber immerhin eine fesselnde Darstellung und beachtenswerte Winke für den Reisenden. Der Lauf der unteren Donau bis Galax ist freilich etwas stiefmütterlich und kurz behandelt. Die geschichtlichen Bemerkungen lassen sehr viel zu wünschen übrig. Denn Bocksprünge, die z. B. im Jahre 1529 den türkischen Halbmond auf die Spitze des Stephansturmes zaubern oder den 1526 bei Mohács gefallenen Ludwig II. als letzten Angiovinen erscheinen lassen, erregen den Wunsch in uns, daß eine fach- und sachkundige Hand bei Herausgabe der nächsten Auflage zurate gezogen werde.

Der Zweck des Büchleins, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf die Donau und ihre Reize zu lenken, wird sicher erreicht.

Marburg a. d. D.

Julius Miklau.

Programmenschau.

52. Jerovšek A., Die römischen Katakomben. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg 1902. 50 SS.

Der Verf., der offenbar selbst längere Zeit in Rom gewohnt hat, orientiert über die wichtigsten Fragen der Katakombenforschung. Er behandelt zuerst den Ursprung der Bezeichnung, die Bauart und Ausdehnung der Katakomben; in dem Kapitel über deren Zweck ist auch die Frage ihrer Legalität berührt: nur dem Umstande, daß die Katakomben als private Begräbnisplätze den Schutz der Gesetze genossen, ist ihr im ganzen unversehrter Bestand zu danken. — In der Bemerkung über die an die Bestattung sich anschließende *ἀνάπη* sollte wohl auch auf die Stelle Kor. I. 11. 20 ff. bezuggenommen sein, weil sonst die irrtümliche Meinung entstehen könnte, diese Einrichtung sei nur als Totenmahl zu verstehen; zugleich zeigt diese Stelle, daß auch schon in apostolischer Zeit eine Entartung dieser Institution platzgegriffen hatte. Im 8. Kapitel wird ein gedrängter Abriß der Geschichte der Katakombenforschung gegeben. — Kap. 4 und 5 (über die Katakombeninschriften und deren Bedeutung sowie über die altchristliche Kunst) zeigen in populärer, manchmal etwas gar zu weit abschweifender Weise die dogmengeschichtliche Bedeutung dieser ehrwürdigen Stätten. Gerade diese Partien dürften manchem Religionslehrer, der größere Werke nicht zur Hand hat, recht dienlich sein, um in der generellen und speziellen Dogmatik den Schülern die altchristliche Lehre vorzuführen, zumal da der Aufsatz — von einzelnen stilistischen Härten abgesehen — recht fließend und allgemein verständlich geschrieben ist.

Znaim.

Dr. A. Lutz.

53. Kalousek Vladislav, Kterak vykládati o Homerovi a jeho básních v V. a VI. třídě našich gymnasií (Die Erläuterungen zu Homer und seinen Gedichten in der V. und VI. Klasse unserer Gymnasien). Progr. des Staats-Real- und Obergymn. in Prag (Křemencgasse) 1900, 19 SS.

Das Programm behandelt die Frage, wie die literarisch-historische und ästhetische Erklärung Homers in der V. und VI. Klasse unserer Gymnasien zu redigieren und mit der Lektüre zu einem organischen Ganzen zu verbinden wäre. Zu dem Zwecke hat der Verf. den Stoff für jede Klasse in drei Abteilungen gegliedert, welche a) Einleitendes, b) die analytische Erklärung während der Lektüre, c) die resumierende Schlussbetrachtung enthalten. Was der Verf. als Aufgabe der Quinta vorschlägt, wird im ganzen die Zustimmung jedes Lehrers finden; gerechte Bedenken muß aber das der Sexta aufgebürdete Pensum erregen. Neben Homer besitzt die klassische Schullektüre wohl keinen Autor, dessen Verständnis so wenig Vermittlung benötigte; die homerischen Götter- und Heroengestalten sind direkt greifbar, ihre Reden und Handlungen sind in ihrer menschlichen Wahrheit, Einfachheit und Anschaulichkeit ohneweiters dem jugendlichen Gefühle verständlich: nur ein schweres Hindernis stellt sich dem raschen Einlesen entgegen: die sprachliche Form mit dem erdrückenden Reichtum an Formen und neuen Wörtern. Auf die Überwindung dieses Hindernisses muß der Unterricht seine Kräfte mit aller Energie konzentrieren, soll die spätere Lektüre zu voller Wirkung gebracht und die Bewältigung eines größeren Lesepensums ermöglicht werden; dabei ist nicht zu befürchten, daß die in den Vordergrund gerückte Erarbeitung des sprachlichen Verständnisses eine Ermattung des Interesses herbeiführen würde; welche Fälle von Bildungselementen die Erschließung der homerischen Sprache der Schule bietet, hat Bief (Wert der Iliaslektüre für die Jugendbildung, Progr. des Gymn. in Ellwangen 1894) dargetan. Ebenso wenig brauchen bei der vorwiegend sprachlichen Behandlung die übrigen Interessen zu kurz zu kommen, falls sie nur nicht als Hauptsache betrachtet werden und der Lehrer bei ihrer Geltendmachung Rücksicht nimmt auf die Fassungskraft des Schülers, denn anders liest der Mann und anders der Jüngling. Der Verf. betont es nun selbst, daß in der Schulerklärung vor allem Maß zu halten sei und ist auch überzeugt, daß die unmittelbare Auffassung mächtiger als alle noch so beredt vortragene Paraphrasen wirke: trotzdem gewinnt man bei der Musterang des der Sexta zugewiesenen Erklärungstoffes (zugrunde gelegt sind II. VI. XVI. XIX. XXII. XXIV. der Ausgabe von Steinmann) den Eindruck, als ob alles, was eindringliche Forschung an literarisch-historischen und ästhetischen Beobachtungen zutage gefördert hat, auch schon zum Schulunterrichte herangezogen werden müßte und daß Homer hauptsächlich zu dem Zwecke gelesen werde, damit der Schüler von ihm die Gesetze der epischen Dichtkunst lerne. Es ist zwar selbstverständlich, daß der seinen Homer inhaltlich beherrschende Lehrer nicht unbeachtet läßt, was s. B. Schneidewin in seinem Buche über hom. Naivetät gesammelt, philosophisch erläutert und in bequeme Übersicht gebracht hat; er mag auch Kammerers etwas gefühlsweligen Iliaskommentar studiert haben und soll auch Bescheid wissen in dem Reichtum ästhetischer Erklärung, der in der übrigen hom. Literatur aufgespeichert liegt; jene Kleinarbeit aber mit den Schülern zu wiederholen, allen Anlässen nachzugehen zu allerhand Bemerkungen, um daraus eventuell (s. S. 19) Kollektaneen für die künftige Maturitätsprüfung anlegen zu lassen: dazu ist Homer doch zu kostbar. Typisches weist man an einigen drastischen Beispielen nach und läßt es bei der Rekapitulation in Zusammenhang bringen; wird aber der Fluß der Lektüre immerwährend durch retardierende Notizen unterbrochen, dann kann nicht mehr der reine Genuß und die Wirkung aufkommen, die

Homer erwiesenermaßen auf jedes Gemüt ausübt und die man also auch der Jugend unverkümmert lassen sollte. Diese Wirkung wird sich zwar nie mit der hinreißenden Macht offenbaren, die vor Jahrtausenden griechische Hörer bezwang und die O. Jäger in idealem Eifer noch für unsere Gegenwart erzielen möchte (Lehrk. u. Lehrb. 423): jedoch wird sie — falls beiseiten für lexikalisches und grammatisches Verständnis vorgesorgt wurde — immerhin jener seelischen Bewegung gleichkommen, welche die Leser der ersten Vossischen Übersetzung verspürten, da sie doch von epischer Theorie so viel als nichts verstanden und auch nichts zu verstehen brauchten.

Ob die homerische Frage mit Schülern zu besprechen sei, darüber gehen die Ansichten noch immer auseinander (vgl. Vogrinz, Gymnasium 1901, Nr. 3), wenn man ihr aber Eingang gestattet, kann sie unmöglich in der von Kalousek vorgeschlagenen Ausführlichkeit behandelt werden. Der hom. Unterricht soll nämlich die Urilias herausheben, die einzelnen Einschübe in ihrer schichtenweisen Entstehung bloßlegen und die trilogische Anlage des Ganzen zur Erkenntnis bringen.

Dagegen sei kurz bemerkt, daß die hom. Frage noch immer zu sehr im Flusse ist, als daß ihre letzten Ergebnisse festen Bestand der Wissenschaft bilden könnten, daß ferner an ein Verständnis der Kriterien, auf Grund welcher die Hypothesen von der allmählichen Entwicklung der Ilias aufgebaut sind, nicht zu denken ist ohne Lesung des ganzen unverkürzten Textes und ohne vergleichendes Eingehen auf andere epische Dichtungen, und daß schließlich eine dramatische Analyse der Ilias in der Sexta jedenfalls verfrüht ist. Vorrang verdient in dieser Hinsicht die nüchternere Haltung der Instruktionen — die doch manchmal auch alles gerne von der Schule geleistet haben möchten. Für die Bedürfnisse unserer böhm. Gymnasien ist m. E., was Králs Artikel in der 'Slovesnost' und Šuráns 'Übersicht' bieten, vollauf genügend.

Der Wert der in reinem Interesse für die Förderung des hom. Unterrichts geschriebenen Abhandlung liegt in der fleißigen und kundigen Zusammenstellung alles dessen, was bei der ästhetischen und literarisch-historischen Erklärung zur Sprache kommen könnte; jungen Lehrern, die zum erstenmale an Homer herantreten und die Schrift als Wegweiser benützn werden, ist daher bei der Überfülle des Stoffes Beschränkung anzuraten.

54. Fencel J., O štitěch bohatýrů homerských (Die Schilde homerischer Helden). Progr. des Kommunalgymn. in Beneschau 1901. 38 SS.

Die Abhandlung gibt eine recht brauchbare kritische Übersicht der Forschungen über homerische Schildwaffen, indem sie sich vorwiegend mit Reichel auseinandersetzt und seine generalisierenden Aufstellungen in Übereinstimmung mit Scheindler einzuschränken sucht. Die fast gleichzeitig erschienene 2. Auflage von Reichels Hom. Waffen und Roberts Studien zur Ilias konnten nicht mehr berücksichtigt werden. Für alle Untersuchungen über homerisches Waffenwesen ist die Frage, ob die Gleichstellung homerischer und mykenischer Kultur in dem von Reichel angenommenen Maße berechtigt ist, prinzipiell wichtig; sie hätte auch in dieser speziellen Studie wenigstens gestreift werden sollen.

Strassnitz.

Alois Fischer.

55. Stangl A., Karl Dickens. Beiträge zur Kennzeichnung seiner dichterischen Eigenart. Progr. der Staatsrealschule in Reichenberg 1902. 44 SS.

Diese Schrift zerfällt in sechs Abschnitte. Im ersten wird die Eigenart von Charles Dickens im allgemeinen charakterisiert; sodann werden einzelne Züge, die sich in seinen Werken öfter wiederholen, herausgegriffen, wie seine Neigung zu Geistergeschichten und zu Schilderungen von Träumen, seine Kunst, durch Schilderungen von Armut und Elend Mitleid zu erwecken, seine Art zu charakterisieren usw. Der dritte Abschnitt ist dem Stil gewidmet. Der Verf. bespricht unter anderem auch die häufige Verwendung des Stabreimes und stellt eine große Anzahl von alliterierenden Bindungen, wie *odds and ends, from head to heel, limb and life, looked and longed for* usw. zusammen. Zu dieser Liste bemerkt er: „Was nach Abzug des sprachlichen Gemeingutes bleibt, ist jedenfalls nicht immer ein Ergebnis des Zufalls“ (S. 24). Er hätte aber untersuchen sollen, welche der von ihm zitierten Formeln zum Gemeingut der Sprache gehören und welche erst von Dickens gebildet werden; die einschlägige Literatur würde er in meinem Aufsatze „Zur Alliteration in der modernen englischen Prosadichtung“ (Englische Studien, Jahrg. XIX, S. 360—380) gefunden haben. Entgangen ist dem Verf. der Gebrauch der Tautologie, die eine Eigentümlichkeit des englischen Stils seit den ältesten Zeiten bildet; vgl. Christmas Carol: *plundered and bereft; The Cricket on the Hearth: flashing and gleaming, kind and gentle, trust and confidence*. In den letzten Kapiteln werden die Personifikationen, die Vergleiche und der Humor des Dickens besprochen.

Es ist zu hoffen, daß die interessante Arbeit den zahlreichen Freunden des populärsten englischen Romanciers neue zuführen wird.

Wien.

Dr. Joh. Ellinger.

56. Oehm Vincenc Dr., Karel IV. odmítá návrhy tribuna římského Koly di Rienzo (Karl IV. weist die Vorschläge des römischen Tribuns Cola di Rienzi zurück). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Pířbram 1900. 30 SS.

Eine recht fleißige Arbeit. Die Charakteristik des abenteuerlichen Tribuns weist zwar keine neuen Gesichtspunkte auf, ist aber zutreffend und das Gesamtbild seiner Tätigkeit gut gezeichnet. Daß jedoch der Autor als Theologe nicht immer das richtige Feingefühl für die Mängel der damaligen Kirche an den Tag legt, kann bei Beurteilung seiner Schlußfolgerungen nicht außeracht gelassen werden; indessen gebe ich gerne zu, daß er ganz rechtschaffen beflissen ist objektiv zu sein. Nur Eines möchte ich bemerken. Colo war nicht nur ein politischer, sondern auch ein religiöser Schwärmer. Der Grundzug seines Charakters ist religiöser Natur: nur eine Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und Sittenreinheit kann und wird der Kirche die von Christus verheißene Macht über die Welt verleihen. Der Mittelpunkt dieser Macht muß Rom als Zentrum der Welt werden und erst dadurch gelangt auch Italien zur Einheit. Was zur Zeit der Römer durch physische Gewalt zustande kam, das soll jetzt die moralische Kraft des Christentums erwirken. Daher muß die politische Macht von der kirchlichen getrennt werden, das Kaisertum und das Papsttum sollen von der christlichen Ideologie durchdrungen, Hand in Hand, nicht aber gegeneinander wirken, sonst gehen sie beide, eise durch die andere zugrunde. Das war eigentlich das Credo der Besten der damaligen Zeit, wo man die härtesten Bußen mit den unsinnigsten Ausschweifungen verband: Colo hat nur den Hochgedanken ins Extrem getrieben.

57. Roubík P., Jan Jiskra z Brandýsa. Životopisný obraz (Johann Giskra von Brandeis. Ein biographisches Bild). Progr. der Oberrealschule in den Kön. Weinbergen 1900, 8^o, 14 SS.

Nach J. Jireček sollte man dieses Thema eigentlich nur dann neuerdings aufgreifen, wenn inzwischen neue Quellen ans Tageslicht gekommen wären. Hier besagt schon der geringe Umfang, daß kaum mehr als einige Notizen aus der bewegten Zeit Poděbrads und Mathias Corvins geboten werden. Weder die Auffassung noch der Standpunkt enthalten etwas neues. Auch sollte ein Historiker zwischen Quelle und Literatur zu unterscheiden wissen und z. B. magyarische Zitate vermeiden, wenn er der Sprache unkundig ist (S. 13: *Magyaror sságo* statt *Magyar országo*). Auch die Form läßt viel zu wünschen übrig: (Alžběta) *měla pouze dvě dcery ve věku dětském* zu deutsch: Elisabeth hatte im Kindesalter nur zwei Töchter.

58. Linhart Frant., Frenštát a okolí až do konce 15. století (Frankstadt und Umgebung bis Ende des XIV. Jahrhunderts). Progr. des böhm. Gymn. in Mistek 1891. 31 SS.

Der Verf. bemüht sich, die deutsche fränkische Besiedelung des Gebietes quellenmäßig aufzuklären und zugleich zu ermitteln, wie weit slavische, altansässige Bevölkerung den Ankömmlingen zurückweichen mußte. Es handelt sich da um die Orte Frankstadt, Groß-Kunčie, Tichá, Kozlovic, sowie auch um Freiburg, Mistek u. a. m. Die Eigentumsverhältnisse sind hier so verworren, daß auch die Bischöfe von Olmütz als Lehnsherren sehr oft in Verlegenheit kamen, wenn ein Rechtsstreit ausbrach. Das tritt besonders zur Zeit Bischof Stan. Pavloskýs (XVI. Jahrh.) hervor. Der Verf. sammelt alle quellenmäßige Nachrichten über jede Ortschaft und stellt womöglich deren Rechtsverhältnisse fest. — Der zweite Teil ist besser als der erste gelungen. Es wird darin dargestellt wie 1584 nach dem Vertrage zwischen Bischof Pavlovský und Bartolomaeus von Vrbno Mistek und Friedek getrennt wurden, dergestalt, daß Mistek bei Mähren verblieb und Friedek an Schlesien kam.

Die Hauptmaterie der Arbeit gehört dem XVI., nicht dem XV. Jahrhunderte an. Im Texte soll man die Tagesdaten nach unserer Zeitrechnung anführen und die alte Datierungsform allenfalls in Fußnoten angeben. Auch die Sprache konnte korrekter sein.

59. Kolísek Alois, Některé vzpomínky na českou vlast v Itálii. Dokončení (Einige Erinnerungen an die böhmische Heimat in Italien. Schluß). Progr. der böhm. Landes-Oberrealschule in Göding 1900. 18 SS.

Für die Schüler ein interessantes Thema, wozu auch die Illustrationen beitragen. Hier und da findet man auch neue Einzelheiten, doch ist der Druck so fehlerhaft und auch die Sprache so wenig einwandfrei, daß man sich die Frage stellen muß, ob es aus pädagogischen Rücksichten empfehlenswert ist, solches in die Hand des Schülers zu geben; denn was man an dem Schüler tadelt, darf man doch nicht an dem Lehrer ungerügt lassen.

60. Rötter L., Das Sehnenviereck in rationalen Zahlen. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymnasiums in Mähr.-Schönberg 1902. 40 SS.

Der vorliegende umfangreiche Aufsatz ist eine Fortsetzung der von demselben Verf. im Vorjahre veröffentlichten Programmabhandlung, die in diesen Blättern vor nicht langer Zeit Besprechung gefunden hat. Die dort an Dreiecken gemachten Versuche, Lösungen in rationaler Form herzustellen, werden jetzt am Sehnenvierecke mit gutem Erfolge zu Ende geführt.

61. v. Eysank Jos., Einige Aufgaben aus der analytischen Geometrie. Progr. der k. k. Staatsrealschule im IV. Bezirke Wien 1902. 23 SS.

Es sind 18 mit großer Umsicht zusammengestellte Aufgaben über Kreis und Ellipse, deren vollständige Ausrechnung in klarer und übersichtlicher Weise durchgeführt wird.

62. Freund E., Elemente der Differential- und Integralrechnung. Progr. der k. k. deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1902. 35 SS.

Ein kurzgefaßter Abriss der Differential- und Integralrechnung, der in seiner des strengen mathematischen Vorganges entretenden Form mehr einer Formelsammlung als einer Anleitung gleicht und dem Anfänger von geringem Nutzen sein wird. Übrigens ist Ref. grundsätzlich der Ansicht, daß eine wissenschaftliche Programmarbeit nie und nimmer ein Lehrbuch sein oder ein solches ersetzen soll.

63. Lorenz K., Das Rechnen mit unvollständigen Dezimalbrüchen. Progr. des n.-ö. Landes-Realgymnasiums zu Waidhofen a. d. Thaya 1902. 15 SS.

Welches Ziel wohl dem Verf. vorgeschwebt haben mag, als er sich anschickte, eine Darstellung des Rechnens mit unvollständigen Zahlen zu geben, die nicht allein in den von ihm benutzten oder bloß angeführten, sondern in allen für den Unterricht auf der Oberstufe der Gymnasien und Realschulen dienenden Lehrbüchern der Arithmetik zu finden ist. Entspricht es etwa dem Zwecke einer wissenschaftlichen Programmarbeit, wenn, wie es hier geschieht, einfach wiederholt wird, wie in Stolz' „Vorlesungen über allgemeine Arithmetik“ die Fehlerermittlung bei dem Produkte unvollständiger Zahlen erfolgt, oder gar, wenn ein in einem Lehrbuche der Arithmetik ausgerechnetes und besprochenes Beispiel einfach abgedruckt und nachbesprochen wird? Mit solchen Programmarbeiten wird der Wissenschaft auch nicht der allerkleinste Dienst erwiesen, aber auch das Ansehen der Anstalt, auf das vornehmste Rücksicht zu nehmen ist, nicht gehoben.

Wien.

Dr. E. Grafeld.

64. Lippitsch, Prof. Dr. Kajetan, Die Unverträglichkeits-Relation des Satzes vom goldenen Schnitt mit dem Gesetze der rationalen Indices, nachgewiesen am Rautendreißigflächner und regelmäßigen Pentagondodekaëder. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Leoben 1902. 10 SS.

In dieser kleinen Schrift führt der Verf. den streng mathematischen Beweis, daß der Satz vom sogenannten „goldenen Schnitt“ in der Kristallwelt streng verpönt ist. Deshalb sind Gestalten wie der Rautendreißigflächner und das regelmäßige Pentagondodekaëder kristallographisch unmöglich. Für die Bildung der Individuen in der anorganischen Welt gilt einzig und allein das Grundgesetz der rationalen Indices.

65. Sigmund, Prof. Alois, Verzeichnis der Minerale Niederösterreichs. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XVII. Bezirke von Wien 1902. 44 SS.

Die vorliegende Arbeit bietet eine Übersicht sämtlicher bis jetzt in Niederösterreich aufgefundenen Minerale. Sie stützt sich in erster Linie auf das bekannte Mineralogische Lexikon für das Kaisertum Österreich von Zepharovich. Dem Verf. war es jedoch auch gegönnt, einen großen Teil der niederösterreichischen Minerale anlässlich einer von ihm angelegten Ausstellung einheimischer Minerale, die von der „Wiener Mineralogischen Gesellschaft“ veranstaltet wurde, durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Es ergaben sich hierbei einzelne neue, zum Teile noch nicht publizierte Mineralvorkommen, wie den Arsenikkies, Fluorit, Rutil, Skapolith und Vivianit, sowie viele Fundorte, die bisher nicht bekannt waren. Hieszu fügte der Verf. einige neue eigene Beobachtungen. Man ist überrascht von der Fülle der in Niederösterreich vorkommenden Mineralgattungen, deren im ganzen 102 in alphabetischer Reihenfolge angeführt und geschildert werden; alle wichtigeren systematischen Gruppen sind vertreten. Viel Interesse bieten auch die volkswirtschaftlichen Angaben, welche bei den Erzen, Kohlen und beim Graphit angeführt sind.

Die höchst verdienstliche, fleißige Arbeit bildet einen bemerkenswerten Kommentar zu der obenerwähnten, in den Sälen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums aufgestellten Sammlung von Mineralien aus Niederösterreich.

Wien.

Dr. Franz Noé.

66. Die Gesundheitsverhältnisse der Schüler des Mährisch-Schönberger Gymnasiums. Eine statistische Darstellung von Prof. Dr. Karl Zirngast. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Gymnasiums in Mährisch-Schönberg, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1900. 15 SS.

Die moderne Hygiene des Unterrichtes sucht durch exakte Untersuchungen wichtigen Schulfragen nahe zu treten. Zu diesen gehören Länge der Lektionen und der Pausen, Zahl der aufeinander folgenden Tageslektionen, Lage und Dauer von Ferial-Unterbrechungen des Unterrichtes, Optimum, bzw. hygienisch zulässiges Maximum der totalen Belastung der einzelnen Altersstadien im Mittel usw., — um eine Gruppe jener Untersuchungsrichtungen anzusudeuten, und zwar jene, welche durch die vorliegende Arbeit des Autors tangiert wird.

Angesichts der großen Kompliziertheit des gestreiften Gegenstandes, sowie der Tatsache, daß jene exakten Arbeiten erst seit einer kurzen Reihe von Jahren in Angriff genommen sind, nähern wir uns erst allmählich der Gewinnung allgemein gültiger Resultate, zu welcher beizutragen die Lehrer als genaue Kenner und Beobachter der Schulverhältnisse mit berufen sind.

Zirngast hat auf Grund der Klassenbücher von 1888/89 bis 1899/1900, d. h. einer Reihe von 12 Jahren, die Absenzen der Schüler und die Häufigkeit verschiedener Krankheitserscheinungen nach den Jahren und Jahresmonaten, die ersteren auch nach den Schulklassen in einer längeren Reihe von Tabellen, bezw. auch in Graphicis zusammengestellt. Störend wirkten zwei Umstände: 1. die Anstalt bestand bis inkl. 1892/93 nur als Untergymnasium, d. h. die Ziffern für das Obergymnasium sind nur auf eine relativ kleine Anzahl von Schülern basiert, 2. 1897/98 wurde ein neues Haus mit wesentlich günstigeren hygienischen Bedingungen bezogen. Leider hat es Autor übersehen, das tatsächliche Durchschnittsalter der einzelnen Gruppen anzugeben.

Zirngast hat nun die Zahl der Schüler jeder Klasse mit jenen der daselbst erteilten Lehrstunden multipliziert (= mögliche Absenzen; und dann berechnet, welches Prozent hiervon die versäumten Lehrstunden (= wirkliche Absenzen) bildeten. Aus den so gewonnenen Prozentzahlen wollen wir ein Beispiel anführen und diskutieren.

	Jänner	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
Alle Klassen zusammen	2·33	2·23	2·50	1·89	1·83	1·93	1·30	—	0·72	1·00	1·43	1·86
Untergymn.	2·60	1·92	2·25	1·93	1·36	1·22	1·06	—	0·75	1·00	1·24	1·99
Obergymn.	2·12	2·79	2·76	1·84	1·31	2·65	1·54	—	0·68	1·00	2·36	2·78

Betrachten wir zunächst die Kurve für alle Klassen zusammen; sie hat nach den Ferien den tiefsten Stand erreicht und steigt nun vom Beginn des Schuljahres, September, bis inklusive Jänner; nach einer kleinen Schwankung im Februar erreicht sie im März ihren höchsten Stand, worauf ein entschiedenes Absinken folgt; dann kommt eine Spitze im Juni, welche wir noch zu berühren haben.

Vergleicht man mit dem großen Durchschnitt die Kurven für das Untergymnasium und für das Obergymnasium, so sieht man, daß nach den großen Ferien beide Kurven fast an der gleichen Stelle einsetzen; hier kommt allerdings nur $\frac{1}{2}$ Monat in Frage, aber die Gleichheit erhält sich auch im Oktober (genau derselbe Stand); im November und Dezember steigen beide Kurven weiter, die des Obergymnasiums stärker — ob bloß infolge meteorologischer oder überhaupt außer der Schulung gelegener Verhältnisse, bleibt zunächst unentschieden; im März stehen beide Kurven sehr hoch; gar nicht erklärlich ist uns das gegensätzliche Verhalten im Jänner; vom März bis inkl. Mai sinken beide Kurven ab, im Juni zeigen sie ein gegensätzliches Verhalten.

Der tiefe Stand der Kurven nach den Ferien sowie ihr Ansteigen in den folgenden Monaten Oktober, November, Dezember ist gewiß nicht

überraschend; daß der März in Mitteleuropa eine an sich sehr ungesunde Zeit des Jahres vorstellt, ist allgemein bekannt; weniger bekannt dürfte sein, daß Malling-Hansen in Kopenhagen in dem März-April beginnenden Jahresabschnitt an den Zöglingen eines Internates einen Gewichtsrückgang beobachtet hat, Schmid-Monnard in Halle im März bei Knaben und Mädchen, Schulbesuchern wie Nicht-Schulbesuchern gleichfalls Gewichtsrückgang feststellte und Schuyten in Antwerpen einen Rückgang der dynamometrisch gemessenen Muskelleisten bei Knaben und Mädchen. Man darf annehmen, daß diese Zeit eine Herabsetzung der Energie des Entwicklungsalters im Gefolge hat. Wir enthalten uns des Versuches, hieraus weitere Konsequenzen abzuleiten und kehren wieder zu den Kurven von Zirngast zurück. Der Abfall zum Mai wird nicht überraschen; auffallend aber ist die Tatsache, daß die Kurve des Ober-gymnasiums sowohl im Februar als im Juni hoch ansteigt; es sind jedenfalls die Zeiten, in welchem entscheidende Abschlüsse und Einzelprüfungen für die beiden Halbjahreszeugnisse, bezw. intensive Vorbereitungen der Schüler zu letzteren geschehen.

Wir möchten hier mit bestimmten Schlüssen ja nicht zu weit gehen u. a. aus dem Grunde, weil in die Statistik von Zirngast notwendig auch organische Fehler, akute Krankheiten, ja sogar Unfälle eingehen: soviel aber meinen wir behaupten zu dürfen, daß derartige Aufnahmen auch allmählich dazu beizutragen versprechen, uns hinsichtlich der totalen Belastung der studierenden Jugend, der Lage von längeren Freizeiten innerhalb des Schuljahres besser begründeten Anhalt zu bieten, als wir ihn bisher hatten. Es ist ein Verdienst der mühsamen Arbeit des Autors, den vorliegenden Beitrag hierzu geliefert zu haben.

Einer merkwürdigen Tatsache sei noch gedacht. Im Untergymnasium allein betrug das Prozent der erkrankten Schüler im alten Hause 1·69, im neuen 1·33, d. h. um mehr als $\frac{1}{5}$ weniger. Auch diese Beobachtung steht nicht vereinzelt da: Als Cohn 1865 die Schulkinder in Breslau untersuchte, fand er 19·2 % mit schlechten Schleistungen, 1898 hingegen nur mehr 10·5 % mit herabgesetzter Sehschärfe; diese Verminderung auf fast die Hälfte läßt sich in letzter Linie nur aus der Verbesserung der hygienischen Schulzustände erklären. v. Hippel fand in Gießen 1881 27·6 % der Augen der Gymnasiasten myopisch, 1889 17 %: 1879 wurde ein vortreffliches neues Haus bezogen (in welchem natürlich 1881 noch Schüler von 7 Klassen vorhanden waren, die unter den alten ungünstigen Einflüssen studiert hatten) und 1883 war eine hygienisch wertvolle Verfügung des hessischen Ministeriums erschienen. Schmid-Monnard fand in den alten, schlecht gelüfteten und schlecht belichteten Schulhäusern und in den neuen, hygienisch guten, daß im im Laufe eines Jahres akut erkrankten:

	Knaben	Mädchen
in den alten Häusern	25%	39%
in den neuen Häusern	18%	27% ;

solche vergleichende Beobachtungen sind leider erst recht spärlich gemacht worden: sie bestätigen, was a priori erwartet werden darf. Dies muß deshalb ganz entschieden betont werden, weil die Verwaltungsroutine in manchen Ländern die volkswirtschaftliche Bedeutung hygienischer Investitionen für die öffentliche Erziehung in bedauerliche Weise unterschätzt.

Wir wünschen, daß die verdienstliche Arbeit Zirngasts Anregungen zu verwandten Studien geben möge.

Wien.

L. Burgerstein.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 14. April 1903, Z. 11289, womit die durch die Verordnung vom 21. Dezember 1899, R.-G.-Bl. Nr. 271 erlassene Rigorosenordnung für die medizinischen Fakultäten abgeändert wird (enthalten im Min.-Vdgs.-Bl. 1903, Stück X).

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 8. April 1903, durch welche bezüglich der Erlangung des theologischen Doktorates neue Bestimmungen erlassen werden (enthalten im Minist.-Vdgs.-Bl. 1903, Stück X).

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 8. Mai 1903, Z. 15845, womit eine Instruktion zu der mit Verordnung vom 14. April 1903, Z. 11289 erlassenen Rigorosenordnung kundgemacht wird (enthalten im Minist.-Vdgs.-Bl. 1903, Stück XI).

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 23. Mai 1903, Z. 17541, betreffend die Maturitätsprüfungen an den Gymnasien und Realschulen. Für die Maturitätsprüfungen an den Gymnasien und Realschulen wird hinsichtlich der Wiederholung der Prüfung aus einem einzelnen Gegenstande folgendes bestimmt: Kandidaten, welche im Sinne des Punktes 2, Absatz 2 und 3 der Ministerial-Verordnung vom 10. Dezember 1885, Z. 22906 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1886, Nr. 1) im Herbsttermine zur Maturitätsprüfung an einem Gymnasium oder an einer Realschule zugelassen wurden, bei dieser Prüfung aber aus einem Gegenstande nicht entsprachen, kann von der Prüfungskommission gestattet werden, daß sie die Prüfung aus diesem Gegenstande nach einem halben Jahre, das ist frühestens gegen den Schluß des ersten Semesters des betreffenden Schuljahres, wiederholen. In rücksichtswürdigen Fällen kann auf besonderes motiviertes Ansuchen von der Landesschulbehörde im Einvernehmen mit der Prüfungskommission eine Wiederholung der Prüfung aus einem einzelnen Gegenstande im gleichen Termine auch einem solchen Kandidaten bewilligt werden, dessen Leistung bei der Maturitätsprüfung im vorausgegangenen Sommertermine bloß in einem Gegenstande nicht genügend war und welcher im nächsten Herbsttermine die aus diesem Gegenstande bewilligte Verbesserungsprüfung nicht bestanden hat. Mit dem Vorsitze bei den bezeichneten Wiederholungsprüfungen können erforderlichen Falles auch die Anstaltsdirektoren betraut werden. Im übrigen bleiben die für die Gestattung von Wiederholungsprüfungen allgemein geltigen Normen sowie die sonstigen, für solche Prüfungen bisher vorgesehenen Begünstigungen aufrecht. Diese Verordnung tritt mit dem Herbsttermine des Schuljahres 1902/1903 in Wirksamkeit.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 28. Mai 1903, Z. 10563, mit welcher der Unterricht in der böhmischen Rechtschreibung geregelt wird. An die Landesstellen und Landes-schulbehörden für Böhmen, Mähren und Schlesien. Mit Beziehung auf den Ministerial-Erlaß vom 9. Jänner 1902, Z. 37962 ex 1901¹⁾, mit welchem die Lehrkörper der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten mit böhmischer Unterrichtssprache auf das Erscheinen der provisorischen Ausgabe der Regeln für die böhmische Rechtschreibung aufmerksam gemacht worden sind, finde ich eine neue Auflage der genannten Regeln nebst einem Wörterverzeichnisse²⁾ zu veröffentlichen. Aus diesem Anlasse ordne ich zugleich an, daß vom Schuljahre 1903/1904 angefangen in allen dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht unterstehenden niederen und mittleren Schulen, an welchen die böhmische Sprache als obligater oder nicht obligater Gegenstand gelehrt wird, der Unterricht in der böhmischen Rechtschreibung nach den in der obbezeichneten Schrift enthaltenen Grundsätzen zu erteilen ist. Im übrigen haben auch bezüglich der Einführung dieser Orthographie die in den Ministerial-Verordnungen vom 24. Februar 1902, Z. 36991 ex 1901 und vom 12. März 1902, Z. 3330³⁾ enthaltenen Bestimmungen sinngemäße Anwendung zu finden.

Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 20. August 1903, Z. 23822⁴⁾, mit welcher die Verordnung vom 21. August 1871, R.-G.-Bl. Nr. 107 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 49), betreffend die Vorschrift über die Prüfungen der Kandidaten für das Lehramt des Gesanges an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, ferner des Violin-, Orgel- und Klavierspiels an Lehrerbildungsanstalten teilweise ergänzt wird. In teilweiser Ergänzung der Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 21. August 1871, R.-G.-Bl. Nr. 107 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 49), finde ich mich bestimmt, anzuordnen, daß diejenigen Abiturienten der Lehrerbildungskurse am Wiener Konservatorium, welche in Hinkunft das Reifezeugnis erwerben, hinsichtlich des Nachweises der Lehrbefähigung für den Unterricht im Gesange an Mittelschulen und Lehrer- (Lehrerinnen-) Bildungsanstalten jenen Kandidaten gleichgestellt werden, welche den Nachweis dieser Lehrbefähigung im Sinne der erwähnten Verordnung durch eine mit Erfolg abgelegte Prüfung vor der daselbst bezeichneten Prüfungskommission erbracht haben. Hiedurch wird auch der hierortige Erlaß vom 16. Mai 1896, Z. 11029 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 34 und 35) entsprechend erweitert.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 21. August 1903, Z. 28852, an sämtliche Landesschulbehörden, betreffend die Regelung der Unterrichtszeit und der Weihnachtsferien an den Mittelschulen. Ich finde mich bestimmt, in teilweiser Abänderung der Ministerial-Verordnung vom 21. Dezember 1875, Z. 19109 (Minist.-Vdgs.-Bl. 1876, Nr. 2), betreffend die Regelung der Semesterdauer, der Schulferien und der Unterrichtszeit an den Mittelschulen Nachstehendes zu verfügen: 1. Nach jeder Unterrichtsstunde muß eine Erholungspause

¹⁾ Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1902, S. 89.

²⁾ Die Auflage ist unter dem Titel „Pravidla hledící k českému pravopisu a tvarosloví s abecedním seznamem slov a tvarů. Přehlednuté vydání větší“ mit Vorbehalt aller Rechte als einzige, vom k. k. Ministerium autorisierte Ausgabe im k. k. Schulbücher-Verlage in Prag erschienen und um den Preis von 90 h für ein geheftetes, von 1 K für ein gebundenes Exemplar zu beziehen. Eine zweite, kleinere Ausgabe ist unter demselben Vorbehalte ebenda um den Preis von 30 h erhältlich.

³⁾ Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1902, Nr. 18 und 21.

⁴⁾ Enthalten in dem den 28. August 1903 ausgegebenen LXXXV. Stücke des R.-G.-Bl. Nr. 175.

eintreten. Die Zeitdauer jeder dieser Pausen ist so zu bemessen, daß eine entsprechende Lüftung der Schulzimmer stattfinden kann. Nach je zwei Lehrstunden hat eine größere Pause einzutreten. Die Pausen, mindestens die größeren, sollen die Schüler, wenn es anders tunlich ist, in freier Luft zubringen. Die Gesamtdauer der Erholungszeit ist so festzusetzen, daß auf jede Unterrichtsstunde (obligat und nicht obligat) eine Pause von zehn Minuten in Abrechnung kommt. Die Verteilung und Bemessung der einzelnen Pausen regelt mit Zustimmung der Landesschulbehörde die Lehrerkonferenz. Wo besondere lokale Verhältnisse es rätlich erscheinen lassen, kann auf motiviertes Ansuchen des Lehrkörpers von der Landesschulbehörde gestattet werden, daß die Zahl der obligaten Unterrichtsstunden vormittags auf fünf ausgedehnt werde. Ich darf erwarten, daß trotz der angeordneten Erweiterung der Ruhepausen die Erreichung der festgesetzten Lehrziele nicht in Frage gestellt wird, da ja erprobtermaßen die Pausen die Leistungsfähigkeit der Lehrer und Schüler für die folgende Unterrichtsstunde erhöhen. 2. An Mittelschulen, an welchen die Weihnachtsferien bis 1. Jänner inklusive dauern, kann mit Rücksicht auf die auswärtigen Schüler in Hinkunft mit Zustimmung der Landesschulbehörde auch der 2. Jänner als Ferialtag behandelt werden. Diese Verfügungen treten mit dem Schuljahre 1903/1904 in Kraft.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. und II. Klasse des Privat-Mädchen-Lyzeums in Baden für das Schuljahr 1902/1903 das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. Klasse der höheren deutschen Mädchenschule in Pilsen das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1902/1903 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. und IV. Klasse des städtischen Mädchen-Lyzeums in Brünn verliehene Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1902/1903 auf die II. und V. Klasse ausgedehnt und den Bestand der Reziprosität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der bezeichneten Anstalt und den Staats-Mittelschulen im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, rücksichtlich jener Lehrkräfte des Lyzeums, welche die vorgeschriebene Befähigung für das Lehramt an Gymnasien oder Realschulen besitzen, auf die Dauer des Schuljahres 1902/1903 anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I., IV. und V. Klasse des Mädchen-Lyzeums des Vereines „Vesna“ in Brünn verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die II. und VI. Klasse für das Schuljahr 1902/1903 ausgedehnt, ferner derselben Anstalt für das gleiche Schuljahr das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat auf Grund der von den Erhaltern der Landes-Realchule mit böhmischer Unterrichtssprache in Kremsier abgegebenen Erklärung den Bestand der Reziprosität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, anerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den von der Oberrealschule in Banjaluka ausgestellten Maturitätszeugnissen die Giltigkeit für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. Klasse des Landes-Mädchen-Lyzeums mit italienischer Unterrichtssprache in Pola das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1902/1903 verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen:

Zum Direktor der Staats-Realsch. in Trautenau der Prof. an der Staats-Realsch. in Leitmeritz Schulrat Franz Mann.

Zum Direktor der Staats-Realsch. in Kladno der Prof. an der böhm. Staats-Realsch. in Prag-Kleinseite Franz Netuka.

Zum Direktor der Staats-Realsch. in Pardubitz der Prof. an der böhm. Staats-Realsch. in Prag-Neustadt Adalbert Paulus.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Brody der Prof. am IV. Staats-Gymn. in Lemberg Eduard Schirmer.

Zum Direktor der Staats-Realsch. in Knittelfeld der Prof. an der Staats-Realsch. in Klagenfurt Johann Wehr.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Görz der Prof. an dieser Anstalt Friedrich Simsig.

Zum Direktor der II. Staats-Realsch. in Krakau der Prof. an der I. Staats-Realsch. daselbst Johann Bidziński.

Zum Direktor des VI. Staats-Gymn. in Lemberg der Prof. des Franz Joseph-Gymn. daselbst Dr. Anton Danysz.

Zum Direktor der Staats-Realsch. in Sniatyn der Prof. an der Staats-Realsch. in Lemberg Edmund Grzębski.

Zum Direktor der II. Staats-Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Staats-Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Franz Schiffner.

Zum Direktor der Staats-Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke der Prof. am Staats-Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Johann Spielmann.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Friedek der Direktor des bestandenen Komm.-Gymn. daselbst Eduard Bottek.

Zum Direktor des poln. Staats-Gymn. in Teschen der prov. Leiter des bestandenen poln. Privat-Gymn. daselbst Josef Winkowski.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Triest der Direktor des Staats-Gymn. in Triest Dr. Gustav Heigl.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Žižkov der Prof. am böhm. Staats-Gymn. in Prag-Korngasse Anton Sételik.

Zum Direktor des II. Staats-Gymn. in Tarnow der Prof. am I. Staats-Gymn. daselbst Dr. Johann Leniek.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Raudnitz der Prof. am böhm. Staats-Gymn. in Prag-Korngasse Franz Euth.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Beneschau der Direktor des bestandenen Komm.-Gymn. daselbst P. Josef Roman Kurka.

Zum Direktor des Staats-Real- und Obergymn. in Chrudim der Direktor des Staats-Gymn. in Taus Franz Reiß.

Zum Direktor des Staats-Gymn. in Taus der Prof. am Staats-Real- und Obergymn. in Prag-Kremencgasse Johann Dvořák.

Zum Direktor der II. Staats-Realsch. in Lemberg der Prof. an der I. Staats-Realsch. daselbst Michael Litýnski.

Der Direktor des niederösterr. Landes-Realgymn. in Stockerau August Plundrich zum Mitglied des niederösterr. Landesschulrates.

Zum Privatdozenten für klassische Philologie an der philologischen Fakultät der Universität Wien der Prof. am Staats-Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Robert Kauer.

Der Privatdozent an der Universität Krakau Dr. Adam Bochenek zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau.

Zu Mitgliedern des oberösterr. Landesschulrates für die nächste dreijährige Funktionsperiode der Domdechant des Linser Domkapitels Monsignore Robert Kurzwernhart, der Domkapitular dieses Domkapitels

Monsignore Josef Schwarz, der Superintendent und evangel. Pfarrer A. B. in Wallern Jakob Ernst Koch, der Rabbiner der israel. Kultusgemeinde Linz Moriz Friedmann, der Direktor des Staats-Gymn. in Linz Schulrat Christoph Würfl und der Direktor der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Linz Schulrat Johann Habenicht.

Der Religionsprof. am Staats-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Dr. Richard Spaček zum außerordentl. Professor der Dogmatik an der theol. Fakultät daselbst.

Der Privatdozent an der Universität in Wien und Professor am Gymn. der Theresianischen Akademie Schulrat Dr. Alois Höfler zum ordentl. Professor der Pädagogik an der deutschen Universität in Prag.

Der Privatdozent und Gymnasialprof. in Brünn Dr. Karl Petr zum außerordentl. Professor der Mathematik an der böhm. Universität in Prag.

Der ordentl. Universitätsprof. der griech.-oriental. theol. Fakultät der Universität Czernowitz Dr. Theodor Tarnawski zum Mitgliede des Bukowinaer Landesschulrates.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz und zum Fachexaminator für klassische Philologie der Professor an der Universität in Czernowitz Dr. Julius Jüthner.

Zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrer-Bildungsanstalten in Prag der Lehrer am Prager Konservatorium für Musik Ottokar Ševčík, ferner zum Mitgliede dieser Kommission und zum Fachexaminator für Orgelspiel und Gesang für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Musiklehrer an der Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Emil Bezečný.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator der böhm. Sprache der außerordentl. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft an der deutschen Universität in Prag Dr. Erich Berneker.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Mitgliedern der unter dem Direktorat des Regierungsrates und ordentl. Professors an der techn. Hochschule in Wien Dr. Leander Ditscheiner stehenden Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien in der Eigenschaft als Fachexaminatoren für die Schuljahre 1903/1904 und 1904/1905 ernannt: für das figurale Zeichnen den Direktor der Kunstgewerbeschule des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Felician Freiherrn v. Myrbach, für Kunstgeschichte und Stillehre den Vizedirektor des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Regierungsrat Dr. Eduard Leisching, für Anatomie des menschlichen Körpers den Regierungsrat und außerordentl. Professor an der Universität und an der Akademie der bildenden Künste in Wien Dr. Anton Ritter v. Frisch, für das Modellieren den außerordentl. Professor an der techn. Hochschule in Wien Bildhauer Rudolf Weyr, für das ornamentale Zeichnen den Regierungsrat und Direktor der Staatsgewerbeschule im I. Wiener Gemeindebezirke Camillo Sitte, für Projektionslehre den Direktor der Staats-Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrat Karl Klekler, für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen und für die deutsche Unterrichtssprache den Professor am Staats-Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Jakob Zeidler, für die slav. Unterrichtssprachen den Hofrat und ordentl. Professor an der Universität in Wien Dr. Vatroslav Jagić und für die italien. Unterrichtssprache den ehem. Professor an der Wiener Handels-Akademie und Privatdozenten an der techn. Hochschule in Wien Dr. Philipp Zamboni.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat für die Dauer der nächsten Funktionsperiode, das ist für die Schuljahre 1903/1904 und

1904/1905 zu Mitgliedern der unter dem Direktorat des ordentl. Professors an der böhm. techn. Hochschule in Prag Johann Koula stehenden Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittel- und Hochschulen daselbst, und zwar als Fachexaminatoren berufen: für Projektionslehre und allgemein pädagogisch-didaktische Fragen den ordentl. Professor an der böhm. techn. Hochschule in Prag Karl Pelz und den außerordentl. Professor an der deutschen techn. Hochschule in Prag Regierungsrat Karl v. Ott, für ornamentales Zeichnen den Direktor der Kunstgewerbeschule in Prag Georg Stribal, für figurales Zeichnen den Professor der deutschen techn. Hochschule in Prag Emil Lauffer und den Professor der Kunstgewerbeschule daselbst Jakob Schikaneder, für Modellieren den Professor der Kunstgewerbeschule in Prag Cölestín Klouček, für Kunstgeschichte und Stillehre den ordentl. Professor der böhm. Universität Prag Dr. Ottokar Hostinský, für Anatomie des menschlichen Körpers den ordentl. Professor der böhm. Universität in Prag Dr. Johann Janošik, für die Unterrichtssprachen die ordentl. Professoren der böhm. Universität Prag Hofrat Dr. Johann Gebauer und Dr. Wenzel Mourek sowie den ordentl. Professor der deutschen Universität daselbst Dr. August Bauer.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Mitgliedern der Prüfungskommission für Kandidatinnen des Lehramts an Mädchen-Lyzeen in Innsbruck auf die Dauer der Studienjahre 1903/1904 bis 1905/1906 ernannt: zum Direktor den Universitätsprof. Dr. Anton Zingerle; zu chexaminatoren für deutsche Sprache die Universitätsprof. Dr. Josef Ackernell und Dr. Josef Seemüller, für französ. Sprache den Universitätsprof. Dr. Theodor Gartner, für engl. Sprache den Universitätsprof. Dr. Rudolf Fischer, für italien. Sprache die Universitätsprof. Dr. Arthur Farinelli und Dr. Theodor Gartner, für Geographie den Universitätsprof. Hofrat Dr. Franz Wieser v. Wiesenhort, für Geschichte den Universitätsprof. Dr. Emil v. Ottenthal, Dr. Rudolf v. Scala und Dr. Johann v. Voltelini, für Mathematik die Universitätsprof. Dr. Otto Holz und Dr. Wilhelm Wirtinger, für Physik die Universitätsprof. Dr. Karl Exner und Dr. Paul Czermak, für Naturgeschichte die Universitätsprof. Dr. Alois Cathrein, Dr. Karl Heider und Dr. Emil Inricher.

Zum defin. Turnlehrer an der Staats-Realsch. in Dornbirn der Supplent an dieser Anstalt August Feierle, an der Staats-Realsch. in Wienberg der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Norbert Haidl.

Zum defin. Turnlehrer am Staats-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Reinhold Michel, am I. Staats-Gymn. in Czernowitz der Nebenerlehrer für Turnen an dieser Anstalt Josef Sadowski, an der Staats-Realsch. in Teschen der Volksschullehrer Ferdinand Ordelt in Wien.

Zum Religionslehrer am Staats-Gymn. in Spalato der Lehramtskandidat Dr. Anton Alfirević.

Zum wirkl. Lehrer an der deutschen Abteilung des Staats-Gymn. in Wien der Supplent an der Landes-Realsch. in Znaim Karl Köhler, am Staats-Gymn. in Landskron der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Raab, am Staats-Gymn. in Trebitsch der Supplent am Staats-Gymn. in Prag der böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Alois Leiser, am Staats-Gymn. in Kremsier der Supplent am akad. Gymn. in Wien Wilhelm Spachovsky, am Staats-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen der Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst Dr. Kasimir Wróblewski, am I. Staats-Gymn. in Tarnów der Supplent am Franz-Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Klaus Semkowitz, am Staats-Gymn. in Rzeszów der Supplent an der Anstalt Ludwig Sroczyński, an der Staats-Realsch. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Milan Begović, an der Staats-Unterrichtssch. in Zara der prov. Lehrer an dieser Anstalt Lino Buzolić.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg und zum Fachexaminator für ruthen. Sprache der ordentl. Prof. Dr. Cyrill Studziński.

Zum prov. Lehrer am Staats-Real- und Obergymn. in Příbram der Supplent am Staats-Gymn. in Wittingau Franz Benetka, an der Filiale des I. Staats-Gymn. in Czernowitz der Supplent am II. Staats-Gymn. in Czernowitz Dr. Miron Korduba, an der Staats-Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an dieser Anstalt Augustin Lehofer, an der Staats-Realsch. in Jägerndorf der Supplent am Erzherzog Rainier-Gymn. in Wien Dr. Richard Raithel, an der Staats-Realsch. in Spalitz der Supplent an dieser Anstalt Dušan Manger.

Zum defin. Turnlehrer am Staats-Gymn. in Marburg der Nebenlehrer für Turnen an dieser Anstalt Max Halfter.

Zum Religionslehrer an der II. Staats-Realsch. in Lemberg der suppl. Religionslehrer am IV. Staats-Gymn. in Lemberg Jakob Glab.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Marburg der Supplent an der Staats-Realsch. in Gras Dr. Martin Wutte.

Zum wirkl. Lehrer am Staats-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kornegasse der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Jaroslav Štastný, am Staats-Gymn. in Arnau der Supplent am Staats-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Dr. Alois Schebella, am Staats-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen der Supplent am Staats-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Edmund Wiersbicki.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat eine Lehrstelle an Staats-Gymn. in Innsbruck dem Professor am Staats-Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Karl Lechner, eine Lehrstelle an Staats-Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kornegasse dem Professor am Staats-Real- und Obergymn. in Neubydžov Augustin Krejčí, eine Lehrstelle an der I. Staats-Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke dem Professor am Staats-Gymn. in Floridsdorf Hugo Lanner, eine Lehrstelle an der Staats-Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Graz Dr. Emanuel Witlaczil, eine Lehrstelle an der Staats-Realsch. in Innsbruck dem Professor an der Lehrerbildungsanstalt daselbst Alois Neuner, eine Lehrstelle an der I. Staats-Realsch. in Lemberg dem wirkl. Lehrer am Staats-Gymn. in Rzeszów Julian Mazurek verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Andreas Ališkievics eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Friedrich Anger eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Anton Bachlechner eine Stelle am Gymn. in Znaim, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Náchod Vladimír Bauer eine Stelle an der Realsch. in Rakonitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Debica Gregor Bobiak eine Stelle am Gymn. in Braşov, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Rudolf Böck eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Dr. Jaroslav Charvát eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. am Gymn. in Brody Siegmund Cyga eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Josef Deubler eine Stelle am Gymn. in Lins, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Sternberg Dr. Karl Deutsch eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Arsenius Dorożyński eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, dem Prof. am Gymn. in Schlan Adalbert Filipovský eine Stelle am Gymn. in Tabor, dem Prof. an der Realsch. in Lemberg Dr.

Josef Flach eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Alexander Frączkiewicz eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Tabor Jaroslav Friedrich eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Göding Ferdinand Froning eine Stelle an der Realsch. in Teplitz-Schönau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stanislaw Bronislaus Gebert eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Religionsprof. am Gymn. in Spalato Dr. Markus Granić eine Stelle an der Unterrealsch. in Zara, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Stefan Grudziński eine Stelle am Gymn. in Sereth, dem Prof. am Gymn. in Eger Dr. Johann Halbich eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Göding Johann Haselbach eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Iegmud Havlák eine Stelle am Gymn. in Schlan, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Anton Havránek eine Stelle am akadem. Gymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Marburg Josef Holzer eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. Oberhollabrunn Ferdinand Holzner eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Benno Imenbruffer eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Trautenua Dr. Otto Jahn eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Stanislaw Alexander Jaworski eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Johann Drzejowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Neustadt Anton Jelínek eine Stelle an der Real- und Obergymn. in Nebydžov, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Bronislaus Kaşinowski eine Stelle am Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Przemysl Georg Klíma eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl Wladimir Kucikiewicz eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Pilgram Vinzenz Kočvara eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am II. Gymn. in Lemberg Heinrich Kopia eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stanislaw Koprowicz eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Jasło Ignaz Korcył eine Stelle am Gymn. in Podgorze, dem Prof. am Gymn. in Landskron Dr. Gustav Kraitschek eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Neu-Sandez Josef Kretowicz eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Johann Liński eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Brzezany Ladislaus Kucharski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Lann Karl Kraus eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem Religionsprof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Dr. Michael Kuryš eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Celestin Lachowski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Dr. Wladimir Lewicki eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rzeszów Thaddäus Lopuszański eine Stelle an der Realsch. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Johann Weyden eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Rakonitz Dr. Franz Lukavský eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Dr. Justus Lunzer Edlen v. Lindhausen eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tarnopol.

nopol Josef M a d e j eine Stelle an der Realsch. in Lemberg, dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Görz Viktor Magnago eine Stelle an der ital. Abteilung des Gymn. in Trient, dem Prof. am Gymn. in Pola Georg Mair eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. am Gymn. in Sereth Emil Malachowski eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Maximilian Mandl eine Stelle an der Realsch. in Laibach, dem Prof. an der Komm.-Realsch. in Eger Dr. Gustav Mayer eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Dr. Julius Mayer eine Stelle am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Josef Meak eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Dr. Vladimír Misař eine Stelle an der Realsch. in Teschen, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Franz Müller eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Arnau Franz Nekwapil eine Stelle am Gymn. in Brüx, dem Prof. am Landes-Franz- und Komm.-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Jakob Neubauer eine Stelle an der Realsch. in Plan, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Dr. Wilhelm Neumann eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Spalato Emanuel Nikolić eine Stelle am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara, dem Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Josef Nitsche eine Stelle am Erberzog Rainer-Gymn. in Wien, dem Religionsprof. am Real- und Obergymn. in Pöbram Dr. Vinzenz Öhm eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Korngasse), dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding Dr. Josef Österreicher eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Dr. Emmerich Pantl eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. am Gymn. in Podgórze Stanislaus Pardyak eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Ottokar Paroušek eine Stelle an der Realsch. in Prag (Holleschowitz-Bubna), dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Wenzel Patz eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Neu-Sandez Thaddäus Pasdanowsky eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Innsbruck Hugo Peters eine Stelle an der Realsch. in Reichenberg, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Klattau Jaroslav Petr eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am II. böhm. Gymn. in Brünn Dr. Karl Petr eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Tarnów Thaddäus Pini eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Josef Pithardt eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. an der I. Realsch. in Krakau Josef Pizle eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der II. deutschen Realsch. in Prag Johann Poor eine Stelle an der Realsch. im VII. Wieser Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Karl Procházka eine Stelle an der Realsch. in Trautenuau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Neu-Sandez Arthur Rafałowski eine Stelle an der I. Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Konrad Rafałowski eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Gewerbesch. in Reichenberg Andreas Rebhann eine Stelle am Gymn. in Leitmeritz, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Maximilian Regal eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Stražnic Franz Rejthárek eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Romuald Rinesch eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Krems Dr.

Heinrich Schörl eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Ober-Hollabrunn Bernhard Schaufler eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Rudolf Schechtel eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Johann Schlachter eine Stelle an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Dr. Josef Schwerdfeger eine Stelle am akadem. Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Leitmeritz Johann Siegel eine Stelle am Gymn. in Pola, dem Prof. am II. Gymn. in Czernowitz Nikolaus Slussariuk eine Stelle an der griech.-oriental. Realsch. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Stanislaus Sobiński eine Stelle an der II. Realsch. in Krakau, dem Prof. an der I. deutschen Realsch. in Prag Theodor v. Sowa eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Dornbirn Rudolf Spindler eine Stelle an der Realsch. in Graz, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Trautenua Franz Spirago eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), dem Prof. am Gymn. in Bochnia Karl Stach eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Reichenberg Anton Stangl eine Stelle an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Dr. Josef Stecinger eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Wadowice Ignaz Stein eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Dr. Eduard Šarša eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag-Křemenečgasse, dem Prof. am Gymn. in Buczacz Wladimir Terlecki eine Stelle am Gymn. in Stanislaw, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mies Dr. Heinrich Thume eine Stelle am Gymn. in Reichenberg, dem wirkl. Lehrer an der Komm.-Realsch. in Adlerkosteletz Bohuslav Truhlár eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem Prof. am Gymn. in Brody Vinzenz Tyran eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Franz Überhuber eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. an der Realsch. in Königgrätz Johann Vančura eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Matthias Vanědek eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem Prof. am Gymn. in Königshof Josef Veverka eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Gmunden Johann v. Vintschger Ritter von Altenburg zu Neuberg eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Robert Walleczek eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am V. Gymn. in Lemberg Ladislaus Wasilkowski eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Anton Waśniowski eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Ried Josef Wasserer eine Stelle am Gymn. in Innsbruck, dem Prof. an der Realsch. in Steyr Martin Watzger eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Pola Eugen Weber eine Stelle an der Realsch. in Marburg, dem Prof. am Gymn. in Teplitz-Schönau Eduard Werner eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Triest Dr. Gustav Wilhelm eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Stanislaw Maximilian Wiśniowiecki eine Stelle am Gymn. in Jasło, dem Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Konstantin Wojciechowski eine Stelle am VI. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Leitmeritz Wenzel Zückert eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: A. in wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: a) die prov. Lehrer: Max Breyer am Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Bielitz, Dr. Josef Brunner vom Gymn. in Aussig für diese Anstalt, Dr. Josef Cibula von der Realsch. in Pisek für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Martin Decker von der Realsch. in Jägerndorf für die Realsch. in Bielitz, Prokop Haskovec von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Ferdinand Hoffmeister von Gymn. in Tabor für das Gymn. in Pilgram, Karl Huber vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. in Leitmeritz, Josef Jaroš vom Gymn. in Deutschbrod für diese Anstalt, Dr. Otto Jauker vom II. Gymn. in Laibach für diese Anstalt, Dr. Ottokar Kadner vom Real- und Obergymn. in Kolín für das Gymn. in Köningin Hof, Dr. Arthur Ledi vom Gymn. in Radautz für diese Anstalt, Gilbert Müller vom Gymn. in Mies für diese Anstalt, Dr. Karl Müller vom Gymn. in Neubaus für diese Anstalt, Dr. Wenzel Niederle vom Real- und Obergymn. in Prag-Křemenečgasse für diese Anstalt, Dr. Anton Polák vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Proßnitz, Franz Rádl vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Gymn. in Tabor, Anton Smíšek vom Komm.-Gymn. in Rokytzan für die Realsch. in Pardubitz, Udalrich Stehlik von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Franz Špírek vom Gymn. in Pisek für das Gymn. in Leitomischl, Johann Vrabec von der Realsch. in Rakonitz für das Gymn. in Köninggrätz; b) die Supplenten: Robert Bäcker vom Gymn. in Sereth für diese Anstalt, Eduard Baer vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Pola, Dr. Heinrich Blume vom Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien für das Gymn. in Freistadt, Johann Bouthillier von der Realsch. in Innsbruck für das Gymn. in Landskron, Stefan Brablec vom Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen für das Gymn. in Bochnia, Dr. Vinzenz Brehm vom Landes-Gymn. in Pettau für die Realsch. in Elbogen, Lukas Brolih vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Mitterburg, Dr. Alois Bromer vom Sophien-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Bühl, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Mies, für diese Anstalt, Basil Burdubos vom griech.-oriental. Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Mathias Chládek, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Cyprian Chotyńiecki, suppl. griech.-kathol. Religionslehrer am Gymn. in Jaroslau für diese Anstalt, Kaspar Ciofkoš vom Gymn. in Tarnów für die Realsch. in Tarnów, Dr. Erwin Dintzl von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Triest, Peter Domiacusić vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Wladimir Dykyj vom akadem. Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Raphael Endrizzi, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Gerard Feliński vom Gymn. in Sanok für die Realsch. in Stanislaw, Emil Fiala von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Leitmeritz, Stephan Figurić vom Gymn. in Spalato für das Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara, Jakob Filipek von der I. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Krosno, Josef Förster von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Marburg, Dr. Adam Gerstmann, suppl. Religionslehrer am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, Wenzel Görl vom Gymn. in Leoben für diese Anstalt, Dr. Kasimir Gorzycki vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brzesany, Johann Hejtmánek vom Real- und Obergymn. in Prag-Křemenečgasse für die Realsch. in Rakonitz, Johann Hiller vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier für das Gymn. in Boskowitz, Richard Hostalka vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Weidenaus, Franz Jagoditsch von der Realsch. in Graz für

diese Anstalt, Dr. Alfred Jahn von der Realsch. in Olmütz für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Dr. Michael Janik vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemysl für das Gymn. in Wadowice, Josef Jaroš vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier für das Gymn. in Stráznic, Adalbert Jungbauer vom Gymn. in Krumau für das Gymn. in Prachatitz, Dr. Ferdinand Karigl von der Realsch. in Linz für diese Anstalt, Johann Khéres vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Theophil Klima vom Gymn. in Wadowice für diese Anstalt, Karl Klinger, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Reichenberg für diese Anstalt, Kamillo Klobasa von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Troppau, Ladislans Kotuski, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Stryj für diese Anstalt, Alois Koubek von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna für die Realsch. in Kladno, Eugen Kozakiewicz vom Gymn. in Eszesów für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea, Christoph Krile vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Wenzel Kurc von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. in Rakonitz, Stanislaus Leonhard vom Gymn. in Neu-Sandez für diese Anstalt, Dr. Adalbert Liebus vom Gymn. in Mährisch-Weißkirchen für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Johann Magiera vom Gymn. bei St. Yacinth in Krakau für das Gymn. in Neu-Sandez, Martin Majcen vom II. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswert, Dr. Georg Mihułowicz vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Silvius Miloslavio vom Gymn. in Ragusa für das Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara, Stefan Morawiecki vom Gymn. in Tarnów für diese Anstalt, Franz Mrozioki von der II. Realsch. in Krakau für die Realsch. in Tarnopol, Aloisius Nalepa, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Bochnia für diese Anstalt, Vladimir Nazor vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für das Gymn. in Mitterburg, Dr. Viktor Nejdl von der Realsch. in Žižkov für das Real- und Obergymn. in Prag-Křemencgasse, Franz Nowicki vom Gymn. in Tarnów für die Realsch. in Stanislan, Richard Ordyński vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Bochnia, Dr. Rudolf Ortmann, Lyzeallehrer in Wien, für das Gymn. in Salzburg, Viktor Osiecki vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Stryj, Franz Paczosa vom Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen für das Gymn. in Jasło, Ignaz Pášma von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Hugo Pedrotti von der Realsch. in Rovereto für diese Anstalt, Thaddäus Pelczaraki vom Gymn. in Brzesany für das Gymn. in Stanislan, Franz Pomietło von der Realsch. in Stanislan für diese Anstalt, Dr. Anton Profous von der Realsch. in Königgrätz für die Realsch. in Rakonitz, Josef Proschek, Lehramtkandidaten und Assistenten an der deutschen techn. Hochschule in Prag für die Realsch. in Elbogen, Josef Pyslopski vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. in Eszesów, Johann Pyszkowski vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Josef Sallmann, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Brüx für diese Anstalt, Adolf Schuster von der Realsch. in Linz für die Realsch. in Jägerndorf, Dr. Hermann Stanger von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Trautenau, Adalbert Steiner vom Gymn. in Saaz für diese Anstalt, Dr. Roland v. Steinius von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Freistadt, Johann Suchanek von der Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Tarnopol, Richard Suppantchitsch von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für die III. deutsche Realsch. in Prag, Dr. Sigmund Szymański von der Realsch. in Lemberg für die Realsch. in Stanislan, Anton Sauer von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Königgrätz, Johann Šandera, suppl. Religionslehrer am Real- und

Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Reichenau, Dr. Josef Štěpánek von der Realsch. in Pisek für die Realsch. in Jungbunzlau, Josef Vaš von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Karl Vorovka von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Markus Leo Wachsmann vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier für das Gymn. in Radautz, Dr. Karl Wenig vom akadem. Gymn. in Prag für das Gymn. in Schlan, Johann Witek vom Gymn. in Podgórze für das Gymn. in Drohobycz, Andreas Wondaś vom VI. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Stanislaw, Basilius Wymar vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Buczacz, Josef Wyrobek vom Gymn. in Stanislaw für das Gymn. in Dębica, Franz Zach, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Saas, Martin Zgrablić vom Gymn. in Mitterburg für diese Anstalt, Dr. Ottokar Zieh vom Real- und Obergymn. in Smichow für das Gymn. in Taus, Anton Žák vom Real- und Obergymn. in Neubydžov für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Anton Bartczak vom Gymn. in Bochnia für die Realsch. in Tarnów, Franz Bican vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Neuhaus, Anton Friedl von der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Proßnitz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Julius Glücklich von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Greutter vom k. k. Gymn. der Benediktiner in Melk für das Gymn. in Salzburg, Dr. Franz Hlawati, Lehramtskandidaten, für die Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Josef Kounovský, Lehramtskandidaten und Assistenten an der böhm. techn. Hochschule in Prag für die Realsch. in Königgrätz, Stanislaus Kubelik vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Klattau, Maximilian Mayer vom Gymn. in Innebruck für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Ferdinand Niedermayr vom Gymn. in Salzburg für diese Anstalt, Friedrich Pokorný von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Pisek, Josef Pučelík vom Real- und Obergymn. in Píbram für das Real- und Obergymn. in Kolin, Achilles Ravelli von der ital. Abteilung des Gymn. in Trient für diese Anstalt, Gustav Biedl von der Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Dr. Jaroslav Bott vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für die Realsch. in Rakonitz, Leopold Schirnböck de Reustetten, Lehramtskandidaten und Assistenten an der Universität in Krakau für das Gymn. in Dębica, Dr. Thaddäus Sinko vom Gymn. in Podgórze für diese Anstalt, Dr. August Ritter v. Wotawa vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen ernannt: Johann Chmielnikowski, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Rzeszów für diese Anstalt, Franz Chramosta, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Boskowitz für diese Anstalt, Josef Dostál, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Kladno für diese Anstalt, Franz Gemeiner, suppl. Religionslehrer am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Blasius Koffis, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Dębica für diese Anstalt, Josef Lucsko, Volksschulkatecheten in Czernowitz für das Gymn. in Sereth, Dr. Anton Mráz, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Wittingau für diese Anstalt, Dr. Adam Michael Podwin, suppl. Religionslehrer am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau für die II. Realsch. in Krakau, Dr. Paul Rawski, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Jasło für die Realsch. in Krasno, Franz Schwab, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Tabor für die Realsch. in Tabor.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Friedek Adalbert Alber eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Ignaz Brommer eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Villach Emil Bruno eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Buczacz Karl Czajkowski eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Albert Dohnal eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Tischlergasse, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Dr. Ernst Farnik eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Leipzig Dr. Anton Franz eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Bregenz Dr. Armin Gaßner eine Stelle an der Realsch. in Innsbruck, dem wirkl. Lehrer am akadem. Gymn. in Lemberg Johann Gawlikowski eine Stelle an der II. Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Smichow Siegmund Goldmann eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Prag, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Josef Góral eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am I. Gymn. in Laibach Dr. Oskar Gratzky Edlen v. Wardengg eine Stelle an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Stifts-Gymn. in St. Paul Dr. Adam Heftler eine Stelle am Gymn. in Bied, dem Prof. an der Realsch. in Triest Dr. August Hofer eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Sternberg Josef Jung eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Alexander Knauer eine Stelle am III. Gymn. in Graz, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Friedek Karl Koepfner eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Direktor des städt. Real-Gymn. in Korneuburg Rudolf Kratochwil eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Franz Kropivnik eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Dr. Zdzislaus Krygowski eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Radutz Dr. Moriz Landwehr v. Pragenau eine Stelle am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Leoben Dr. Kajetan Lippitsch eine Stelle am III. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Johann Lubaczewski eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am Gymn. in Krems Anton Malfertheiner eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Eugen Mandyczewski eine Stelle am Gymn. mit rothen. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am Gymn. in Wr.-Neustadt Dr. Karl Müllner eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Trebitsch Dr. Eugen Muška eine Stelle an der Realsch. in Rakonitz, dem Prof. am Gymn. in Brzesany Dr. Theodor Nacher eine Stelle am II. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Josef Nimpfer eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem Prof. am griech.-oriental. Gymn. in Suczawa Viktor Nußbaum eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Anton Panek eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am Gymn. in Časlau Robert Pašek eine Stelle an der Realsch. in Rakonitz, dem wirkl. Lehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Franz Popiolek eine Stelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Hermann Raschke eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Maximilian Roth

eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem wirtl. Lehrer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol Dr. Stephan Rudnicki eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. an der I. deutschen Realsch. in Prag Dr. Ludwig Singer eine Stelle an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Friedek Karl Skazel eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Radants Hugo Soyka eine Stelle an der Realsch. in Teschen, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Theodor Stegl eine Stelle am Gymn. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Gymn. in Stryj Josef Trojnar eine Stelle an der II. Realsch. in Lemberg, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Friedek Ferdinand Twardy eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Paul Wahn eine Stelle an der Realsch. in Troppau, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Friedek Gustav Weeber eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Adolf Wehner eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Leopold Wenger eine Stelle am Gymn. in Krems, dem Prof. am Gymn. in Znaim Gottfried Wöckl eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirtl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Friedek Dr. Viktor Wolff eine Stelle am Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Karl Wolletz eine Stelle am Gymn. in Krems, dem wirtl. Lehrer am Gymn. in Stryj Karl Wróblewski eine Stelle am Gymn. in Brody, der Prof. am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl Kasimir Zimmermann eine Stelle am akadem. Gymn. in Lemberg.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt:
 A. Zu wirtl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: a) die prov. Lehrer: Dr. Karl Bořecký am Gymn. in Prerau für diese Anstalt, Franz Ingrisch vom Komm.-Gymn. in Friedek für das Gymn. daselbst, Dr. Johann Koutný vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch für das II. böhm. Gymn. in Brünn, Dr. Ludwig Lämmermayr von der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding für das Gymn. in Leoben, Dr. Felix v. Pausinger vom Gymn. in Landskron für diese Anstalt, Dr. Johann Eegen vom Sophien-Gymn. in Wien für das Gymn. in Ober-Hollabrunn, Josef Sakal von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Wittingau, Dr. Anton Seibt von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Arthur Stein von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die I. deutsche Realsch. in Prag, Emil Stephan von der Realsch. in Elbogen für die Realsch. in Steyr, Stephan Tomaszewsky vom Gymn. in Brzesany für diese Anstalt, Peter Trapl vom Gymn. in Prerau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz; b) die Supplenten: Dr. Viktor Belohoubek von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Troppau, Heinrich Biegelstein, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Drohobycz, Ladislaus Čwik von der I. Realsch. in Lemberg für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Thomas Dyduch vom Gymn. in Bochnia für das II. Gymn. in Tarnów, Dr. Franz Eisner von der Realsch. in Graz für das Gymn. in Cilli, Franz Ertl vom Gymn. in Nikolsburg für diese Anstalt, Dr. Ladislaus Fiala, suppl. Religionslehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Korngasse, für das Real- und Obergymn. in Příbram, Alfred Fink, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Marburg, Emanuel Fischer vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Smichow, Eberhard Fugger von der Realsch. in Marburg für diese Anstalt, Stanislaus Gajesak vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das II. Gymn. in Tarnów, Philipp Gasparin von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die III. deutsche Realsch. in Prag, Ladislaus Gubrynowicz vom VI. Gymn. in Lemberg für die I. Realsch. daselbst, Hermann Hahn von der Realsch. in VI. Wiener Gemeinde-

sirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Friedrich Hauptvogel vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Cilli, Alfred Herr vom Gymn. in Eger für diese Anstalt, Franz Hnízdo vom Gymn. in Taus für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Richard Hölzel vom Gymn. in Leitmeritz für das Gymn. in Landskron, Ladislaus Hreczowski vom Gymn. in Stryj für diese Anstalt, Josef Hribar, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Klagenfurt, für das Gymn. in Villach, admir Jarosz am Gymn. bei St. Anna in Krakau für das II. Gymn. Tarnów, Anton Jerovšek, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Mitterburg, für diese Anstalt, Anton John von der Realsch. in Teplitz-Böden für diese Anstalt, Spiridion Karchut vom akadem. Gymn. in Mitterberg für das Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Viktor Kindermann vom Gymn. in Saaz für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Viktor Klein von der Realsch. in Pisek für das Gymn. in Časlau, Dr. Franz Lex von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Cilli, Franz Ludwig von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Prachatitz, Alexander Medyński vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Kasimir Missona, ramtandaten, für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Komorn, Friedrich Müller vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Stryj, Viktor Mytteis von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Villach, Ignaz Neunteufel von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Radautz, Anton Oko vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Przemyśl, Franz Olszewski vom II. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Viktor Orliński vom Gymn. in Brody für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Dr. Lihor Ostádal vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Straßnitz, Franz Otto von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Friedek, Emil Petzold vom IV. Gymn. in Lemberg für diese Anstalt, Bronislaus Popiel vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Franz Regel von der II. deutschen Realsch. in Prag für diese Anstalt, Anton Schuler vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Freistadt, Franz Sikora vom III. Gymn. in Krakau für das II. Gymn. in Tarnów, Franz Slavík vom Real- und Obergymn. in Prag-Křemeneckgasse für das Gymn. in Žižkov, Dr. Franz Sobalik, k. und k. Oberleutnant im Armeestandes, für das Gymn. in Radautz, Dr. Johann Teplý vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Ober-Hollabrunn, Heinrich Trzpis vom Gymn. in Jasio für das Gymn. in Bochnia, Anton Wallner von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, Anton Wedan von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das I. Gymn. in Laibach, Kasimir Wojciechowski vom Gymn. in Tarnopol für das II. Gymn. in Tarnów, Franz Ziemer von der Landesrealsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Ladislaus Žyja, Religionslehrer an der Filiale der Realsch. in Lemberg, für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Karl Baumgartner vom akadem. Gymn. in Wien für das Sophien-Gymn. in Wien, daselbst, Rudolf Demmer von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Olmütz, Dr. Viktor Dollmayr, Lehrandaten, für das Gymn. in Znaim, Erwin Hanslik vom Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Franz Heinz von der Realsch. in Troppau für die Realsch. in Steyr, Dr. Alfred Körbel vom Gymn. in Brück für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Augustin Lambor vom Privat-Gymn. in Olmütz, Unterrichtssprache in Teschen für das Gymn. in Neu-Sandec, Majžér vom Gymn. in Mitterburg für diese Anstalt, Adolf

Müller vom Gymn. in Linz für diese Anstalt, Ludwig Nagels von der Realsch. in Steyr für die Realsch. in Elbogen, Josef Podpěra, Lehramtskandidaten, für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Pohl, Lehramtskandidaten, für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Heinrich Racek von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Anton Schieszer vom Mädchen-Lyzeum in Linz für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Gotthard Storch von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Stephan Strigl von der Lehrerbildungsanstalt in Bozen für die Realsch. in Jägerndorf, Dr. Rudolf Tereba vom Gymn. in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Bedřich Urbánek von der Realsch. in Königgrätz für die Realsch. in Pardubitz.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den Professoren am Komm.-Gymn. in Beneschau Friedrich Votýpka, Karl Jiroušek, Josef Michl, Josef Klika und Jaroslav Kracik, ferner den wirkl. Lehrern an derselben Anstalt Anton Dvořák, Peter Krupař und Franz Brunclík je eine Lehrstelle am Gymn. daselbst und dem wirkl. Religionslehrer am Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen Josef Londsin eine Lehrstelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache daselbst, dann eine Lehrstelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke dem Prof. am Gymn. in Arnau Dr. Karl Partisch verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat im Sinne des Erlasses vom 4. Februar 1903, Z. 3862, für das Sommersemester 1903/1904 (einschließlich der Hauptferien) Stipendien für Studienreisen nach Italien und Griechenland folgenden Professoren an Mittelschulen verliehen: Dr. Ladislav Brtnický am Gymn. in Königgrätz, Dr. Heinrich Fleischmann am Gymn. in Teschen, Josef Khunt an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Albin Kocourek am II. deutschen Gymn. in Brünn, Desiderius Ostrowski am Gymn. in Podgórze, Ottokar Paroubek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Johann Pawlikowski am III. Gymn. in Krakau, Dr. Agid Bais am Landes-Gymn. in Pettau und Ferdinand Stolle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Dr. Josef Kubik am akadem. Gymn. in Wien, Dr. Anton Swoboda am Elisabeth-Gymn. in Wien, Dr. Johann Benesch am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Julius Keyzlar am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Ferdinand Banholzer und Dr. Franz Perschinka am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Julius Downtiel am Gymn. in Krems, Dr. Karl Woynar an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Karl Ullrich an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Eduard Reitmann an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Rudolf Lippert an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Widter an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Gottfried Geisberger und Julius Hebenstein am Gymn. in Ried, Franz Hergel an der Realsch. in Steyr, Dr. Kajetan Lippitsch und Oktavian Pfeifer am Gymn. in Leoben, Franz Wonisch an der Realsch. in Graz, Dr. Johann Dutz an der Realsch. in Marburg, Dr. Valentin Korun und Stritof am I. Gymn. in Laibach, Martin Sinkovič am II. Gymn. in Laibach, Alois Virbnik am Gymn. in Rudolfswert, Eduard Philipp am Untergymn. in Gottschee, Dr. Rudolf Wimmerer am Gymn. in Triest, Anton Sakrawa am Gymn. in Pola, Rudolf Dannesberger und Alois Mayr am Gymn. (deutsche Abteilung) in Trient, Emanuel Schneider an der Realsch. in Bozen, Richard Tölg und Franz Himmel am Gymn. in Arnau, Georg Bruder, Franz Krause und Viktor Babitsch am Gymn. in Aussig, Heinrich Michler am Gymn. in Kaaden, Dr. Matthias Eysel am Gymn. in Krumau, Adolf Brix am Gymn. in

Landskron, Karl Schmidt und Dr. Maximilian Binn am Gymn. in Böhmisches-Leipa, Karl Wünsch und Franz Häusler am Gymn. in Leitmeritz, Dr. Hubert Badstüber, Aurelius Kiebel und Georg Schmidt am Gymn. in Mies, Adolf Lischka am Gymn. in Prachatitz, Josef Novák und Richard Kotyka am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Wilhelm Berann, Dr. Richard Siegmund und Anton Silbernagl am Gymn. in Teplitz-Schönau, Dr. Maximilian Singer, Richard Plasche, Josef Palme und Dr. Siegfried Reiter am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Wladimir Szazyma an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Samuel Oppenheim an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Josef Mattauch an der Realsch. in Böhmisches-Leipa, Stephan Rosenkranz, Alexander Weinberg und Adolf Püschel an der Realsch. in Leitmeritz, Johann Gallasch an der I. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Josef Kail, Richard Přerovsky und Wilhelm Männel an der II. deutschen Realsch. in Prag, Maximilian Gasch an der Realsch. in Trautenau, Adalbert Hanačík, Johann Školník und Wenzel Bendík am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Anton Nosek und Josef Zikmund am Gymn. in Časlau, Rudolf Brydl am Real- und Obergymn. in Chrudim, Johann Stránský und Karl Jelínek am Gymn. in Deutschbrod, Dr. Wenzel Sixta, Franz Moučka, Karl Franta, Johann Kašpar, Ignaz Kohout und Anton Hodáň am Gymn. in Hohenmauth, Josef Stárek am Real- und Obergymn. in Klattau, Franz Procházka, Eduard Streit und Johann Zeman am Real- und Obergymn. in Kolin, Johann Jirka, Thomas Halík, Alois Mesány, Josef Veverka und Josef Mach am Gymn. in Königinhof, Dr. Wenzel Klimeš, Dr. Josef Kašpar, Karl Jirovec und Franz Kopta am Real- und Obergymn. in Neubydžov, Simon Bárta und Josef Krkoška am Gymn. in Pilgram, Franz Kovář und Dr. Emanuel Tůma am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Franz Groh am akadem. Gymn. in Prag, Wenzel Jezdinský, Vladislav Kalousek und Franz Vacek am Real- und Obergymn. in Prag-Křemeneccgasse, Dr. Franz Čáda am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kornegasse, Josef Prošek am Gymn. in Raudnitz, Johann Skákal am Gymn. in Reichenau, Josef Dádek am Gymn. in Tabor, Ladislaus Pirchan, Anton Beneš und Dr. Anton Zlatníček am Gymn. in Taus, Martin Kocmich am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Josef Jäger, Josef Ryněš und Ignaz Charvát am Gymn. in Wittingau, Matthias Kaska an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Josef Kubín, Jaroslav Dolenský, Adolf Mach und Ferdinand Tomek an der Realsch. in Jičín, Dr. Karl Skála, Ottokar Paroubek und Theodor Zelinka an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Jaroslav Hruška und Johann Vančura an der Realsch. in Königgrätz, Anton Bukovský an der Realsch. in Kuttenberg, Karl Šedivý an der Realsch. in Pardubitz, Johann Čapek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Karl Černý und Heinrich Pithart an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Johann Satranský an der Realsch. in Prag (Holeschowitz-Bubna), Franz Vojtíšek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. Emil Sekera an der Realsch. in Tabor, Franz Mazal und Vinzenz Dušil an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Dr. Heinrich Barvřil an der Realsch. in Žižkov, Alfred Gross, Dr. Jakob Simon und Karl Klecker am I. deutschen Gymn. in Brünn, Anton Wachtler am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Vinzenz Šrom am Gymn. in Mährisch-Träbau, Michael Fiegl am Gymn. in Nikolsburg, Romuald Rinesch und Josef Bäuml am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Alexander Werner an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Alois Holas am

II. böhm. Gymn. in Brünn, Dr. Franz Kovář und Anton Nevele am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Klemens Wenzel Kmišek am Gymn. in Straßnitz, Klemens Vepřek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Ludwig Jadrníček an der Realsch. in Bielitz, Franz Müller und Edmund Mader an der Realsch. in Teschen, Karl Daňek an der Realsch. in Troppau, Eduard Kozłowski am Gymn. in Bochnia, Basil Sanat am Gymn. in Brody, Thaddäus Cwojdsiński am Gymn. in Brzesany, Peter Niebieszczański am Gymn. in Buczacz, Johann Biela, Kasimir Eliasch und Wladimir Pasławski am Gymn. in Drohobycz, Dr. Matthäus Czopor am Gymn. in Jaroslaw, Zacharias Dembitzer am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Bronislaus Swiba am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Dr. Anton Kurpiel, Anton Mazanowski, Dr. Johann Pawlikowski und Viktor Schmidt am III. Gymn. in Krakau, Adalbert Błotnicki am IV. Gymn. in Krakau, Alexander Frączkiewicz am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Franz Konarski und Josef Szafran am V. Gymn. in Lemberg, Dr. Michael Kozłowski am Gymn. in Podgórze, Boleslaus Stojanowski und Johann Kossowits am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Dr. Michael v. Ładyżyński am Gymn. in Sanok, Michael Konstantynowicz und Ladislaus Latoszyński am Gymn. in Stanislaus, Julius Kostecki am Gymn. in Stryj, Emil Lityński am Gymn. in Złoczów, Arthur Passendorfer an der Realsch. in Lemberg, Dr. Samuel Spitzer am Gymn. in Radautz, Konstantin Maximowicz an der griech.-oriental. Realsch. in Czernowitz, Stephan Lucianowić am Gymn. in Ragusa und Markus Jakša und Anton Sasso an der Realsch. in Spalato.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat die Zulassung des Professors an der Landes-Realsch. in Graz, Privatdozenten an der techn. Hochschule daselbst, Franz Hemmelmayr Edlen v. Augustenfeld als Privatdozenten der Chemie an der philosophischen Fakultät der Universität in Graz bestätigt.

Auszeichnungen erhielten:

Aus Anlaß der Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Regierungsrates: der Direktor des Staatsgymnasiums in Triest Dr. Alois Pernter, der Direktor des Staats-Real- und Obergymnasiums in Chrudim Wenzel Pošusta; aus gleichem Anlaß das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: der Professor an der Staatsrealschule in Klagenfurt Dr. Josef Mitteregger, der Professor am Erzhzog Rainer-Gymnasium in Wien Dr. Viktor B. v. Kraus, der Professor an der I. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens Schulrat Dr. Franz Willomitzer; aus gleichem Anlaß die Allerhöchste Anerkennung für seine vieljährige pflichteifrige und ersprießliche Dienstleistung der Direktor des Staatsgymnasiums in Salzburg Dr. Laurenz Pröll; aus gleichem Anlaß den Titel eines Schularates: der Direktor der Staatsrealschule in Pardubitz Leopold Storch, der Direktor des Staatsgymnasiums in Raudnitz Josef Černý, der Professor am Staatsgymnasium in Innsbruck Josef Zösmair, der Professor am Gymnasium der Benediktiner von Marienberg in Meran Dr. Paul Perkmann, der Professor an der Franz Joseph-Realschule in Wien Hermann Wagner, der Professor am I. Staatsgymnasium in Graz Gabriel Mitterstiller, der Professor an der Staatsrealschule im IV. Wiener Gemeindebezirke Friedrich Haßlwander.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse der Direktor der Staatsrealschule im I. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrat Dr. Franz Wallentin.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Professor an derselben Anstalt Schulrat Franz Pejscha, der Professor am Gymnasium der Benediktiner in Kremsmünster P. Tassilo Lehner.

Aus Anlaß der in Wien abgehaltenen Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen und verwandten Lehranstalten der Professor an der Staatsrealschule im II. Wiener Gemeindebezirke und Fachinspektor des Zeichenunterrichtes Schulrat Josef Langl taxfrei den Titel eines Regierungsrates und die Professoren Feodor Hoppe am akadem. Gymnasium in Wien und Jakob Zeidler am Staatsgymnasium im III. Wiener Gemeindebezirke das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Den Titel eines Schulrates der Professor am Staatsgymnasium in Triest Andreas Aichner.

Den Titel eines Professors der Turnlehrer an der Staatsrealschule im XV. Wiener Gemeindebezirke Alois Freudensprung.

Den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors der Professor am Erzherzog Rainer-Gymnasium in Wien und Privatdozent Dr. Alfred Burgerstein.

Nekrologie.

Gestorben sind¹⁾: Alexander Demkowicz, Gymnasialprof. (LG) in Neu-Sandez, 41 J. alt; Wenzel Hampl, Realschulprof. (Hb) in Rakonitz, 49 J. alt; Dr. Placidus Genelin, Realschulprof. (HDF) in Innsbruck, 52 J. alt; Johann Watzek, Realschulprof. (Z) in Wien, 55 J. alt; Ignaz v. Hoszowski, Gymnasialprof. (LG) in Stryj, 57 J. alt; Stanislaus Hajec, Supplent am Gymn. bei St. Anna in Krakau, 25 J. alt; Dr. Franz Weiner, Gymnasialprof. (M NI) in Horn, 28 J. alt; Klemens Diepold, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 50 J. alt; Anton Fabiani, pens. Gymnasialprof. (Hlg) in Rovereto, 59 J. alt; Emil Hribar, Gymnasialprof. (M NI) in Wien, 52 J. alt.

¹⁾ Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Eingesendet.

„Das Weltall.“ Illustrierte Zeitschrift für Astronomie und verwandte Gebiete, herausgegeben von F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, Schöneberger Ufer 48. Erscheint vierzehntägig. Preis vierteljährlich Mk. 2.

Es wird hier eine Zeitschrift geboten, die nicht nur auf dem Gebiete der Astronomie, sondern auch der Meteorologie, Physik, Geologie usw. stets das Neueste bringt. Die Artikel sind oft mit vorzüglichen Illustrationen ausgestattet. Von Kometen, neuen Sternen usw. erscheinen Karten über Phänomene, die sich vorausberechnen lassen, wie z. B. eine Mond- oder Sonnenfinsternis, findet sich alles Wissenswerte vorher im Weltall, so den Leser aufs beste darauf vorbereitend. Besonders geeignet dürfte die Zeitschrift für Lehrer sein, welche den naturwissenschaftlichen Unterricht zu erteilen haben und über die neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse auf dem Laufenden zu sein wünschen.

Die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit sichern der interessantesten Zeitschrift einen ausgedehnten Leserkreis.

Aus dem Inhalt der letzten Hefte erwähnen wir:

„Die Röntgenstrahlen“ von Dr. Wilh. Meyer, „Warum machten die Babylonier den Samstag (Sonnabend) zum Ruhetag“ von F. S. Archenhold, „Faltungs- und Plateaugebirge in ihrem Verhalten zur Verteilung der Schwerkraft“ von Prof. S. Günther-München, „Zur Ptolomaeafrage“ von M. Jacobi, „Die Tierkreiszone und die durch die Präzession verschobenen Zeichen der Ekliptik“ von Prof. Adamczik-Přibram, „Über die Erscheinung der Fixstern-Aberration“ von Prof. Weinek-Prag, „Über die Anwendung der von Gauß aufgestellten allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus“ von Dr. H. Fritsche-Riga, „Über Eiszeiten und das Klima der geologischen Vergangenheit“ von Prof. Frech-Breslau, „Beobachtung der fast totalen Sonnenfinsternis am 11.—12. April 1903 mittelst lichtempfindlicher Selenzelle“ von Ernst Ruhmer, „Neuere Untersuchungen über Gasnebel“ von Prof. K. Bohlin-Stockholm, „Zur Lehre von den Bequerelstrahlen“ von Linke, „Über die bakterientötende Wirkung der Radiumstrahlen“ und „Der neue Komet 1903 c“ von F. S. Archenhold.

Der Verf. der „Tierzucht im Altertum“ sowie der „Vorgeschichtlichen Zeit im Lichte der Haustierkultur“ macht auf sein neues Werk: „Die Urgeschichte Nordeuropas nach ägyptischen Quellen“ aufmerksam.

Im ganzen wurden 100 Exemplare des zirka 22 Druckbögen umfassenden Werkes gedruckt, da die Schrift nur für den engsten Leserkreis bestimmt ist.

Bei dem hohen Interesse, welches „Babel und Bibel“ erweckt, wird es manchem Leser eine literarische Freude bereiten, Neues über alttestamentarische Wissenschaften zu hören bekommen, das auf ägyptische, nordeuropäische, phönizische, assyrische und griechische Quellen basiert ist.

Das Werk ist um den Preis von 10 Kronen oder 9 Mark beim Verf. selbst oder durch Buchhandlungen zu beziehen.

Lemberg.

Prof. Dr. A. Baranski.

Preisausschreibung der Wiener Urania pro 1904.

In dem Bestreben, ihre Projektionsvorträge sowohl hinsichtlich des textlichen Inhaltes, als auch der Bilder zu vervollkommen und auf ein höheres Niveau zu heben, sowie auch solche Wissensgebiete heranzuziehen, welche in der Urania bisher nicht gepflegt wurden, veranstaltet die Wiener Urania eine Preisausschreibung, deren Preise von wohlgesinnten Gönnern gewidmet worden sind.

Die Preise sind: 1. Eintausend Kronen gestiftet von Dr. P. C. für den besten Urania-Vortrag aus den Gebieten der Naturwissenschaften und der Technologie (auch Land- und Forstwirtschaft). 2. Fünfhundert Kronen gestiftet von Dr. L. K. für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Rechtspflege der Gegenwart oder Vergangenheit. 3. Dreihundert Kronen gestiftet vom „Bund Österreichischer Industrieller“ für den besten Vortrag aus dem Gebiete der Technologie und Gewerbeteknik (kann je nach Umständen auch als Zusatzpreis mit dem Eintausend Kronenpreis verbunden werden).

Die zu prämiierenden Vorträge sollen der Dauer von ungefähr einer Stunde entsprechen und mit 80—100 Projektionsbildern illustriert werden, derart, daß Wort und Bild miteinander übereinstimmen und eines das andere ergänzt; die Bilder sollen in möglichst gleichen Zwischenräumen aufeinander folgen. Der Text soll nach Art des wissenschaftlichen Feuilletons unter Vermeidung der streng methodischen Darstellung an das Verständnis des großen Publikums anknüpfen, zugleich belehrend und unterhaltend sein, sich durch Schönheit und Eleganz der Sprache, wissenschaftliche Unanfechtbarkeit und leichte Verständlichkeit auszeichnen.

Die Vorlagen zu den für die Projektion bestimmten (von der Urania selbst anzufertigenden) Diapositiv-Bildern sollen nach Möglichkeit in Photographien oder sonstigen guten Bildern vom Verf. beigelegt werden; mindestens aber muß der Nachweis für die leichte Beschaffung der genau zu bezeichnenden Bilder durch Namhaftmachung der Quelle erbracht werden, so daß die Beschaffung der Bilder keinerlei Schwierigkeit mehr unterliegen darf. Bei solchen Bildern, deren Urheberrecht geschützt ist, muß vom Verf. die Ermächtigung zur Anfertigung und Vorführung von Skioptikon-Bildern beigebracht werden.

Die Preisarbeiten sind verschlossen, mit einem Motto versehen, nebst einem dasselbe Motto tragenden Couvert, in welchem Name und Adresse des Verf. enthalten sind, bis spätestens 2. Jänner 1904 beim Präsidium der Wiener Urania L, Stubenbastei 2, II. Stock, einzureichen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt durch ein Preisrichterkollegium, dessen Zusammensetzung demnächst öffentlich bekanntgegeben werden wird, am 15. Februar 1904. Zugleich mit der Zuerkennung der Preise werden den Verf. nach Eröffnung der den Namen enthaltenden Couverts die Preise unter vorläufiger Zurückhaltung eines vierten Teiles derselben ausgehändigt oder beim Präsidium zur Verfügung gestellt, womit das Urheberrecht bezüglich der prämierten Vorträge im gesamten Umfange an die Wiener Urania übergeht. Der zurückbehaltene vierte Teil der Preise wird ausbezahlt, sobald die Bildervorlagen vollständig beschafft und allfällig notwendige Änderungen des Vortrages besorgt sind, wobei der Verf. mitzuwirken hat. Bezüglich jedes eingereichten Vortrages ist der Wiener Urania das Recht vorbehalten, binnen drei Monaten vom Tage der Preisverteilung das Urheberrecht im gesamten Umfange gegen ein Honorar von 150 Kronen an sich zu ziehen; wobei bemerkt wird, daß es bisher insbesondere an Vorträgen aus den Gebieten der Chemie und Astronomie gemangelt hat. Ausgeschlossen sind von der Preisbewerbung die Mitglieder des Zentral-Ausschusses der Urania, sowie deren Angestellte.

Der Wiener Urania ist die Befugnis vorbehalten, die erworbenen Vorträge zum Zwecke der Vorführung notwendigen Falles abzuändern, zu

kürzen oder zu ergänzen, wobei jedoch selbstverständlich nach Tüchtigkeit das vorherige Einvernehmen mit dem Verf. gepflogen werden wird. Bemerkenswert ist noch, daß die Wiener Urania in täglichen Vorstellungen ihre Vorträge durch angestellte Vorleser vortragen läßt. Es ergibt sich mit dem Beifügen, daß alle näheren Auskünfte bei der Direktion der Wiener Urania, I., Wollzeile 34, eingeholt werden können, an alle wissenschaftlichen Fachmänner, berufenen Schriftsteller usw. die Einladung, sich an dieser Preisausschreibung zu beteiligen.

Ich bin mit der Abfassung der Geschichte unserer Gymnasien für die *Monumenta Germ. Paedagogica* beschäftigt. Leider konnte ich trotz aller Bemühung folgende Bücher in Wien nicht finden:

Kenntnisse von natürlichen Dingen mit Kupfertafeln;

Erdbeschreibung. 1.—5. Teil und

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte.

Diese drei Bücher sind bei Trattner in Wien seit 1781 erschienen.

Für jeglichen Nachweis vorhandener Exemplare wäre ich sehr verbunden.

Prof. Dr. Karl Wotke,

Wien, XVII. Bezirk (Hernals), Gymnasium.

Im Novemberheft S. 949 dieser Zeitschr. finden wir eine Anregung von Prof. Wilhelm Weinberger in Iglau betreffs Ausstellung von Diapositiven in Schulgebäuden vor. — Wir sind gerne bereit, um diese sehr gute Idee nach Kräften zu fördern und der Projektion als Lehrmittel im Anschauungsunterrichte immer mehr Eingang zu schaffen, Ausstellungsrahmen mit Diapositiven nach Maßgabe der vorhandenen Wünsche anzufertigen und an die sich meldenden Anstalten zu einem Preise, welcher angesichts der guten Sache tief unter den Herstellungskosten angesetzt ist, abzugeben. — Je nach Wunsch würden wir Rahmen für 8, 16 oder mehr Diapositive anfertigen.

R. Lechner (Wilh. Müller), Wien I., Graben 31.

Berichtigung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt der Unterzeichnete, daß seine Bemerkung in dem Gutachten über 'Zoologische Wandtafeln. Gezeichnet und herausgegeben von Dr. Paul Pfurtscheller' (Heft VII dieses Jahrganges, S. 639): „Daß sie dem Lehrer beim Unterrichte die Präparate vollständig ersetzen“ selbstverständlich nur den großen Wert des Tafelwerkes charakterisieren, keineswegs aber die Anforderung enthalten soll, diese Tafeln statt der entsprechenden Präparate anzuschaffen und nach ihnen zu unterrichten.

Wien.

H. Vieltorf.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Gymnasium und Realschule.

So ziemlich jeder, der eine der vielen brennenden Tagesfragen zu besprechen unternimmt, benachrichtigt seine Leser oder Hörer, daß er das Thema möglichst objektiv, manche behaupten sogar, vollkommen objektiv, besprechen wolle. In dieser Selbsttäuschung bin ich keineswegs befangen; was ich hier zu sagen habe, ist nur eine subjektive Meinung, welche, auf zwanzigjährige Erfahrungen gestützt, für mich allerdings zur Überzeugung geworden ist. Ich glaube aber nicht, daß dieses Geständnis den vorliegenden Ausführungen wesentlich zum Nachteil gereichen kann, denn im Grunde genommen, welche Schrift immer man zur Hand nimmt, die darin gefundene Objektivität ist die Objektivität des Verfassers.

Des Menschen Denk- und Handlungsweise sind die Produkte seiner Erfahrungen. Derjenige, der eben erst aus der Schule ins Leben tritt, hat seine Erfahrungen, und der gereifte Mann, wie groß oder wie klein sein Wirkungskreis auch war, hat seine Erfahrungen.

Natürlich glaubt jeder wieder von seinem Standpunkte aus, daß seine Erfahrungen dem allgemeinen Besten dienen können. Auch das allgemeine Beste nimmt dabei für ihn die subjektive Färbung seines Denkens, den Stempel seiner Individualität an. Aber viele Wege führen zu demselben Ziele und um wie viel mehr Wege führen zu scheinbar demselben Ziele.

Vervollkommnung des Menschen! Das ist das hehre, ideale Ziel, welches den Meisten vor Augen schwebt und welches alle Menschen anzustreben angeben! Aber selbst diejenigen, denen es wirklich um die Vervollkommnung des Menschen zu tun ist, weichen in ihren Ansichten über „Vollkommenheit“ auseinander. Der Eine sucht sie in der Erlangung eines feinen gesellschaftlichen Benehmens, der Andere in der Aneignung eines gewissen Grades

allgemeiner Bildung, und wenn man näher zusieht, so ist für viele diese sogenannte „allgemeine“ Bildung eigentlich eine oberflächliche Bildung; der dritte in der Durchbildung eines festen, ehrenhaften Charakters, der vierte in der Fähigkeit im Kampfe ums Dasein, unbekümmert um die Art der dazu erforderlichen Mittel, eine siegreiche Rolle zu spielen, ein fünfter in der möglichst weit gehenden Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Es soll nicht gesagt sein, daß damit bereits auch nur alle die verschiedenen Hauptrichtungen und Anschauungen über menschliche Vollkommenheit erschöpft sind, jedenfalls, wenn man auf die unterschiedlichen Nuancierungen und Verbindungen der hier angeführten Hauptkategorien eingehen wollte, würde man eine endlose Zahl von Meinungen anzuführen haben — *quot capita tot sententiae!*

Und was von der Vervollkommnung des Menschen, des Individuums gilt, gilt in noch erhöhtem Maße von der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

Verfolgt man indes, gemäß der Descendenztheorie, die Stufenleiter der Tierklassen, so findet man, daß, wie verschieden auch die Variationen der Klassen-, Ordnungs- und Gattungsmerkmale sind, so daß manche Gruppe, die in einer Richtung als vollkommen gelten kann, in anderer Richtung als weniger vollkommen, oder doch wenigstens in einer Variation von problematischem Werte begriffen, erklärt werden muß, doch in einer Richtung ein Zweifel über das Mehr oder Weniger des Fortschrittes nicht besteht, nämlich in Bezug auf die Entwicklung des Geistes.

Daß die Vervollkommnung des Menschen auch in erster Linie in der Ausbildung seines Geistes besteht, da diese sekundär auf die Regelung seiner Begierden und seines Charakters wirkt, einen schwankenden Charakter festigt, einen starren Charakter mildert, bedarf auch keiner weiteren Erörterungen. Aber in praxi wird hiergegen sehr oft aufgetreten: „wissenschaftliche Ausbildung“ wird verschieden gedeutet. Es hat sich geradezu ein Unterschied zwischen theoretischer und angewandter Wissenschaft herausgebildet, welcher in weiterer Differenzierung zur Trennung der Wissenschaft und Technik geführt hat. Technik ist nun allerdings nichts anderes, als in der Praxis und für die Praxis angewandte Wissenschaft, aber in der Bemessung des Wertes der Wissenschaft für die Praxis ist man sogar so weit gegangen, zu behaupten, „die Naturwissenschaften erhalten ihren vollen Wert erst durch ihren praktischen und technischen Teil“¹⁾.

Was ist Wissenschaft? Daß die Wissenschaft nicht nach diesem Maße gemessen werden darf, hat Zöllner versucht, durch ein Beispiel zu erläutern, hat aber gerade damit einen Fehlgriff

¹⁾ F. Klein, Zur Einführung der Staatsprüfungen an den technischen Hochschulen Österreichs. Ein Beitrag zur Lösung der Frage der sozialen Stellung des Technikers. Wien 1879. S. 54.

getan, der auch sofort ausgebeutet wurde. Aber Zöllner wollte nur sagen, daß jeder, der eine Untersuchung nur zu dem Zwecke des Gelderwerbes macht, diese Untersuchung schon dadurch von der reinen Wissenschaftlichkeit ausschließt; derjenige aber, der Untersuchungen selbst dann vornimmt, wenn aus denselben kein materieller Vorteil für ihn resultiert, als Jünger der Wissenschaft gelten kann.

Wissenschaft erörtert Verhältnisse und Beziehungen irgend welcher Art, ob sie nun praktischen Bedürfnissen dienen oder nicht; sie können denselben dienen, aber darin liegt nicht der Zweck der wissenschaftlichen Forschung. Die praktischen Bedürfnisse wollen eine Lösung ganz ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Forschung; der Technik sind umständliche praktische, versuchsweise oder auch zufällig erhaltene Resultate gleichwertig mit systematischer Forschung.

Der Techniker legt nun alles beiseite, was seinen praktischen Bedürfnissen nicht dient. „Wozu brauchen wir dieses?“ ist seine Frage. Der Mediziner, der Jurist sind ja auch praktische Stände und die naturwissenschaftlichen Studien gehören viel eher den Wissenschaften an, wie dies auch in Italien und Nordamerika schon lange anerkannt wird; aber die Mediziner und Juristen werden — soll man sagen „jetzt noch“, denn in der Tat sträuben sie sich auch bereits dagegen — gezwungen, viel mehr zu lernen, als sie in der Praxis brauchen. Dieses erwähnte Streben, das Bestreben, sich das Studium möglichst zu erleichtern, das Überbordwerfen alles desjenigen, was kurz als für die Praxis „überflüssig“ bezeichnet wird, ist eben ein Zeichen unserer Zeit. Es schadet aber nichts, im Gegenteil, es ist nur von Vorteil, wenn man jedem Menschen auch etwas Selbstlosigkeit, Vergnügen an etwas nicht unmittelbar dem Broterwerbe Dienlichem beibringt, und dieses soll gesagt sein, wenn man den klassischen Sprachen einen größeren ethischen Bildungswert beimißt.

Über den vorliegenden Gegenstand ist bereits viel gesprochen und geschrieben worden und man hört heute vieles wieder vorbringen, was bereits vor 20 Jahren gesagt wurde; es sei mir daher gestattet, nebenher auch auf einiges zurückzukommen, was unter diese Argumente gezählt werden könnte.

In einer der vielen dieses Thema behandelnden Schriften wird bemerkt, daß man auch die Behauptung hört, daß die lateinische und griechische Sprache als humanistische Bildungsmittel den Mann vertrauenswürdiger erscheinen lassen. Ich weiß nicht, ob der Satz in dieser Form und Fassung gebraucht wurde, denn in dieser erscheint er allerdings als eine Behauptung, über die man wohl lächeln könnte und die auch ins Lächerliche gezogen wurde. Klassische Bildung und Vertrauenswürdigkeit stehen nicht in direkter Beziehung; allein das Studium von Dingen, die man nicht direkt für den Lebensunterhalt braucht, fördert die Selbstlosigkeit,

weil sie den Menschen lehrt, nicht nur am Brotstudium zu hängen und zeigt Selbstlosigkeit, weil sie zeigt, daß der Mensch nicht nur an der Erhaltung seines Lebens und Förderung seines Wohlergehens, sondern auch an abstrakten Dingen Vergnügen findet; diese Eigenschaft wird aber bei Jedem hochgeschätzt und gewis nicht mit Unrecht.

Und derselbe Autor, der seinerzeit die Unmöglichkeit der Erlangung des Dokortitels für den Techniker nicht nur als eine Ungerechtigkeit gegen den Stand, sondern auch als ein wesentliches Hemmnis gegen den „Zutritt zum Salon“ erklärte, gibt im Schlussworte den Technikern den Rat, „den gesellschaftlichen Verkehr und die feinen Umgangsformen anzunehmen“¹⁾.

Für den Mann der Wissenschaft ist der Zutritt zum Salon wohl stets eine Nebensache gewesen und wird es stets sein. Und was meine persönlichen Erfahrungen bei anderen betrifft, so kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß die in den letzt angeführten Worten enthaltene Ermahnung an die Techniker — die nicht von mir herrührt — in vielen Fällen, oder um korrekter zu sein und dem berechtigten Einwande zu begegnen, daß dasselbe auch für einzelne Fälle von absolvierten Universitätshörern gilt, hingegen für manche Techniker überflüssig ist — daß jene Ermahnung in einem überwiegenden Prozentsatze bei den absolvierten Technikern nicht am unrechten Platze ist, selbst dann, wenn sie nicht in Wasserstiefeln stecken.

Aber zwanzig Jahre sind dahingegangen; die Techniker haben mehr erreicht, als damals angestrebt wurde; sie haben Staatsprüfungen, sie haben den Dokortitel und neidlos wird ihnen diese Gleichberechtigung gegönnt von denjenigen, welche ihrerseits den Dokortitel durch andere wissenschaftliche Studien erreichen; es war ja nichts anderes, als der Kampf ums Dasein, den wir bei allen Individuen und Gruppen finden, zwischen Lehrern und Lehrerinnen, Graduierten und Nichtgraduierten, der Kampf zwischen politischen Parteien usw.

Es muß zugestanden werden, daß das konservative Prinzip, das starre Festhalten am Althergebrachten den geänderten Bedingungen niemals und nirgends Rechnung trägt; es muß aber ebenso zugestanden werden, daß das, was man als fortschrittliches Prinzip bezeichnet oder was sich so nennt, nicht für alle Fortschritt ist, sondern nur für diejenigen, deren geänderte Bedingungen eben eine Veränderung in diesem Sinne zu benötigen glauben. Diese Änderungen können dann von Nachteil sein für andere Gruppen, welche durch diese geänderten Bedingungen nicht oder nur wenig affiziert werden. Und was dann als Fortschritt zu bezeichnen ist, ist nicht allgemein angebbar.

¹⁾ F. Klein *ibid.* S. 63 und 81.

Auch der Kampf zwischen Gymnasien und Realschulen ist ein Kampf ums Dasein zwischen teilweise verschiedenen Organisationen.

So lange man sich mit Zähigkeit von Seiten der Gymnasien den neuen Forderungen entgegenstellte, gewannen die Forderungen der Realschulen an Boden. Jetzt, wo den geänderten Bedürfnissen bereits im weitesten Maße Rechnung getragen ist, werden neue Forderungen der Realschulen auf ein bescheidenes Maß reduziert werden müssen, und sie selbst werden sich anderweitigen Bedürfnissen höherer Interessen fügen müssen. Wie immer, die Zurückhaltung von wirklichen Rechten erregt die Meinung von Zurückhaltung vermeintlicher Rechte; werden erstere gewährt, so werden die letzteren Forderungen hinfällig und wenn dieselben dennoch erhoben werden, ist eine Zurückweisung derselben unvermeidlich. Was noch zu tun bleibt, ist gegenwärtig nicht mehr viel, und es scheint nun verhältnismäßig leicht, die noch bestehenden Gegensätze zu überbrücken, ausgleichende Gerechtigkeit zu üben und die gegeneinanderstehenden, sich scheinbar widersprechenden Forderungen in Einklang zu bringen.

„Die Naturwissenschaften erhalten ihren Wert erst durch ihren praktischen oder technischen Teil!“ Das ist ein Geständnis. Man kann den Gedankengang unserer Zeit nicht besser verdolmetschen als durch diesen Satz. Wo sind die hehren Ideale, die man bei den Abiturienten der Mittelschulen und Hochschulen sucht oder suchen soll! Ist für die Praxis arbeiten Wissenschaft? Gibt es doch heutzutage viele, die dem Aufschwunge der Technik folgen, durch praktisches Experimentieren auch Erfolge erzielen, aber überhaupt nie eine bedeutendere wissenschaftliche Ausbildung genossen haben! Allerdings, auch Mediziner haben ihre Praktiker gehabt, die immerhin jedoch für ihre Zeit genügend Theoretiker waren; aber die Ärzte von heute haben eines vor den Technikern voraus, was ihren Resultaten einen bedeutend höheren ethischen Wert verleiht: sie nehmen auf ihre Erfindungen oder Entdeckungen keine Patente. Das Patentwesen der Techniker, diese Ausbeute für den Gelderwerb läßt sich mit den monopolisierten Geheimmitteln der mittelalterlichen Ärzte vergleichen, und der Arzt, der heute seinen Doktorgrad in dieser Weise verwerten wollte, würde als nicht standesgemäß erklärt.

Der jetzige Zudrang zu den Mittelschulen ist keineswegs ein Zeichen des wachsenden geistigen Strebens, sondern hat seine Ursache in dem materialistischen Streben, daß jeder seine Kinder, wenn sie auch wenig befähigt sind, „etwas studieren lassen will“, u. zw. möglichst rasch und etwas möglichst Einträgliches, z. B. die jetzt so zugkräftige Elektrotechnik usw. — daher der Zudrang zu den Realschulen. Aber namentlich die besseren Stände schicken ihre Kinder doch ins Gymnasium; trotzdem sie während ihrer ganzen Studienzeit über die Unbarmherzigkeit ihrer Lehrer im Lateinischen

und Griechischen und noch viele Jahre nachher über das Unnötige dieser Sprachen gesprochen haben, lehrt sie die Erfahrung, daß sie ihren weiten Gesichtskreis, ihre universelle Bildung und ihr ruhiges und vornehmes Wesen der gymnasialen, der klassischen Bildung zu verdanken haben.

Nun erheben die Realschulen die Forderung, daß ihre Abiturienten zu den Universitäten, zum Studium der Medizin, der Jurisprudenz zugelassen werden und begründen dieses damit, daß das Studium der modernen Sprachen dieselbe Reife des Geistes erzeugt wie diejenige der klassischen Sprachen, daß die naturwissenschaftlichen Studien dieselbe Reife des Geistes bedingen, wie die Sprachstudien, während der Gegeneinwand erhoben wird, daß die modernen Sprachen den klassischen Sprachen nicht gleichwertig sind und (es wird dies vorzugsweise von Medizinern behauptet) daß dem Realschüler die *humanitas* fehlt, und endlich, ebenfalls von gewissen Seiten, daß die Naturwissenschaften nicht dieselbe Reife des Geistes bedingen.

Über die Art des Unterrichtes in den klassischen und den modernen Sprachen muß ich mich als Nichtphilologe kurz fassen; immerhin stehen mir einige Erfahrungen zugebote, die mir ein wenn auch nicht maßgebendes, ganz subjektives Urteil ermöglichen.

Die altklassischen Sprachen haben einen ungemein großen Formenreichtum, der der französischen Sprache zum großen Teil, der englischen fast vollständig fehlt. Nun ist allerdings das Lernen der Formen ein reines Memorieren, ebenso wie das Lernen der Vokabeln. Von diesem Memorieren ist aber wohl zu unterscheiden das Denken, das Überlegen, welches zur richtigen Anwendung der Formen nötig ist.

Philosophisch und physiologisch gesprochen hat man ja zu unterscheiden die Apperzeptionsfähigkeit des Geistes, welche physiologisch als die Tätigkeit der Hirnzellen bezeichnet werden kann, Eindrücke aufzunehmen. Das Memorieren von Formen, von Vokabeln fällt hier zusammen mit der Fähigkeit, Sinneseindrücke irgend welcher Art aufzunehmen. Das Verständnis des Perzipierten, das Vergleichen desselben, das Bilden von Urteilen und Schlüssen fallen in die Sphäre der physiologisch als Assoziationsfasern bezeichneten, die Hirnzellen verbindenden Nervenfasern. Diese Assoziationsfasern werden erst sukzessive ausgebildet und gefestigt, u. zw. viele erst in relativ später Zeit. Selbst im Laufe des späteren Lebens besteht das, was wir 'lernen' nennen, in nichts anderem als in der Ausbildung von solchen allerdings präformierten Assoziationsbahnen.

Man kann diese Schulung nicht früh genug beginnen. Bei den modernen Sprachen fällt aber das Urteilen und Schließen, kurz das Denken, ziemlich spät, in die Syntax, während die erste Stufe bei dem Erlernen der modernen Sprachen in der Überwindung der Schwierigkeiten der Aussprache liegt; diese Schwierigkeiten sind allerdings bei der französischen Sprache wesentlich größer als bei

den klassischen Sprachen und noch größer beim Englischen; die Überwindung derselben fällt aber lediglich in das Bereich des Memorierens. Einige wenige Regeln, vorzugsweise aber richtige Gewöhnung, erreicht durch das Memorieren der Vokabeln, dies ist der Kern des Studiums des Französischen in den unteren zwei Klassen. Und wie viel bietet das Englische an Schwierigkeiten bei der Anwendung der Formenlehre in der fünften Klasse der Realschule? Ich kann wohl aus eigener Erfahrung behaupten, daß die formalen Schwierigkeiten, denen überhaupt ein Einfluß auf den Denkprozeß zugeschrieben werden kann, auf wenigen Seiten zusammengestellt werden können. Daß das Memorieren auf dieser Stufe nicht mehr als geistige Schulung angesehen werden kann, und eben nur mitgenommen werden muß, weil es bei den Sprachen nicht zu umgehen ist, wird wohl jeder zugeben; wird ja doch das Memorieren auf jeder Stufe, vorwiegend in den oberen Klassen auf ein Minimum reduziert, da es auf den Denkprozeß eher einen schädlichen Einfluß ausübt, indem es das Urteilen und Schließen umgeht.

Ganz anders die klassischen Sprachen. Schon die Erkenntnis des Formenreichtums allein erweitert den Gesichtskreis des eben erst aus der Volksschule hervorgehenden Knaben. Die Wahl der richtigen Form macht ihm anfangs Schwierigkeiten und erfordert eine richtige Erkenntnis des gegenseitigen Verhältnisses, in welchem die verschiedenen Satztheile zu einander stehen und dadurch wird sofort auch das Verständnis für die deutsche Grammatik gefördert. Als Beispiel mag die gleich im Anfang auftretende Notwendigkeit des Unterscheidens des Nominativ und Accusativ bei den Femininis in der ersten Deklination erwähnt werden. Sukzessive treten immer schwierigere Verhältnisse auf, wozu dann auch die schon auf dieser Stufe unentbehrlichen Regeln aus der Syntax treten. Genitivus qualitatis, partitivus, relationis; Ablativus qualitatis, comparationis, causae, modi, instrumenti, temporis; Unterscheidung des reflexivum und demonstrativum in der dritten Person, Coniunctiv in Hauptsätzen, Consecutio temporum in Coniunctivsätzen, direkte und indirekte Fragesätze, ut und ne finale und ut und ut non consecutivum, cum causale, temporale und narrativum, accusativus cum infinitivo, nominativus cum infinitivo! Was hat das Französische dieser Schulung des Denkens in den zwei ersten Klassen — nur von diesen ist hierbei die Rede — entgegenzustellen?

Es wäre noch zu erörtern, wie durch Vermehrung, jedenfalls nur durch bedeutende Vermehrung des naturwissenschaftlichen Stoffes eine ähnliche Schulung erreicht werden könnte. Ich kann mir dies nicht anders denken, als daß bereits die Physik in die erste Klasse der Mittelschule verlegt würde. Nicht die Beschreibung der Naturgegenstände, nicht das Verfolgen und Beschreiben der Erscheinungen, sondern das Nachspüren nach den Bedingungen ihres Auftretens, die Erklärung derselben könnte vielleicht als Ersatz betrachtet werden.

Würde es jemand wagen, einer solchen Veränderung das Wort zu reden? Haben diejenigen, die von dem Bildungswerte der Naturwissenschaften sprechen, diese Lösung vor Augen? Jeder Einsichtige empfindet bei diesem Vorschlage ein gewisses Unbehagen und drückt den Grund hiefür kurz in der Behauptung aus, daß dadurch eine einseitige Ausbildung des Geistes, eine wertlose Präheife erzielt wird. Dieses ist auch ganz richtig, denn der Geist verliert sich dabei in interessante und anziehende Details, welche dem Knaben als Fortsetzungen seiner früheren Spielereien lieb sind und von ihm denn auch mehr als Spielzeug gehegt und gepflegt werden, so daß das Interesse an anderen abstrakten Dingen verloren geht. Dies zeigt auch die Erfahrung an den Bürgerschulen; hier, wo es sich nicht um eine intensive, sondern um eine rasche, wenn auch einseitige Ausbildung handelt, kann dieser Vorgang gewählt werden und der Erfolg ist der, daß für den aus der Bürgerschule hervorgegangenen Schüler überhaupt nur jene Untersuchungen einen Wert haben, welche ökonomischen Zwecken dienen, während ihm für wissenschaftliche Untersuchungen anderer Art jedes Interesse, jedes Verständnis abgeht, daß man ihm stets das Kleben an dem Irdischen, an der Scholle ansieht, daß ihm jeder ideale Schwung fehlt.

Soll also schon auf dieser Stufe ein Ersatz für die klassischen Sprachen geschaffen werden, so kann dieses nur durch eine moderne Sprache erzielt werden; dieses war auch bei der Einführung der modernen Sprachen an den Realschulen der Zweck. Aber aus den bereits angeführten Gründen können die modernen Sprachen einen Ersatz für die klassischen nicht bieten.

Man wendet ein, daß bei den modernen Sprachen das „Sprechen lernen“ ebenfalls zur geistigen Schulung beiträgt. Sprechen kann man bekanntlich auch lernen ohne grammatikalischen Unterricht, durch bloßes Sprechen-hören. Hierbei hat man es wieder mit dem bloßen Memorieren zutun; das Urteilen und Schließen verliert seine Bedeutung und man könnte das Sprechenlernen in der Schule eher als einen Nachteil wie einen Vorteil bezeichnen, denn es gelangt allmählich das praktische Moment zur Präponderanz.

Ohnedies hat sich im Laufe der Zeit eine Verschiebung der Ansichten herausgestellt. Ursprünglich sollten auch die modernen Sprachen durch ihre geistige Schulung wirken; heute ist man bereits zu der ganz und gar der materiellen Seite angehörigen Ansicht gekommen, den Wert der Sprache nach ihrer Bedeutung für den Verkehr zu beurteilen. Französisch und englisch sollen nicht einmal durch ihren formalen Wert wirken, wenigstens der Hauptsache nach nicht, sondern sie sollen als Sprachen gelernt werden. Man darf sich aber keinen Illusionen hingeben: Man lernt sie in der Schule doch nicht sprechen, weil man sich nicht so weit erniedrigen kann, allein oder auch nur vorzugsweise das für den praktischen Bedarf Wichtige in der Mittelschule vorzubringen:

die Hausmannskost auf einer Tafel für den feinen Geschmack aufzutischen.

Teilweise aber hängt diese Verschiebung der Ansichten mit dem Wechsel in der Methode des Unterrichtes in den klassischen Sprachen zusammen. Horawitz klagte noch 1882: „Die Werke unserer Klassiker werden zur Zerpflückung statt zum Genuß und zur Erholung verwendet“. Diese Manier hat einen gewissen Widerwillen gegen die klassischen Sprachen, aber auch gegen die grammatikalische Verarbeitung in den modernen Sprachen erzeugt. In den klassischen Sprachen ist nun aber die Methodik seit 25 Jahren weit vorgeschritten und in den heutigen Gymnasien findet man wohl nur mehr selten einen Lehrer der alten Schule, der überall nur Grammatik sucht. Und auch in den modernen Sprachen sollte die Grammatik immer mehr in den Hintergrund treten und die Lektüre, ja noch mehr, das Sprechen, an deren Stelle treten. Bei den Sprachen, u. zw. sowohl bei den alten wie bei den modernen ist nun allerdings noch ein anderes bildendes Moment nicht zu übersehen: die Sprache gibt uns ein lebendiges Bild von der Denkweise des Volkes; die literarischen Produkte eines Volkes sind der unvergängliche Ausdruck der Volksseele und das Studium der Sprachen ist nichts anderes als Studium der Völkerpsychologie. Allein erst in den Oberklassen kann der Mittelschüler zu diesem Studium erzogen werden, dort wird er für die Lektüre erst das richtige Verständnis und von derselben den richtigen Genuß haben, dort wird die reichliche Lektüre erst für die Bildung des Charakters und Geistes den vollen Vorteil bringen, während in den unteren Klassen das Feld hiefür erst vorbereitet werden muß und in diesen die hauptsächlichsten bildenden Momente doch in der Schulung des Denkens durch die Grammatik gelegen sind.

Von gewissen Seiten wurde eingewendet, daß die geringe Bedeutung der modernen Sprachen darin liegt, daß sie der deutschen zu ähnlich sind; wörtlich genommen scheint mir dies nicht richtig und ich würde wohl behaupten, daß das Studium der deutschen Sprache für den Franzosen und Engländer viel bildender ist, als das Studium der französischen oder gar englischen Sprache für den Deutschen; diese Sprachen sind eben für den Deutschen zu leicht und, wie sich Hering sehr richtig, aber etwas drastisch ausdrückt, „Gaumen-, Gurgel- und Zungenfertigkeit bringen der allgemeinen Bildung keinen Vorteil“.

Betrachten wir noch die Erfolge. Schon auf der Unterstufe sehen wir, daß selbst solche Schüler, die in der Volksschule eine nur sehr mittelmäßige Ausbildung genossen haben, am Gymnasium rasch befähigt werden, schwerere Partien anderer Disziplinen mit Leichtigkeit zu assimilieren, und diejenigen, welche Gelegenheit hatten, an Realschulen und Gymnasien zu wirken und die Tatsachen mit unparteiischen Augen verfolgen, werden zur Überzeugung gekommen sein, daß die geistige Schulung an den Realschulen der-

jenigen an den Gymnasien nicht gleichwertig ist. Es genügt hier, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Abiturienten des Gymnasiums trotz der bedeutend geringern Stundenzahl, welche am Gymnasium den Naturwissenschaften gewidmet werden, nicht gar viel weniger in diesen Disziplinen gelernt haben und daß sie die wenigen Lücken mit Ausnahme einer einzigen, der Chemie, in Kürze an der Universität nicht nur nachholen, sondern sogar überholen, wie dies z. B. Helmholtz in den Verhandlungen über die Fragen des höheren Unterrichtswesens 1890 bemerkte.

Daß an den Gymnasien ebensoviel an Naturwissenschaften gelernt wird, wie an den Realschulen wird mitunter bestritten. Zunächst aber ist zu beachten, daß an Realschulen und Gymnasien dieselben Lehrbücher in Verwendung sind; „Ausgabe für Realschulen“ und „Ausgabe für Gymnasien“ beziehen sich nur auf einige wenige Änderungen: Umsetzung der Kapitel, um die im Buche einzuhaltende Reihenfolge mit dem teilweise durch das Stundenausmaß bedingten Lehrplane in Übereinstimmung zu bringen, hauptsächlich aber in der Physik durch die Einschaltung der Elemente der Chemie, welcher an den Realschulen eigene Lehrbücher gewidmet sind. Daraus folgt, daß derselbe Lehrstoff am Gymnasium bei geringerer Stundenzahl auch bewältigt wird; man muß also wieder schließen, daß entweder das Schülermaterial an den Realschulen schlechter veranlagt ist oder daß demselben nicht jenes ernste Streben, teilweise jener häusliche Fleiß, teilweise jene Verliebe auch zu abstrakten Studien zukömmt, wie am Gymnasium. Ich möchte mich nach meinen Erfahrungen für die letzte Annahme entscheiden. Eine minderwertige geistige Veranlagung ist im Durchschnitte nicht vorhanden, hingegen wohl, vereinzelte Fälle ausgenommen, ein geringerer Fleiß, entschieden aber weniger Strebbarkeit, und dies tritt gerade besonders in den Oberklassen auffallend hervor. Sollte nicht hierdurch der Schluß gerechtfertigt sein, daß die größere Strebbarkeit des Gymnasiasten selbst schon eine Folge der vorangegangenen Studien in den klassischen Sprachen ist, durch welche selbst die Durchschnittsschüler, und diese allein können zu allgemeinen Schlüssen herangezogen werden, zur Freude oder doch wenigstens zum gewohnheitsmäßigen Betriebe von abstrakten Studien herangebildet werden?

In mancher Richtung wäre die Anordnung und Verteilung des Stoffes am Gymnasium derjenigen an den Realschulen vorzuziehen. An den Gymnasien ist die Geometrie von der ersten Klasse an bis zur achten mit der Arithmetik verbunden; an den Realschulen ist sie von der ersten bis vierten Klasse getrennt. Meist wird allerdings darauf gesehen, daß die eine Stunde, welche in der ersten Klasse der Geometrie gewidmet ist, dem Lehrer der Arithmetik zufällt. Oft wird dieser Vorgang nicht eingehalten, sondern irgend ein Lehrer, der sonst in der Klasse gar nicht beschäftigt ist, erhält diese eine Stunde. Dies hat verschiedene Un-

zukömmlichkeiten; in Klassen mit 50—60 Schülern, wie dieselben mitunter in Wien vorkommen, soll dieser Lehrer in einer wöchentlichen Lehrstunde mit dem Lehrstoff fertig werden und alle Schüler in jeder Zensur mindestens einmal prüfen. Fallen nun in einer Zensurperiode ein oder gar zwei Feiertage auf denjenigen Schultag, an welchem Geometrie angesetzt ist, im Sommer vielleicht einmal Hitzferien, so ist die Erfüllung dieser Forderungen ganz unmöglich und bei der Herstellung des Stundenplanes könnte auf diesen Umstand nur Rücksicht genommen werden, wenn die Bedingungen erfüllbar wären, daß die eine Geometriestunde auf den Vormittag fällt, daß dieselbe gerade auf einen Tag verlegt werde, auf welchen während des ganzen Jahres keine Ferialtage fallen und auch von vorneherein nie ein Ausfall, z. B. durch die schriftlichen Maturitätsprüfungen oder sonstige Ereignisse fallen würde. Hiergegen wäre nun allerdings eine Abhilfe durch die gesetzliche Bestimmung möglich, daß die eine Geometriestunde in der ersten Klasse stets demjenigen Lehrer zugeteilt werde, welcher Arithmetik in der Klasse hat: die erste Annäherung an die Verteilung am Gymnasium. Nun ist aber auch das Prüfen aller Schüler in jeder Zensur bei etwas größerer Schülerzahl in einer wöchentlichen Stunde unmöglich; kennt der Lehrer erst einmal alle Schüler, dann kann er sich ein Bild von dem Wissen jedes einzelnen machen und nach einigen Bankfragen eine Note geben. Oft aber kann der Lehrer nicht einmal alle Schüler kennen lernen und wenn er sie kennt, reicht er mit der Zeit doch nicht immer aus. Einem Schüler aber auf eine Frage hin 'nicht genügend' oder 'vorzüglich' zu geben, wird keinen gewissenhaften Lehrer befriedigen, und doch bleibt nichts anderes übrig, als mit vollem Bewußtsein, aber ohne irgend welches Verschulden hin und wieder ungerecht zu sein oder eigenmächtig die Stundenzahl zu vermehren: außer der Schulzeit prüfen.

Dieser Übelstand würde behoben, wenn auch die Klassifikation der Arithmetik und Geometrie in der ersten Klasse zusammengezogen würde; eine weitere Annäherung an die Lehrstoffverteilung am Gymnasium.

Von der zweiten Klasse an ist Geometrie und geometrisches Zeichnen vereint und dem Lehrer der Arithmetik sehr häufig entzogen. Wenn nun dieser, namentlich in der dritten Klasse, nicht immer wieder auf geometrische Beispiele greift, d. h. Geometrie in der Arithmetikstunde betreibt, so kann es vorkommen, daß die theoretischen Kenntnisse in der Geometrie und die praktischen im Zeichnen sehr verschieden ausfallen. In anderen Fällen wieder wird Geometrie ausreichend betrieben und die Behandlung derselben in der Arithmetik führt zu unnötigen Wiederholungen. Einzelne Lehrer, welche für Geometrie und Freihandzeichnen approbiert sind, legen aber anfänglich viel mehr und später vielleicht das größte Gewicht auf das geometrische Zeichnen, während die Kenntnisse in der Geo-

metrie sehr lückenhaft bleiben. Oft macht sich dieses bereits in der dritten und vierten Klasse in der Physik, sicher aber in der fünften Klasse in der Mathematik merklich fühlbar, und so kommt es, daß die Schüler, die an das Obergymnasium kommen, in Geometrie teilweise besser vorgebildet sind, wie manche von denjenigen, die in die Oberrealschule eintreten, wengleich den erstere die Handfertigkeit im Zeichnen fehlt, welche die letzteren erlangt haben, und andererseits in der analytischen Geometrie am Gymnasium ein Mangel anderer Art zu bekämpfen ist: dem in das Obergymnasium tretenden Schüler fehlt häufig die Kenntnis der wichtigsten Eigenschaften der Kegelschnittslinien.

An der Realschule wie am Gymnasium scheint hier eine Remedur schwer möglich; einerseits gehört die Geometrie unbedingt in die Mathematik, wie dies ja in den Oberklassen zutage tritt, andererseits ist an der Realschule das geometrische Zeichnen die Vorbedingung für einen ersprießlichen Unterricht in der darstellenden Geometrie. Allein Gymnasium wie Realschule haben ja in den Unterklassen dieselbe Stundenzahl in Mathematik, warum also verschiedene Lehrpläne? Der systematische, wissenschaftliche Unterricht in der Mathematik beginnt allerdings scheinbar an der Realschule in der vierten, am Gymnasium in der fünften Klasse. Würde man sich aber zur gleichmäßigen Behandlung der Mathematik in beiden Anstalten entschließen, so blieben wöchentlich vier Stunden in der ersten und wöchentlich drei Stunden in den folgenden drei Klassen hinreichend, um auch den theoretischen Teil der Geometrie mit der Arithmetik zu behandeln; das geometrische Zeichnen würde sich dann in zwei wöchentlichen Stunden (in der ersten Klasse wird ohnedies noch nicht gezeichnet und in der vierten Klasse wird die eine Stunde weniger sich nicht fühlbar machen, da der Stoff in dem Maße auf andere Stunden überwältigt ist) auf die Technik des Zeichnens mit umso mehr Intensität werfen können. Sollen dann aber unnütze Wiederholungen vermieden werden, so muß in den Unterklassen die Bestimmung getroffen werden, daß Mathematik und geometrisches Zeichnen in der Hand desselben Lehrers vereint sind. Während daher in der Oberrealschule die Kombinationen: Mathematik und darstellende Geometrie oder aber Mathematik und Physik in der Hand desselben Lehrers vereint auftreten können, wobei dann Physik im ersten Falle und darstellende Geometrie im zweiten Falle in der Hand eines anderen Lehrers sind, so wird in den unteren Klassen stets Mathematik und geometrisches Zeichnen vereint und von der Physik abgetrennt auftreten.

Ich habe oben von dem Mangel gesprochen, der dem in das Obergymnasium eintretenden Schüler anhaftet, herrührend von seiner Unkenntnis der Elemente der Kegelschnittslinien. Diesem Mangel wäre abzuhelfen, wenn auch am Untergymnasium das geometrische Zeichnen gepflegt würde, wofür auch andere Gründe sprechen.

Zeichnen, und zwar sowohl Freihandzeichnen wie geometrisches Zeichnen, hat einen unbestreitbar bildenden Einfluß: es bildet den Formensinn, fördert die geistige Durchdringung des Gesehenen; es lehrt nicht nur räumliche Objekte in der Ebene abbilden, sondern auch Flächenbilder räumlich deuten. Ein hervorragender Anatom sprach sich mir gegenüber dahin aus, daß diejenigen Studierenden der Medizin, welche gute Zeichner waren, viel bessere Vorstellungen in der Anatomie hatten, namentlich aber die topographische Anatomie viel sicherer beherrschten, als solche, die nie gezeichnet hatten. *Viri docti male pingunt*, wie Hering behauptete, ist durchaus nicht ernst zu nehmen. Zeichnen ist ein Bildungsmittel, u. zw. ein gutes, und was nicht zu übersehen ist, ein wenig anstrengendes und sehr unterhaltendes Bildungsmittel und wäre daher auch an den Gymnasien, u. zw. an allen, obligat einzuführen.

Noch einen Mangel in der naturwissenschaftlichen Ausbildung am Gymnasium, den ich bereits erwähnte, muß ich etwas ausführlicher behandeln: die geringen Kenntnisse der Gymnasiasten aus der Chemie. Einer naturwissenschaftlichen Disziplin, welche heutzutage so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, welche von ausschlaggebender Bedeutung für die Medizin geworden ist, werden im ganzen Gymnasium etwa 20—30 Stunden gewidmet! Daß Sätze aus der theoretischen Chemie (Theorie der Gase, Atom- und Molekulargewichtbestimmung, Avogadros und van t'Hoffs Gesetze usw.) in der Physik an anderen Stellen besprochen werden, ändert hieran nichts: im Gegenteil, für das volle Verständnis dieser Teile fehlen die empirischen Grundlagen; das aus der theoretischen Chemie im Unterrichte zu Behandelnde erhält den Charakter des Dogmatischen. Den Abiturienten des Gymnasiums fehlen dabei fast alle Kenntnisse aus der organischen Chemie und erst an der Universität wird diese Lücke von den Physikern und Medizinern notdürftig ausgefüllt, während die übrigen Studierenden auf jede Kenntnis aus der Chemie verzichten müssen.

Am Realgymnasium ist in der vierten Klasse ein Semester der Chemie gewidmet; ich habe einmal Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie die Verfolgung der chemischen Prozesse das Interesse und das Verständnis für Naturerscheinungen schärft und einerseits zur Beobachtung, andererseits zur Deutung der Beobachtungen anregt. Ich möchte daher aus praktischen Gründen sowohl, als auch aus didaktischen unter allen Umständen der Einführung der Chemie am Gymnasium das Wort reden und halte dafür, daß bei der ersten Gelegenheit auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen sein wird.

Damit ist nun schon ein weiterer Punkt, der Einfluß der Naturwissenschaften auf die Ausbildung erledigt: die Naturwissenschaften allein geben keine genügend allseitige Ausbildung; sie nehmen aber neben den Sprachen, aber nur neben diesen als Bildungsmittel den gleichen Rang ein, und wenn heute noch darüber debattiert wird, ob die Naturwissenschaften oder aber die

Sprachen vorzuziehen sind, so möchte ich gegen einen selbst ersonnenen Feind behauptet, daß die Realschüler deshalb gewinnen, wie die Gymnasiasten, weil sie an wissenschaftlicher Bildung fehlt, durch naturwissenschaftliche Bildung ersetzen, so ist dieses einfach unrichtig, denn die Gymnasiasten sind weit voraus in wissenschaftlicher Bildung nur sehr wenig zurück und so sind sie an allgemeiner Bildung den Realschülern überlegen.

Ein anderer der erwähnten Einwände ist die *humanitas* am Krankenbette, ist wörtlich die *humanitas*, die Selbstlosigkeit, die auch gar mancher der heutigen Ärzte betrieht, auch kein Wort gesprochen zu werden.

Entkleiden wir den ganzen Kampf um die Realschule, so bleibt nichts als der Kampf um die Realschule, zwischen deren Abiturienten und den verständlichen Korpsgeist ihrer Lehrer.

Da treten zunächst die französischen als Welt Sprachen auf, welche den „toten“ Sprachen ablaufen sollen. Hiezu sei es mir als Gelehrter erlaubt, daß nicht nur das Französische und Englische, sondern auch Lateinische und Griechische Welt Sprachen aussterben werden, weil in ihnen die großen Leistungen vergangener Zeiten niedergelegt sind. Newton, Leibniz, Jacobi, Gauss haben lateinisch geschrieben, und steht jeder Gelehrte. Da hört man von Bestrebungen, die alte Sprache herzustellen, welche die ganze Welt lesen und welcher jeder Gelehrte schreiben soll, Volapük konnte einen ephemereren Ruhm erringen, und immer wieder die Art angelegt wird, um die schönsten und edelsten Leistungen anheim zu geben.

Hering verlangt, daß die lateinischen Sprachen betrieben werden soll, so lange bis sie in Vergessenheit gegangen ist, hingegen griechisch nur für die Abiturienten kein Examen zu machen. Ich möchte mich hier einer Meinung bedienen. Ich möchte mich hier einer Meinung mit den Philologen überlassen, über den Umfang der Studien zu entscheiden. Latein, wenn es auch nicht mehr übergehen muß, kann doch so weit betrieben werden, daß der sich dem Studium der reinen Wissenschaften zuwenden will, darin zurecht findet, und nur einer ein Gelehrter wird, so muß für die Realschule griechisch erhalten bleiben, damit nicht in noch kürzerer Zeit Latein und Griechisch auf dieselbe Stufe gestellt wird.

Seit 30 Jahren wogt der Kampf, und Zeiten der Pause wechseln mit Zeiten der hohen Erregung. Wieder ist gegenwärtig nach einigem Stillstande eine Phase der Erregung eingetreten. Hoch gehen die Wellen und brandend rauschen sie uns entgegen! Stürmisch wird die Forderung erhoben, der Realschüler soll direkt von der Realschule trotz seiner nur siebenjährigen Studiendauer als ordentlicher Hörer an die Universität zugelassen werden und ihm eine kurze Frist, ein Jahr, zur Vorbildung in den fehlenden Sprachen gegeben werden, während welcher er jedoch als ordentlicher Hörer an der Universität eingeschrieben sein kann.

Auch der Gymnasiast, der an die Technik geht, wird ja, wie man sagt, denselben Bedingungen unterworfen: er muß eine Prüfung aus Zeichnen und darstellender Geometrie ablegen. Man übersieht dabei aber eines: der Gymnasiast hat acht Jahre studiert, und wird dem Realschüler, der früher fertig ist, dasselbe Recht zugestanden, so wird ein noch größerer Zufluß zu den Realschulen stattfinden; denn wenn man durch siebenjähriges Studium dasselbe erreichen kann wie durch achtjähriges, warum nicht das erstere vorziehen? Wird ja ohnedies, wie die fortwährenden Fluktuationen in der Zahl der Hörer zeigen, zumeist die Berufswahl durch praktische Überlegungen und nicht durch die Vorliebe des Einzelnen bestimmt; und erst kürzlich konnte man in einer Zeitung den Warnungsruf vernehmen, man möge sich nicht verrechnen, wenn die Realschule auf acht Jahre ausgedehnt würde, würde die Frequenz rasch sinken. Auch dies ist ein Geständnis. Aber selbst dann, wenn die Realschule das achte Jahr ohne Latein bekäme, ist der Vergleich noch nicht ganz zutreffend. Der Gymnasiast, der an die Technik geht, hat von vorneherein Talent zum Zeichnen und zu den konstruktiven Fächern, sonst würde er seine Berufswahl nicht in dieser Art treffen. Derjenige aber, der von der Realschule an die Universität geht, muß nicht gerade Sprachentalent haben, aber er braucht die Sprachen. Latein und Griechisch lernen einige wenige besonders Begabte, sodann diejenigen, welche es für ihre Sprachstudien brauchen, leicht; aber diejenigen, welche sich den juristischen und medizinischen Wissenschaften widmen wollen oder welche sich überhaupt nur für einen Lebensberuf entscheiden, und alles nur lernen, weil sie es müssen, werden Schwierigkeiten haben. Bisher sind nur Resultate von den geistig Bevorzugten bekannt. Dagegen wird nun eingewendet, daß ja jeder Abiturient reif genug ist, Latein in einem Jahr zu erlernen, und diese Zeit ausreicht. Daß dieses nicht richtig ist, ist leicht zu erweisen: die Schüler am Gymnasium haben ja in den letzten zwei Jahren (die früheren gar nicht mitgerechnet) noch 10 Stunden wöchentlich Latein; würden diese 10 Stunden ausreichen, ihm eine vollständige Kenntniss der lateinischen Sprache, von Anfang an, beizubringen? Oder ist nach dem Abgange des Schülers aus der Schule die geistige Reife ebenso rasch gestiegen wie dessen ein-

gebildete Würde durch den Sprung von der Mittelschule zur Hochschule? Gewiß nicht. Wenn er wirklich die lateinische Sprache nunmehr, nachdem er ein oder zwei Jahre älter ist, bewähigen soll, so braucht der Befähigte ein Jahr, der minder befähigte Durchschnitt mindestens zwei Jahre ausschließliche Beschäftigung mit der Sprache, denn die Vorkenntnisse in der französischen und englischen Sprache nützen ihm für das Studium der lateinischen Sprache — von der griechischen ist dabei ganz abgesehen — soviel wie nichts. Diese ausschließliche Beschäftigung mit der einen Sprache erfordert aber eine vollständige Vernachlässigung alles anderen und eine derartige Verteilung der Studien wird dem Schüler eher von Nachteil: nach Abschluß seiner jetzigen Sprachstudien kann er mindestens ein weiteres Jahr zur Wiederholung verwenden; es ist, wenigstens halb und halb, für ihn verloren.

Diese Darlegungen werden auch nicht dadurch umgestoßen, daß in einer Zeitungsenquête bedeutende Persönlichkeiten sich für die Einführung dieses Vorbereitungsjahres aussprachen. Die Ansichten anderer bedeutender Persönlichkeiten, welche entgegengesetzt sind, werden da nicht zum Abdrucke gebracht, und wenn nicht zufällig eine andere Zeitung, die die entgegengesetzte Meinung vertritt, die diesbezüglichen Aussprüche sammelt, so werden die letzteren überhaupt nicht publik werden. Nach der beliebten und bekannten Anschauung der meisten Zeitungsleser aber sind jene Meinungen vollberechtigt, die ihr Lieblingsblatt bringt, während alle anderen Zeitungen nur die „Tatsachen verdrehen“ u. v.

Wieder liest man in derselben Zeitung von einem angeblich ebenfalls den Schulkreisen angehörigen Autor, der den Schmerzensruf eines Vaters wiedergibt: „In höchster Angst bitte ich die Behörde, laß mir mein Kind, laß es mich unterrichten worin und wie es will — alles vergebens!“ Ja, wer verbietet denn diesem Vater sein Kind unterrichten zu lassen worin und wie er will, wenn das Kind einmal nicht mehr schulpflichtig ist? Oder wenn dies noch der Fall wäre, nebenher? Er braucht nur das Kind nicht in die Mittelschule zu geben, sondern nach seinem Belieben, seinen Lehrplan, seinen Instruktionen schlecht und recht, vielleicht recht schlecht, unterrichten zu lassen. Aber wenn er will, daß sein Sohn eine Staatsanstellung oder eine staatlich autorisierte Anstellung erlange, so muß er sich den Anforderungen fügen, welche der Staat für diese vorschreibt. Diese „Stimmen aus dem Publikum“ bezwecken am Ende, daß der Staat jede Verfügung jedes Einzelnen mit gebührender Hochachtung annehme! Ein General klagte erst im Konferenzzimmer des Gymnasiums, daß man seinen Sohn zum Latein zu lernen; er selbst habe es auch nicht gelernt und er doch General geworden! „Ja, bitte Herr General, wenn Sie es für unnütz halten, lassen Sie es ihn einfach nicht lernen; geben Sie ihn in die Bürgerschule!“

Durch die vorangehenden Auseinandersetzungen wird man aber zu dem Schlusse geführt, daß das Gymnasium manches aus der Realschule zu entnehmen hat, die Realschule manches aus dem Gymnasium, daß die Änderungen in der Stoffverteilung sich aber wesentlich auf die unteren Klassen beziehen: man wird daher naturgemäß zur Einheitschule geführt.

Der Gedanke ist nicht neu; über die Art und Weise aber, wie dieselbe zu denken ist, gehen die Ansichten sehr auseinander. Horawitz, ursprünglich ein Gegner derselben, erklärte die einheitliche Mittelschule in einem Vortrage für eine Unmöglichkeit, „gleich dem Unding unserer Realgymnasien“, widerrief aber kurz darauf in einem Aufsätze diesen Ausspruch, läßt aber die einheitliche Mittelschule nur als modifiziertes Gymnasium gelten; dabei spricht er sich noch für eine Herabminderung des mathematischen Pensums aus; andere verlangen sogar eine Herabsetzung der Realien an den Volksschulen. Hering erklärte sich 1886 für die einheitliche Mittelschule, allerdings mit Herabsetzung des Pensums in Chemie; hingegen sprach sich Zindler 1888 für die einheitliche Mittelschule aus mit Einführung der Chemie auf der Unterstufe. Zindler hob auch bereits hervor, daß dadurch die Berufswahl um zwei Jahre verschoben würde. Tatsächlich würde man dieselbe um vier Jahre verschieben können, ein nicht zu unterschätzender Vorteil, wenn man die geistige Unreife der aus der Volksschule kommenden Kinder und die absolute Unkenntnis über ihre künftige Entwicklung, über ihre geistigen Neigungen und Bestrebungen berücksichtigt.

Die erste Bedingung aber für eine einheitliche Mittelschule ist die achtklassige Realschule; eine Art dieser Schulen sind die Realschulen erster Ordnung in Deutschland mit Latein, doch wird, wie ich glaube, die einheitliche Mittelschule anders zu denken sein. Eine IX. Klasse, wie sie in Deutschland vorhanden ist, scheint, alles genau erwogen, überflüssig; eine Notwendigkeit würde sich nur ergeben, wenn tatsächlich eine schädliche Überbürdung zu konstatieren wäre, worüber ich später noch einige Worte sprechen werde.

Im „Wissenschaftlichen Klub“ in Wien hielt ich am 19. April 1888 einen Vortrag über ein allerdings etwas anderes Thema „Über das Unterrichtswesen in Nordamerika“ (Monatsblätter des wissenschaftlichen Klubs, X. Jahrg., Heft 1, S. 11) und sagte in der Einleitung, daß ich hiebei einen bestimmten Zweck verfolgte, der zum Schlusse erwähnt wurde, nämlich die Befürwortung einer einheitlichen Mittelschule. An dieser Stelle spreche ich von jener Schrift nur, weil ich schon dort einen Plan für die Stundenverteilung gab, nach welchem ein Lehrgang für eine in der Unterstufe einheitliche Mittelschule entworfen werden könnte. Praktische Erfahrungen sowie verschiedene theoretische Überlegungen ließen mich jedoch seither in einigen Punkten nicht unwesentliche Än-

derungen als zweckmäßig erscheinen und in neuer Form auf jenen Vorschlag zurückzuführen.

Zunächst muß ich bemerken, daß der Oberstufe in vier Abteilungen, von der Realschule, zwei der Oberrealschule zuzurechnen sind; denn erstens wäre nach der dort gegebenen Einteilung der Unterschied in den Gruppen I und II und IV nicht bedeutend und andererseits eine weit gehende Berufswahl, wie sie in der Realschule drucke kommt, verfrüht. Es genügt, wenn die Neigungen und Fähigkeiten entsprechen dem Studium der klassischen Sprachen oder andere Berufszweige zu wählen; ob er Theologie oder ob er Mathematik und Naturwissenschaften oder ob Forstwissenschaften zu seinem Lebensberuf wählen, ist einem späteren Zeitpunkte vorbehalten.

Ferner aber sollten beide Schulen in der Vermittlung des Wissens in der Aufnahme des Stoffes und in der wie erklärenden Naturwissenschaften nicht weniger Leistungen bieten, wie ja auch schon erwähnt ist, sind wöchentlich in den oberen Klassen

der Gymnasien
in vier Jahren

Naturgeschichte . . .	5	Stunden
Physik	6.	"
Mathematik	12	"
Chemie	—	

Es sind nun zwei Schlüsse möglich. Nicht ist die Zahl der den mathematisch-naturwissenschaftlichen zugewendeten Stunden an den Realschulen müßte folgerichtig die Ausbildung in dieser Hinsicht bessere sein; dieses ist die Ansicht derjenigen, die das Gymnasium verlassenden Studierenden bewußt den selben Stoff; dies ist die Auffassung derjenigen, die der Erfahrung vollinhaltlich bestätigt wird. Die am Gymnasium ist mindestens ebenso befähigt, an der Universität zu folgen wie der dort Studierende den Kursen an der technisch-beruflichen mehr! Es ist unstreitig, daß die technische Ausbildung wohl an Wissenschaftlichkeit der Darstellung des Ausmaßes der Forderungen den Universitäten stehen; auch besteht seit 1879 für die Realschulen an Mittelschulen, bei denen mehr intensive Ausbildung im Gegensatze zu der mehr praktischen Ausbildung des Techniker gefordert wird, die Bestimmung der Studien an den Universitäten zurückzuführen.

verständlich zu erwartenden Einwänden hiegegen möchte ich schon jetzt zwei Momente entgegenstellen: warum streben Professoren der technischen Hochschule mitunter Privatdozenten an der Universität an? Und warum streben die Realschulen für ihre Abiturienten die Zulassung zur Universität an, wenn ihnen ohnedies die Erlangung des Doktorgrades an der Technik möglich ist?

Für die praktischen Bedürfnisse, welche vorzugsweise den technischen Studien vor Augen schweben müssen, ist das Ausmaß der zu fordernden theoretischen Kenntnisse schon dadurch beschränkt, daß ein größerer, ja der größte Teil der Zeit für Anwendungen der Theorie aufgewendet werden muß. Aber gerade die Vertiefung in den theoretischen Studien bietet die größten Schwierigkeiten; bei der technischen Anwendung werden die schwierigsten Partien als überflüssig weggelassen.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese schwierigen Partien auch in den Bereich der technischen Hochschulen gehören, und ebensowenig soll gesagt werden, daß der absolvierte Realschüler nicht die Fähigkeit besitzt, den schwierigen Partien zu folgen; denn gerade seit der Einführung der Neubestimmungen über den Besuch der absolvierten Realschüler an den Universitäten als außerordentliche Hörer behufs Erlangung der Lehrbefähigung hat sich gezeigt, daß sie — wenigstens diejenigen, die sich dem Lehrberufe widmen — diesen Vorlesungen gut und sicher folgen können.

Prinzipiell gehe ich daher von dem Grundsatz aus, daß an beiden Anstalten gerade in dieser Richtung ein Unterschied nicht bestehen sollte und daher nach der humanistischen Vorbildung auf gemeinsamem Unterbau das Stundenausmaß in beiden Anstalten dasselbe sein müßte. Ich habe demnach für die vier oberen Klassen in Naturgeschichte 7 Stunden, Physik 8 Stunden, Chemie 4 Stunden, Mathematik 14 Stunden angesetzt, d. i. dieselbe Stundenzahl, die denselben in der Realschule gewidmet sind (mit Ausnahme der Chemie, für welche eine Stunde weniger angenommen werden mußte), aber verteilt auf vier Jahre.

Mit Rücksicht auf das früher Gesagte wird man vielleicht entgegnen, daß in Mathematik, Naturgeschichte und Physik derselbe Stoff ja auch in der geringeren Stundenzahl, welche diesen Disziplinen gegenwärtig am Gymnasium zugemessen ist, bewältigt werden könnte; allein derjenige, welcher den ungeheuren Umfang kennt, welchen die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen im letzten Jahrhundert erreicht haben, wird nicht umhin können, die vorgeschlagene Stundenzahl zu billigen; so könnte man einer kaum mehr auszuweichenden, immerhin nur mäßigen Erweiterung des Stoffes auf das bereits früher eingehaltene, gegenwärtig mit Rücksicht auf die Überbürdungsklagen reduzierte Ausmaß Platz machen. Daß dann von einer Überbürdung nicht die Rede sein kann, mag noch ausdrücklich bemerkt werden. 15—20jährige Schüler

sollen und können schon etwas mehr zur Arbeit angehalten werden und sollten sich bewußt sein, daß diejenigen von ihren früheren Mitschülern, welche aus der IV. Klasse der Mittelschule ausgetreten sind, um einen praktischen Beruf zu wählen, zum mindesten in ihrer Stellung eine ebenso anstrengende Tätigkeit zu entfalten haben.

Für Religion sind am Obergymnasium 8, in der Oberrealschule 5 Stunden, für die letztere verteilt auf vier Jahre, beibehalten worden.

Für Freihand- und geometrisches Zeichnen an der Oberrealschule findet sich in den vier Jahren die Gesamtzahl von 10, bezw. 9 Stunden; hingegen in den Unterklassen 12, bezw. 6 Stunden, daher zusammen 22, bezw. 15 Stunden, gegenüber 24, bezw. 16 Stunden; im Freihandzeichnen mußten in den Unterklassen 4 Stunden weggelassen werden, für die nur ein teilweiser Ersatz von 2 Stunden in den Oberklassen hinzukam. Im geometrischen Zeichnen ist der Ausfall von 2 Stunden in den Unterklassen durch die geänderte Stoffverteilung, auf welche ich ausführlich bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen werde, und durch die Zufügung von einer Stunde in den Oberklassen gedeckt.

Der schwierigste Punkt betrifft die Verteilung des Sprachunterrichtes. Das Naheliegendste wäre, das Lateinische aus den Gymnasien, das Französische aus den Realschulen in den Unterklassen beizubehalten, und ich war so mit geringen Änderungen meines ersten Entwurfes zur folgenden Verteilung der Sprachen gelangt:

	Unterstufe				Obergymnasium				Oberrealschule				
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	V	VI	VII	VIII	
Latein . . .	8	7	6	5	5	5	4	4	}	3	3	3	3
Griechisch . .	—	—	—	—	6	6	6	6		3	3	3	3
Französisch . .	—	—	4	5	}	3	2	2	2	4	4	3	3
Englisch . . .	—	—	—	—						2	2	2	2

Daß an den Oberrealschulen auch weiter die klassischen Sprachen gelehrt werden sollen, halte ich aus dem Grunde für nötig, weil die erworbenen Kenntnisse in diesen Sprachen nicht verloren gehen sollen, sondern eine Erweiterung derselben durch Lektüre wünschenswert ist. Der französischen und englischen Sprache wird dadurch keine Einbuße geschehen; denn während bisher denselben in drei Jahren 9 Stunden gewidmet sind, würden ihnen dann in vier Jahren 14, bezw. 9 Stunden wöchentlich zufallen, wobei den klassischen Sprachen ebenfalls noch 12 Stunden vorbehalten bleiben. Für die englische Sprache wird nun das Stundenmaß ausreichen, hingegen würde für die doch wesentlich schwerere französische Sprache das Ausmaß mit den 9 Stunden der Unterklassen zusammen 23 Stunden gegenüber dem jetzigen Ausmaß von 28 Stunden zu gering. Berücksichtigt man aber die

sprachliche Vorbildung durch den vorangegangenen zweijährigen Unterricht in der lateinischen Sprache und das reifere Alter, in welchem der Unterricht in der französischen Sprache beginnt, so wird man wohl einsehen, daß man bei dieser Verteilung das Lehrziel erreichen kann. Da es nun aber wünschenswert ist, daß die bereits erworbenen Kenntnisse im Französischen nicht verloren gehen, so kann die französische Sprache auch im Obergymnasium, wenn auch nicht mit derselben Intensität wie in der Realschule, fortgesetzt werden; man wird m. E. hierzu mit 2—3 Stunden sein Auskommen finden können.

Hier tritt nun aber die Frage auf, ob man nicht statt dessen mit Englisch beginnen oder nebenbei auch noch Englisch einführen sollte. Dies ist für mich keineswegs eine didaktische, sondern eine lediglich praktische Frage. Französisch hat als Weltsprache entschieden verloren, und zwar dem Englischen gegenüber eingebüßt. Was die französische und englische Literatur betrifft, so ist der Geschmack an denselben ja wesentlich durch den Zeitgeist oder besser durch die herrschende Strömung bedingt, die gegenwärtig gerade stark zur französischen, sog. realistischen Schule neigt; nichtsdestoweniger wage ich es, selbst auf die Gefahr, starken Widerspruch zu finden, zu behaupten, daß die englische Literatur in Bezug auf ihren Bildungswert für Geist und Gemüt unvergleichlich höher steht. Ich würde daher ganz entschieden die englische Sprache — neben der im vollen Ausmaß zu pflegenden lateinischen — vorziehen. Da ich jedoch dem vollständigen Fallenlassen der bereits erworbenen Kenntnisse im Französischen nicht das Wort reden kann, so war nur noch ein Ausweg denkbar, nämlich das Französische in den Unterklassen ganz wegzulassen, wodurch auch die Möglichkeit geboten war, bereits in der III. Klasse mit dem Griechischen zu beginnen.

In der vorangehenden Verteilung erscheint überdies das Gymnasium in doppelter Richtung benachteiligt. Dem Lateinischen sind auf der Unterstufe 26, in den Oberklassen 18 Stunden, im ganzen 44 Stunden zugemessen, gegenüber 28 und 22, zusammen 50 Stunden gegenwärtig. Die Einbuße von 6 Stunden ist eine zu bedeutende, als daß dieselbe sich rechtfertigen ließe. Ähnlich und verhältnismäßig ebenso groß ist der Verlust im Griechischen, wofür an Stelle der bisherigen 28 Stunden nur 24 erscheinen. Dieser Verlust wird allerdings teilweise dadurch kompensiert, daß der Unterricht im Griechischen bereits in reiferem Alter beginnt; allein auch hier ist der Ausfall zu groß, als daß sich so dasselbe Lehrziel erreichen ließe.

Ein zweiter Nachteil liegt aber in der schon erwähnten Unfreiheit in der Wahl der lebenden Sprachen am Obergymnasium.

Als eine Möglichkeit wäre daher an die Einführung des Griechischen neben dem Französischen in der III. Unterklasse zu denken, wie dieses in den früheren Realgymnasien stattfand, so

nämlich, daß bereits in der III. Klasse diejenigen Schüler, welche an das Obergymnasium zu gehen beabsichtigen, die griechische Sprache, die übrigen hingegen die französische Sprache wählen. Nach den Erfahrungen, welche an den Realgymnasien gemacht wurden, wird sich wohl niemand für diesen Ausweg entscheiden. An den kleinen Landgymnasien ist die Schülerzahl zu gering, um eine Teilung in zwei Gruppen zu vertragen, und in den Großstädten ist ein Übertritt sofort in die entsprechende Anstalt (Gymnasium oder Realschule) das einfachste. Es war ja wesentlich dieser Umstand, welcher die Institution der Realgymnasien als unzweckmäßig erscheinen ließ.

Als ein anderer Ausweg erschiene dann die Erweiterung der Unterstufe auf fünf Jahre; die Verteilung des Lehrstoffes von vier Jahren auf fünf Jahre würde eine hinreichende Stundenzahl disponibel machen; in der Tat war in meinem ersten Entwurfe die Stundenzahl im Lateinischen in den fünf Unterklassen 29, in den vier Oberklassen 20, zusammen 49; im Griechischen die Stundenzahl 23 und leicht ließen sich für die beiden Sprachen eine, bezw. 3—4 Stunden ergänzen. Da aber die geplante Erweiterung der Oberrealschule auf vier Jahre und die Einführung des Lateinischen an den Realschulen sowie einer lebenden Sprache an den Gymnasien bedeutende Geldmittel in Anspruch nimmt, so ist es wohl zweckmäßiger, auf dieses fünfte Jahr der Unterstufe zu verzichten. Denkbar wäre allerdings noch der Vorschlag, den Naturwissenschaften eine Stunde durch drei Jahre, zusammen 3 Stunden, abzuziehen, oder die 9 Stunden, die einer lebenden Sprache gewidmet werden sollen, den klassischen Sprachen zuzuschlagen. Gegen beide Vorschläge, welche vielleicht als Lösung vorgeschlagen werden sollten, muß aber von vorneherein Stellung genommen werden, auch im Interesse der Gymnasien; denn bei gleichem Unterbau ist als notwendige Gleichstellung beider Anstalten in den naturwissenschaftlichen Disziplinen die gleiche Stundenzahl derselben unbedingt erforderlich.

Es bleibt daher nur eine Lösung: auf das Französische in der Unterstufe zugunsten des Griechischen zu verzichten. Damit war natürlich eine völlig geänderte Verteilung des Sprachunterrichtes verbunden und ergab sich für das Lateinische: auf der Unterstufe 26, auf der Oberstufe 23, zusammen 49 Stunden; für das Griechische: auf der Unterstufe 9, auf der Oberstufe 19, zusammen 28 Stunden, also Griechisch im selben Ausmaß, Lateinisch um eine Stunde vermindert. Weiters ergab sich für die Gymnasien der große Vorteil, daß in den Oberklassen die Wahl der lebenden Sprache frei blieb und hiefür das Englische gewählt werden konnte.

Für die Realschulen ergibt sich hieraus allerdings ein scheinbarer Nachteil, daß nämlich die Absolventen der Unterrealschule überhaupt keine lebende Sprache lernen. Derjenige aber, der gleich anfangs nicht die Absicht hat, die Realschule ganz zu absolvieren

und sich dem Hochschulstudium zu widmen, tut ohnedies besser, von vorneherein die Bürgerschule zu besuchen, an welcher er an Stelle des Lateinischen und Griechischen das Französische, u. zw. in einer mehr praktischen Form lernen kann. Da eine Neuorganisation der Bürgerschule mit Erweiterung auf vier Jahre geplant wird und dabei auch das Niveau derselben durch höhere Ausbildung der Bürgerschullehrer etwas gehoben werden soll, der weiteren Fachausbildung dann die Gewerbeschule dienen soll, so würde hiedurch eine wesentliche Entlastung der ohnedies überfüllten Mittelschule erreicht werden; daher braucht mit diesem Faktor überhaupt nicht gerechnet zu werden.

An der Oberrealschule wird aber in der V. Klasse mit dem Französischen, in der VI. mit dem Englischen begonnen, Französisch durch vier Jahre in 22 wöchentlichen Stunden, Englisch durch drei Jahre in 9 wöchentlichen Stunden gelehrt. Der Anfall betrifft daher nur das Französische, u. zw. mit 6 wöchentlichen Stunden; infolge der Vorbildung der Schüler in der lateinischen Sprache und der größeren geistigen Reife in dem reiferen Alter kann aber für das Französische diese Stundenzahl wohl entbehrt werden.

Ein tatsächlicher Nachteil liegt aber darin, daß das auf der Unterstufe begonnene Griechisch in der Oberrealschule nicht fortgesetzt werden kann. Als einen Verlust an Zeit, daß Griechisch überhaupt gelernt wurde, kann man es keineswegs bezeichnen; bedauerlich bleibt nur die Unterbrechung. Dieser Nachteil kann aber in einen Vorteil verwandelt werden, wenn das Griechische auf der Oberstufe fortgesetzt würde, wozu 1—2 Stunden, der leichteren Lektüre gewidmet, dienen können. Die 3 Stunden klassische Sprachen, welche eventuell auf 4 erweitert werden können, sind also der Lektüre leichter lateinischer und griechischer Klassiker zu widmen.

Die Gesamtstundenzahl ist aber dadurch in der Unterstufe auf 30, 31, 31, 32 gestiegen, wovon allerdings 4, 6, 4, 4 Zeichenstunden und je 2 Turnstunden sind, also diese abgerechnet 24, 23, 25, 26; ferner im Obergymnasium auf 33, 31, 33, 32 oder nach Abzug von je 2 Turnstunden noch 31, 29, 31, 30 und ebenso in der Realschule auf 33, 35, 35, 34, daher trotz der Angliederung eines vierten Jahres ebenfalls erhöht, und es wäre zu untersuchen, ob nicht dadurch eine schädliche Überbürdung entsteht.

Vorerst noch eine kurze Bemerkung über die übrigen Gegenstände. Bei der deutschen Sprache habe ich die Stundenverteilung des Gymnasiums beibehalten; das Stundenmaß ist ja bekanntlich dasselbe in beiden Anstalten: 26 wöchentliche Stunden in den acht Jahren des Gymnasiums und den sieben Jahren der Realschule. In Geographie und Geschichte hat das Gymnasium jetzt 27 Stunden, die Realschule nur 24; ich behielt natürlich die 27 Stunden des

Gymnasiums bei, nur war wegen der Stunden eine Änderung in der Stundenzahl der Klasse nötig.

Daß philosophische Propädeutik in den Turnen im Gymnasium ebenfalls ihren Platz wohl keiner Erörterung.

Ich stelle nun zunächst die gegen das Gymnasium und an der Realschule zusammengefasste die vorgeschlagene Verteilung an den aufgesetzten Obergymnasium und Oberreal

(Vgl. umstehende zwei Tab

In dieser Zusammenstellung fällt, wie man sieht, daß in dieser Einheitsschule in sämtlichen Fächern die Stundenzahl vermehrt erscheint. Natürlich ist es nicht die Stundenzahl vermehrt, allen Anforderungen der Fächer andererseits könnten Klagen wegen Überbürdung verstummen gebracht werden, wenn man die Stundenzahl das Niveau herabdrückt: dagegen muß eine Abmilderung eingelegt werden.

Als Ursache der Überbürdung wird die allzu große Strenge, zu viele häusliche Aufträge, die Tüfteleien. Dies alles war einmal; die allzu vielen Gegenständen hat allerseits bereits ein Platz gemacht. Und dennoch verstummen Klagen, wenn die Anforderungen sind etwas unbestimmt, lassen die Gruppen trennen. Schüler, welche in Real- in den Sprachfächern noch milder beurteilt werden, im Gymnasium vom Lernen ganz dispensiert sein und in der Realschule den Schülern, welche für Sprachen besonderes Talent erlassen werden, und zweitens die häuslichen Aufträge ein Minimum reduziert und beim Prüfen weniger gefordert werden: die bekannten Klagen des schen Kapellmeisters, dem noch das volle Instrumente zu wenig pianissimo war. Nur die selben, welche auch die Hochschüler Arbeit zuviel wird.

Erfahrungsgemäß leisten Schüler, welche in Einzelstände oder in einer Gruppe derselben bestanden, in allen Gegenständen etwas und diejenigen, welche in Einzelstände ganz unbefähigt sind, leisten in allen Fächern die „besondere Begabung für einen gewissen Gegenstand“ sich also nur bis auf gewisse Grenzen. Helmholtz über sein schwaches Gedächtnis: das Vokabellernen macht ihm Schwierigkeiten, so daß er 1837 in der Secunda in Latein, Religion, Mathematik und Physik gut, in Ge

Stundenverteilung

	im Gymnasium								in der Realschule											
	I	II	III	IV	Zus.	V	VI	VII	VIII	Zus.	I	II	III	IV	Zus.	V	VI	VII	Zus.	
	Religion	2	2	2	2	8	2	2	2	2	8	16	2	2	2	8	2	2	1	5
Deutsch	4	4	3	3	14	3	3	3	3	12	26	4	4	4	16	3	3	4	10	26
Latein	8	8	6	6	28	6	5	5	5	22	50	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Griechisch	—	—	5	4	9	5	4	5	4	19	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Französisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	5	5	3	3	3	3	9	28
Englisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	3	3	9	9
Geographie und Ge- schichte	3	4	3	4	14	3	4	3	3	13	27	3	4	4	15	3	3	3	9	24
Mathematik	3	3	3	3	12	4	3	2	2	12	24	3	3	3	12	5	4	5	14	26
Chemie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	3	2	—	5	7
Naturgeschichte	2	2	—	—	5	3	2	—	—	5	10	2	2	—	3	2	2	3	7	12
Physik	—	—	2	3	4	—	—	3	3	6	10	—	—	3	5	2	2	4	8	13
Freihandzeichnen	4	4	4	4	16	(3)	(3)	(3)	(3)	(12)	(28)	4	4	4	16	3	2	3	8	24
Geometr. Zeichnen und darstellende Geometrie	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2	2	3	3	3	2	8	16
Phil. Propädeutik	—	—	—	—	—	—	—	2	2	4	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kalligraphie	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	2	—	—	—	—	2
Turnen	(2)	(2)	(2)	(2)	(8)	(2)	(2)	(2)	(2)	(8)	(16)	2	2	2	8	2	2	2	6	14
Zusammen	29	30	30	31	—	31	30	30	30	—	—	28	29	29	30	—	32	33	33	—

	Stundenverteilung					Obergymnasium			Oberrealschule						
	für Unterrealschule und Untergymnasium					V	VI	VII	VIII	Zus.	V	VI	VII	VIII	Zus.
	I	II	III	IV	Zus.										
Religion	2	2	2	2	8	2	2	2	2	8	2	1	1	1	5
Deutsch.	4	4	3	3	14	3	3	3	12	12	3	3	3	12	
Latein	8	7	6	5	26	6	6	6	23	23	3	3	3	12	
Griechisch	—	—	4	5	9	5	5	4	5	10	3	3	3	12	
Französisch	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	6	5	22	
Englisch	—	—	—	—	—	8	2	2	2	9	—	3	3	9	
Geographie und Geschichte	3	4	3	4	14	4	3	3	13	13	4	3	3	13	
Mathematik.	4	3	3	3	13	5	3	3	14	14	5	3	3	14	
Naturgeschichte	2	2	1	—	5	3	2	2	7	7	3	2	2	7	
Physik	—	—	3	2	5	—	3	2	8	8	—	3	2	8	
Chemie	—	—	—	2	2	—	—	2	4	4	—	2	2	4	
Freihandszeichnen	4	4	2	2	12	—	—	—	—	—	3	3	2	10	
Geometrisches Zeichnen u. darstellende Geometrie.	—	2	2	2	6	—	—	—	4	4	2	2	2	9	
Philosophische Propädeutik	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	2	—	—	4	
Kalligraphie.	1	1	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Turnen	1	2	—	—	2	—	—	—	—	—	2	—	—	—	
Zusammen	30	31	31	32	—	33 (30)	31 (29)	33 (31)	32 (30)	—	33 (30)	35 (32)	35 (32)	34 (31)	—

recht gut, aber 1838 in der Prima in Mathematik und Physik schon sehr gut hatte; überdies teilt er mit, daß er, obzwar als Knabe schwächlich, am Gymnasium noch Englisch und Italienisch privatim betrieb und sogar in Prima Arabisch angefangen und Klavier gespielt habe, „und das alles ging ganz gut nebenher“.

Die fortgesetzten Klagen wegen Überbürdung sind bei der heutigen Art des Unterrichtes, bei welcher das Auswendiglernen möglichst vermindert, die Schulung des Geistes als Haupt-

aufgabe angesehen wird, einzig und allein dem Streben nach Herabsetzung der Arbeit zuzuschreiben.

Wer sich aber dem Mittelschulstudium widmen will, der sollte sich von vornherein darüber klar sein, daß er dadurch die Verpflichtung zu intensiverer geistiger Arbeit übernimmt. Das Schülermaterial ist allerdings sehr verschieden, und um gleichmäßig allen das Studium zugänglich zu machen, wird in verschiedenen Orten ein verschiedener Maßstab angelegt werden müssen, aber unter ein gewisses Maß kann man eben nicht herabgehen. Minder Begabte sollten andere Berufe wählen, wozu die weitere Ausgestaltung der Bürgerschule führen wird. Daß Schüler, welche in den Unterklassen zu den Durchschnittsschülern gehören, deshalb nicht weiter studieren sollten, darf natürlich nicht behauptet werden; oft werden solche, die in den unteren Klassen Vorzugsschüler waren, in den Oberklassen den Vorzug verlieren und umgekehrt solche, welche in den Unterklassen weniger zu leisten scheinen, werden in den Oberklassen Vorzugsschüler; die volle Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, des Schließens und Denkens, fällt eben erst in die Oberklassen und erst hier werden diejenigen, denen größere Geistesgaben zukommen, dieselben zu entfalten beginnen können.

Aber die Ärzte klagen über zunehmende Nervosität und beschuldigen „die Schule mit ihren übertriebenen Anforderungen“ als Ursache derselben bei den Schülern. Nun, es gibt nervöse Frauen, denen die Ärzte Badekuren verschreiben müssen, und nervöse Kinder, denen die Ärzte ihre „nicht genügend“ wegkurieren sollen. Es gibt natürlich viele nervöse Schüler, epileptische, stotternde usw., ebenso wie es kränkliche Kinder anderer Art gibt, herzkrank, lungenkrank usw. Bei einer großen Zahl von Schülern aber, die von den Eltern als nervös bezeichnet wurden und die ich als Realschullehrer sehr aufmerksam beobachtete, kam ich zur Diagnose „Ungezogenheit“ oder „Faulheit“.

Und wenn ein gewisser, immerhin relativ kleiner Prozentsatz der Schüler wirklich krank ist, in der einen oder anderen Art, so kann doch nicht gefordert werden, daß deshalb das Lehrziel für alle herabgesetzt werde! Diejenigen, welche nicht zu folgen vermögen, werden wohl zur Erreichung des Lehrzieles ein oder zwei Jahre mehr brauchen; aber für die Mehrzahl der Schüler existiert eine tatsächliche Überbürdung heutzutage nicht mehr.

Wie aber hat man sich dem Umstande gegenüber zu verhalten, daß in meinem Vorschlage die Stundenzahl in allen Klassen vermehrt ist?

Wenn man eventuell in der I. Klasse eine Stunde Mathematik, in der II. Klasse ein Stunde Freihandzeichnen, in der IV. Klasse eine Stunde Griechisch wegzulassen sich entschloesse, so wäre die Stundenzahl in den unteren Klassen bezw. 29, 30, 31, 31, daher in der I., II. und IV. dieselbe wie auf dem Untergymnasium,

und nur in der III. um eine Stunde vermehrt. Was aber die Oberklassen betrifft, so erhält man mit Weglassung des Englischen an dem Obergymnasium 30, 29, 31, 30, d. h. nur in der VII. Klasse um eine Stunde mehr, hingegen in der V. und VI. Klasse um je eine Stunde weniger, welche in ganz praktischer Weise noch dem Fröhenhandzeichen zugewiesen werden könnten, und wenn man in der Oberrealschule Latein wegläßt, 30, 32, 32, 31, daher in sämtlichen Jahrgängen eine geringere Stundenzahl, so daß Klagen wegen Überbürdung auch nicht verlauten könnten, wenn die englische Sprache im Obergymnasium und die altklassischen Sprachen in der Oberrealschule relativ-obligat blieben.

Wien.

Dr. Norbert Herz.

Ein letztes Wort über „Kant in Österreich“.

Als ich an meinem Buche über Vinzenz Eduard Milde arbeitete, fand ich, daß er ein warmer Anhänger Kants war. Der Beweis erbrachte ich S. 125—132 unter dem Titel „Mildes Stellung zur Ethik“. Obgleich ich S. 74—77 (Kants Philosophie in Österreich) einige Belege für das Eindringen der Lehren des Königsberger Philosophen vorgebracht hatte, blieb es doch noch immer auffällig, wie so es kam, daß Mildes Morallehrer Reyberger und dieser selbst im J. 1810 voll und ganz in Kants Lager standen. Da fand sich das Protokoll der Studien-Revisions-Hofkommission aus dem J. 1798, das m. E. mit einem Schlage die ganze Sachlage für jeden unbefangenen Leser aufklärte. Dieses wollte mein im IV. Heft dieser Zeitschr. veröffentlichter Aufsatz „Kant in Österreich vor 100 Jahren“ feststellen. Gegen die dort geäußerte Auffassung wendet sich nun Dr. Max Ortner (S. 713 bis 721 dieser Zeitschr.) in einem Ton und mit einer Methode der Beweisführung, die mich zur Antwort nötigen. Ich werde mich hierbei eines ruhigen und sachlichen Tones befleißigen. Doch bezüglich der Beweisführung Ortners muß ausgesprochen werden, daß er übersieht, was ihm nicht paßt. Es widerfährt ihm dieses Mißgeschick in zwei wichtigen Fällen.

Zunächst greift weder er noch sonst jemand auch nur mit einem Worte meine These an, daß Milde noch in seinem im J. 1810 erschienenen Lehrbuche Kantianer war. Dafür stürzt sich O. auf die S. 289 meines Aufsatzes vorgebrachten Worte, daß gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die Kantische Philosophie „fast alle Gebildeten geistlichen und weltlichen Standes beherrschte“. Er schließt sofort S. 717 an diese Behauptung die Worte an: „Beweis dafür? Trug man sich doch mit dem Gedanken, die Kantische Philosophie in den philosophischen Lehranstalten als obligaten Gegenstand einzuführen.“ Hätte ich keine anderen Be-

weisstücke, dann würde es allerdings mit meiner These nicht gut bestellt sein. Doch man muß das Protokoll auch ganz lesen. Dann klärt sich die Sache auf. Den Beweis für diese Behauptung bietet S. 298 Hägelin mit den Worten: „die Alumnen auf der erzbischöflichen Kur wollen nichts als von Kantischer Philosophie reden und diejenigen sogar verachten, welche im ehemaligen Generalseminar studiert haben. Die Pfarrer, welche von obigen Alumnen einige zu Kooperatoren erhalten, sagen einstimmig, daß diese Alumnen in der Theologie Ignoranten sind und nur von der Kantischen Philosophie sprechen“. Obgleich diese Worte in meinem Aufsatz gesperrt gedruckt sind und Ortner Arbeit viele Zitate aus meiner Darstellung bringt, so hat er doch diese maßgebendste Stelle — übersehen. Für mich war sie vor allem deshalb so wertvoll, weil sie im J. 1798 geschrieben ist, in dem Milde seine theologischen Studien vollendet hatte.

Daß Milde noch im J. 1810 Kantianer war, sicht Ortner, wie bereits bemerkt wurde, mit keinem einzigen Worte an. Weil ich aber von Haschka in meinem Buche S. 75 erklärt habe, er sei durch sein ganzes Leben Kant treu geblieben, stellt er ein ganzes Sündenregister Haschkas auf. Doch hätte er S. 75 meines Buches, um mich seiner eigenen Worte (S. 717) zu bedienen, „nicht bloß zitiert, sondern auch wirklich gelesen“, so würde er auch wieder nicht die von mir angeführten Worte, die Haschka im J. 1805 an Reinhold schrieb, als er die Korrekturbogen von dessen „Anleitung zur Kenntnis und Beurteilung der Philosophie in ihren sämtlichen Lehrgebäuden“ las, — übersehen haben. Sie lauten: „Mein Eines und Alles, Kants System, haßen Sie mir ja ganz in die Pfanne. Wo ist nun das Erhabene des Kantischen Moralprinzips? Ich bin aus meines Vaters Hause geschleudert und wo, wo werde ich mich nun anbauen?“ — Ich frage nun alle billig Denkenden: „Hätte Haschka so an Reinhold, der um diese Zeit kein Kantianer mehr war, geschrieben, wenn er nicht noch dem Königsberger Philosophen angehangen wäre?“

Doch der Name Haschka gibt noch Anlaß, an einem typischen Beispiele Ortners Vorgehen darzulegen. In meinem Buche stehen S. 75 folgende Worte: „Und als im J. 1805 Reinholds „Anleitung“ in Wien erschien, deren Korrektur Haschka besorgte, da schrieb er am 24. Juli 1804 an seinen Freund: Mein Eines und Alles usw.“. Dr. Ortner schreibt S. 720: „Schließlich sei eine Bemerkung des Verf., die zum mindesten ungenau ist, richtig gestellt, daß nämlich Reinhold im J. 1805 von Kant abgefallen sei (Milde S. 75, Zeitschr. S. 289 und 308). Reinholds Philosophie hat vielmehr schon 1797, wie sich aus dem Baggesen-Reinholdschen Briefwechsel (2, 158) ergibt, durch den Einfluß Fichtes eine förmliche Revolution durchgemacht, die einer Abwendung von Kant gleichkam.“ Kann man denn aus meinen soeben angeführten Worten irgend schließen, es sei meine Meinung, daß Reinhold

erst im J. 1805 von Kant abgefallen sei? Hat es vielmehr nicht den Anschein, als ob Ortner nur die Gelegenheit benützen wollte, um seine Belesenheit zu zeigen?

Aber Ortner übersieht nicht nur, was ihm nicht paßt; er versteht auch zwischen den Zeilen zu finden, was ihm paßt. Er sieht in den Mitgliedern der Studien-Revisions-Hofkommission Leute, die nur von dem einzigen Streben geleitet sind, Kant Philosophie in Österreich „in Ehren mundtot“ zu machen, und auf Mittel und Wege sinnen, ihre eigentliche Absicht zu verschleiern. Für jeden unbefangenen Leser handelte es sich in dieser Kommission zunächst um die pädagogische Frage, ob Kants Philosophie dem Antrage Karpes entsprechend neben der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie oder erst nach deren Absolvierung zu behandeln sei. Die Lehre des Königsberger Philosophen ausschließen, wollte auch nicht ein einziges Glied der Kommission. Und da diese nur mit zwei Ausnahmen aus Laien bestand, so war ich doch wohl noch zu der Behauptung berechtigt, daß damals auch die Gebildeten weltlichen Standes der Kantischen Philosophie nicht feindlich gegenüber standen. Und wenn wir die Äußerung Haschkas und Hägelins über die Alumnen und Mildes Vorgehen erwägen, so würden wir wohl noch einen stärkeren Ausdruck gebrauchen dürfen. Ortner schließt nun daraus, daß sich alle Mitglieder dahin aussprachen, die Kantische Philosophie sei erst nach Absolvierung des obligaten philosophischen Lehrkurses, der unserer heutigen Septima und Octava entspricht, als selbständiger Gegenstand zu lehren, es sei dies nur eine geschickte Ausflucht gewesen, um die Kantische Philosophie in Österreich „in Ehren mundtot“ zu machen. Bei dieser Schlussfolgerung unterstützt ihn wieder sein Übersehen. So stellt er Hägelin als fanatischen Antikantianer hin. Ich bin weit davon entfernt, eine Rettung Hägelins als Kantianer zu schreiben; ich habe ihn auch nicht als solchen hingestellt. Doch ist es mit ihm auch nicht so arg bestellt, als es Ortner macht. Er übersieht wieder, daß H. (S. 291) sagt: „Kant hat keinen der christlichen und auch der natürlichen Religion nachteiligen Satz behauptet“. Und ebenso übersieht Ortner wieder, daß Hägelin für seine Ansicht, Kants Philosophie erst nach Vollendung des ordentlichen philosophischen Lehrkurses vorzutragen, eine wichtige Autorität S. 294 anruft: „Man könnte diesfalls Kant und seine Kommentatoren beim Wort nehmen, ihrer Warnung, daß man den Lehrkurs nicht mit der Kritik anheben soll, Folge leisten und dieses Mahnwort einfließen lassen“. Daß Hägelin sonst ein freisinniger und um unser Schulwesen hochverdienter Mann war, hat Glossy an der von mir angeführten Stelle nachgewiesen.

Noch weniger gerecht beurteilt Ortner den Hofrat Zippe, der ausdrücklich S. 295 erklärt: „... doch folge hieraus nicht, daß

man der studierenden Jugend die Kenntnis der Kantischen Philosophie entziehen solle. Er sehe davon weder einen Grund der Notwendigkeit noch des Nutzens, wohl aber des Gegenteils ein. Die zahlreichen Gegner, welche die Philosophie Kants besitze, seien kein Beweis für ihre Verwerflichkeit.... Die Ausschließung vom Katheder werde nicht verhindern, daß sie immer mehr Anhänger finde und schließlich auch von der Schule Besitz ergreife usw.“ — Und wenn er für die Kantische Philosophie einen unbesoldeten Lehrer vorschlägt, so folgt er darin nur der Sitte seiner Zeit bei Errichtung neuer Lehrkanzeln. So war doch z. B. Mildes Lehrbuch als offizielles Vorlesebuch vorgeschrieben und doch bot sich noch im J. 1813 Franz Xaver Richter in Brünn an, über dieses Buch unentgeltliche Vorlesungen zu halten, was ihm auch bewilligt wurde (Milde S. 108). Und wenn sich heute jemand für ein neues Fach als Privatdozent habilitiert, der doch nur auf das Kollegiengeld seiner Hörer angewiesen ist, wird man dann behaupten wollen, daß die Regierung sein Fach „in Ehren mundtot“ machen wolle? Doch genug der Einzelheiten! Wer ohne Nebenabsicht das Protokoll liest, kann unmöglich den Eindruck bekommen, daß man dort die Kantische Philosophie mundtot machen wollte. Und damit, daß man mit ihr den philosophischen Unterricht nicht beginnen, sondern beschließen solle, dürften wohl auch heute manche Philosophen einverstanden sein.

Wenn nun Ortner S. 720 nach Besprechung des Protokolls schreibt: „Nach dem Buche über Milde S. 75 soll aber dagegen doch 1804 und 1805 in Österreich (wenigstens bei Haschka) ‘noch der reinste Enthusiasmus’ für Kant geherrscht haben“, so versteht man wohl zunächst nicht gleich, was Haschka mit dem Protokoll zu tun hat. Daß bezüglich seiner Person diese Behauptung richtig ist, habe ich S. 1085 gezeigt. Und daß sie auch von Milde noch im J. 1810 gilt, hat Ortner auch nicht mit einem einzigen Worte angefochten. — Was ich aus dem Protokolle folgere, hat Ortner selbst S. 720 gesperrt zum Abdruck gebracht. Meine Worte lauten: „Es dürfte doch endlich einmal die Behauptung verstummen, bei uns sei gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die Kantische Philosophie mit Feuer und Schwert ausgerottet worden. Die hier mitgeteilten Verhandlungen der Studien-Revisions-Hofkommission sprechen wohl eine zu deutliche Sprache, als daß man noch länger derlei behaupten könnte“. Dies und nicht mehr habe ich behauptet. Es dürfte außer Ortner kaum einen zweiten Menschen geben, der dieser vorsichtigen Fassung widersprechen würde. Er selbst sieht sie mit einem Fragezeichen. Wenn er mir aber nachweist, wo ich etwas als „vermeintliche Ergebnisse“ meiner Arbeit hingestellt habe, „welche allem widersprechen, was wir bisher von der Geistesgeschichte Österreichs seit 1790 wußten und zu wissen glaubten“, wie er S. 713 schreibt, so werde ich ihm für die Angabe dieser Stelle äußerst dankbar sein.

Er beruft sich ferner auf sein erst ersc Paul v. Herbert. Dieses müssen wir Doch ist sein Held nicht so unbekannt, den Namen den Lesern der „Neuen Fre macht. Doch wie vorsichtig man Briefanf von Reisenden sein muß, ist seit Nicc Ortner als Kronzeugen einen Brief des Wä abdruckt, so sieht er sich selbst genü berichtigen. Es enthält aber auch die dafür, daß H. v. Birkenstock, ein im Mann, für Kant eingenommen war. Es werden, daß die Geschichte mit Kaiser sein kann. Wie sollte ein Durchreisend Weiter hat die Birkenstock von Stang v der Schulen und des Studiums in Wien sieht also, welche Vorsicht solchen v nötig ist. Wer wird z. B. glauben, daß sic professoren gar nicht gekannt haben? W noch von Ungarn und gar von Salzbu nicht einmal zu Österreich gehö mit der von mir berührten Frage gar n vom Kantianismus in Wien sprach. C ein bloßes *specimen eruditionis* sein?

Doch zum Schluß noch eine all habe mich bei meinen Untersuchungen z geschichte stets bemüht, keiner Partei keiner zur Freud zu schreiben. I daß in Deutschland, wo man diesen Fr gegenübersteht, meine Arbeit und ihre gebilligt wurden. In Österreich wurde Rechten und von den Vertretern der äuß Ich erblicke darin das schönste Zeugnis Rankes und seinem Wahlspruche getreu n wie es war. Meine Untersuchungen hab ergeben, daß man gegen das Ende des Kantianismus in Österreich nicht ausrotter ruhig und kalt erzählt, wenn ich zu der gekommen wäre.

Ortner verweist mich am Ende Zimmermanns Rektoratsrede, die ich nat wie er. Ich habe aus den Schriften unse sehr vieles gelernt. Besonders aber lehrte schaffliche Arbeit und rein sachliche Beha Fragen. Gewiß hat er nie daran gedacht, suchung aus dem J. 1886 für ewige Zeit

Wien.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Prosopographia Attica. Edidit Iohannes Kirchner. Vol. II. Berolini, Typis et impensis Georgii Reimeri 1908. 8°, VIII und 660 SS. Preis 28 Mk.

Über die Eigenart und die Wichtigkeit dieses Werkes habe ich mich bereits in einer Besprechung des ersten Bandes (in dieser Zeitschrift 1902, S. 308 ff.) geäußert; da der zweite Band natürlich ganz in der gleichen Weise gearbeitet ist, kann ich mich kurz fassen. Daß der abschließende Teil so rasch dem Anfang folgte, vergrößert nur das Verdienst des Verf.s.

Im ganzen enthält K.s Prosopographie nicht weniger als 15 588 Artikel, die in den Addenda eine nicht unerhebliche Vermehrung erfahren haben. Auch in diesem Bande findet sich wieder eine Fülle von Artikeln, die sowohl für die politische Geschichte als auch für die Literatur- und Kunstgeschichte von Wichtigkeit sind; ich erwähne von solchen: Lykurgos, Mantitheos, Megakles (mit einem Stammbaum des Alkmeonidengeschlechtes), Miltiades (ebenfalls mit einer Stammtafel), Xenophon, Peisistratos, Perikles, Platon, Solon, Sophokles, Sokrates, Timotheos, Hypereides, Pheidias, Phrynichos, Phokion u. a. m. Daß man — und dies ist wohl die Hauptsache — zur Zuverlässigkeit des Verf.s unbedingtes Zutrauen haben darf, hob ich schon früher hervor; natürlich hindert dies nicht, in manchen Ansichten von ihm zu differieren: so halte ich z. B. die von K. nach anderen vertretene Anschauung, daß Pheidias nach Aufstellung der Athena Parthenos den olympischen Zeus arbeitete (soweit ist die Sache richtig), dann aber nach Athen zurückkehrte, im Jahre 433/2 angeklagt wurde und im Kerker starb, für ganz verfehlt. Allein der Verf. schreibt für Wissende und diese werden es schon verstehen, sich in jedem einzelnen Falle mit ihm auseinanderzusetzen. Den Schluß der prosopographischen Artikel bilden Addenda und Corrigenda zu beiden Bänden, die teils neue Artikel bringen, teils Berichtigungen zu den früheren, zum Teil aus einer

neuen Quelle, den in einem Berliner Papyrus enthaltenen Didymos-Scholien zu einigen Demosthenischen Reden. Angesichts dieser nicht geringen Addenda (sie umfassen 50 SS.) möchte ich nochmals auf eine schon früher vorgebrachte Anregung zurückkommen. Da der Wert eines so zusammenfassenden Werkes, wie das vorliegende ist, vorzugsweise auf der Vollständigkeit und der Korrektheit der Angaben beruht, es aber durch das Zuströmen von neuem Material leicht der Gefahr des Veraltens ausgesetzt ist und anderseits bei seinem Umfange und seiner Kostspieligkeit auf absehbare Zeit keine zweite Auflage zu erwarten sein wird, wäre es gut, wenn der Verf. sich entschließen würde, von Zeit zu Zeit Supplemente herauszugeben, worauf auch der Vorgang bei einem ähnlichen Werke, der Real-Enzyklopädie von Pauly-Wissowa hinweist.

Der zweite Teil bringt zunächst eine Gruppierung der früher besprochenen Personen nach Demeen. Es ist klar, daß diese Zusammenstellung für mancherlei Zwecke von großem Nutzen sein und weiteren Untersuchungen zum Ausgangspunkt dienen wird, so, um nur eine historisch und antiquarisch wichtige Aufgabe anzuführen, einer Rekonstruktion der attischen Strategenlisten für das 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Eine zweite höchst willkommene und für dieses Werk unentbehrliche Beigabe ist eine Tafel der Archonten von dem Jahre 683 v. Chr. bis zur Zeit des Augustus; es ist bekannt, daß K. gerade die Anordnung der Archonten vom 3. Jahrhundert v. Chr. ab in einigen Untersuchungen behandelt hat. Den Schluß bildet ein Verzeichnis der in dem Werke ergänzten Inschriften.

Prag.

H. Swoboda.

René Pichon. De sermone amatorio apud Latinos elegiarum scriptores. Paris, Hachette et Co. 1902. IX u. 303 SS.

Die Untersuchungen beziehen sich, wie dies schon der Titel besagt und die Vorrede noch genauer auseinandersetzt, hauptsächlich auf den *sermo amatorius* der Elegie, dessen Unterschied von der roheren vulgären Ausdrucksweise, auf die wir aus Inschriften, unverblühten Wendungen in der Komödie, in den *Priapea*, bei Martial, Petronius, Apuleius schließen können, im ersten Kapitel des 1. allgemeinen Teiles charakterisiert wird. Daß im behandelten Stoffe nur Catull, Tibull, Propertius und Ovid berücksichtigt werden, ist im Titel zwar nicht hervorgehoben, aber dann gleich näher begründet; ebenso, warum für Catull wegen der Ähnlichkeit der Ausdrucksweise in verschiedenen Dichtungsarten und des Einflusses auf die Augusteer die ganze Sammlung und bei Ovid auch die *Tristia*, *Epistulae ex Ponto* und *Fasti* wegen der mehrfachen Anspielungen auf erotische Gedichte und erotische Themata teilweise in Betracht gezogen wurden.

Man wird ja gewiß zustimmen, daß der diesbezügliche Sprachschatz der genannten uns erhaltenen, so einflußreichen Hauptmuster den Grundstock bilden mußte; hie und da aber hätte wohl ein noch etwas weiteres Ausgreifen teils auf Fragmentarisches, teils auf Späteres dem Überblick und der Entwicklungsgeschichte einigermaßen nützen können. So hat sich Ref. z. B. selbst noch aus den Elegien des späten Maximian einiges notiert, was als ergänzende Zugabe im „*Index verborum amatoriorum*“, welcher den verdienstlichen zweiten Hauptteil des Buches bildet (S. 77—303), zur Vervollständigung gewisser Phrasen vielleicht kurze Andeutung verdient hätte (so u. a. zu den Bedeutungen von *rusticus* S. 256 Maxim. I 77; III 8 ed. Petschenig).

Auch in der zweiten Abteilung des 1. Kapitels des allgemeinen Teiles wäre der in der Hauptsache richtig berührte Einfluß der Griechen auf die Sprache der römischen Liebeselegie, ohne dem Grundplane des Buches Eintrag zu tun, einer etwas eingehenderen und schlagenderen Behandlung wert gewesen, wie auf diesem Gebiete auch die Literaturangaben mehrfach mangelhaft sind (im Verwort S. VIII ist Bergks *Anthologia lyrica* noch nach der Ausgabe 1868 zitiert, von der *Anthologia Palat.* ist keine der neueren Ausgaben nach Jacobs genannt). So tritt, um nur ein bezeichnendes Beispiel anzuführen, der starke Einfluß des *φλέγω* und *φλέγομαι* auf ganz eng verwandte Wendungen mit *uro* und *uror* durch das S. 18 unter dem Schlagworte *ignes* nebenher beigebrachte einzige Zitat gewiß doch zu wenig in seiner Bedeutung hervor; ganz abgesehen von der großen Zahl der Belegstellen, die in solchem Zusammenhange natürlich nur kurz hätten angedeutet werden können, würde die Zusammenstellung von ein paar nächstliegenden überzeugend wirken, z. B. Anth. Pal. V 10, 3 *θεός ένδρα καταφλέγει*; Ovid Am. III 1, 20 *quem ferus urit Amor*. — Anth. Pal. V 189, 6 *πυρί φλέγομαι*; Tibull IV 5, 5 *uror ego*. Auch das gewöhnlich in Kommentaren verglichene, aber seltenere *καταίθω* und *καταίθομαι* hätte doch genannt werden sollen (vgl. Fritzsche zu Theokrit 7, 56¹).

Im dritten Kapitel des allgemeinen Teiles, wo über die Verwertung des untersuchten Sprachgebrauches für die Textkritik gehandelt wird, zeigt sich meist gesundes Urteil, manches ergibt

¹) Es möge bei dieser Gelegenheit gestattet sein, auch noch ein paar inhaltliche Berührungen zwischen der *Anth. Pal.* und den röm. Elegikern als Weiteres zu den Nachträgen O. Ribbecks in der 'Geschichte der röm. Dichtung' anzufügen. Zu meinem Buche 'Ovid und sein Verhältnis zu seinen Vorgängern' I 99 („warum verwundet der Gott schwache Menschen“) vgl. noch Anth. V 10, 3; — zu demselben Buche III 18 („malitiose rationalistische Deutung des Danaemythos“) Anth. V 81, 5; 64, 6; 217, 1 ff. (die Stellen wären auch in Kommentaren zu Horaz III 16, 1 ff. erwähnenswert, wo übrigens Kiessling und L. Müller mit mir für Ovid Am. III 8, 29 zunächst den Horazischen Einfluß betonen). — Der Schluß bei Ovid Am. I 5 deckt sich auffallend mit Anth. V 128.

weitere Bestätigung der Lesarten neuester Ausgaben, hie und da wäre aber freilich auch hier etwas ausgedehntere Umschau in der älteren und neueren Literatur wünschenswert gewesen. In dieser Beziehung mögen an dieser Stelle ein paar Beispiele genügen, da anderes dieser Art noch in der Berliner philolog. Wochenschrift berührt wird.

Catull 68, 52 wird das handschr. *corruerit* gegenüber dem *torruerit* des Turnebus gehalten und schließlich die kleine Wortumstellung *in me quo corruerit genere* empfohlen; dabei wäre zu erwähnen, daß dasselbe Heilmittel schon in Dörings Ausgabe (1820) S. 227 adn. zur Sprache gekommen war. — Tibull I 4, 54, wo Bährens' Vermutung gebilligt wird, hat der Verf., welcher des Ref. Buch über Ovid gut kennt und unter den Hilfsmitteln zitiert, die Auseinandersetzung und den Vorschlag in den philolog. Abhandlungen III 31 ff. übersehen, ebenso den Bericht von H. Magnus über die Literatur zu Catull und Tibull 1877—1886 bei Bursian-L. v. Müller S. 366; Ref. bleibt noch immer bei seiner gewiß nicht zu gewaltsamen und alle Bedenken beseitigenden Herstellung: *pugnabit, sed tamen apta dabis. Rapta dabis primo, mox offert ipse roganti.* — Auch Bellings Krit. Prolegomena zu Tibull (Berlin 1893) hätten gelegentlich herangezogen werden können, z. B. II 6, 45. — Ovid Am. I 9, 5, wo Rautenbergs *animos* st. *annos*, wie jetzt auch Ehwald liest, näher begründet wird, wäre auch der Hinweis auf die häufige Verwechslung beider Wörter in den Handschriften bestärkend gewesen (vgl. z. B. die Sammlung von Drakenborch zu Liv. XXXII 5, 2).

In dem, wie schon gelegentlich erwähnt, verdienstlichen *Index eordorum* sind die Hauptbedeutungen der Wörter meist gut angegeben und geschieden; hie und da wäre bei Substantiven statt der bloßen Zahlenzitate die Zugabe der bezeichnendsten Epitheta passend gewesen, weil dadurch der sofortige Überblick bedeutend leichter und interessanter geworden wäre.

Druckfehler sind in den schließlich angefügten *Corrigenda* verbessert. Einiges ist aber doch übersehen, z. B. S. 55 *Paradis* st. *Peridis*; S. 228 Ov. Am. I 5, 20 st. I 5, 21 u. dgl.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Der römische Limes in Österreich. Heft IV. Mit 3 Tafeln und 66 Figuren im Text. Wien, Alfred Hölder 1903. (Bericht des Vereins „Caruntum“ für das Jahr 1901.)

Das vorliegende Limesheft zerfällt, den getrennten Grabungsstätten entsprechend, in drei Hauptabschnitte, deren erster (Sp. 1 bis 52) die Straßen- und Limesforschung behandelt. Im Jahre 1901 wurde von dem Verf., Oberst v. Groller, die Limesstraße, durch

mehrere Türme und Gebäudegruppen sowie durch Teile des Straßenkörpers markiert, bis Fischamend und von da noch bis zum Stationsgebäude Mannwörth konstatiert. Fischamend selbst identifiziert der Verf. mit der in den Itinerarien genannten Ortschaft *Aequinoctium* und beschreibt Sp. 15—23 die hier gefundenen Gebäudereste und die Nekropole mit ihren eigenartig hergestellten Grabstätten: innerhalb eines Mauerviereckes wurde nämlich das Grab im Lehm Boden eingeschnitten und der Lehm durch ein an Ort und Stelle angemachtes Feuer gebrannt. Besonders wichtig für den Beweis einer zwischen dem obergermanisch-rätischen und dem oberpannonischen Limes obwaltenden Analogie war die Auffindung eines Straßenturmes mit Umfassungsmauer — des ersten solchen in Österreich — sowie eines Holzturmes in kreisförmig ummauertem Hofe (Sp. 23 ff.). Da sich neben diesem ein (späterer) Steinturm befindet, so ist damit wieder die Analogie mit der am deutschen Limes beobachteten Holzturm- und Steinturmperiode gegeben. Im zweiten Abschnitte (Sp. 53—122) werden die Grabungen im Lager Carnuntum behandelt; sie bilden die Fortsetzung derjenigen des vorhergehenden Jahres im südwestlichen Lagerteile. Als Verbindung der *via quintana* mit der *angularis* wurden hier drei weitere Gassen mit den dazwischen liegenden Gebäuden aufgedeckt, die *via tertia*, *quarta* und *quinta*. Von diesen ist die erstgenannte gegen die *via angularis* zu eine Sackgasse, eigentlich mehr ein langgestreckter Hof, da auch ihre Einmündung in die *via quintana* durch ein vier-eckiges Gebäude mit kreisrunder Plattform innen bis auf zwei schmale Durchgänge verbaut war. Der Verf. ist zwar trotz des mitaufgefundenen Mauerschuttes nicht geneigt anzunehmen, daß diese Baulichkeit als unbequemes Verkehrshindernis über die Fahrbahn hervorgeragt habe, doch ist die Breite der Durchgänge (1·50 bis 2 m) für Fußgänger vollauf genügend, dem Wagenverkehre aber war die Gasse ohnehin nicht zugänglich; vgl. Sp. 59 oben. Vielleicht spricht auch der Umstand, daß die Gasse ihrer ganzen Länge nach von einem verandaähnlichen Vorbau der östlichen Häusergruppe begleitet wird, für die hofartige Abgeschlossenheit derselben. Besonderes Interesse verdienen die freien Plätze oder geschlossenen Hallen an allen Gebäudekomplexen gegen die *via quintana* zu, die nach der Vermutung des Verf.s ganz gut als Sammel- oder Exerzierplätze dienen konnten. Erwähnenswert ist auch die Aufdeckung einer Küche mit einem aus Dachziegeln konstruierten Kochherd und eines Abortes. Am Schlusse dieses Abschnittes gibt der Verf. sehr instruktive zusammenfassende Bemerkungen über die Gebäudebestandteile, Treppen, Türen u. dgl. sowie einen Exkurs über die verschiedenartige Verwendung des Ziegelmaterials. Der dritte Abschnitt endlich (Sp. 121—124) behandelt eine Grabung im Tiergarten bei Petronell. Im Anhang bespricht B. Münsterberg ein Bronzerelief, den Raub des Ganymedes darstellend, und E. Bormann die neugewonnenen Inschriften, von

-denen drei, zusammen in situ gefunden, nach B.s Vermutung aus dem Amtslokale der beneficiarii stammen dürften.

Auch dieses Heft ist wieder geschmückt mit schönen photographischen Reproduktionen und den vom Verf. mit gewohnter Korrektheit gezeichneten Abbildungen der Kleinfunde, die diesmal gruppenweise in den Text aufgenommen, nicht mehr auf eigenen Tafeln demselben angeschlossen sind. Unter den Kleinfunden sind neben dem Ganymed-Relief bemerkenswert Teile von Helmen und Schilden, gefunden in dem Holzturme bei Fischamend, und Stücke eines Kinder(?)panzers. Die eigenartige Herstellung des in einem römischen Gebäude in Fischamend ausgegrabenen Tafelglases wird Sp. 38 f. beschrieben. Die vom Verf. nicht gedeutete Steinfigur in der aedicula (Fig. 59) ist eine Fortuna mit Füllhorn, Steuerruder und Kugel und in einem Ziegelstempel (Fig. 56, Nr. 3) ist das vermeintliche E nach $\text{I} \text{E} \text{O} \text{XIII} \text{G}(\text{emina})$ wohl nur eine die Zehen einer Sohle darstellende rohe Skulptur.

Das vorliegende Limesheft ist das Resultat aufopfernder Arbeit und scharfsinniger Interpretation. Auf Schritt und Tritt erkennen wir die Genauigkeit und Umsicht, mit welcher die Ausgrabungen geleitet und aufgezeichnet werden; lehrt doch ein Blick auf Tafel II den Unterschied zwischen den jetzigen und früheren Arbeiten, bei denen beispielsweise alle Straßen achtlos durchgegraben worden sind.

Triest.

Dr. A. Gaheis.

Historische Grammatik der lateinischen Sprache. Unter Mitwirkung von H. Blase, A. Dittmar, J. Golling, G. Herbig, C. F. W. Müller, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, J. Thüssing, H. Weinhold herausgegeben von Gustav Landgraf. III. Band. Syntax des einfachen Satzes. 1. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1903. XI und 312 SS. 8.

Beinahe ein Jahrzehnt ist vergangen, seitdem der I. Band der Historischen Grammatik der lateinischen Sprache, dieses groß angelegten, von Ziemer seinerzeit mit Recht als philologische Großtat bezeichneten Werkes, das G. Landgraf unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausgibt, erschienen ist (angez. in dieser Zeitschr., Jahrg. 45 [1894], S. 1097 ff. von Dr. Bud. Meringer). Das nunmehr veröffentlichte 1. Heft des III. Bandes, in dem die Syntax des einfachen Satzes zur Darstellung gelangt, enthält zunächst eine Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax von Golling, S. 1—87, und dann eine Darstellung der Lehre von den Tempora, den Modi und den Genera verbi von Dr. H. Blase, S. 99—312. Eingeschoben zwischen beide Teile ist ein von Landgraf und Golling zusammengestelltes Verzeichnis der auf die Syntax der einzelnen Autoren bezüglichen Abhandlungen, die nach der chrono-

logischen Reihenfolge der Autoren aneinander gereiht erscheinen, S. 88—96. Gleich jetzt sei bemerkt, daß außer dieser über die gesamte Literatur orientierenden Partie in diesem Werke auch an der anerkanntswerten Einrichtung festgehalten wird, jedem größeren und vielfach auch kleineren Abschnitten eine Zusammenstellung der zu gehörigen Literatur voranzuschicken.

In der sehr instruktiven Einleitung behandelt Golling in chronologischer Reihenfolge alle Erscheinungen der grammatischen Fachliteratur, die auf die Entwicklung syntaktischen Wissens Einfluß geübt haben. Er beginnt mit der *τέχνη γραμματική* des Dionysios Thrax und schließt mit E. P. Morris' *On Principles and Methods in Latin Syntax*, New York und London 1901. Dabei wird der Stoff in folgenden Abschnitten behandelt: die lateinische Syntax 1. bei den römischen Grammatikern (S. 1—17), 2. bei den Grammatikern des Mittelalters (S. 17—37) und 3. in der Neuzeit (S. 37—87). Die einzelnen Schriften werden je nach ihrer Bedeutung bald einer eingehenderen, bald einer kürzeren Besprechung unterzogen. Stets prüft der Verf. sorgsam den Wert eines Werkes und sucht getreulich hervorzuheben, welchen Einfluß es auf die spätere Fachliteratur geübt hat, was es von den bisherigen Lehren Abweichendes enthält und welche Bedeutung ihm überhaupt zukommt. Auf den Inhalt von epochemachenden Werken geht G. eingehender ein.

In dem ersten Abschnitt wird gleich das Lehrgebäude des Dionysios Thrax, das älteste grammatische Kompendium des Occidents, ausführlich besprochen, ferner das 17. und 18. Buch Priscians, der in diesem Teile seiner *Institutiones gramm.* ausdrücklich über Syntax (*de constructione sive ordinatione partium orationis*) handelt. Sodann werden die syntaktischen Lehren der römischen Grammatiker im allgemeinen skizziert. Für jedermann, der grammatischen Fragen nahesteht, ist es von besonderem Interesse, in diesem und in den folgenden Abschnitten nachzulesen, wie die sprachlichen Erscheinungen eine nach der anderen Beachtung gefunden haben und wie sich auf diese Weise all die Teile, die den Inhalt einer modernen lateinischen Grammatik ausmachen, zusammenfinden. Auf so manche Erscheinung des Sprachlebens, deren genauere Beleuchtung einem viel späteren Zeitpunkte vorbehalten blieb, wurde schon in alter Zeit hingewiesen. So finden wir schon bei Varro aus Reate einen Hinweis auf die Aktionsart neben der Zeitstufe einer Handlung. Er kannte wohl die Theorie der Stoiker von den *χρόνοι παρατατικοί* (*ἀτελείς*) und den *συντελικοί* (*τέλειοι*) und spricht von zwei *genera* oder *divisiones verborum*, dem *g. infectum* (*incohatum*) und dem *perfectum*, deren jedes drei *tempora* habe: *praeteritum*, *praesens* und *futurum*.

Im zweiten Abschnitt wird nächst den Gelehrten an der Hofschule Karl des Großen insbesondere auf die Bedeutung des Remigius von Auxerre hingewiesen, ferner auf Alexanders aus

Villedieu *Doctrinale* in 2645 Hexametern, des Johannes Duns Scotus *Grammatica speculativa sive de modis significandi*, eines Werkes, in dem die sprachlichen Erscheinungen vom logischem Gesichtspunkte aus betrachtet erscheinen, und Bacos Grundsatz einer allgemeinen Grammatik (*'grammatica una et eadem est secundum substantiam in omnibus linguis, licet accidentaliter varietur'*) zur Durchführung gelangt. Das XII. und XIII. Jahrhundert, das Zeitalter der Scholastik, war es auch, das der Syntax neben der bisher geradezu ausschließlich gepflegten Formenlehre zu ihrem Rechte verhalf. Der Inhalt des syntaktischen Werkes Alexanders von Villedieu wird in Kürze angegeben und im Anschluß daran das Wichtigste über die syntaktischen Lehrsätze des Mittelalters bemerkt.

Der dritte Abschnitt enthält vier Abteilungen: in der ersten (1440—1546) wird die Bedeutung Lorenzo Vallas für die Entwicklung des syntaktischen Studiums, dann insbesondere die Bedeutung Guarinos aus Verona entsprechend gewürdigt und der Inhalt seiner *Regulae grammaticales* näher besprochen. Italien hat in dieser Zeit der Wiedergeburt der klassischen Studien auch auf grammatischem Gebiete die führende Rolle inne; all die bedeutenderen grammatischen Schriften dieser Zeit rühren von Italienern her. — Die folgende Abteilung bietet uns Namen von Grammatikern, die, außerhalb Italiens wirkend, teils im Anschluß an italienische Vorbilder, teils unabhängig von diesen als Förderer syntaktischen Studiums zu gelten haben. Der *Tractatulus dans modum teutonici-sandi casus et tempora*, den Henricus zu Münster i. W. zwischen 1480 und 1490 drucken ließ, enthält, wie schon sein Titel andeutet, neben den lateinischen Formen zugleich ihre deutsche (niederdeutsche) Übersetzung. Es folgt u. a. die Besprechung der *Grammatica nova* des Wiener Professors Bernh. Pergler, dann des *Absolutissimus de octo orationis partium constructione libellus* von Erasmus von Rotterdam, eines Buches, in dem sich zum erstenmal ein eigener Abschnitt über die Modusverhältnisse bei *ubi, postquam, cum, ne* usw. findet. Daran schließt sich Melancthon's *Syntaxis seu de construct. liber*. Eingehender wird sodann die *Syntaxis* von Ioannes Despauterius (Jan van Panteren) behandelt, die als Ausdruck des syntaktischen Wissens am Beginn des XVI. Jahrhunderts zu gelten hat, ebenso das grammatische Werk des Engländers Thomas Linacer (Linacre), das bereits eingehende Regeln über die Tempusfolge (*variorum temporum conexio*) enthält. Nach kurzer Besprechung mehrerer minder bedeutender Grammatiker des XVI. Jahrhunderts wird auf Iul. Caes. Scaliger, 'den Begründer der philosophischen Betrachtung der antiken Sprachen', sowie auf Franciscus Sanctius, 'den man nicht mit Unrecht den Vater unseres Studiums der lateinischen Grammatik genannt habe', näher eingegangen. — Von den Grammatikern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts (3. Abteilung) wurden im allgemeinen

keine neuen Gesichtspunkte in die Syntax eingeführt. Neben Caspar Scioppius und Jac. Perizonius wird J. Vossius wegen seines Werkes *De arte grammat. libri VII* genannt, in dem die empirische Seite der Sprachforschung eine größere Beachtung findet als bei den Vorgängern. Unter den übrigen Grammatikern dieses Zeitraumes hat J. H. Kistemaker zuerst den Gedanken einer Parallelgrammatik (lateinisch und deutsch) praktisch durchgeführt. — Das XIX. Jahrhundert (4. Abteilung) wird in zwei Abschnitten behandelt (1800—1850 und 1851—1902). Durch die Kantische Philosophie wurden für die Auffassung syntaktischer Verhältnisse neue Gesichtspunkte gewonnen. Nach dem Versuche J. G. Haases war es R. G. Rath und vor allen anderen der Begründer der Grammatik als einer selbständigen wissenschaftlichen Disziplin Gottfried Hermann, die Kants Philosophie für das Sprachstudium fruchtbar machten. Mit G. K. Zumpt und L. Ramshorns grammatischen Werken tritt G. an solche grammatische Schriften heran, die zum Teile heutzutage noch zum Rüstzeug eines klassischen Philologen gehören. Er erörtert zunächst den Einfluß der vergleichenden Sprachforschung auf die Behandlung der lateinischen Syntax, woran sich ein Referat über eine lange Reihe von syntaktischen Schriften aus dem XIX. Jahrhundert schließt; die an letzter Stelle besprochenen Werke sind: J. Ries, *Was ist Syntax?* Marburg i. H. 1894 und E. P. Morris' oben genannte Schrift. Auch in dem letzten Teile der Einleitung weiß der Verf. die einzelnen Werke kurz zu charakterisieren und bei jedem das hervorzuheben, worin eine Förderung der Wissenschaft zu erblicken ist; auch hier reproduziert er nicht nur das Wichtigste aus dem Inhalt der bedentsameren Schriften, sondern gewährt uns auch Einblick in ihre gegenseitigen Beziehungen, indem er auf die Genesis der vorgetragenen Ansichten vielfach näher eingeht und über die Urheberschaft der verschiedenen syntaktischen Lehren Aufschluß zu geben bestrebt ist.

So stellt denn Gollings Einleitung in die lateinische Syntax ein praktisches und sehr empfehlenswertes Hilfsmittel dar, auf bequeme Weise eine Übersicht über den Gang der syntaktischen Forschung während der letzten 2000 Jahre zu gewinnen.

Den Hauptteil des vorliegenden Heftes bildet Blases Darstellung der Tempora, Modi und Genera verbi. Nach einem einleitenden Abschnitte behandelt der Verf. in der landläufigen Reihenfolge den Indikativ Praesentis, dann den Konjunktiv Praes. und das erste Futur; es folgt der Indik. und Konjunkt. des Imperf., der Indik. des Perf., dessen Konjunkt. und das Futur. exactum, endlich das Plusquamperfekt. Daran schließt sich ein Abschnitt über den Imperativ, über umschreibende Zeitformen, über Tempora im Briefstil, schließlich eine Darstellung der Genera verbi.

Gestützt auf die reichhaltige Literatur, die auf dem Gebiete der lateinischen Tempus- und Moduslehre besonders in den letzten

Jahrzehnten erschienen ist, gewährt Blase dem Leser einen Einblick in den Sprachgebrauch aller Jahrhunderte, von den Zeiten des *sermo antiquissimus* an bis auf die Zeit Benedikts v. Nursia und Gregors v. Tours. Da Bl. auch die jüngsten fachwissenschaftlichen Erscheinungen verwertet hat, so entspricht insofern seine Arbeit gegenwärtig wohl allein unter den wissenschaftlichen Darstellungen der lateinischen Modus- und Tempuslehre dem jetzigen Stande der Wissenschaft. Es fällt infolge seiner Ausführungen auf manche sprachliche Erscheinung ein ganz anderes Licht als bisher. Ich verweise hier auf die Darlegung der modalen Natur des Futurums und der Verwandtschaft seiner Funktionen mit denen des Konjunktivs, bzw. des Optativs, desgleichen auf die instruktive Erörterung der Verwendung des Konjunktivs Imperf., z. B. auf seinen Gebrauch als Potential der Vergangenheit in bedingenden Perioden, ferner auf die Darstellung der wahren Natur des Konjunktivs Perf. und des Futur. ex. Auch die Schulgrammatik kann aus Blases Ausführungen mancherlei Nutzen ziehen. Ein besonderes Augenmerk wendet der Verf. der Bedeutungsverschiebung einiger Tempora (der sogenannten Tempusverschiebung) zu; doch diese Erscheinung, auf die Bl. schon in seiner Geschichte des Plusquamperf. im Lateinischen. Gießen 1894 besonderen Nachdruck gelegt hat, will ich mit Rücksicht auf ihre Gründe weiter unten einer ausführlichen Besprechung unterziehen.

Man wird es wohl begreiflich finden, wenn der Ref. bei aller Anerkennung der Bedeutung von Blases Arbeit, die mit großem Fleiß ausgeführt ist und gegenüber älteren Werken dieser Art (so Draegers *Histor. Syntax der latein. Sprache*) einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, in einigen Punkten eine abweichende Ansicht äußert, zumal da bekanntlich gerade syntaktische Fragen verschiedene Lösungen erfahren und bisweilen tatsächlich auch zulassen. Dazu kommt in unserem Falle noch der Umstand, daß in Blases Buch Hunderte von Stellen erklärt oder zu diesem Zwecke in irgend eine bestimmte Gruppe eingereiht werden. Daß der Erklärer solcher Stellen, deren Deutung oft große Schwierigkeit bietet, nicht immer auf allgemeine Zustimmung rechnen kann, ist glaube ich, einleuchtend. Ich will mich daher im folgenden auch hauptsächlich an die mehr prinzipiellen Fälle halten.

Was zunächst die Disposition anlangt, so hätte es sich vom theoretischen und vielleicht auch vom praktischen Standpunkte aus an mehreren Stellen empfohlen, Partien, die lose aneinander gereiht erscheinen, unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zu behandeln. So hätten z. B. die der Bildung der Verbalformen zugrunde liegenden Stämme, der Präsens- und Perfektstamm, an die wiederum der Unterschied der Aktionsart geknüpft ist, als Mittel zur Verknüpfung des Stoffes dienen können. Bei der Darstellung des Konjunktivs Präs. und des Konjunkt. Perf. hätten die voluntativen Gebrauchsweisen (§§ 14—17 und 37—39)

ebenso wie die potentialen jedesmal unter einem gemeinsamen Titel vereinigt werden können. Desgleichen wäre eine Scheidung nach den genannten Kategorien beim Konjunktiv des Imperfekts am Platze gewesen. Bei der Behandlung des Plusquamperfekts hätten sich unter Beobachtung gemeinsamer Gesichtspunkte die §§ 45—47, ferner die §§ 48—52 und 53—56 jedesmal zu einem größeren Ganzen verbinden lassen. Die Übersichtlichkeit der Darstellung würde auf diese Weise wesentlich gefördert worden sein. Im einzelnen hätten z. B. die auf S. 134 unter Nr. 4 besprochenen Fälle des optativen Konjunktivs mit *utinam* sich an die unter Nr. 2 besprochenen mit *ut* anschließen sollen. S. 145 hätte der Titel des neuen, hier beginnenden Abschnittes entweder bloß Imperf. (nicht Indikativ des Imperf.) heißen sollen oder es hätte vor § 23 ein neuer Titel: Der Konjunktiv des Imperf. stehen sollen. Verwirrend wirkt es auch, wenn man (§ 42, S. 208) den Gebrauch des Konjunktivs Perf. im Nebensatze als Vertreters des Futur ex. bei futuraler Handlung des übergeordneten Satzes, z. B. Cic. pro Rosc. Am. 128 *facile egestatem suam se laturum putat, si hac indigna suspicione et ficto crimine liberatus sit* in einer Anmerkung des Paragraphen, der den konzessiven Gebrauch des Perfekt-Konjunktivs darstellt, behandelt findet. Auch Verweise von einer Gebrauchsart auf eine andere verwandte sollten nicht fehlen; so wäre z. B. § 41 'Potential des Perf. mit Hervorhebung der Vergangenheitsbedeutung', wo also dem Perfektstamm die Aktionsart der vollendeten Handlung anhaftet, auf den gleichen optativen Gebrauch desselben Konjunktivs (§ 39, S. 201) sowie auf die verwandten voluntativen Fälle, die im § 33, S. 187 zur Sprache kommen (vom Verf. Konjunktiv des Futurums genannt). z. B. Liv. XXII 14, 10 *quam (Romam) vereor ne... Hannibali ac Poenist otians servaverint maiores nostri* zu verweisen gewesen und umgekehrt.

In dem einleitenden Abschnitte (S. 100 f.) weist der Verf. auf das Ineinandergreifen von Tempus und Modus sowie auf den wichtigen Unterschied zwischen Aktionsart und Zeitstufe hin. Die Aktionsart, der das Präsens angehört, nennt Bl. im Anschluß an Delbrück kursiv (S. 102), weist jedoch dabei den in demselben Sinne vielfach verwendeten latein. Ausdruck *actio imperfecta* m. E. unberechtigt zurück; ist es doch der Begriff der 'noch nicht zum Abschluß gelangten Handlung', der z. B. die konative Bedeutung der Formen des Präsensstammes vermittelt, wie Bl. selbst gefühlt haben mag, wenn er einige Seiten später (S. 148) vom Imperf. sagt: „Durch seine Aktionsart wird das Imperf. befähigt zum Ausdruck des sogenannten Conatus, d. h. der währenden, aber noch nicht zu Ende geführten Handlung“. Trotz der Betonung der Wichtigkeit einer genauen Scheidung zwischen Aktionsart und Zeitstufe hat Bl. nach des Ref. Ansicht doch nicht überall die Bedeutung der Aktionsart genugsam hervorgehoben und ge-

würdigt. So sucht man in der Darstellung (S. 160 ff.) vergeblich nach der Aktionsart, wiewohl im Inhaltsverzeichnis (S. IX) die 'Aktionsart und Zeitstufe des Ind. Perf.' bloß den Titel 'Der Indikativ des Perfekts' nicht frei von Schwierigkeit; doch hätte er nicht erörtert werden können. Da nämlich die Bildung und seiner Bedeutung nach eine ursprünglichen indogermanischen Perfektform, die im Griechischen begegnet, und dem Aorist des Lateinischen entsprechend die latein. Perfekta je nach dem Zusammenhang der Rede bald eine vollendete Aktion aus. Und mit der Aktionsart der Perfekta hängt nach des Ref. Meinung größtenteils die Verschiebung von Bl. mit Nachdruck betonte Erscheinung zusammen. Damit bezeichnet den Bedeutungswandel, durch den z. B. *habere* zu *habebam*, *fuere* die von *ero* gewinnt. Diese Verschiebung ist ebenso wie seinerzeit in seiner Geschichte des Latein., Gießen 1894 die verschobenen Perfekta er sagt: „Die Möglichkeit im gegebenen Falle *eram* zu gebrauchen, führte bei der Schreibung zu der Anwendung von *fuera*, wo es lauter ist. Dagegen nun, daß schnelles, unbedachtes Schreiben 'nationsausgleichung' hervorgerufen hat, sind sich derlei Bedeutungsverschiebungen bei den ältesten Autoren finden; ihre größere Häufigkeit in der Sprache und im Spätlatein mag allerdings die Genauigkeit des temporalen Ausdrucks im Lateinischen nicht zu übersehen ist bei der Erklärung der Perfektivischen und konjunktivischen Plusquamperfekts auch der seit Plautus und Terenz so häufige Gebrauch von *fuero*, *habuero* und einer nicht unüblichen Futura ex. im Sinne des einfachen Futurums. Die Durchsicht des vorliegenden Werkes spricht. Durch die Durchsicht wird sich aber schon weniger leicht als *fuera* ein *habueram* erklären lassen und die verschobenen *fuero*, *videro*, *potuissem* oder *potuissem* die Wahrscheinlichkeit jedoch gering ist, daß die *fuera* allein eine so weit reichende Wirkung haben. Die ganze Reihe von Verbalformen, bei der eigenen Ausführung ersehen kann, ein ähnliches Verhalten vorliegt, sich sämtlich an die eine Verbalform hätte, so greift Bl. selbst auch zu anderen Verbalformen die Verschiebung des Konj. Plusquamperfekts. Die Erklärung hauptsächlich in einer Eigentümlichkeit der Sprache, wie sie von den Puniern ges

Selbst wenn man den Einfluß des Punischen auf die Sprache der latein. Autoren aus Afrika und speziell auf die größere Willkür im Gebrauche der Tempora bei den Afrikanern nicht leugnet, auch nicht einmal anzweifelt, genügen derlei lokale Spracheigentümlichkeiten m. E. nicht zur Erklärung einer so allgemein verbreiteten sprachlichen Erscheinung, wie es die der Tempusverschiebung ist. Ich glaube, daß für diese in allen Ländern, wo Latein gesprochen wurde, vorkommende Erscheinung auch ein einheitlicher, in der Sprache selbst gelegener Erklärungsgrund sich finden lassen müsse.

Bei einer Gesamtbetrachtung der verschobenen Formen muß man zunächst die Verschiebung des Konj. Imperf. (Bl. S. 158 ff.) ausscheiden, die eine eigene Erklärung erheischt, ferner die Verschiebungen bei den Ausdrücken der Möglichkeit, Angemessenheit und Notwendigkeit einer Handlung, die auch mit Rücksicht auf andere Eigentümlichkeiten eine besondere Gattung vertreten. Bezüglich aller übrigen Verbalformen nun, die eine Tempusverschiebung erfahren haben, läßt sich Doppeltes konstatieren: 1. sie werden sämtlich vom Perfektstamm gebildet. 2. Sämtliche vom Perfektstamm gebildete Zeiten haben auch tatsächlich diese Bedeutungsverschiebung gelegentlich erlitten. Aus diesen beiden Sätzen folgt notwendig, daß die Möglichkeit dieser Tempusverschiebung eine dem Perfektstamm anhaftende Eigentümlichkeit ist. Worin besteht diese nun?

Ich habe oben auf die Doppelnatur des latein. Perfectums hingewiesen, in dem neben dem eigentlichen Perfekt auch noch der Aorist steckt. Und in dieser Eigentümlichkeit des Perfektstammes ist, glaube ich, auch die Erklärung für die Tempusverschiebung zu suchen; nur bei den von *fui* gebildeten Formen kommt noch die besondere, den ganzen Vorgang fördernde Bedeutung der zugrunde liegenden Wurzel *fu* in Betracht. Bl. selbst spricht S. 141 f. von einem Infinitiv des aoristischen Perfekts und S. 167 von der aoristähnlichen Bedeutung des Perfekts, dennoch will er anderseits wieder diese mit dem Perfektstamm verknüpfte Bedeutung nicht anerkennen. Zunächst will er S. 167 Anm., wo von einem ingressiven Gebrauch des Perfekts die Rede ist, ausgeschieden wissen *fui*, *habui*, *potui*, deren Plusquamperf. und zweites Fut. eine Verschiebung erlitten hätten, indem er fortfährt: „Ein verschobenes Perfectum aber kann es von diesen Verben im Lateinischen nicht gegeben haben, da sie ihre präteritale Perfektbedeutung mit in die romanischen Sprachen hinübergenommen haben“. Was nun *fui* anlangt — die von diesem Perfekt sich herleitenden Formen spielen bei der Verschiebung die Hauptrolle, vgl. Bl. selbst S. 196 — so habe ich in meiner von Bl. an dieser Stelle übrigens zitierten Abhandlung (Bedeut. und Gebr. der zu der Wurz. *-fu* gehör. Verbalf. bei Sall., Wien 1896) darzulegen versucht, daß *fui* vermöge der dem Stamme,

wenn auch nicht ausschließlich, so doch sicher neben der Bedeutung des 'Seins' innewohnenden Bedeutung des 'Werdens' von Haus aus auch heißen mußte 'ich wurde', bzw. 'ich bin geworden', eine Bedeutung, die es nie ganz verloren hat, da sich bei den meisten Autoren Fälle von *fui* in diesem Sinne finden neben der gewöhnlichen Bedeutung 'ich war', bzw. 'ich bin gewesen' (Perf. zu dem Begriffe sein). Es ist also dort, wo *fui* 'ich bin geworden = ich bin' bedeutet, von einer Tempusverschiebung eigentlich gar nicht zu sprechen und ebensowenig bei *fuera* in der Bedeutung 'ich war geworden = ich war'. Man kann höchstens von einer Verschiebung gegenüber der gewöhnlichen Bedeutung (*fuera* = ich war gewesen) sprechen, wobei nicht 'werden', sondern 'sein' als Bedeutung des Stammes zugrunde gelegt wird. Geht man von der Bedeutung des Werdens aus, so ist ein *fui* = ich wurde auch nicht ingressiv, sondern konstatierend, höchstens finitiv. Ingressiv erscheint es hingegen im Vergleiche zu seiner gewöhnlichen Bedeutung ich war. In dieser Hinsicht ähnelt ein solches *fui* (*fuera*) einem verschobenen *habui* (*habueram*) u. s. l. Bei dem so häufig in verschobener Bedeutung vorkommenden *habueram* macht sich nämlich m. E. ebenso wie bei *potueram* und verschiedenen zum Perfektst. gehörigen Formen anderer Verba die Aoristbedeutung des Perfekts geltend. Diese Bedeutung richtet sich in den Fällen, wo sie nicht bloß konstatierend (historisch) ist, nach der jeweiligen Präsensbedeutung. Da nun die Bedeutung von *habere* sowie im allgemeinen auch von den anderen der Verschiebung unterliegenden Verben im Präsens zuständig ist, so ist dessen Aoristbedeutung, falls sie nicht konstatierend (historisch) ist, ingressiv: *habui* = ich erhielt und daher *habueram* = ich hatte erhalten, nicht viel verschieden von *habebam* (ich besaß). Der gleiche Gebrauch findet sich bei verschiedenen anderen, von Perfektstämmen hergeleiteten Verbalformen, mag das Perfekt eine starke oder schwache Bildung aufweisen¹⁾. Als Beispiele von Formen, die hergeleitet sind von Perfekten auf *-vi* (*ui*) und *-si*, vgl. u. a. Corn. Nep. Them. I 3 *Nam cum iudicasset sine summa industria non posse eam (contumeliam) extinguere, totum se dedit rei publicae* 'da er sich das Urteil gebildet hatte = der Ansicht war' (ebenso gebraucht erscheint *iudicaverunt* in Caes. B. G. VI 20, 3), desgleichen Cic. Mil. 43 *In utro igitur haec (spes impunitatis) fuit? in Milone, qui etiam nunc reus est. . . , an in Clodio, qui ita iudicia poenamque*

¹⁾ Fälschlich erklärt Foth in Boehmers Roman. Stud. II 313 f. diese Erscheinung, wenn er schon den jeweiligen Präsensformen eine inkohative Bedeutung beilegt, wonach *posse* die Möglichkeit erlangen, *habere* erwerben usw. bedeuten müßte. Muß doch Foth (S. 314) selbst zugeben, daß die Formen der Präsensstämme dieser Verba kaum jemals von Lateinern inkohativ verwendet worden sind. Es bleibt eben diese Erscheinung auf die Formen des Perfektstammes beschränkt.

contempserat, ut eum nihil delectaret, quod aut per naturam fas esset aut per leges liceret? (der eine solche Verachtung... gewonnen hatte = verachten gelernt hatte, also etwa = verachtete¹⁾) oder Caes. B. G. I 40, 15 *indulserat* usw. Selbst reduplizierte Perfecta kommen infolge der vollständigen Verschmelzung des einstigen Perfectums mit dem Aorist in gleicher Verwendung vor, so Hor. Epist. I 2, 5 *Cur ita crediderim, ... audi* ('warum ich diesen Glauben gefaßt habe = warum ich dieser Ansicht bin') oder in dem bekannten Vers Verg. Aen. II 774 *Obstipui steteruntque comae et vox faucibus haesit*, dessen Sinn Schiller in seiner Übersetzung „zu Berge steigt mein Haar“ genau wiedergibt (auch die beiden anderen Praeterita dieses Satzes gleichen ingressiven Aoristen); vgl. das griechische Original II. XXIV 359 *ὄρθαι δὲ τρίχες ἔσταν ἐνὶ γναμπτοῖσι μέλεσσιν*²⁾).

Bemerkenswert und mit Bl. Erklärung der Tempusverschiebung nicht vereinbar ist ferner der schon oben erwähnte, durchaus nicht seltene Gebrauch eines Futur. ex. im Sinne eines einfachen Fut.; vgl. Bl. § 32 ff., S. 180 ff. Die Doppelnatur des latein. Futur. ex., vermöge deren es bald eine in der Zukunft vergangene, bald eine bloß zukünftige Handlung bezeichnet, geht offenbar auf die Doppelnatur des Perfektstammes zurück, der bald zum Ausdruck einer vollendeten, bald zum Ausdruck einer punktuellen Handlung verwendet wird. Daß dem vom Perfektstamm gebildeten Konj. Perf. regelmäßig die punktuelle Aktionsart eigen ist, führt Bl. selbst S. 176 f. aus.

Auf die Möglichkeit, die Aktion eines lateinischen Perfekts aoristisch (punktuell) aufzufassen, glaube ich, auch die Eigentümlichkeit zurückführen zu können, daß man im Latein. stets als Perfecta zu inkohativen Präsentiis die Perfecta der entsprechenden zuständlichen Stammverba (im Sinne eines ingressiven Aoristes von den letzteren) verwendet hat und daß es auf diese Weise zur Bildung eigener inkohativen Perfektformen gar nicht gekommen ist: so ist *calui* Perf. zu *caleo* und zu *calesco* und wechselt dementsprechend seine Bedeutung ebenso wie *fui*, je nachdem es ein Perfekt zu *sum* oder zu *fit* darstellt. Desgleichen

¹⁾ Jedenfalls ist Bouterweks Erklärung das Plusquamperf. steht zuweilen, wo ein Imperf. erwartet wird, von der Dauer in der Vergangenheit' falsch; ein zweitesmal findet sich *contempserat* in derselben Rede ebenso verwendet in § 74 und ebenso § 88.

²⁾ Dagegen halte ich es für unnötig, Verg. Aen. II 351 f. die Form *steterat* mit Bl. (S. 226, Anm. 2) im Sinne eines Imperf. zu fassen. An mehreren Stellen läßt es sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob eine Zeitform unter die sogenannten verschobenen einzureihen ist oder nicht; so zweifle ich an der Richtigkeit von Bl. Auffassung (S. 218) bez. Cic. ad Qu. fr. I 2, 16, desgleichen Caes. B. G. III 16, 2, wo ich dem Plusquamperf. *fuera*t einsig und allein seine gewöhnliche Bedeutung belegen möchte, 'was es an Schiffen gegeben hatte'.

kann *patui* Perf. von *pateo* und von *pates* und *tremisco*, *valui* von *valeo* und *vales* es sich mit den Zusammensetzungen von *es* Kompos. von *cubo* und von *cumbo* entsprechend das auf *consto* und auf *consisto* zurückgel als Präsens *sedeo* oder *sīdo* entspricht.

Spuren dieser so oft vorkommender des Perfektstammes lassen sich — abge Zusammenhange stehenden allgemeinen auch sonst noch bis in die romanischen S ich verweise nur auf den ingressiveiven G Passé défini. Nach Bl. (§ 49, S. 218 ff besonders häufig *fuera*m und *habuera*m in Es sind dies angenscheinlich Zeitforme stämmen, die in der Volkssprache die Aoris gezeigt und am längsten behalten haben, we daß im Französischen die Formen des zurückgehenden Passé défini ingressiveive Be sonst macht sich der aoristische Charakter insbesondere im Gegensatze zu Formen des erfuhr, dagegen *je savais* = ich wußte; kennen, *je connaissais* = ich kannte = ich wurde besiegt, dagegen *j'étais va*

Bei passiven, mit dem Partizip wurde die Verschiebung der Bedeutung gefördert, daß diese Partizipien vielfach a wurden (vgl. auch Bl. selbst S. 173) un zu besserer Hervorhebung des Präteritums anderseits wieder ein weiterer Schritt zu d *sum* = *vincor* war.

Vom Präsens behauptet Bl. (§ 2 sprünglich nichts mit der Gegenwart zu stufenlos gewesen'. Bl. ist zu diesem Urtei seit jeher anhaftende Eigenschaft, für a werden zu können, veranlaßt worden. Ich mit dem Präsens stets gegenwärtige Han daß dies tatsächlich die ursprünglichste F zumal es naturgemäß ist, daß der Mensch in der ihn umgebenden Außenwelt eine fand; und dieser Ausdruck war das gram dings hat man daneben wohl zu allen für vergangene als auch für zukünftige Han geschieht dies nur in der Weise, daß d Mittel im Zusammenhang der Rede, mag d sein, für die zu bezeichnende Handlung gangenheit, bzw. die der Zukunft genüge In dem ersten Falle versetzt sich der Red

mann richtig sagt (S. 108), 'in Gedanken in die Zeit, als das Ereignis sich eben abspielte'. In dem anderen Falle versetzt er sich wiederum in die Zukunft, so daß sich die zu bezeichnende Handlung vor seinem geistigen Auge abermals als gegenwärtig vollzieht. Doch muß man, wie gesagt, Vergangenheit und Zukunft stets aus dem Zusammenhange entnehmen können; lesen wir doch bei Bl. selbst S. 108 den Satz: „Der futurale Charakter des Präs. ergibt sich immer aus dem Zusammenhange der Rede oder der Situation“. Immerhin hatte man aber am Präsens eine Zeitform, die nach Bedarf ihre Zeitstufe wechselte und sich daher ganz besonders (auch das Futur und das Perfekt finden bekanntlich ähnliche Verwendung) für den Ausdruck von Handlungen, die für alle Zeiten Geltung haben sollten, eignete; und diese Eigenschaft des Präsens war es m. E., die dessen so häufigen zeitstufenlosen Gebrauch in Sentenzen usw. herbeiführte, ohne daß das Präsens von Haus aus zeitstufenlos gewesen wäre.

Der Konjunktiv Präsens wird im Zusammenhang mit dem Futurum behandelt und die Berührungspunkte zwischen beiden, auf die mit Recht Nachdruck gelegt ist, werden S. 112—125 ausführlich dargelegt. — S. 144, Anm. 2, wo der Verf. sagt, daß im klassischen Latein 'fast immer von der Form des Konjunktivs Präs. in einem Bedingungssatze auf den potentialen Inhalt desselben zu schließen ist', wäre die Bemerkung am Platze gewesen, daß bei den besten Autoren zuweilen Handlungen, die zweifellos unreal sind, in potentialer Form wiedergegeben erscheinen, wenn nämlich dem Redenden in seiner Phantasie eine an und für sich unmögliche Handlung im Augenblicke als möglich erscheint oder wenn er sie von dem Hörer so aufgefaßt wissen will. Haben wir doch in den Worten nicht unmittelbare Abbilder der wirklichen Dinge und tatsächlichen Verhältnisse zu erblicken, sondern nur den Ausdruck für die Auffassung, die den Tatsachen von Seiten des Redenden entgegen gebracht wird. Wenn Cicero (Cat. I 27) die Worte des Vaterlandes also einleitet: *si mecum patria, si cuncta Italia, si omnis res publica sic loquatur*, so deutet er in seiner Begeisterung die Möglichkeit einer solchen Anrede an, während er Div. in Caec. 19 *Sicilia tota si una voceretur* in einem ähnlichen Falle die bedingende nicht wirkliche Handlung auch als nicht wirklich hinstellt. Vgl. auch Verg. Aen. II 599 f., wo Venus, trotzdem daß ihre Fürsorge tatsächlich den Achivern Widerstand bietet, dennoch, um bei Aeneas Furcht zu erwecken, das Fehlen dieses Widerstandes als möglich darstellt *et ni mea cura resistat, iam flammae tulerint inimicus et hauserit ignis*. — Wenn Bl. den Konjunktiv im konzessiven Sinne ganz und gar dem Gebiete des Willens zuweist, so kann ich dies nicht ganz billigen. Die meisten Fälle des konzessiven Konj. haben wohl voluntativen Charakter; dafür spricht neben der gewöhnlichen Negation *ne* auch der mögliche Ersatz

eines solchen Konj. durch einen Imperativ. Aber auch ein potential ausgedrückter Gedanke kann im Zusammenhange konzessive Bedeutung gewinnen, wobei dann die Negation natürlicherweise *non* sein muß; zur Illustrierung dieses Gebrauches diene Horat. Epist. I 1, 28 f. *Non possis oculo quantum contendere Lynceus, Non tamen idcirco contemnas lippus inungui*; ebenso verhält es sich wohl Cic. Phil. XII 8 *qui (exercitus) si pacis, id est timoris nostri, nomen audiverit, ut non referat pedem, insistet armis*, wo allerdings zur Erklärung des *non* noch der Gegensatz zwischen *referat* und *insistet* hinzutritt. — Eine Ungleichheit der Darstellung fiel mir insofern auf, als Bl. beim Konj. Präs. die Behandlung der dubitativen Fragen ausschließt, indem er S. 135 die Bemerkung beifügt: 'Die rein dubitative und unwillige Frage wird beim Fragesatz behandelt werden', wogegen derartige Fragen im Konj. Imperf. S. 153 einer Erörterung unterzogen werden.

Bezüglich des Indik. Imperf. kann ich Bl. nur zustimmen, wenn er dem Imperf. stets, somit auch dort, wo es absolut gebraucht zu sein scheint, eine gewisse Relativität zuschreibt (vgl. auch seine Ansicht über das Plusquamperf. S. 211). „Der Bedende“, heißt es S. 146, „sieht in der Erinnerung eine vergangene Zeit vor sich, in welcher die Handlung vor sich geht“; diese Anschauung wird durch passende Beispiele illustriert. Ich möchte dazu nur noch folgendes bemerken: Wo ein Autor in der Erzählung das Perf. gebraucht, konstatiert er bloß den Vollzug der Handlung als eines Ereignisses der Vergangenheit, wo er das Imperf. gebraucht, legt er mehr Gewicht auf die Entwicklung der Handlung, im Gedanken länger bei ihr verweilend; er schildert den Vollzug derselben, mag es auch nur die Handlung von *dicere* sein. Aus diesem Grunde kann ich Bl. nicht zustimmen, daß die besten Autoren bloß zur Vermeidung des Gleichklanges das Imperf. dort anwenden, wo etwa das Perfekt am Platze wäre (S. 152). Bei genauer Beobachtung wird man bei diesen Autoren wohl immer den angeführten Grund für die Anwendung des Imperf. finden, so auch in den von Bl. (Anm. S. 152) vorgebrachten Beispielen aus Quintilian und Catull. Vgl. übrigens des Verf. eigenes Urteil über den Gebrauch von *fuit* und *erat* bei Vergil im Anschluß an Ley. *Vergilinar. quaest. specim. prius de temporum* usw. Saarbrücken 1877 (S. 164, Anm. 1); dort sagt er richtig: „Wo eine auffallende Verwendung der Tempora hervortritt, ist zu bedenken, daß es vielfach in dem Belieben des Autors lag, das konstatierende oder das schildernde Tempus zu setzen“. — Bei der Besprechung der Verwendung des Imperf. Ind. in der Apodosis des irrealen Satzgefüges (z. B. Tac. Ann. I 65 *Caecina circumveniebatur, nisi prima legio sese opposuisset*) vermißt man eine Andeutung des Unterschiedes zwischen einem solchen Nachsatz und einem Nachsatz der gewöhnlichen Art mit Konj. Plusquamperf. — Dem Konj. Imperf. schreibt Bl. auch eine futurale Bedeutung

zu (S. 160), zu deren Beleuchtung Sätze dienen sollen wie Sall. Jug. 26, 2 *quia penes eosdem, si advorsaretur, cogendi potestas erat*. Die futurale Bedeutung liegt m. E. nicht in dem Konj. Imperf. (hier *advorsaretur*), sondern ergibt sich stets aus dessen Umgebung, hier aus dem Ausdruck *cogendi potestas erat*, der als Ausdruck der Möglichkeit futural ist, während *advorsaretur* eine zu dem als zukünftig vorgestellten *cogere* gleichzeitige Handlung bezeichnet, eine Funktion, die bekanntlich auch sonst der Konj. Imperf. bei präteritaler Rektion in unmittelbarer Abhängigkeit von einem futuralen Ausdruck versieht. Was aber die Hauptsätze mit einem solchen Konj. Imperf. anlangt, von denen Bl. im folgenden spricht, so sind die hier angeführten Fälle wie z. B. Cäs. B. civ. III 111, 8 f. von der Art, daß diese Sätze nur äußerlich Hauptsätzen gleichen, dem Gedanken nach aber als abhängig zu gelten haben. Diesen Gebrauch des Konj. Imperf. bringt Bl. in Verbindung mit der Vertretung der periphrast. Konj. auf *-urus essem* durch einen solchen Konj. Imperf., die S. 276 (bei Bl. fehlt es leider, wie schon erwähnt wurde, an entsprechenden Verweisen zwischen Stellen, die Verwandtes behandeln) zur Sprache kommt. Bei präsentischer Rektion kommt dieselbe Funktion natürlich dem Konj. Präs. zu. Es sind dies Fälle wie Terenz Ph. 608 *Quam timeo, adventus huius quo impellat patrem*, wo man *impulsurus sit* oder Liv. III 4, 2, wo man *gesturus esset* st. *gereret* erwarten sollte. Bekanntlich hat vor allen Livius diese Konstruktion in indirekten Fragen (insbes. nach *quin*) häufig. Die Verhältnisse liegen aber auch hier immer so, daß sich die Nachzeitigkeit des Nebensatzes aus dessen Umgebung ergibt: so deutet in dem Satze aus Terenz der regierende Ausdruck der Furcht an, daß *impellat* gegenüber dem Hauptsatze nachzeitig ist; dem Satze aus Liv. geht die Erwähnung der Consulwahlen unmittelbar voraus, so daß der Leser aus diesem Zusammenhange entnimmt, daß *gereret* hier nur eine zu der oben geschilderten Zeit nachzeitige Handlung bezeichnen kann. Es läßt sich dieser Gebrauch mit dem des Ind. Präs. in futuralem Sinne vergleichen. Daß demnach auch Bl. Erklärung für die Vermischung der ursprünglichen Bedeutung von *forem* mit der von *essem* (§ 66), die sich auf die futurale Bedeutung von *essem* stützt, wenig Halt hat, ist einleuchtend. Ebenso wenig, als der Konj. Präs. oder Imperf. an und für sich futural ist, kann man es billigen, wenn Bl. in der Anm. auf S. 208 den Konj. Perf. und in der Anm. auf S. 231 den des Plusquamperf. als Konjunktive des Fut. ex. bezeichnet. Sie bezeichnen beide stets nur eine vorzeitige Handlung; daß es eine vorzeitige Handlung ist, die in der Zukunft liegt, wird nicht durch diese Konjunktive, sondern einzig und allein durch ihre Umgebung zum Ausdruck gebracht.

Bei der Besprechung derjenigen Art des präsentischen Perfekts, die der Negation des entsprechenden Präsens gleichkommt

(S. 161) wie Ter. Haut. 98 *filium unicum adolescentulum habeo*. *At quid dixi habere me? inmo habui*, Chremas (= ich habe ihn jetzt nicht mehr) oder Verg. Aen. II 325 *fuisimus Troes* u. dgl. vermißt man eine Bemerkung darüber, unter welchen Umständen ein präsent. Perf. diese negierende Bedeutung gewinnt und wann es positiv bleibt. Vgl. darüber meine obgenannte Abhandl. S. 11, Anm. 22. Desgleichen sucht man bei der Behandlung des Perfektgnom. vergebens eine Erklärung dieses Sprachgebrauches. — Wenn es in § 25 (S. 161) heißt: „Auch das Perfekt kann zur Konstatierung wiederholter und gewohnheitsmäßig vollzogener Handlungen gebraucht werden. Es steckt dann stets der Gedanke der Zusammenfassung oder des Abschlusses darin. Oft ist dieses Perfekt mit einem temporalen Adverb oder einem Zahlwort verbunden...“, so vermißt man den ausdrücklichen Hinweis darauf, daß in einem solchen Falle stets aus dem Zusammenhange erkennbar sein muß, daß die Handlung des Perfekts nicht eine einmalige, sondern eine wiederholte ist. So ist es auch in den iterativen Satzgefügen (besprochen S. 162) wie z. B. Caes. B. G. VI 16, 5 *cum eius generis copia defecit, etiam ad innocentium supplicia descendunt*, wo aus der wiederholten Handlung des *descendunt* auf die Wiederholung der Handlung des *deficere* geschlossen wird. — In der Anm. auf S. 169 wendet sich Bl. mit Recht gegen die Auffassung anderer Grammatiker, die von einer Vertauschung des Perfekts mit einem Plusquamperf. sprechen. Solche Perfekta in Nebensätzen, an deren Stelle man Plusquamperf. erwarten sollte, erklären sich in der Weise, daß der Autor das Tempus des Nebensatzes nicht vom Standpunkte der Handlung im Hauptsatze wählt, sondern von seinem eigenen Standpunkte, also absolut, soweit man von einer absoluten Zeitgebung im Nebensatze sprechen kann. Mit dieser Tempuswahl hätte der Verf. vergleichen können den Gebrauch des griechischen Aoristes an Stelle eines erwarteten Plusquamperf. — Wenn auf S. 191 die Behauptung aufgestellt wird, bei Sallust finde sich kein Futur. ex. in verschobener Bedeutung, so ist dies nicht richtig, vgl. meine obgenannte Abhandlung S. 34.

Bei Behandlung des Konjunktivs Perf. wird richtig als Hauptunterschied zwischen einem Verbot, ausgedrückt durch den Konj. Präs., und einem Verbot, das im Konj. Perf. steht, die Verschiedenheit der Aktionsart hingestellt: während im ersten Falle eine sich entwickelnde Handlung (kursive Aktionsart) vorliegt, ist die Handlung im zweiten Falle punktuell. Und wenn in der Anm. S. 199 der Prohibit. der Deponentia im Perf. (z. B. *ne sis* *deus* Cic. fam. VII 18, 3) als etwas im allgemeinen hingestellt wird ebensowie der Gebrauch des Konj. Perf. von *legere* und von passiven Verben als Potential (S. 205 f.), so ist es gewiß auch der ursprüngliche Mangel punktueller Aktionsart bei diesen Formen als Grund hierfür angeführt worden.

können. — Von der Art des potentialen Konj. Perf. mit Hervorhebung der Vergangenheitsbedeutung, z. B. Catull 67, 20 *Non illam vir prior attigerit* (= dürfte genahnt sein), wie ihn der Verf. S. 206, § 41 bespricht, hätten die Fälle, wo ein solcher Konj. in Verbindung mit *forsitan* auftritt, z. B. Cic. Tusc. III 36 *fortuna pervellere te forsitan potuerit et pungere, non potuit certe vires frangere* (es werden dort mehr Beispiele dieser Art angeführt) genau geschieden werden sollen, da doch in *forsitan potuerit* ein indirekter Fragesatz liegt.

Die §§ 57 ff. (S. 234 ff.) bieten eine interessante Übersicht über den Gebrauch der beiden Imperativarten und den Wandel, den dieser Gebrauch im Laufe der Zeiten durchgemacht hat. Wenn aber S. 241 f. erklärt wird, der Imperat. I. sei von zukünftigen Handlungen ähnlich gebraucht worden wie das Präsens *pro futuro* verwendet werde, wenn sich der Redende lebhaft in die Zukunft versetze, so halte ich diesen Hinweis nicht für recht bezeichnend, überhaupt aber nicht für notwendig. Ist doch die Handlung eines jeden Imperative, auch diejenige, die sofort vollzogen werden soll, vom Standpunkte des Redenden aus betrachtet, futural: die Handlung von *fac* ebenso wie die von *facito*; und dieser Umstand war es wohl, der eine Vermischung der Bedeutung beider Imperativarten hauptsächlich gefördert hat. — Was den Gebrauch des Imperative in Nebensätzen anlangt (S. 250, Anm. 7), so bietet er in Relativsätzen, die bekanntlich bei ihrer sehr lockeren Fügung alle Formen selbständiger Sätze aufweisen, nichts Auffallendes. Und auch in dem nach Lebreton (*Études sur la l. etc. de Cicéron*) zitierten Beispiel Cic. Cluent. 188 *Mihi enim venit in mentem, quid dici possit, tametsi adhuc non esse hoc dictum memento te* kommt, wie ich glaube, dem mit *tametsi* eingeleiteten Satze ein höherer Grad von Selbständigkeit zu, so daß also eine Art Parataxe vorliegt, zumal da gerade die Konzessivsätze oft die Kraft zeigen, sich selbständig zu erhalten, und die Einleitung eines Hauptsatzes mittelst *quamquam* (bei Tac. auch *quamvis*), *etsi* usw. nichts Seltenes ist.

Bei der Behandlung der einen Konj. umschreibenden Wendungen mit Verben der Möglichkeit, Notwendigkeit u. dgl. wird zwar eine Erklärung des schon S. 258 besprochenen Gebrauches von *paene* und *prope* c. Ind. Perf. = dem deutschen beinahe mit Konj. Plusquamperf. einige Seiten später (S. 265) unter Zurückweisung der Ansicht Ziemers angedeutet, doch fehlt eine Erklärung für den latein. Ind., bzw. den deutschen Konj. der Wendungen *numquam putavi* (*ausus sum* usw.) = niemals hätte ich geglaubt (gewagt) (S. 264). — Auch wird Ziemers Erklärung von *oportuit* mit Infin. Perf. (S. 261), wofür im deutschen Infin. Präs. gesetzt wird, eine Erklärung, die auf Tempusausgleichung hinausläuft, verworfen und als Grund für den Perfektinfininitiv die punktuelle Aktionsart desselben hingestellt. Die Aktionsart ist es

wohl auch m. E., die zur Erklärung dieser Erscheinung heranzuziehen ist; eine andere Frage ist es aber, ob der Inf. Perf. neben *oportuit* stets der punktuellen Aktionsart angehört. Es mag dies mitunter der Fall sein, insbesondere dann, wenn der Perfektinf. aktiv ist. Öfter scheint jedoch durch *oportuit* mit einer Perfektinf. nicht die Ausführung einer Handlung, sondern vielmehr das Ausgeführtsein derselben gefordert zu werden, d. h. es wird eine vollendete Handlung gefordert, wobei dann der Inf. die Aktionsart der vollendeten Handlung darstellt. So mag es wohl sogar in dem von Bl. zur Illustrierung seiner Ansicht beigebrachten Beispiele Terenz Haut. 685 sein: *Nam iam primum, si meum imperium exsequi voluisses, interemptam oportuit, non simulare mortem verbis, re ipsa spem vitae dare* sowie in anderen Fällen, wo *oportuit* mit dem passiven Inf. Perf., bzw. mit dem Part. Perf. verbunden ist. Für diese meine Ansicht spricht einerseits das verhältnismäßig seltene Vorkommen des aktiven Inf. Perf. neben *oportuit*, dem vermöge seiner Bildung vom Perfektstamme punktuelle Aktion zukommt, und das um so häufigere Vorkommen des Passivs mit seiner Aktionsart der vollendeten Handlung (gerade umgekehrt gegenüber dem Gebrauche des Konj. Perf. als Prohibitiv oder Potential), andererseits aber auch der Umstand, daß diese Perfektinf. nur neben Begriffen der Forderung und des Wunsches (außer *oportet* auch *volo, inbeo* usw.) sich finden; es wird der Willensäußerung dadurch, daß die bereits vollendete Handlung, also der fertige Zustand gefordert wird, hinsichtlich ihrer unverzüglichen Durchführung mehr Nachdruck verliehen. Für die Zuständigkeit dieser Perfekta spricht auch der analoge Gebrauch des Perfekts im Griechischen, wo in diesem Falle gewiß niemand an eine aoristische Handlung denken kann; ich verweise z. B. auf Dem. π. τ. ἐν Χερρόρον. § 49, Phil. III 65 usw. oder Pl. Apol. 30 c und 41 a *πολλάκις τεθνάναι*, vgl. auch Fälle wie Liv. XXVIII 14 *Tesseram... dedit, ut ante lucem viri equique curati et pransi essent.* — S. 271 ff. hätte der Verf. die Bedeutung des Partizips auf *-urus* nach der voluntativen und der potentialen Seite hin genauer scheidend und mit den Funktionen der Modi (des Konj. und des Optat.) vergleichen sollen. — Hinsichtlich des Verbaladjektivs mit dem Stamme auf *to* (Bl. sagt Verbaladjektiv auf *to-s*), das sich an die Stelle des indogerm. Perfektpartizips gesetzt hat, vertritt der Verf. mit Recht den Satz, daß diese Verbaladjektiva von Haus aus der Diathese des Verbs neutral gegenüberstanden (S. 302, § 71).

In der ziemlich ausführlichen Darlegung des Gebrauches der verschiedenen Genera des Infinitivs in Verbindung mit aktiven bzw. pass. Formen der Verba des Beginnens und Aufhörens (S. 308 ff., § 74) wird nach Konstatierung des bekannten Gebrauches, daß mit dem medialen Inf. die aktiven, mit dem passiven die passiven Formen verbunden werden, für die von der Regel abweichenden

Erscheinungen nach Abweisung von Ziemers Erklärung folgendes als Regel aufgestellt: „Bei diesen Konstruktionen ist das Subjekt, an welchem etwas geschieht (das leidende, grammatische) und das Subjekt, von welchem etwas geschieht (das handelnde, logische) zu unterscheiden. Je nachdem das eine oder das andere in den Vordergrund gerückt wird, wird die aktivische oder passivische Form notwendig.“ Wenn nun S. 311 von zwei Stellen gesagt wird, daß hier die Versuche, den Text mit der klassischen Regel in Übereinstimmung zu bringen, versagen, nämlich Liv. XXXV 35, 10 *Educi inde frequenter ante urbem in campum ad Eurotam anmem coepere* und XXXVII 12, 12 *Exasperato fluctibus mari iactari coeperunt*, so kann ich hiebei Bl. Ansicht nicht beipflichten. M. E. sind beide Infinitive, *educi* und *iactari*, medial zu fassen, wobei der erstere, von dem Heere des Lacedämoniers Nabis gesagt, 'anrücken' bedeutet, während *iactari* in der Bedeutung 'umhertreiben' (von der Flotte der Römer und des Eumenes) gebraucht erscheint. — Zuletzt behandelt Bl. (S. 311 f.) den sogenannten abundanten Gebrauch von *coepi* mit Inf. Akt. Hier hätte es sich empfohlen, auf den sprachlich-psychologischen Grund dieser Erscheinung näher einzugehen und von Fällen, wo *coepisse* wirklich überflüssig erscheint, diejenigen zu sondern, wo man ihm seine Berechtigung nicht absprechen kann. Sehen wir unter den angeführten Beispielen etwa Cic. ad fam. X 30, 3 näher an! Galba schreibt: *Itaque . . . recipere me coepi et levem armaturam opponere Maurorum equitibus*; er will hier jedenfalls den Beginn seines Rückzuges sprachlich genau bezeichnen. Durch ein *recepit me* hätte er den Vollzug desselben ausgedrückt; denn ein aoristisches *recepit me* kann, wenn es nicht bloß historisch (konstatierend) gefühlt wird, nur finitiv sein. Durch ein *recipiebam me* hingegen wäre wohl angedeutet worden, daß die Handlung noch nicht zum Abschluß gelangt war, nicht aber zugleich auch ihr Beginn. Demnach entspringt die Verwendung von *coepisse* hier einem Streben nach Genauigkeit des Ausdrucks, dem der Redende auf andere Weise nicht leicht gerecht werden konnte, und es deckt sich dieser Gebrauch von *coepi* so ziemlich mit dem von Bl. in der Anm. auf S. 312 im Anschluß an Georges erläuterten. In einem Falle wie Cic. fam. X 17, 2 *Cum primum posse ingredi coepit, ad omnia pericula princeps esse non recusabat*, hätte der Schreibende (Plancus) im gleichen Sinne auch sagen können *cum primum potuit ingredi*, ja sogar bloß *cum potuit ingredi*. Es lag ihm aber offenbar daran, die unmittelbare Folge der Handlung des Hauptsatzes (*ad omnia . . . non recusabat*) auf den Beginn der Handlung des Nebensatzes (*ingredi posse*) mit besonderem Nachdruck hervorzuheben, und zu diesem Zwecke setzte er *cum primum* und zu demselben Zwecke das hier nunmehr allerdings abundante *posse coepit*.

Zum Schlusse meiner Bemerkungen¹⁾ will ich nur noch der Überzeugung Ausdruck leihen, daß es wohl der gemeinsame Wunsch aller Forscher auf dem Gebiete latein. Sprachwissenschaft ist sowie all der zahlreichen Schulmänner, die für diesen Zweig wissenschaftlicher Forschung ein Interesse hegen, es möge das Erscheinen der folgenden Hefte dieses Bandes sowie das der übrigen Bände des vorliegenden trefflichen Werkes nicht allzu lange auf sich warten lassen. Die Herren Bearbeiter der einzelnen Teile können in diesem Falle des Dankes der beteiligten Kreise sicher sein.

Wien.

Dr. K. Kunst.

Übungsbuch zur Einübung der lateinischen Satzlehre. Für die III. und IV. Klasse österreichischer Gymnasien im Anschlusse an die lateinische Schulgrammatik von Josef Strigl unter Berücksichtigung der Grammatiken von Goldbacher, Scheindler, Schmidt und Schultz und unter Mitwirkung von Anton Popek, Prof. am k. k. Staatsgymnasium in Linz, herausgegeben von Josef Strigl, Prof. am k. k. Staatsgymnasium in Linz. In zwei getrennten Teilen: 1. Teil. A. Einzelsätze. B. Zusammenhängende Stücke. 2. Teil. Wortkunde. Lins a D., Ebenhöch (Heinrich Korb) 1902. 8°, XV u. 160 SS. Preis beider Teile (1. Teil geb., 2. Teil br.) 3 K 20 h.

Mehrfache Abweichungen von der Einrichtung, welche die in Österreich üblichen syntaktischen Elementarbücher bieten, machen sich an vorliegendem Übungsbuch zunächst bemerklich. Einmal will der Verf. die Syntax als Satzlehre gefaßt wissen und teilt demgemäß den Übungsstoff nach der Lehre vom einfachen und vom mehrfachen Satz — er weicht hiedurch auch von seiner eigenen Grammatik ab —, ohne freilich bei der Lehre vom einfachen Satze ein anderes Einteilungsprinzip zugrunde zu legen, als das herkömm-

¹⁾ In Hinsicht auf eventuelle Veranstaltung einer neuen Auflage des Werkes sei es mir gestattet, auf einige Versehen, zumeist Druckfehler, hinzuweisen, die mir bei der Lektüre aufgefallen sind: S. 20, Z. 4 unten *metaplasmo*, nicht *matapl.* — S. 139, Z. 15 oben (Ov. Met. 2, 139) *rota* (nicht *vota*). — S. 151, Z. 12 u. wäre richtiger 'verwendet' als 'verwendete'. — S. 156, Z. 9 u. Sall. Cat. 11, 8 *secundae* (nicht *secunde*). — S. 206, Z. 9 o. gleichfalls in einem Sallustbeispiele *Sullam* (nicht *Sulla*). — S. 284, Z. 16 u. 'Präsensstamm' st. 'Präsensst.', S. 288, Z. 14 u. 'konjunktivischer Protasis' st. 'konjunktischer Pr.', S. 310, Z. 4 u. *coeptum* st. *coepa* (*Casilinum*), S. 311, Z. 3 o. *annem* statt *annum*. — Hie und da wäre es für die Klarheit der Darstellung förderlich gewesen, wenn Bl. von dem typographischen Mittel des schiefen Druckes (wie es z. B. Golling getan hat) oder des Anführungszeichens Gebrauch gemacht hätte. Es sind dies Fälle wie S. 147, wo es in dem Satze: „Der. . . . Briefschreiber erinnert sich einer bestimmten Zeit, hier durch die angedeutet, in welche die Handlungen hineinfallen“ wohl geraten gewesen wäre, das Wort 'die' in der angedeuteten Weise als Abl. von 'die' zu kennzeichnen. Statt 'irrealer Wunsch' (S. 158 u.) hieße es wohl richtiger 'unerfüllbarer W.', bezw. 'unerfüllbar gedachter W.'

liche¹⁾. Im einzelnen finden sich manche didaktisch vorteilhafte Änderungen des Herkommens, wie z. B. die Einfügung der Lehre von der (dreifachen) Ortsbestimmung beim *Ablativus loci*. Eine besondere Bemerkung hätte Ref. an die Behandlung der Periode zu knüpfen. Der Verf. teilt den mehrfachen Satz nach Satzgefüge, Satzverbindung und Periode und widmet letzterer eine besondere Aufmerksamkeit. Ref. hat sich seinerzeit gegen Strigls Anschauung, daß die Lehre von der Periode keiner theoretischen Auseinandersetzung in der Grammatik bedarf, ausgesprochen und findet hier gewissermaßen durch Strigl selbst seine Ansicht bestätigt. Wenn Str. will, 'daß die historische Periode eingehend und sorgfältig geübt werde' und S. 101 f. und S. 155 ff. entsprechende Übungstücke bringt, so ist ohne präzise Regeln ein Auskommen nicht leicht zu finden und geht der Verf. solchen auch fernerhin aus dem Wege, so verweise er wenigstens in einer Anmerkung auf Vorbilder wie Caesar B. G. I 22. II 11. III 15. IV 24. V 54. VI 1. VII 27. — Der Verf. läßt weiter den üblichen stilistischen Anhang fallen. 'Das, was aus der sog. Stilistik und Synonymik zum Hausgebrauch notwendig ist, läuft von selbst mit.' Ganz recht, an systematische Vornahme dieser Partien ist nicht zu denken. Aber sind darum entsprechende Hülfen im Übungsbuche entbehrlich? Wie denkt sich der Verf. den Vorgang in der Schule? Der Gebrauch gewisser Synonyma muß schon am Untergymnasium fort und fort zur Sprache kommen. Soll z. B. der Lehrer jedesmal, wo es nötig ist, den Unterschied von *impetrare, consequi, adipisci, nancisci* entwickeln, ohne etwas anderes zu erreichen, als daß der Schüler momentan die richtige Wahl trifft, die er, weil ihm die die Worte des Lehrers nicht für immer gegenwärtig bleiben, bei der nächstbesten Gelegenheit verfehlen wird? Kurzum, Ref. fürchtet, daß der Mangel einer elementaren Stilistik als böser Fehler des Buches gegenüber seinen Konkurrenten gefühlt wird. — Zum Glück besitzt Strigls Arbeit auch ihre Vorzüge. Vor allem haben wir den Übungsstoff der III. und IV. Klasse in einem Bande beisammen. Welche Verkürzung der Wortkunde dadurch erreicht wird, weist Str. statistisch nach. Daß der Schüler in dem einen Bande recht heimisch wird, den er zwei Jahre hintereinander unter den Händen hat, daß er einen leichten Überblick über das ganze syntaktische Lehrgebäude gewinnt, und schließlich daß er für das eine Buch bedeutend weniger verausgabt als für die üblichen zwei, sind weitere unverächtliche Vorteile bei Str.s Neuerung.

Was nun die Beschaffenheit des Übungsmaterials anlangt, so werden nach dem Herkommen einzelne Sätze und zusammenhän-

¹⁾ Was Syntax als Satzlehre im strengen Sinne bedeutet, ersehe man aus des Ref. Einleitung zu dem eben ausgegebenen 1. Hefte des III. Bandes der bei Teubner erscheinenden 'Historischen Grammatik der lateinischen Sprache'; s. besonders S. 65 ff.

gende Stücke geboten. Der Verf. geht aber in jeder Beziehung seine eigenen Wege: anderweitig entlehnt ist kaum etwas Nennenswertes. Die einzelnen Sätze sind den lateinischen Autoren entnommen oder neu angefertigt. Was an diesen Sätzen sowie besonders an den zusammenhängenden Stücken zu loben ist, ist das stilistische unanfechtbare, von dem entsprechenden lateinischen Ausdrücke mit unter weitabliegende Deutsch; recht so: der Schüler soll auch eine Ahnung von dem stilistischen Unterschiede der beiden Idiome erhalten. Die zusammenhängenden Stücke sind der Leistungsfähigkeit der Schüler angemessen, die Variationen zu Nepos und Cäsar enthalten nicht zu weit gehende Änderungen der Originaltexte; selten findet sich wörtliche Anlehnung wie Nr. 206 (Eingang).

Das Urteil des Ref. gründet sich auf die Erprobung einer bedeutenden Anzahl von Stücken, die er zu Klassenarbeiten verwendete, bei welcher Gelegenheit er folgende Bemerkungen im einzelnen gesammelt hat: Nr. 188 bedarf der Text 'in Ekbatana, der Hauptstadt des Landes' die Bemerkung, daß *caput* 'Hauptstadt' nur im Nom. und Akk. gebräuchlich ist. — Ebd. bietet die Übersetzung der Worte 'Immer weiter zog er sich zurück' ohne Note ihre Schwierigkeiten. — Nr. 201 'zu Hilfe rufen'. Die Phrase ist im Vokabular unter 'rufen', nicht unter 'Hilfe' anzubringen. — Nr. 202 lies in der Überschrift I 32—37. — Nr. 207 'die Truppen in dreifacher Linie aufstellen'. 'Truppen' bleibt unübersetzt. — Ebd. 'anstürmen': fehlt im Vokabular. — Nr. 224 'zu diesen zählte auch der Äduerfürst Dumnorix': 'auch' bleibt unübersetzt. — Ebd. 'Cäsar gab sich große Mühe': 'große' ist durch ein Adverb wiederzugeben. — Ebd. 'das Zeichen zur Einschiffung der Soldaten': 'Einschiffung' fehlt im Vokabular; es ist verbal zu geben. — Nr. 232 'Die Gesandten überbrachten den Legaten': *legati legatis*? — Ebd. lies: Lebensmitteln. — Nr. 234 'am Kriegsrate teilnehmen' heißt *adesse in consilio*, nicht *concilio*, wie man im Vokabular liest. — Ebd. 'eine Marschordnung, wie sich der Feind keine bessere wünschen konnte, für diesen sehr günstig, für sie sehr ungünstig'. Eine korrekte Übersetzung der Stelle ist mit dem vom Vokabular gebotenen Mitteln unmöglich. — Nr. 235 'allgemeine Verwirrung': 'allgemein' fehlt im Vokabular. — Ebd. 'besonnen': fehlt im Vokabular. — Ebd. Was heißt 'sich ins Lager retten'? — Nr. 236 sind die Klammern 'in (aller) Stille' und '(eifrig) nachsetzen' mit Rücksicht auf die Angabe des Vokabulars überflüssig.

Diese meist nur formellen Unebenheiten lassen sich ohne tiefer gehende Änderung beseitigen; Gelegenheit hierzu wird die 2. Auflage bieten, die dem Buche, das mit Erfolg von manchem Schablonenhaften abweicht, in Bälde zu wünschen ist.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit [zahlreichen Gelehrten] herausgegeben von *Eduard von der Hellen*. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. (Seit 1902 im Erscheinen begriffen.) gr. 8°.

„Wir wollen wieder mehr in Goethe leben.“

Wenn *Werner Sombart* mit diesen Worten seine geistreiche „Deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“ (1903) beschließt, so deutet er auf eine trotz aller Kompliziertheit unserer Kultur nicht zu verkennende Tendenz des heutigen deutschen Geistes hin, deren Walten sich in den Wissenschaften, in der Dichtung, in der Weltanschauung allenthalben verrät — eine Tendenz, welcher 1899 der äußere Anlaß eines Jubiläums nur eben so weit noch nötig war, als vierzig Jahre zuvor dem Schiller-Kultus des liberal und national gesinnten Mittelstandes die Säkularfeier seines Schutzpatrons. Es wäre eine ebenso verlockende wie schwierige Aufgabe, das Kapitel „Goethe und die Gegenwart“ (vgl. die interessanten Ergebnisse einer Umfrage des „Literarischen Echos“ I: 1381, 1456) zu schreiben und solcherart einen Querschnitt durch unsere gesamte Kultur zu führen; an Vorarbeiten, wertvollen und völlig mißlungenen, fehlt es nicht.

Äußerliche Symptome der sich immer steigenden Geltung Goetheschen Geistes erkennt man unschwer in den vor und nach der Jahrhundertwende unternommenen, höheren Ansprüchen genügenden Goethe-Ausgaben, mag ihre Initiative nun aus mæcenatischer Pietät, wissenschaftlichem Eifer, kaufmännischer Unternehmungslust oder aus allen zugleich sich herleiten. Sie setzen Interesse für Goethe voraus und erscheinen selbst wieder als Voraussetzung solchen Interesses; in ihnen bietet sich, wenn irgendwo, Gelegenheit, die tausend und abertausend Wasserläufe der Goethe-Philologie, vom Strom bis zum Rinnsal, in ein Sammelbecken einzufangen; auf jahrzehntelange Dauer berechnet, nötigen sie die Herausgeber, nur das Wesentliche im Auge zu behalten, nur das absolut Feststehende zu behaupten, die eigene Persönlichkeit bescheiden im Hintergrunde zu halten. Und die Größe des alle Stände umfassenden Publikums, die Weite des Absatzgebietes ermöglichen es, daß Goethe-Ausgaben nicht nur verschiedenen, sondern auch ganz ähnlichen Charakters in erfreulichem Wettstreit nebeneinander zu existieren vermögen.

Schon vor geraumer Zeit ist eine sorgfältig durchkommentierte Edition in der Kürschnerschen Nationalliteratur, erst jüngst die von *Ludwig Geiger* eingeleitete 44bändige „Klassiker-Ausgabe“ (bei *Max Hesse*) fertig geworden; von den unter *K. Heinemanns* Leitung herausgegebenen „Werken“ (Bibliographisches Institut) liegen zur Zeit 9 Bände vor, und die Weimarische oder Sophien-Ausgabe hat wenigstens ihre 3. Abteilung („Tagebücher“) zum Abschluß gebracht und Abteilung 1 und 2 soweit gefördert, daß ein Ende der mühevollen Arbeit abzusehen ist. Nun

lenkt seit November 1902 ein neues, groß angelegtes Unternehmen die Aufmerksamkeit auf sich, eben jenes, das hier in Rede steht. 1906 ist ein Jahrhundert um, seit die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken (in der Schulsprache Ausgabe A) bei J. G. Cotta zu erscheinen begann; 1906 also soll die neue „Jubiläums-Ausgabe“ abgeschlossen vorliegen, das Material der „Ausgabe letzter Hand“ und aus dem Plus der Sophien-Ausgabe „das in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung wirklich Bedeutende“ umfassen, ohne Apparat doch die bisher gewonnenen textkritischen Erkenntnisse selbständig verwerten, jeden Band mit kompendiosen Einleitungen beginnen und mit erklärenden Anmerkungen beschließen. Auf 40 Bände berechnet, wird der Preis des vollendeten Werkes brosch. Mk. 48, Lwdbd. Mk. 80, Hfzbd. Mk. 120 betragen.

Man sieht, die Jubiläums-Ausgabe macht ihrer älteren Weimarschen Schwester keine Konkurrenz. Ihr Preis ist nicht nur großen Bibliotheken und bemittelten Privatleuten, sondern sehr weiten Kreisen des Publikums und — was noch erfreulich — dem Durchschnitt der Volksbüchereien erschwinglich; sie gibt überall nur Resultate der philologischen Bemühungen, nicht aber die letzteren selbst; ja ihre Mitarbeiter (unter denen Österreich durch W. Creizenach, A. Sauer, O. Walzel vertreten erscheint) gehören fast durchwegs auch zum Stabe der Sophien-Ausgabe. Der Verlag, der diesmal mit dem Dichter zugleich als Jubilar erscheint, hat für wirklich vorzügliches Papier und schöne, große Schrift gesorgt; daß die Broschierung nichts taugt (ein bei Cottaschen Publikationen nicht zum erstenmal bemerktes Gebrechen), hat bei einem solchen Werke, das als Hausbuch gebieterisch ein dauerhaftes Böcklein fordert, wenig zu sagen, und wenn uns die Einbandzeichnung, eine sezessionistisch frisierte, unwahrscheinlich kurzleibige Sphinx mißfällt und wir nicht begreifen können, wie das gleichgiltig dreinschauende Fabelwesen auf sein hohes Postament hinaufgekommen sein, was solcher „Buchschnuck“ (heißt es ja wohl?) gerade mit Goethes Werken zu tun haben mag, so liegt die Schuld vielleicht an uns. Doch dies beiseite: äußere Ausstattung des Werkes, geschmackvoll bescheidene Anordnung des exegetischen Zubehörs, wissenschaftliche Qualifikation der Herausgeber, der verhältnismäßig sehr bescheidene Preis, alles vereinigt sich, die Jubiläums-Ausgabe beim deutschen Publikum günstig einzuführen. Sie ist auf den Gebildeten gemeinhin berechnet; wir können sie an dieser Stelle insbesondere den Schüler- und (als einigen Ersatz für die wohl den meisten allzu kostspielige Weimarsche Ausgabe) auch den Lehrerbibliotheken unserer Mittelschulen mit gutem Gewissen warm empfehlen.

Von den bereits fertiggestellten Bänden unterziehen wir für diesmal bloß den ein- und zweiunddreißigsten, Benvenuto Cellinis von Goethe übersetzte Selbstbiographie enthaltend, einer näheren

Betrachtung. Wir heben diese beiden heraus, weil vorläufig sie allein in textkritischer Hinsicht durch bisher unbekanntes Material überraschen; derselbe Gelehrte, der den Cellini schon 1890 für die Weimarer Ausgabe bearbeitet hat, Wolfgang von Oettingen, fungiert auch hier bei Cotta als Herausgeber und sieht sich genötigt, seine eigene Textgestaltung nun mehrfach zu verbessern. Goethes Cellini ist bekanntlich zuerst in Schillers „Horen“ (1796 f.), dann (von einem unrechtmäßigen Sonderabdruck 1798 abgesehen) im J. 1803 in Buchform erschienen u. zw. überarbeitet, ergänzt und durch geistreiche Exkurse erläutert; sodann geht er 1818 in die Ausgabe B der Werke, später (1880) in C und somit in die Vulgata über. Nach v. Oettingens klarer Darstellung (Jubiläums-Ausgabe 31: 283 ff.) hatte sich der Text infolge Nachlässigkeit der Revidierenden auf dieser seiner Entwicklungslinie arg verschlechtert, zunächst 1803, noch weit auffälliger 1818, dann wieder trotz mancher Verbesserungen in der „Ausgabe letzter Hand“, der B als Vorlage diente; in der Weimarschen Ausgabe zunächst grundsätzlich auf die Überlieferung C verwiesen, konnte v. Oettingen manches aus den Lesarten sich ergebende kritische Bedenken gegen diesen Text nicht in Emendation umsetzen.

Seither ist erkannt worden, welche Wichtigkeit für den Text des „Cellini“ die bei Kaulfuß & Armbruster erschienene Wiener Parallelausgabe von B (B¹) ansprechen darf; hier wie in B wurde der Cellini nach einem durch Goethe oder einen anderen revidierten Exemplar der Ausgabe von 1803 abgedruckt, in Wien indes viel sorgfältiger als in Stuttgart. v. Oettingen hat nunmehr in der Jubiläums-Ausgabe, von seinen alten Lesarten der Weimarschen Ausgabe und von B¹ geleitet, den Text an mehreren hundert Stellen zu berichtigen vermocht, überdies die Orthographie der italienischen Eigennamen und manche kleine Irrtümer des Übersetzers nach neuen Ausgaben des italienischen Originals stillschweigend berichtet, während erheblichere Versehen Goethes in den Anmerkungen aufgewiesen und besprochen sind.

Diese letzteren sowie die Einleitung (31: V ff.) verdienen ganz besonderes Lob. Der Herausgeber, Philolog und Kunsthistoriker dazu — man kennt seinen ausgezeichneten „Chodowiecki“ (1895) — besitzt den seltenen Vorzug, was er sagen will, sehr deutlich, sehr knapp und dabei sehr gefällig sagen zu können. Wer sich, wie er, in der Exegese sonst stets auf das dem Gebildeten unumgänglich Notwendige einschränkt, dem läßt man gerne geistreiche, aber doch wohl überflüssige Charakteristiken Michelangelos, Leonardos, Raffaels (31: 292 ff.) hingehen. Auf dem Gebiete politischer Geschichte, meint Ref., hätte vielleicht noch etwas mehr gegeben werden können; alles Kunstgeschichtliche ist mit Zuhilfenahme der einschlägigen modernen Literatur sachlich genau erläutert.

In mehreren Einzelheiten sowohl d
Erläuterung kann Ref. mit v. Oettinger
Bd. 31: 67 führt Cellini eine Magd an,
lautet die Namensform schon in der Orig
schmiedes, so bei den Übersetzern und
auf den vorliegenden herab. Und doch ha
Ausgabe der *Vita* 1852 vermutet, daß
sonach ein Schreibfehler Cellinis anzuneh
mit Fritz Reuters Herrn Groterjahn zu
Name“; vgl. Potthasts Bibliotheca histor
wo unter den Kirchenheiligen drei verschied
aber keine Canida zu sehen ist. Da ma
zu einem winzigen Stückchen Unsterbli
absolut nichts weiß als den Namen,
richtiggestellt. — Cellinis Selbstbiograp
*uomini d'ogni sorte, che hanno fatto qua
o sì veramente che le virtù somigli*“, soll
schreiben. Goethe: „Alle Menschen, von
seien, die etwas Tugendsames oder T
haben“ u. s. f. Wenn v. Oettingen (31
„erbaulich klingende Reflexionen“ finde
Goethe sich entweder unter „Tugend“
gedacht haben muß, als was wir heute
stehen, oder — wahrscheinlicher — fals
Begriff die Renaissance mit „*virtù*“ um
— Benvenuto's Vater versteht einen kun
mit der Umschrift:

Rota sum: semper, quoquo me
welchen Vers Oett. (31: 288) als einen f
sieht, wiewohl es sich doch, wie der Au
(mit Ausnahme der langen Pänultima) feh
handelt; vgl. übrigens Handbuch der kl
schaft 2: 3⁸: 261. — Nach der Legend
von 1291—1294 nicht in Dalmatien, wi
sondern auf dem Tersato bei Fiume, v
rischen Litorale gehört, damals den
stand. — In Goethes anziehend-aph
Lebensbeschreibung Cellinis lesen wir
ihm [Cellini] nichts abgehe, was den
liebten bezeichnet, so legte er den Lim
Sonne einem Wanderer um den Schatten s
Wiesen sichtbar wird, mit demütigem St
mal der glänzenden Gegenwart jener göt

¹⁾ Bei Stadler und Heim, Vollständi
stehen ihrer sogar neunzehn keiner Can
horazischen Angedenkens kommt hier natürl

er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.“ Goethe zielt hier auf das, was die Lebensbeschreibung 31: 270 ff. und 32: 3 erzählt, auf Benvenuto's Visionen während seiner gräulichen Gefangenschaft in der Engelsburg und auf die Aureole, die Benvenuto erst von da an unter gewissen meteorischen Bedingungen sein Haupt umgeben sah und als sichtbares Zeichen jenes Verkehrs mit Überirdischen auslegte. Tatsächlich handelt es sich um eine ganz gewöhnliche Erscheinung, welche z. B. Ref. selbst wiederholt, einmal auf dem Stifiser Joch auch in Kombination mit dem sogen. Brockengespenst, beobachtet hat, und welche, worauf, wie mir dünkt, bisher kein Kommentar hingewiesen hat, Goethe selbst in der Farbenlehre (Weim. Ausg. 2: 1: 11), nicht lange nach seiner Übersetzung der Cellinischen Selbstbiographie und ohne Zweifel in Erinnerung an den betreffenden Passus derselben, beschrieben hat wie folgt: „Die Gelehrten, welche auf den Cordilleras ihre Beobachtungen anstellten, sahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein... Auch mir ist ein Ähnliches begegnet... Wahrscheinlich gehört hieher auch der Phänomen, daß Personen, die bei Anfang der Sonne an feuchten Wiesen her gehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, das zugleich farbig sein mag, weil sich von den Phänomenen der Refraktion etwas einmischt.“ So viel zur Interpretation; was den Text betrifft, so liegt in dem oben typographisch hervorgehobenen Worte eine fest eingewurzelte Corruptel des Goetheschen Textes vor, die freilich auf niemand anderen zurückgeht als auf Goethe selber. Im Manuskripte jener „Schilderung Cellinis“ (vgl. Weim. Ausg. 1: 44: 358 und v. Oettingen in den Lesarten ebenda S. 426) hieß es ursprünglich von der Hand eines Schreibers „heiligen Schein“¹⁾, was der Autor selbst am Rande in „Limbus“ korrigiert hat. Aber ich finde in den lexikalischen Behelfen nirgendwo einen Anhaltspunkt dafür, daß Limbus je das bedeutet hätte, was es hier bedeuten soll; wohl aber schreibt Goethe in der Farbenlehre (Weim. Ausg. 2: 1: 42), wo er von „subjektiven Höfen“ handelt, „daß ein solcher Nimbus um das leuchtende Bild in unserem Auge bewirkt werde“. Goethe hat sich m. E. bei der Korrektur des vom Schreiber hergestellten Manuskriptes verschrieben; man mag immerhin den „Limbus“ im Texte belassen, muß aber im Kommentar auf das Versehen hinweisen. — Wenn Cellini (vgl. Oettingen 32: 306, 308) den französischen Marschall d'Annebaut in einen Annibale (Goethe „Hannibal“) verwälscht, so handelt sich da doch um keine „Ver-

¹⁾ In einer handschriftlichen Skizze des Essays (ex 1798) steht „Schein um den Kopf“ (Weim. Ausg. 1: 44: 411); Cellini redet von einem *ispandore*. — Zur Sache selbst vgl. Joh. Müllers Lehrbuch der kosmischen Physik² herausg. von C. F. W. Peters S. 465 ff. „Die Glorie auf betauten Wiesen“.

drehung“, sondern um die alte und treubewahrte Gewohnheit der Italiener, fremdartige Namen sich mundgerecht zu machen, einen Bourbon zum Borbone, einen Xenophon zum Senofonte umzutaufern; vielleicht schwebten Benvenuto übrigens die Anibaldi vor, ein römisches Adelsgeschlecht der Region Monti, vgl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter 7: 739.

Wir behalten uns natürlich vor, die anderen Bände der Jubiläums-Ausgabe, sowie seinerzeit das gesamte Werk kritisch zu würdigen.

Wien.

Dr. Robert F. Arnold.

Just, Karl Dr., Kirchengeschichtlicher Unterricht. I. Teil:
Das Christentum und das Römische Reich (Präparationen). Darm

— — Kirchengeschichtliches Lesebuch. I. Teil.

51 und 61 SS. Altenburg, H. A. Pierer 1903.

Das kleine Büchlein im Umfang von 51 Seiten, dem ein kirchengeschichtliches Lesebuch beigegeben ist, wurde für die obersten Klassen höherer Mädchenschulen verfaßt. Entsprechend dem erziehenden Zwecke der Schule wurden nur solche Kapitel für den Unterricht ausgewählt, deren Inhalt in irgend einer Weise noch in der Gegenwart lebendig ist. Es schildert in sehr warm gehaltenem Tone das Christentum im ersten Jahrhundert, dessen Kampf mit dem Heidentum vom zweiten bis vierten Jahrhundert, das Mönchtum und endlich Aurelius Augustinus. Obwohl das Büchlein für protestantische Schulen bestimmt ist, läßt der Verf. dem Mönchtum eine so gerechte Würdigung zuteil werden, daß der plötzliche Übergang zur Ansicht Luthers überrascht. Auch würde man den Abschnitt über den Jesuitenorden kaum bei Behandlung einer Zeit erwarten, die sich bloß bis zum Jahre 529 n. Chr. erstreckt.

Es ist begreiflich, daß in einem kurzgefaßten Leitfaden mitunter Behauptungen historischen Inhalts auftauchen, die sich in ihrer Allgemeinheit nicht hinlänglich stützen lassen. Wenn der Verf. schreibt (S. 7), daß die Kinder im Altertum rechtlos waren und der Vater die Befugnis hatte, sie auszusetzen und zu töten, so gilt das offenbar nicht für die ganze Zeit und ist nur teilweise richtig. Denn in Sparta war eine eigene zur Prüfung der Neugeborenen bestimmte Behörde vorhanden, welche im Interesse des Gesamtstaates die Befugnis hatte, verkrüppelte Kinder auszusetzen (Plutarch, Lyk. 16). Aelian berichtet, daß in Theben die Aussetzung der Kinder bei Todesstrafe verboten und armen Eltern nur erlaubt war, ihre Kinder den Behörden zum Behufe des Verkaufes an Wohlhabende zu übergeben. Wie sehr die Rechte der Kinder geschützt wurden, ergibt sich daraus, daß die Käufer kontraktlich die Verpflichtung übernahmen, sie zu erziehen (v. h.

2. 7). Selbst das Verkaufsrecht wurde von Solon und anderen Gesetzgebern auf bestimmte Fälle beschränkt (Plut. Solon 13, 23). Erst zu Beginn der römischen Kaiserzeit ist bei der Zerrüttung aller Verhältnisse und wahrscheinlich infolge der langandauernden Kriegswirren die früher schon in Athen sporadisch vorkommende Kinderweglegung (*έγγυρισμός*), so häufig vorgekommen, daß Mursionius eine eigene Schrift dagegen verfassen zu müssen glaubte (Stob. 75, 15. 84, 21).

Ebensowenig läßt sich die Behauptung halten, „daß man bei Epidemien sich nicht einmal der eigenen Kranken annahm, sie aus dem Hause trieb und ihrem Schicksale überließ“ (S. 7). Thukydides berichtet nämlich in seiner Beschreibung der Pest in Athen, daß alle jene, welche auf Tüchtigkeit Anspruch machten (*οί άφορής τι μεταποιούνμενοι*), den Antrieben ihres Ehrgefühles (*αίσχύνη*) folgten und mit Selbstaufopferung die Kranken pflegten (I. II, c. 51). Ein Beispiel musterhafter Krankenpflege erwähnt Isokrates im Aeginetikos (c. 11). Auch dürfte bekannt sein, daß nach Beendigung des peloponnesischen Krieges viele attische Bürgerinnen Wärterinnendienste nahmen (Dem. 57, 35. 45), was auf eine entwickelte Krankenpflege schließen läßt.

Das Lesebuch soll den Schülerinnen Gelegenheit geben, durch eigene Anschauung sich mit den großen Gestalten und Zeiten der Kirchengeschichte bekannt zu machen. Es sollen die Herzen erwärmt werden für die idealen Güter des menschlichen Lebens. Die den Lesestücken beigegebenen methodischen Fragen haben offenbar den Zweck, die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu richten und der leichteren Einprägung zu dienen. Der vom Verf. gebrauchte Stil ist nicht überschwenglich, wenn er uns auch hie und da an den von Pastoren gebrauchten Predigerton gemahnt. Wir zweifeln nicht, daß die beiden Büchlein an protestantischen Mädchenschulen christliche Gesinnung und Frömmigkeit fördern werden.

Mies.

Dr. G. Juritsch.

Dr. Johann Müllner, Die Vereisung der österreichischen Alpenseen in den Jahren 1894/95 bis 1900/01. Pencks Geographische Abhandlungen. VII. Heft 2. Leipzig, Teubner 1903.

Der Verf. hat sich schon durch seine früheren Arbeiten auf dem Gebiete der Seenkunde, die ebenfalls in der von Hofrat Penck herausgegebenen Sammlung geographischer Abhandlungen erschienen sind, einen guten Namen gemacht. Dieses neue Werkchen bildet zweifellos einen weiteren wertvollen Beitrag zur Erforschung unserer Alpenseen. Wenn der Verf. in der Einleitung die Lückenhaftigkeit und Ungleichwertigkeit des ihm zugänglichen Materials beklagt, so

ist es doppelt anerkennenswert, daß es ihm dennoch gelungen ist, ein ebenso anschauliches wie lehrreiches Bild der Vereisung der österreichischen Alpenseen zu geben. Das Hauptgewicht der Darstellung fällt auf die drei Reschenscheideckseen, weil über diese die genauesten und umfangreichsten Berichte vorliegen; aber von den 40 Seen, die in Betracht kommen, werden alle zum mindesten gestreift oder wenigstens in den zahlreichen tabellarischen Aufstellungen gebührend berücksichtigt. Der sehr spröde und vieltätige Stoff findet, soweit die notwendige, reichliche Einschaltung von Daten und Ziffern es zuläßt, eine fesselnde und abgerundete Darstellung, der eine ebenso klare wie knappe Disposition zuhelfe kommt. Auf welche Dinge der Verf. sein Hauptaugenmerk richtete, ergibt sich deutlich aus den Überschriften der einzelnen Abschnitte: I. Einleitung; II. Gang der Vereisung. Hier unterscheidet der Verf. im Gegensatz zu Forel, der nur drei Zeiträume annimmt, vier Zeitabschnitte: 1. Die Zeit bis zur ersten Eisbildung. 2. Die Zeit zwischen der ersten Eisbildung und der Schließung des ganzen Sees. 3. Die Periode des geschlossenen Sees. 4. Die Zeit zwischen den ersten Tauspuren auf der Oberfläche und dem völligen Schwinden der Eisdecke. III. Der Einfluß der geographischen Lage auf die Dauer der Eisperiode. Ein Anhang enthält tabellarische Angaben über die Eisverhältnisse von 39 Seen in den Jahren 1895/96 bis 1900/01, die freilich bei vielen Seen infolge mangelnden Beobachtungsmaterials nur einige, oft nur zwei Winter dieses Zeitraumes umfassen. Wesentlich tragen zum Verständnisse bei die zahlreich in den Text eingestreuten Tabellen, die Textfiguren und die beiden angehängten graphischen Tafeln, die ein übersichtliches Bild der Eisverhältnisse der Reschenscheideckseen in den Wintern 1897/98 bis 1900/01 und des Veldeser- und Levicosees von 1895/96 bis 1900/01, sowie des Caldonazzosees im Winter 1900/01 geben. Sollten des Verf.s Hoffnungen auf reichlicheres und zusammenhängenderes Beobachtungsmaterial sich erfüllen, so hoffen wir unsererseits auch fernerhin durch ihn über dessen Bedeutung unterrichtet zu werden.

Wien.

Dr. Benno Imendörffer.

Die Grundgesetze der Wechselstromtechnik. Von Dr. Gustav Benischke, Oberingenieur. Mit 113 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1903. Preis geb. 4 Mk. 20 Pf.

Die vorliegende kleine Schrift bildet das 3. Heft der „Elektrotechnik in Einzeldarstellungen“, die vom Oberingenieur Benischke im Viewegschen Verlage ediert wird. Es ist diese

Schrift, sowie die beiden vorangegangenen: „Die Schutzvorrichtungen der Starkstromtechnik“ und „Der Parallelbetrieb von Wechselstrommaschinen“ in erster Linie für Studierende an höheren technischen Schulen und für schon in der Praxis stehende Ingenieure bestimmt. Dem Unternehmen wurde bei seinem Erscheinen vorzüglich deshalb reiche Sympathie entgegengebracht, weil die umfangreichen Spezialwerke über Elektrotechnik, sowie die Handbücher über diesen Gegenstand nur wenig zugänglich sind, da sie im Preise hoch stehen.

In der Einleitung wird die Definition eines Wechselstromes und seiner Konstanten gegeben, dann wird auf die Erscheinungen des einfachen Wechselstromkreises eingegangen und namentlich betont, daß das Ohmsche Gesetz für Gleichströme im Falle von Wechselströmen eine Modifikation erleidet. Graphische Darstellungen erweisen sich für die Festsetzung und Erläuterung der Begriffe sehr geeignet. Ebenso unterstützen Rechenbeispiele das Studium der vorgetragene theoretischen Sätze. — Im dritten Abschnitte werden die Verhältnisse bei gegenseitiger Induktion dargelegt; hierbei wird die Theorie der Transformatoren ausführlich auseinandergesetzt. Von Interesse ist auch die theoretische Erörterung des Umstandes, daß elektrodynamische Wirkungen auf größere Entfernungen nur mittelst Wechselströmen von sehr hoher Periodenzahl sich übertragen lassen, ferner die Deduktion des Gesetzes von der kleinsten Stromwärme und der kleinsten magnetischen Arbeit. In diesen Ableitungen ist der Verf. ebenso wie bei der Besprechung der ungleichmäßigen Stromverteilung über den Querschnitt eines Leiters den Arbeiten Stefans auf diesem Gebiete gefolgt. — Im vierten Abschnitte werden die sogenannten Kapazitäts-Erscheinungen behandelt und speziell der Fall betrachtet, daß Widerstand, Selbstinduktion und Kapazität in Hintereinanderschaltung sind, woran sich die Besprechung der elektrischen Resonanz anschließt. — Im fünften Abschnitte behandelt der Verf. die zusammengesetzten Wellenformen, wobei auf die Verhältnisse der Praxis die gebührende Rücksicht genommen wird. — Sehr klar sind im sechsten Abschnitte die Verhältnisse des Drehstromes dargelegt worden, wobei die Grundgleichungen mathematisch abgeleitet wurden, weil die übliche graphische Darstellung vielfach zu falschen Anschauungen über die Phasenverschiebungen zwischen den Zweigspannungen und den verketteten Spannungen, bzw. Strömen geführt hat.

In einem Anhange finden wir die Formeln zur Berechnung zusammengesetzter Wellenformen, ferner eine Zusammenstellung der Bezeichnungen und der Formeln, die in der Wechselstromtechnik gebraucht zu werden pflegen.

Wir empfehlen das Studium des klar und präzis geschriebenen Büchleins auch den Physikern aufs beste.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rud. Arendt. 8. Aufl. Nach dem Tode des Verfs bearbeitet von Dr. L. Köhler. Mit 279 Abbildungen und einer Drucktafel. Hamburg u. Leipzig, L. Voß 1903. 8°, 494 SS.

Am Schlusse einer kurzen Anzeige der 7. Auflage schrieb Ed. nieder: „Das im allgemeinen gute Buch ist aus früheren Besprechungen und durch seine praktische Verwertung in der Schule so bekannt, daß hier kaum etwas Neues darüber vorgebracht werden könnte.“

Eine größere Veränderung als jede bisherige Auflage der vorhergehenden gegenüber hat nun die vorliegende achte im Vergleich zur siebenten erfahren. Es ist dies größtenteils bedingt durch die „neuen Männer“, die daran gearbeitet haben; durch sie hat das Buch einen ganz eigenartigen, u. zw. vorteilhaften „Einschlag“ bekommen.

Arendt, „ein hervorragender Pädagoge, ein gewandter Experimentator, ein Mann von reichem Wissen und Können“, ist am 15. Mai 1902 dahingegangen; in Dr. Ludwig Köhler-Hamburg haben seine „Grundzüge“ einen würdigen Bearbeiter erhalten. Derselbe war aufs eifrigste bemüht, „die Experimente noch weiter durchzuarbeiten und sie mit möglichst einfachen Mitteln anschaulich und praktisch zu gestalten, und wußte ferner aus der reichlichen Fachliteratur mit glücklichem Griffe das herauszufinden, was für den Unterricht Wert hat, und es dem bisherigen Bestande der Schulchemie einzugliedern“. Viel derartiges Materiale ist besonders in der organischen Chemie nutzbringend untergebracht worden. Beispiele von neu aufgenommenen oder vereinfachten Versuchen: Darstellung von Brom aus Kaliumbromid. Darstellung der Halogene aus den Alkalimetallverbindungen durch den elektrischen Strom. Wirkung der Flußsäure. Kontaktverfahren — Synthese des Schwefeltrioxydes. Elektrolyse des Chlorbleies. Reduktion des Wassers und des Kohlendioxydes durch Magnesium. Schulversuche über Reduktion von Metalloxyden durch Aluminium-Pulver (und über Aluminothermie). Reduktion von Kohlendioxyd durch Kohle und von Fe_2O_3 durch Kohlenoxyd. Zersetzung des Wassers im elektrischen Lichtbogen. Wirkung von Schwefeltrioxyd auf Wasser. Über die grüne, bezw. blaue Farbe der Kupferchlorid-Lösung. Wirkung des Sonnenlichtes auf Silberchlorid. Verkupfern und Versilbern. Darstellung von Magnesium durch Elektrolyse des Carnallits. Farbenändernde Wirkung starker Salzsäure auf eine konzentrierte Lösung von Kupfersulfat oder von Kaliumchromat; desgleichen von konzentrierten Lösungen von Natriumchlorid und Kupfersulfat aufeinander. Zersetzung von Bleinitrat. Darstellung von Schwefelsäure nach dem Bleikammer-Verfahren. Gewinnung von „Bleichsalz“ und von Kaliumchlorat durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf eine verdünnte und kalte, bezw. auf eine gesättigte und heiße Lösung

von Kaliumchlorid. Starker Alkohol und Kristalle von Chromtrioxyd. Chromsäuremischung und amalgamiertes Zink. Chromoxyd durch Zusammenschmelzen von $K_2Cr_2O_7$ und S. Wasserstoffsäureoxyd. Kalziumphosphid und Wasser. — Zersetzung von Quecksilbercyanid durch Erhitzen. Kaliumcyanid + Schwefelsäure. (NB. Es ist nicht gut, die Anwendung dieses Gemisches „beim Insektenfang“ hervorzuheben! Ref.) Kalium-Kupfercyanid. Kalium-Silbercyanid. Zum qualitativen Nachweis der Elemente einer organischen Verbindung. Natrium aethylat. Fraktionierte Destillation. Jodoform. Entwässern von Alkohol mit gebranntem Kalk. Formaldehyd. Chloralhydrat + konz. Schwefelsäure. Chloroformdarstellung. Organische Säuren durch Oxydation von Alkoholen. Ameisensäure. Ferrichlorid + Natriumazetat. Oxalsäure. Äther. Äthylchlorid. Essigäther. Valeriansäure und ihr Amylester. Emulsion. Seife. Pflaster. Inversion des Rohrzuckers. Zuckerkalk. Verhalten von Zellstoff und Holzstoff zu Phlorogluzin und Salzsäure. Traubenzucker aus Zellulose. Stärke. Dextrin. Albumin. Fibrin. Kasein. Einwirkung von Pepsin und Salzsäure auf Eiweiß. Phenol. Benzoesäure. Nitrobenzol. Pikrinsäure. Anilin. Chlorophyll und natürliche Farbstoffe. Phenolphthalein. Fluoreszein. Eosin. Ätherische Öle. — Die Versuche aus dem Gebiete der organischen Chemie sind besonders deshalb von Wert, weil dabei Angaben über die Mengenverhältnisse gemacht werden, in denen die Körper zusammengebracht werden sollen und auch deshalb, weil sie alle wirklich leicht auszuführen sind, was bei anderen Buchangaben nicht immer gesagt werden kann.

Nahezu unverändert sind geblieben die Kapitel: Mineralogie, die wichtigsten Salze, Geologie und physiologische Chemie. Sonst sind überall die Resultate der neueren Forschung, u. zw. mehr als bisher, berücksichtigt worden.

Neu aufgenommen sind u. a. die Kapitel über verflüssigte Gase, elektrolytische Dissoziation, Elektrometallurgie, Gewinnung der Metalle und endlich über organische Elementaranalyse.

Von Änderungen in der Anordnung des Stoffes sind zu erwähnen: 1. Kap. „Atomlehre“ ist vor Kap. „Reduktionen“ gestellt worden, weil sich gerade der letztere Abschnitt zur Einführung und Übung einfacher chemischer Gleichungen vortrefflich eignet, und weil man nun auch die bisher dort gebrauchten qualitativen chemischen Gleichungen vermeidet. 2. Bei der Zersetzung der Salze gehen die Zersetzungen durch physikalische Kräfte (Wärme, Licht, Elektrizität) denen durch chemische Kräfte voraus. 3. In der organischen Chemie (NB. 117 Seiten gegen 353 Seiten anorganische Chemie) trägt die jetzige Reihenfolge mehr dem Zusammenhang zwischen den einzelnen Gruppen von Verbindungen Rechnung. 4. Im Anschluß an die Einführung der elektrolytischen Dissoziation ist versucht worden, eine Anzahl von Reak-

tionen in wässrigen Lösungen in einfacher Weise durch Jom-reaktionen zu erklären.

Der Stoff ist nun soweit vermehrt worden, „daß das Buch auch den höchsten Anforderungen einer Oberrealschule mit drei wöchentlichen Chemiestunden in den Oberklassen genügend ist“.

Es muß betont werden, daß alle Änderungen, welche die neue Auflage der 7. gegenüber erfahren hat, aufrichtig zu billigen sind.

„Das Manuskript zu dieser Auflage war bis auf wenig Einzelheiten vollendet, und es war schon mit dem Druck begonnen, als auch den Neubearbeiter Dr. Köhler der Tod ereilte: den 7. Februar 1903.“ Auch der Mitverfasser des mineralogischen Teiles, F. Nies, ist nicht mehr unter den Lebenden. Es wurde von der Verlagsbuchhandlung nunmehr Dr. L. Doermer die Aufgabe übertragen, „die geringen Lücken des Manuskriptes zu ergänzen und die Fertigstellung des Druckes zu besorgen“.

So viel ist gewiß, das Buch wird in seiner neuen Auflage keinen alten Freund verlieren, wohl aber manchen neuen für sich gewinnen.

Wien.

Job. A. Kail.

Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für Oberrealschulen von Dr. Rudolf Scharizer, Professor an der Universität in Czernowitz. 2. Aufl. Wien, F. Tempky 1902.

Die zweite, bereits approbierte Auflage dieses Lehrbuches besitzt neben manchen Vorzügen auch Eigentümlichkeiten, mit denen man nicht ohneweiters einverstanden sein muß. In der Kristallographie stützt sich die Darstellung in erster Linie auf die Symmetrieverhältnisse, was bei Realschülern, die infolge des Unterrichtes aus darstellender Geometrie genügend stereometrisch geschult sind, immerhin angehen mag. Aber die ganze Darstellung ist anfallend dürftig, was gerade für Realschüler nicht gerechtfertigt erscheint. Um nur Eines herauszugreifen, so fehlt jede Behandlung der Kombinationen, sowie die Anführung der ebenso lehrreichen als interessanten Beziehungen zwischen den Kristallformen und Reihen innerhalb jedes Systems. Besonders stiefmütterlich ist das tesserale System bedacht. Gegen den Vorgang, das trikline System an die Spitze der Erörterungen zu stellen und in jedem System mit einer schwierigen, flächenreichen Form zu beginnen, wird man aus didaktischen Gründen Bedenken haben müssen. Auch die Art der Ableitung der Formenreihen aus den Grundgestalten könnte ausführlicher und klarer behandelt sein. Warum der Verf. die so überaus anschaulichen Naumannschen Symbole konsequent vermeidet und sich mit den Weißschen Flächenzeichen begnügt, ist nicht erfindlich. Der Ref. möchte da hinsichtlich einer elementaren Be-

handlung der Kristallographie auf das neue, mustergiltige Werk von Bruhns hinweisen. Sehr zu loben ist das Kapitel über Mineralgenese. In der Petrographie sei bemerkt, daß die Identifizierung der primären Gesteine mit den plutonischen nicht ganz stichhältig ist, da es auch einfache, primär gebildete Gesteine gibt, wie: Steinsalz, Gips usw., die Sedimente nichtklastischer Natur sind. In der Geologie macht sich stellenweise ein gewisses Auseinanderfallen des Stoffes bemerkbar, so bei den verschiedenen Wasserwirkungen, bei der Bildung der Sedimente, wodurch im Unterrichte Zeit verloren geht. Bei den geotektonischen Kräften wäre wohl auch die Schwerkraft zu erwähnen gewesen, die, in radialer Richtung wirkend, überall in die geologischen Vorgänge eingreift. Wenn der Fachlehrer so viel Zeit erübrigt, um die Grundzüge der Geologie von Österreich, welche den Schluß des Buches bilden, durchzunehmen, dann ist er wirklich zu beglückwünschen.

In formaler Hinsicht scheint die allzu ausgedehnte Verwendung des Kleindruckes, namentlich im geologischen Teile, nicht wünschenswert; sonst ist die Ausstattung des Buches vortrefflich.

Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben. (Aus „Die Erde in Einzeldarstellungen“, II. Abteilung.) Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pf. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

An populär gehaltenen, tierkundlichen Werken herrscht wohl kein Mangel; das Buch, dessen erste und zweite Lieferung uns vorliegen, scheint jedoch tatsächlich eine originelle Arbeit zu sein, die in der zoologischen Literatur eine eigenartige Stellung einnehmen wird. Im Vordergrund stehen die bildlichen Darstellungen, und zwar verspricht der Herausgeber nur originale, photographische Tieraufnahmen zu bringen. Die gegebenen Proben sind sehr viel versprechend. Den Text schreibt der bekannte tüchtige Leipziger Zoologe W. Marshall; sein Name bürgt sowohl für eine modern wissenschaftliche Schilderung, als auch für das Einhalten des richtigen, volkstümlichen Tones. Mit vollem Rechte werden die alten, längstbekannten Tiergeschichten, Jagdhistorien und der Anekdotenkram beiseite gelassen und wird das Hauptgewicht auf die Schilderung des Zusammenhanges zwischen Lebensweise und äußerer Gestaltung der Tiere, also auf das biologische Moment gelegt.

Man kann dem Erscheinen der weiteren Lieferungen des interessanten Werkes mit Vergnügen entgegensehen.

Wien.

Dr. Franz Noë.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

: Lehrmittel-Ausstellung: Naturgeschichte¹⁾.

Da die naturhistorischen Anschauungsmittel zu den ersten gehörten, welche beim Unterrichte an Mittelschulen überhaupt zur Anwendung gelangten, so ist es von vornherein klar, daß an dieser Disziplin die außerordentlichen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften im letzten Dezennium gemacht haben, nicht spurlos vorüber gegangen sein konnten. Die Zahl neuerer Anschauungsmittel hat sich im Gegenteile so vermehrt, daß es weniger Mühe gekostet hätte, ein ganzes Museum mit solchen zu füllen, als aus dieser Fülle eine Auslese für den beschränkten Raum, wie ihn der Vortragssaal im Österr. Museum bot, zu treffen. Zudem fanden in diesem Saale auch die Vorträge und Lichtbilder-Demonstrationen statt, daher der ganze Mittelraum für diesen Zweck freigelassen werden mußte.

Zunächst war es klar, daß die Ausstellung in eine zoologische²⁾, botanische³⁾ und mineralogisch-geologische⁴⁾ Abteilung zerfallen müsse.

Auf dem Gebiete des naturhistorischen Unterrichtes hat sich in neuester Zeit ein vollständiger Umschwung geltend gemacht, indem Zoologie und Botanik heute auch an unseren Mittelschulen aufgehört haben, die rein beschreibenden Naturwissenschaften zu sein, sie sehen ihr Heil nicht mehr in der Kenntnis von möglichst vielen Arten wie ehemals, sondern begnügen sich mit der Erkenntnis einer ganz geringen Zahl von Vertretern des Tier- und Pflanzenreiches, welche aber in Beziehung auf Bau und Lebensweise und in ihren gegenseitigen Beziehungen die Schüler verstehen gelehrt werden müssen. Sie erklären wie die Physik die Erscheinungen, u. zw. die der Lebewesen, und sind daher zu Wissenschaften geworden, welche dem durch Anschauung vermittelten Denken

¹⁾ Vgl. diese Zeitschr. Jahrg. 1903, S. 943 ff.

²⁾ Obmann: Prof. Dr. A. Nalepa.

³⁾ Obmann: Prof. E. Scholz.

⁴⁾ Obmann: Prof. Dr. F. Noë.

von der niedersten Stufe des Unterrichtes bis zur höchsten die erste Stelle einräumen.

Auch die Mineralogie begnügt sich nicht mehr mit der Beschreibung von Mineralien, sondern sucht den gesetzmäßigen Zusammenhang der physikalischen und chemischen Eigenschaften mit der Kristallform darzutun und nachdem heute auch die sogenannten „amorphen“ Mineralien als Aggregate sehr kleiner kristallinischer Teilchen aufgefaßt werden, so ist die Beschreibung der Gestalt der Mineralien nur mehr ein Teil der Molekularphysik.

Daher muß endlich einmal, nach dem Vorschlage bedeutender Forscher Deutschlands, mit dem unrichtigen Namen „Naturgeschichte“ für diese Disziplinen gebrochen werden und muß hierfür ein mehr geeigneter, z. B. „Naturkunde“, eintreten.

In Würdigung dieser Tatsachen wurde denn auch unter dem Drucke der genannten Anlese und mit erster Berücksichtigung der von Fachkollegen ausgeführten Objekte und Apparate die Ausstellung inaugurirt.

Daher fehlten auch, was manchen Besucher überraschte, in der zoologischen Abteilung die einfachen Stopftiere, in der botanischen die Herbare, in der mineralogisch-geologischen Abteilung die Mineralien und geognostischen Handstücke. Solche Objekte sind eben uralt und hätten in den Rahmen der Ausstellung keineswegs gepaßt. Dagegen sah man Kollektionen eines und desselben Objektes zur Verteilung an alle Schüler während des Unterrichtes, solche von prachtvollen Granaten von Prof. Dr. F. Noë — Karl Ludwig-Gymn., Wien XII. —, von Steinsalz, Malachit und Gneiß — Maximilian-Gymn., Wien IX. In der Kristallographie traten die schönen künstlichen Kristalle des Gymn. im VI. Bez. Wien hervor und die sechs großen Modelle mit Darstellung der Achsen von Prof. Dr. P. Pfurtscheller am Franz Joseph-Gymn. in Wien — Prof. M. Wypiel — Realsch., Krems a. d. D. — brachte mit vielem Glücke mehrere Modelle zur Ausstellung, welche den Schülern die Vorstellung von Pyramiden-, Prismen- und Basisflächen, ferner die Abteilung der Protopyramiden, erleichtern sollen. Viele Abnehmer dürfte das Achsenkreuz nach Dr. K. Nestler finden, welches bei einem gefälligen Äußeren nicht nur die Pyramiden der sechs Kristallsysteme darzustellen, sondern auch eine Gestalt in die andere überzuführen gestattet. Prof. M. Wypiel stellte auch einen Apparat zur Veranschaulichung der Doppelbrechung des Kalkspates aus, während das Stifts-Gymn. Kremsmünster ein Prachtstück eines natürlichen Doppelspates beistellte, welches die Doppelbrechung auffallend zur Anschauung brachte und ein zweites, noch wertvolleres Exemplar, bei *OP* angeschliffen, um die optische Einachsigkeit dieses Minerals darzutun. Diese Anstalt lieferte auch einen schönen Flußspat zur Demonstration der Fluoreszenz. Zur Erläuterung des spezifischen Gewichtes stellte das Gymn. Neuhaus 13 Metalle in Drahtform bei.

Für die richtige Erfassung der neuen Richtung zeugten: Das Petroleum und die Industrieprodukte aus demselben — Gymn. Floridsdorf —, die Entstehung der Ackererde aus Granit, die Entstehung des Sandes und Sandsteines, Entstehung der Porzellanerde aus Porphy,

Gewinnung und Verwendung des Eisens usw. Die Staatsrealschule in XVIII. Bezirke in Wien brachte die Bleistiftfabrikation zur Ausstellung.

In der Geologie spielen Bildwerke und Wandtafeln eine besondere Rolle, und so fehlten denn auch nicht: Dr. Franz Toula, geologische Karte der Erde, geolog. Karte von Mittel- und West-Europa; Dr. F. Net. geologische Übersichtskarte der Alpen und eine nette geologische Bodenkarte von Wien von einem Schüler des Elisabeth-Gymn. angeführt. Allgemein gefielen die schönen Wandtafeln: „Tiere der Vorwelt“ von G. Keller und die geologischen und palaeontologischen Tafeln von Dr. A. v. Zittel und K. Haushofer.

Mit einem gewissen Bangen trete ich die Schilderung der zoologischen Abteilung an; denn hier war eine solche Fülle von prachtvollen und gleichzeitig instruktiven Objekten ausgestellt, daß man fast den Katalog abschreiben müßte, um nicht irgend eine verdienstvolle Arbeit auszulassen, ein Unternehmen, welches aber den Rahmen dieser Schilderung weit überschreiten würde, daher hier besondere Kürze geboten erscheint.

Die ausgestellten Objekte waren teils anatomische, teils biologische. Die anatomische Gruppe begann natürlich mit dem Menschen, einem Objekte, welches ja schon durch die Mediziner so zergliedert ist, daß man kaum glauben konnte, daß hier irgend ein neues Anschauungsmittel für unsere Schulen abfallen könnte, und doch hat es Prof. Dr. Pfurtscheller verstanden, durch, wie man glaubte, bereits bestehende Objekte leicht verständliche Tatsachen, für die Schüler noch leichter zugänglich zu machen. Er bewerkstelligt dies in der Weise, daß er neben musterhafte von ihm ausgeführte Präparate, meisterhafte Zeichnungen heftet, welche die dargestellten einzelnen Teile spielend erklären. Andererseits präpariert er die Objekte mit einer solchen Naturwahrheit und Anschaulichkeit, daß sie jedem Präparator von Beruf zum Muster dienen können. Kann es einen schöneren Kindeschädel mit Erläuterung des Zahnwechsels geben? Wie fein didaktisch durchdacht war seine Zusammenstellung von Hals- und Brustwirbel! Sehr lehrreich waren die herrlich präparierten Gliedmaßen-Skelette zur Erläuterung der Paar- und Unpaarhufer und die von der Firma Pichlers Witwe & Sohn ausgestellten blühend weißen Skelette anderer Wirbeltiere.

Prof. Dr. A. Nalepa — Elisabeth-Gymn., Wien V. — brachte einen in Glycerinalkohol aufbewahrten entkalkten Vogelknochen zur Ausstellung, welcher die als pneumatischen Apparat dienenden Höhlen und den Zweck der Knochenerde gleichzeitig zur Anschauung brachte. Ganz neu ist die Methode desselben Forschers, Gliedertiere, wie den Flußkrebs, trocken in der Weise zu präparieren, daß sie Farbe und Beweglichkeit aller Glieder jahrelang erhalten. Ich kann hier nur verraten, daß auch bei dieser Präparationsmethode der Glycerinalkohol die wichtigste Rolle spielt. Näheres wird Prof. Dr. Nalepa den Kollegen, die sich hierfür interessieren, bereitwilligst mitteilen. Vom Flußkrebs war auch der entkalkte Chitinpanzer zu sehen, ein Präparat, welches in der bekanntesten Weise hergestellt wird, jedoch in Sammlungen bisher kaum zu finden

war. Kehlkopf und raue Zunge der Hauskatze waren auf einer Ebonitplatte montiert, um zu zeigen, daß durch dieses neue Mittel das schwarze Glas völlig ersetzt werden könne.

Von sonstigen anatomischen Modellen mußte die Arbeit eines Schülers des Gymnasiums Kremsmünster Aufsehen erregen, welche in riesiger Vergrößerung und mit großer Genauigkeit die Schnecke mit dem Cortischen Organe aus dem Ohre des Menschen darstellte. Der Apparat zur Veranschaulichung der Atmung von Ostjörloh wird viele Nachahmer finden. Für Österreich neu waren die zahlreichen Deyrolleschen Modelle, welche die Firma Lenoir & Forster in Wien zur Ausstellung brachte. Sie betrafen die Anatomie oder anatomische Einzelheiten wichtiger und sehr schwer zu präparierender Tiere wie die Organe von *Amphioxus* u. dgl. Dieselbe Firma stellte auch die lehrreichen Modelle über Bau und Entwicklung von Eingeweidewürmern nach Prof. Dr. Czokor bei, außerdem aber eine ganze Reihe von eigenen Präparaten, welche wegen ihrer naturwahren und geschmackvollen Adjustierung vielen Anklang fanden.

Noch reichhaltiger war die biologische Gruppe besetzt. Hier sind namentlich die Beispiele zweckmäßiger Aufstellung von Spiritus- und Formalinpräparaten von Prof. Dr. Pfurtscheller, dann vom Präparator F. Henkel-Wien, von den Firmen A. Pichlers Witwe & Sohn-Wien, A. Müller-Fröbelhaus, Dresden-Wien mit ihren seltenen Larvenketten und Lenoir & Forster-Wien zu nennen. Letztere Anstalt lieferte auch die schönen Wernerschen Trockenpräparate von Fischen, während die Firma Pichler durch ihre Entwicklungsstadien von *Argonauta* glänzte. Prof. Dr. Pfurtscheller stellte drei verschiedene prachtvolle Präparate von *Eupagurus Prideauxii* bei, um die Lebensweise dieses Krebses, namentlich die Symbiose mit *Adamsia*, klar vor Augen zu führen. Zahlreich waren die Beispiele zur Erläuterung des Saison- und Geschlechtsdimorphismus höherer und niederer Tiere vertreten, worin die Firma Müller-Fröbelhaus Vorzügliches leistete. An Schönheit und Naturwahrheit der Ausführung größerer biologischer Objekte übertrafen sich die Firmen A. Pichlers Witwe & Sohn und Lenoir & Forster gegenseitig. Besonderen Anklang fanden: Die gemeine Fledermaus im Winterschlaf, eine Gruppe von 23 Tieren in allen ihren Stellungen in einem hohlen Baumstamm; Eichhörnchen im Bau; ein Hühnerhabicht mit einer Taube in den Fängen; ein Dorndreher, Insekten speisend u. v. a. m. Besonders reichhaltig war die Ausstellung an biologischen Präparaten von Insekten. Prof. J. Redtenbacher — Elisabeth-Gymn., Wien V. — brachte verschiedene Insekten auf einem Rindenstücke zur Erläuterung der Schutzfärbung zur Aufstellung, welche allgemein gefielen, wie auch seine Objekte über Mimikry; sein *Bacillus Rossii* war musterhaft aufgestellt, so zwar, daß der Beschauer diese Stabheuschrecke von ihrem Stützpunkte, einem dünnen Aste, kaum unterscheiden konnte. Auf letzterem Gebiete lieferten auch klassische Beispiele Prof. Dr. P. Pfurtscheller und die Firma Pichler, deren exotische Schmetterlinge viel Anerkennung fanden. Das Gymnasium des Collegium Borromaeum

in Salzburg stellte trocken präparierte Eidechsen bei, mit der Färbung des Tieres entsprechendem Boden.

Dr. Regen (Sophien-Gymn., Wien II.) konstruierte einen Apparat zur Demonstration der Schwimmbewegung des Tintenfisches, welcher in der II. Klasse recht gut Verwendung finden kann.

Unter den zoologischen Wandtafeln nahmen drei Originale Prof. Dr. Pfurtschellers und ebenso drei Reproduktionen nicht nur den ersten Rang ein, sondern übertrafen alle anderen Tafelwerke. Ein nähere Besprechung dieser Tafeln kann um so eher unterbleiben, als solche Gutachten in dem Rundschreiben der Verlagsanstalt A. Pichlers Witwe & Sohn in Menge zu finden sind. Es muß jedoch an dieser Stelle betont werden, daß nur der erfahrene Lehrer, der ausgezeichnete Präparate und meisterhafte Künstler imstande war ein Tafelwerk zu liefern, welches als das Ideal dessen angesehen werden muß, was wir für die Schule anstreben. Neben diesen Meisterwerken bestanden ehrenvoll die neueren Wandtafeln von Jung, Koch und Quentell, welche auf mattschwarzen Grunde sogar die anatomischen Details auf große Entfernung deutlich zeigen. Von den anerkannt ausgezeichneten Leuckartschen und von Engleders Wandtafeln sowie von Lentemann war eine Auswahl der neuesten Bilder zu sehen. Schreibers „Anatomische Wandtafeln“ mit zerlegbaren Abbildungen in Lebensgröße sind für den Privat- und Schulunterricht bestens zu empfehlen.

Der botanische Unterricht verfolgt heute nicht mehr das Ziel, den Schüler in die Kenntnis möglichst vieler Pflanzenarten einzuführen, sondern lehrt ihn, den innigen Zusammenhang zwischen Bau und Leben der Pflanze erfassen, er versucht die Pflanzen wie die Tiere als lebende Wesen darzustellen; daher heute das Hauptgewicht auf ein klares Erfassen des inneren Baues, der Lebensvorgänge im Inneren der Pflanze und auf die sogenannte Biologie gelegt wird. Daß die angewandte Botanik und die Einreihung in das natürliche System nicht ganz vergessen werden darf, ist völlig klar.

Wir in Österreich arbeiten heute in der Schule fast ausschließlich mit lebendem Pflanzenmateriale. Es bestand daher ursprünglich der Gedanke, als erstes Ausstellungsobjekt ein Tragbrett mit 40—60 lebenden Pflanzen derselben Art und den zum Präparieren und Demonstrieren der einzelnen Teile erforderlichen Utensilien, wie es eben in unseren Schulen gebräuchlich ist, aufzustellen und mit den Arten nach dem Blütenkalender zu wechseln. Ein solches Objekt wäre jedoch kein „neueres“ Anschauungsmittel gewesen und hätte eher vermuten lassen, daß diese Zusammenstellung ad hoc eingerichtet worden wäre.

Die mühsame Art und Weise, wie für den Unterricht diese zahllosen lebenden Pflanzen durch den Lehrer und die Schüler beschafft werden müssen, war schon oft Gegenstand der Erörterung in verschiedenen pädagogischen und Fachblättern. Alle diese zahlreichen Abhandlungen in Wort und Schrift, besonders durch die Professoren Dr. F. Nees und Hugo Lanner angeregt, konzentrieren sich in dem Wunsche, es möge in Wien zu diesem Zwecke ein Zentralgarten angelegt und an alle

Anstalten, wo nur möglich, ein botanischer Garten zum Studium der biologischen Erscheinungen eingerichtet werden. In der Ausstellung waren drei Pläne solcher Gärten zu sehen: der des Karl Ludwig-Gymn. in Wien, eingerichtet von Prof. Dr. F. Noß, des Schulgartens am Gymn. in Olmütz, angelegt von Prof. Hugo Lanner und der Riesenplan des Gartens am böhm. Gymn. in Raudnitz. Den beiden ersten Plänen war auch je eine erklärende Broschüre beigegeben, welche erweist, daß auch in diesen Gärten das neue biologische Prinzip zum Durchbruche gekommen ist. So weist Lanners Garten eigene Beete für Windblütler, Käfer-, Fliegen-, Bienen- und Nachtfalterblumen, zur Demonstration der Anflugstelle, für Befruchtung, für vegetative Vermehrung, für Schleuder-, Kletten- und kriechende Früchte, für sensitive Pflanzen u. a. m. auf. Wie ungleich schwieriger ist es, das Verständnis und Interesse der Schüler für die Pflanzen- und Tierwelt an jenen Anstalten zu wecken oder zu erhalten, denen ein solcher Garten fehlt! Nicht jeder Kollege hat das Geschick, eine so prachtvolle Sammlung von getrockneten Früchten herzustellen wie Prof. Dr. Pfurtscheller, oder so schöne Formalinpräparate wie Prof. M. Wypel (Krems a. d. D.) für den Realschulunterricht im Winter, und nicht jede Anstalt besitzt so lehrreich und mit voller Sachkenntnis ausgeführte Pflanzenpräparate wie das Sophien-Gymn. in Wien, hergestellt von unserem armen, so früh verstorbenen Kollegen König. Aber jede Lehranstalt kann sich um ganz geringen Preis einen Schaukasten beschaffen, wie ihn Ref. in Form einer Photographie zur Ausstellung brachte, in welchem nach und nach eine große Zahl leicht zu beschaffender lebender Pflanzen und die physiologischen Versuche zur Demonstration aller Schüler gelangen können. Dieser Kasten befindet sich an einer allgemein zugänglichen Stelle und ist einfach durch Erweiterung des Raumes zwischen den Doppelfenstern erzielt. Seine Gestelle sind wegen der häufig erforderlichen Nässe mit Zinktassen belegt. Jeder Pflanze und jedem Apparate wird eine Erläuterung, wie sie in der Ausstellung zu sehen war, beigegeben.

Die botanische Abteilung wollte dem Ausstellungsbesucher ein engumrahmtes Bild des neuen botanischen Unterrichtes namentlich in unseren Oberklassen bieten. Dem Schüler muß heute stets und immer wieder gezeigt werden, daß die in seiner Hand befindliche frische Pflanze auch wirklich lebt; es muß ihm schon bei Besprechung der Pflanzenzelle kargelegt werden, daß diese der Elementarorganismus sei, was am schnellsten durch Vorweisung der Rotation des Protoplasmas in den Zellen von Vallisneria oder Elodea, wie sie auch unsere Instruktionen fordert, erzielt werden kann. Dann erst kann auf die weitere Schilderung des Pflanzenaufbaues unter steter Hervorhebung des Zweckes der einzelnen Teile eingegangen werden. Die Erkenntnis des anatomischen Baues ist als unentbehrlich heute allgemein anerkannt, allein sie ist schwer zu vermitteln und bedarf außer dem Mikroskope einer geringen Zahl von Anschauungsmitteln besonders dringend. Es muß daher die besondere Bereitwilligkeit hervorgehoben werden, mit welcher Prof. Dr. Pfurtscheller sein selbst angefertigtes einziges Modell eines jungen Dikoty-

ledonenstammes zur Verfügung stellte. Um eines solchen Stammes zu erläutern — be für unsere Schüler —, stellte die Staats in Wien das Deyrollesche Modell, den darstellend, aus. Zur Erläuterung der spaltenförmigen und gehöft-getüpfelten Zellen drei von K. L. Kafka gearbeitete große Pfurtscheller ein selbstgefertigtes Modell Zellen mit gehöft-getüpfelten Wänden lie genügen vollauf, um auch die treppen-, net Verdickungen zu erklären, welche auch in Tafeln von Frank und Tschirch wieder sich bei den zahlreichen Erklärungen an ja klassenweise erschienen waren, daß die dem mitgebrachten Wissen) in der kurzen

Auf Grund dieser Erkenntnis, welche matischen Unterrichtes immer mehr vertie den letzten Stunden, in welchen erfahrung der ganzen Flora, auf die einzelne Pflanze gelegt wird und daher sein Interesse zu erla Physiologie im Zusammenhange bespre ein großes Unrecht, wenn man die allerw Wissenschaft den Schülern vorenthalten w wie ja einzelne in unseren Lehrbüchern ab dung allein, ohne Vorweisung des Apparats hat wie eine Abbildung eines physikalische bedarf keiner weiteren Auseinandersetzt sprechen sich auch für experimentelle Vor Behelfe: Oels, Detmer an. Tatsache ist j selten oder nie ausgeführt werden, weil kurz bemessenen Zeit, namentlich für de Gymnasium, und wegen der verbreiteten teuer und schwer zu handhaben seien, hier bespricht seine Apparate, wohl adjustiert, mit seinen Schülern in der Klasse und st versehen in dem oben beschriebenen Schauks Tätigkeit aus, wobei die Schüler in ihrer fr Unterstützung seitens des Lehrers dieselben großem Interesse tatsächlich beobachten. I stellung vor zahlreichen Kollegen gehaltene zur ausführlichen Erklärung aller von ihm $\frac{3}{4}$ Stunden gebraucht hat. Diese Appara zusammengestellt werden, die meisten mit Bücher, sie können jetzt aber auch um A. Müller-Fröbelhaus, Dresden-Wien geliefert werden. Ich muß mit großer Freu die erstere Firma den zahlreich an sie er genügen kann.

Die Reihenfolge der vom Ref. zur Ausstellung gebrachten Objekte, welche auch ungefähr seinem Lehrgange in der Schule entspricht, war folgende: durch den Schnell-Keimapparat, System Louis Schönjahn, für kleinere Samen und den vom Ref. ausgeführten Keimapparat für große Samen können in 2—3 Tagen eine Menge verschiedener Keimpflanzen herangezogen werden, um dem Schüler die Kotyledonen, die Wurzelhaube und das verschiedene Verhalten der Wurzelhaare u. dgl. zu zeigen. Wenn diese Keimlinge sich nicht mehr aus ihren eigenen Nahrungsspeichern zu ernähren vermögen, werden die spigigsten Exemplare in Nährlösungen weiter gezogen. Hierbei wird neben der vollständigen Nährlösung der eine oder andere wesentliche Nährstoff ausgelassen, um den Rückgang im Wachstum zu zeigen. Dann folgt die Vorführung des bekannten Diffusionsapparates zur Erläuterung der Ernährung der Pflanzenzelle und die Demonstration einer künstlichen Zelle, bestehend aus einem kurzen, weiten Glasrohr, welches beiderseits mit Schweinsblase verschlossen und mit gesättigter Zuckerlösung gefüllt ist. Diese „Zelle“ wird in eine mit Wasser gefüllte Glaswanne gegeben und es zeigt sich infolge der Wasseraufnahme sehr bald eine starke Außenwölbung der beiderseitigen Blasen. Diese einfache Vorrichtung erklärt dem Schüler gleichzeitig auch die „Turgescenz“ der Zelle und mit ihr auch die ganzer Pflanzenteile. Dem Schüler, der ja den Bau der Pflanze kennen gelernt hat, ist leicht klar zu machen, daß die Pflanze ein von einer organischen Haut umgebenes, in zahllose Kammern (Zellen) geteiltes Rohr (Stamm) ist, welches mit flüssigen und gasförmigen Stoffen erfüllt ist. Dieser Hohlraum zeigt an beiden Enden eine bedeutende Oberflächenentfaltung, unter der Erde die zahllosen Wurzelhaare, am entgegengesetzten Ende die Blattkrone. Es muß daher zunächst nach dem Gesetze der Diffusion und dann durch die osmotische Druckkraft ein Steigen des Wassers im Stamme stattfinden. Man schneidet daher den Stamm einer im Topfe gezogenen, spigig vegetierenden Pflanze eine Spanne über der Erde quer ab, setzt wasserdicht ein kalibriertes Steigrohr auf und wird nun in dem Rohre den Saft emporsteigen sehen. Der Schüler sieht auch, daß der in diesem „Wurzeldruck-Apparat“ aufsteigende Saft trüb, also kein gewöhnliches Wasser ist. Da die Pflanze neben gasförmiger nur flüssige Nahrung aufzunehmen vermag, so müssen die Nährsalze durch das in den Boden einsickernde Wasser gelöst werden, und können sie dies nicht, so vermitteln die Wurzeln selbst durch ihre sauren Zellsäfte die Lösung gewisser Stoffe. In der Ausstellung waren zwei geschliffene Platten von carrarischem Marmor zu sehen, in welche die Wurzeln einer Keimpflanze und einer erwachsenen Bohnenpflanze eingegraben waren. Hiedurch wird bewiesen, daß die Wurzeln imstande sind, den kohlensauren Kalk aufzulösen, um ihn in leichter lösliche Salze überzuführen.

Da der Wasserverlust einer Oberflächenzelle sich durch Diffusion aus der zunächst nach unten, bezw. nach innen liegenden Zelle ergänzt, diese Zelle sich wieder an einer dritten schadlos hält usw., so muß die Transpiration einen von der Wurzel nach den verdunstenden Blatt-

flächen gerichteten Wasserstrom verursachen Sprossen ein sehr bedeutender sein muß. U der Ausstellung zwei kalibrierte Tricht parallel gestellt; unter Wasser wurde das e andere mit einer dickeren Membran oben ver offenen Ende in Quecksilber getaucht. Es silber in dem Maße in den beiden Rohren dunstete, u. zw. in jenem Rohre bedente dichtereren Haut verschlossen war, was ja gan mit seinen dickwandigeren Zellen das Näh als das niedere zarte Kraut. Daß dies bei wirklich der Fall ist, zeigt ein Apparat Wasser gefüllten Glasrohr, in dessen ober einen durchbohrten Kautschukstöpsel ein dessen unteres Ende aber in Quecksilber ein das Quecksilber im Rohre in dem Maße st die Blätter verdunstet. Durch ein „U“-Roh Oels empfiehlt, war auch an einzelnen Blä meßbar gemacht. Durch ein gleiches „U“-R geführt, daß die Straffheit, der Turgor der gehalt bedingt ist.

In allen unseren botanischen Lehrbüch und Atmung eine besondere Wichtigkeit dieser Bücher ist auch der Assimilations in der Ausstellung in Tätigkeit zu sehen wa merkt, daß die Zerlegung von CO_2 nur im weiß, daß die chemisch wirksamen Strahl Spektrums liegen, so ist es wichtig, ihm zu nicht durch die violetten, sondern leuchtende hervorgerufen wird. Dies geschieht durch z glöcken, welche mit einer violetten, bezw werden. Ein im Wasser befindlicher Sproß gelben Strahlen beleuchtet, auffallende, d keine oder doch fast unmerkliche Sauerstoff

Zum Nachweise der Atmung dient gebildete Apparat. Ref. hat diesen Appara bessert zur Ausstellung gebracht. Der neu Gestalt eines Weinhebers, welcher oben du benen Glasstöpsel zu verschließen ist. Die großen Vorteil, daß man Wasser, Ätzkali un einfüllen kann. Zudem ist das Glasrohr bed Skala versehen.

Dem Schüler muß nun auch gezeigt Pflanze diesen Gasaustausch vermitteln. Es dem Schüler einfach zu tradieren, daß die Blättern die Spaltöffnungen, an verholzten St sondern man wird ersteres am Garreausc

Hilfe des Lenticellen-Apparates klar zeigen können. Beim Apparat von Garreau können die zeitraubenden Wägungen wegfallen, wenn man Versuchspflanzen wählt, welche an der Blattoberseite wenige oder gar keine Spaltöffnungen besitzen wie der Epheu. Der mehrfach abgebildete Lenticellen-Apparat wurde in der Weise verbessert, daß am kürzeren Ende des „U“-Bohres zu größerer Luftansammlung einige Kugeln angeblasen wurden.

Jeder Lehrer macht seine Schüler auf die interessanten Eigenschaften des Geo- und Heliotropismus aufmerksam, welche allenthalben beobachtet werden können; dieser kann namentlich an im Keimapparate gezogenen Pflanzen auffallend demonstriert werden, zur Erläuterung jenes sind jedoch einige äußerst instruktive und schöne Experimente notwendig. Hierzu wählt man zunächst den Zinkkasten mit Glaswänden von Sachs zur Beobachtung des Wurzelwachstums von Keimpflanzen. Auf einem Stativ bringt man zwei ganz gleiche Drahtkörbe von der Gestalt eines oben und unten verschließbaren Siebes an. Diese Körbe werden mit feuchten Sägespänen gefüllt und dann mit verschiedenen Samen besetzt. Die Wurzeln der Keimpflanzen kriechen, der Anziehungskraft der Erde folgend, durch die Sieblöcher nach abwärts, die Stengel nach aufwärts. Wenn nun die Wachstumsrichtung allseits klar zu sehen ist, wird einer der Körbe umgekehrt aufgehängt und man sieht nun, wie die nach oben gerichteten Wurzeln wieder nach abwärts, die Sprosse nach aufwärts wachsen. Da nun jeder Schüler glaubt, daß die Schwerkraft auf die Pflanzen diese spezifische Einwirkung hat, so muß ihm nachgewiesen werden, daß dies nicht der Fall ist, daß die Wurzeln irgend einer am stärksten auf sie einwirkenden Kraft folgen und die Stengel ein den Wurzeln entgegengesetztes Wachstum besitzen. Hierzu wählt man ein um eine horizontale Achse leicht drehbares Rad, an dessen Umfang in regelmäßigen Abständen einige Korke befestigt werden. Bringt man nun an diesen Korken lebende Keimpflanzen in jeder beliebigen Lage mit Hilfe von Stecknadeln an und dreht dieses Rad langsam, so hebt man die Schwerkraft auf und es wachsen die Pflanzen in der ihnen verliehenen Stellung weiter; wird das Rad jedoch mit Hilfe eines Elektromotors rasch bewegt, so überwiegt die Zentrifugalkraft und es wachsen alle Wurzeln nach außen, die Stengel gegen die Radachse hin.

Zum Studium der Bewegungserscheinungen waren einige lebende Mimosen zu sehen. Wichtig ist die Demonstration der *Selaginella lepidophylla*, der „Auferstehungspflanze“ Zentralamerikas, welche selbst im lufttrockenen Zustande immer noch so viel hygroskopisch gebundenes Wasser behält, daß sie durch Anfeuchten tatsächlich wieder auflebt.

Ein besonderes Augenmerk wurde der Gruppe der tierfangenden Pflanzen gewidmet. Die Staatsrealschule im VII. Bezirk Wiens stellte, wie es die frühe Jahreszeit ermöglichte, *Drosera*, *Utricularia*, *Sarracenia* und *Nepenthes* lebend aus, die übrigen Vertreter waren in einem Tableau von K. L. Kafka, beige stellt vom Gymnasium im XIX. Bezirk in Wien, dann getrocknet in prachtvollen Exemplaren in

Glassylindern von Müller-Fröbelhaus zu sehen. Die Firma A. Pichlers Witwe & Sohn stellte die zugehörigen schönen O. Brendelschen Modelle bei, welche zur Erläuterung der Fangvorrichtungen u. dgl. sich trefflich eignen.

Großes Interesse erweckten die beiden vom Theresianischen Gymnasium in Wien ausgestellten Tafeln: Einrichtungen zur Verbreitung der Samen und die vegetativen Vermehrungsorgane der Pflanzen, ebenso der schöne Schaukasten von Lenoir & Forster, enthaltend die Schutzmittel der Pflanzen gegen unberufene Gäste.

Auch alle Abteilungen von Sporenpflanzen kamen zur Ausstellung: die Süßwasseralgen mit schönen, entsprechenden Zeichnungen von Prof. Dr. Pfurtscheller; die Meeressalgen von Prof. E. Scholz; die niederen Pilze von Prof. Dr. Pfurtscheller, die schädlichen Pilze von Krieger, die schönen Formalinpräparate von *Puccinias graminis* und *Claviceps* von Prof. M. Wypiel; eine Sammlung von natürlichen „Sporenbildern“ höherer Pilze von Prof. E. Scholz. Die Flechten waren durch zwei schöne Tableau von Prof. J. Redtenbacher, die Lebermoose durch ein Formalinpräparat von *Marchantia* — Realschule, Wien VII. —, die Laubmoose durch *Polytrichum* von Prof. Wypiel vertreten. Derselbe stellte auch ein schönes Formalinpräparat, die Schachtelhalme betreffend, aus. Eine Tafel, die Entwicklung von *Aspidium filix mas* darstellend, lieferte die böhm. Realschule in Prag-Altstadt, während die „Wasserfarne“ *Salvinia*, *Marsilia*, *Pilularia* und *Isoetes* von Prof. E. Scholz lebend ausgestellt wurden.

Von den ausgestellten Wandtafeln sind für den botanischen Unterricht besonders zu empfehlen: die anatomischen und physiologischen Tafeln von Frank und Tschirch; für Erläuterung pflanzenphysiologischer Versuche die von Errera und Laurent, welche leider nicht einzeln abgeben werden; die schon bei Besprechung der zoologischen Ausstellung beschriebenen neuen botanischen Wandtafeln von Jung, Koch und Quentell, welche heute das Zweckdienlichste für den Unterricht bieten. Die Tafeln von A. Peter haben neben einem großen Format (70 : 90 cm) und besonders schöner Ausführung den Vorzug, daß sie auf die biologischen Erscheinungen großes Gewicht legen. Sehr schön sind die Anschauungsbilder von Pilling-Müller, allein sie bringen oft mehrere Pflanzen auf einer Tafel zur Darstellung. Die Englederschen Wandtafeln sind wegen ihrer Brauchbarkeit in der Schule und ihres sehr geringen Preises beizutragen zu empfehlen. Dasselbe gilt auch von den schönen, von Thomé neubearbeiteten „Ausländischen Kulturpflanzen“ von Zippel und Bollmann.

Der Ausstellungskatalog brachte zur Sektion Naturgeschichte noch einen „Anhang“, enthaltend Instrumente und sonstige Lehrbehelfe für alle drei Fächer. Hier ist neben allen Apparaten für Mikroskopie von der Firma C. Reichert in Wien und der sehr praktischen Demonstrationslupe von Prof. Dr. Noë in erster Linie das von der Firma Zeiss, Jena-Wien, ausgestellte Epidiaskop zu erwähnen. Dieser Apparat

dient zur Projektion horizontal liegender, undurchsichtiger Objekte mit auffallendem und zugleich auch durchsichtiger oder wenigstens durchscheinender Gegenstände mit durchfallendem Licht. Die während der Ausstellung mit diesem Apparate vorgenommenen Demonstrationen haben alle Zuschauer entzückt und wäre dringendst zu wünschen, daß an irgend einer zentralen Stelle dauernd ein solches Epidiaskop aufgestellt würde, um dann klassenweise von den Schülern aller Anstalten besichtigt werden zu können. Der Apparat stellt sich auf rund 1200 Mark und ist jederzeit Wien IX., Ferstelgasse 1 zu sehen. In dem Ausstellungslokale war auch ein ausgezeichnetes Skioptikon der Firma Lechner (W. Müller)-Wien aufgestellt, welches in zahlreichen Vorträgen die Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit dieses Apparates beim Unterrichte erwies. Zu letzterem waren Hunderte von Diapositiven der genannten Firma, ferner von A. Krüss in Hamburg, von A. Pichlers Witwe & Sohn transparent aufgestellt; auch lieferte der Verein „Skioptikon“ in Wien eine große Zahl naturhistorischer Bilder für einen durch ihn gehaltenen Vortrag.

In dieser Abteilung waren auch Süßwasseraquarien und Terrarien aufgestellt und endlich von Prof. Dr. Nalepa mehrere Naturobjekte aus Plastolin hergestellt, um dieses neue von ihm für den Unterricht eingeführte Anschauungsmittel weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Endlich waren in der Ausstellung alle neuen naturkundlichen Lehrbücher, soweit sie Illustrationen enthalten, zu sehen. Auf eine Schilderung derselben kann ich verzichten, da diese Bücher allen interessierten Kreisen bekannt sind; nur muß hier die von allen Ausschußmitgliedern der Sektion gemachte Wahrnehmung Ausdruck finden, daß von den Lehrbüchern nur die biologischen Anklang, zum Teil Begeisterung fanden. Großes Interesse erregten die zoologischen und botanischen Bücher von Schmeil, in welchen zuerst in Deutschland das biologische Prinzip zum Durchbruch kam, dann der „Grundriß der Naturgeschichte des Tierreiches“ von Nalepa und ein Probeheft zu dem etwas später erschienenen „Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreiches“ von G. Beck v. Mannagetta. Pokornys Lehrbücher, neu bearbeitet von Latzel, bzw. Fritsch, rissen die Beschauer durch ihre schönen farbigen Tafeln hin, auf welchen leider öfters mehrere Tiere oder Pflanzen verschiedener Art gleichzeitig dargestellt sind. Latzel hat die Neuauflags bereits auf biologischer Basis erscheinen lassen.

Ich schließe mit Schmeil¹⁾: „Wir hätten wohl somit erkannt, daß erstlich sowohl aus naturwissenschaftlichen, als auch aus pädagogischen Gründen eine Reform des naturgeschichtlichen Unterrichtes ein unabweisbares Bedürfnis ist, und zweitens daß diese Reform sich in einer weit stärkeren Betonung des biologischen Moments geltend machen muß; denn die biologische Betrachtungsweise ist allein imstande, den Unterricht zu einer Disziplin auszugestalten, die erstlich an Bildungswert

¹⁾ „Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes.“ Stuttgart, Verlag von Erwin Nägele 1900. 4. Auflage.

1140 *Sybel*, Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache, ang. v. J. H.

keiner anderen nachsteht, die ferner dem Schüler ein wirkliches Verständnis der Natur und ihrer Erscheinungen zu erschließen vermag, und die endlich dem Natursinne der Jugend eine kräftige und nachhaltige Anregung zu geben imstande ist.“

Wien.

E. Scholz.

Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Von L. v. Sybel. Marburg 1903, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 64 S.

Aus der Flut von Schriften über Erziehung und Unterricht an Mittelschulen ragt obige Broschüre vorteilhaft hervor. Wer der Verfasser ist und was er will, sagt er gleich in den einleitenden Worten: „Der Vater eines Maturus hat sich im Lauf der Jahre allerlei bemerkt, was er nun öffentlich aussprechen zu sollen meint. Um jeden falschen Verdacht, es handle sich um persönliche Empfindlichkeit, gleich an der Schwelle zu begegnen, so sei erwähnt, daß der Maturus die Klassen glatt durchlaufen hat, und daß stets das angenehmste Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer wie zwischen Schule und Haus bestand. Was hier vorgebracht wird, betrifft nicht das System, auch nicht dessen Prinzip, sondern den Ausbau.“ Aus einer späteren Bemerkung erfahren wir, daß der Verf. ein Sohn des bekannten Historikers Heinrich v. Sybel ist. Der Verf. hätte es nicht nötig, auf seine empfehlende Abstammung hinzuweisen, die Worte eines objektiv urteilenden Vaters über den öffentlichen Unterricht seines Sohnes werden bei besonnenen Lehrern immer einen Widerhall finden. Es sind größtenteils gesunde Ansichten, die unser „Vater“ entwickelt, und wir würdigen seine Vorschläge auch dort, wo die praktische Schulerfahrung uns eines anderen belehrt. Nur einiges wollen wir hervorheben. Im Kapitel „Kleidung und Frühstück“ spricht er sich gegen die gigerhafte Bekleidung des Gymnasiasten aus, fordert für den Schulpack einen Rucksack oder Tornister, als Stärkung in den Erholungspausen Milch, Hallen im Schulhause, in denen sich die Schüler auch in den regnerischen Tagen während der Pausen aufhalten können. In den Pausen sollen die Knaben sich herumtummeln, nicht philiströs paarweise im Kreis herumgehen. Er legt im folgenden Kapitel „Spielen und Turnen“ eine Lanze für das Schlagball-Spiel ein, wendet sich an die Stadtväter, sie mögen für baumumringte Spielplätze vorsorgen, u. zw. ehe es zu spät ist.

Den gleichen Wunsch sprach unlängst anlässlich der Eröffnung einer neuen Realschule Unterrichtsminister v. Hartel für die Wiener Mittelschuljugend aus. Mit Recht verwirft er alles Sportmäßige und auch die Preise: „Den Knaben lohnt die Freude an der Tat“. Der Gesang gilt ihm als ein wichtiges Erziehungsmittel, der Hausmusik redet er das Wort. Im Kapitel „Zeichnen“ betont S. das Zeichnen nach der Natur zu wenig; ihm ist der Mensch, wenn nicht der ganze, so doch der Kopf Hauptgegenstand des Zeichnens. Dagegen ist dem Verf. völlig beizupflichten, wenn er zum Schlusse dieses Abschnittes sagt, auch die

Zeichenstunde müsse an der humanistischen Erziehung mitwirken. Den Schreibunterricht will er vereinfacht wissen, insbesondere die sogenannte Reinschrift eingeengt sehen. Der Wichtigkeit einer guten Handschrift wird auch in unseren Schulen zu wenig Beachtung geschenkt. Für Französisch und Englisch steckt er folgendes Ziel: „Im humanistischen Gymnasium dienen die alten Sprachen von der untersten bis zur obersten Klasse als das Hauptmittel zur Geistesbildung; wenn an derselben Schule noch zwei andere Fremdsprachen gelehrt werden, Französisch und Englisch, so muß für diese das Ziel anders gesteckt, im wesentlichen auf eine gewisse Fertigkeit im praktischen Gebrauch beschränkt werden.“ Nun erst auf S. 31 kommt der Verf. zur „Sache“. Die alten Sprachen stellt er in den Mittelpunkt des humanistischen Unterrichts, nicht das Deutsche. Von den alten Sprachen will er dem Griechischen das Vorrecht eingeräumt sehen. Er beruft sich für seine Theorie auf Helmholtz, der für das bewährteste Mittel zur Erteilung der besten Geistesbildung das Studium der alten Sprachen hielt. Er beschreibt auch den methodischen Vorgang für die untersten Klassen in diesen Gegenstand. Die Lektüre müsse mit Homer beginnen — hier ist der Verf. offenbar von Wilamowitz und seinen Anhängern beeinflusst. Beachtenswert ist, was S. über die Übersetzung sagt (S. 37): „Die Übersetzung muß selbst verarbeitet sein, wenn sie erziehen soll. Im Gymnasium müssen die Klassiker in der Ursprache gelesen werden, nie in Übersetzungen. Das Gymnasium soll an die Quelle führen, wozu die Zisterne?“ — Nur Textausgaben sollen zugelassen werden, die Kommentare dienen den Schülern nur als Eselsbrücken. Festigkeit in der Grammatik ist eine Vorbedingung sicherer Interpretation. Photographische Reproduktionen beim Sachunterricht sollen groß und schön sein. In gleich richtig erfassender Art spricht S. über die weiteren Gegenstände Deutsch und Geschichte, Naturkunde und Mathematik, Religion und Philosophie. Die Erörterung der beiden letzten zitierten Disziplinen befriedigt wohl am wenigsten. Dem Studium der Philosophie überhaupt redet der Verf. das Wort, dagegen spricht er sich gegen die Propädeutik als besonderen Gegenstand aus. Ein gut geleiteter Unterricht in diesem Gegenstande könnte ihn eines Besseren belehren. Kräftig schließt der Verf. dieser sehr lesenswerten Schrift mit den Worten ab: *Ceterum censeo* „die Römer haben uns unterworfen, die Griechen werden uns frei machen“.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Wie studiert man Philologie? Ein Ratgeber für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen, von Wilhelm Freund. 6., vermehrte und verbesserte Auflage, unter besonderer Berücksichtigung der Vorschriften über Staatsprüfung und Promotion bearbeitet von Dr. H. Deiter, Prof. am königl. Kaiser Wilhelm-Gymnasium in Hannover Stuttgart, Violet 1908. IV und 212 SS. 8°. Preis 3 K.

Freunds Hodegetik, wie vorliegendes Werk ehemals betitelt war, erscheint hiemit in wesentlich neuer Gestalt. Aus der 5. Auflage ist herübergenommen, was zu halten war, namentlich das 2. (Name, Begriff und Umfang der klassischen Philologie), das 3. (Die einzelnen Disziplinen der klassischen Philologie) und 5. Kapitel (Die Meister der klassischen Philologie in alter und neuer Zeit); letzteres ist um acht Biographien vermehrt. In Bezug auf das 5. Kapitel möchte Ref. sofort ein Bedenken äußern. Es erscheint nämlich zweifelhaft, ob die bisherige Gepflogenheit von Verfasser und Herausgeber, noch lebende Philologen von der Darstellung auszuschließen, zweckmäßig ist. Im 'Triennium' hat doch Freund ganz anderen Grundsätzen gehuldigt und, wie es scheint, mit Recht. Um nur eines zu erwähnen, so knüpft sich an den Namen Wölfflin die ganze gegenwärtige Entwicklung der lateinischen Grammatik und Lexikographie, und andere Namen sind von ähnlicher Bedeutung. Es ist doch wohl für den Philologie Studierenden mindestens ebenso wichtig, die jetaigen Strömungen auf philologischem Gebiete kennen zu lernen wie die Leistungen früherer Gelehrter. — Eine vollständige Umarbeitung und Kürzung erforderte das 6. Kapitel: Die Bibliothek des Studierenden der klassischen Philologie. Ref. fürchtet, daß es auch in der gegenwärtigen Gestalt nicht genügen wird. Unter E. fehlt die hervorragende Arbeit von E. P. Morris, *On Principles and Methods in Latin Syntax*, New York und London 1901, unter H. erschienen fast nur Zeitschriften, die ausschließlich Abhandlungen enthalten, während das in der Philologie vielleicht mehr als in anderen wissenschaftlichen Fächern vertretene Anzeigewesen unberücksichtigt bleibt. Und doch ist Ref. der Ansicht, daß sich der Student mit der Lektüre eines Hermes oder Philologus nur ausnahmsweise befassen, wohl aber um die laufenden Erscheinungen auf philologischem Gebiete einigermaßen kümmern soll: jedenfalls lernt er

auf diesem Wege die mannigfachen philologischen Probleme samt ihren Lösungsversuchen am besten kennen. — Anhang B. 'Die jetzigen Lehrer der klassischen Philologie an den Universitäten des deutschen Reiches, Österreichs und der Schweiz' bringt Exzerpte aus den Vorlesungsverzeichnissen des Sommersemesters 1903. Wie hier Österreich zu seinem Rechte kommt, so wäre es auch im 7. Kapitel (Die Staatsprüfung) und im 8. (Die Promotion) zu wünschen. Die auf die Ablegung von Lehramtsprüfung und Rigorosen in Österreich bezüglichen Vorschriften sind leicht zugänglich und dürfen vom künftigen Herausgeber nicht wieder übergangen werden. — Im übrigen sei zugegeben, daß das Buch durch die wesentliche Erweiterung (von drei Bogen) auch an innerem Werte gewonnen hat, so daß sich seine Beliebtheit bei den Studierenden nur noch erhöhen wird.

Wien.

J. Golling.

Übungsbuch und Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische für die oberen Klassen vorwiegend im Anschluß an die Lektüre bearbeitet von Dr. Josef Pirig, Oberlehrer am kgl. Kaiser Wilhelm-Gymnasium in Köln. Glogau, Karl Flemmings Verlag 1902. 184 SS. 8°.

Der vorliegende Lehrbehelf ist, wie sein Verf. im Vorworte selbst gesteht, eigentlich nur eine neue Auflage der im J. 1899 erschienenen Abiturienten-Vorlagen, die nach den preußischen Lehrplänen vom J. 1901 vollständig umgearbeitet wurden. Dementsprechend enthält das Buch jetzt teils Aufgaben, die sich ziemlich enge an die Lektüre der oberen Klassen (meist an Livius und Cicero, doch auch an Sallust und Vergil) anschließen, jedoch so gehalten sind, daß in der Regel eine Reihe von Kapiteln zugrunde liegt und das Bedeutsamste übersichtlich zusammengestellt ist, teils freiere Übungstücke, die irgend eine Beziehung zur latein. oder griech. Lektüre haben und in Anlehnung an gelesene oder der Schullektüre zugängliche Stellen das vereinigen, was römisches Wesen und römische Geschichte unter Beleuchtung von der griechischen Kultur und Geschichte aus besonders kennzeichnet. — Die ersteren Stücke sind als Klassenarbeiten gedacht, die letzteren als Vorübungen für das Abiturienten-Examen. Damit beide auch für das mündliche Übersetzen nutzbar gemacht werden können, sind ab und zu Hilfen angebracht und weniger geläufige Vokabeln angemerkt, so daß viele Stücke auch ohne vorausgegangene Lektüre durchgenommen werden können. — Der sprachliche Ausdruck ist meist einfach und natürlich. Des öfteren wird auch Gelegenheit zur lateinischen Periodisierung geboten, aber nirgends steht der Schüler vor allzu schweren Satzbildungen. Ebenso wenig sind die modernen Ausdrücke, mit denen der Übersetzer bisweilen „ringen“ muß, zu verdammen; schärfen sie doch die Einbildungskraft und erheischen sie eine gewisse Denktätigkeit. Übrigens gibt der grammatisch-stilistische Anhang, der die besonders hervortretenden Eigentümlichkeiten des Lateinischen umfaßt, wiederholt Anleitung, wie solche freie Wendungen ins Lateinische übertragen werden können. — All die erwähnten Eigenschaften des Pirigschen Buches lassen es, ganz abgesehen davon, daß die einzelnen Stücke einen ziemlich mäßigen Umfang haben und sich durch einen prächtigen Druck auszeichnen, als überaus geeignet für den philologischen Unterricht am Obergymnasium erscheinen und stellen es in jeder Beziehung als Muster für ähnliche Erzeugnisse hin.

Kaaden.

Dr. Josef Fritsch.

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung
von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig und Berlin (Teubner) 1903. VI und
144 SS. 8°. Preis geb. 1 Mk. 40 Pf.

Bei der Auswahl von 48 Lesestücken hat der Verf. auf die Mittel- und Oberklassen höherer Lehranstalten insofern Rücksicht genommen, als sich ihr Stoff vielfach an die beim Unterrichte behandelten Themen schließt, bald ergänzend, bald zusammenfassend. Von den einzelnen Wissensgebieten haben Geschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, Kulturgeschichte und Völkerkunde, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig Vertretung gefunden. Die ausgewählten Stücke stammen durchaus aus Werken hervorragender Schriftsteller, Staatsmänner und Vertreter der philologisch-historischen Wissenschaften und sind inhaltlich bedeutungsvoll. Jedes Lesestück ist hinsichtlich seines Satzbaues und seiner stilistischen Eigenart kurz charakterisiert, bei einigen wird auch die Disposition berührt. Zum Nutzen für die jugendlichen Leser hätte letztere vielleicht etwas mehr betont werden sollen auf Kosten der überflüssigen Aufzählung aller Fremdwörter, die in einzelnen Lesestücken vorkommen, oder auch mancher für Schüler minder wichtigen stilistischen Bemerkung. — Das Buch ist für Schülerbibliotheken zu empfehlen, weil es seiner im Titel ausgesprochenen Tendenz trefflich entspricht. Auch als Diktierbuch für Fortbildungskurse in der Stenographie möchte ich es empfehlen, einerseits, weil durch seine Verwendung der Konzentration des Unterrichtes ein Dienst geleistet wird, andererseits weil sein ganzer Gedanken- und Wortkreis dem Bildungsgrade reiferer Mittelschüler angemessen ist.

Wien.

Franz Kunz.

Sieger R., Sechs Vorträge aus der allgemeinen physischen Geographie. Begleitworte zu einer Diapositivsammlung. Wien, E. Lechner 1903.

Dem Lehrer sollen die Vorträge nach des Verf. eigenen Worten nichts anderes angeben als „Hauptinhalt und Disposition“ seiner Ausführungen. In diesem Sinne begrüßen wir das Büchlein als einen wertvollen Behelf des Lehrers, wenn wir auch gewünscht hätten, daß der Beschreibung der Einzelheiten der Bilder ein breiterer Raum gegönnt worden wäre, zumal sich eine Darbietung im Rahmen eines zusammenhängenden Vortrages nur bei Wiederholungen als zulässig erweisen wird und der vom Verf. gebotene Stoff in seinem ganzen Umfange wohl nur in Wiederholungsstunden der Oberklassen unserer Mittelschulen auf Zuhörer rechnen darf, denen die Aufnahme eines so großen Wissensstoffes zugemutet werden kann.

Wien.

J. Müllner.

Programmenschau.

67. Jirka J. E., Isokrates, Über den Frieden; Euagoras, Helene. Ins Böhmische übertragen. Zwei Progr. des Komm.-Gymn. in Königshof 1900, 1901. 19 SS.

Der Übersetzer hat sich offenbar redliche Mühe genommen, um den Gedankeninhalt der Vorlage in begrifflicher Bestimmtheit und Schärfe umzuprägen und das Bestreben hat ihn auch einige glückliche Wendungen

finden lassen; da jedoch für das Anschauliche des griechischen Verbal-
ausdruckes meistens nur abstrakte nominale Ersatzmittel verwendet
werden — was bei dem Reichtum des böhmischen Verbuns an Formen
und Fügungen seltener nötig ist — hat infolge dieser Manier der Stil
der Übertragung eine überaus gesuchte und gespreizte Form erhalten,
die sich manchmal bis zur Unverständlichkeit steigert. Wie wohlthuend
wirkt dagegen die Lektüre von Piseckýs jetzt bald 400 Jahre alten
Übersetzung der Rede an Demonikos, die, so naiv und frei sie ist, doch
an Treue und durchsichtiger Klarheit nichts vermissen läßt. Aus der
Analyse des Stückes (Fil. Listy 1874) hätte der moderne Übersetzer für
seine Arbeit manche nützliche Regel schöpfen können. Die Übersetzung
ist auch sonst nicht frei von zahlreichen Ungenauigkeiten in Wortwahl
und in Auffassung des Sinnes; stellenweise stößt man sogar auf Kon-
struktionsfehler. Der Verf. zeigt Vorliebe für starke, überbietende, der
nüchternen Sprache des Redners nicht angemessene Ausdrücke; so werden
de pace § 13 aus τούς τὰ τῆς πόλεως διανεμομένους 'Blutsauger des
Staates', § 50 aus τοῖς βουλομένοις 'Landstreicher' gemacht; Hel. 47 wird
τὸν πολὺ τῇ γνώμῃ διαφέροντα gleich als 'Geistesheros' gedeutet; de
p. 27 heißt μόλις = mit übermenschlicher Anstrengung; ib. 49 τίς οὐκ ἂν
ἀγανακτήσειεν = 'wem würde das Blut nicht überwallen', H. 6 sind
κτήσεις keine Schätze, sondern Besitzungen; § 15 heißt μνηστῆσειν
χειροτονίαν um Stimmen buhlen, nicht die Stimmen sich sichern; συν-
θήκαι § 16 sind Vorträge, nicht Forderungen; § 33 steht πλεονεκτεῖν
nicht im Sinne von 'reich sein', sondern 'im Vorteil sein'; gänzlich falsch
ist daselbst ὃν οὐ βέλτιόν ἐστι übertragen; die Übersetzung von § 73
δηλῶσαι cet. beruht auf falscher Analyse; § 74 darf ἐκείθεν nicht mit
ἐμασκον verbunden werden, es weist (sowie § 70) auf folgendes hin;
§ 87 ἐν ἧν τοῦτο τῶν ἐγκυκλίων bedeutet nicht 'das Einzige war alljähr-
lich', sondern mit Anspielung auf die ἐγκύκλιοι λειτουργίας: Eines war
zu alljährlich wiederkehrender Leistung geworden; § 114 kam bei οὐκ
ἐλάττωστον cet. gerade der entgegengesetzte Sinn heraus, ebenso in § 123
bei οὐ διὰ τοὺς συκοφάντας cet.; § 127 ist τὰ μὲν ἀμελούμενα von
Isokrates ironisch gemeint; § 133 sind die beiden Accusative ὀλιγαρχικούς
δὲ τοὺς καλοῖς τε κάγαθούς τῶν ἀνδρῶν in ihrer Funktion verwechselt;
im Schlußsatz § 145 ist die logische Beziehung zwischen Subjekt und
Prädikat umgekehrt.

Korrekturbedürftig sind noch Stellen in den §§: de pace 12, 21,
28, 82, 35, 48, 50, 83, 110, 114; Euag. 4, 10, 13, 35, 41, 50; Hel. 2, 4,
9, 11, 16, 27, 32, 37, 38, 63, womit aber die Reihe der Ausstellungen
nicht erschöpft ist.

Merkwürdiges bietet die Übersetzung der Hypothesis zu der Rede
über den Frieden; ohne eine Ahnung zu haben, daß ὑπόθεσις, κενόλαιον,
τὸ συμφέρον, στάσις πραγματικὴ technische Termine der griech. Rhetorik
sind, hat der Verf., was er nicht verstanden, aufs Geratewohl übersetzt.

Strassnitz.

Alois Fischer.

68. Kauer Robert, Studien zu Pacianus. Progr. des k.k. Staats-
gymn. im XIII. Bez. in Wien 1902. 47 88.

Im ersten Teile dieser Studien stellt K. die Gattungen rhyth-
mischer Klauseln, die sich bei Pacian finden, zusammen; er unterscheidet
fünf Hauptformen:

I. — — — —, II. — — — —, III. — — — —, IV. — — — —
V. — — — —; hierzu kommen jene, die sich durch die möglichen Auf-
lösungen der Längen ergeben, und außerdem zu I. der Antipaat, zu II.

der Dochmius, zu IV. der Paeon secundus. Da sie nicht nur an den Satzschlüssen, sondern auch in den einzelnen Kolen konsequent angewendet werden und dabei durchaus in innigem Zusammenhange mit der Interpunktion der Handschriften stehen, so zieht der Verf. zunächst die m. E. richtige Folgerung, daß wir hier die Interpunktion des Autors selbst erhalten haben; zweitens zeigt sich eine vollkommene Übereinstimmung zwischen Quantität und Accent; die Fälle mit iambischer Silbenfolge, in denen dieses Prinzip verletzt zu sein scheint, werden außer durch Enklisis noch durch Oxytonese der vorhergehenden Länge mit Verlegung des Nebentones auf die Länge erklärt. Ganz besondere Interesse und zugleich praktische Bedeutung gewinnen diese Beobachtungen in ihrer Verwertung für die Textkritik. Hier werden sie einerseits dazu verwendet, die handschriftliche Überlieferung gegen spätere Änderungen mit Erfolg zu verteidigen, andererseits auch dazu, bei schwankender Überlieferung ein Kriterium für die Beurteilung der Handschriften selbst zu gewinnen.

Wenn man sich vor Augen hält, was z. B. Cicero (Or. 214) von dem feinen Gefühle für rhythmische Prosa von antiken Zuhörern erzählt, und was die Rhetoriker über die Klauseln lehren, so wird man die vorliegenden Studien, glaube ich, richtig verstehen und dem Verf. jedenfalls darin zustimmen, „daß Pacian sicher gefühlt hat, wenn ein Schluß un-rhythmisch war und sich mit anerkannter Geschicklichkeit bemähte, Derartiges zu meiden“ (S. 47).

69. Šorn Josef, Weitere Beiträge zur Syntax des M. Iunianus Iustinus. Progr. des k. k. I. Staatsgymn. zu Laibach 1902. 11 SS.

Den syntaktischen Beobachtungen schickt der Verf. einige „Wahrscheinlichkeitsgründe“ voraus, durch die er seine bereits im Jahre 1893/4 geäußerte Ansicht, der Epitomator sei „ein naher Verwandter des Iustinus Martyr“, stützen zu können meint. Ich gestehe, daß ich ihm hier nicht zu folgen vermag. Zum mindesten als gewagt muß man wohl eine Argumentation wie die folgende (S. 5) bezeichnen: „Wenn er (Iustinus) Präf. 6 weiter sagt: *sufficit enim mihi in tempore iudicium tuum, apud posteros, cum obtreactionis invidia decesserit, industriae testimonium habituro*, so wird er mit seiner Arbeit zu einer Zeit beschäftigt gewesen sein, in der sich eine große Anzahl schriftstellernder Widersacher und Neider Iustins an seinen Gönner herandrängte und er somit gegen diese nicht wenig anzukämpfen hatte. Dieser Gönner kann kein anderer gewesen sein als Marcus Aurelius, der selbst schriftstellerisch tätig war, somit von einer Schar von Schmeichlern leicht belästigt werden konnte.“ Hier vermag die Sicherheit im Ausdrucke wohl kaum die Schwäche des Arguments zu verdecken. Übrigens wäre der Umstand, daß beide Männer zur selben Zeit gelebt, noch kein Grund zur Annahme einer „nahen Verwandtschaft“.

Hingegen muß man dem Verf. zustimmen, wenn er auf Grund der Handschriften an zahlreichen Stellen das Perf. neben dem hist. Präs. gegen Rühl herstellt, und ebenso in dem Abschnitte über die *consecutio temporum*. In den sorgfältigen Zusammenstellungen über den Gebrauch der einzelnen Konjunktionen, die manches Interessante zur Kenntnis des Spätlateins bringen, wäre eine Hervorhebung durch stärkeren Druck zur Erleichterung der Orientierung wünschenswert gewesen.

70. Steinschneider Gerson, Neue französische Lyrik. Progr. der I. Deutschen Staatsrealschule in Prag 1902. 19 SS.

Was wir in diesem Schriftchen vor allem vermissen, ist die Begrenzung des zur Darstellung zu bringenden Gegenstandes. In einer Studie über „Neue französische Lyrik“ würden wir doch ein Wort über Sully-Prudhomme, Coppée und Heredia erwarten oder wenigstens eine Anbeuerung des Verfs., warum er sie von seiner Betrachtung ausschließt. Ihm scheinen aber als Repräsentanten der „modernen neufranzösischen Lyrik“ nur die sog. Symbolisten und daneben noch die Vertreter des „Art rustique“ zu gelten. Diese bilden denn auch den Hauptinhalt des Aufsatzes. Andererseits begreift man wieder nicht, was Mistral, der doch seinem ganzen Charakter nach, ganz abgesehen von seiner heimatlichen Mundart, der reine Gegensatz zur Mehrzahl der hier behandelten Dichter ist, in diesem Zusammenhange will. Richopin, der gleichfalls vorübergehend erwähnt wird, war entweder ganz beiseite zu lassen oder eingehender zu besprechen mit Rücksicht auf seine im Jahre 1894 erschienene, von seinen früheren Erzeugnissen in Inhalt und Färbung wesentlich verschiedene Gedichtsammlung „Mes Paradis“. Auch hätte dieser „ausdrucksgewaltige“ Dichter mit „La Mer“ in Parallele gestellt werden können zu dem S. 15 erwähnten Francis Viéle-Griffin. Sonst hat der Verf. namentlich die Symbolisten oder Décadents sowohl im allgemeinen (doch vollständiger bereits 1887 A. Baju in „L'Ecole décadente“, S. 9 f.), als auch in ihren einzelnen Vertretern, von denen mit Recht Paul Verlaine und Stéphane Mallarmé ein breiterer Raum gewidmet wird, gut charakterisiert und durch Proben dem Leser näher gebracht. Die anderen werden meist kürzer abgetan oder bloß erwähnt. Doch hätten auch noch Baju und Rimbaud Aufnahme verdient. Daß der Symbolismus „aus deutscher Quelle fließe“, ist wohl eine zu weit gehende Behauptung. Wenn auch von deutschen Dichtern Goethe und namentlich Heine z. B. auf Moréas einwirkten — Richard Wagner, der ja in Frankreich der populärste ist, kommt überhaupt nur für die Jüngeren in Betracht (um vollständig zu sein, müßte man auch Schopenhauer anführen, der von allen deutschen Philosophen in Frankreich der populärste ist) — so ist doch von fremden Einflüssen der englische bedeutend größer gewesen und hat sich namentlich früher als der deutsche geltend gemacht. Es ist keine bloße, literarischer Mode huldigende Phrase, wenn in dieser Beziehung (wie der Verf. S. 4 angibt) J. Moréas neben Vigny auf Shakespeare hinweist. Denn eine ganze Reihe poetischer Mittel, mit denen die Symbolisten arbeiten, finden sich tatsächlich in Shakespeare: man denke nur an die dunkle Sprache, die metaphorische Ausdrucksweise, das „Traumhafte“ vieler Gestalten u. a. Neben Shakespeare muß dann aber als einflußreicher Faktor die amerikanisch-englische Literatur veranschlagt werden, vor allem Poe, den nicht nur Mallarmé, sondern vor ihm schon Baudelaire, den ja auch der Verf. als Vorläufer dieser Dichterschule nennt, übersetzt hat. Als eigentliche „Quelle“ aber müssen wir doch in Übereinstimmung mit Moréas Alfred de Vigny ansehen, der eben die „Symbole“ in die französische Dichtung eingeführt hat; man vergleiche z. B. „La Colère de Samson“ und „La Mort du Loup“, wenn auch der hier eingehaltene Vorgang ein anderer ist als bei den Neuern. Außerdem hat man aber nicht bloß wie der Verf. den Gegensatz, in den sich die Décadents zu den Naturalisten stellten, sondern auch jenen zu den Parnassiens ins Auge zu fassen u. zw. hinsichtlich der sprachlichen Form sowohl, indem jene die Reimkünstelei verwarfen, als auch ganz besonders hinsichtlich des Stiles, indem sie wieder zur „persönlichen“, subjektiven Darstellungsweise der Romantiker zurückkehrten. Damit wären die Hauptelemente, aus denen sich diese neue Richtung zusammensetzt, angedeutet.

Wenn wir auch von seiten des Verfs. mehr Methode und größere Berücksichtigung der französischen Stimmen gewünscht hätten, so ist

doch demselben in der Behandlung dieses gewiß nicht leichten Gegenstandes Takt und Urteil nicht abzusprechen. Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel, insofern es sich um die Wahl eines modern literarischen Stoffes als Programmaufsatz handelt, Nachahmung fände.

71. Schneider Karl, Die Charakteristik der Personen im Aliscans. Progr. der n.-ö. Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs 1902. 21 SS.

In dieser Fortsetzung des im vorhergehenden Jahre begonnenen Aufsatzes werden die die Charaktere der einzelnen, diesmal heidnischen Helden des genannten altfranzösischen Epos betreffenden Züge jedesmal zu einem Bilde zusammengefaßt und zuletzt Christen und Heiden im allgemeinen einander gegenübergestellt. Die recht fleißige Arbeit gibt zugleich einen guten Begriff von dem allgemeinen Charakter einer altfranzösischen Chanson de geste.

72. Kowal Alois, L'Art poétique des Vauquelin de la Fresnaye und sein Verhältnis zu der Ars poetica des Horaz. Progr. der k. k. Staatsrealschule im III. Bezirke Wiens 1902. 13 SS.

Nach einer kurzen Bemerkung über die Vorgänger und die Quellen Vauquelins erörtert der Verf. an der Hand einer eingehenden Analyse des Inhaltes von dessen Poetik deren Verhältnis zu der des Horaz, das natürlich ein sehr inniges ist, und zu der des Aristoteles. Der Vollständigkeit halber hätte auch noch untersucht werden können, was der französische Schriftsteller dem italienischen Humanisten Vida verdankt. Im übrigen orientiert die Arbeit recht gut über den Stoff.

Wr.-Neustadt.

Dr. F. Wawra

73. Mayer Johann, Die Klosterpolitik Ottos I. Progr. des k. k. deutschen Staats-Obergymnasiums zu Ungarisch-Hradisch 1900/01 und 1901/02. 17 und 21 SS.

Man kennt die Folgen jener deutschen Kirchenpolitik, die mit Kaiser Otto I. anhebt, genau, und es gibt hierüber genug Erörterungen allgemeiner Natur und Spezialuntersuchungen. Weniger bearbeitet sind einzelne Teile, so das Verhältnis Ottos I. zu der großen Klosterreform, die von drei Zentren, vor allen von dem berühmten Kloster Clugni ausgehend, schon in den Tagen dieses Kaisers eine tiefgehende Bewegung verursachte und nicht bloß an den Päpsten und Kirchenfürsten überhaupt, sondern auch an dem Laienelement eine mächtige Förderung fand. Die Stellung, die Otto I. zu der Bewegung, soweit sie die Klosterreform betrifft, einnahm, an der Hand des gleichzeitigen urkundlichen und sonstigen Quellenmaterials gut übersichtlich gezeichnet zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden, auf sorgsamem Studien beruhenden Arbeit. Es wird hier der Beweis erbracht, daß Otto bei seinen Bemühungen um die Klosterreform nicht mit zielbewußter Initiative vorging, sondern die Bestrebungen seines Bruders Brun, des Erzbischofs Friedrich von Mainz und anderer auf das eifrigste förderte. Aus zahlreichen Belegen wird erwiesen, daß er der von Westen ausgegangenen Strömung folgte. Er trat entschieden für die Unabhängigkeit der dem Reich gehörigen und mit freiem Wahlrecht ausgestatteten Abteien ein, ein Bestreben, das

freilich manche Hemmnisse fand, das aber, wenn es verwirklicht wurde, dazu führte, daß auch die Klöster in die Lage kamen, die seitens des Reiches auf ihnen lastenden Pflichten zu erfüllen. Die Erweiterung und Befestigung der Macht der Bistümer und Abteien mußte dem Reiche selbst zugute kommen. Daher werden sie auf das reichste ausgestattet, werden zahlreiche Klöster vom Kaiser gegründet und Gründungen von anderer Seite veranlaßt. Moralisch und materiell neu gekräftigt stehen die Reichsabteien am Ausgang der Regierung Ottos I. da. Haben sie die volle Unabhängigkeit von jeder anderen als der kgl. Gewalt auch nicht erreicht, so war doch ein fester Grund gelegt, auf dem von den Nachfolgern des Kaisers weiter gearbeitet werden konnte. Soviel über den Inhalt der vorliegenden Arbeit. Es wurde schon angedeutet, daß der Verf. das zur Frage gehörige Quellen- und Hilfschriftenmaterial in umfassender Weise zurate gezogen hat. Die Arbeit ist eine streng methodische und die Darstellung durchaus sachlich gehalten.

74. Zimmert Dr. K., Tageno und der Brief Dietpolds, Bischofs von Passau. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Nikolsburg 1902. 16 SS.

Diese an Umfang kleine, sachlich aber sehr bedeutende Arbeit schließt sich den früheren Studien und Untersuchungen des Verf. über die Entstehung der *Historia de expeditione Friderici imperatoris* und „Zu Ansbert“ im 21. und 23. Band der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte und im 11. Band der Byzantinischen Zeitschrift (der Friede zu Adrianopel) aufs engste an und führt den Gegenstand in dankenswerter Weise fort. Man wird den ruhigen und sachgemäßen Ausführungen sowohl in dem, was über das Verhältnis der Briefrezensionen M(agnus) und T(ageno), als über die Abfassungszeit des Briefes und den Anteil Tagenos am Dietpoldbriefe gesagt wird, vollkommen zustimmen in der Lage sein. In jedem Fall bezeichnet auch diese Studie des Verf. einen entschiedenen Fortschritt auf dem Gebiete mittelalterlicher Quellenforschung.

75. Dr. O. Wanka Edler v. Rodlow, Beiträge zur Beurteilung der Zollpolitik König Albrechts I. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums in Kgl. Weinberge 1902. 15 SS.

Der Verf. gibt zunächst eine Würdigung der ganzen politischen Tätigkeit dieses kraftvollen Habsburgers und kühnen Realpolitikers und geht dann auf sein eigentliches Thema über, das er im Anschluß an das bekannte Buch von Aloys Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig, Leipzig 1900 behandelt. Mit Recht schildert er die Entwicklung des Reichszollwesens, das seinem Ursprunge nach kein germanisches, sondern ein römisches Institut war, wie auch die deutschen Könige als Nachfolger der Imperatoren das Zollrecht im ganzen Reiche beanspruchten. Der Verf. zeigt hierauf, wie der Einfluß der Könige auf diesem Gebiete infolge der großen Zollverleihungen an geistliche und weltliche Große allmählich sank und das Zollrecht des Königtums nach dem sogenannten Interregnum nur von so kräftigen Königen, wie es Albrecht war, scharf betont wurde und in seinem Kampf gegen die geistlichen Kurfürsten in die Erscheinung trat. Mit Schulte zeigt der Verf., daß Albrecht die Zollfrage nicht nur deshalb entrollte, weil er in ihr eine Handhabe gegen die Kurfürsten und ein Mittel zur Gewinnung der Reichsstädte erblickte, sondern daß er im Interesse seiner Hausmacht arbeitete, da ja der Gott-hardspaß, der von Italien zum Rhein führt, in der Hand der Habsburger

lag und er nun eben daran war, die Erbschaft der Grafen von Holland anzutreten. Dann lag die ganze Rheinstraße in seiner Hand und es mußte ihm daran liegen, die drückende Herrschaft der Kurfürsten am Rheine zu stürzen: *Rhenus apertus est et naves ascendere vel descendere libere potuerunt*, sagen die Kolmarer Jahrbücher. Bald entfaltet sich neues Leben auf der Rheinstraße. Es war, wie man sieht, eine großzügige, weitschauende Politik, die der König verfolgt, die, wie Schulte mit Recht bemerkt, Ansätze zu einem sich bildenden Nationalstaate zeigt und der das Gelingen konnte, was im benachbarten Frankreich die letzten Kapetinger durchsetzten. Wie sich die Zollpolitik Albrechts in den Ostalpenländern von ähnlichen Zielen leiten ließ wie am Rhein, wird in den Schlußteilen dieser Studie ausgeführt. Die verbrecherische Tat vom 1. Mai 1308 war daher ein Schlag, der nicht bloß für das Haus Habsburg, sondern auch für das Reich verhängnisvoll war. Die Errungenschaften Albrechts gingen schon unter seinem Nachfolger verloren, der, statt die Realpolitik seiner Vorgänger weiter zu verfolgen, dem Phantom der Weltherrschaft nachging.

76. Knittl M., Kaiser Ferdinand I. Für die Schule bearbeitet. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Görz 1902. 54 SS.

Da der Aufsatz keine wissenschaftliche Richtung verfolgt, so mag nur kurz darauf hingewiesen werden, daß er dem Titel nicht entsprechend nur bis zur deutschen Königswahl und -Krönung Ferdinands reicht, bis dahin aber übersichtlich gliedert und ansprechend geschrieben ist.

77. Komatar Fr., Die Teilnahme Hans Katzianers an den Kämpfen gegen Zápolya im Jahre 1527. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Laibach 1902. 23 SS.

Die Arbeit gibt zunächst eine Darlegung der nach Ludwigs II. Tode erfolgten Doppelwahl in Ungarn, wobei er nicht bloß die neuere österreichische, sondern auch die ungarische Literatur (Fraknói, Monumenta comitialia V usw.) zurate zieht, erörtert die Maßnahmen Ferdinands I. und Zápolyas zur Festigung ihrer Stellung und geht dann auf den Krieg Ferdinands wider seinen Gegnern ein, um sich schließlich ausführlicher mit den Operationen Hans Katzianers in Oberungarn zu beschäftigen. Der Verf. tut daran gut, denn J. Voigt hat in seiner Schrift „Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg“ (Raumers Hist. Taschenbuch 1844) die Sache nur nebensächlich behandelt. Die Arbeit, somit sie an frühere Studien des Verf. anknüpft, ruht zum großen Teil auf eingehenden archivalischen Studien und muß als ein recht dankenswerter Beitrag zur Geschichte der ersten Regierungsjahre Ferdinands I. bezeichnet werden.

Graz.

J. Loserth.

78. Haselbach, Prof. Joh., Die Verflüssigung der Gase. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1902, 35 SS.

In der Arbeit liegt ein lehrreiches Stück Geschichte der chemischen Wissenschaft vor, das, dem Verständnisse bevorzugter Abiturienten der Realschule angepaßt, nach der Meinung des Ref. als recht wertvoll bezeichnet werden muß.

Es kommt darin zur Sprache: I. Unsere Kenntnis der Gase bis zur Verflüssigung des Chlors durch Faraday; II. die Verflüssigung der

korerziblen Gase (von Faraday bis Cailletet); III. die Verflüssigung der permanenten Gase (Cailletet und Pietet; v. Wobrowski und Olszewski; Dewar); IV. Lindes Regenerativverfahren; flüssige Luft; V. die Verflüssigung von Argon, Wasserstoff, Helium usw.

In einer Übersicht sind die kritischen Konstanten und historischen Daten über einige Gase zusammengestellt. Ein Anhang bringt Angaben über a) tiefe Temperaturen und b) Anwendung der flüssigen Gase in der Industrie. — Die reichliche Anführung von konkreten Beispielen, an denen die Verflüssigung versucht oder ausgeführt wurde, ist lobenswert. Die dem Texte eingefügten zehn Abbildungen sind so klar gehalten, daß sie das Verständnis der Niederschrift auch wirklich unterstützen. Schade, daß vom Kleindruck gar so ausgiebig Gebrauch gemacht worden ist; es werden dadurch selbst gute Augen angestrengt.

Das Ganze aber ist interessant geschrieben; es wird darin vollkommen gehalten, was der Verf. in der Einleitung über die Bestimmung der Programmarbeit verspricht: „Sie ist in erster Linie für Schüler bestimmt und daher dem Verständnisse eines Realschul-Abiturienten angepaßt . . . , vielleicht wird sie auch manchem Lehrer als Hilfsbüchlein willkommen sein!“

Wien.

Joh. A. Kail.

79. Pühringer, P. Dr. Andreas, Ein Schulausflug nach Krems. Progr. des Stiftsgymn. zu Melk 1903. 8 SS.

Der Verf. zeigt sich als rastlos tätiger Lehrer, der seinen Schülern nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb derselben Kenntnisse zu vermitteln, in ihnen Liebe zur Wissenschaft und zur Heimat zu erwecken sucht. Er benützt dazu Ausflüge, und wie er seine Schüler vor zwei Jahren nach Carnuntum geleitete, führte er sie diesmal durch die Wachau nach Krems, wo das Museum und das prähistorische Ausgrabungsgebiet reiche Belehrung bot. Die mit Wärme geschriebene Darstellung dieses Ausfluges wird von den Schülern mit Begeisterung gelesen werden und gewiß manchen Fachgenossen zur Nachahmung anspornen. Mit dem Verf. teilt der Ref. den Wunsch: Wäre es doch möglich, einen Schülerausflug nach Italien zu unternehmen!

80. Mattel Viktor, Eine Reise nach den Kykladen. Progr. des k. k. II. deutschen Staatsgymn. in Brünn 1903. 18 SS.

Der Verf. berichtet über die Inselreise des Jahres 1901, bei der ihm Gelegenheit geboten war, auch die neuesten Ausgrabungen auf Kreta zu sehen, und versteht es, in verständlicher Weise ein fesselndes Bild der Eindrücke zu geben, welche die besuchten Örtlichkeiten auf ihn gemacht. Wir folgen ihm daher gerne auf seinem Wege von dem Treiben des Peiraiens zu den Ruinen des Aphaia-Tempels auf Aigina, weiter zum Poseidontempel in Kalauria, dem Theater in Eretria, dem Nemesiatempel in Rhamnus, besuchen das Schlachtfeld von Marathon und steigen hinauf auf das Vorgebirge Sunion. Über Keos, Syros, Delos, Mykonos geht es nach Paros zu den berühmten Marmorbrüchen, weiter nach Naxos und Thera, wo die alte Stadt eingehend besichtigt wird, bis wir nach Kreta gelangen. Auf Kreta, dessen Gouverneur nicht der Kronprinz Konstantinos, sondern der Prinz Georgios ist, läßt uns das archäologische Museum in Kandia und der Palast von Knosos zur eingehenderen Besichtigung länger weilen. Über Melos, wo die Nekropole besucht wird, geht

es nach Athen zurück. Der Verf. hat überall die wichtigsten Punkte, die für die Schule in Betracht kommen, in dankenswerter Weise zitiert angefügt; er zeigt die große Liebe für das Leben und Treiben des heutigen Griechenlands. Interessant ist sein Bericht über den Besuch der Akademie, das nach dem Muster der griechischen Organisation. Die Schreibung des Namens S. 4: Sam W. Archäologe. S. 10 wird von römischen Häusern. Ref. möchte diesen Ausdruck nicht gebrauchen, da römische Häuser sind keine römischen.

Der Verf. hat mit seiner Darstellung bei der studierenden Jugend einige Örtlichkeiten der griechischen Geschichte zu bringen; diese Absicht hat er nicht nur erfüllt, sondern seine Fachgenossen zu Danke verpflichtet.

Wien.

Eingesendet.

Soeben ist ein neues Bücherverzeichnis der Verlagsanstalt erschienen, welches in allen Sprachen von der Verlagsanstalt selbst auf Wunsch geliefert wird. Wie das nett und übersichtlich gehaltene Verzeichnis annähernd 70 Bücher in hübscher, moderner Ausstattung.

Die Anstalt steht auf keinem Parteistandpunkt und kämpft für die freie und ungehemmte Entfaltung der Wissenschaft.

Dr. Viktor Lembergers psychiatrisches Sanatorium am Alaunsee bei Komotau, gewährt den Angehörigen eine 20%ige Ermäßigung.







